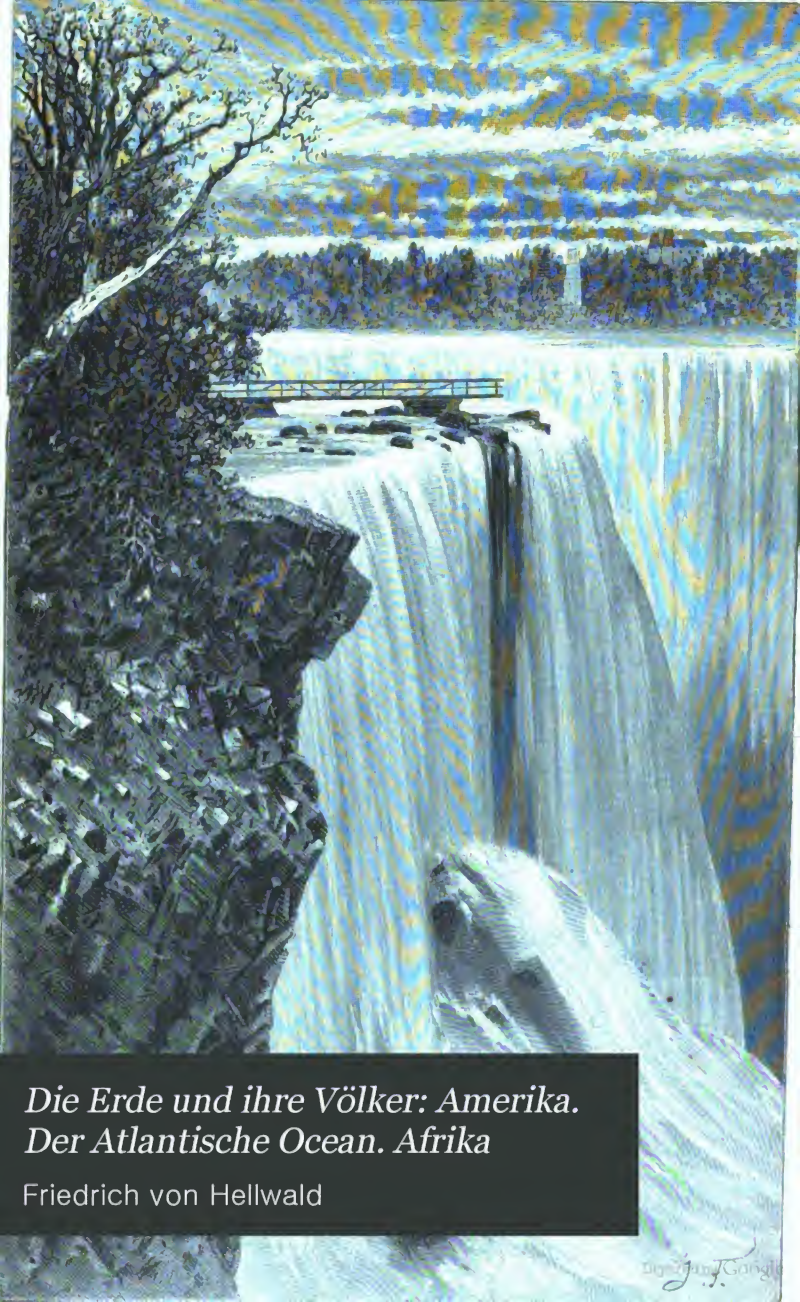


Die Erde und ihre Völker: Amerika. Der Atlantische Ocean. Afrika

Friedrich von Hellwald

Digitized by Google

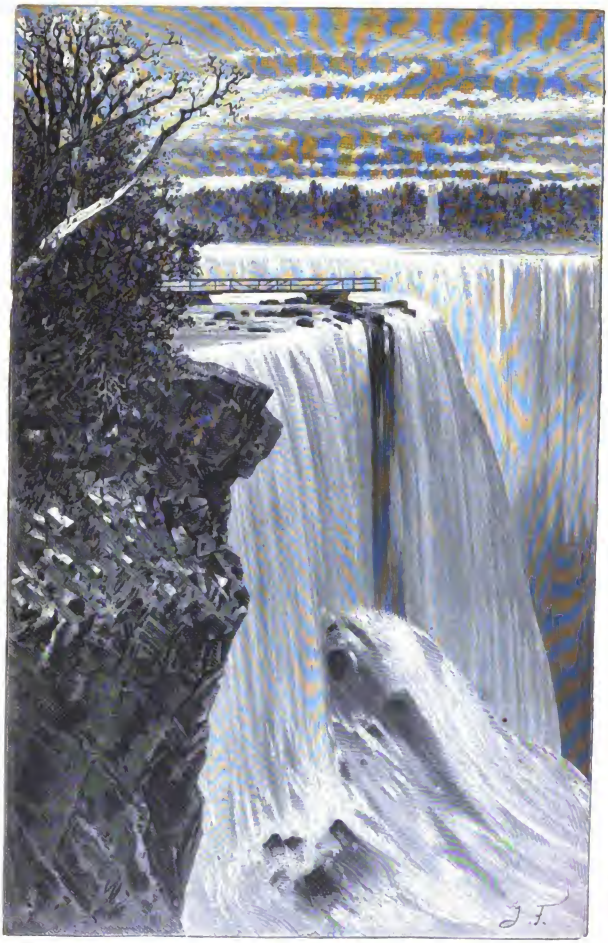
KAN
Hellwi
Digitized by Google

Digitized by Google

Die Erde und ihre Völker.

Digitized by Google

Digitized by Google



Niagara-Fall.

Digitized by Google

(I.c)

Die Erde und ihre Völker.

Ein

Geographisches Hausbuch

von

Friedrich von Hellwald.

Erster Band.

Mit Illustrationen von G. Franz, F. Keller-Leuzinger, Th. Weber u. A.

Stuttgart.
Verlag von W. Spemann.
1877.

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten.

Druck der C. Hoffmann'schen Buchdruckerei in Stuttgart.

Digitized by Google

Vorwort.

Als Verleger und Verfasser sich zu dem Plane des Werkes vereinigten, dessen Erscheinen eine geradezu überraschend günstige, überaus schmeichelhafte Aufnahme in den gebildeten Kreisen Deutschlands gefunden, schwebte ihnen ein Buch vor, welches in nicht allzuweit gestecktem Rahmen, in geschmackvoller Darstellung mit Heranziehung des besten Quellenmaterials und den Berichten der neuesten Reisenden die Ergebnisse der modernen Erd- und Völkerkunde zu einem lehrreichen und zugleich anziehenden Gemälde gestaltet. Wie weit solches gelungen, wird die Kritik zu beurtheilen haben, hier aber drängt es mich, meinem geneigten Leserkreise einige Anhaltspunkte zu geben über die Art und Weise, wie ich die selbstgestellte Aufgabe auffassen zu müssen meinte. Mein Buch ist nicht für Gelehrte geschrieben; diesen sage ich nichts Neues und versuche es hier auch nicht. Was das vorliegende Werk bezweckt, sind aus der Fülle und schwer übersehbaren Menge geographisch-ethnographischer Facten blos jene hervorzuheben, welche zu wissen jedem Gebildeten nothwendig sind, diese aber dafür in anmuthigerem Gewande vorzuführen, als dies den trockenen Lehr- und Handbüchern möglich ist. Natürlich erheischt dieser Zweck eine sehr ungleichartige Behandlung der einzelnen Objecte, von denen stets nur das Interessanteste und Wissenswertheste dem Leser zur Kenntniß gebracht werden sollte. Dieses aber wechselt von Land zu Land, von Volk zu Volk. An eine erschöpfende

Digitized by Google

Darstellung zu denken, verbietet schon der enge Rahmen des Buches, welcher zwei mäßige Bände nicht überschreiten soll, und Vollständigkeit ist deßhalb von vornherein gar nicht angestrebt worden, da sie den Zwecken des „geographischen Hausbuches" nicht entspricht. Dieses soll und wird hoffentlich als eine willkommene Ergänzung zu den schon vorhandenen Lehrbüchern dienen, weil es gerade vermöge der nothwendig obwaltenden Ungleichheit in der Behandlung und Vermeidung alles Schablonenhaften wichtigere Punkte ausführlicher und eingehender erörtern kann. So wurden z. B. die Gebiete, auf welchen sich die moderne Forschung in Centralafrika bewegt, und die Probleme, deren Lösung sie erstrebt, breiter gehalten, als sie sonst wegen ihrer vom Weltverkehre abgeschiedenen Lage verdienen würden. Vor Allem unerläßlich scheint überall indeß ein richtiges, lebendiges Bild von Land und Leuten, wenn auch nur in großen Zügen aber mit Berücksichtigung der neuesten Forschungen. Nur wo besondere Momente ein weiteres Ausmalen desselben verlangen, ist dies und zwar meistens mit den Worten der neuesten und mit Vorliebe deutscher Beobachter selbst geschehen. Als Herausgeber einer der ältesten geographischen und naturwissenschaftlichen Organe Deutschlands konnte mir nicht verborgen bleiben, wieviel des gediegensten Materiales sich in solchen Zeitschriften aufgespeichert findet, welches zwar seinerzeit vom Publikum gelesen, aber seinem Gedächtnisse wieder entschwunden ist. Nun ist es für keinen Eingeweihten ein Geheimniß, daß in der Gegenwart gerade in den Aufsätzen der mannigfaltigen periodischen Schriften fast auf allen Gebieten die neuesten Fortschritte zuerst niedergelegt zu werden pflegen; erst viel später erscheinen dieselben in eigenen großen Werken codificirt. Aus dem frischen Borne solcher Schilderungen habe ich, ohne die neueren selbständigen Erscheinungen zu vernachlässigen, vornemlich geschöpft, und glaube gerade damit, daß der Leser mit den Entdeckern und Erforschern fremder Länder oder Sitten in unmittelbare Berührung gebracht wird, den angestrebten Zweck am vollständigsten und sichersten zu erreichen.

Sollte es Jemandem gefallen, in dieser ausgiebigen, übrigens stets sorgfältig vermerkten Verwendung glaubenswürdiger Quellen eine einfache Compilation zu erkennen, so soll ihm dies nicht verwehrt sein; Jener, welcher der geographischen Wissenschaft näher steht, wird hoffentlich sehr bald inne werden, wie unter dem Anscheine bloßer compilatorischer Zusammenstellung das Buch der wissenschaftlichen Grundlage

Digitized by Google

nicht entbehrt. Der Völkerkunde, welche gegenüber der reinen Erdkunde bisher etwas vernachläſſigt wurde, glaubte ich einen um ſo hervorragenderen Platz in dem Buche einräumen zu ſollen, als ja für den Gebildeten die Bodenplaſtik erſt als Schaubühne der Handlungen, welche ſich darauf abſpielen, Intereſſe gewinnen. Handlungen werden aber nur von Menſchen hervorgebracht, und umgekehrt gibt es überall Handlungen, wo Menſchen ſind. Durch die innige Verſchmelzung der Völkerkunde mit der Schilderung der Länder erhält auch die letztere Disciplin einen Reiz, auf den wohl nur der ſtrenge Fachgelehrte verzichtet, welcher die Phänomene der Natur um ihrer ſelbſt willen betrachtet.

Weil eine ganze Reihe von Erſcheinungen unlösbar mit Ziffern-Angaben verknüpft ſind, welche dem Gedächtniſſe nur ſchwer haften bleiben, die Darſtellung aber ſchleppend und langweilig machen, ſo wurden, wo es nöthig däuchte, ſtatiſtiſche Mittheilungen in beſondere Tabellen verwieſen. Ausdrücklich will ich hier bemerken, daß ſolche Tabellen, wovon die wichtigſten Hr. C. Beck mit großem Fleiße ausarbeitete, nur in jenen Fällen angefertigt wurden, wo die abſolute Nothwendigkeit dafür und zugleich die Möglichkeit der Herſtellung ſolcher tabellariſcher Ueberſichten vorhanden ſchien. Bei Europa, welches nach dem Rahmen des „Hausbuches“ nur in ſeinen allgemeinſten Umriſſen behandelt werden kann, wird von denſelben ein ausgiebiger Gebrauch gemacht; dagegen ſind dieſelben völlig gegenſtandslos in Welttheilen, wie z. B. Afrika, wo man — ſehr wenige, im Texte ſelbſt erwähnte Angaben abgerechnet — über nichts als enorm ſchwankende Schätzungen verfügt. Uebrigens wurde auch im Texte die Anführung ſtatiſtiſchen Ziffernmateriales nach Kräften vermieden, da daſſelbe, wichtig wie es für den Fachmann iſt, doch wegen ſeiner meiſt abſtoßenden Dürre in einem Hausbuche als eine Gedächtnißbelaſtung von ſehr zweifelhaftem Werthe erſcheint.

Der Verfaſſer.

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Vorwort V
Einleitung XIII

Amerika. — Allgemeines 3

Nordamerika.

§. 1. Umrisse der Küsten 12
§. 2. Das neumexikanische Tafelland und die Colorado-Wüste . 15
§. 3. Die californischen Gebirge. Coast Range und Sierra Nevada 22
§. 4. Das Cascade-Gebirge. 33
§. 5. Das Gebiet der Hochsteppen 36
§. 6. Die Rocky Mountains oder Felsengebirge 44
§. 7. Der amerikanische Norden 51
§. 8. Das Mississippi-Becken und die Prairien 61
§. 9. Die Alleghanies oder Appalachen und die atlantische Küstenebene 66

Die Vereinigten Staaten.

§. 10. Geschichtlicher Ueberblick 73
§. 11. Gebiet und Bevölkerung der Vereinigten Staaten 86
§. 12. Das Volk und seine Elemente 97
§. 13. Neger und Chinesen in den Vereinigten Staaten 108
§. 14. Die Indianer 116
§. 15. Sociale Zustände 124
§. 16. Geistige Cultur 129
§. 17. Materielle Cultur 141
§. 18. Staatsorganisation 149

Das Territorium Aljaska.

§. 19. Das Festland 154
§. 20. Die Aleuten 159

Britisch Nordamerika.

§. 21. Allgemeines 164
§. 22. Britisch Columbia 165
§. 23. Das Nordwest-Territorium 173

Digitized by Google

§. 24. Manitoba 180
§. 25. Die Halbinsel Labrador 182
§. 26. Neufundland und die Nachbarinseln 187
§. 27. Canada 190
§. 28. Neu-Braunschweig 197
§. 29. Neu-Schottland und Prinz-Edwards-Insel 200
Centralamerika und Westindien.
§. 30. Gestaltung des Landes 203
§. 31. Die Bevölkerung Mittelamerika's 211
§. 32. Gebiet und Bevölkerung Mexico's 216
§. 33. Die Halbinsel Californien 223
§. 34. Charakteristik des mexicanischen Festlandes 229
§. 35. Die physikalischen Verhältnisse Mexico's 242
§. 36. Oeffentliche Zustände in Mexico 248
§. 37. Die Halbinsel Yucatan und die britische Colonie Belize . . 251
§. 38. Die Republik Guatemala. 254
§. 39. Honduras 261
§. 40. San Salvador 263
§. 41. Nicaragua 265
§. 42. Die Republik Costarica 272
§. 43. Die westindische Inselwelt 275
§. 44. Die Großen Antillen 280
§. 45. Die Kleinen Antillen 293
Südamerika.
§. 46. Umrisse der Küsten 299
§. 47. Allgemeine Züge der Bodenplastik Südamerika's 302
§. 48. Die Cordillere der Anden 306
§. 49. Die isolirten Gebirgssysteme im Norden Südamerika's . . 318
§. 50. Die venezuelanischen Llanos und das Orinoco-Gebiet . . 321
§. 51. Das Amazonas-Gebiet 324
§. 52. Das Innere Brasiliens 331
§. 53. Das La Plata-Gebiet und die Pampas 335
§. 54. Patagonien 342
§. 55. Die Magelhaesstraße und das Feuerland 350
§. 56. Die romanischen Völker Südamerika's 356
§. 57. Venezuela 358
§. 58. Die Vereinigten Staaten von Columbia 366
§. 59. Die Republik Ecuador 372
§. 60. Der Freistaat Perú 380
§. 61. Die Republik Bolivia 390
§. 62. Die Republik Chile 395
§. 63. Die argentinische Republik 403
§. 64. Die Indianer-Republik Paraguay 409
§. 65. Republik Uruguay 413
§. 66. Das Kaiserreich Brasilien 415
§. 67. Die Besitzungen der Niederländer, Franzosen und Briten in Guyana 435
Der atlantische Ocean 441

Digitized by Google

Afrika. — Allgemeines 453
§. 1. Das Atlas-Gebiet 458
§. 2. Das Sultanat Marokko und sein Volk 465
§. 3. Die französische Besitzung Algerien 472
§. 4. Die Regentschaft Tunis 478
§. 5. Tripolitanien 482
§. 6. Die große afrikanische Wüste 483
§. 7. Staaten und Völker in der Sahara 489
§. 8. Der Sudan 502
§. 9. Der westliche Sudân oder Senegambien 504
Die Länder der nördlichen Guineaküste 510
§. 10. Die Länder am Niger 523
§. 11. Der mittlere Sudân 529
§. 12. Das Nil-Gebiet 538
§. 13. Das ägyptische Reich 542
§. 14. Die oberen Nil-Regionen 552
§. 15. Die Küste des Rothen Meeres 564
§. 16. Das abessinische Hochland 566
§. 17. Das Osthorn Afrika's 574
§. 18. Die Suaheli-Küste 580
§. 19. Das Seen-Gebiet im östlichen Central-Afrika 584
Südafrika.
§. 20. Allgemeine Uebersicht 600
§. 21. Die Colonien und Bauernstaaten Südafrika's 602
§. 22. Das Innere Südafrika's 611
§. 23. Die Völkerstämme Südafrika's 618
§. 24. Die Länder Süd- oder Nieder-Guinea's 624
§. 25. Das westliche Aequatorial-Afrika 629
§. 26. Die westlichen Inselgruppen 635
§. 27. Madagascar und die afrik. Inselgruppen des indischen Oceans 642

Uebersicht über die Tabellen des ersten Bandes.

Tabelle 1. Die wichtigsten Ströme und Flüsse Nordamerika's.
„ 2. Kurze Uebersicht der Geschichte der Vereinigten Staaten.
„ 3. Ueber das Wachsthum der Bevölkerung in den Vereinigten Staaten. Die fünfzig wichtigsten Plätze der Vereinigten Staaten. Die wichtigsten Berghöhen Nordamerika's.
„ 4. Die wichtigsten Seen in Nordamerika.
„ 5. Die Indianer der Vereinigten Staaten.
„ 6. Die Einwanderung in die Vereinigten Staaten seit 1825. Dominion of Canada.
„ 7. Uebersicht der Vereinigten Staaten.
„ 8. Die wichtigsten Flüsse Mexico's.
„ 9. Republik Mexico. Liste der wichtigsten Berghöhen in Mexico. Mittlere Jahreswärme einiger Orte in Mexico. Mittlere Monatstemperatur einiger Plätze Mexico's. Uebersicht der klimatischen Regionen in Mexico.
„ 10. Die Staaten Centralamerika's. Verzeichniß der wichtigsten Berge Centralamerika's.
„ 11. Uebersicht über die wichtigsten westindischen Inseln.
„ 12. Uebersicht über die südamerikanischen Staaten.

Digitized by Google

Einleitung.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Erde, mit deren Betrachtung dieses Buch sich beschäftigt, ist ein kugelförmiger Stern im Weltenraume und kreist als Planet in Begleitung eines freundlichen Trabanten, des unsere Nächte erhellenden Mondes, in etwas mehr denn 365 Tagen um einen licht- und wärmespendenden Centralkörper, die Sonne, wie deren die unermeßlichen Weiten des Raumes noch ungezählte Mengen enthalten mögen. Als Planeten bezeichnen wir jene Himmelskörper, welche an sich dunkel sind und in einem lediglich von der Sonne erborgten Lichte glänzen. Die Umlaufsperiode von 365 Tagen nennen wir ein Jahr und theilen dasselbe in zwölf Monate, diese in Wochen, die Wochen in Tage ab, um einen Maßstab für die Berechnung der Zeit zu gewinnen. Unter einem Tage aber verstehen wir die Zeit, welcher die Erde bedarf, um eine einmalige vollständige Drehung oder Rotation um ihre eigene Achse in der Richtung von W. nach O. zu vollbringen. Die Erde dreht sich also um sich selbst, während sie zugleich ihren Kreislauf um die Sonne beschreibt, und aus dieser doppelten Bewegung entspringt eine Reihe von Phänomenen, die ob ihrer regelmäßigen Wiederkehr uns zwar nicht mehr befremden, hier aber dennoch in kurzen Worten angedeutet werden mögen.

Jede sich drehende Kugel besitzt nothwendigerweise zwei einander gegenüberstehende Punkte, welche in Ruhe bleiben und die wir bei der Erde die Pole nennen, verbunden durch die Erdachse, nämlich durch jene ideale Linie, um welche die Erde ihre Rotation vollführt. Für die beiden Pole besitzen wir die Namen arktischer oder Nordpol und antarktischer oder Südpol. Jener Kreis, welcher in der Mitte von den Polen, d. h. von diesen überall gleichweit abstehend die Erde umzieht und dadurch in zwei gleiche Halben theilt, ist der Aequator oder Erdgleicher, die beiden Halbkugeln aber die nördliche und die südliche Hemisphäre. Um nun die Lage der verschiedenen Orte auf der Erde genau bezeichnen zu können, denkt man sich weitere Kreise netzartig über dieselbe gelegt, dergestalt, daß die einen durch beide Pole, die anderen aber dem Aequator parallel gezogen werden; erstere sind natürlich, da sie alle sich

Digitized by Google

an den Polen schneiden, auch alle gleichgroß und heißen Meridiane oder Mittagskreise; die Abstände zwischen ihnen sind die Längengrade, welche demgemäß die Entfernungen in der Richtung von W. nach O. oder umgekehrt bestimmen. Die anderen dem Aequator parallel gedachten werden ebenso natürlich immer kleiner, je näher sie den Polen rücken, heißen auch Parallelkreise, und ihre Abstände, die Breitengrade, bezeichnen die nördliche oder südliche Lage eines Ortes. Wenn wir also die Länge und die Breite eines Objectes auf der Erde kennen, so ist, weil die idealen Meridian- und Parallelkreise einander durchschneiden, die Position des Objectes auch auf das genaueste bestimmt. Nun ist es aber nicht richtig, daß die Erde eine Kugel sei, worunter wir uns einen absolut ebenmäßig runden Körper denken, sondern die Gestalt unseres Planeten ist nur kugelförmig, d. h. sie hat mit einer Kugel oder Sphäre die allergrößte Aehnlichkeit; wir nennen sie ein Sphäroid, dessen eigentliche Gestalt indeß noch nicht völlig ermittelt ist. Wir wissen jedoch, daß an den beiden Polen dieses Sphäroids eine Abplattung, am Aequator dagegen eine gewisse Anschwellung besteht, unter welchem Verhältnisse die Regelmäßigkeit der idealen Kreise selbstverständlich leiden muß. Es sind demnach diese auch keine wirklichen Kreise, sondern nur sehr kreisähnliche Ellipsen. Bei den Parallelkreisen stört dieser Umstand wenig, die Meridiane aber sind begreiflich in den Polnähen flachgedrückt, d. h. der Abstand zwischen zwei Parallelkreisen wird desto größer, je höher wir polwärts schreiten. Wir finden demnach die kleinsten Breitengrade und die größten Längengrade am Aequator und in dessen nächster Nähe, die größten Breitengrade und kleinsten Längengrade umgekehrt an und bei den Polen.

Dieses Erdsphäroid bewegt sich nun, wie erwähnt, um die Sonne, welche nur die ihr zugekehrte Hälfte desselben erhellen kann. Besäße die Erde keine eigene Rotation, so müßte die ihr zugewandte Erdhälfte beständigen Tag haben, die andere ihr abgekehrte in ewige Finsterniß versenkt sein, wie dies bei unserem Satelliten, dem Monde, der Fall ist, der uns stets nur die nämliche Hälfte seiner Oberfläche zeigt. Da die Erde aber sich um ihre eigene Achse dreht, so wird durch diese Rotation bewirkt, daß für jeden Punkt der Erdoberfläche Tag und Nacht eintreten muß und mit einander wechseln. Wie alle übrigen Gestirne erscheint auch die Sonne für jeden Ort der Erde am Horizont, beschreibt einen scheinbaren Tagesbogen, um wieder unter dem Horizonte zu verschwinden. Wenn ein Gestirn die höchste Stelle seines Tagesbogen über dem Horizonte erreicht hat, so sagt man es culminire, und den Culminationspunkt der Sonne nennen wir die Mittagszeit. Die Sonne steht

Digitized by Google

dann genau in dem Meridiankreise, welchen man sich durch den betreffenden Ort gelegt denkt, und da jeder Punkt eines Parallelkreises der Erde einen anderen Meridian hat, so folgt daraus, daß auch alle in verschiedenen Meridianen liegenden Orte zu verschiedenen Zeiten Mittag haben, je nachdem die Sonne in ihrem scheinbaren Laufe nach und nach von einem Meridiane zum andern weiter rückt; in jedem Augenblick finden also auf der Erde alle Tageszeiten zugleich statt, d. h. in der Richtung nach W. und O. muß die Tageszeit für die verschiedenen Orte auch verschieden sein, und zwar tritt die Mittagsstunde desto später ein, je westlicher die Lage des Punktes. Paris hat demnach später Mittag als Wien, dieses wieder früher als Constantinopel; und auf Neuseeland ist es beinahe Mitternacht, wenn die Pariser Mittag haben. Somit kann von einem Orte zum andern nicht blos ein Unterschied in der Stunde, sondern sogar im Wochentage und Datum stattfinden, wodurch sich der merkwürdige Umstand erklärt, daß Jenen, welche von O. nach W. eine Reise um die Erde machen, ein Tag verloren geht, d. h. daß sie nach der Rückkehr um einen Tag im Kalender zurückgeblieben sind, und umgekehrt, daß sie nach einer Reise von W. nach O. um einen Tag voraus sind.

Indem die Erde um die Sonne sich bewegt, geschieht dies nicht in einer Ebene, welche in jener des Aequators läge, sondern diese bildet mit dem Erdgleicher einen Winkel von etwa $23\,^1/_2{}^0$. Wir nennen die Erdbahn um die Sonne die **Ekliptik**, und der genannte Winkel drückt also die Neigung oder die Schiefe der Ekliptik aus. Letztere ist nun wiederum kein wirklicher Kreis, sondern eine Ellipse, die indeß nur wenig vom Kreise abweicht und in deren einem Brennpunkte sich die Sonne befindet. Daraus folgt wieder, daß die Erde nicht zu allen Zeiten gleichweit von der Sonne entfernt ist. Weil aber Aequator und Ekliptik einen Winkel miteinander bilden, also sich irgendwo schneiden müssen, so haben beide doch nothwendig zwei Punkte gemein, und diese zwei Punkte liegen an den Enden der kleinen Ellipsenachse. Wenn die Erde sich also in diesen Punkten ihrer Bahn befindet, dann steht die Sonne im Aequator und Tag und Nacht sind auf der ganzen Erde gleich; dies geschieht einmal im Frühling und einmal im Herbst, weßhalb man von einem Frühlings- und einem Herbst-**Aequinoctium** spricht. Wenn die Erde das erstere verlassen hat, wendet sich der Nordpol allmählig der Sonne zu, bis sie an das Ende der großen Achse ihrer Bahn angelangt ist. Alsdann ist der N.-Pol der Sonne vollständig zu-, der S.-Pol völlig von ihr abgewendet. Während einer ganzen Erdumdrehung geht für den ersteren die Sonne gar nicht unter, für den anderen gar nicht auf. Für alle anderen Punkte der

Digitized by Google

Erde als die Pole sind je nach ihrer Lage nach N. oder S. die Nächte länger als die Tage, oder umgekehrt. Die kürzeste Nacht und der längste Tag tritt für die nördliche Halbkugel ein zur Zeit des Sommer-Solstitiums, d. h. des Wendepunktes, wo die Sonne ihren Rücklauf anzutreten scheint. Im Winter-Solstitium findet genau das Umgekehrte statt; der S.-Pol hat beständigen Tag, der N.-Pol beständige Nacht; wegen der schiefen Stellung der Ekliptik bleiben alle Punkte der Erdoberfläche, welche um weniger als $23\,^1/_2{}^0$ von den Polen entfernt sind, während einer ganzen Erdumdrehung innerhalb oder außerhalb der Sonnenbeleuchtung, also in einem Umkreis, der so viel Grade vom Pole absteht, als die Neigung der Ekliptik beträgt. Diese beiden also $23\,^1/_2{}^0$ von den Polen entfernten Kreise sind die Polarkreise, während jene, welche die von der Sonne bei den Solstitien erreichten höchsten Abstände bezeichnen, vom Aequator gleichfalls um $23\,^1/_2{}^0$ entfernt sind und die Wendekreise heißen. Jener der nördlichen Hemisphäre ist der Wendekreis des Krebses, der andere der des Steinbocks. Die Stücke der Erdoberfläche, welche von diesen Kreisen begrenzt werden, nennt man die fünf Zonen der Erde, und zwar unterscheidet man die tropische Zone, welche zwischen den beiden Wendekreisen liegt, zwei gemäßigte Zonen zwischen Wende- und Polarkreisen, endlich zwei polare Zonen, nämlich die von den Polarkreisen umzogenen Theile. Aus dem angeführten Verhalten der Erde zur Sonne folgt, daß die verschiedenen Punkte der Erde in den verschiedenen Jahreszeiten wesentlich verschiedene Länge der Tage und Nächte haben. Unter dem Aequator sind Tag und Nacht beständig gleichlang; die Pole und ihre nächste Umgebung hingegen haben abwechselnd sechs Monate Tag und sechs Monate Nacht, und zwar immer so, daß Tag am N.-Pol herrscht, wenn es Nacht am S.-Pol ist, und umgekehrt. Innerhalb der Polarkreise schwankt die Länge von Tag und Nacht je nach der Breite; die Zahl der Tage, an denen die Sonne nicht auf- oder untergeht, ist nämlich verschieden; es währt also der längste Tag 5, 4, 3, 2, 1 Monat, und in der übrigen Zeit taucht die Sonne unter den Horizont, so daß die übrigen Tage durch allmählig zunehmende Nächte geschieden sind. Innerhalb der gemäßigten Zone erfolgt ein beständiger Wechsel von Tag und Nacht, und zwar genießen vom Polarkreise an die verschiedenen Punkte um so längeren Tag und um so kürzere Nacht, je weiter sie vom Pole entfernt sind. Eine ähnliche Unregelmäßigkeit herrscht für die verschiedenen Breiten in dem Eintritte der Jahreszeiten, worüber wir bei Beschreibung der jeweiligen Gebiete die nothwendige Belehrung finden werden.

Digitized by Google

Digitized by Google

Allgemeines.

Amerika oder die Neue Welt nennen wir die westliche Hälfte unserer Erdkugel, deren Bestehen den hochgestiegenen Culturnationen des Alterthums ein ewiges Geheimnis geblieben und deren Entdeckung dem glücklichen Irrthume und der kühnen That eines von religiösem Glaubenseifer geleiteten italienischen Seemannes, des unsterblichen Christof Columbus, zu verdanken ist. Fassen wir zunächst die allgemeinen Verhältnisse in's Auge, so ist für den amerikanischen Continent seine nordsüdliche Gliederung charakteristisch, wodurch er alle Zonen der Erde, die antarktische ausgenommen, in einer Länge von etwa 15,000 Kilometer durchschreitet, im Osten vom Atlantischen, im Westen vom Stillen Oceane umspült. Auch rückt er mit seinen beiden Enden den Polen unseres Planeten näher denn irgend ein anderer Welttheil, weßhalb sich jene Räume von vornherein als menschenarm und culturunfähig verkünden. Das zum Theile noch unerforschte eisbedeckte Inselgewirre im Norden des Continents nähert sich seinerseits wieder noch mehr dem Nordpole als die gleichfalls von einer Inselgruppe, dem freilich an Ausdehnung viel geringeren Feuerlande, umlagerte Südzunge Amerika's dem Südpole.

Digitized by Google

In seiner Mitte theilt eine Binnensee, in ihrem südlichen Theile Antillen-Meer, im nordöstlichen hingegen Golf von Mexico geheißen, Amerika in zwei nahezu gleichgroße Erdgebiete, verbunden oder wenn man lieber will getrennt durch den vielgestalteten, nach Süden hin sich verjüngenden Isthmus, der an seiner schmalsten Stelle etwa 45 Kilometer Breite mißt. Wie unser scharfsinniger Karl Ritter, dem wir in den nachstehenden Betrachtungen folgen zu müssen meinen, bemerkt, besitzen der horizontalen Dimension und den Küstencontouren nach beide Theile Amerika's eine unverkennbare Analogie. Beide zeigen in zweimaliger Wiederholung eine dreieckähnliche Gestalt mit der Seite der Basis gegen Norden gerichtet, den spitzeren Winkel nach Süden streckend. Wegen dieser eigenthümlichen Configuration gibt es in Amerika nicht den Gegensatz von Orient und Occident, denn dort sind Ost und West zusammengehörige Naturgestaltungen, große Einheiten, wobei freilich bisher der erstere ein bedeutendes Uebergewicht über den letzteren behauptete, hauptsächlich wohl weil die von dem Stillen Weltmeere bespülte Westküste Amerika's noch ärmer an Gliederungen ist wie das Gestade am Atlantischen Ocean und nur im südlichsten und nördlichsten Theile zahlreiche Fjordbildungen aufzuweisen hat, welche als lediglich klimatische Erscheinungen und Reste einer vormaligen nunmehr im Rückzuge begriffenen Eiszeit, überall an geselliges Auftreten und hohe Breiten gebunden sind. Dennoch wird sich kaum behaupten lassen, daß dieses Uebergewicht des Ostens über den Westen in Amerika ein natürlich begründetes sei, denn dieses entwickelte sich erst seit dem Betreten des amerikanischen Festlandes durch die Europäer, welche begreiflicherweise sich zuerst auf der ihnen zugewandten Ostseite niederließen. Dagegen wird der amerikanische Westen durch seltene klimatische Milde begünstigt, entsprechend der Westküste Europa's, während die atlantische Seite, gleich den Ostgestaden Sibiriens und China's, bedeutend tiefere mittlere Jahrestemperaturen aufweist, und die Landschaften Canada's und Labrador's gelten uns als kalt und unwirthsam, wo unter gleicher Breite an den romantischen Ufern des Columbia-Stromes fast niemals Schnee erblickt wird. Für die alten Culturvölker der Neuen Welt aber war der flußartig gekrümmte Atlantische Ocean von eben so geringer Bedeutung wie das unendliche Becken der einsamen Südsee. Hinwieder wird man Karl Ritter darin beipflichten müssen, daß Nordost-Amerika durch Naturverhältnisse, als Windsystem, Strömungsverhältnisse, Klimatik von jeher mit Europa in weit näherer tellurischer Verwandtschaft gestanden, als mit seinem eigenen Gegenpole im Süden.

Südamerika, nur unmerklich kleiner als des Continentes nördlicher

Digitized by Google

Theil, besitzt einen unförmigen Körperstamm ohne weitere Gliederung und in die drei Winkel eines rechtwinkligen Dreieckes auslaufend. Bei mancherlei Modificationen ähnelt seine Contour doch dem Wesen nach seinem östlichen Nachbar, Afrika, und ist eine eben so einförmig in sich abgeschlossene Erdgestalt mit geringster Ausdehnung der Küstenumsäumung gegen das Areal seiner Länderfläche. Auch Südamerika ist ohne Halbinseln, ohne Landzungen, ohne selbständige Vorländer, ohne namhafte Nachbarinseln; es ist ungegliedert geblieben, wie Afrika und Australien's Festland, die alle drei unter sich am meisten analogen Contourformen der Südhemisphäre. Wegen dieser unvergleichlichen Klarheit, man könnte sagen Einfachheit seiner natürlichen Verhältnisse „ist kein anderer Erdtheil für das Studium und die Erforschung der physikalischen Verhältnisse der Continente so außerordentlich geeignet, wie gerade dieser. Weniger gestört als anderwärts, vollziehen sich die Vorgänge in seiner Atmosphäre und seiner Bodendecke in normaler Weise; und für jedes einzelne Gebiet der physikalischen Geographie ist eine unendlich reiche Vorlage für die Erforschung weit und überall fesselnd ausgebreitet". Ueberdies gibt ihm seine plastische Bodengestaltung, zumal der Reichthum seiner Riesenströme eine Fülle vegetativer und animalischer Belebung.

Die keilförmig gegen Süden vorgestreckte Plateauwüste Patagoniens erscheint durch die einzige oceanische Erweiterung, die Feuerlandsinseln oder Tierra del Fuego keineswegs bereichert. Obwohl in dichtester Nähe aber durch die klippigste Meeresgasse getrennt, trägt dieser Archipel zur Verarmung des Südendes Amerika's durch seine unvortheilhafte Stellung und ungünstige Natur nicht wenig bei. Denn er erschwert jede Umschiffung des Erdtheils nicht nur und macht sie gefährlich, sondern bietet selbst wegen der polaren Annäherung gegen die antarktischen Klimate keine günstige Heimat für die Völkerentwicklung dar. Die Inselgruppe der Antillen, gewöhnlich Westindien genannt, alle Eilande umfassend, die das amerikanische Mittelmeer von dem Atlantischen Oceane trennen sowie jene die in diesem Mittelmeere selbst zerstreut liegen, ist die einzig günstig gelegene und große insulare Bereicherung Centralamerika's, die aber den physischen Naturverhältnissen und der Lage der größeren Inselgruppe nach mehr dem Norden als dem Süden des Erdtheiles zugute kommt.

Heutigen Tages hat Nordamerika das Uebergewicht in der Civilisation über die südliche Hälfte davongetragen, wie überhaupt in allen Erscheinungen ähnlicher Art die nördliche über die südliche Hemisphäre. Und doch ist der tropische Süden Amerika's an Naturschätzen viel reicher begabt als der tem-

Digitized by Google

perirtere Norden. Diesem ist dagegen eine größere Mannigfaltigkeit der Küstenentwicklung, Gliederung, durch tief einschneidende Meerbusen, Meeresarme, Buchten und Inselreichthum zu Theil geworden. Selbstverständlich rechnen wir dabei Grönland zu Nordamerika, da der Vorschlag des Polarfahrers Elisha Kent Kane, Grönland, dessen Inselnatur durch die Entdeckung der Nordwestpassage vor jedem Zweifel gesichert ist, als sechsten Erdtheil gelten zu lassen, bisher sich keines Beifalles erfreut hat.

Wenn auch in kleinem Verhältnisse, so ist doch das nordöstliche Nordamerika überall vielfach gegliedert durch tief einschneidende Buchten, Hafenbildungen und weite Flußmündungen. Dies charakterisirt die Gestadewelt der nördlichen Vereinsstaaten und Canada's. Da alle diese Einschnitte sowohl dem Atlantischen Oceane als dem civilisirtesten Erdtheile, Europa, zugekehrt sind, so ist diese Weltstellung die große Begünstigung Nordamerika's gewesen, der diese Seite des Continentes ihre gegenwärtige Reife vorzugsweise verdankt. Beeinträchtigt wird dieser Vorzug einigermaßen nur dadurch, daß ein Theil seiner größten Meerbusen wegen ihrer Lage in sehr hohen Breiten in Bezug auf Klima und Zugänglichkeit sehr ungünstig gestellt ist.

Die geringere Gliederung Nordamerika's ist gegen Westen gerichtet, gegen das einsame, polare Berings-Meer, dessen größte Verengung, die bekannte Bering-Straße, zwischen dem asiatischen Ostcap und dem amerikanischen Cap Prince of Wales, den beiden Continenten gestattet, sich bis auf eine Entfernung von nur 96 Kilometer einander zu nähern. Zu den westlichen Gliedern gehören das amerikanische Tschuktschische Vorland, der öde Klippenzug von Aljaska, nämlich der Aleutische oder Katharina-Archipel, der in südwestlicher Richtung fast durch den ganzen Ocean bis in die Nähe der asiatischen Halbinsel Kamtschatka fortläuft und das Berings-Meer von dem freien Stillen Ocean scheidet, endlich in südlicheren Breiten die Halbinsel Nieder-Californien, gegen das Stille Weltmeer gekehrt.

Haben wir uns hiermit über die äußere Gliederung der Neuen Welt Rechenschaft gegeben, so bedürfen wir nunmehr, zur näheren Orientirung, eines Blickes auf die Gestaltung der Bodenplastik, wie sie durch das Relief der Gebirge und die Furchen der Stromsysteme hergestellt wird. Eine auch blos oberflächliche Betrachtung der Karte zeigt die massigsten Erhebungen in Amerika an die Westküste zusammengedrängt, wo sie von Nord nach Süd oder umgekehrt eine dem Anscheine nach ununterbrochene Kette in der riesenhaften Ausdehnung von etwa 15,000 Kilometer bildet. Die genauere Untersuchung lehrt dann freilich, daß von einem solchen ununterbrochenen Zusammen-

Digitized by Google

hange keine Rede sein kann, denn noch in einer relativ jungen Vergangenheit, in der sogenannten Tertiärzeit, gab es keine Landenge sondern umgekehrt eine Meeresenge von Panamá, durch welche die Wasser des Atlantischen und Pacifischen Oceans sich mischten. Die Gebirge sind aber stets jünger als die Continente, welche sie tragen, folglich darf man die heutige niedere Ausfüllung der ehemaligen Lücke, worüber das XIX. Jahrhundert den Schienenweg von Colon nach Aspinwall gezogen, während sie Atlantic und Pacific für immer von einander schied, mit Fug und Recht einen künstlichen Verschluß nennen. Nordamerika und Südamerika sind in Wahrheit zwei vollkommen verschiedene Welten, jedes ein Continent für sich, und sehr spät erst durch die Natur an einander gelöthet. In unserem Zeitalter kühner, titanenhafter Unternehmungen trägt man sich mit dem Gedanken diese Vereinigung wieder zu lösen, welche in der That dem sich rastlos steigernden Weltverkehre zum gewaltigsten Hindernisse geworden, indem sie ihn zu dem zeitraubenden und dadurch kostspieligen Umwege um das in unwirthliche Meeresöde hinausstarrende, sturmumbrauste Cap Horn auf einem der Hermiteneilande zwingt. Vergessen dürfen wir freilich nimmer, daß die Natur, indem mit Schließung des mittelamerikanischen Isthmus sie das heutige Geschlecht des werthvollsten Handelsweges beraubte, unsern Erdtheil reichlich entschädigte durch das Geschenk des segenspendenden Golfstroms, dem Europa die Milde seines Klima's und hiermit die Bedingungen seiner Cultur verdankt, dessen Entstehen aber erst mit jener Trennung der beiden Oceane möglich ward. So greift der Bau der Neuen Welt bestimmend ein in die Geschicke der Alten.

Sind Nord- und Südamerika ursprünglich besondere Individuen, so ist es nur natürlich, wenn von den großen Kettengebirgen, welche sie durchziehen, jedes seine besondere Charakteristik zeigt. Auf der südlichen Hälfte nimmt zuerst die Cordillere der Anden mit ihren eisbedeckten Feuerbergen unser Interesse gefangen. Obwohl gerade hierin die höchsten Spitzen des gesammten amerikanischen Festlandes liegen, zählen doch die Anden zu den jüngsten Erhebungen unserer Erdrinde und haben daher auf die übrige Gestaltung Südamerika's keinen Einfluß geübt. Wie alle jüngeren Gebirge sind sie an dem Rande des älteren Festlandes d. h. am Meeresufer in symmetrischem Bau mit stellenweise dreifach parallelem Streichen aufgequollen und fallen viel steiler mit ihrem oceanischen Abhange ab, als mit ihrem festländischen, an den sich Hochlande lagern, welche nach Brasilien oder in die Laplata-Gebiete sich hinabsenken. Dort, gegen die atlantische Küste hin begegnen uns abermals Gebirgserhebungen, die zwar über den Meeresspiegel bei weitem nicht so bedeutend emporragen

Digitized by Google

wie die Anden, an Alter jedoch sie weit übertreffen. Die nämliche Erscheinung wiederholt sich in Nordamerika, wo die niedrigen Alleghany- oder Appalachen-Ketten am östlichen, also atlantischen Rande älter sind als die hohen sogenannten Felsengebirge oder Rocky Mountains, welchen vulkanische Phänomene so wenig fehlen als den Anden. Und auch an diese lagern sich Hochflächen von durchschnittlich 1000 Metern Seehöhe, welche die Niederungen des Mississippi-Thales zu einer Annäherung an die Alleghanies genöthigt haben. So wiederholen sich auf der nördlichen wie auf der südlichen der beiden westlichen Zwillings-Erdinseln fast monoton dieselben plastischen Züge im Großen. „An den atlantischen Rändern, also auf der Windseite der Passate," sagt O. Peschel, der große Geograph, „liegen nur niedere Bodenschwellen, welche die atlantischen Luftströmungen übersteigen können ohne viel von ihrem Wasserdampfe zu verlieren, der vielmehr ganz im meteorologischen Hintergrunde der Festlande und bereits in der Nähe des jenseitigen Oceans an den Cordilleren und Felsengebirgen völlig abgesetzt wird, so daß solche Ströme wie der Mississippi, Amazonas und die La-Plata-Geschwister sich zu entwickeln vermögen."

Von der Mündung des St. Lorenz-Stromes bis herab zum Feuerlande sendet Amerika den größten Theil seiner Wassermassen dem Atlantischen Oceane zu; der nördlichste Theil Nordamerika's ist dem arktischen Eismeere zinsbar; die ganze Westseite des Continents hingegen, die verhältnißmäßig nur wenig bedeutende Ströme besitzt, läßt ihre Gewässer in den Großen oder Stillen Ocean fließen. Nördlich vom Wendekreise des Krebses breiten sich in Nordamerika zwei beschränkte continentale Gebiete aus, dergleichen der Süden Amerika's ebenfalls zwei mit wahren Steppenflüssen und salzigen Seen bietet, und ein drittes, beschränkteres zeigt sich auf dem höchsten Plateau der Anden, in einer Höhe von 3900 Meter. Hervorragende Wichtigkeit für die Physiognomie des Landes sowohl wie für den Verkehr beanspruchen hauptsächlich nur die drei genannten, allerdings Riesenströme des Mississippi im Norden, dann im Süden des La Plata und Amazonas, letzterer überhaupt der gewaltigste Strom der Erde. Seinen Reichthum an Strömen und Flüssen wiegt Südamerika dagegen durch eine auffallende Armuth an Seen auf, während sein nördlicher Zwillingsbruder gerade mit stehenden Gewässern auf's reichste bedacht erscheint. Nicht allein daß dem sogenannten Gebiete der „großen Seen" fast der Werth eines kleinen Binnenmeeres zukommt, werden wir im äußersten Norden, nämlich im Britischen Amerika eine ganze Reihe namhafter Wasserbecken kennen lernen, denen gegenüber der vielgenannte Große Salzsee im Mormonenstaate Utah zu einer unansehnlichen Fläche einschrumpft.

Digitized by Google

Zwischen zwei Kämmen der Felsengebirge emporgehoben bildet das erwähnte salzige Hochland Utah die einzige Wüste, welche in Nordamerika diesen Namen verdient. Die Luftströmungen, welchen die beiderseitigen Abhänge der Rocky Mountains allen Wasserdunst entziehen, streichen trocken darüber hin. In Südamerika finden wir die Wüste Atacama, im Gürtel des Südostpassates gelegen, dem alle Wasserdünste entzogen werden, bevor er die Andenkette übersteigt. Sonst haben sich in Amerika keine wahren Wüsten entwickelt, denn zu diesen dürfen wir nicht rechnen, was die ersten französischen Colonisten Nordamerika's Prairien, die ausgestorbene Bevölkerung der Antillen Savannen, die Creolen Venezuela's Llanos, die Brasilianer Campos geraes, und die Menschen am La Plata Pampas nannten. Alle diese Bezeichnungen entsprechen blos dem Begriffe der Steppe, deren Baumlosigkeit freilich am La Plata beispielsweise so groß ist, daß noch vor Kurzem die Städte Buenos Ayres und Montevideo ihr Bauholz aus Nordamerika beziehen mußten. Nur in der Nähe von Wasser treffen wir Wald, und auch die nordamerikanische Prairie ist gekennzeichnet durch den Mangel baumartiger Gewächse und die Spärlichkeit der Bewässerung. Man begreift, welchen tiefbedeutsamen Einfluß diese Gestaltung der Bodenplastik im Vereine mit der allgemeinen Physiognomie des Landes auf dessen Besiedelung üben mußte, einen Einfluß, den wir bei der genaueren Analyse der einzelnen Ländergebiete zu studiren haben werden. Um nur eines hier hervorzuheben, sei des Umstandes gedacht, daß, wo wir Wüsten finden, auch Räubervölker hausen. Treffend bemerkt nun Peschel, daß die schlimmsten Raubvögel unter den Rothhäuten, die Comanchen und Apachen die trockensten Stellen des Neuen Continentes durchstreifen: Neu-Mexico, den Llano estacado, Chihuahua, Arizona, Sonora und das Gila-Thal. Im Süden aber machen sich die Raubgeschwader berittener Patagonier gefürchtet, und es bedurfte nur eines geringen Zusatzes von Verwilderung, daß der Raubinstinct aller Steppenvölker die Llaneros Venezuela's oder die Gauchos der Pampas in Turkmenen verwandelte.

So sind wir unvermerkt aus der Betrachtung der allgemeinen Züge, worin in Amerika die Natur sich offenbart, auf den Menschen gelangt, unter allen Himmelsstrichen der Schöpfung merkwürdigstes Werk. Amerika nun ist die Heimat des rothen Mannes, der in unzählige Stämme zerspalten, von den Europäern ziemlich unpassend Indianer genannt wird. Seine Eigenthümlichkeiten werden uns wiederholt beschäftigen, und nicht ohne Ueberraschung finden wir bei demselben die mannigfachsten Culturstadien vertreten. Ob der Indianer der wahre Ureingeborne (Autochthone) Amerika's sei, läßt sich der-

Digitized by Google

malen mit Gewißheit nicht aussprechen, uns muß es genügen, daß wir vor ihm keinen anderen Menschen in der Neuen Welt kennen. Andererseits bricht sich immer mehr die Ansicht Bahn, wornach die rothe Race in unvordenklichen Zeiten von asiatischen Völkern sich abgezweigt habe, mit denen sie noch in vielfacher Beziehung Verwandtschaftsverhältnisse verknüpfen. Darnach wären die Indianer Einwanderer in Amerika, so gut wie die späteren Europäer. Neben ihnen haust im äußersten Norden das Polarvolk der Eskimo, auf der arktischen Inselwelt und einigen Streifen des Festlandes ein kümmerliches Dasein fristend. Sie stehen mit den Indianern in keinerlei Zusammenhange und bilden für sich einen abgeschlossenen Stamm, der in der Geschichte des westlichen Continentes niemals eine Rolle gespielt oder je sich zu einer gewissen, wenn auch eigenartigen Gesittung emporgeschwungen, wie dies einige Indianernationen gethan. Aber auch diese scheinen vorläufig keine Zukunft mehr zu haben und gehen einem sicheren Tode entgegen, allerdings nur in jenen Theilen, wo der zähe Angelsachse mit Pflug und Sense, mit Pulver und Blei, mit Eisenbahnen und Telegraphen ihnen den Boden streitig macht.

Die europäische Besiedlung Amerika's hat der Neuen Welt ein doppeltes Gepräge aufgedrückt, je nachdem germanische oder romanische Völker davon Besitz ergriffen. Mit Fug und Recht dürfen wir daher von einem germanischen und einem romanischen oder lateinischen Amerika reden. Ist den Germanen räumlich ein viel geringeres Gebiet zugefallen als den Völkern spanischer und portugiesischer Zunge, so haben sie doch allein eine Civilisation zu gründen vermocht, die wohl lange noch nicht in allen, aber doch schon in manchen Stücken mit der Cultur des alten Europa in die Schranken treten kann. Unsere Schilderung der einzelnen Länder und Völker Amerika's wird, so hoffen wir, den Schlüssel zur Lösung des merkwürdigen Räthsels bieten, warum die amerikanischen Germanen allein sich einer solchen Begünstigung erfreuen, zugleich aber den Wahn verscheuchen, als ob es ihnen je gelingen könnte, ihre Herrschaft mit dem nämlichen Segen über den ganzen Erdtheil auszubreiten.

So wie zwei verschieden begabte Stämme Europa's wohnen in Amerika auch zwei verschiedene Formen des Staatswesens neben einander: das republikanische Princip, das weitaus überwiegende, und das monarchische, welches einen einzigen, freilich glänzenden Repräsentanten zählt. Brasilien, das Kaiserreich, ist für Südamerika das, was die große Republik der Vereinigten Staaten für die Nordhalbe des Continents, und so wie das germanische Blut sich fast allerwärts in directen Gegensatz zum romanischen setzt, so nimmt inner-

Digitized by Google

halb des Letzteren das portugiesische Element eine Sonderstellung ein, welche es von den meisten Ausschreitungen der spanischen Glaubensgenossen bewahrt hat.

In den nachfolgenden Blättern heben wir an mit dem germanischen Amerika und zwar mit dessen wichtigstem Theile, den Vereinigten Staaten, welchen wir die Schilderung Canada's und der wenig erforschten Gebiete des britischen sowie des früher russischen Amerika folgen lassen. Wir gedenken dann auf das lateinische Amerika überzugehen und in der Richtung von Norden nach Süden fortschreitend alle Staaten zu durchwandern von Mexico bis hinab zu Patagoniens äußerster Spitze. Einer solchen Musterung müssen wir jedoch eine zusammenfassende Uebersicht aller jener Züge des Bodenreliefs voransenden, welche ganzen weiten Gebieten gemeinsam sind oder an den politischen Grenzen sich nicht abschließen lassen. Von diesem Gesichtspunkte aus zerfällt der amerikanische Continent in drei sehr deutlich geschiedene Regionen: in die breite Masse Nordamerika's bis zu ihrer Verjüngung etwa an der mexicanischen Grenze, in das klimatisch und topographisch streng davon gesonderte Mittel- oder Centralamerika einschließlich der Bundesstaaten von Mexico und der insularen Gruppe der Antillen südlich bis zur Landenge von Panamá, und endlich in Südamerika, das für sich eine untheilbare Einheit bildet. Im Sinne obiger Einschränkung aufgefaßt betrachten wir demnach in erster Reihe Nordamerika.

Indianerin aus dem Westen.
(Nach einer Photographie.)

Digitized by Google

Der Hafen von New-York.

I.

Nordamerika.

§. 1. Umrisse der Küsten.

Jener Theil Amerika's, der nördlich von der großen Einschnürung liegt, welche der Continent in etwa 40° n. Br. durch den mexicanischen Meerbusen erfährt, bildet vom geographischen Gesichtspunkte ein einheitliches Ganzes, während er politisch in zwei, nahezu gleich große Gebiete, in den Staatenbund der Vereinigten Staaten und in die der britischen Krone unterstehenden Länder zerfällt. Die Grenze gegen S., d. h. gegen die zu Centralamerika gehörige Republik Mexico hin, folgt dem unteren Laufe des Rio Bravo del Norte von dem Orte El Paso del Norte bis zu seiner Mündung in den mexicanischen Golf bei Matamoros. Von El Paso del Norte gegen W. hin bis sie das Gestade des Stillen Oceans erreicht, ist die Grenze eine durchaus willkürliche und durchschneidet Länderstriche, welche eine natürliche Verbindung zwischen Nord- und Mittelamerika herstellen, ihrem Charakter nach somit dem einen so gut wie dem anderen beigezählt werden dürfen. An allen anderen Seiten branden die Meeresfluthen rings um Nordamerika, im O. der Atlantische Ocean, im W. der Pacifische, im N. endlich das nördliche Eismeer, welches in der Hudsons-Bay einen tiefen Einschnitt weit nach S. herab sendet. Dieser nördlichen Küste, deren übrigens ziemlich unregelmäßiger Verlauf etwa durch den 70.° n. Br. bezeichnet wird, kommt schon ein durchaus arktischer Charakter zu, und selbst die im O. der Hudsons-Bay bis zu nur 66° n. Br. aufragende große Halbinsel Labra-

Digitized by Google

dor gehört zu den unwirthsamsten Himmelsstrichen. Der ausgedehnte Archipel aber zwischen der gedachten N.-Küste Amerika's und dem in seiner Form noch unbestimmbaren Grönland ist so wie dieses von so entschieden polarer Natur, daß wir hier keine weitere Rücksicht darauf nehmen und ihn in dem Abschnitte abhandeln werden, den wir der Polarwelt im Allgemeinen widmen.

Die Ostküste Nordamerika's zwischen 30° und 60° n. Br. folgt im Allgemeinen einer geraden Linie mit schwach südwest-nordöstlichem Verlaufe und ist nur im N. und S. durch kräftige Gliederung ausgezeichnet. Im N. ist es der Golf von St. Lorenz, in den der gleichnamige berühmte Strom einmündet und den die ansehnliche und fjordenreiche aber im Sinken begriffene Insel Neufundland (New-Foundland, spr. Nju-Faundländ) sowie die von der Landschaft Neu-Braunschweig sich abzweigende Halbinsel Nova Scotia begrenzen. Zwischen den genannten liegt die kleinere Cap-Bretou-Insel und im Inneren des Golfes Prinz-Edward-Eiland und die Insel Anticosti, letztere ein uraltes Stück, abgelöst von einem silurischen Festlande. Alle diese Gebilde ruhen auf nur seichtem Meeresgrunde, und blos in der Mitte des Laurentiusbusens zieht sich vom Strome ausgehend ein Rinnsal nach dem offenen Meere hin, dessen Tiefe 100 Faden (182 M.) übersteigt. Eine seichte See ist es auch, welche die ganze Ostküste begleitet, von der wir uns im Durchschnitte 100—120 Km. entfernen müssen, um auf die Hundertfadenlinie zu stoßen. Den vorspringendsten Punkt dieser Küstenstrecke, deren einzelne, unbedeutendere Gliederungen hier, wo es blos auf eine allgemeine Charakteristik abgesehen, unerwähnt bleiben können, bezeichnet Cap Hatteras (35° 14′ 30″ n. Br.), die Spitze einer kleinen Laguneninsel, wie deren eine gesellige Reihenfolge vor dem Pamlico- und Albemarle-Sund zwischen Cap Henry und Cap Fear (spr. Fir) auftritt. Anspruch auf Beachtung dürfen nebst den erwähnten noch Cap Cod an der Spitze einer Landzunge von Massachusetts (spr. Massatschutsets) (20° 2′ 22″ n. Br. und 70° w. L. von Greenwich), ferner einige Buchten und Bayen erheben. Von N. nach S. wandernd, nennen wir den Long-Island- (spr. Eiländ) Sund, zwischen dem Festlande und der bekannten Insel Long-Island, auf welcher die Schwesterstadt New-York's (spr. Njujork), Brooklyn (spr. Bruklihn), am Ausflusse des herrlichen Hudson-Stromes liegt, der hier die New-York-Bay bildet; ferner die Delaware- (spr. Delawähr) Bay zwischen den Unionsstaaten New-Jersey (spr. Njudschérsi) und Delaware, endlich die wundervolle, tiefe Chesapeake-Bay (spr. Tschéssäpihkbe), in die sich im Hintergrunde der Susquehanna (spr. Sösquihännä), weiter unten aber der gewaltige Potomac ergießen. Das wichtigste

Digitized by Google

Glied im S. ist die mit fiebergeschwängerten Sümpfen bedeckte Halbinsel Florida, welche wegen ihres ausschließlich südländischen Charakters der heißen Zone am nächsten kommt und auch mit ihrer südlichsten Spitze, Cap Sable (spr. Sehbl) nur etwa 15 Km. vom 25. Breitegrade absteht.

Noch weniger Bemerkenswerthes als diese östliche bietet die W.-Küste Nordamerika's. Die ganze Strecke, über welche die Vereinigten Staaten die Herrschaft üben, von der unbedeutenden San-Diego-Bay im S. bis hinauf nach Oregon besitzt nichts, das uns zu längerem Verweilen einladen könnte. Kaum daß hier und da ein paar Inselchen, mit deren Namen das Gedächtniß zu belasten unnöthig, die monotone Uferlinie verzieren. Nur die San-Francisco-Bay, welche in ihrem nördlichen Theile der 38. Grad n. Br. durchschneidet, greift tief hinein in das Land und ist wie geschaffen zur Anlage jener Feenstadt, mit welcher der Gedanke an Goldgewinn uns unlöslich verknüpft dünkt. Interessanter gestaltet sich der Küstenzug nordwärts von der englischen Grenze an. Diese erreicht das Meer gegenüber der langgestreckten Vancouver-Insel (spr. Wänkuwr), welche die Juan de Fuca-Straße (spr. Chuan) von dem Territorium Washington (spr. Uáschingten) und der Königin-Charlotten-Sund von dem britisch-amerikanischen Festlande trennt. Wir befinden uns hier in 48° n. Br., und hiermit beginnt, wenn wir den Puget-Sund nicht mitrechnen, eine eigenthümliche Fjordbildung, die auffallend lebhaft an die norwegischen Scheeren mahnt. Und nicht nur die Uferlinie des Festlandes ist in solcher Weise ausgenagt, sondern auch die nunmehr zahlreich diese Uferlinie begleitenden Inseln, wie Königin-Charlotten-Insel, Prinz-Wales-Insel (spr. Uéhls), Sitcha, Neu-Archangelsk oder der Thlinkiten-Archipel sind wenn auch in geringerem Maße von der nämlichen Küstenbildung betroffen. Auch der weiteren Fortsetzung der Küste, welche sich in schönem Bogen zur schmalen Halbinsel Aljaska hinüberschwingt, muß noch derselbe Charakter zugesprochen werden. Bis zum Jahre 1867 herrschte in diesem äußersten NW. Amerika's der russische Zar, seither jedoch ward das Land an die Vereinigten Staaten verkauft und der Name der kleinen Halbinsel auf das ganze weite Territorium übertragen. Von der äußersten Spitze Aljaska's zieht der Inselkranz der Fuchs-Inseln und Aleuten nach Asien hinüber.

Wir haben hiermit Gebiete betreten, welche zu den wenigst besuchten der Erde gehören. Wie viel des Interessanten dennoch diese anscheinenden Einöden in sich schließen, werden wir am geeigneten Orte erfahren. Ueberschreiten wir nun den Polarkreis, um mit einem Blick auf das N.-Gestade Amerika's

Digitized by Google

unsere Rundschau zu vollenden, so finden wir eine einzige bemerkenswerthe Stelle, jene nämlich wo ein wahrer Riesenstrom des arktischen Amerika, der Mackenzie (spr. Mäkkénsi), sich mit dem nördlichen Eismeere vermählt. Oestlich von der Mackenzie-Mündung bis zu der riesigen Halbinsel Boothia Felix, die den magnetischen Nordpol birgt, ist der Küstenverlauf ein vielfach gewundener aber nicht überall durch genaue Aufnahme gesicherter. Die noch östlichere Melville-Halbinsel aber mit der südlich davon gelegenen Southampton-Insel (spr. Saudsämpt'n) schließt so zu sagen die Hudsons-Bay, in welche die meisten ansehnlichen Ströme des britischen Amerika einmünden.

§. 2. Das neumexicanische Tafelland und die Colorado-Wüste.

Das so umgrenzte Gebiet gewährt eine reiche Abwechslung von Hoch- und Tiefland, deren Vertheilung vom höchsten geographischen Belange. Den bisherigen Zug unserer Wanderung beibehaltend, nehmen wir zunächst die Beschreibung der Gebirgserhebungen im S. auf, dort wo das Sierra-Madre-Plateau im W. vom Rio Grande oder Rio Bravo del Norte die Verbindung der mexicanischen mit den nordamerikanischen Gebirgen vermittelt. Es sind die Gebiete Arizona und Neu-Mexico, welche wir hier betreten, letzteres in ziemlich genau nordsüdlicher Richtung von dem genannten Rio Grande durchströmt. Dieser Rio Grande besitzt einen linksseitigen Nebenfluß, den Rio Pecos, welcher ihn mit einem merkwürdigen Parallelismus durch Neu-Mexico, wo er entspringt, begleitet bis er in Texas bei Patos Blancos seine Vereinigung mit ihm vollzieht. Ein durchschnittlicher Abstand von 170 bis 200 Km. trennt wohl diese beiden Gewässer, und auf diesem Zwischenraume erheben sich mehrere Ketten, die wiederum durch ihr paralleles Streichen auffallen. Theils treten sie dicht an den Rio Grande heran, theils bezeichnen sie eine Wasserscheide, über welche Gebirgspässe aus dem Pecos-Thale in jenes des Rio Grande hinüber und herüber führen. Noch auf mexicanischem Boden bemerken wir die Apache Mountains (spr. Apatsch-Mauntäns) mit dem Wild-Rose-Passe, welchen sich die Salt Plain- (spr. Saolt Plehn) und die Guadaloupe Mountains anreihen. Mehrere

Digitized by Google

kleine Sierren dürfen in Neu-Mexico als Fortsetzung dieser Erhebungen gelten, welche indeß keinen zusammenhängenden Gebirgszug bilden, sondern wie losgelöste, selbständige Glieder einer idealen, in Wirklichkeit nicht vorhandenen Kette erscheinen. Das Bodenniveau ist hier sehr beträchtlich gestiegen und wächst nach N. zu immer mehr; die Hauptstadt des Staates Neu-Mexico, Santa Fé, an dem gleichnamigen kleinen Zuflusse des Rio Grande, liegt schon mehr denn 2000 M. über dem Meeresspiegel. Ganz Neu-Mexico und in noch höherem Grade das westlich benachbarte Arizona sind eigentlich hohe Tafelländer, worin die Ströme, wie der Rio Grande, der Rio Gila und der Rio Colorado, welch letzterer Arizona von Californien scheidet, eingerissen sind. Der wichtigste unter den genannten Stromläufen ist der Colorado, und sein Becken besteht aus einer Folge flacher Höhenstufen von 1200 bis 2150, stellenweise sogar 2500 M. Höhe. Sie folgen einander treppenartig mit steilen Abstürzen und sind gänzlich pflanzenleer, so daß zwischen 36 und 42° n. Br., mit Ausnahme einiger Flußthäler, nichts als Artemisienbüsche gefunden werden. Die Wasserläufe bilden lauter tiefe Risse in die Hochebenen, und eben sie sind es, welche die Wüsten verursachen, denn der ohnehin sparsame Regen verschwindet, rasch wie er gefallen, in diesen Schluchten. Die Hochebenen, welchen der Colorado angehört, haben 2100 M. Meereshöhe, doch hat der Colorado im oberen Laufe bereits ein tiefes Becken ausgewühlt; er findet später aus diesem Becken seinen Ausweg nur durch den großen Cañon (spr. Kanjon), durch den sich bis vor Kurzem noch kein menschliches Wesen hindurch gewagt hatte. Im spanischen Nordamerika versteht man unter Cañon eine Thalschlucht von

Der Aravaypa-Cañon in Arizona.

Digitized by Google

höchster Tiefe und Enge. Die Wände zu beiden Seiten des Colorado fallen meist senkrecht herab bis zu 900 oder 1500 Meter Tiefe. Dieser und alle ihm ähnlichen Einschnitte in das Tafelland sind ausschließlich das Werk von Auswaschungen, denn an beiden Seiten der Schluchten liegen die Schichten völlig ungestört. Als classisches Musterbild dieser großartigen Schluchten Nordamerika's, die wir in den Felsengebirgen bis in den höchsten N. antreffen werden, kann der Aravaypa-Cañon in Arizona gelten.

Die Schlucht beginnt, nach einer Schilderung W. A. Bell's, der mit einer Abtheilung von Geometern dieses Gebiet im Auftrage der Kansas-Pacific-Eisenbahn-Gesellschaft beging und aufnahm, auf der ersten Wegstunde mit einem zahmen Anfang. Ihre Wände erheben sich nur bis zu 150 M. und sind blos auf der einen Seite senkrecht, während sie an der andern schräg abhängen. Am Ende der ersten Wegstunde aber werden die Wände zu beiden Seiten schroff, doch bestehen sie vorläufig nur aus roh geschichteten Geröllbänken oder Nagelfluhen, wie wir sagen würden, wenn sie in der Schweiz lägen. Das Mundloch des Cañon, wenn man so sagen darf, liegt 1027 M. über der See, und sein Ausgang bei Camp Grant 662 M. Folglich sind 365 M. Gefäll für den Aravaypa vorhanden auf einer Strecke von 43½ Km. Der Fluß schneidet also da, wo die Schichten ungestört lagern, immer tiefer ein. Unter den Conglomeratbänken kommt in Folge dessen später Sandstein und unter dem Sandstein Granit zu Tage. Ein kräftiger Pflanzenwuchs erfüllt das Thal, wo sich ihm Raum darbietet. Der Unterwuchs besteht aus Binsen, Büschelgras, Weiden und jungen Bäumen, über die aber edle Stämme aufsteigen, als wollten sie mit ihren Wipfeln die Felswände erreichen und ihre Köpfe emporstrecken, um die Außenwelt jenseits der Schlucht zu besichtigen. In der Nähe des ersten Lagerplatzes stießen die Erforscher auf ein paar verlassene Wigwams und am zweiten Tage kamen sie an einer Aushöhlung der nördlichen Thalwand vorüber, in welcher etwa 50 Leute sich hätten bergen können. Hinter dieser Stelle begann der Cañon sich zu krümmen und zu drehen, so daß an manchen Orten die Wanderer sich links und rechts, rückwärts und vorwärts zwischen Felsenwänden eingeschlossen sahen. Der obere Rand der Wände war bisher gewöhnlich glatt abgeschnitten gewesen, nur hier und da zeigten sich Verwitterungsfurchen, die oft einzelne Nadeln frei hatten stehen lassen. Je tiefer aber das Wasser in die Unterlage geschnitten hatte, desto deutlicher zeigte sich der Bau der Wände, der nun aus zwei Stockwerken, jedes von 120 M. Höhe, bestand. Die Unterlage bildete bereits ein grauer Sandstein, das zweite oder obere Stockwerk aber gehörte noch den zusammengebackenen Geröllmassen an, die jedoch mehr und mehr als abgeschrägter Abhang den Sandstein überlagerten. In den letzteren hatte das Wasser Grotten und Höhlungen hineingespült, welche nicht wenig zur Steigerung der reizenden Wildniß beitrugen. Natürlich mußte wiederholt das Wasser gekreuzt werden. Oft ließen sich dazu quer übergestürzte Baumstämme benutzen, welche dienstfertige Biber, freilich für ihre eigenen Zwecke, gefällt hatten. Sie waren nicht die einzigen Bewohner der prächtigen Schlucht, denn bisweilen sah man Rudel von Rehen an das Wasser zum Stillen des Durstes hinabsteigen. Stellenweise waren Tauben und (fälschlich sogenannte) „Wachteln" sehr zahlreich, und überall entzückten die Vermesser Vögel mit Prachtgefieder, darunter auch ein weißer Eisvogel mit hellrothem Kamme. Ein andermal hatte ein Flug Truthähne im Thale sich niedergelassen, und da mehrere Schüsse auf sie gefallen waren, eilten die Mitglieder der Expedition erschreckt zusammen, in der Meinung, die vordersten Wanderer seien auf Apachen gestoßen: der Knall eines einzigen Flintenschusses in jener Felsenenge gleicht der Wirkung nach dem Abfeuern eines Geschützes, so vielfältig ist der Rückprall der Schallwellen und ihrer Steigerung durch wiederholtes Echo. Etwa 9½ Km. vom Mundloch verengert sich der Cañon zu einer Spalte, so daß der Fluß selbst den einzigen gangbaren Pfad gewährt. Er hat sich dort einen Tunnel von 6 bis 10 M. Breite in die südliche Felswand hineingewaschen, so daß man unter den Felsen hindurch muß. Jenseits gelangt man in einen offenen Kessel, wo sich die Thalsohle über

Digitized by Google

15 Acres Grasland mit einzelnen prachtvollen Baumriesen ausbreitet. Jener Kessel liegt etwa in der Mitte des Cañon und unmittelbar dahinter tritt ein Wechsel in den Felsarten ein, und zwar entschädigen jetzt vulcanische Gesteine von violetter bis schwarzer Farbe für die Eintönigkeit des grauen Sandsteines, oben aber am Rande der Terrassen zieht ein Saum von Säulenbasalt mit scharfen und mannigfachen Umrissen, sowie phantastischen, thurmähnlichen Vorsprüngen und Absätzen hin. Sogleich ändert sich auch der Pflanzenwuchs, denn nichts anderes gedeiht an diesen rauhen Abhängen, als der Riesensäulencactus (Cereus giganteus), der seine Schäfte und sechsarmigen Leuchterarme von dem Fuße bis zum oberen Rande der Abhänge überall emporstreckt. Ein Stück weiter abwärts gelangt man zu der zweiten Enge der Schlucht und auf 4 Km. bleibt kein anderer Pfad übrig, als das Bett des Flusses selbst. Dort bestehen die Wände aus drei verschiedenen Terrassen, zwischen denen je eine Schicht von Basaltlaven eingeschaltet liegt, so daß also drei Ausbrüche eintraten, bevor die Bildung der drei Terrassen vollendet war. In den Engen gab es nur einen kurzen Tag, so daß die Geometer frühzeitig ihre Arbeiten einstellen mußten. War die Sonne völlig hinabgesunken, dann herrschte im Cañon eine ängstliche Dunkelheit, während der schmale Zickzackstreifen des sichtbaren gestirnten Himmels mit Diamantenglanze zu funkeln schien. Glücklicherweise fanden sich unterwegs überall Mezquitenbäume, deren Holz in prächtigen Flammen auflodert. Drei Viertel des Cañons waren in vier Tagen nivellirt worden, das letzte Viertel dagegen starrte von Schwierigkeiten. Der Cañon erweiterte sich nämlich, allein dafür war er übersäet mit Trümmerblöcken, die von den ehemals prallen Wänden herabgestürzt, mühsam zu überklettern waren und den Vermessern die Aussicht versperrten. Da übrigens, wo die Wände noch unversehrt standen, erreichten sie an einer Stelle, die keineswegs zu den erhabensten gehörte, noch 251 M. an senkrechter Höhe. Mehr und mehr geht hierauf der Cañon in ein offenes Thal über, wo der Aravaypa, der in der Schlucht das ganze Jahr fließt, vollständig in Folge der Lockerheit des Bodens unter der Erde verschwindet. Diese Schilderung eines Cañons darf wohl als typisch betrachtet werden, nur sollte man nicht annehmen, daß er zu den Seltenheiten Arizona's zähle oder zu den großartigsten Erscheinungen seiner Art gehöre. (W. A. Bell. On the Basin of the Colorado and the great Basin of North America, im: Journal of the Geographical Society. London 1869. S. 95—121.)

Vor zwanzig Jahren noch dachten sich die Kartenzeichner, daß ein großer Gebirgszug von Mexico nordwestlich unter dem Namen Sierra Madre streiche und später als Felsengebirge sich fortsetze. Als Goldsucher nach Californien häufiger über Neu-Mexico nach dem Gila und Colorado zogen, bestätigte aber jeder neue Beobachter, daß eine solche querliegende Wirbelsäule des Festlandes zwischen 32 und 34° n. Br. völlig fehle. Wahr ist, daß in Mexico und Neu-Mexico Bodenerhebungen unter dem Namen Sierra Madre außerordentlich häufig wiederkehren. Allein der Ausdruck Sierra bedeutet dort nicht ein Gebirge mit steilem Kamm, sondern wird auch den Abstürzen von Hochebenen ertheilt. Ferner versteht man unter einer Muttersierra nichts weiter als eine wasserscheidende Anhöhe. Nun läuft wirklich von Mexico nach Arizona in nordwestlicher Richtung die oben besprochene lückenreiche Kette von Höhenrücken, die der Rio Gila quer durchbricht, allein sie hat nichts zu schaffen mit den Felsengebirgen, die sich zwei Grad nördlicher und um vieles weiter östlich auf den Hochlanden von Neu-Mexico verlieren. Mesas (Tafeln) pflegt man diese Hochebenen zu nennen. Sie werden durch horizontale Ablagerungen gebildet,

Digitized by Google

ihre Abstürze nach der nördlichen Ebene zu sind aber bereits verschwemmt und zerwaschen, dann zuerst kommt man an kegelförmige Berge, dann an Kegel mit abgestutztem Gipfel, endlich an Tafelmassen mit tiefeingeschnittenen Thälern. Der Ackerbau hält sich dicht am Rio Grande, da er nur durch künstliche Berieselung sich betreiben läßt. Weiter abwärts verdichtet sich die Bevölkerung und der Pflanzenwuchs wird immer üppiger, denn von Santa Fé nach Albuquerque senkt sich das Thal von 1934 auf 1463 M., und während auf den Hochebenen Frühlingslüfte wehen, zeigt dort das Thermometer 22 ½ ° R. Doch darf man nicht denken, daß Neu-Mexico jemals vorwiegend ein Ackerbaustaat werden sollte, sondern Viehzucht ist es, worauf es von der Natur angewiesen worden ist. Auf den Mesas oder Tafelhöhen wächst eine ganz vortreffliche und außerordentlich nahrhafte Grasart (Atheropogon oder Eutriana oligostachys), die nur jenen Strichen Amerika's eigenthümlich ist. Die Halme werden 0,30 — 0,40 M. hoch, aus denen rechtwinkelig und nahe der Spitze eine 0,6 — 0,10 M. lange Aehre hervorschießt. Dort nähren sich Schafheerden bis zu 20- und 30,000 Stück, ja Neu-Mexico wird früher oder später mit Australien, den Caplanden und den Laplatagebieten in der Wollerzeugung wetteifern und vielleicht das eine oder das andere überbieten. Auch für Weinbau eignet sich das Thal des Rio Grande von Santa Fé abwärts.

Wie schon erwähnt bezieht sich das für Neu-Mexico Bemerkte auch auf Arizona, nur ist der Charakter des Landes noch gebirgiger und steigen die Berge zu noch größerer Höhe an; ja Arizona enthält sogar einige der bedeutendsten Berge Nordamerika's. Der Rio Gila durchströmt das südliche Arizona seiner ganzen Länge nach in der Richtung von O. nach W. und fällt bei Fort Yuma in den Colorado, kurz ehe dieser den californischen Meerbusen erreicht. Der Colorado fließt vom sogenannten Big Cañon (große Schlucht) an in ziemlich nordsüdlicher Richtung, macht aber oberhalb desselben einige scharfe Biegungen, wodurch er für eine Strecke in einen gewissen Parallelismus zum Gila geräth. Auf diesem Gebiete nun zwischen beiden Strömen ballen sich die Gebirge Arizona's zu den Mogollon Mountains und der Francisco Forrest zusammen, in welch letzterer ein einzelner Pik, der San Francisco Mount die majestätische Höhe von 3673 M. erreicht. Nördlich von diesen Rücken lagert sich das Colorado-Plateau, welches auch jenseits, d. h. nördlich und westlich des Stromes, in Utah (spr. Jutah) und Nevada eine Fortsetzung ähnlichen Charakters findet. Zwischen dem Colorado und Californien breitet sich das sogenannte große Becken aus, mit einer Oberfläche größer als die von Frankreich. Auf seiner einförmigen Ebene sind überall Ketten

Digitized by Google

Am Rio Colorado.

vulcanischer Berge neuer Bildung aufgestiegen, deren Richtung parallel zum Streichen der Wahsatch-Gebirge in Utah und der Sierra Nevada in Californien bleibt. Zwischen diesen Gebirgen, auf einer Strecke wo das Becken bis zu 1100 Km. sich erweitert, überschreitet man hinter einander nicht weniger als zwanzig solcher Ketten, meist aus vulcanischem Tuff, trachytischen Breccien, Trachyt und buntem Porphyre gebildet, in welche allenthalben das Wasser die tiefsten Furchen hineingewaschen hat. Die Höhe dieser Ketten schwankt von 300 bis 1200 M. über der Beckenebene. Der Boden aber, aus verwitternden vulcanischen Felsarten, ist höchst fruchtbar und gewährt die reichsten Ernten, wo Bewässerung möglich ist. Nur einzelne Strecken, von den Ansiedlern Alkaliflächen genannt, die mit Sodanitrat bedeckt sind, müssen als völlig unfruchtbar gelten. Jene Hochebenen gehören zu den jüngsten Erhebungen Nordamerika's. Das Wachsthum des Festlandes ist nämlich sichtlich in der Richtung des californischen Golfes fortgeschritten, der sich mehr und mehr verengern mußte, denn westlich und östlich gab es bereits festes Land. Schon anfangs muß der Regenfall in dem neugebornen „großen Becken" nicht sehr reichlich gewesen sein, immerhin aber waren ehemals die herrschenden Luftströmungen feuchter, denn Süßwassermuscheln moderner Arten, die jetzt große Strecken der Wüste bedecken, bezeugen, daß es früher mehr und größere Binnenseen als jetzt gab. Die übriggebliebenen sind leider meist nur periodische, die im größten Theile des Jahres austrocknen. Ihr

Digitized by Google

Flächenraum und ihre Meereshöhe schwanken beträchtlich. Wider Erwarten stoßen wir hier auch auf zwei Depressionen. Die eine davon, der geräumige Soda Lake (spr. Leht) (auch Salt Lake genannt), liegt 21 M. unter dem californischen Meerbusen in der Nähe von Fort Yuma gegen W. und NW.; sie ist nichts anderes als ein Rest des californischen Golfes, der in früheren Zeiten viel tiefer in das Festland hineinschnitt. Eine spätere Dünenkette scheint sich als Riegel vorgeschoben und den Soda Lake vom Golfe abgeschnitten zu haben, ehe er durch Versandung nivellirt werden konnte. Weit bedeutsamer ist die andere Depression, das Todte Thal (Death Valley) geheißen, wegen seiner Aehnlichkeit mit dem Todten Meere Palästina's. Es erstreckt sich von 36 bis 37° n. Br., die Richtung seiner großen Achse aber ist nordwestlich, also parallel mit der Küste des Stillen Meeres. Zwar liegt auch diese Depression, welche sich bis zu 53 M. unter den Seespiegel hinabsenkt, in der Verlängerung des californischen Meerbusens, wird aber von diesem durch zwischenliegende Hochebenen von 300 M. Erhebung völlig abgesondert. Die schmale Einsenkung ist ein echtes Thal, und das Entwässerungsgebiet, das ihr angehört, besitzt einen Flächenraum so groß wie das Königreich Bayern. Uebrigens bleibt es gegenwärtig trotz der ihm zuströmenden Rinnsale trocken und bildet eine traurige Wüste.

Die eigentliche Colorado-Wüste (Colorado Desert) umfaßt nur den südlichsten, vom Unterlaufe des Colorado durchströmten Theil des beschriebenen Gebietes und erstreckt sich hauptsächlich am rechten, westlichen Ufer des Stromes gegen Californien hin. Eine Schilderung derselben charakterisirt indeß treffend den gesammten Landstrich. Die außerordentlich flachen Ufer des Colorado und das niedere Wachsthum der Baumwollwälder und Weiden — niedrig, weil sie so oft von den Fluthen gepeitscht und gebrochen werden — erinnern an den untern Mississippi. Und man hat es mit mehr als einem Schluck der dicken Flußbrühe zu thun, wenn man sich herauswagt über die Ufer, denn sie sind vollkommene Menschenfallen. Es liegt schon in der Gegenwart dieses großen Wüstenflusses etwas Furchtbares; die verrätherischen Wirbel seiner Strömung setzen bisweilen den stärksten Schwimmer in Schrecken und reißen ihn hinab; ja selbst die Thiere fürchten, wenn sie ihr elendes Leben eine Zeit lang an seinen Ufern zugebracht, den Anblick des Flusses und schnauben, wenn man den Versuch macht, sie in die Nähe desselben zu treiben, vor unverhülltem Grauen. Der Weg zieht sich schwerfällig fort durch tiefen Sand. Kommt man dem New River (Neuen Flusse) nahe, so hört der Sand auf und man gelangt in eine weite meeresglatte Ebene röthlichen Bodens, die von allem Grün vollständig entblößt ist und sich unendlich weit erstreckt und nackt und wie glühend in der Sonne liegt. Was ist dies? Reif? Es gibt kleinere und größere weiße Flecke, welche aussehen, wie Frühreif, bei näherer Besichtigung aber entdeckt man, daß es nur die winzigen Schalen von Herzmuscheln sind, die myriadenweise zerstreut umher liegen. So weit das Auge reicht, erstreckt sich diese arktische Fläche, köstlich kühl und wässerig blau flimmernd in ihrem täuschenden Glanze. Der New River, ungleich allen wohlgeregelten Flüssen, von denen die Geographie uns einige Kunde gibt, hat einen Fluß zu seiner Quelle und nimmt nirgends ein Ende. Vom Colorado in der Nähe seiner Mündung sich abzweigend, gleitet er ruhig in der Wüste hinunter, durch ein 400 M. breites Thal (hier swale genannt), bis er 22 M. unter dem stillen Meer im Boden sich verliert.

Digitized by Google

§. 3. Die californischen Gebirge. Coast Range und Sierra Nevada.

Im NW. der Colorado-Wüste heben die californischen Gebirge an, welche der pacifischen Küste mehr oder minder parallel streichen; die Sierra del Monte Diablo oder Coast Range (spr. Kohst Rehndsch) und Sierra Nevada, beide vulcanisch. Von letzterer spreizen sich zwei Ausläufer weit hinaus in die Wüste, wie eine Zange, und zwischen ihnen fließt schwach hinab der Carrizo. Gelangt man weiter im Thale hinauf, so treten die Berge näher zusammen, mit terrassenartigen Abhängen, die in ihrer unheimlichen Blässe ein frostiges und rauhes Aussehen haben. Hier, wie überall in diesen Gegenden, ziehen die Gebirgsketten alle Feuchtigkeit aus den Wolken an sich, und an ihren Gipfeln gibt es einige verbuttete Gesträuche, welche in der Hitze flackern wie grüngefärbte Flammenzungen. Da und dort erhebt sich einer unter den niedrigen Bergen, dessen Feuerherz von verborgenen Gewässern abgekühlt zu sein scheint, und auf denselben gibt es dann einige Gesträuche, in eigenthümlichem Gegensatz zu dieser polaren Nacktheit, diesen furchtbaren tropischen Eisbergen.

Das ganze gewaltige Tafelland, das sich aus Mexico her über Neu-Mexico, Arizona und das südliche Californien ausdehnt, weiterhin gegen N. aber allmählig an Erhebung verliert, wird gegen W. hin durch die erwähnten Küstengebirge begrenzt. Sie bilden parallel hinter einander streichende Ketten, die gewissermaßen eine Fortsetzung des Grates bilden, der sich längs der californischen Halbinsel hinzieht. Die sogenannte San Bernardino Range, zwischen welcher jedoch und der Meeresküste noch andere minder bedeutende Parallelketten sich vorlagern, darf als eigentliche Begrenzung der Colorado-Wüste und des nordwestlicheren „großen Beckens“ gelten. Zahlreiche Pässe führen über dieselbe aus dem Wüsten-Hochlande nach den Längsthälern, welche zwischen den Parallelketten eingebettet liegen; doch werden diese auch von Querthälern durchbrochen, worin eine Reihe von Küstengewässern fließen, welche, an der San Bernardino Range entspringend, ihren Weg zum Ocean suchen. In der Gegend des stattlichen Monte Pinos (34° 30′ n. Br.) in S.-Californien verdichten sich diese verschiedenen Ketten zu einer Art Knotenpunkt, von wo aus ein Höhenzug die Richtung gegen N. nimmt, der

Digitized by Google

andere aber der Küste treu bleibt. Letzterer ist die eigentliche Coast Range, welche während ihres ganzen Verlaufes bis in's nördliche Californien ihren Charakter bewahrt und in die erwähnten Parallelketten sich gliedert, bis sie in der Gegend des Mount Shasta dem zweiten, östlicheren Höhenzuge wieder nahe tritt. Dieser, der sich beim Monte Pinos abzweigt und in einem Abstande von 150 — 200 Km. mit dem Küstengebirge parallel streicht, ist die Sierra Nevada, welche zwischen den beiden Bergriesen, dem Mount Whitney im S. und Mount Shasta, im N. ihre höchste Entwicklung erreicht und die natürliche Grenze Californiens bildet. Letzteres ist also strenge genommen die zwischen Coast Range und Sierra Nevada eingebettete Thalmulde, das nach seinem Hauptflusse genannte Sacramento-Bassin, welches etwa 750 Km. lang, mit den zahlreichen Quer- und Nebenthälern dieser Gebirge in Verbindung steht.

„Der Sacramentofluß, von N. kommend, und der San Joaquin von S. treffen sich in der Mitte dieses weiten Thales, um sich mit vielen Krümmungen nach W. durch die Küstenkette in die Bay von San Francisco zu ergießen. Diesen beiden Flüssen strömen die Gewässer der Sierra Nevada zu, die nach O. hin ebensowenig Wasser entsendet, wie die Coast Range, deren Gewässer ebenfalls nach W. meist dem Meere zufließen. Das an Flüssen, Bächen und Seen reiche Bassin ist im Allgemeinen eben, öfters in Terrassen abgesetzt, und mit scharf abgegrenzten Eichwäldern geziert; der Boden sehr fruchtbar, besonders für Weizen und andere Körnerfrüchte geeignet. Schnee fällt hier nur ganz ausnahmsweise, statt dessen im Winter genügender Regen, so daß der Boden bis April leicht zu bestellen ist. Es regnet dann noch mitunter bis Juni, wo das Getreide reift. Vom Juni bis October regnet es nie, so daß das Getreide nach dem Schnitt auf dem Felde gedroschen wird und der Farmer keiner Scheunen bedarf. Es fällt hier durchschnittlich halb so viel Regen, wie an der atlantischen Küste. Californien hat eigentlich ein dreifaches Klima; außer dem Küstenklima noch das sogenannte Inlandsklima in der großen Sacramento-Ebene und das Gebirgsklima in der Sierra Nevada. Die Inlandshitze ist oft tropisch und läßt das Getreide bis Ende Juni reifen. Der kühle Seewind wird durch die Coast Range vom Inlande abgehalten, so daß die Hitze im Sacramento-Bassin im Sommer bedeutend höher als an der Küste ist; 30° R. im Schatten soll nichts Ungewöhnliches sein. In der Sierra Nevada endlich, deren höchste Spitzen sich bis zu 4500 M. erheben, nimmt der Regen mit der Höhe zu; man findet gradatim aufsteigend alle Klimate bis zur ewigen Schneegrenze vor."

Digitized by Google

In die Küstenkette, welche ungefähr nur die halbe Höhe der Sierra Nevada hat, reißt die Bay von San Francisco einen tiefen Einschnitt ein, den das Goldene Thor (The golden Gate) mit dem Meere verbindet. An der Innenseite dieses Thores breitet sich malerisch an den sanften Höhen hinansteigend die gefeierte Stadt San Francisco aus, der wichtigste Handelsplatz der nordamerikanischen Westküste. Südlich von der San-Francisco-Bay laufen die Parallelketten der Coast Range mitunter bis hart an's Meeresufer, im N. aber tritt der Hauptkamm des Gebirges mehr landeinwärts zurück, trägt aber dafür die höchsten Gipfel des ganzen Gebirges, die Berge Mount Ripley, St. Johns und Palloballey, die an 2400 M. Seehöhe hinanragen. Die zahlreichen Längen- und Querthäler sind eben so malerisch wie fruchtbar, wovon ihre üppige Grasnarbe und kostbaren Hölzer Zeugnis geben; auch zeichnen sich die westlichen Thäler und Abhänge zur Küste durch ein überaus gleichmäßiges, mildes Klima aus.

Unter den Thälern im nördlichen Theile der Coast Range ist das nahe von San Francisco gelegene Nappathal, welches den reicheren Bewohnern dieser Stadt als reizender Sommeraufenthalt dient, das bekannteste. Heute führt eine Eisenbahn durch dasselbe. In einem ziemlich steil aufsteigenden Nebenthale der Nappa, welche sich in die San Francisco-Bai ergießt, liegen an den Nordabhängen der Coast Range vielbesuchte Schwefelquellen, Sulphur Springs, die bereits mit Kursaalen und Badehäusern nach europäischem Muster ausgestattet sind. In den nahen Wildnissen begegnet man noch der ursprünglichen Vegetation des Landes. Neben Eichen und Fichten treten der Lorbeerbaum, Cypresse und eine Cedernart auf, die hier Redwood, Rothholz, genannt wird und verwandt ist mit den colossalen Mammuthbäumen. Beide zusammen führen den Namen Sequoia, aber die Mammuthbäume kommen nur in der Sierra Nevada vor, dies Redwood dagegen ausschließlich in der Coast Range. Es soll ganze Wälder von Redwood geben, von denen die stärkeren Bäume über 75 M. Höhe bei 15 M. Umfang im Stamm besitzen. Das feingefaserte, röthliche Holz gilt für gutes Bauholz. Auch wächst hier eine giftige Oak poison genannte Pflanze, deren Einfluß sich geltend macht, wenn man sich in ihrer Nähe niedersetzt oder einige Zeit in ihrer Wirkungssphäre verweilt, ohne daß man sie zu berühren braucht. Die Einheimischen kennen sie und meiden ihre Nähe. (Max von Versen. Transatlantische Streifzüge. Leipzig 1876. 8°. S. 120—121.)

Den landschaftlichen Charakter Californiens erfassen wir am besten auf einer Fahrt mit der Pacific-Bahn von San Francisco nach dem Osten. Bald liegt die Stadt uns weit im Rücken und wir nähern uns rasch der hohen Ziegeninsel (Goat island), welche inmitten der Bai und halbwegs zwischen San Francisco und dem idyllischen Städtchen Oakland liegt. Die Breite der Bay beträgt an dieser Stelle etwa 11, die Entfernung von San Francisco nach Goat Island (spr. Goht Eiländ) $4^1/_2$ Km. In Oakland erst, gleichsam in einem Eichenhaine liegend, besteigen wir die Eisenbahn und eilen weiter dahin zwischen fruchtbaren Ländereien, an der Wegseite zahlreiche Obstgärten und schmucke Farmhäuser, und der tiefblaue californische Himmel über uns. Jetzt geht es vorbei bei San Lorenzo, dem letzten der freundlichen Städtchen in der Nähe der großen Bai. Allmählig verlassen wir diese und eilen der großen San Joaquin-Ebene entgegen. Wir haben das schmucke Städtchen Pleasanton (spr. Plitz-) passirt und das reiche Livermore-Thal durchkreuzt, welches der Livermore-Paß, eine Reihe von verschlungenen Schluchten und engen Thälern, von der San Joaquin-Ebene trennt, die seitwärts in bläulicher Ferne verläuft und vor uns am Horizonte von der gezackten Schneelinie der Sierra Nevada begrenzt ist; links glänzt hier

Digitized by Google

Blick auf die Sierra Nevada.

und da in der außerordentlich fruchtbaren Ebene, deren Bodenertrag aber leider nicht selten durch Dürre im Sommer beeinträchtigt wird, einer der vielen Arme des Joaquin-Flusses, dessen Uferlandschaften Ueberschwemmungen ausgesetzt sind. Baumwuchs ist überall spärlich. Californien ist kein Waldland, wie der Osten, Norden und Süden der Erdtheilhälfte, auf deren westlichem Abhange es liegt. Es ist vielmehr ein Land, wie Italien, Griechenland oder Syrien, in welchem die Zeit häufiger Regen von einer allzu lang währenden dürren Zeit unterbrochen wird, so daß kräftiger Baumwuchs nur an den Orten gedeiht, wo ein Maß von Schatten und Feuchtigkeit vorhanden ist, welches von der Dürre des Sommers und Herbstes nicht erschöpft zu werden vermag.

Wir überschreiten nun den San Joaquin-Fluß und wenden uns direct nach N., gegen Stockton, eine der blühendsten Städte in Californien, 145 Km. von San Francisco. Weiter die Fahrt. Die blinkenden Zinnen der Sierra haben sich nach rechts gewendet; linker Hand ragt die Doppelkuppe des Monte Diablo, eines erloschenen Vulcans, in den blauen Aether. Die Bahn durchschneidet die Ebene in schnurgerader Linie, und wir treten ein in die Niederungen am Sacramento-Flusse, die nördliche Fortsetzung der San Joaquin-Ebene, welche ganz denselben Charakter zeigen, wie diese. Durch seine häufigen verheerenden Ueberschwemmungen, welche in früheren Zeiten auch die Stadt Sacramento mehrmals betroffen haben, steht dieser Fluß in Californien in schlechtem Rufe, obgleich die von ihm durchströmten Niederungen außerordentlich fruchtbar sind. (Theodor Kirchhoff. Reisebilder und Skizzen aus Amerika. Altona und New-York 1875. 8°. S. 211—230.)

Ueberaus imposant ist der Zug der Sierra Nevada, welche die californische Thalmulde im Osten umsäumt und eine Reihe prächtiger Hochgipfel aufweist, zwischen denen zahlreiche Pässe aus Californien in den östlichen Nachbarstaat Nevada hinüberführen. Der bekannteste dieser Pässe ist der Truckee-Paß (spr. Trökih), den die Pacific-Eisenbahn benützt, 2200 M. hoch; südlicher liegt der Sonora-Paß (3000 M.). Unter den Gipfeln dieser Kette verdienen nebst dem schon genannten Mt. Whitney, der im Westen des Owen's (spr. Ohns) Lake aufsteigt, Mt. Lyell (spr. Leiel), Castle

Digitized by Google

Peak (spr. Kahßl Piht), Pyramid Peak, Pilot Peak und Spanish Peak Erwähnung. Die zwei letztgenannten befinden sich nördlich vom Truckee-Paß, und erreichen nur mehr halb die Höhe der ersteren, welche im südlichen Theile der Kette liegen. Auch der hohe Mt. Lassen oder Lassen's Butte und Mt. Crater gehören dem nördlichen niedrigeren Zuge der Sierra Nevada an, die eigentlich in der tiefen Rinne des in den Sacramento fließenden Pit River ihre nördliche Abgrenzung findet. Lassen's Butte (3220 M.) ist ein Vulcan, aber kein freistehender Kegel, sondern der Gipfel eines hohen Grates, der noch mehrere Gipfel trägt. Ein großer Rhyolitstrom und unter demselben mehrere Trachytströme liegen an seinem Abhange. In den Vorbergen sind Spuren von Krater und zahlreichen Solfataren, kochende Schlammpfühle und Dampfquellen. Oestlich davon liegt ein unbekanntes, wahrscheinlich ganz vulcanisches Gebiet mit 2400—2700 M. hohem Gipfel, von denen einer, Cinder Cone, aus Asche besteht. Die höheren Partien des Gebirges sind mit ewigem Schnee bedeckt und sogar die Eisenbahn erhebt sich bis in diese Region des Schnees. Neuestens sind aber auch bedeutende Firnmassen entdeckt und wissenschaftliche Beobachtungen über deren Vorrücken angestellt worden, welche ihre Eigenschaft wahrer Gletscher dadurch über allen Zweifel erheben. Ihre Oberfläche ist von gekrümmten Geschiebebändern gestreift und zeigt vielfache Ausbauchungen und wellenförmige Biegungen in Folge der Unebenheiten des Untergrundes. Der Gletscher des Mt. Mc. Clure besitzt ungefähr 800 M. Länge und eine eben so große Breite an der Stelle seines größten Durchmessers; an seinem südöstlichen Ende ist er zerspalten. Der Schrund läuft von SW. gegen NO. und besitzt etwa 90 M. Länge, ist aber nirgends breiter als 0,30 M. Der Gletscher des Mt. Lyell, von dem des Mt. Mc. Clure durch einen kleinen Gebirgsgrat getrennt, ist gegen $1\frac{1}{2}$ Kilometer lang. (Popular science Review 1873, S. 211.)

Die landschaftliche Anmuth der Sierra Nevada ist wiederholt gefeiert worden, doch gilt als Glanzpunkt des ganzen Gebirges das in neuester Zeit vielbesuchte Yosemite-Thal mit den herrlichen Wasserfällen, welche hier die Quellflüsse des dem San Joaquin zueilenden Merced veranlassen.

Das im Gebirge liegende, ungefähr $2\frac{1}{2}$ Km. lange Thal ist ebenso eigenthümlich wie großartig in seiner Schönheit. Bei einer Breite von durchschnittlich 1 Km. ist es zu beiden Seiten von Gebirgsmassen eingeschlossen, die in 600 und 1200 M. hohen Felspartien steil zum Thal abfallen und nach der andern Seite hin sich in 3650 und 3960 M. hohen Bergspitzen erheben. Während sich der Fluß mit vielen Mündungen durch ein fruchtbares Thal von Wiesen, Baumgruppen, Gebüschen und Wäldchen durchschlängelt, bilden diese Felseinfassungen, die oft so hoch sind, als das Thal breit, die eigenthümlichsten Formationen, wie sie im verkleinerten Maßstabe zu Wackelsdorf und Adersbach in Böhmen vorkommen. Am

Digitized by Google

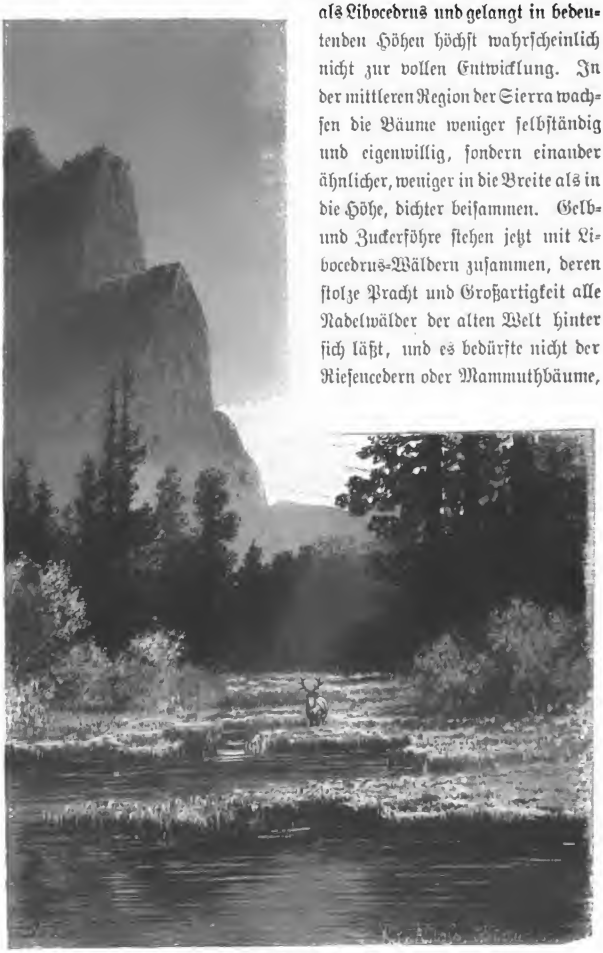
imposantesten tritt aus diesen colossalen Gruppen eine senkrechte Granitwand hervor, die etwa 900 M. hoch scharf zu einer Wiese abfällt. Eine andere Felsgruppe erhebt sich mit vielen Zacken ca. 1500 M. hoch. Außer mehreren kleineren Wasserfällen begegnet man nahe dem Zusammenfluß der Quellflüsse des Merced, wohl dem höchsten Wasserfalle der Welt. Er soll 600 M. hoch sein, ist jedoch die letzten 180 M. von hervorspringenden Felsen in einen Katarakt verwandelt und besitzt nicht den hundertsten Theil der Wassermasse des Niagara. Weiterhin bilden die Quellflüsse des Merced in den von den Felsgruppen eingeengten Thälern noch einige malerische über 100 M. hohe Wasserfälle. Noch weiter oben kann man in den Wildnissen jagen, wo neben Hirsch und Bär in den höheren und entlegenen Regionen das sehr scheue wilde Bergschaf angetroffen wird. Das Yosemite-Thal liegt 1220 M. über dem Meeresspiegel und wurde 1851 bei einer Verfolgung von Indianern entdeckt, die hierher ihren Rückzug nahmen. (Bersen. Transatlantische Streifzüge. S. 128—129.)

Solcher Cañon's birgt die californische Sierra noch mehrere. Erst im Jahre 1875 ward ein neuer am Nordarm (North fork) des Kings River, der im südlichen Californien sich in den Tulare See ergießt, entdeckt. Man sagt, er sei noch großartiger als das Yosemite-Thal und als der King's River Cañon am Südarme des Flusses.

Besondere Beachtung verdienen die Waldbestände der Sierra Nevada. Von San Francisco bis nach Sacramento, vom Küstengebirge bis zum Fuße des Hochgebirgs kann man Californien durchreisen ohne wahre Wälder zu sehen. Was man begegnet, sind äußerst lichte Haine von immergrünen Eichen, welche über die gelben Weizenfelder und den (zur Sommerzeit) ebenso gelben Rasen des Hügellandes wie die Fruchtbäume in unseren Feldern oder besser wie Olivenbäume in Oelgärten zerstreut sind. Den Olivenbäumen vergleicht sich am besten ihr vorwiegend niedriges, knorriges Wachsthum und das Grau ihres kleinblättrigen aber allerdings mehr als olivenartig dichten Laubwerkes. Der landschaftliche Charakter ändert sich in Kürze, wenn man in die Vorberge der Sierra eintritt, ohne daß aber zunächst, so wenig wie in der Ebene und im Hügellande, echte Wälder sich zeigen. Nur merken wir schon an einigen vorgeschobenen Posten, daß wir uns dem Gebiete der Nadelholzwaldungen, d. h. den einzigen Waldungen nähern, welche in Californien diesen Namen ganz ohne Einschränkung verdienen. Laubwälder, wie sie bei uns Buchen oder Eichen bilden, fehlen in Californien. Die Eichenhaine des Hügellandes sind ebensowenig Laubwald, wie die zerstreuten Ahorne und Espen, die im Gebirge an den Bachrändern, oder das Kastanien- und Manzanitagestrüpp, das an den Abhängen hinaufsteht. Zunächst steigen drei Föhrenarten in den Thälern herab, am tiefsten eine nußtragende, langnadelige Pinus Sabiniana, dann über dieser, in düsterem, schon waldartigem Beisammensein die Zucker- und die Gelbföhre (Pinus Lambertiana und P. ponderosa). Eine weitere Genossin dieser Vorbergbäume ist ein gleichfalls stolzer, hochwachsender

Digitized by Google

Baum, der hier kurzweg Ceder genannt wird (Libocedrus decurrens). Die Cypreſſe, welche Californien eigen iſt (Cupressus Lawsoniana), iſt viel ſeltener als Libocedrus und gelangt in bedeutenden Höhen höchſt wahrſcheinlich nicht zur vollen Entwicklung. In der mittleren Region der Sierra wachſen die Bäume weniger ſelbſtändig und eigenwillig, ſondern einander ähnlicher, weniger in die Breite als in die Höhe, dichter beiſammen. Gelb- und Zuckerföhre ſtehen jetzt mit Libocedrus-Wäldern zuſammen, deren ſtolze Pracht und Großartigkeit alle Nadelwälder der alten Welt hinter ſich läßt, und es bedürfte nicht der Rieſencedern oder Mammuthbäume,



Das Yoſemite-Thal in Californien.

Digitized by Google

die in einigen Gruppen unter ihnen zerſtreut wachſen, um dieſem Walde, der die mittleren Höhen der Sierra von etwa 1200—2400 M. bedeckt, den Ruhm einer der großartigſten Erſcheinungen im Gebiete der Waldnatur zu ſichern. Die Douglastanne (Abies Douglasi) und die Balſamfichte (Picea grandis) ſind es, welche ſich den ſchon bekannten Föhren in dieſen höheren Wäldern zugeſellen. Ein Geſchlecht, echter californiſch als alle die genannten rieſigen Tannen und Föhren, wächſt endlich die Sequoia gigantea, die Rieſenceder, Mammuthfichte, Wellingtonie, Waſhingtonie oder wie man ſie ſonſt nennen mag, in einer Anzahl von größeren und kleineren Gruppen, auf einem ſchmalen Streifen Landes, der vom 36. bis etwas über den 38. Breitegrad in den höheren Vorbergen der Sierra Nevada hinzieht und deſſen Höhe über dem Meere einerſeits 2130 M. nicht erreicht und andererſeits nicht unter 1520 M. herabgeht. Die Gruppen, die ſie auf dieſem ſchmalen Wohngebiete bildet, ſind durch Beſtände anderer Waldbäume von einander getrennt und ihre einzelnen Individuen ſtehen zerſtreut unter denſelben. Reine Beſtände bildet dieſe Sequoia nicht und unterſcheidet ſich weſentlich von ihrer einzigen noch lebenden Gattungsverwandten, dem ſchon erwähnten Redwood (Sequoia sempervirens) des Küſtengebirges. Whitney beſtimmt die Zahl dieſer Haine, der Big Tree's Grove's, auf acht und nimmt an, daß ſie insgeſammt keinen größeren Flächenraum als 2—2½ geogr. Quadratmeilen einnehmen. Einige ſind klein und die größten nicht von fern ſo ausgedehnt, wie man früheren Nachrichten zufolge anzunehmen geneigt war. Der nördlichſte iſt der Calaveras-Hain, der

Rieſenbäume im Mariposa-Hain.

Digitized by Google

am früheſten entdeckt und beſchrieben wurde. Am Beaver-Creek (ſpr. Bever-Kriht), der in den Stanislaus-Fluß mündet, liegt der nächſtſüdliche Hain und an einem Nebenflüßchen des Merced folgt der dritte. Der vierte iſt der weltberühmte Mariposa-Hain. Von den ſüdlicher gelegenen, ſelten beſuchten Hainen liegt einer am Fresno-Fluſſe, ein anderer, der für den größten von allen gehalten wird, auf der Waſſerſcheide zwiſchen dem Kaweah- und Kings-Fluß, und die zwei ſüdlichſten an zwei Armen des Tule-Fluſſes. In allerjüngſter Zeit ward ein neuer Cedernhain am Bear-Creek entdeckt, noch ſchöner als der von Mariposa. Unter ſeinen Bäumen genießt man eine prachtvolle Ausſicht auf die Sierra, den Kings River und die Hochgipfel im S. Bemerkenswerth iſt, daß auch die Rieſencedern, gleich anderen Bäumen, um ſo höher in's Gebirg hinaufrücken, je ſüdlicher ihre Lage. Man hat indes ihre Höhe übertrieben, und die Angabe, daß Bigelow eine Rieſenceder von 128 M. gemeſſen habe, iſt nicht begründet, denn die genaueſte Meſſung, die man von der höchſten Rieſenceder (aus dem Calaveras-Hain) beſitzt, gibt nicht mehr als 99 M. an. Der auſtraliſche Eucalyptus globulus würde alſo die höchſten Sequoien noch um mehr als 30 M. übertreffen. Californien beherbergt ferner noch zwei Nadelholzgeſchlechter, deren Verbreitungsgebiet und Geſchichte nicht unähnlich: Torreya und Taxus, welch letzterer in Baumgeſtalt nirgends anders in Nordamerika als nur in Californien gefunden wird. Indem man ſich von den Höhen, in denen die Rieſenwälder ſtehen, zu den Hochthälern erhebt, die die höchſten Gipfel dieſes Theiles der Sierra trennen, durchwandert man zunächſt ausgedehnte Wälder, welche den bereits beſchriebenen Charakter des Großartigen, Reichen, Freientwickelten auch da noch tragen, wo einige der großartigſten Geſtalten ſchon zurückgeblieben und durch neu eintretende Arten des Hochgebirges, wie Pinus contorta, P. monticula und die ſehr auffällig geſtaltete Tanne Abies Williamsoni, vielleicht der charakteriſtiſcheſte Repräſentant der eigentlichen Hochgebirgsbäume der Sierra, erſetzt ſind. Erſt in den Höhen, wo die Felder des ewigen Schnee's beginnen, erniedrigt ſich dann raſch der ſtolze Wuchs der californiſchen Nadelhölzer bis zu Krummholzarten. Aber wie im Ganzen die Baumgrenze

Stamm einer Rieſenceder.

Digitized by Google

hier so viel höher hinaufsteigt, als in den Alpen oder anderen altweltlichen Gebirgen, so behalten auch die einzelnen Bäume ihren natürlich regelmäßigen, kräftigen Wuchs bis in viel bedeutendere Höhen, und nach einer eigentlichen Region der verzwergten Bäume, des Krummholzes, würden wir hier vergeblich suchen. Man findet normale Baumgestalten bis an die Grenze des Baumwuchses hinauf. (Ausland 1875, Nr. 49. 50. 51.)

Wunderbar großartig ist die Scenerie, welche uns auf der Eisenbahnfahrt über die Sierra Nevada begleitet. Von Sacramento an eilen wir den bewaldeten Höhen der Sierra entgegen und jenseits der Station Colfax eröffnet sich das Hochgebirge in seiner ganzen Pracht. Das romantische Cap Horn liegt vor uns, der Stolz Californiens. Ueber uns ragen bald die Felsen schroff empor; zur Rechten, 760 M. unter uns, schlängelt sich der American River durch das Waldthal. Eine schwarze Linie kreuzt seinen Silberfaden; es ist die breite Brücke einer chaussirten Landstraße. Der Bergabhang ist so steil, daß es einen dünkt, man könne vom Wagen direct in den Fluß hinunter springen. Fortwährend wird das Auge durch die herrlichsten Panoramas entzückt. Bald sind es idyllisch grüne Thäler, die in duftiger Ferne träumerisch am Fuße der Gebirge daliegen, dann bewaldete Bergkuppen, umkränzt von schneegekrönten Gipfeln, die sich hoch in den blauen Aether emporthürmen; jetzt verfolgt das Auge wild herabbrausende Waldbäche, die thalwärts stürzen, dann einen Fluß, der sich, einem Silberbande gleich, Hunderte von Metern tief unten hinschlängelt, während ein Meer von grünen Tannenwipfeln zwischen der Bahn und dem tiefen Thalgrund den ganzen Abhang in breiter, welliger Fläche bedecken. Doch fehlt das Liebliche unserer deutschen oder schweizerischen Gebirgslandschaften, es fehlen die Dörfer, Mühlen, Sennen mit ihrer Bevölkerung und ihren Hausthieren, welche die Thäler und Abhänge lebendig machen. Bei der Station Gold Run (990 M.) liegt ein berühmtes altes Minenlager, und das wüste Durcheinander von Schutthaufen, umgewühlten Boden, tiefen Schluchten, Gräben, Goldwaschrinnen und schiefen Minerhütten zeigt sich hier in nächster Nähe. Wir erreichen Alta (1100 M.), Blue Cañon (1430 M.), Emigrant Cap (1615 M.), eines immer prächtiger, immer wildromantischer, als das andere; endlich zeigen sich die ersten Schneefelder und wir donnern hin durch riesige Tunnels und unter scheinbar endlosen Schneedächern. Endlich passiren wir den Summit (d. h. höchster Punkt), der ca. 185 Km. von Sacramento entfernt liegt. Er ist 2146 M. hoch, doch nur der höchste Punkt dieses über die Sierra Nevada führenden Passes. Bald hinter der Summit-Station hat man eine der schönsten Aussichten auf den in einem kleinen Thalkessel von hohen Bergen eingeschlossenen Donner-See, dann führt die Bahn den kleinen Truckee-Bach entlang und tritt in's Gebiet des Staates Nevada, womit der schönste Theil der Pacific-Bahn hinter uns liegt. (Kirchhoff. Reisebilder und Skizzen aus Amerika. I. S. 230—234, und Versen. Transatlantische Streifzüge. S. 135—138.)

Die Sierra Nevada mit ihrem großen wellenartigen Rücken bricht in der Nachbarschaft von Lassen's Butte ab und ist auf 130 Km. nordwärts nur durch die niedrigen verwirrten Bergmassen vertreten, die von den Cañons oder Engpässen des Mac Cloud, Pitt und Sacramento-Flusses völlig durchschnitten werden. Westlich vom oberen Sacramento zieht der Hauptkamm der Coast Range, hier der Sierra Nevada sich beträchtlich nähernd und in den Scott Mountains einen Gebirgsstock absetzend, den von drei Seiten der dem Stillen Ocean zueilende Klamath River mit seinen beiden Nebenflüssen Scott's und Trinity River umfließt. Das Land östlich der Scott Mountains, also

Digitized by Google

Mount Shasta.

gegen die nördlichen Ausläufer der Sierra Nevada hin, nimmt eine breite vulcanische Ebene ein, da und dort von beträchtlichen Bergketten unterbrochen. Aus dieser allgemeinen Ebene, die 760—1100 M. aufragt, steigt der Mount Shasta, der einzelne Bergkegel eines ungeheuren erloschenen Vulcans, fast genau in der Achsenlinie der Sierra Nevada empor. Um seinen Fuß gruppiren sich hundert kleine Vulcanhügel, die aber unter dem Schatten des großen Pik fast unbemerkbar sind. Das vulcanische Flachland ist theilweise mit Wald bedeckt und theilweise wächst Gras oder Salbei darauf. Wenn man darüber reitet, so ist fast überall der eine große Punkt in der Landschaft, der Shasta-Kegel, sichtbar; seine solid weiße Krone, seine gewaltige Höhe (4390 M.), die blaßgrauen oder rosenfarbigen Tinten seiner Laven und der dunkle Waldgürtel, der sich über die tief durchschnittenen Berge am Fuße desselben hinzieht, geben ihm eine Großartigkeit, welcher kaum ein anderer amerikanischer Berg gleichkommt.

Der Shasta ward im Jahre 1870 von dem amerikanischen Geologen, Herrn Clarence King, in Begleitung der Herren S. F. Emmons, Frederick A. Clark, Albert B. Clark und Sisson, des Hauptführers der Gegend, erstiegen. Der Gelehrte berichtet darüber Folgendes: Der 11. September sah die Bergbesteiger auf ihren Maulthieren dem Kraterkegel zuwandelnd über rauhe Felsen und mitten durch verkümmerte Föhren und Fichten, welche die obere Grenze des Waldwuchses bezeichnen. Der Morgen war kühl und klar und ein frischer Nordwind fegte um den Vulcan und brachte in seinem Hinabsteigen die kräftigende Kälte der Schneeregion. So weit gelangt, als die Maulthiere uns tragen konnten, indem sie ihren schwierigen Weg sich mitten durch Lavahaufen bahnten, stiegen wir ab, brachten unsere Bettpäcke, unsere Instrumente, unsere Nahrung und unser auf einen dreitägigen Ausflug berechnetes Brennmaterial neu in Ordnung, übergaben die Thiere den Wärtern und setzten dann mit Sisson den Weg zu Fuß fort. Schon oberhalb der Pflanzenwuchs-Region hatten wir die Aussicht über das ganze Thal nach S. und W., sahen den arabeskenartig sich schlängelnden Wald, den Wiesgrund sowie die Fichtenreihen,

Digitized by Google

die sich bis fast zu unseren Füßen heraufgedrängt hatten, und gerade unter uns den mit rothen und braunen Trümmern und zusammengesunkenen Triebschnee-Flecken übersäeten Vulcan-Abhang.

Unsere Besteigung des steilen westlichen Krater-Abhanges ging nur langsam und mühselig von statten, war aber im Ganzen gefahrlos. Nur das Auftreten auf den abgelagerten Trümmern war bisweilen höchst bedenklich, der Boden wich unter unseren Füßen und brachte uns aus dem Gleichgewicht. Einmal zeigte sich uns auf den spitzen Zinnen, welche den Krater krönen, ein wild-romantisches Schauspiel. Der runde Kraterkessel, der etwa $1^1/_2$ Km. im Durchmesser hatte und nahezu 300 M. tief war, lag unter uns und seine steilen, abschüssigen Seiten von zersplitterter Lava waren stellenweise bis selbst auf den Grund hinab mit Schnee bedeckt.

Wir kletterten am Rande hin dem Shasta zu und kamen an einen Platz, wo 300 M. weit nur ein schmaler, schneebedeckter, dünner, zerbrechlicher Eis-kranz war, auf welchem wir, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren, mit größter Vorsicht einhergehen mußten, da uns sonst wahrscheinlich ein einziger Fehltritt in das Chaos von Lava-Blöcken innerhalb des Kraters hinabgeschleudert haben würde. Glücklich hinübergelangt erreichten wir den Nordrand des Kraters und schauten von einem schroffen Hügel zertrümmerten Gesteins hinab in einen Schlund zwischen uns und dem Hauptstocke des Shasta. Dort lag, labyrinthisch sich hinziehend, ein Gletscher, in welchem 15—20 M. tiefe Risse uns entgegengähnten, deren tiefe, in blauem Schatten liegende Oeffnungen einen scharfen Gegensatz bildeten zu den funkelnden Eis-Oberflächen. Wir überschauten seine ganze Länge, wie er sich von dem fernen hohen Shasta-Kamme hinab fortschlängelte, wie sein Schlund, je mehr er sich ausbreitete, tiefer und tiefer wurde, und wie er endlich in kühnen Eiswogen und dem breiten Gürtel einer bergartigen Moräne endigte. Die Oberfläche ist auf mehr als der Hälfte seiner Länge ganz rein, uns unmittelbar gegenüber tritt aber eine schöne Eis-Cascade hervor; dort ist seine ganze Oberfläche von Querrissen durchschnitten, welche allgemein die Neigung haben, sich abwärts zu biegen, und diese ganze Dislocation hat überdies eine Fracht von Lavablöcken, die auf beiden Seiten der Cañon-Wände hinabschießen und über den ganzen Gletscher hinausspringen.

Im Mittelkrater erhob sich ein scharfer, an 100 M. hoher Kegel, der aus vieler zertrümmerter Lava bestand und ohne Zweifel die letzte vulcanische Thätigkeit andeutete. An seinem Fuße liegt ein kleiner See, ganz bedeckt mit rauhem schwarzen Eis. Weit unter uns fingen kalte, graue Dämpfe und schwimmende Dunstmassen zu treiben und um die Lava-Abhänge zu kreisen an; sie stiegen bei Sonnenuntergang höher, bis sie endlich uns ganz einhüllten und die Aussicht verschlossen. Die fernere Besteigung ging am nächsten Morgen auf einem langen Schlackenrücken losen, rothen Bimsstein-Felsens, 180—220 M. weit, von statten, dann über eine andere ebene, von rauhem Eis etwas gekrümmte Fläche, worauf wir in eine Art Corridor zwischen zwei steilen, sehr durchbrochenen und fleckigen Bergrücken gelangten. Hier sahen wir siedende Schwefeldämpfe und heiße Erde und nahmen, geschützt gegen den Wind durch einige Steine, unseren Imbis ein. Ein kurzer Marsch noch und wir standen am Gipfel des Shasta. (Atlantic Monthly vom Dezember 1871. S. 710—720.)

§. 4. Das Cascade-Gebirge.

Der 42. Breitegrad bezeichnet die N.-Grenze Californiens, und nahezu auf derselben liegt die tiefe Senke, welche der den Klamath-Seen entquellende Klamath River im N. des Mount Shasta und der Scott Mountains einschneidet. In dem angrenzenden Oregon- und dem noch nördlicheren Washington-

Digitized by Google

Das Cascade-Gebirge.

Territorium finden sowohl die californische Coast Range als die Sierra Nevada ihre Fortsetzung, welche hier als Cascade-Gebirge bezeichnet wird. Auch hier kann man von keiner deutlich charakterisirten Kette sprechen, sondern es sind schwer übersichtlich zu ordnende Erhebungen, die sich mehr oder minder gut an einander reihen. Im Wesentlichen kann man wieder zwei Gruppen unterscheiden: die längs dem Meere hinziehenden Küstengebirge und den mehr landeinwärts streichenden höheren Grat, der sich zu den ersteren verhält wie die Sierra Nevada zur Coast Range. In gewissem Sinne darf man beide auch als die directen Fortsetzungen der genannten betrachten. Beide durchbricht aber in ostwestlicher Richtung die gewaltige Wassermasse des Columbia-Stromes, der in den Hochlanden an den W.-Gehängen der Felsengebirge seinen Ursprung nimmt. Das Hauptmassiv der Küstenkette erhebt sich zwischen dem Umpqua-Flusse und der Mündung des Columbia und wird im W. durch den Williamette River begrenzt, der lange in südnördlicher Richtung dem Columbia zufließt, seine Quelle aber in einem See besitzt, der in einer Einsattlung des Cascade-Gebirges am Fuße des Diamond-Piks (spr. Deimond) liegt. Jenseits, d. h. nördlich von Columbia ist der Zug sowohl der Küsten- als der Hauptkette nicht mehr so deutlich zu erkennen, erstere am Puget-Sund und an der Juan de Fuca-Straße angelangt setzt sich insularisch fort; sie durchzieht nämlich die Vancouver, Königin Charlotte- und die anderen Inseln, welche die Küste des britischen Amerika nach N. bis in's Aljaska-Gebiet begleiten.

Die Hauptkette läuft in etwa 200 Km. Entfernung vom Meere hin und ist granitisch, östlich davon erscheinen Trapp- und andere vulkanische Gesteine, westlich tertiäre Sandsteine. Wie auch südlicher ist sie eine Grenzmauer für alle Dünste des großen Oceans, welche sie auffängt und niederschlägt; daher das Uebermaß von üppiger Waldvegetation auf ihrer Westseite und die Oede und Dürre, fast gänzlicher Mangel an Vegetation in ihrem O. So wie das Küstengebirge in dem Williamette einen westlichen Begleiter besitzt, so findet auch die Hauptkette einen ebenso treuen westlichen Ge-

Digitized by Google

fährten in dem Des Chuttes River, der hart an dessen Fuße dem Columbia zuströmt, ganz parallel mit dem Williamette, dessen Quelle am Diamond Pik in nächster Nähe der seinigen sich befindet. In diesem Hauptkamme der Cascade-Gebirge liegen wie auf einer vulcanischen Erhebungsspalte eine Reihe bedeutender aber erloschener und gletschertragender Feuerberge, deren Höhe mit jener der Sierra Nevada rivalisirt. Von S. gegen N. fortschreitend begegnen wir hier zunächst dem Mt. Pitt oder Laughlin (2730 M.), den Three Sisters (Drei Schwestern 3350 M.), dem Mt. Hood (2870 M.), dann nördlich vom Columbia dem Mt. St. Helens (2960 M.) und Adams (2900 M.), dem Mt. Rainier (3760 M.) und endlich im O. der Juan de Fuca-Straße dem noch thätigen Vulcane Mt. Baker (3380 M.), schon nahe am 49. Parallel, welcher die Grenze zwischen der Republik der Vereinigten Staaten und den englischen Besitzungen in Nordamerika bildet. Jenseits des Fraser-River, welcher in Britisch-Columbien die Rolle des südlicheren Columbia oder Oregon-Flusses wiederholt, drängt sich die Hauptkette der Cascade-Gebirge einerseits näher an's Meer, während andererseits durch das westlichere Streichen der Felsengebirge sie auch diesen näher gerückt werden und allmählig in ihnen aufgehen.

Die wichtigsten Spitzen des Cascade-Gebirges sind in den letzten Dezennien wiederholt bestiegen worden; dennoch schwanken die Höhenangaben über dieselben sehr beträchtlich. Die oben angegebenen Zahlen sind Petermann's trefflicher Karte der Vereinigten Staaten entnommen, stimmen aber natürlich gleichfalls nicht mit anderen Angaben; es ist demnach nicht ganz leicht zu bestimmen, welchen der genannten Gipfel wir uns als den höchsten zu denken haben. Als solchen betrachtete man lange den Mt. Hood. Dieser wurde am 20. August 1866 von Hrn. Alphonso Wood und Rev. Atkinson erstiegen und hypsometrisch 5363 M. hoch befunden; die Grenze der Wälder setzte dieser Beobachter mit 2750 und jene der Vegetation mit 3350 M. an. Am 23. August 1867 erstieg Oberstlieutenant Williamson, Ingenieur der Vereinigten Staaten, den Berg bei sehr günstigem Wetter und stellte mit sehr zuverlässigen Instrumenten seine Beobachtungen an, welche für den Gipfel des Mt. Hood nur 3413 M. ergaben. Eine trigonometrische Messung, welche Prof. Whitney im Sommer 1867 in Oregon ausführte, stimmt ziemlich gut dazu; nach vorläufiger roher Berechnung wies sie für Mt. Hood etwa 3600 M., für die zwei fast gleich hohen Berge St. Helens und Adams 300 M. weniger aus.

Aehnlichen jedoch nicht so beträchtlichen Schwankungen begegnen wir auch beim Vulcan Mt. Baker. Capitän Lawson bestimmte die Höhe des Berges trigonometrisch zu 3296 M, G. Davidson gab aber neuerdings die Höhe zu 3280 M. an. Endlich fand Coleman bei einer Besteigung des Mt. Baker am 17. August 1868 den Hauptgipfel mittelst Aneroid zu 3234 M. und einen Nebengipfel, Sherman Peak, von gleicher Höhe; die Schneelinie glaubt er zu 1577 M. bestimmt zu haben. Der Hauptgipfel, ein steiler beeister Kegel, der nur mit Einhauen von Stufen in das Eis zu besteigen ist, hat oben eine Fläche von ca. 400 M. Durchmesser, wo die weiße Schneedecke auch nicht durch einen einzigen Felsen unterbrochen wird. Der Sherman Peak steht etwa 450 M. von ihm ab und an dessen südlichem Fuße liegt der 270 M. breite Krater mit seinen schwarzen hier und da durch Schwefel gefärbten Felsenwänden. Durch eine 90 M. breite Lücke im Rande des Kraters haben sich ungeheure Lavamassen ergossen. Schwefelgeruch, Rauch und die Schneelosigkeit der Lava bezeugen deutlich, daß noch jetzt Feuer in dem Berge schlummern.

Digitized by Google

Dagegen ist die Höhe des Mt. Rainier oder Tachoma definitiv zu 4392 M. durch Prof. Davidson ermittelt worden. Er ist demnach 1,22 M. höher als der Shasta und der höchste Gipfel an der pacifischen Küste. Er besitzt einen Gletscher von 16 Km. in der Länge und 8 Km. breit, so wie es deren noch viele andere in diesen Gebirgen gibt. Daß Gletscher an den Bergriesen der pacifischen Staaten vorkommen, fand schon der damalige Lieutenant August von Kautz 1856 oder 1857, als bei einem Versuche, den Mt. Rainier zu besteigen, große Gletscher seinen Weg versperrten; Stevens und v. Trumpy bestätigten bei einer Besteigung des Berges im Sommer 1870, eben so wie Prof. Davidson das Vorhandensein großer Gletscher an den Abhängen.

§. 5. Das Gebiet der Hochsteppen.

Die plastische Gliederung Nordamerika's beherrscht eine überraschende Einfachheit. Begeben wir uns zurück auf das neumexicanische Tafelland, so zu sagen die Unterlage der wichtigsten Gebirgserhebungen in Nordamerika, so sehen wir gegen NW. gewendet der pacifischen Küste entlang und in relativ geringer Entfernung ihr parallel die beiden californischen Sierren entstehen, welche wir bisher in ihren letzten Ausläufern bis unter den 50° Breitegrad und darüber verfolgten. Oestlich von diesen Bergzügen breiten sich landeinwärts weite Hochländer aus, deren Charakterisirung uns nunmehr beschäftigen soll und welche bis zu den westlichen Gehängen der Felsengebirge oder Rocky Mountains reichen. Diese beginnen etwa unter dem 36° n. Br. zwischen den Quellen des Rio Grande oder Rio Bravo im W. und jenen des Kansas River im O. mit den Moro Peaks unfern nördlich von Santa Fé. Ihr Zug ist der gewaltigste Nordamerika's und bildet wie den Grat des Continents, ist aber gleichfalls nur auf der Unterlage jener Plateaus aufgebaut, die mit geringen Unterbrechungen sich bis an den Fraser River erstrecken. Wohl an 1000 Km. darf man die Breite des Raumes zwischen der californischen Sierra Nevada und den Rocky Mountains schätzen, welcher die Gebiete Nevada's und Utah's, des östlichen Oregon und Idaho's bedecken. Gegen N. hin verengt er sich indeß immer mehr, d. h. die Felsengebirge ändern mit dem Laramie Peak, etwas über 42° n. Br. ihre Richtung und gehen aus der Meridian-Richtung in die der Breitenkreise über, wodurch sie der westlichen Küste sich immer mehr nähern, bis endlich die schon erwähnte Verschmelzung der Cascade- mit den Felsengebirgen im Britischen Amerika stattfindet. Noch vor zwanzig Jahren hatte man kaum eine Idee von der Beschaffenheit dieser

Digitized by Google

Der große Salzsee in Utha.

Länder, heute aber hat sie ihr erstaunlicher Metallreichthum zu einem Hauptziele der Einwanderung gemacht; in der That liegt hier das edle Metall in noch ungeahnten Schätzen unter der Erde aufgespeichert.

Die trostlose Oede dieser Hochlande, im N. vom Columbia, im S. vom Colorado durchflossen, haben wir in ihrem südlichen Theile schon kennen gelernt. Ihr Charakter erleidet aber auch je weiter man nach N. rückt, nur geringe Veränderung. Wer von der Sierra Nevada mit ihren herrlichen Landschaften herabsteigt empfindet unsägliche Enttäuschung. Die Bäume machen allmählig Sträuchern Platz, immer öder und steiler wird die Landschaft und man möchte glauben, daß hier keine Menschen aushalten können. Die binnenländischen Abstürze der Sierra Nevada sind weit jäher als die oceanischen und charakterisiren sich durch eine Reihe nicht unbeträchtlicher Süßwasserseen, die hart an ihrem östlichen Fuße bis hinauf an die Cascade Mountains sich hinziehen; es sind dies vom Owen's Lake im S. angefangen, der Mono, Tahoe, Honey, Eagle (spr. Ihgel), Rhett, Lower Klamath und Upper Klamath Lake, dann der Klamath Marsh. Mit dieser Seenlinie fast parallel lauft eine zweite, etwas östlicher, worunter der Walker, Pyramid, Goose, Albert, Summer und Silver Lake die bedeutendsten sind. Aus dieser Zone der Süßwasserseen tritt man, immer gegen O. wandernd, in das Gebiet der Salzseen, die an Umfang durchschnittlich bedeutend kleiner, besonders im Staate Nevada mit Häufigkeit auf-

Digitized by Google

treten, im berühmten Großen Salzsee in Utah aber wohl ihren größten und auch östlichsten Repräsentanten haben. Er besitzt so starken Salzgehalt, daß sich an den Ufern eine Salzschicht abgelagert hat und kein Fisch in seinem Wasser leben will. Doch hat man in neuester Zeit zur Probe eine große Anzahl Austernmuscheln, sowie Alsen (Alausa Vol.) darin eingesetzt, und beide erfreuen sich eines gedeihlichen Fortkommens. (Londoner «Nature» XI. Bd. S. 217.) Dieser große Salzsee hat ehemals eine 2—3fache Fläche eingenommen, bis er auf seine jetzige Größe zusammentrocknete. In den letzten Jahren ist er indeß wieder im Wachsen und hat viele tausend Acres Land neuerdings unter Wasser gesetzt. Auch scheint der See nach und nach an Salzgehalt zu verlieren. Als die Mormonen zuerst sich dort ansiedelten, gewann man aus 3 Eimer Wasser 1 Eimer Salz; jetzt braucht man bereits 5 Eimer Wasser, um 1 Eimer Salz zu erhalten. Im Großen und Ganzen ist das Gebiet der Metallstaaten eine gigantische Wiederholung der Bodenconfiguration im W. der Sierra Nevada. So wie die Sacramento- und Joaquin-Ebene eigentlich nur eine zwischen Coast-Range und Sierra Nevada eingebettete Thalmulde ist, so kann man dieses als ein riesiges Thal zwischen Sierra Nevada und Rocky Mountains gelten lassen, dessen Sohle die Hochflächen bilden. Ihre Höhe bewegt sich zwischen 1200 und 2400 M. über dem Meeresspiegel, doch dürfen wir dabei beileibe an kein eigentliches Flachland denken. Vielmehr laufen zwischen Colorado und Columbia von N. nach S. in Entfernungen von etwa 5—8 Km. eine Unzahl paralleler Bergketten und Höhenrücken von mitunter gar nicht unbeträchtlicher Erhebung und Ausdehnung. Obwohl ungemein charakteristisch für die Physiognomie der Landschaft, verlohnt es doch nicht mit ihren Namen das Gedächtniß zu beschweren. Die von ihnen eingeschlossenen Flächen sind, hauptsächlich in Nevada, derartig mit Alkali bedeckt, daß die häufig sterile Landschaft mit den weißen Alkaliflächen einen winterlichen Eindruck macht. Zwischen dem Columbia- und Colorado-Flusse gibt es im westlichen Theile dieses Hochplateaus verschiedene Flüsse, wie den Walker, Carson, Truckee (spr. Trökih) und andere, welche zum Theil in der Erde verschwinden, zum Theil den oben erwähnten Seen zufließen, die keinen Abfluß zum Ocean besitzen. Auch unter diesen ist der Salt-Lake mit seinem reichen Wasserzusflusse der größte, von den gedachten Flüssen aber der Humboldt River, welcher in den gleichnamigen See mündet, nachdem er von seiner Quelle im nordöstlichen Nevada in nahezu westlichem Laufe eine Menge der besprochenen Parallelketten durchbrochen, der bedeutendste. Zu diesen Parallelketten gehören auch die Wahsatch-Mountains, welche

Digitized by Google

Utah etwa von 37 bis 42° n. Br. durchziehen. An ihren westlichen Abfällen lagert sich der kleinere Utah- und der große Salt-Lake. Die Bear River Mountains, zwischen dem gleichnamigen Flusse und See gegen N. streichend, sind wohl die letzten Ausläufer dieser Kette.

Utha mit dem Tabernakel der Mormonen.

Wir befinden uns hier in der Nähe vom Quellengebiete des Schlangen- (Snake-) Flusses, oder großen Lewis Fork, unzweifelhaft des namhaftesten aller Gewässer in den Metallsteppen. Er kommt von den Rocky Mountains herab, wo er im Yellowstone-Gebiete entspringt, und eine eigene Snake-River Expedition unter der topographischen Leitung von G. K. Bechler und der Direktion von James Stevenson hat erst unlängst die Karte dieses für das hydrographische System Nordamerika's wichtigen Knotenpunktes aufgenommen. Dagegen ist sein ganzer etwa 660 Km. langer Lauf noch nicht völlig erforscht, und gerade dort wo er den Territorien Oregon und Idaho als Grenzscheide dient, herrscht noch große Unsicherheit über ihn. In seinem Oberlaufe bildet er mehrere Wasserfälle, worunter einer, der Shoshone-Fall, eines der imposantesten Natur-Wunder des westlichen Nordamerika, den des Niagara an Höhe übertrifft; in 48° 50' n. Br. ergießt sich der Schlangenfluß in den Columbia, als dessen südöstlicher Quellfluß er zu betrachten ist. Die Region zwischen dem Snake-River und dem großen Salzsee ist eine ungastliche, nur mit Sago-Gestrüpp und hier und da mit verkrüppelten Bergcedern bewachsene, kahle, einförmige Berglandschaft. Jenseits des Schlangenflusses schimmern aber am Horizonte die Schneeberge herüber und auf entfernten Höhenzügen gewahrt man stellenweise dunkelgrüne Waldungen, welche der Landschaft das Monotone der Bergwüste benehmen. In der Nähe der Snake River, jenseits der Goose Creek Mountains (Gansbachberge) breitet sich wieder eine öde Salbeiwüste aus. Poröse Trachytmassen und gebranntes Gestein liegen häufig zwischen dem Gestrüppe und geben den deutlichsten Beweis, daß in der Urzeit vulcanische Kräfte in dieser Gegend thätig gewesen. Durch diese unermeßlichen Einöden wälzt der Schlangenfluß seine Wasser und zeigt seinen Lauf durch eine Reihe schwarzer Felsen an, welche seine zerrissenen Ufer begleiten.

Digitized by Google

Im Monate Mai ist es noch bitter kalt auf diesen Hochflächen Utah's und Nevada's und wie es im Winter dort aussieht, läßt sich daraus ermessen, daß die Bahnzüge auf der Pacific Railroad oft im Schnee stecken bleiben. So war erst kürzlich, im Winter 1876 der Afrikareisende Gerhard Rohlfs noch nicht 8 Km. von der Station Towano (1820 M. Seehöhe) in Nevada entfernt, als der Bahnzug von einem heftigen Schneesturme überrascht, in Schneemassen von höher denn 8 Km. gerieth und im buchstäblichen Sinne nicht rück- und nicht vorwärts konnte, sondern nur tiefer von der gewaltigen Wucht des Elementes begraben ward. Unter ungeheuren Anstrengungen arbeitete sich der Zug später nach Towano zurück. Der Schnee fiel so dicht, daß buchstäblich an Aussicht nicht zu denken war; dazu heulte der Sturm und verursachte ein Getöse als ob die Erde sich gegen den Himmel bäumen wollte; ein Bild, wie es selbst die lebhafteste Phantasie kaum zu malen im Stande ist. Der für jenen Bahnzug benutzte Schneepflug wog nicht weniger als 23,000 Kgr. und hatte die Höhe eines zweistöckigen Hauses; rechnet man hierzu die Schwere der zwölf Lokomotiven schwersten Kalibers, die dem Zuge vorgespannt waren, so ergibt sich ein Gesammtgewicht von 4—450,000 Kgr. mit etwa 600 Pferdekraft; aber trotz dieser Zugkraft mußte der Bahnzug ruhig und geduldig auf den Steppen Nevada's warten, bis Wind und Wetter ihm gestatteten, seine Reise fortzusetzen.

Wie die vorstehende Schilderung zu schließen erlaubt, sind diese amerikanischen Hochflächen für den Ackerbau nur wenig geeignet. Wohl kennt man jetzt fruchtbare Landstriche darin, allein in den ausgedehnten Alkaligegenden ist alle Vegetation von der Bewässerung abhängig und ohne künstliche Benetzung ist hier kein Ackerbau möglich. Mit Sicherheit darf man daher aussprechen, daß der Ackerbau hier stets auf geringe Strecken beschränkt bleiben wird, welche der widerstrebenden Natur gewaltsam abzuringen unsägliche Mühe kostet. Solches ist beispielsweise dem staunenswerthen Fleiße der Mormonen in Utah gelungen, deren Niederlassungen am großen Salzsee die Wüste in blühendes Culturland umwandelten. Freilich waren hier auch die Bedingungen für eine natürliche Oase vorhanden. Dagegen ist die übrige Steppe in dieser Hinsicht minder begünstigt, wohl aber bringt sie manchen schönen Weidegrund. Die Zukunft dieser Länder liegt dagegen hauptsächlich in ihrem enormen Metallreichthume, der sie in dieser Beziehung zu den bevorzugtesten Gebieten der gesammten Erde stempelt. In erster Linie stehen natürlich die Edelmetalle, von denen seit der Entdeckung des Goldes in Californien im Jahre 1848 bis 1875 die kolossale Ausbeute von mehr als 6 Milliarden Mark gewonnen

Digitized by Google

wurde. Davon entfielen in runder Zahl auf Californien zwei Drittel und zwar vorzugsweise Gold; doch sei bemerkt, daß seit dem letzten Jahrzehnt die californische Goldausbeute sich stetig abnehmend verhält. Im Allgemeinen kann man von der Verbreitung der Edelmetalle sagen, daß das Gold hauptsächlich in den Gebirgen und speciell an deren pacifischen Gehängen, sowohl in den californischen Sierren wie in den Rocky Mountains, welche die Steppen im O. begrenzen, vorkommt, während das Silber mit Vorliebe die letzteren aufsucht. Aber auch an Platin, Kupfer und Nickel, ja selbst an dem so seltenen Zinn fehlt es nicht. Quecksilber kommt dagegen nur in der californischen Coast Range vor.

Chinesische Goldwäscher.

Die Metall- und besonders Goldgewinnung in Californien und den pacifischen Staaten ist wiederholt eingehend beschrieben worden; wir können jedoch nichts Besseres thun, als im Nachstehenden mitzutheilen, was Max von Versen in seinem verdienstvollen Buche darüber sagt, zumal seine Darlegungen den neuesten Standpunkt der Sachlage im Auge haben: „Das Gold kommt entweder als eine Quarz- oder im Gestein vor, oder die Felsen sind verwittert und mit ihnen die Goldquarze; Kiesel und Eisen, welche mit dem Golde verbunden waren, haben sich losgelöst und das reine Gold zurückgelassen. Dieses ist mit dem Sande in die Thäler hinabgerutscht oder durch die Gebirgspässe in ein Flußbett gespült. Vermöge seiner größeren Schwere sinkt es im Sande immer mehr nach unten. Der Gewinn des Goldes ist daher auch ein sehr verschiedener. Die ersten Goldgräber gewannen nur das Gold aus den Betten der vorhandenen Gewässer. Fast alle Gewässer und Thäler an den Westabhängen der Sierra Nevada sind goldhaltig, während das Gebirge an den Ostabhängen im Staate Nevada Silberquarze in solcher Reinheit und Reichthum besitzt, wie kein anderes bisher untersuchtes Gebirge der Welt.

„Die Goldwäscherei muß eine mühsame Arbeit sein. Die Theorie dabei ist, den Sand so wegzuspülen, daß das Gold übrig bleibt. Die ersten Goldgräber suchten daher des Wassers wegen die goldhaltigen Bäche und flachen Flußbette auf. Die nachwaschenden genügsamen Chinesen sieht man in gleicher Weise nachwaschen. Mit einer Hacke, einem Spaten und einem Pan (einer Art Pfanne) hacken sie ein Loch möglichst tief in den Boden, schaufeln den tiefliegenden Goldsand in die Pfanne, halten diese so lange unter Wasser und schütteln sie so lange, bis das Wasser den Sand weggespült hat. Das Gold hat sich dabei auf den Grund der Pfanne gesenkt, in der nun noch ein Taschenmagnet herumgerührt wird, um die stets vorhandenen Eisentheilchen an sich zu ziehen, so daß fast reiner Goldstaub übrig bleibt. Diese Manipulation hat mit der Zeit viele Verbesserungen erfahren.

Digitized by Google

Ich sah eine Wäscherei, wo der Sand vom Wasser in hölzernen Leitungen entlang gespült wurde, die alle 10 — 20 Schritte flache Bohrlöcher besassen. Ueber diesen muldenförmigen Löchern war mit einem Hölzchen ein künstlicher Strudel erzeugt, der den Sand in Bewegung erhielt, während das Gold in den Mulden aufge-

Goldgräber (Hydraulic).

fangen wurde. Bei der flüchtigen Wäscherei der ersten Goldgräber rechnet man, daß die Hälfte des Goldes im Flußbette liegen geblieben ist.

„In dieser Weise sind fast alle Flußbette ausgewaschen und haben Manchem reichen Gewinn gebracht. Die Wäscherei hat jetzt in den Territorien Idaho und Montana sehr ergiebige Felder gefunden, welche den früheren californischen nicht nachstehen sollen. Die Bevölkerung hat deßhalb in den alten Walddistricten Californiens bedeutend abgenommen, ganze Ortschaften, die bereits auf der Karte standen, sind wieder verschwunden und viele vereinzelte Häuser verlassen. Man rechnet, daß jetzt halb so viel Menschen hier mit dem Gewinne von Metallen beschäftigt sind als 1860, trotzdem verschiedene andere Metalle gewonnen werden, namentlich Kupfer und Quecksilber. Die Neu-Almaden-Quecksilbermine von Californien ist von den wenigen derartigen der Welt eine der reichhaltigsten und concurrirt mit der bisher ergiebigsten Almaden-Mine in Spanien.

„Gold ist in Californien noch immer in großer Menge vorhanden, auch wirft die Ausbeute hohe Interessen ab, wo sie durch Technik in rationellen Betrieb genommen ist. Viele versandete Flußbetten werden jetzt von Actiengesellschaften ausgenutzt, die dorthin mit kostspieligen Leitungen das Wasser führen. Diese Leitungen endigen oft, wenn das Gefäll stark genug ist, in einer Spritze, von welcher der Sand aufgewühlt und weggeschwemmt wird. Ist die nöthige Wassermasse und Kraft vorhanden, so sind oft auch zwei Spritzen angebracht, deren Kreuzfeuer ganze Abhänge und Hügel allmählig verschwinden lassen. Leitungen von Holz sind vorbereitet, in welchen der fortgeschwemmte Sand zum Waschen abfließt. Man nennt diese Manier hydraulisch miniren oder kurz „Hydraulic“. Viele Gebirgsseen sind in dieser Weise abgelassen und viele Bäche haben ein anderes Bett erhalten. Man rechnet im Ganzen über 8900 Km. dergleichen künstlicher Canäle und Leitungen, die aber den Nachtheil im Gefolge haben, daß der fortgespülte Sand viele fruchtbare Landstriche auf immer verwüstet. Doch die Metalle haben in diesem

Digitized by Google

Lande das historische Vorrecht erlangt, ihre Ausbeute darf in keiner Weise behindert werden.

„In der Nähe des Goldsandes befinden sich überall Felsen mit Goldquarzadern. Diese werden in bergmännischer Weise bearbeitet und das Erz entweder tonnenweise verkauft oder in einer mit den Minen verbundenen Amalgamir-Maschine gleich geläutert. Gewöhnlich gibt die Tonne californischen Quarzes für ca. 51 bis 72 Mark Gold, aber sie gibt auch bis zu 200 Mark und macht oft schon Rechnung bei 36—45 Mk. Das Amalgamiren besteht im Zerstampfen der Quarze zu Pulver und Vermischen mit Quecksilber, das sich durch die rotirende Bewegung mit dem Goldstaube verbindet und diesen schwer macht, so daß bei dem darauf folgenden Waschen das Gold leicht aufzufangen ist. Das so amalgamirte Gold wird dann in eisernen Töpfen erhitzt, bis das Quecksilber verdampft ist, die Dämpfe werden in Wasser aufgefangen und fallen hier wieder als Quecksilber auf den Boden. Es gibt bereits mehrere Hunderte von dergleichen Amalgamirfabriken in Californien, wo der Goldgewinn aus Quarzen bisher nur ein Drittel der jährlichen Ausbeute betrug, aber mit zunehmendem Capital immer größere Ausdehnung gewinnt.

„Wie in Californien das meiste Gold, so wird in Nevada das meiste Silber gewonnen. In den noch jungen Staaten Colorado, Idaho und Montana hebt sich die Ausbeute der edlen Metalle aus Minen jährlich mehr, im Territorium Washington sowie Arizona hat sie erst begonnen." (Max von Versen, Transatlantische Streifzüge, S. 122—125.) Die Minen in Nevada und den Rocky Mountains, deren Ertragsfähigkeit anfangs unterschätzt wurde, haben bedeutende Quantitäten Silber zu Tage gefördert. Einem amtlichen Berichte des Staatscommissärs für das Minenwesen, Professor Raymond, entnehmen wir, daß die Gesammtsilberproduktion in den Vereinigten Staaten 1850 nur 200,000 Mark betrug. Selbst 1860 hatte sie noch nicht 600,000 Mk. erreicht; 1870 dagegen betrug sie 62,000,000 Mk., d. h. 300mal so viel als vor zehn Jahren. 1874 ergab sie über 120,000,000, etwas weniger als die drei vorhergehenden Jahre. Von 1860—1875 betrug die Silberproduktion amerikanischer Minen 1,005,402,000 Mk. Von streng fachwissenschaftlicher Seite, der wir durchaus Glauben schenken können, wird angenommen, daß der Silberertrag amerikanischer Minen während der nächsten fünf Jahre sogar den Betrag derselben während der letzten dreißig Jahre übersteigen wird (Allgem. Zeit. vom 19. März 1876, S. 1188). Californien ist übrigens so reich an Metallen und mineralischen Producten aller Art, daß man nicht mehr fragen darf: „welche Metalle hat jener Staat?" sondern besser thut, die Frage so zu fassen: „welche hat er nicht?" In 481 Bergwerken erstrecken sich die der Erzförderung dienenden Gänge auf 4300 Meilen und 192 Quarzmühlen zermalmten im vorigen Jahre an 280,385 Tonnen des kostbaren Gesteins. Besonders hat die Gewinnung des Graphit (Reißblei) in den letzten Jahren einen namhaften Umfang gewonnen. Das mächtigste Graphitlager befindet sich bei Sonora in Tuolumne County. In einer Tiefe von 40 Fuß trifft man den Graphit sehr rein, so daß er in großen Blöcken abgebaut werden kann, die nur geringer Reinigung bedürfen. Noch weiter, bei 60 Fuß Tiefe findet man einen ganz reinen Graphit, der sich durch eine solche Härte auszeichnet, daß man ihn schleifen und bis zu einem hohen Grade von Glanz poliren kann. Die Grube, deren Abbau bei Tageslicht betrieben wird, liefert gegenwärtig im Monat durchschnittlich 1000 Tonnen Graphit. Die Existenz von Zinn in Californien ist seit Jahren bekannt, indeß wurde das Erz für zu arm gehalten, um verhüttet werden zu können. Außerdem war der Besitztitel des betreffenden Districts streitig, so daß wenig Versuche angestellt wurden. Dieses Hinderniß ist jetzt beseitigt und vor ein paar Jahren wurde die Arbeit an der Zinnmine Tamascal, San Bernardino County, begonnen, die Hauptader ist zu einer Tiefe von 30 M. geöffnet. Sie ist 2—5 M. breit und liefert Erz von durchschnittlich 15—25 pCt. Gehalt. Das Bergwerk liegt 56 Km. von Annaheim Landung und etwa 1160 M. über der Meeresfläche. Tamascal Creek ist 4 Km. entfernt und das nöthige Wasser kann leicht nach dem Platze geleitet werden. Der Eigenthümer beabsichtigt, den Schacht um 30 M. zu vertiefen, und wenn die Mine sich in dieser Tiefe eben so bewährt, wie sie es bis jetzt gethan, so besitzt Californien unzweifelhaft die reichste Mine der Welt.

Digitized by Google

Die Rocky Mountains.

§. 6. Die Rocky Mountains oder Felsengebirge.

Der Metallreichthum der geschilderten steppenartigen Region der Hochebenen erstreckt sich auch auf die Rocky Mountains, jenen breiten und hohen Gebirgswall, welcher der Längenachse des nordamerikanischen Continentes folgend, die westlichen Tafelländer von den weiten Niederungen des Mississippi im O. trennt. Wie schon einmal erwähnt, darf man in den Moro Peaks des nördlichen Neu-Mexico, ziemlich knapp unter 36° n. Br. die südlichsten Anfänge jenes mächtigen Gebirgswalles gewahren, der sich von nun an ohne Unterbrechung nordwestlich bis zum Ufer des Polarmeeres erstreckt. Er thürmt sich auf der nördlichen Fortsetzung der neumexicanischen Hochplatte auf, welche hier, am südlichen Anfange der Felsengebirge eine natürliche Verbindung, durch keine nothwendige Uebersteigung eines Höhenrückens beeinträchtigt, zwischen den Plateaulandschaften des großen Beckens und der östlichen Wüstengebiete vermitteln, die gleichfalls als schiefe Tafelländer von etwa 600—1500 M. Seehöhe sich an den östlichen Fuß der Rocky Mountains anlagern und dieselben auf ihrem Zuge bis in den höchsten Norden begleiten. Schräg durchschneidet in SO.-NW. Richtung dieses neumexicanische Hochplateau eine Linie, welche die Nordgrenze des tropischen Pflanzenwuchses bezeichnet. Knapp jenseits derselben beginnen die Rocky Mountains, deren umlagernde Terrassen dem schon oft genannten Rio Grande im W., im O. aber dem Kansas- und Platte-Fluß Ursprung geben. Hier, zwischen 34° und etwa 40° n. Br. entwickelt sich das Gebirge zu seiner bedeutendsten Massenhaftigkeit, doch ist die Gipfelerhebung anfangs keineswegs eine so gewaltige, sondern wird es erst mit dem Ueberschreiten des 37. Parallels, mit dem die Grenze des Territoriums Colorado zusammenfällt, welches nach den Ergebnissen der im Sommer 1873 bewirkten geographischen und geologischen

Digitized by Google

Landesaufnahme das Centrum der bedeutendsten Erhebungen der Rocky Mountains-Kette in sich schließt. In Central-Colorado ist der Gebirgskamm selbst gegen 200 Km. breit, setzt sich auch in drei erhabenen Parallelketten zusammen, welche ziemlich genau nach NNW. streichen und im W. von großen Plateau's und Gruppen von Piks flankirt sind. Zwischen diesen Ketten befinden sich die großen hochgelegenen Becken, welche unter dem Namen Parks bekannt sind. Das südlichste davon ist der San Luis Park, dem der South, Middle und North Park folgt. Die erste Kette, welche mit plötzlicher Erhebung aus der Hochebene emporsteigt, wird von Denver, einer Stadt am South Platte-Fluße, aus, in einem Riesenpanorama, 200 Km. lang überblickt. Auf ihrem schneebedeckten zackigen Scheitel erheben sich viele Gipfel, deren Höhe zwischen 3960 und 4260 M. schwankt, darunter drei Schreckhörner von glimmerarmen und hornblendereichen Granit, Spanish Peak, James Peak (von James 1820 zuerst bestiegen) und Long Peak (4320 M. hoch, 1864 von Dr. Parry erstiegen). Letzterer wird aber von dem südlicher gelegenen Pikes Peak noch überboten, welcher überhaupt die Glorie der Landschaft für den von O. kommenden Wanderer bleibt. Obgleich die Ebenen südlich von Denver bereits 2225 M. Höhe über dem Meere besitzen, behält der Pik doch Erhabenheit genug, und während man sich ihm auf Kanonenschußweite genähert glaubt, liegt er immer noch an 40 Km. entfernt. Lieutenant Pike, sein Entdecker, als er den Gebirgsstock zum ersten Male aus etwa 200 Km. Entfernung sah, bemerkte in seinem Tagebuche, der Gipfel scheine „aus Schnee oder weißem Gestein zu bestehen". Er zweifelte also noch ob er auch wirklich einen Schneeberg vor sich habe. Genau östlich von Pikes Peak liegt der „Göttergarten". So hat amerikanische Phantasie ein Thal oder eine Schlucht getauft, deren Wände etwa 60—100 M. aufsteigen und von denen Verwitterung und die Schlemmkräfte des Wassers Pfeiler und Säulen abgesondert haben, also wie uns ähnliche Naturschauspiele, nur in größerem Maßstabe die sächsische Schweiz bietet.

Ein amerikanischer Verfasser, James F. Meline (Two thousand Miles on Horseback. Santa Fe and back. London 1868, 8°., S. 50), der drei Monate in der Schweiz wanderte, behauptet, daß die Felsengebirge an Großartigkeit die Alpen vollkommen verdunkeln. Wir können darin nur Uebertreibung und amerikanische Selbstverherrlichung erblicken. An Massenhaftigkeit und Ausdehnung dürfen sich unsere Alpen freilich nicht mit den Felsengebirgen messen, allein das Auge überschaut ja in beiden Fällen immer nur einen beschränkten Theil der Ketten, und der Eindruck von Erhabenheit wird weit mehr durch ihre relativen als ihre absoluten Höhen bestimmt. Im größten Abstande der Sichtbarkeit befindet sich der Reisende schon in 1220 M. Höhe, folglich beträgt die relative senkrechte Erhebung der Felsengebirge nur 3050 M. Kommt er vollends an die Kette heran, so steht er auf 1800—2100 M. Höhe, so daß dann selbst Pikes Peak nur etwas über 2000 M.

Digitized by Google

relative Erhebung besitzt. Was ist das im Vergleiche zum Mont Blanc, der sich über Genf beinahe 4550 M. erhebt oder selbst verglichen mit dem Monterosa gesehen vom Mailänder Dom? Außerdem kann unter 40° n. Br. und bei trockenem Festlandsklima die Schneelinie an den Abhängen der Felsengebirge unmöglich sehr tief herabreichen, während sie doch an der Nordseite der Alpen zwischen 2300—2600 M. schon beginnt und nach ihr das Auge den Eindruck der Gipfelhöhen zu bestimmen pflegt. Bei der größeren Durchsichtigkeit der Luft muß allerdings der Anblick einer endlos scheinenden Kette auf den Abstand von 110 — 150 Km. großartiger wirken als der der Alpen bei gleicher Entfernung.

Westlich von den Parks befindet sich die Parkkette, deren höchste Gruppe am silberspendenden Mount Lincoln gelegen ist, indem dieser sowie der Quandary-Peak zu ungefähr 4260 M. sich erheben. Die Nationalkette liegt westlich von der Parkkette und ist durch das Arkansas-Thal von ihr getrennt. Westlich der Nationalkette erhebt sich die große Gruppe der Elk-Mountains, in welcher fünf Piks die Höhe von 4260 M. erreichen. Nach dem gegenwärtigen Stande unserer Kenntnisse befinden sich in den von der Landesaufnahme 1873 durchforschten Distrikten 72 Piks zwischen 4267 bis 4328 M. Höhe. (Londoner Nature Vol. IX. S. 72.)

Jenseits dieser Region der Parkberge setzt über den Evan Paß die von Utah kommende Pacific-Bahn über das Felsengebirge, dem sie sich über ein Gebiet nähert, welches geographisch den Rocky Mountains beizuzählen ist. Nach Verlassen des großen Salzsee hat die Bahn nämlich das Wahsatch-Gebirge zu durchschneiden, welches den westlichen Rand des Rocky Mountain-Gebietes markirt. Die Gegend von Utah bis Wahsatch ist eine der malerischesten der ganzen Bahn; der Weg zieht durch das Devil's Gate (Teufelsthor), ein Einschnitt, dessen Böschungen ganz steil über 100 M. aufsteigen, durch das Thal des Weber River, der tief zu Füßen rauscht, mehrmals verschwindet und wieder zu Tage tritt, dann durch mehrere Cañons, welche Devil's Gate an Großartigkeit noch weit übertreffen. Der berühmteste darunter ist Echo Cañon, die Via Mala der Neuen Welt. Tritt man endlich aus dem Wahsatch-Gebirge heraus, so gibt es noch ein weites Hochplateau zu kreuzen ehe man am Fuße des Hauptstockes der Rocky Mountains steht. Im S. erhebt sich mit Hochgipfeln von 4000 M. und darüber die Querkette des Uintah-Gebirges, ein gewaltiger Riegel, der längs des 41. Parallel und der Grenze das Territorium Wyoming hinstreichend, das Wahsatch mit dem Hauptmassiv des Felsengebirges zu verknüpfen gewillt scheint. Ihm gegenüber im N. ragt die Gruppe der Wind-River Mountains auf, und zwischen beiden breitet sich das öde, trostlose Tafelland Wyoming's aus, ohne Baum und Strauch, nur ein Kraut, den Sage Brush, eine Artemisia-Art, mit harzigem Geruche, als dürftige Bodendecke, und vom Green-River (spr. Grihn) durchschnitten, an

Digitized by Google

dessen Ufer sich Sandsteinformationen entlang ziehen und der von den Windriver Mountains herabkommt um in gewundenem Laufe über das Hochplateau, zwischen den Uintah-Gebirgen und deren östlichen Nachbarn, der Sierra Escalante sich durchzwängend dem Rio Colorado zuzueilen. Diese amerikanische Wüste besteht, mit Ausnahme schmaler Stromthäler, aus weiten Sandflächen, charakterisirt durch verschiedene Cactus, Espen, verdorrtes Gras, verbuttete Bäume und alkalische, oft giftige Gewässer. Häufig sinken hier die Ströme ein, indem sie oben ein trockenes Sandbett zurücklassen und auf Kilometer unter diesem Sande

Der Yellowstone National-Park.

weiter fließen, um dann in großer Entfernung plötzlich wieder hervorzutreten. In der Wüste leben Wölfe, Antilopen, Prairiehunde, Klapperschlangen in Menge, in den Wäldern Elke und Bären. Dieses wüste Tafelland Wyoming's in seinem östlichen Theile in die vorzüglichen Waideflächen der Laramie-Ebene übergehend, bildet recht eigentlich den breiten Rücken der Rocky Mountains, denn obgleich um ca. 300 M. niedriger als Station Sherman, wo die Bahn den Hauptkamm des Gebirges übersteigt, so liegt doch hier, vor der Station Rawlings Springs die wahre Wasserscheide zwischen dem atlantischen und dem Stillen Ocean.

Mit dem Laramie Pik (etwas über 42° n. Br.) verändert das Felsengebirge seine bisherige Meridianrichtung fast um 90° nach W. Zugleich führt hier durch dasselbe hindurch das Thal des Platte North Fork, welches die sogenannten Black Hills oder Schwarzen Berge (44° n. Br.) von dem Hauptstocke absondert. Letztere sind wie ein gegen NO. vorgeschobener Posten, während der Hauptzug im Rattlesnake Gebirge sich fortsetzt.

Digitized by Google

Dieses führt uns zu dem Stocke des wunderbar spitzgezackten und noch von keinem Weißen überschrittenen Wind-River Gebirges, in welchem der Frémont's Pik, ein erloschener Vulkan (4134 M.) und nördlicher die wohl über 3300 M. hohen Schneeberge der Tetons liegen, bis an deren Fuß sich die oben geschilderte Wyoming-Wüste erstreckt. Hier stehen wir an der Schwelle eines Gebietes, welches von dessen Erforschern als sämmtlichen Wunderregionen des amerikanischen Continents weit überlegen dargestellt wird, der Yellowstone National-Park, ein im N. von den Gallatin Bergen, südlich von den Wind River Mountains und im O. von der Bergkette der Snowy-Mountains eingeschlossenes Thal.

Nach einer Vorexpedition 1870 machte sich 1871 eine zweite Expedition unter der Leitung des Chefingenieurs Obersten Barlow zur Erforschung des schon 1806 von den Capitäns Clarke und Lewis festgestellten Yellowstone-Sees auf den Weg. Sie ging den Gardiner River stromaufwärts und befand sich alsbald im Bereiche heißer Quellen, deren Ausflüsse die Bergabhänge mit wundersamen Specimina einer natürlichen Architektur bedecken; sie liegen in einer Seehöhe von beiläufig 2000 M. und südlich davon erhebt sich ein noch um 600 M. höherer kuppelartiger Berg, von dessen Gipfel ein Pfad, der alle Schattirungen wilder Romantik mit erhabener Schönheit, echter Anmuth, Majestät und düsterer Melancholie verbindet, über ein 50 Km. großes Hochplateau sich in das Yellowstone-Thal hinabsenkt. Plötzlich gelangte die Expedition zu einem schauerlichen Abgrunde, etwa 600 M. tief, auf dessen Sohle der Fluß über vulcanisches Geröll sich dahinwälzte. Kleine Wasserfälle stürzen an verschiedenen Stellen von den Felswänden herab, und von oben gesehen nimmt sich der Fluß wie ein weißes Band von Schaum aus. Alles in der Tiefe hat ein zauberhaftes und phantastisches Aussehen; das Wasser selber sieht mehr Oel wie Wasser gleich und in den Spalten der Felswände haben kühne Adler ihr Nest, die zuweilen mit bedächtigem Fluge über den Wassern kreisen. Am Ende dieses Cañons befindet sich die herrliche Kataraкte der Tower-Falls (Thurm-Fälle), die aber trotz ihres 130 M. hohen Sturzes von den düstern Schatten der überragenden Felsen und Wälder derart eingehüllt ist, während ihr Getöse zum leisen Gemurmel abgeschwächt wird, daß man auf 1 Km. von der Stelle vorüberkommen könnte, ohne eine Ahnung von deren Existenz zu haben. In seiner ganzen Großartigkeit erschließt sich das wunderbare Schauspiel aber erst, wenn man in den großen Cañon vordringt. Am Eingang der Schlucht stieß man auf zahllose Schwefel- und Alaunquellen, die zuweilen die merkwürdigsten Gebilde zeigten; 5 Km. weit im Canal befanden sich die Erforscher 460 M. tief unter dem

Geyser im Yellowstone National-Park.

Digitized by Google

Heiße Quellen im Yellowstone-Thal.

Rande der Schlucht; nach weiteren vier Stunden mühsamer Arbeit erreichten sie den Hintergrund des Golfes sowie das Ufer des Yellowstone, dessen Wasser warm und nach Alaun und Schwefel schmeckte. Die innere Hitze macht die Atmosphäre drückend, obgleich ein ziemlich starker Seewind durch den Canal strich, dessen entsetzliche Felswand beim Emporblicken den Himmel zu erreichen schien. Es mochte drei Uhr NM. sein und gleichwohl sah man die Sterne ganz deutlich am Firmament. Die Gesammttiefe des Abgrundes mag wohl bei 900 M. betragen. Die Großartigkeit des Cañons wird von der erhabenen Schönheit seiner oberen und unteren Fälle wesentlich erhöht, namentlich die letzteren sollen von überraschender Wirkung sein. Der Wasserstrahl stürzt in einem einzigen Bogen über eine Felswand von 117 M. Höhe herab; ringsumher gedeiht die üppigste Vegetation.

Zwischen diesen herrlichen Fällen und dem See erstreckt sich ein wunderbares Gebiet, voll von siedendheißen Quellen und Kratern, mit je 90 M. hohen Hügeln, die ihre Entstehung lediglich den petrificirten Ausflüssen der umliegenden Quellen verdanken; am Fuße des einen dieser Hügel befindet sich eine Höhle, durch deren 2 M. breite Oeffnung in regelmäßigen Zwischenräumen, gleichsam wie aus einer Hochdruckmaschine, ein dichter Qualm schwefelhaltigen Dunstes hervorbricht. Einige Meter davon bemerkt man eine bei 21 M. lange und 12 M. breite siedende Quelle, deren Wasser in immerwährender Bewegung ist, während nach einer anderen Seite hin eine heiße Alaunquelle von den herrlichsten Krystallformationen umgeben erscheint. Heutzutage gibt es zwar keine eigentlichen Geyser mehr in dieser Gruppe, in früherer Zeit aber zählte sie deren viele und mächtige, wie noch aus zahlreichen Anzeichen zu entnehmen ist. Die eigentliche Geyser-Region befindet sich indeß dicht am Rande des Yellowstone-Bassins, am Fireh o l e-(spr. Feir) Flusse, und nimmt einen Flächenraum von 19 Km. Länge und fast 5 Km. Breite ein. Dort ziehen sich die in beständiger Thätigkeit befindlichen Quellen mit ihren zwischen 0,90 M. und 12 M. hohen Krater längs beider Ufer des Flusses hin, und als die Theilnehmer der Expedition, voll Sehnsucht die jenseitigen Civilisationsstätten im Madison-Thale zu erreichen, in jener Gegend vorüberkamen, gewahrten sie plötzlich einen riesigen, bis zur Höhe von 38 M. in die Luft geschleuderten Wasserstrahl: „Geyser! Geyser!" erscholl es wie aus Einem Munde, und dem war auch richtig so; dieser stand hier gleichsam als Schildwache am Eingange des wundererfüllten Thales. Während des Verweilens der Expedition an jenem Flecke spie er in regelmäßigen Zwischenräumen neunmal seinen heißen Strom gen Himmel; jeder Auswurf dauerte zwischen 15—20 Minuten. Sobald die Eruption vorüber ist, entzieht sich das Wasser völlig den Blicken des Beobachters, und nur zeitweilig wird das Geräusch emporsteigender Dämpfe vernehmbar, bis eine neue Eruption erfolgt. Solcher Geyser gibt es hier an 1500, und hat sich auch ergeben, daß manche von den anscheinend ruhigen Quellen schlummernde Geyser sind.

Gleichwohl sind alle bisher geschauten Wunder gleichsam blos die Einfassung jener kostbaren Perle, welche auf der höchsten Spitze, 2263,71 M. üb. d. M., funkelt,

Digitized by Google

— der einzige Yellowstone-See, die „Krone des Continents“. Dieser Yellowstone-Lake, die herrlichste und zugleich lieblichste Wasserfläche, die je ein menschliches Auge geschaut — 35 Km. lang und 24 breit — bildet so recht das Juwel, den Schatz des Yellowstone-Gebiets, zugleich den Preis, die höchste Belohnung für die unsäglichen Beschwerden und Fährlichkeiten, welche die wackere Expedition zu bestehen hatte. Bemerkenswerth ist, daß mit Ausnahme der Forelle kein Fisch die Fluthen des Sees bewohnt; hingegen sind sie von zahlreichem Wassergeflügel belebt; ganze Schaaren weißer Schwäne und Pelikane ziehen über dessen ruhigen Spiegel dahin und bevölkern die Ufer und Inselchen. Der Abfluß des Stromes findet an der einen Seite durch einen tief eingeschnittenen, etwa 400 M. breiten Canal statt. Der Flächeninhalt des Sees beträgt gegen 520 □ Km., und was die Höhe über dem Meeresspiegel anbetrifft, so hat der Yellowstone-Lake blos Einen Rivalen, nämlich den Titicaca-See in Südamerika. (Chambers Journal Nro. 542 vom 16. Mai 1874, S. 315—317.)

Der Yellowstone, dessen Quelle hoch oben in dem geschilderten Gebirge liegt, durchströmt das nordöstliche Montana und bahnt sich seinen Weg über das Territorium, um sich bei Fort Union in den Missouri zu ergießen. Er kreuzt sonach sieben Längengrade und hat viele Nebenflüsse, deren Gewässer er von S. her aufnimmt, und in deren Thälern, das des Yellowstone mit inbegriffen, es Hunderttausende von Morgen anbaufähigen Landes gibt, zu geschweigen von den Nebenflüssen des Missouri, zu welchen der Jefferson, Madison und Gallatin Forks gehören, denen entlang eine Niederlassung nach der andern entsteht und der Ackerbau ein gewinnbringendes Geschäft wird. Diese Thäler sind einladend für den Ansiedler. Sie sind von fichtenbekleideten Hügeln und Bergen umgeben, während Baumwollstauden längs den mäandrischen Strömen wachsen, die überall fließen und reichliche Wasserkräfte darbieten. Der erste landwirthschaftliche Versuch wurde im Sommer 1863 gemacht und zeigt, welche Ertragsfähigkeit diese Thäler der Rocky Mountains besitzen. Der südliche Theil Montana's ist mild und auch der äußerste nördliche durch ein in hohem Grade gesundes und ganz ebenso mildes Klima begünstigt, wie das vieler der nördlichen und westlichen Staaten. Dies ist besonders der Fall westlich von den Gebirgen, was genau übereinstimmt mit der wohlbekannten Thatsache, daß die Isothermlinie weiter nördlich rückt, so wie man von den östlichen Staaten aus westwärts nach dem Stillen Ocean geht. In Fort Benton (210 Km. direct nördlich von Gallatin), in ungefähr 48° n. Br., einem Handelsposten der amerikanischen Pelzgesellschaft, werden Pferde und Rindvieh, die sehr zahlreich sind, im Winter nie in Ställen untergebracht und gefüttert, denn sie können sich ihre Nahrung ohne Schwierigkeit selbst verschaffen.

Vom Yellowstone-Gebiete gegen das nördliche Ende des amerikanischen Festlandes drängt das Massiv der Felsengebirge immer mehr gegen W., die Hochterrasse, welche der ganzen Kette als Unterlage dient, wird immer

Digitized by Google

schmäler, doch zieht sich der große Wall als ununterbrochene Kette bis jenseits des Polarkreises hin. Der nördlichste Paß von Bedeutung innerhalb der Vereinigten Staaten ist der Lewis- und Clarks-Paß; ungefähr unter dem 49. Parallel, der zugleich die Grenze der Vereinigten Staaten bildet, führt der Kootanie- (spr. Kuh) Paß darüber und am Westabhange fließt parallel mit dem Gebirgskamme der Kootanie. Die weiteren nennenswerthen Pässe sind der Crowneſt-, der Kananaski- (1950 M.), Vermillion- (unter 51° n. Br.), der Kickinghorſe- (1800 M.), Yellow Head- oder Leather- und der Pine-Paß. Dazwischen steigen hohe Spitzen auf, wie der Mt. Forbes (4500 M.), Mt. Hooker (4800 M.) und Mt. Brown (über 4900 M.). Zwischen den Gletschermassen der beiden letzteren liegt auf dem Kamme der kleine See, Committee's-Punch-Bowle genannt, aus welchem nach S. der Columbia zum Gebiete des Großen Oceans und nach N. der Athapaska durch die merkwürdige 2300 M. hohe Einsenkung, die unter dem Namen der Athapaska-Portage (spr. Portesch) bekannt ist, zum arktischen Meere abfließen. Von 53°, besonders von 55° an sinkt dieser Hauptkamm des Felsengebirges bis auf 1300 M., zerspaltet sich in mehrere Ketten und endigt am Unterlaufe des Mackenzie mit nur 600 M. Erhebung. Tief eingeschnittene Cañons bleiben auch in diesen hohen Breiten für die Rocky Mountains charakteristisch. Hier ist es, wo die Kette mit den Fortsetzungen des Cascade-Gebirges allmählig zusammenfließt, welche, weil sie nicht wie der Hauptkamm zu unbedeutender Höhe herabsinkt, eigentlich die Rolle desselben übernimmt und längs der pacifischen Küste, mit seinen zerrissenen Fjorden und Gletschern dem skandinavischen Gebirge nicht unähnlich, bis zur Aljaska-Halbinsel im äußersten W. Amerika's streichen. Auf diesem Zuge ragen die Kegel des Mt. Fairweather (spr. Fehrwether) (58° 50′ 40″ n. Br., 4492 M.) und Mt. Elias (60° 17′ 35″ n. B., 4570 M. auf, beide wahrscheinlich noch vor Kurzem thätige Vulcane.

§. 7. Der amerikanische Norden.

Naturgemäß sind wir, dem Zuge der Gebirge folgend, von der Grenze der tropischen Gewächse bis in die ungastlichen Regionen gelangt, wo längst keine Gerste mehr gedeiht. Auf der Karte nehmen dieselben wohl einen ungeheuren Flächenraum ein, doch wird die Einfachheit der natürlichen Verhältnisse gestatten, uns mit einem allgemeinen Ueberblicke zu begnügen. Das

Digitized by Google

enorme Gebiet, welches das britische und vormals russische Amerika, jetzt Alaska-Territorium genannt, einnehmen, zerfällt in zwei geographisch scharf geschiedene Ländergruppen: in die westliche, welche immer noch durch die Hochterrasse gebildet wird, worauf die Rocky Mountains ruhen, und in die östliche, die wesentlich Tiefland ist. Der Lauf des gewaltigen Mackenzie-Stromes, der in südnördlicher Richtung dicht am Fuße der westlichen Hochflächen in einer tiefen Rinne fließt, scheidet ziemlich deutlich die beiden Gebiete von einander. Allerdings sinkt auch im W. des Mackenzie die anfangs noch bis zu 1500 M. betragende Hochfläche, je weiter man nach N. rückt, immer tiefer herab. Immerhin ist doch das ganze Aljaska ein Plateauland, dessen südlichen Küstenrand Höhenzüge umsäumen, an deren nördlichen Abfall aber die von dem Yukon oder Kwich-pak, dem ansehnlichsten Strome dieser Gegenden, durchflossene Hochebene sich anlagert, die das gesammte Territorium ausfüllt. Nur an den nördlichen und nordwestlichen Küsten zieht ein Strich entschiedenen Tieflandes hin.

Die Wanderungen und Forschungen des Engländers Frederick Whymper in den Sechziger Jahren haben uns mit dem nordwestlichen Amerika am besten vertraut gemacht, weßwegen wir ihn hier zum Führer nehmen wollen. Im Sommer 1864 nahm er an einer Expedition des Botanikers Robert Brown Theil behufs Durchforschung der Vancouver-Insel. Man drang ein in das Cowitschan-Flüßchen, welches als Muster für die größte Mehrzahl der Gewässer der Insel gelten kann. Seine Entwicklung beträgt etwa 60 Km. bei starkem Gefäll und sein oberer Lauf endigt in einem See mitten in der Insel. Auch auf Vancouver gibt es in den unberührten Wäldern Cedern von 11 M. Umfang auf Manneshöhe vom Boden. Der See, aus dem der Cowitschan abfließt, heißt Kaatza, und eine schmale Halbinsel tritt in den See hinaus, mit einem dichtbewachsenen Hügelknoten endigend. Auf ihrem weiteren Periplus um die Insel sahen die Erforscher ein Kohlenflötz zu Tage gehen, die wahrscheinliche Fortsetzung des Flötzes in der Clallam-Bay auf der gegenüberliegenden Küste im Washington-Gebiete, welches bereits abgebaut wird. Im Schutte und Gerölle des Sooke-Flüßchens fanden sie Gold, dessen es auch auf den Königin-Charlotten-Inseln geben soll. Der Sooke läuft ebenfalls aus einem Gebirgssee ab, seine Gewässer sind reich bevölkert mit Lachsen und an den Ufern gibt es Rehe in Ueberfluß. Von dem Sooke-See ging die Wanderung nach den Shawnigan- und Cowitschan-Seen und dann wieder an die Küste hinab nach dem Städtchen Nanaimo, welches seinen Kohlenflötzen, die jetzt schon bis zu einer Tiefe von 82 M. abgebaut sind, sein Dasein verdankt. Zuletzt untersuchten die Wanderer noch den Puntledge-Fluß, ein reißendes Gewässer mit zwei beträchtlichen Fällen, welches ebenfalls aus einem See abfließt. Ueberhaupt liegt zwischen der O.- und W.-Küste im Innern eine Kette von 7 Gebirgsseen, wovon der größte, Central-Lake, 29 Km. lang und 1½—2 breit ist. Außer den obengenannten Vierfüßern gibt es auf Vancouver noch in spärlicher Anzahl Bären, Panther, Marder u. dgl.

Am 8. August 1865 sah sich Whymper vor Sitka, der neuen Hauptstadt Aljaska's. Die Erdkunde kennt eine Insel und eine Stadt Sitka, die amtlich nicht vorhanden sind, denn die Stadt wurde von den Russen Neu-Archangel, die Insel aber Baranow, zu Ehren des ersten Stifters der Niederlassung, genannt. Stadt und Insel liegen höchst malerisch, denn hinter der ersteren erheben sich zunächst dicht bewaldete Berge, und im Hintergrunde durch eine Lücke werden prächtige Schneehäupter sichtbar. Leider ist das Klima ein unerhörtes, weniger kalt wie naß; wenn es nicht schneit, regnet es beharrlich; schlimmer aber als der Regen

Digitized by Google

ſind die ſeltenen Tage des warmen Sonnenſcheins, die ſtets das Fieber ſowie Bruſtleiden zum Ausbruch bringen; ſonſt ſind rheumatiſche Uebel die unausbleibliche Beigabe für alle Bewohner. Für die Landwirthſchaft

Sitka.

und beſonders Ackerbau iſt das Klima durchaus ungeeignet. Auſſer dem Fiſchfange und der Jagd auf Pelzthiere beſitzt Aljaska wenig andere Hilfsquellen, und beide wurden ſchon zur ruſſiſchen Zeit hinlänglich ausgebeutet.

Von Sitka ging die Dampferfahrt nach den Aleuten (die in neueſter Zeit von Alphonſe Pinart erforſcht wurden) und nach dem Norton-Sund auf der St. Michael-Inſel. An den Ufern des Feſtlandes zeigte der Pflanzenwuchs den Anſtrich höchſter Dürre. Die Farbentöne ſchwankten von Roth und Rothbraun zu Braun und Gelb. In der That iſt der Sommer dort, ſo lange er dauert, ſehr heiß, ſpäter im Jahre wechſeln heiße Tage mit Nachtfröſten, und die Folge iſt, daß Hitze und Kälte jeden Halm verbrennen. Die Beringsſee iſt hier ſehr ſeicht und Walfänger ſieht man auf jedem Theile der See ankern, wenn nur das Wetter es erlaubt. Das Küſteninſelchen St. Michael beſteht aus poröſem Lavageſtein, das vermuthlich durch Anſchwemmung dorthin gelangt iſt, und beſitzt keinen Brunnen. Bäume gibt es auch nicht, ſondern der Boden iſt nur dick mit Moos bedeckt. Da indeſſen Treibholz reichlich von den Yukon-Mündungen angeſchwemmt wird, ſo iſt dafür geſorgt, daß die Sanct-Michaelesen im Winter nicht erfrieren. Eis bildet ſich ſehr frühzeitig im Norton-Sund, allein bis Weihnachten iſt man ſicher, daß es nicht wieder aufbreche und von Stürmen hinweggefegt werde. Whymper begab ſich nun nach Unalatſchlit an das Feſtland; es iſt dies die nördlichſte Niederlaſſung (63° 53′ 33″ n. Br., 160° 30′ 16″ w. L. v. Gr.) der Ruſſen in Amerika, und von hier aus zog er an den Yukon, den man von Unalatſchlit mit Umgehung des unteren Laufes durch eine kurze Ueberlandwanderung von etwa 270 Km. erreichen kann. Dieſen Strom wanderte er aufwärts bis Fort Yukon, unfern der britiſchen Grenze. Dieſer Miſſiſippi des Aljaska-Gebietes war dort, wo Whymper ihn zuerſt erblickte, etwa 7 Km. breit und ſeine Quelle lag von dort noch 3000 Km. entfernt, ſo daß der Yukon alſo zu den Strömen erſter Ordnung gehört. In der That erwies er ſich auch als ein mächtiger Strom, der ſich oft in ſeichte Lagunen ausbreitete und an ſeinem niedrigeren Theile faſt überall $1^1/_2$ bis 2 Km. breit war; er iſt über 2000 Km. weit ſchiffbar und fließt meiſt durch ein bewaldetes Land. Er iſt alljährlich $7^1/_2$—8 Monate lang gefroren und hat im Sommer eine ſehr reißende Strömung. Seine beiden Quellflüſſe kommen vom Felſengebirge und vereinigen ſich unter 63° n. Br. und 172° 10′ w. L. v. Gr. Sein nördlichſter Punkt liegt ungefähr in 66° n. Br. und hat ſonach ſelbſtverſtändlich ein arktiſches Klima, welches aber in Aljaska immerhin bedeutend milder als an der amerikaniſchen Oſtküſte iſt.

Aljaska iſt entweder mit Wald und Sümpfen bedeckt oder völlig waldlos mit hohen Bergen, Felsklippen und Gletſchern erfüllt. An den Küſten ſind noch prächtige Wälder zu finden, auch Eiſen und Kohlen ſind vorhanden. Da aber Getreide nicht gebaut werden kann, ſo iſt die Jagd auf Pelzthiere das Hauptgeſchäft der Bewohner. Unter den Nutzthieren das nützlichſte bleibt jedenfalls der Seehund, denn er liefert den Eingebornen nicht nur ſein Fell, welches auch zu Riemenwerk verarbeitet wird, ſondern obendrein Thran und Speck als wichtiges Nahrungsmittel. Als ſolches ſind auch die Lachſe des Yukon nicht zu verachten, vielmehr ſo fett, daß man ſie in der Pfanne ohne Zugabe von Butter oder Oel ſchmoren läßt. (Frederick Whymper. Travel and Adventure in the territory of Alaska. London 1868. 8°.) In der zweiten Hälfte der Sechziger Jahre wurde auch am Taguo-Fluſſe ein reiches Goldfeld entdeckt, wo das Metall in Klumpen gefunden worden ſein ſoll.

Digitized by Google

Am Yukon.

Im O. vom reißenden Mackenzie, der den Ostfuß des Felsengebirges begleitet, bis er unter 69° n. Br. in einem sandigen Deltalande in das arktische Eismeer mündet, lagert sich im Gegensatz zu dem eben geschilderten W. das tiefere Plateau, welches als arktische Felsen- und Seenplatte die Gestade des Atlantischen Oceans erreicht. „Die Oberfläche des Landes ist ohne Gebirge, aber rauh und uneben durch viele niedrige Felsenkämme und Klippenreihen, welche meist die Richtung von O. nach W. verfolgen. Die Platte erreicht nirgends eine Höhe von mehr als 500 M. Die regellose Oberflächenbildung, welche bei dem Mangel einer entschiedenen Abdachung entstehende Flußbildungen gleichsam in Verwirrung und Ungewißheit setzt, verhindert eine normale Entwicklung größerer und vollendeter, begünstigt die Existenz unfertiger Stromsysteme. Ueber die ganze Platte ist eine Unzahl größerer und kleinerer Seen verstreut, welche durch Flußläufe mit einander in Verbindung stehen. Nicht zu erwähnen, daß sie einen großen Theil des Jahres hindurch Eisdecken tragen, sind sie durch zahlreiche Stromschnellen und Wasserfälle für Befahrung ungünstig, bilden aber doch für leichte Barken aus Birkenrinde die einzigen praktikabeln Verbindungswege dieser arktischen Regionen. Oft ist die Furche von einem See zum anderen nur durch eine Reihe stehender Lachen bezeichnet, die erst in der Regenzeit durch strömenden Flußlauf verbunden sind. Darum stehen auch auf diesem unentwickelten Terrain verschiedene Systeme und Gebiete mit einander in Verbindung. Die größten Wasserbecken liegen in einer von den canadischen Seen nach NW. geworfenen Linie, die zugleich eine wichtige geognostische Scheidelinie ist. Im O. der Distrikt der Urgebirgsformation, westlich das Gebiet des Sand- und Kalksteins und der Prairien, die sich südlich an das Mississippi-Becken schließen.“ (Daniel, Handbuch der Geographie. Leipzig, 1874. 8°. I. Bd. S. 763.) Unter diesen Seen sind die wichtigsten: der Winipeg, der Deersee (spr. Dihr-), Wollaston-, Athapasca-, Große Sclaven- und zuletzt der Große Bären-See. Der Athapasca-See „ist das Centrum großartiger Wassercommunicationen. In sein Westende

strömten zwei Flüsse, der Athapasca, der mit seinen letzten Fäden an die Athapasca-Portage reicht, und nördlicher der Friedensfluß, der sich durch einen seiner Arme auch unmittelbar mit dem sogleich zu nennenden Abflusse des Sees verbindet. Am N.-Ende tritt nämlich der Sclavenfluß heraus und eilt zum Sclavensee. Der Abfluß dieses Beckens heißt nun Mackenzie."

Auch für diese Gebiete besitzen wir einen verläßlichen Führer in einem modernen Reisenden, dem britischen Capitän W. F. Butler. Vom Red-River, welcher dem Winipeg-See zufließt, brach er auf nach dem Musk-Rat-Creek am südlichen Ufer des Manitoba-Sees, ein unbedeutendes Gewässer zwischen Ufern, die Eichen und Ulmen beschatten. Zehn Tage schwanden dahin, mit ihnen die Mauvais-Bois, die Sand-Ridges, der Pine-Creek und die Hügel des kleinen Saskatschewan. Von hier aus ging es in die einsamen Regionen weit hinter dem Saskatschewan, wo der große Untschagah oder Peace-River (spr. Pitzi) (Friedensfluß), ein noch viel mächtigerer Strom, seine Wasser durch zahllose Seen dem nördlichen Polarmeere zuführt. Lange ging es fort durch die welligen Ebenen, die mit Dickicht bekränzten Hügel, die baumlosen Einöden und die in Bodenfalten verborgenen Seen, die sich zwischen Saskatschewan u. Du'appelle ausdehnen. Fast allen höheren Wildes entblößt, dessen zahlreiche Gebeine hier bleichen, zieht sich das Land in ununterbrochener Schweigsamkeit 500 Km. fort. In dieser Wüste erhebt der Spatha-nan Watschi sein einsames nacktes Haupt, von dessen Gipfel man an 150 Km. im Umkreise überschaut. An den bewaldeten Ufern des breiten Saskatschewan zog nun Butler nach den sogenannten Grand forks of the Saskatschewan, dem Vereinigungspunkte zweier majestätischen Gewässer, von denen der eine 270 Km. einer hügelreichen Landschaft, der andere 310 Km. trauriger Wildniß durchzogen, ehe sie sich zu einer tiefen Schlucht vereinen und durch noch ungebrochene Fichtenwaldungen fortrollen. Am südlichen Saskatschewan liegt der Rand der großen Prairie, die schweigend, unermeßlich und öde in unabsehbare Ferne sich erstreckt. Jenseits des Fort Carlton erklomm Butler das steile nördliche Ufer des Saskatschewan und zog nun durch ein reiches und fruchtbares offenes Land, mit Seen und Pappelbäumen; dann trat er in die Waldregion bis an das südliche Ende des Green Lake, einer langen und schmalen Wasserfläche von beträchtlicher Tiefe. In dieser Seenregion liegt auch die unmerkliche Wasserscheide zwischen den Flußgebieten des Saskatschewan und Beaver-River (etwa 250 M. Meereshöhe), und wimmelt es von den feinsten Fischen; in den Wäldern hausen die werthvollsten Jagdthiere, und Biber wohnen an den Flußufern. Hinter Fort Ile à la Crosse erstreckt sich werthloses Waldland, durchsiebt von zahlreichen Seen und durchschwärmt von Moschusthieren; vorne liegt der La Crosse-See, in den der Beaver am SO.-Ende einfließt, um im NW. wieder auszuströmen. Seine Seehöhe dürfte 400 M. betragen. Von La Crosse leitete der Weg einer Kette von Seen entlang tiefer in die Wildniß des Nordens durch Sümpfe und verworrene Waldungen; kaum daß irgend ein lebendes Wesen hier sichtbar ward. So gelangte Butler auf das Plateau der Methy-Portage, von dem sich der Weg in ein 300 M. tiefes Thal hinabsenkt, worin ein Fluß sich schlängelt, der Clearwater (spr. Klihrwoter), welcher dem Athapasca zuströmt.

Aussicht von Spatanawatchi.

Die weite Region, worin Methy Portage liegt, war einst von den Fluthen der See überdeckt; als die Wasser abgeflossen, blieben nur die großen Ströme, der Mississippi, der San Lorenzo und der Mackenzie zurück. In Methy Portage befinden wir uns an der W.-Grenze der Laurentianbildungen, welche von hier gegen SO. nach Canada und gegen N. nach dem Eismeere hin sich ausdehnen. Das ganze Land senkt sich in letzterer Richtung stetig, wenn auch unmerklich, auf einer Weite, die in der Luftlinie etwa 1530 Km. betragen mag, und drei große Flüsse gleiten diesen Abhang zum Eismeere hinab: der große Fischfluß, der Kupferminenfluß und der Mackenzie. Der letztgenannte nimmt in seinem 2750 Km. langen Laufe eine Anzahl Gewässer von beiden Seiten der Rocky-Mountains auf; all seine wichtigsten Quelladern entspringen jenseits, d. h. im W. dieses Höhenzuges, den sie in tiefen Rissen durchbrechen: der Liard, der Peel, der Peace-River; und eine Menge großer Seen, in ihrer Gesammtzahl ein Areal größer denn die Adria, bedecken diesen ehemaligen Meeresboden. An den Gabeln (forks) des Athapasca machen die zwerghaften Gestrüppe hochgewachsenen schlanken Bäumen Platz, die bis zu 3 M. im Umfange erreichen, und am Saume des breiten, hochufrigen, inselreichen Stromes treten dichte hochstämmige Wälder auf. Auf seinem gefrorenen Bette erreichte Butler den unermeßlichen Athapaca-, richtiger Arabascon-See mit seinen felsigen, fichtengekrönten Eilanden, der als die Grenze einiger großer Thierverbreitungsbezirke gelten kann. Das Ren und der Moschusochse kommen seinem NO.-Ufer nahe, denn nur wenige Km. davon liegt ihr Lieblingsaufenthalt, die sogenannten Barren-Grounds (for. Grounds); niemals aber trifft man diese Thiere im S. des Sees; denn das Caribu oder Waldren bildet eine besondere Species und unterscheidet sich sehr von jenem, welches die baumlosen Wüsten durchstreift. Der Waldbüffel und das Musethier sind häufig am NW.- wie am SW.-Ufer des Sees, auf dessen Wasser den ganzen Sommer hindurch Wild- und zeitweise auch Schneegänse schwärmen. Durch eine niedrige, bei Hochwasser überfluthete Marschgegend steht der Lake Clair, eigentlich nur ein Arm des Athapasca-Sees, mit ihm in Verbindung. Vier Tagereisen weiter westlich stieg Butler über einen mit Cypressen bestandenen Sandrücken in ein weites Thal, wo im N. und W. der Ausblick durch die blauen Ketten der Caribu-Berge begrenzt ist — das Thal des Peace-River. Die Quellen dieses mächtigen Gewässers liegen, wie erwähnt, im W. der Rocky-Mountains; in einer wilden Gegend, Sticken genannt, einem fast noch unbekannten Alpenlande, nimmt der Hauptquellfluß des Peace-River wahrscheinlich in 1800 M. Meereshöhe aus einem von Schneepiks allseits umgebenen See seinen Ursprung. Dann durchbricht er die Gebirgskette in einem Spalt, dessen Wände nahezu 1300 M. tief senkrecht zu dem schwarzen Gewässer hinabstürzen, dann erreicht er das alte Meeresbett und fließt über 700 Km. lang in einem tiefen, engen Thale, etwa 210—240 M. unter dem Niveau der umliegenden Hochfläche. Später durchströmt er niedrigeres, dichtes Waldland, sein serpentinartig gewundener Lauf wird träge und endet endlich damit, daß er sich durch ein niedriges Delta in den Sclavenfluß (den eigentlichen Oberlauf des Mackenzie) ergießt. An diesem Strome wanderte Butler aufwärts gegen Fort Vermillion, wo im N. die dunklen Umrisse des Renthier-, im S. jene des Buffalo-Gebirges aufsteigen, die beide wiederum den beiden genannten Thierspecies als Verbreitungsgrenzen dienen; es ist in der That seltsam, wie nahe sich diese beiden Geschöpfe in ihrer Lebensweise stehen; beide schwärmen in der baumlosen Prairie, suchen aber im Winter die Wälder besonders an den Seen auf, wo sie dann von den Indianern zu Tausenden getödtet werden. Auch das Musethier ist am Friedensflusse zu Hause. Vom Fort Vermillion, welches von der Farbe der Gewässer seinen Namen hat, zog Butler nach dem Plateau von Dunvegan; es ist dicht übersäet mit Waldungen und Fichten- und Pappelgebüschen; die vielen umliegenden Seen sind frei von Kalisalzen, der Boden ist schwarzer, sandiger Lehm, der Fels Kalk- und Sandstein. Endlich erblickte Butler das vorläufige Ziel seiner Reise, das kleine Fort St. John. Hohe Schneeriesen ragen hier himmelan und diese Schneeriesen sind die Felsengebirge. (F. W. Butler, The wild north Land, being the story of a winter Journey with Dogs across northern North America. London 1874. 8°.)

Digitized by Google

Den östlichsten Theil Nordamerika's bildet die in ihrem Innern noch wenig erforschte große Halbinsel Labrador, im W. von der tief in's Land einschneidenden großen Hudsons-Bay, im O. vom Atlantischen Ocean bespült. Auch sie ist ein an Seen, freilich weit geringeren Umfanges, reiches Plateau, zum Theile sehr gebirgig, zum größten Theile aber baumlos, mit ausgedehnten moorigen Torfstrecken bedeckt und über alle Begriffe öde, von außerordentlich rauhen und steilen Küsten umrandet. Keines von den wenigen fließenden Gewässern wendet sich dem Atlantischen Meere, fast alle dagegen der Hudsons-Bay zu; der einzige Kakfoak, der aus dem Caniapuscow-See hervorkommt, nimmt seinen Lauf nach N. und mündet in den Ungava-Busen, hart über der Linie, welche die nördliche Grenze der Wälder bezeichnet. An der Küste herrschen Urgebirgsarten, darüber liegt hier und da mächtiger rother Sandstein; nach dem Innern hin verschwinden die secundären Schichten. Erratische Blöcke sind über das ganze Land zerstreut, in dem man Eisenerze und Kalk findet. Die Vegetation ist eine äußerst kümmerliche; nur im südlichen Theile wachsen verkrüppelte Pappeln, Fichten, Birken und Weiden, und während einiger Wochen im Jahre bekleidet Gras die Thäler. Korn reift natürlich nicht, wohl aber gelingen Kartoffeln und einige Gemüse; nördlicher hingegen sind Moose und Flechten die einzigen Vertreter der Pflanzenwelt. Das Klima Labradors ist eines der kältesten der Erde, und der Aufenthalt in Nain, der wichtigsten Herrnhutermission an der atlantischen Küste, ein überaus beschwerlicher. Labradors Reichthum besteht hauptsächlich in Fischen, wovon die Flüsse wimmeln; namentlich bildet die Lachsfischerei einen eigenen Industriezweig. Noch wichtiger ist der Kabliau- (Gadus Morrhua), Herings- und Makrelenfang. Die übrige Thierwelt stellt Hunde und Rehe als Hausthiere, braune und Eisbären, Wölfe, Füchse, Hasen, Bergkatzen, Marder, Ottern, auch Hermeline, Igel, Biber und Seehunde als Jagd- und Pelzthiere; Moskitos endlich plagen in Labrador nicht weniger wie in den heißen Gegenden.

Im Charakter ziemlich ähnlich schließt an Labrador, von dem es nur durch die Straße von Belle-Isle getrennt ist, das bedeutende Eiland Neufundland an, berühmt wegen seiner Hunderace, die indeß rein nur selten mehr getroffen wird, und des großartigen Stockfischfanges sowohl an seinen Küsten als an der im Sommer mit fast beständigen Nebeln überlagerten, ausgedehnten Neufundland-Bank. Die bislang geschilderte Plateaubildung herrscht auch hier vor und mit den nämlichen Attributen der Oede und Spärlichkeit im Pflanzenkleide. In den tieferen Strichen der Insel sind Moorsümpfe und fast undurchdringliche Wachholder-, Ceder- und Fichten-Swamps

Digitized by Google

gebettet, welche den Ackerbau unmöglich machen. Holz und Edelmetalle fehlen zwar, dagegen überrascht uns ein ziemlich bunter Wechsel der Gesteinsarten, welche Blei, reiche Kupfererze, Kohlenlager und ausgedehnte Gypsschichten führen. Auch an Wild fehlt es nicht. Den größten Vorzug vor Labrador genießt indeß Neufundland durch sein Klima, welches äußerst gesund und dessen winterliche Strenge durch den nahen warmen Golfstrom gemildert ist.

Südlich geht Labrador allmählig in jenes Gebiet über, welches die großen Seen und der Lauf des mächtigen San Lorenzo-Stromes charakterisiren. Letzterer bricht so rein wie durchsichtiges Wasser aus dem Ontario-See hervor und fließt gegen NO. in seinen tiefen, fast fjordartigen Golf, der mit dem Bau des nördlichen Amerika entstanden und von ihm abhängig ist. Der Laurentiusgolf ist nämlich nichts weniger als ein von den Laurentiuswassern ausgewaschenes Becken, sondern vielmehr ein unterseeisches, in das Land hineindringendes Thal, welches den Laurentiuswassern die Richtung ihres Ablaufes vorgeschrieben hat. Es begränzen beide Ufer des Laurentiusgolfes ansehnliche Gebirge, die sich dem Strome an einer Stelle, wo er schon 24 Km. breit ist, nähern, dann aber nördlich wie südlich zurückweichen, so daß bei Montreal die südliche Erhebung bereits 80 und die nördliche 48 Km. vom Flusse entfernt liegt. Beide Gebirge bilden die Muldenwände des Laurentiusbeckens, und erst bei Taduſſac beginnt das Stück des Stromes, welches man als sein Aestuarium oder Flußbecken ansehen darf. (Peschel. Neue Probleme der vergleichenden Erdkunde. Leipzig, 1876. 8°. 2te Aufl. S. 129.) Dieses trennt die Höhenplatte Neu-Braunschweigs mit der daran hängenden Tiefebene der Halbinsel Nova Scotia, dann den nordamerikanischen Staat Maine von dem westlicheren Gebiete völlig ab. Wir stehen in Canada auf einem der ältesten Flecke der erstarrten Erdkruste, denn die dortige Laurentianformation birgt das Eozoon canadense, das älteste bekannte Thierfossil. Die Gewässer Canada's, das gleichfalls — von den sogenannten Großen Seen abgesehen — einer Fülle kleinerer Wasserflächen nicht entbehrt, werden theils durch den S. Lorenzo, theils durch die erwähnten Großen Seen, theils endlich, wenn sie nach N. fließen, durch die Hudsons-Bay gesammelt. Zwischen dieser und dem Lorenzobecken erhebt sich ein Höhenrücken als Wasserscheide, der längs dem unteren Stromlaufe streicht. Die nördlichen Theile, besonders Unter-Canada, sind weder klimatisch noch sonstwie besonders begünstigt, erst aufwärts von der Hauptstation Quebec gestaltet sich das Land anmuthiger und fruchtbarer. Im St. Moritz-Thal, zwischen Quebec und Montreal, finden sich auch dichte Wälder, aus denen große Mengen Fichtenholzes geholt werden; gutes

Digitized by Google

Uferland trifft man auch am Ottawa, dem wichtigsten linksseitigen Nebenflusse des San Lorenzo. Erst südlich von diesem aber, in den Landschaften gegen die großen canadischen Seen zu, wächst der anbaufähige Boden, dessen Plastik wenig Bemerkenswerthes bietet. Ausgedehnte Waldungen, sowohl Laub wie Nadelholz, wechseln hier mit kiesigen, sandigen und armen, aber auch mit fetten, fruchtbaren Ackerbaudistricten. Das Klima in diesen Breiten ist noch immer strenge genug, jedoch trotz seiner Extreme dem Ackerbau nicht hinderlich; ja Obercanada, d. h. das Land an den Seen, gilt sogar für die beste Weizenregion.

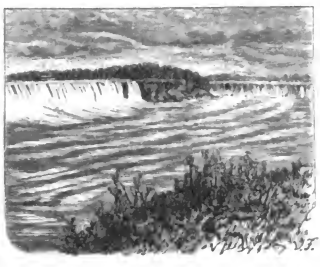
Am Erlesee.

Diese Region der sogenannten Großen Seen nun bildet das Quellengebiet des St. Lorenz-Stromes, sich treppenförmig auf vier verschiedenen Bodenstufen erhebend. Auf den niedrigsten dieser Terrassen liegt der Ontario-See (70 M. Seehöhe), auf der nächstfolgenden der Erie-See (172 M.) mit dem ersteren durch den kurzen Lauf und den weltberühmten Wasserfall des Niagara verbunden; noch höher steigend gelangt man, am Detroit-Flusse aufwärts ziehend und den kleinen St. Clairsee kreuzend, auf das große Plateau, welches den Huronen- und den Michigan-See (181 M.) enthält und von dem man endlich in 191 M. die Stufe des letzten Sees dieser Gruppe, des Oberen Sees oder Lake superior erreicht. Der Flächenraum, den diese Gewässer zusammen bedecken, ist etwa halb so groß wie das deutsche Reich und bilden dieselben nach dem Caspischen See wohl die größte Wasseransammlung der Erde; das Areal der einzelnen Seen ist jedoch sehr verschieden und desgleichen deren Tiefe. Ersteres wächst stetig vom Ontario, dem kleinsten, bis zum Lake superior, dem größten dieser Seebecken, letztere schwankt zwischen dem seichten Erie (25 M.) und dem tiefen Michigan (302 M.). Kann sich diese Tiefe auch nicht mit jener der lombardischen Seen vergleichen, so sinken doch die gedachten Seen mit ihren tiefsten Stellen 66 M., 130 M., 99 M. und 81 M. unter den Meeresspiegel hinab.

Digitized by Google

Und so wie sie heute noch in Wahrheit ein süßes Binnenmeer bilden, darf man in ihnen ein altes Mittelmeer nach Analogie unserer Ostsee erkennen, zumal, wenigstens im Michigan-See, neuere Untersuchungen mit dem Schleppnetz eine ehemalige oceanische Thierwelt jenes Beckens an das Licht gezogen haben. Auf solchen maritimen Ursprung deuten wohl auch die noch wenig aufgeklärten Schwankungen des Spiegels des Superiorsees, welche nicht blos vorübergehende sind, sondern mit wellenartiger Regelmäßigkeit wiederkehren, — Pulsationen, welche vermuthlich allen dortigen Seen gemeinsam sind, am Superiorsee jedoch am merkbarsten hervortreten.

Im Jahre 1869 brachte der „Toronto Globe" die Nachricht von einer seltsamen Entdeckung in diesem Gebiete, die Prof. Bell, welcher im Auftrage der canadischen Regierung die nördlich vom Oberen See gelegene Gegend zu exploriren hatte, gemacht haben wollte. Bell versicherte, daß der Nipigon-See, welcher nur 50 Km. nördlich vom Oberen See liegt und auf den Landkarten einen unbedeutenden Umfang zeigt, aller Wahrscheinlichkeit nach größer sei als selbst der Ontario oder der Erie-See. Bell legte, wie er sagte, längs der Küste des Nipigon 800 Km. (!) zurück, wurde dann aber durch den eintretenden strengen Winter zur Rückkehr nach Canada gezwungen. Die Gewässer des Nipigon-Sees ergießen sich durch den gleichnamigen breiten und reißenden Strom in den Oberen See. Der Zahl nach sei der Nipigon der sechste, der Größe nach vielleicht der zweite der großen Binnen-Seen an der Nordgrenze der Vereinigten Staaten; er nimmt ein Dutzend bedeutender Ströme in sich auf. Die fabelhafte Entdeckung hat sich jedoch in keiner Weise bestätigt, vielmehr figurirt auf den neuesten und besten Karten der Nipigon-See noch immer als eine relativ unbedeutende Wasserfläche. Es war wieder einmal ein echt amerikanischer Humbug, gleich jenem vom Einsturze des Niagara-Falles, der 1866 die Runde durch alle Zeitungen machte.



Der Niagara.

Die größte Merkwürdigkeit dieser Region ist der vom Pater Hennepin im Jahre 1679 entdeckte Fall des Niagara. Der Niagara-Strom ist der Canal, welcher das östliche Ende des Erie-Sees mit dem westlichen Theile des Ontario-Sees verbindet und ihm die Wassermasse der oberen Seen zuführt, welche wiederum als St. Lorenzstrom sich in das atlantische Meer ergießt. Der Niagara durchströmt fast gerade von S. nach N. eine Strecke von 58 Km., wovon 35½ auf die Strecke oberhalb, 22½ auf die unterhalb der Fälle kommen, und ist zugleich der Grenzstrom gegen Canada hin. Oberhalb umschließt er noch eine große Insel, Grand Island, und hat einen keineswegs raschen Lauf, so daß noch 3¼ Km. oberhalb bei Chippewa Dampfschiffe anlegen. Erst 1½ Km. oberhalb beginnt er reißender zu strömen und nimmt seine Richtung gerade auf Goat Island, eine lange, schmale Insel, welche den Strom theilt, so daß er rechts einen engeren äußerst reißenden Canal mit dem Ufer der Vereinigten Staaten bildet und in gerader Linie über 300 M. breit in die Tiefe stürzt, links ebenfalls dicht an Goat Island seinen Fall hat, aber durch die viel weitere Entfernung des canadischen Ufers, welches sich in einem weiten Bogen herumzieht, hier in einer viel größeren Breite. Indem dieser Fall mit seinem äußersten linken Flügel weiter vorragt, bildet sich eine Art Hufeisen, dessen Sehne über 600 M., die Umfangslinie aber weit

Digitized by Google

mehr beträgt. Dieser Fall ist der sogenannte Hufeisenfall (horseshoe-Fall), jener schlechtweg der amerikanische Fall; ersterer hat eine Höhe von 52, dieser von 54 M.; für das Auge jedenfalls haben sie eine Höhe. Während oberhalb der Fluß die Richtung gerade auf den amerikanischen Fall hatte, und insofern der Hufeisenfall oder wenigstens dessen linke Seite als Nebensache erschien, bildet von unten gesehen der Hufeisenfall den Hauptfall, aus welchem heraus der Fluß weiter zu strömen scheint, wodann der amerikanische Fall über das Ufer des neuen Flußbettes hinüberstürzt in einem rechten Winkel mit der Sehne des Hufeisens und parallel mit dem Flußbette. Dieses, welches unmittelbar oberhalb eine Stunde weit war, wozu hauptsächlich die Ausbuchtung nach dem canadischen Ufer beiträgt, verengt sich jetzt auf etwa 410 M., der Strom aber, welcher unmittelbar über dem Falle 6 M. Tiefe hatte, hat unterhalb 76 M. und mag noch weit tiefer an der unnahbaren Stelle sein, wo das Wasser senkrecht herabfällt. Die Ufer behalten die Höhe der Ufer oberhalb und bilden eine Schlucht mit 5 Km. fast senkrechten Wänden bis unterhalb, wo ein unge-

Die Stromschnellen am Niagara.

heurer Wirbel, keilförmig von Felsen umgeben, den Strom aufnimmt und fast im rechten Winkel wieder entläßt; 6½ Km. von dort wird er wieder schiffbar und eilt, immer noch sehr aufgeregt und von hohen Ufern eingeschlossen, dem Ontario-See zu; das Gefälle vom Fall selbst bis zu dem Wiederbeginn der Schifffahrt, 11½ Km., beträgt 30,75 M. (Carl Graf Görz, Reise um die Welt. Stuttgart 1864. 8. 2. Aufl., S. 60—61.)

Von der allgemeinen Regel, daß alle Wasserfälle rückwärts nach dem Ursprung ihrer Gewässer zu schreiten trachten, macht auch der Niagara keine Ausnahme; er schreitet beständig zurück und muß also zuletzt den Erie-See erreichen, dessen Spiegel dadurch ziemlich bis zu dem tiefer liegenden Ontario-See herabgedrückt würde. Dieses Zurückschreiten soll beim Niagara nach Lyell — jedoch übertrieben — 0,30 M. jährlich betragen. Der Fall ergießt sich über eine Kalksteinplatte und würde vielleicht keine merkliche Erosion bewirken, wenn nicht auf den untersten 24 M. desselben nachgiebiger Thonschiefer durch die mechanische Gewalt der herabstürzenden Wassermassen der Kalksteinplatte unter den Füßen weggezogen würde. (Peschel, Neue Probleme der vergleichenden Erdkunde. Leipzig 1876. 8°. 2. Aufl. S. 151—152.)

§. 8. Das Mississippi-Becken und die Prairien.

Interior Valley of North America, das innere Thal Nordamerika's, nennen die amerikanischen Geographen jene große reich bewässerte Ebene, die sich vom arktischen Meere bis zum mexicanischen Meerbusen zwischen den vulcanischen Rocky Mountains im W. und den niedrigeren Appalachen oder Alleghanies im O. erstreckt. Und in der That ist es nur eine, wenn auch

Digitized by Google

Mississippi-Ufer.

gewaltige Thalmulde, zum Theile ein ehemaliger Meeresboden, denn noch zur Jurazeit schied ein schmaler Meeresarm, längs der heutigen Felsengebirge vom mexicanischen zum arktischen Meere strömend, die O.- und W.-Hälfte der nordamerikanischen Ländermasse. Die Sohle dieses Riesenthales nimmt in der Gegenwart der Mississippi, der „Vater der Gewässer" ein, dem von rechts und von links über die sanft zu seinem Rinnsal geneigten Ebenen kaum minder beträchtliche Gewässer zuströmen. Ja, die Nebenflüsse dieser Nebenflüsse selbst können oft schon den Vergleich mit sehr bedeutenden Strömen Europa's aushalten.

Quer durch das innere Thal Nordamerika's legt sich ein ansehnlicher Scheidewall, welcher die Gewässer zwingt, je nachdem sie auf dessen N.- oder S.-Seite entspringen, nach N. oder S. ihren Lauf zu nehmen. Diese Wasserscheide lehnt sich in Hochebenen, die 1600 M. hoch liegen, enge an die Felsengebirge an und endigt im O. am Oberen See, wo sie zu unbedeutenden Hügeln herabsinkt. Die Karten verzeichnen sie hier als Coteaux des Prairies oder Hauteurs de terre. Am südlichen Fuße dieses Scheidewalles, hier ein lieblicher Landstrich mit Hügeln und Thälern, Seen und Waldland, liegt vor einer niedrigen, mit Nadelholz bestandenen und mächtigen zerstreuten Granitblöcken bedeckten Sandsteinkette der Itasca-See im W. des Lake Superior. Ihm entfließt ein schwaches Bächlein, der spätere Mississippi, dessen allgemeine Richtung von N. nach S. geht. Sein Oberlauf durchwandert ein Gebiet zahlloser, gesellig auftretender kleinerer Seen, die über ganz Minnesota zerstreut die Region der großen Seen im W. umsäumen, strömt durch manche dieser Wasserflächen und bildet eine Reihe von Stromschnellen, wovon jene bei Fort St. Anthony das Ende des Oberlaufes bezeichnen. Auf seinem Mittellaufe, wo er fortwährend als Grenzscheide zwischen den verschiedenen Staaten der nordamerikanischen Union dient, nimmt er von W. den Missouri, von O. den Ohio (spr. Oheio), die zwei namhaftesten seiner Zuflüsse, auf; minder bedeutend, aber immerhin so gewaltig, daß ihre Namen

Digitized by Google

wohl behalten zu werden verdienen, ſind der Illinois und der Tenneſſee (ſpr. Tenneſſih), die von O., und der Arkanſas und Red River, die von W. kommen. Letztere beide gehören aber ſchon dem Unterlaufe des Rieſenſtromes an.

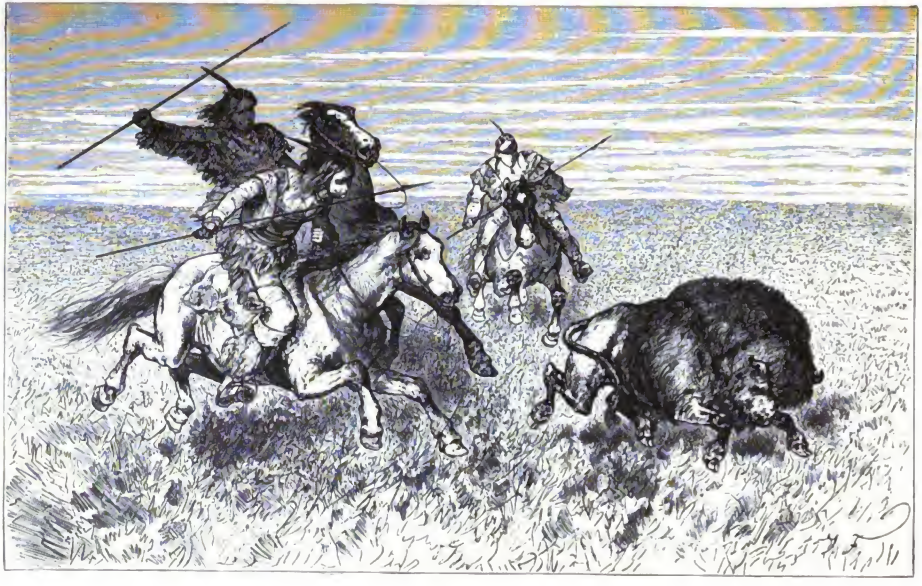
Die enorme Thalmulde, deren tiefſten Grund das Miſſiſſippi-Bett einnimmt, wird nun durch daſſelbe in zwei natürliche Theile geſchieden, von denen der eine, öſtlich von dieſem Strome, ein großartiges Tafelland iſt, und der andere, weſtlich von demſelben bis zu den Felſengebirgen reichend und faſt unmerklich in ein Hochland übergehend, eine ausgedehnte, von W. nach O. ſanft ſich neigende ſchiefe Ebene bildet. Dieſe erreicht an ihrem weſtlichen Ende (an den Rocky Mountains) eine Höhe von gegen 2100 M. ü. d. M.; an ihrem Ausgangspunkte iſt die Höhe je nach der nördlichen Lage verſchieden. Denn wenn auch kein nennenswerther Höhenzug, geſchweige eine Gebirgskette, — als ſolche kann die Ozark Ridge (ſpr. Reidſch), von SW. nach NO. ſtreichend, kaum gelten — dieſe ſchiefe Ebene durchzieht, ſo findet doch auch auf ihr in der Richtung von S. nach N. eine Geſammterhebung, richtiger vielleicht geſagt, eine allmählige Anſchwellung des Bodens ſtatt, die übrigens ſo unbedeutend iſt, daß ſie nicht mehr als 1,83 M. auf 7½ Km. beträgt. Bis hinauf zu den Quellen des Miſſiſſippi und Miſſouri, der oben erwähnten Waſſerſcheide, hält das ſanfte Anſteigen des Bodens vor, der allmählig eine Höhe von etwa 500 M. erreicht; von hier aus fällt er wieder ſanft gegen den Winipeg-See im britiſchen Amerika und überhaupt gegen das nördliche Eismeer ab. (Rob. von Schlagintweit. Die Prairien des amerikaniſchen Weſtens. Cöln und Leipzig, 1876. 8°. S. 5.) Einen großen Theil des nördlichen und öſtlichen Gebietes nimmt noch immer der Urwald ein, der auch die Flußufer und Flußgründe (Bottoms) begrenzt. Die Waldungen Nordamerika's unterſcheiden ſich von den unſerigen unter gleicher Breite gelegenen namentlich dadurch, daß in ihnen nicht eine Baumgattung vorherrſcht, ſondern eine reiche Abwechslung von 20—30 Baumarten ſtattfindet. Reißende und gefährliche Thiere, etwa Klapperſchlangen (Crotalus durissus L.) abgerechnet, bewohnen dieſe Wälder nicht; am häufigſten iſt das Elenn (Cervus alces), die Gattung der Eichhörnchen, das Opoſſum oder die virginiſche Beutelratte (Didelphys virginica) und das ſchändliche Stinkthier (Mephitis Chinga Tiedm.). Den Charakter des Waldes mit dem der Steppe verbinden die etagenförmig über einander gelagerten Bergebenen mit ihren Baumgruppen und Grasfluren und gehen in weiterer Senkung in eine von beiden Formen über. Die Flüſſe haben ihr Bett ſo tief in die Ebenen eingegraben, daß ſie von ſteilen Hügeln (Bluffs) überragt zu ſein

Digitized by Google

scheinen, die sich landeinwärts in einer großen Ebene fortsetzen. Diese ist am Ostufer des Mississippi schon mehr oder minder der Cultur unterworfen und hat daher ihren ursprünglichen Charakter verloren; sie war aber dereinst so gut Prairie wie heute noch die westlichen Ebenen, welche diesen Namen führen. Im weiteren Sinne füllen diese den ganzen weiten Landstrich zwischen Mississippi und Rocky Mountains aus; im gewöhnlichen und engeren Sinne aufgefaßt gehören jedoch die südlichen Landschaften am Golfe von Mexico, Louisiana und Texas nicht dazu. Unter Prairien des amerikanischen Westens oder Plains, wie sie in Amerika häufig genannt werden, sind vielmehr im Allgemeinen jene Gebiete zu verstehen, die sich westlich von dem Mittellaufe des Mississippi bis an die Felsengebirge und deren östliche Ausläufer erstrecken; und es wird dieser Mittellauf des Stromes in der Nähe von St. Anthony beginnend und bis gegen Memphis in Tennessee reichend angenommen. Das Wort Prairie dient zur Bezeichnung aller offenen, mehr oder minder baumlosen zwar, aber mit Gräsern bewachsenen Landstriche, wenn auch hier und da von mäßigen Hügelreihen durchzogen. Gar manche Theile der Prairien würde man aber auch als Savannen bezeichnen dürfen, worunter man gegenwärtig im Allgemeinen die südlich gelegenen, mit üppigem Grase bewachsenen aber ebenfalls großentheils baumlosen Gegenden versteht.

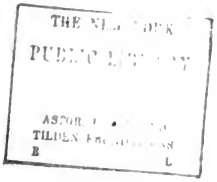
Die Prairien bestehen fast durchgängig aus einer vorwiegend wellenförmigen oder undulirenden (rolling) Gegend, die zuweilen von einer Anzahl langer aber ungemein flach sich abdachender Höhenzüge durchbrochen und von breiten, meist mit niedrigen Ufern versehenen Flußthälern durchzogen, sowie von mehr oder minder tiefen, durch die Gewalt des Wassers gebildeten Rinnsalen durchschnitten ist. Wenn diese Höhenzüge, wie nicht selten der Fall, eine Wasserscheide im Kleinen bilden, dann werden sie Divides genannt. Die westlichen Prairien enthalten weit mehr Unebenheiten als die flachen Pampas in Südamerika; ja hier und da zerstreut stoßen wir auf wirkliche kleine Hügel mit theilweisen steilen Abhängen oder auf eigenthümlich groteske 30—100 M. hohe Formationen aus Sandstein und Mergel, die wahrscheinlich vom Wasser gebildet, im Laufe der Zeit aber wesentlich geändert wurden. Da die Prairien von O. nach W. sanft aber fortwährend ansteigen, so haben die auf ihnen vorhandenen Gewässer einen ziemlich starken und raschen aber vielfach gewundenen Lauf, der fast allgemein die Richtung W.—O. oder NW.—SO. einschlägt. Die in breiten Betten sich bewegenden, von niedern Ufern begränzten Bäche und fast ausnahmslos seichten, also zur Schiffahrt ungeeigneten Flüsse enthalten nur selten reines und klares, sondern meistens trübes, zuweilen mit Alkalien imprägnirtes Wasser, in welchem nur eine geringe Anzahl von Fischen sich aufhält. Zuweilen ist das Bett der Flüsse mit Flußsand erfüllt, der sich beim Uebersetzen gefährlich erweist. In den Sohlen der breiten Flußthäler finden wir häufig auf ausgedehnten Strecken angeschwemmte Gebiete, Bottoms oder Bodenländer genannt, im Gegensatze zu dem höher gelegenen Lande oder der eigentlichen Prairie, die dann den Namen Hochland (Uplands) führt. Im Allgemeinen sind die Bottoms fruchtbarer, weil humusreicher, als die Uplande; aber wenn auch die Beschaffenheit des Bodens in beiden dieselbe ist, so wird doch das Bodenland für Ackerbauzwecke deßhalb vorgezogen, weil hier die Bewässerung verhältnißmäßig leicht ist. Obwohl das völlige Versiegen eines Baches, wie dies so häufig in den Wüstenecien der Felsengebirge vorkommt, auf den westlichen Prairien außerordentlich

Digitized by Google



Büffeljagd.

Digitized by Google


THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR
TILDEN
R L

Digitized by Google

selten ist, so haben diese, durch einen hohen Grad von Trockenheit ausgezeichnet, doch entschieden eher Mangel als Ueberfluß an Wasser, und Salzseen, sowie Süßwasserseen von erheblicher Ausdehnung fehlen ihnen gänzlich.

Was nun die Vegetation der Prairien betrifft, so sind dieselben fast durchweg waldlos; hingegen sehen wir sie mit kurzen Gräsern, darunter häufig mit dem nahrhaften Büffelgrase (Sesleria dactyloides Nutt.) bedeckt; in einzelnen Theilen von Kansas und Texas, überhaupt in den südlicheren Gegenden finden wir gar nicht selten zwerghafte Cacteen; auch erfreut uns hier zu gewissen Jahreszeiten ein auf viele Meilen sich erstreckender, ununterbrochener, prachtvoller, zwischen dem dunkelsten Grün hervorsprießender Blumenflor. Gegen die Felsengebirge hin ändert sich die Vegetation; denn wir begegnen hier steppenartigen, häufig mit sandigem, stellenweise auch salzigem und alkalischem Boden bedeckten Strecken, die nur geringe, oft sogar keine Vegetation aufweisen und wohl niemals ertragsfähig gemacht werden können. Von der für die Prairielandschaften charakteristischen Baumlosigkeit machen nur die Flußufer und die ihr Bett begrenzenden Thalränder eine Ausnahme; dort finden wir hier und da kleine, aus verkrüppelten Weiden (Salix longifolia), Pappeln, Ulmen, Hickory (Juglans tomentosa Mich.), Cottonwood (Populus monilifera) und Locustbäumen (Robinia pseudo-acacia) bestehende Gehölze; gewöhnlich zieht sich nur eine Zickzacklinie von Bäumen oder Gesträuchern den Ufern entlang; ein Wald in vollem Sinne des Wortes ist fast nirgends auf dem ausgedehnten Gebiete der westlichen Prairie zu finden. Diese sind aber nicht etwa durch Menschenhand der Bäume beraubt worden, sondern haben als der einstige Boden eines großen Sees zu allen Zeiten des Waldschmuckes entbehrt. (R. v. Schlagintweit, Prairien des amerikanischen Westens, S. 6—21.) Als Ursache dieses unabänderlichen Phänomens ist durch Oscar Peschel, die Vertheilung des Regenfalles innerhalb der Jahreszeiten aufgezeigt worden. Die Verbreitung der baumlosen Steppe in Nordamerika stimmt nun ganz vortrefflich mit der Regenmenge, welche in diesen Gebieten fällt. Sie nimmt mit der Entfernung vom Meere ab und zwar im Allgemeinen mit wachsender Polhöhe, aber auch bei gleicher Polhöhe, in der Richtung von W. nach O. (Peschel, Neue Probleme, S. 184.)

Wirthshaus in den Prairien.

Die Prairien mit ihrem Grasocean sind die letzte Zuflucht der Bisons oder amerikanischen Auerochsen, gewöhnlich Büffel (Bison americanus) genannt, dessen zahlreiche Heerden in den weiten Räumen umher treiben. Reisende haben oft die ganze Steppe von ihnen schwarz und an 10,000, ja bis zu 200,000 (George P. Marsh. Man and nature, or physical geography as modified by human action. London 1864. 8°. S. 81) bei einander gesehen. Sie haben erbliche Pfade und Straßen durch das Land, welche tief ausgetreten sind und nach den bequemsten Gebirgspässen, wie nach den sichersten Furten der Flüsse oder in den Winteraufenthalt, die warme Zone südlich vom Arkansas, führen. Weil vom Bison Alles gut zu gebrauchen ist, wird ihm eifrig nachgestellt, und ist die Stückzahl seit vielen Jahren schon bedeutend gesunken. Der ungeheure Bedarf an Pemmikan, wovon Mensch und Thier sich nähren, macht dies begreiflich. Pemmikan ist das zu einer festen Masse condensirte fette und getrocknete Büffelfleisch. Noch jetzt geht die Menge der jährlich getödteten Büffel in's Unglaubliche; ihrer 12,000 bedürfen die Blackfeet-Indianer allein. (Vergl. über den Bison: Globus. XXV. Bd. S. 26—28.)

Digitized by Google

Die Prairien bewahren den geschilderten Charakter im Allgemeinen auch bei ihrem Uebergange in die Savannen, die sich bis zur Mündung des Rio del Norte in Texas am rechten Ufer des Mississippi ausdehnen. In diesem seinem Unterlaufe windet sich der Strom zwischen unregelmäßigen Bänken, deren Krümmungen seinen Lauf verlängern und somit seinen Fall vermindern, durch eine sumpfige Tiefebene seinem Mündungsdelta zu. Gegen die Mündung hin werden die Bänke oder Ufereinfassungen immer niedriger und sinken von 1,52 M. auf 0,61 M. bis 0,45 M. über den Flußspiegel in der Nähe der Pässe, wie man die Ergüsse des Mississippi nennt. Diese Mündungsarme wachsen 80 M. durchschnittlich alle Jahre in den Golf hinein, jedoch nur zur Hochwasserzeit; das Wachsthum ruht dagegen gänzlich in den vier Monaten des Niederwassers, wie in den zwei Monaten der Uebergänge. Sobald der geschwollene Mississippi an den Pässen anlangt, findet er dort eine wallartige Barre, die er selbst erbaut hat ein Jahr früher am Schluß der Hochwasserzeit. Der hochgehende Strom besitzt jetzt Kraft genug in diese Barre eine Rinne auszufurchen und sie in eine neue Kanalstrecke zu verwandeln, die er am Schlusse des Hochwassers abermals durch eine jüngere Barre schließt, welche aber nur etwa 80 M. weiter in den Golf hineinrückt und die er im nächsten Jahre abermals zu durchbrechen beabsichtigt. (Peschel, Neue Probleme. S. 132). Von den unzähligen Armen des Stromes, Bayous genannt, erreichen nur fünf den mexicanischen Golf. Zu beiden Seiten fassen den Mississippi Rohrbrüche und Cypressenwälder ein, innerhalb deren sich halbkreisförmige Seen vertheilt finden, verlassene Stücke des Flußbettes, worin Alligatoren und wildes Geflügel hausen. Diese Sümpfe werden, wie die ganze Umgebung, bei Hochwasser überfluthet und aus der breiten Wasserfläche ragen dann die Wälder von Moorpalmen, Cypressen, die Heimat der riesenhaftesten Pflanzenformen, heraus.

§. 9. Die Alleghanies oder Appalachen und die atlantische Küstenebene.

Als östlicher Rand der großen Mississippi-Thalmulde sind, parallel mit der Küste von Georgia und Südcarolina, die Alleghany-Ketten oder Appalachen-Gebirge aufgestiegen, ehemals der westliche Rand eines im atlantischen Ocean versunkenen Festlandes mit hohen Gebirgen. Vom östlichen Canada

Digitized by Google

durch ganz Vermont, durch das westliche Massachusetts und die mittleren atlantischen Staaten bis in NO.-Alabama ziehen sich diese durch den auffallenden Parallelismus ihrer Ketten ausgezeichneten Gebirge hin. Auf 2300 Km. Länge breitet sich das Alleghany-System aus, lauter Parallelketten, denen fast symmetrisch sich die geologische Terrainzeichnung anschmiegt. Die Kammhöhe beträgt 900 M., und oft 70—90 Km. ziehen die Kämme in ganz geraden Linien fort, eine neben der anderen, wie Wogenreihen des Meeres, ohne besondere bedeutende Gipfelerhebungen. Die höchsten darunter steigen noch nicht bis 2000 M. Obwohl durch weite Strecken Flachlandes davon getrennt, gehören doch, trotz manchem Abweichenden in ihrem äußeren Gepräge und ihren alpinen Formen, sowohl die Weißen Berge von New-Hampshire wie die Adirondak-Berge im Staate Newyork zum Alleghany-Systeme. Nördlich von Newyork scheidet eine tiefe und lange Querspalte, welche den Hudson-Strom, den malerischen Champlain-See und dessen Abfluß zum St. Lorenz, den Richelieu-Fluß enthält, das ganze Gebirgssystem in eine nördliche und eine südliche Hauptgruppe. Die nördliche, minder wichtige, läuft in ein seen- und hügelreiches Felsplateau aus, das sich zwischen dem unteren St. Lorenz und dem atlantischen Ocean ausdehnt und die Gebiete von Maine und New-Brunswick trägt, während sich im N. des Laurentiusstromes die Felsplatte Labradors anschließt. Die mittlere Höhe dieses nördlichen Zuges, den man passend als den acadischen unterscheiden kann, beträgt etwa 3—600 M. über welche der höchste Gipfel Mount Kathadin 1700 M. aufragt.

Die Quelle des Hudson ist in Esser County im Staate Newyork, im Indian Paß, einer wilden und imposanten Schlucht im wildesten Theile der Adirondacks, in jener einsamen Gegend, welche die Eingeborenen Cour-a-cra-ga oder die „traurige Wüstenei" nannten, deren größter Theil noch nie von den Weißen besucht wurde und die noch heute eine sichere Zufluchtsstätte des Wolfs, des Panthers, des großen schwarzen Bären und des selteneren Luchses, des Vielfraßes und des Elennthieres ist. Die Quellen befinden sich in einer Höhe von über 3000 Fuß über dem Meeresspiegel, in Felsenschluchten, in deren kalten Tiefen das Eis des Winters nie völlig schmilzt. Hier in der Mitte des Passes entspringen auch die Quellen des Ausable, der sich in den Lake Champlain ergießt und dessen Gewässer viele hundert Meilen nördlich von der Mündung des Hudson durch die des St. Lorenz-Stromes in's atlantische Meer strömen; und dennoch sind die Quellen der beiden Flüsse so nahe beisammen, daß die Wildkatze, während sie aus dem einen trinkt, ihre Hinterfüße in dem andern baden kann. Bei Ueberschwemmungen vermischen sich sogar die beiden Flüsse. Der Hauptbach des Ausable fließt durch das nordöstliche Portal des Passes, während jener des Hudson durch das südwestliche fließt. Er heißt in der Gegend Adirondack-Fluß und fließt, nachdem er aus dem Paß gekommen, in die Seen Henderson und Sanford. Beim Ausfluß aus ihnen erhält er den Namen Hudson und fließt nach Warren County hinab, wo er Boreas und Shroon aufnimmt, die mit ihren Nebenflüssen ihm die Wasser von einem Dutzend Gebirgsseen und unzähligen Sümpfen zuführen. Die Scenerie der Quelle wird von Lossing in seinem Buche: „Der Hudson von der Wildniß bis zum Meere" in folgender Weise beschrieben: „Wir traten in die Felsenschlucht zwischen den steilen Abhängen des

Digitized by Google

Mount Mc Intyre und den Felsen des Wallface Mountain ein. Wir fanden hier riesige Felsenmassen, manche durch die nagenden Elemente abgeschliffen, andere kantig, manche kahl, manche mit Moos bedeckt, andere große Bäume tragend, deren umfassende Wurzeln auf allen Seiten hinabhangen, um in der Erde ihre Stütze zu suchen. Eine der Felsenmassen bot ein eigenthümliches Aussehen dar, sie hat die Form eines Würfels, und hat auf ihrem dreißig Fuß hohen Gipfel einen kleinen Hain von Schierlingstannen und Cedern. Um und unter diesen und anderen Felsen, die los herumlagen und anscheinend durch Wurzeln und Schlinggewächse vor dem Hinabrollen geschützt wurden, mußten wir eine lange Strecke klettern, bis wir einen über hundert Fuß hohen Punkt über der Schlucht erreichten, von wo wir den berühmten Paß in seiner ganzen wilden Größe sehen konnten. Vor uns stieg ein senkrechter Felsen auf, der vom Fuß zum Gipfel fast zwölfhundert Fuß hoch ist und so roh aussieht, als ob er erst gestern gespalten wäre. Ueber uns neigte sich der Mc Intyre, der noch höher als der Wallface-Fels, und in der Schlucht lagen ungeheure Felsenhaufen chaotisch und von großen Dimensionen. Sie scheinen vor nicht sehr langer Zeit durch eine schreckliche Konvulsion ausgeworfen worden zu sein. Es liegt noch in der Erinnerung unseres indianischen Führers Sabattis, daß diese Gegend von einem Erdbeben erschüttert wurde, und ohne Zweifel war es seine Macht und der Blitz und der Frost, die die Massen von diesem überhangenden Felsberge hinabschleuderten. Durch sie machten sich die Gewässer dieses Arms des Hudson Bahn, der aus einer nahen Quelle — unmittelbar bei jener des Ausable — sprudelt. Hier mischen sich die Quellen dieser Flüsse im Frühling, und, wenn sie sich trennen, finden sie an tausend Meilen von einander entfernten Punkten ihren Weg in den Atlantischen Ocean. Das Ufer des Baches ist zu zerklüftet und durchhöhlt im Passe, als daß man es begehen könnte."

In jeglicher Hinsicht weitaus wichtiger ist der südliche Theil der Appalachen, die eisen- und kohlenreichen Alleghanies im engeren Sinne. Hier ist es, wo der Parallelismus der Gliederung in den Streichungslinien der Ketten zum regelrechtesten Ausdrucke gelangt; krümmt sich eine in eine andere Richtung hinein, so thun es alle mit ihr; somit bleiben auch die einander parallel laufenden zwischenliegenden flachen Thäler fast überall von gleicher Breite. Diese Längsthäler sind durch eine Runzelung oder Faltung der Erdoberfläche, theils durch eine muldenartige Umbiegung der Schichten, theils durch Aufsprengung der Bodenfalte längs ihrem Kamme entstanden. Von diesen Parallelketten, namentlich von der Blue Ridge in Virginien strömen senkrecht zu ihrem atlantischen Gestade unzählige Wasserrinnen herab, denen mehrentheils alle ansehnlichen Nebengewässer fehlen; wo aber solche Nebenflüsse vorhanden sind, laufen sie längere Zeit parallel mit der Hauptfurche und ihre schließliche Vereinigung findet stets unter einem sehr spitzen Winkel statt. Manche dieser Gewässer entspringen an einer der westlichsten Alleghany-Parallelketten und durchbrechen, um zum Atlantischen Ocean zu gelangen, oft mehrere dazwischen liegende Ketten in Querthälern, die offenbar älter als die Flüsse sind. Die schönsten Beispiele eines solchen Vorganges bieten der Delaware, Susquehanna und Potomac, deren jeder vier oder fünf parallel geordnete Gebirgsketten durchsetzt und zwar die höchsten, die Blue Mountains, zuletzt. Die Quellen der drei Ströme liegen auf dem pennsyl-

Digitized by Google

vanischen Tafellande, welches nur 300, 450—600 M. absolute Erhebung besitzt, während die Kämme der vorliegenden Parallelketten, da wo die Durchbrüche erfolgen, zum Theil viel höher sind. (Peschel. Neue Probleme, S. 154—155.) Der höchste Gipfel dieses südlichen Gebirgssystems ist der Black Mountain (2100 M.).

Die Appalachen gehören dem zweiten großen Zeitabschnitte der Geologie an, sind somit weit älter als die viel höher aufgethürmten Felsengebirge, welche nach der allgemeinen Regel, daß das später aufgestiegene Gebirge oder die jüngere Erhebung die Gewässer nach den älteren Gebirgen verdrängt, auch den Mississippi zu einer Annäherung an die Alleghanies genöthiget haben.

Das „geologische Skelett" der Alleghanies entspricht durchaus dem geographischen. Die Hauptkette der vielen Parallelzüge bildet die laurentinische Gneisformation, an welche sich die huronische Schieferformation dicht anschließt. Noch vor verhältnißmäßig kurzen Zeiträumen bildete diese vorsilurische Zone die Gestade des damaligen atlantischen Oceans, und noch heute steht der Verlauf der Uferlinie dieses Meeres im engsten Abhängigkeitsverhältnisse zu der östlichen Grenze der Gneiße und krystallinischen Schiefer. In der vorsilurischen Zeit schloß sich an diesen von SW. nach NO. streichenden Gürtel eine andere gleichalterige und petrographisch ihr verwandte Zone an, die vom heutigen atlantischen Meere westlich durch Canada vordrang, und noch die Felsengebirge erreichte. Ihr entspricht in der Gegenwart die Wasserscheide zwischen dem Mississippi und den Eismeerflüssen. Zwischen diesen beiden Festlandsrahmen, die einen einspringenden Winkel bildeten, fluthete ehemals der mexicanische Golf, wenn man so sprechen darf, der seitdem fort und fort bis auf seine heutige Größe zurückgedrängt werden sollte. In diesem Becken kamen an der Umgürtung von Gneißen und krystallinischen Schiefern in der silurischen, devonischen und carbonischen Zeit jüngere Bildungen zur Ablagerung. In der großen atlantischen Kette stürzen die Gneiße und Schiefer steil nach NO., also nach dem Meere der Silurzeit hinab. Ganz genau parallel mit ihrem Rande zieht sich jetzt ein Thal mit untersilurischer Sohle, welchem der untere Lauf des Lorenzo angehört, dann der Champlain-See und der obere (nicht der untere) Lauf des Hudson, und das sich noch als schmales Band vom Abhange der Blue Ridge bis zu den Smoky Mountains hinzieht. Das zweite concentrisch abgelagerte Terrain gehört der obersilurischen Zeit an. Entweder trennte ein gewaltiger Zeitraum die ober- und untersilurische Welt, oder es fanden geographische Wechsel statt, welche innerhalb des damaligen mexicanischen Golfes eine rasche Aenderung der Fauna herbeiführten, denn nach Dana haben die jüngsten Silurschichten und die obersten Horizonte des untern Silur keine Species gemein, und andererseits gehen aus der silurischen Thierwelt kaum ein Dutzend Arten in die devonische Zeit über, sondern starben längst aus, bevor das Ende dieses Absch nittes erreicht wurde. Das Wachsthum Nordamerika's war nach Art der Jahresringe mississippiwärts fortgeschritten bis zur Zeit der productiven Kohlenformation. Diese setzt an sich schon festes Land voraus, eine weite sumpfige Niederung von Süßwasser, wo der brennbare Inhalt der späteren Flötze langsam wuchs und moderte. Allein zwischen den Kohlen selbst liegen wieder Sandsteine, Schiefer und Kalke mit Resten von Meeresbewohnern eingeschaltet, folglich muß eine beständige Oscillation, ein wechselvolles Vordringen des Festlandes und wiederum der See stattgefunden haben. Dieß bezeugt dann auch die Schichtenstörung im Innern der heutigen Gebirge, auch derer von paläozooischem Alter. Aus ihrer ursprünglichen horizontalen Lagerung sind die Schichten wie durch seitlichen Druck zu lauter unter sich und der heutigen atlantischen Küste parallelen Falten zusammengeschoben worden, deren Steilheit und Höhe im O., also im eigentlichen Alleghany-Gebirge ihr Maximum erreicht, nach W. zu aber abnimmt und zwar so, daß sie entsprechend ihrer Entfernung von der Blue Ridge flacher werden. Um den Bau noch mehr zu ver-

Digitized by Google

Küste von Florida.

wickeln, traten Verwerfungen in großem Style ein, so zwar, daß der Kohlenkalk bis zu dem Niveau des untersilurischen Trenton-Dolomites gesunken ist, und schließlich sind durch die Zerstörung von Luft und Wasser viele Schichtendecken in Fetzen verwandelt worden. Jüngere Bildungen als die der Steinkohlenformation sind im appallachischen Becken nicht mehr abgesetzt worden.

Einen ganz anderen Anblick gewährt die heutige atlantische Küste. Abgesehen von Neubraunschweig, den Gestaden der Fundy-Bai und der Northumberland-Straße, wo paläozoische Gebilde nicht mangeln, haben sich südwärts an die Gneiß- und Schieferzone keine älteren Formationen angeschlossen, sondern es folgen auf diese uralten Gebilde sogleich Sedimente aus der obertriassischen Zeit von sehr mäßigem Umfange, dann einige schmale Streifen von Kreidebildungen, an die sich dann tertiäres Gebiet zum Theil überdeckt von modernen Gebilden anschließt. Da, wo die alte Gneißzone noch jetzt bis an's Meer herantritt, bildet sie eine steile, fjordenreiche Küste, auf der Grenzlinie aber zwischen den tertiären und den krystallinischen vorsilurischen Gesteinen tritt eine plötzliche Veränderung des topographischen Charakters ein: die bisher schnell strömenden Flüsse nehmen einen trägen Lauf an, die hügelige, bergige, stellenweise malerische Landschaft wird monoton, die hohen Ahorn-, Eichen- und Wallnußwälder verschwinden, ausgedehnte Cypressen- und Cedersümpfe treten an ihre Stelle, und die eindringende Fluth setzt jedesmal große Landstriche unter Wasser, denn die Grenzen zwischen Festland und Ocean sind dort noch schwankend, und der Uebergang ist ein allmäliger. (Hermann Credner, Die Geognosie und der Mineralreichthum des Alleghany-Systems, in Petermann's Geograph. Mittheil. 1871. S. 41—50.)

Noch verdient das beobachtete Steigen und Sinken der atlantischen Küste Amerika's eine kurze Erwähnung. Man weiß, daß die Küste von New-Brunswick, der Prinz Eduards-Insel, von New-Jersey und ein Theil der östlich atlantischen Küste allmählig aufsteigt, während die der Fundy- und Greenland-Bucht langsam im Sinken begriffen ist. Die amerikanische Phantasie malt sich nun aus, daß, wenn dies in den nächsten zehn Jahrhunderten fortdauern sollte, die Karte des amerikanischen Continents im Jahre 2900 ein gänzlich verändertes Aussehen darbieten dürfte. Die Hudson-Bay und die Jersey-Küste würden fruchtbare Thäler mit zahllosen Binnenseen werden. Wo jetzt die Sandbänke von Neufundland liegen,

Digitized by Google

würden mit dem Festlande verbundene Halbinseln entstehen. Die Reise von Irland nach Amerika würde dann nur vier Tage in Anspruch nehmen.

Die atlantische Küstenebene, an der Ostseite der Alleghanies beginnt im N. als schmaler Streif und dehnt nach SW. fortschreitend sich immer breiter aus. Im N. ausgesprochene Steilküste, sinkt sie von der Hudsons-Mündung südwärts zur Flachküste, selten mehr denn 30 M. hoch, herab. Dieser große südliche Theil, die eigentliche Küstenebene, zerfällt wieder in zwei Längsstreifen, und die Theilung wird markirt durch die Schwelle primitiven Gesteins, welche den obenerwähnten Umschwung im topographischen Charakter des Landes hervorbringt. Sie erhebt sich zwar nur wenig, wird aber durch Stromschnellen und Stürze in den Stromläufen sichtlich; an ihr findet auch die die Flüsse hinaufsteigende Fluth eine Grenze. Beide Längszonen sind von ganz verschiedenem Charakter. Aehnlich der norddeutschen Tiefebene besteht die dem Meere näher gelegene aus unfruchtbarem Sandboden, weithin mit ausgedehnten Fichtenwaldungen, den charakteristischen Pine Barrens bedeckt; nur längs den Flußläufen liegen fruchtbare Strecken und treten auch andere Baumarten auf. Die großen Sumpfstrecken, die Swamps, gewinnen besonders in der Gegend von Cap Hatteras an Ausdehnung, dann vermindern sie sich wieder allmählig. Die westlichere Zone, zwischen dem Sandstreifen und dem Gebirge, 100—300 M. hoch und gekennzeichnet durch den angenehmen Wechsel von sanften Hügeln und Thälern und Flächen, ist im Allgemeinen weit fruchtbarer, besonders in den Flußthälern.

Die Alleghanies gehen im S. sowie im N. durch Hügellandschaften allmälig in die Ebene über; letztere erstreckt sich in ununterbrochenem Zusammenhange um die S.-Ausläufer des Gebirges herum bis an die Mississippi-Ufer — und vermählt sich mit der Küstenebene, welche den ganzen mexicanischen Golf umsäumt. In ihrem Charakter gleicht sie der oben geschilderten und besitzt eine weitere Fortsetzung in der subtropischen Halbinsel Florida. Diese ist an ihrer Anheftungsstelle durch leichte Hügel noch uneben, südlich vom 29° n. Br. aber ganz flach, zum größten Theile mit Seen und Sümpfen bedeckt und nur wenig cultivirbar; die Everglades im S., eine wahre Süßwasserwüste, stehen 2—3 M. unter Wasser, aus welchem die Hammocks, d. h. mit Buschwerk und Cedern bewachsene Inseln hervorragen. Die flache Küste säumen schmale niedrige Sandinseln, durch Untiefen vom Lande getrennt. Den S.-Theil umzieht eine nach W. sich immer weiter von der Küste entfernende Kette von Inselchen, der sogenannten Keys.

Digitized by Google

Die Appalachen, welche das Gerüst des östlichen Nordamerika bilden, sind noch überaus wichtig durch den colossalen Reichthum an Produkten, besonders des Mineralreiches, den sie in ihrem Schooße bergen. Zunächst ernährt der Boden große Waldungen von Nutzhölzern, namentlich die werthvollen Weißfichten, dann Zuckerahorn, Birken, Buchen, Eichen, Cedern u. s. w. Auf ärmerem Lande und längs der Gebirgsschluchten gedeiht der sogenannte schwarze Wuchs: die immergrünen Pinusarten und in den Swamps der Hackmatac oder die Lärche. Südlicher erscheinen die verschiedenen Eichen und die Kastanie tritt an die Stelle des Ahorn, der Birke und Buche und selbst des Nadelholzes. Große Kirschbäume bedecken weithin in Pennsylvanien die Abhänge als Waldungen und liefern dauerhaftes Bauholz. Noch großartiger aber sind die Mineralschätze dieser Region, namentlich die Vorräthe an Eisenerzen, Steinkohlen und Kupfer. Der laurentinische Gneiß liefert Magneteisenerz in Lagern von 1—15 M., in Canada sogar von 30—70 M. Mächtigkeit, in Verbindung mit werthvollen Lagern von Roth- und Brauneisenerzen, welche zu höchster Beauemlichkeit sich daneben finden. Man fördert es in 115 Gruben zu Tage, die etwa 300 Millionen Kg. liefern. Verwandte Eisenerze bilden bei Peekskill nächst New-York ein Lager von 27 M. Mächtigkeit, in New-Jersey führt der krystallinische Kalkstein Franklinit- und Rothzinkerzflöze. Die Serpentine Pennsylvaniens und Marylands führen Chromeisen, und Graphit findet man an vielen Orten. Ueberaus reich an Erzen sind die huronischen Schiefer, besonders an Gold, welches möglicherweise hier in nicht geringerer Menge vorhanden ist als in Californien. Die goldführenden Gänge enthalten auch Blei und zuweilen Silber, hauptsächlich aber Kupfererze. Durch Virginien, Tennessee und Georgia zieht sich eine Kupferzone 440 Km. weit in Lagerstätten von 500 M. Länge und 140 M. Mächtigkeit. Die silurischen Gesteine liefern Zink, Blei und Eisenerze, Galmei, Bleivitriol, Weißbleierz und Brauneisenstein. Die Steinkohlenfelder Nordamerika's bedecken an 320,000 □Km., von denen 170,000 den Appalachen angehören, wo sich das Kohlengebiet vom nördlichen Pennsylvanien bis zum mittleren Alabama als flache Mulde von 8½—40 M. Mächtigkeit ausdehnt. In Folge der verschiedenen Hebungen ist es in isolirte Felder zerschnitten. Im O. ging die bituminöse Kohle durch Verflüchtigung in Anthracit über, welcher ein 66,000 □Km. großes Lager von länglich eirunder Muldenform bildet. Endlich gewinnt man aus den Sphärosideritflötzen der Schieferthone billiges Roheisen und aus den obertriassischen Rothsandsteinen nebst bituminöser Kohle Kupfererz, Kieselmalachit und zuweilen gediegenes Silber. Die Tertiärformation New-Jersey's macht durch den Kali- und Phosphorsäuregehalt der Mergel nicht nur den Boden fruchtbar, sondern dieser wird auch als Dünger verkauft, da er an 40 M. hoch steht. Salzwasser hat man durch artesische Brunnen erlangt, die bis in die unteren Schichten gebohrt sind, und man gewinnt daraus das Salz, da Kohlen zum Abdampfen in der Nähe sind. Die salzführenden Schichten, welche oft auch nicht sehr tief liegen, sind zugleich reich an Gyps.

Besonders reich ist die Region an Petroleum, welches in Menge verschiedenen Formationen in Pennsylvanien und Virginien am Flusse Alleghany, am Oil-Creek, am Kanawha, Hughes-River und bei Parkersbury entquillt. Die Petroleum-Quellen im nordwestlichen Pennsylvanien haben seit ihrer Endeckung 1859 eine mächtige Industrie und in ihrem Gefolge amerikanische Wunder geschaffen, welche selbst die californischen von 1849 übertreffen. „Unter dem Impuls einer unbeschreiblichen Thätigkeit wachsen dort," sagt eine uns vorliegende Quelle aus dem Jahre 1865, „die Städte und Dörfer nicht blos in Jahren, sondern in Monaten und Wochen wie Pilze aus der Erde. Die erst vier Monate alte Pit-holecity (Grubenlochstadt) erfreut sich bereits einer Einwohnerzahl von mehr als 5000 (fast ausschließlich männlichen) Seelen, einiger vierzig Gast- und Kosthäuser, zahlloser Viktualien- und Schnapsläden, einer (Bänkelsänger-) „Oper", einiger Banken, einer Zeitung, eines Theaters, und zwei Kirchen sind im Bau begriffen. So neu ist die Stadt, daß noch nicht einmal Behörden haben erwählt werden können, was jedoch keineswegs verhindert, daß im Wege der Volksjustiz die Ruhe und Ordnung besser als in New-York aufrecht erhalten wird. Es mag beiläufig bemerkt werden, daß gegenwärtig die jährliche Ausbeute der pennsylvanischen Oelgegend ungefähr dritthalb Millionen Faß rohen Petroleums beträgt, das an den Gruben vier Dollar per Faß werth ist." Die Statistik weist indeß im Vergleiche

Digitized by Google

zu den letzten zwei Jahren eine unbestreitbare Abnahme der Produktion und des Vorrathes von rohem Petroleum nach. Ob erstere naturgemäße Folge von Erschöpfung langjähriger Ressourcen oder das Resultat künstlicher Anstrengungen, die ruinöse Ueberproduktion zu verhindern, ist noch unerwiesen; immerhin mag der niedrige Werth des Artikels nicht wenig dazu beigetragen haben, die Produktion zu beschränken. Der Durchschnitts-Ertrag sämmtlicher Quellen in den Oelregionen wird 6½ Faß ab Quelle im Jahre 1875 gegen 10 Faß im Jahre 1874 und 13 Faß im Jahre 1873 bezeichnet, und trotzdem sich die Zahl der im Bohren befindlichen Quellen im Laufe der letzten sechs Monate eher vergrößerte, so wurde dadurch keine entsprechende Produktions-Zunahme erzielt. Die seit 1873 so ergiebigen Butler-, Clarion- und Armstrong-Distrikte weisen eine entschiedene Produktions-Abnahme nach. In Mc Kean County will man ein neues Territorium entdeckt haben; die bisher geglückten wenigen Bohrungsversuche lieferten aber sowohl in Bezug auf Qualität des Oeles, als auch auf Größe der Quellen keine ermuthigenden Resultate. Der Ausfall in der vorjährigen Produktion, verglichen mit der von 1874, wird auf circa 1,500,000 bis 2,000,000 Faß geschätzt. Nach dem „Titusville Herald" betrug der Total-Versandt 1875 von den Oelregionen aus 9,794,560 Faß von je 42 Gall. oder 26,832 Faß täglich.

Die Vereinigten Staaten.

§. 10. Geschichtlicher Ueberblick.

Von den zwei Staatsgebilden, die sich auf dem im Vorhergehenden nach seinen wesentlichsten geographischen Zügen geschilderten Gebiete ausbreiten, ist zweifellos die große Republik der Vereinigten Staaten das wichtigste. Dem britischen Amerika gegenüber begünstigt sie in auffallendster Weise ihre südlichere Lage, welche in Verbindung mit zahllosen und nach unseren Begriffen fast unerschöpflichen Naturschätzen alle Bedingungen zum Aufblühen eines wohlhabenden und geordneten Gemeinwesens vereint und das Verdichten der Bevölkerung — die erste und unumgänglichste Grundlage aller Gesittung — gestattet. In der That hat sich auf dem beschriebenen Boden ein Staaten-Complex entwickelt, der in vielfacher Hinsicht einzig in seiner Art dasteht. Die Vereinigten Staaten oder, wie die Leute im Lande jenseits des Oceans selbst kurzweg zu sagen pflegen, Amerika, welches 1876 die Feier seines hundertjährigen staatlichen Bestandes begeht, bieten das merkwürdige Schauspiel einer Nation, die kein Volk ist, und sind bislang in der Geschichte das einzige Beispiel von der Anwendbarkeit republikanischer Regierungsformen auf eine zahlreiche Bevölkerung. Schon von diesem Gesichtspunkte aus verlohnt es sich, auf Entstehung und Wachsthum der Vereinigten Staaten einen flüchtigen Blick zu werfen.

Digitized by Google

Von dem Venezianer Sebastian Cabot, der im Dienste der Briten stand, schon am 24. Juni 1494 zum erstenmale unzweifelhaft erblickt und später Terra de prima vista genannt (Hellwald. Sebastian Cabot. Berlin 1871. 8°. S. 12) fanden die nördlichen Theile Amerika's doch keine Beachtung bei den Spaniern, welche sie als „werthlose Gebiete" (tierras de ningun provecho) bezeichneten, weil sie kein Gold hervorbrachten. Denn die Ausbreitung der spanischen Ansiedler war schon vor der Entdeckung Amerika's ziemlich streng begrenzt durch die Vertheilung der edlen Metalle, welch letzteren sie allein nachzogen. „Ueber den Golddurst der Spanier ist viel Erbauliches schon geschrieben worden, allein wenn sie den Spuren des Goldes nicht nachgegangen wären, niemals hätten schon am Schluß des XV. Jahrhunderts überatlantische Ansiedlungen entstehen können. Alle Ackerbaukolonien, welche Franzosen und Engländer an der Küste der Vereinigten Staaten im XVI. Jahrhundert zu gründen versuchten, sind buchstäblich am Hunger zu Grunde gegangen. Abgeschnitten von der Heimat, wo bereits eine Theilung der Arbeit durchgeführt worden war, mußten die Ansiedler, nachdem sie die mitgebrachte Aussteuer aus der alten Welt verzehrt hatten, nothwendig zurücksinken auf die Gesittungsstufe der rothen Eingebornen, wenn ihnen nicht immer wieder frische Vorräthe von Gewerbserzeugnissen aus der Alten Welt zugeführt wurden. Solche Zufuhren verlangten aber eine hohe Bezahlung, da die Ueberfahrt nach der Neuen Welt noch mit schweren Gefahren verknüpft war. Mit Brodfrüchten ließen sich damals die Sendungen nicht decken, denn sie waren die Kosten der überseeischen Verfrachtung noch nicht werth. Daher kam es denn auch, daß die älteste reine Ackerbaukolonie der Neuen Welt, nämlich Virginien, am Beginn des XVII. Jahrhunderts erst aufblühen konnte, als eine frachtwürdige Rimesse nach Europa in dem Tabak gefunden worden. Dem Tabak also und dem Pelzhandel vielleicht verdankt es Nordamerika zunächst, daß seine heutige Gesellschaft angelsächsischen Ursprunges ist. Wenn Canada vormals rein französisch, jetzt noch halbfranzösisch war und ist, so trägt dafür ein anderes Naturerzeugniß die Verantwortung. An und um Neufundland liegen unglaublich reiche Gründe für den Kabliaufang, der Stockfisch aber lohnte schon am Beginn des XVI. Jahrhunderts eine atlantische Ueberfahrt, da er schon im Mittelalter von Island geholt werden mußte. Nordfranzösische Fischer, die dem Cap Breton ihren Namen gegeben haben, besuchten alljährlich Neufundland schon seit 1503. Von jenen gutgekannten Gewässern aus entdeckte Jacques Cartier dann den Lorenzo-Strom, und in seinem Kielwasser sind die Franzosen nach Canada gekommen. Daß die erste Niederlassung

Digitized by Google

keime, dazu bedarf es einer werthvollen Rimesse, hat sie aber einmal Wurzel geschlagen, dann wächst sie wie das Senfkorn in den Evangelien." (Peschel. Völkerkunde. Leipzig 1874. 8°. S. 219.)

In dieser meisterhaften Darstellung ist eigentlich der ganze historische Entwicklungsgang der amerikanischen Kolonien in großen Zügen gezeichnet; wir ahnen, daß sie im Anfange mit herbem Mißgeschick zu kämpfen hatten, dann aber, als die Bedingungen ihrer Existenz gesichert waren, einer unaufhaltsamen Blüthe entgegengehen mußten. Und so war es auch in der That. Nur ergänzungsweise fügen wir bei, daß es Sir Walter Raleigh (spr. Rahli) gewesen, der 1585 die erste Kolonie nach einem Landstriche an der Chesapeak-Bay führte, den er dem jungfräulichen Stande seiner Monarchin, der Königin Elisabeth von England zu Ehren Virginien nannte. Sie ging bald zu Grunde, und erst unter Jakob I. bekam 1607 die englische Niederlassung in den zwischen 34 — 45° n. Br. liegenden Ländern eine dauerhaftere Gestalt. Um jedoch die Zahl der Ansiedler rasch zu vermehren, schaffte man auch Missethäter und Verbrecher, welche die Todesstrafe verdient hatten, nach Nordamerika. Bald nahmen auch Holländer und Schweden von einzelnen Küstenstrichen Besitz; erstere gründeten die Niederlassung Neu-Niederland mit der Hauptstadt Neu-Amsterdam, dem späteren New-York; letztere wechselten mit den Holländern im Besitze New-Jersey's. Doch in Kürze, noch im XVI. Jahrhundert, rissen die Engländer auch diese Landestheile an sich und verliehen ihnen ein ziemlich einheitliches Gepräge. Damit aber waren sie noch nicht zufrieden. Die Ansiedlungen der Spanier im S., hauptsächlich aber jene der Franzosen im N., die in ihrem Gedeihen die englischen bald überflügelten, erregten längst den Neid und die Eifersucht der ländergierigen Briten. Sie ergriffen jede passende Gelegenheit, ihr Gebiet zu erweitern, und die europäischen Konflikte boten ihnen willkommenen Vorwand, die Franzosen auch in Amerika zu bekriegen. Der siebenjährige Krieg führte sie endlich an das Ziel ihrer Wünsche, indem Frankreich 1763 seine amerikanischen Besitzungen abtreten mußte und nur das Recht des Fischfanges an einem Theile der Küsten Neufundlands behielt. England war nunmehr alleiniger Herr in Nordamerika.

Die meisten Kolonisten führte religiöser und politischer Druck im Vaterlande den nordamerikanischen Niederlassungen zu. Religionsschwärmer, besonders Puritaner, bildeten (1621—1638) die nördlichen Kolonien New-Hampshire (spr. Nju-Hämshir), Massachusetts (spr. Massatschuhsetts) und Rhode Island, welche 1643 unter dem Namen Neu-England eine Verbindung schlossen; 1628 gründete der katholische Lord Baltimore für seine Glaubensgenossen

Digitized by Google

die Kolonie Maryland mit der nach ihm benannten Stadt an der Chesapeak-Bay, und 1681 kam der Quäker William Penn mit vielen seiner Anhänger und gründete Pennsylvanien mit der Brüderstadt Philadelphia. Daneben verfolgte Katholiken, besonders Irländer, und deutsche Protestanten aus der Pfalz. Alle diese britischen Kolonisatoren des nördlichen Amerika genossen eine umfassende demokratische Freiheit, denn die Puritaner, welche die überwiegende Menge der Einwanderer bildeten, hatten die Errichtung eines streng-republikanischen Gemeinwesens durchzuführen verstanden. Dies ging freilich sehr leicht in Amerika, welches nicht wie Europa von Alters her eine dichte, jedes Bodenfleckchen bebauende Bevölkerung trug, sondern bei aller Fruchtbarkeit erst urbar gemacht werden mußte und einstweilen eine nur sehr dünne Bevölkerung zu ernähren hatte. Das damals besiedelte Areal mochte etwa 826,000 □Km. betragen; darauf lebten 1749: 1,460,000, und 1775: 2,803,000 Menschen. Bei einer durchschnittlichen Dünne der Bevölkerung von etwa 2 Millionen entfiel demnach 1 Europäer auf je 7300 □Km.! Auf solch weiten Räumen, wo ungeheure Entfernungen den Nachbar vom Nachbar trennen, ist jeder selbstverständlich sein eigener Herr und König. Niemand ist mächtig genug, diese zerstreut lebenden Menschen unter ein Joch zu beugen, dem sie sich nicht freiwillig unterwerfen. Dies aber thaten sie einzig und allein der Kirche gegenüber. Diese, auf breitester demokratischer Basis beruhend, besaß dagegen eine geradezu überwältigende Macht. Die ganze staatliche Organisation der einzelnen Kolonien war ihr nicht nur untergeordnet, sondern lediglich Mittel zur Erreichung jener höheren Zwecke, welche die religiöse Auffassung der jeweiligen Sekte als das „wahre Christenthum" ansah. Alles war ihrer Herrschaft unterthan, und gegen Andersgläubige übte sie mit unnachsichtlicher Intoleranz einen despotischen Druck, der sich mit den Formen der ausgedehntesten politischen Freiheit nicht nur vollkommen vertrug, sondern sogar als getreuer Ausdruck des unumschränkten Volkswillens gerade diesen Formen eine unwiderstehliche Kraft entnahm. (John H. Becker. Die hundertjährige Republik. Augsburg 1876. 8°. S. 287—288.)

Gewohnt, gegen die eingebornen Rothhäute, die mit der im XVIII. Jahrhundert sich immer mehrenden Einwanderung über das Gebirge zurückgedrängt wurden, mit schonungsloser Willkür zu verfahren, umfangen von weiten Gebieten, welche an sich die Idee der Freiheit begünstigen, zur Bewältigung der unbändigen Natur auf die eigene Kraft angewiesen, ist also die demokratische Freiheit und Gleichheit der Neuengländer eine durchaus naturgemäße Erscheinung. Als daher ein geringfügiger Anlaß — die britischen Minister wollten

Digitized by Google

den Amerikanern nicht zugeſtehen, die an das Mutterland zu entrichtenden Abgaben ſich ſelbſt aufzulegen — 1775 zum amerikaniſchen Befreiungskriege führte und die 13 verbündeten Kolonien die britiſche Oberherrſchaft abſchüttelten, indem ſie am 4. Juli 1776 ſich für unabhängig erklärten, war für ſie keine andere ſtaatliche Conſtituirung möglich oder denkbar, als jene der Republik. Dieſe ſtellt ſich daher keineswegs als der Sieg irgend eines abſtrakten Princips, ſondern als eine einfache Naturnothwendigkeit dar, wie es auch vollkommen dem niedrigen Geſittungszuſtande der damaligen amerikaniſchen Anſiedler entſpricht. Die neue Schöpfung ſollte auch keinen Fortſchritt in der Entwicklung bekunden, vielmehr ging ſie lediglich aus der zähen Anhänglichkeit der Amerikaner an das Althergebrachte, aus ihrem ſtrenge conſervativen Sinne hervor. Indem ſie ſich als Freiſtaaten conſtituirten, ſtellten ſie keine neue Theorie auf, ſondern behielten blos die alten freiheitlichen Einrichtungen bei, welche als das Ureigenthum aller germaniſchen Stämme von Anfang an auf amerikaniſchem Boden ihr Gedeihen gefunden hatten.

Wohl nahmen freiheitbegeiſterte Europäer, wie Lafayette und Kosciusko, weil der Gang der Dinge in Amerika ihren politiſchen Idealen entſprach, regen und thätigen Antheil an dem Kampfe, der nunmehr zwiſchen England und den abtrünnigen Kolonien entbrannte und nach achtjährigem Toben endlich 1783 durch Englands Anerkennung der Unabhängigkeit der vereinigten nordamerikaniſchen Provinzen im Verſailler Frieden endete. Die Hauptrolle jedoch fiel darin Benjamin Franklin, welcher der jungen Republik hilfreiche Freunde in Europa zu gewinnen wußte, und in erſter Reihe George Waſhington, dem bewährten Führer in Krieg und Frieden, zu. Waſhington (ſpr. Uäſchingt'n), geb. am 22. Februar 1732 in der Grafſchaft Weſtmoreland in Virginien, geſt. am 14. Dezember 1799 zu Mount Vernon, darf als der eigentliche Gründer und Erhalter des Freiſtaates angeſehen werden. Nach ſeinem Tode erbaute man faſt in Mitte der geſammten Staaten eine ſchon 1791 angelegte Bundesſtadt, welche zum Sitze des Congreſſes beſtimmt wurde und den Namen Waſhington erhielt. Der Congreß war bisher die Repräſentanz der vereinigten Provinzen in auswärtigen Angelegenheiten geweſen. Die ſelbſtändig gewordenen Provinzen wandelten ſich nunmehr in beſondere Staaten um, behielten aber bis zur Stunde ihre eigenen Verfaſſungen bei. Dagegen ſchloſſen ſie 1787 einen Unionsvertrag unter ſich und übertrugen einem Generalcongreſſe die Beſorgung der gemeinſamen Angelegenheiten. An die Spitze dieſes Staatenbundes ward ein durch Wahl ernannter Präſident geſtellt, in deſſen Händen die vollziehende Gewalt ruht. Zu

Digitized by Google

diesem Ehrenamte, dessen Dauer auf vier Jahre, jedoch mit Zulassung einer Wiederwahl, beschränkt ward, wurde 1789 natürlich zuerst George Washington berufen.

Die wichtigsten Ereignisse der Vereinigten-Staaten-Geschichte seit der ersten Präsidentschaft Washington's stellen wir in einer besonderen Tabelle übersichtlich zusammen; wir dürfen uns demnach im Uebrigen kurz fassen. Unter den drei ersten Präsidenten wurden die Finanzen geordnet, die Staatsschulden theils abgetragen, theils versichert, die wilden Ureinwohner theils zur Ruhe, theils zu einiger Civilisation gebracht, der Ackerbau ungemein gefördert, der Handel außerordentlich gehoben, die Volksmenge außer allem Verhältnisse vermehrt und das Territorium durch Hinzutritt und Erwerb weiterer Ländergebiete ansehnlich erweitert. Dieses schnelle Wachsthum des Wohlstandes und der Macht der Vereinigten Staaten ward nur 1814 auf kurze Zeit durch einen Krieg mit England unterbrochen, der aber schon im nächsten Jahre zum Abschlusse kam. Seitdem, obwohl wiederholt Verwicklungen mit europäischen Mächten zu kriegerischen Ausbrüchen zu führen drohten, erfreute die Union sich des tiefsten Friedens bis zum Jahre 1846, wo sie selbst das benachbarte Mexico mit Krieg überzog. Wie nun einem bestimmten Kern die Krystalle anschießen, so war im Laufe des ersten halben Jahrhunderts ihres Bestehens fort und fort ein Gebiet nach dem andern zu den alten Unionsstaaten hinzugetreten, welche in unglaublich rascher Zeit von ihrem Stammsitze am Atlantischen Ocean die Alleghanies überstiegen und die östlichen Striche des Mississippi-Beckens in Besitz nahmen, dann auch diesen Strom überschritten und die Felsengebirge, bis endlich die Gestade des Stillen Oceans ihrem ungestümen Vordringen gebieterisch Halt diktirten. Gleich einer unaufhaltsamen Fluth ergoß sich das Angelsachsenthum und was in dessen Gefolge zog über die noch unbewohnten Regionen des W., einem Länderdurste fröhnend, der in der Geschichte ohne Beispiel dasteht. Kein monarchischer Eroberer hat je eine solche Gier nach Gebietserweiterung gezeigt wie die transatlantische Republik, und selbst die rasche Entwicklung des russischen Kolosses nach der asiatischen Seite hin kann sich damit kaum in Parallele stellen. In der Gegenwart scheinen die Unionsstaaten so ziemlich an den Grenzen ihrer natur- und vernunftgemäßen Ausdehnung angelangt, dennoch glimmt sogar jetzt noch eine schlecht verhehlte Lüsternheit nach fernerer Machterweiterung unter der Asche, und meinen nicht Wenige in blinder Verkennung der thatsächlichen Unmöglichkeiten, es werde dereinst dem ganzen westlichen Continente beschieden sein, sich unter den Schwingen des nordamerikanischen Aares zu bergen. Der

Digitized by Google

in jeglicher Hinsicht glänzende Aufschwung der Union mochte solche Träume lange rechtfertigen, denn bislang war die Nation von Erfolg zu Erfolg geschritten. Auch der mexicanische Feldzug endete mit neuem Gebietsgewinne, und da es gefährliche Gegner zu überwinden nicht gab, redete man sich nur zu leicht in die Ueberzeugung der eigenen Unüberwindlichkeit und Vortrefflichkeit hinein. Einen schweren Schlag, ein ernstes, in seinen düsteren Folgen erst jetzt immer mehr zu Tage tretendes Hemmniß erfuhr dieser Siegeslauf in dem großen Secessionskriege, der 1861—1865 tobte und der Mitwelt das traurige Schauspiel eines sich zerfleischenden freiheitlichen Gemeinwesens bot, das mehr Opfer an Gut und Menschenopfern erheischte, denn irgend ein Krieg, dessen sonst die Geschichte gedenkt.

Die Ursachen zu diesem Riesenkampfe, der mit dem Siege zwar, wie man heute aber sagen muß, mit einem Scheinsiege der Union endete, lagen in den natürlichen Bodenverhältnissen selbst begründet und stammen aus den ältesten Zeiten des amerikanischen Staatenbundes. Sie entspringen in letzter Instanz dem durch keine Menschengewalt aufzuhebenden Gegensatze von Ackerbau- und von Pflanzerstaaten. Nur die nördlichen Theile des Landes eignen sich für die ausschließliche Bebauung mit Brodfrüchten, und hier konnten Gemeinwesen unter den nämlichen Bedingungen wie in der gemäßigten Zone, der Europa vorzugsweise angehört, erstehen. Dafür kann man daselbst jene Produkte nicht ziehen, welche die Natur auf tropische oder subtropische Himmelsstriche beschränkt, zugleich aber unentbehrliche Bedürfnisse der menschlichen Cultur geworden sind und die wichtigsten Artikel im Welthandel abgeben. Hierzu gehört vornehmlich die Baumwolle; dann weiter im S. Zucker und Kaffee. Diese Gewächse gefallen sich nur in heißen Ländern und müssen auf sogenannten Plantagen gezogen werden. Nun lehrt ein unumstößlicher und unanfechtbarer, wenn auch gerne übersehener Satz der Völkerkunde, daß das physische wie moralische und intellektuelle Gedeihen der einzelnen Menschenracen an bestimmte klimatische Bedingungen gebunden, denen sie sich nur bei Strafe der Verkümmerung entziehen können. So ist der weiße Europäer durchaus an die kühleren Regionen geschmiedet und vermag insbesondere der Germane in wärmeren Ländern nur mühsam zu gedeihen. Wo er dennoch etwa fortkommt, geschieht dies nur unter der Bedingung, daß er sich aller schweren körperlichen Anstrengung enthält. Im Allgemeinen darf man getrost behaupten, der Europäer ist zur Arbeit in der Tropenzone einfach unfähig. Nun erfordern gerade die obenerwähnten Culturgewächse, von denen Baumwolle und Zucker in den südlichen Theilen der Vereinigten Staaten gezogen werden, eine

Digitized by Google

überaus anstrengende Pflege, zu welcher die weißen Ansiedler körperlich absolut unfähig waren und noch sind. Es ergab sich daher die Nothwendigkeit, tauglichere Arbeitskräfte zu beschaffen, und schon frühzeitig, 1619, führten die Holländer die ersten Negersklaven nach Nordamerika ein. Der Neger ist nämlich zweifelsohne der kräftigste Arbeiter der heißen Landstriche, an die sein Gedeihen ebenso unlöslich gebunden ist wie der Weiße an die temperirten Klimate. Der Neger aber bestätigt vollauf eine andere Lehre der Ethnologie, wornach kein Naturmensch sich freiwillig zur Arbeit bequemt, sondern nur durch Zwang dazu getrieben werden kann. Deßhalb machte man den Neger zum Sklaven, und es zerfielen die Unionsstaaten von Anfang an, je nach ihrer geographischen Lage, in sklavenhaltende und in nichtsklavenhaltende, oder wie man zu sagen pflegt, in freie und in Sklavenstaaten.

Um diesen Gegensatz nun dreht sich die ganze innere Geschichte der Union bis auf die Gegenwart. Unter dem Einflusse der humanitären Ideen des XVIII. Jahrhunderts erstanden auch in Amerika, aber natürlich nur in den Nordstaaten, welche desselben nicht bedurften, dem Institute der Sklaverei zahlreiche Gegner, welche zunächst das Aufhören des Sklavenhandels, dann die Aufhebung der fluchwürdigen Einrichtung selbst erstrebten. Bereits am 6. April 1776 verbot der Kongreß die Sklaveneinfuhr. Desto größer war die Vermehrung der Neger in den Sklavenstaaten selbst, und nunmehr entwickelte sich erst der scharfe Gegensatz zwischen denjenigen Staaten, welche die Sklaverei aus sittlichen Gründen verdammten und nach staatswirthschaftlichen Erfahrungen für entbehrlich erklärten, und jenen Staaten, welche natürlichen Verschiedenheiten der Menschenstämme mehr Gewicht beilegten und die Sklavenarbeit für unentbehrlich erklärten, weil sonst ganze Landschaften unangebaut bleiben würden und die einträglichsten Culturzweige aufhören müßten. Ganz sicher ist es, daß der Sklaverei eine Reihe von Mißbräuchen anklebten, welche zu Grausamkeiten und harter Bedrückung der Neger führten, die sich sogar in der Gesetzgebung der einzelnen Sklavenstaaten aussprach. Indeß hat die historische, vorurtheilslose Prüfung im Gegensatze zu leidenschaftlichen Darstellungen wie jene der Frau Beecher Stowe gezeigt, daß im Allgemeinen die Behandlung der Neger eine durchaus milde gewesen, und daß, wo die Gesetze mit rücksichtsloser Strenge gegen sie auftraten, die Selbsterhaltung der Weißen dies dringend erheischte. Heute, wo seit einem Dezennium die angeblich unnatürlichen Schranken eingerissen sind, welche den Schwarzen vom Weißen trennten, können wir die Wohlthat der früheren Institutionen erst recht ermessen und erkennen, wie — traurig aber wahr — die humanitären Ideen kläglich

Digitized by Google

zerſchellen an dem harten Fels der ethnologiſchen Thatſachen. Daß die Humanität Anforderungen ſtellt, welche den wiſſenſchaftlich geſicherten Wahrheiten geradezu widerſprechen, darf ſich jetzt wohl niemand mehr verhehlen, und in dieſer Mißachtung liegt eben der Hauptgrund, warum die humanitären Principien in der Praxis naturgemäß ſcheitern müſſen und ihre Pfeile tödtlich die Schützen treffen, welche ſie abgeſandt.

Aber nicht nur zwiſchen S.- und N.-Staaten eröffnete die Sklaverei einen klaffenden Abgrund, auch in den S.-Staaten ſelbſt vertiefte ſie die Kluft, welche zwiſchen Weißen und Schwarzen gähnte. Die oft unvermeidliche Blutsvermiſchung der beiden Racen ſchuf halbſchlächtige Menſchentypen in den mannigfaltigſten Abſtufungen, die zwar häufig durch körperliche Schönheit ausgezeichnet, meiſtens von ihren Erzeugern nur die Laſter, keine der Tugenden ererbt hatten. Sollte dieſes laſterhafte Miſchlingsvolk nicht ſtörend in das Getriebe der ſüdſtaatlichen Geſellſchaft eingreifen, ſo mußte es mit wuchtiger Hand zu Boden gehalten werden wie der Neger ſelbſt, und ſo entwickelte ſich alsbald eine ſcharf ausgeprägte *Ariſtokratie des Blutes*, die ſich mit unerbittlicher Strenge auf die weiße Hautfarbe beſchränkte. Der Racenhaß zwiſchen den Menſchen verſchiedener Hautfarbe iſt eben kein einfaches Vorurtheil, wie Mancher denkt und die Philanthropen behaupten, ſondern ein tief in der menſchlichen Natur begründetes Gefühl, das überall und zu jeder Zeit zum Durchbruche gelangt. Eben ſo unerſchütterlich feſt ſteht die Superiorität, die geiſtige wie moraliſche, der weißen Race, die alſo in der That eine natürliche Ariſtokratie im wahrſten Sinne des Wortes bildet. In den ſüdlichen Sklavenſtaaten wandelte ſich nun bald dieſe natürliche Ariſtokratie auch in eine wirkliche um, welcher der Beſitz der Sklaven und das Erträgniß der ſchwarzen Arbeit die Mittel zur Anhäufung großer Reichthümer bot. Mit dieſem glich ſie zum Theile die Mängel aus, die jeder Ariſtokratie anhaften, hier aber noch durch die entſittlichenden Wirkungen erhöht wurden, welche die Sklaverei an ſich auch auf die Herren ausübt. Die Baumwollen- und Pflanzer-Barone wuchſen zu einem ritterlichen, gaſtfreien Geſchlechte heran, das auf den Univerſitäten Europa's ſeine Bildung ſuchte, aber die Wahrung der eigenen Standesintereſſen allein im Auge behielt. Da Reichthum allerwärts unfehlbar Macht mit ſich bringt, ſo konnte es auch nicht fehlen, daß der Süden den Norden in politiſcher Hinſicht überflügelte und ihm die leitende Rolle im Staatsweſen zufiel.

In den freien Nordſtaaten war der Bildungs- und Entwicklungsgang ein weſentlich anderer und im Ganzen den europäiſchen Idealen entſprechenderer.

Digitized by Google

Hier genoß man das Glück, der Sklaverei nicht zu bedürfen, und es entstand daher auch keine Aristokratie der Hautfarbe, welche selbst nicht arbeitete, sondern vom Schweiße der Schwarzen lebte. Hier war jeder gleich, hier konnte jeder arbeiten und Wohlstand verbreitete sich allgemein über das ganze Volk. Die europäische, schaffenslustige Einwanderung suchte mit Vorliebe der adäquaten klimatischen Verhältnisse halber den Norden auf und mied den Süden, der ihr nur die Wahl zwischen physischem Untergange oder Verzicht auf jeglichen Schaffensdrang geboten hätte. Zugleich führte sie eine Summe von Intelligenz, welche der amerikanische Boden vielleicht nie gezeitigt hätte, in's Land und mehrte die Kopfzahl des Nordens, der bald an Volksmenge den Süden überflügelte. So kam es, daß in politischen Dingen die Majorität des amerikanischen Volkes von der Minorität des Südens regiert wurde. Ein solches Verhältniß mußte über kurz oder lang zum Conflikte leiten. Die Situation drängte auch naturgemäß immer mehr zu einer Lösung, als einerseits der Länderdurst des Nordens sich immer weitere Gebietsstrecken dienstbar machte, die ihrer geographischen Lage nach so wie er selbst die Sklaverei nicht benöthigten, und andererseits das Fehlschlagen der freiheitlichen Bewegung der Jahre 1848 und 1849 eine bedeutende Anzahl europäischer, namentlich deutscher Volksführer veranlaßte, ihr Heil jenseits des Oceans zu suchen. Der erstere Umstand vermehrte ansehnlich das materielle Uebergewicht des Nordens, der zweite brachte ihm Kämpfer zu, bereit den doctrinären Standpunkt ihrer in Europa gescheiterten Utopien in Amerika weiter zu verfechten. Da sie die einheimischen Talente an Bildung meist überragten, gelang es einigen dieser Freiheitstheoretiker, politischen Einfluß zu gewinnen und ihre Anschauungen über die Sklavenfrage, die sie natürlich nicht vom wissenschaftlichen Standpunkte beurtheilten, zur Geltung zu bringen. Als nun nach der Entdeckung der Goldfelder Californiens dieses Land in die Union als Staat aufgenommen werden sollte, platzten die Geister über die Frage, ob Californien ein freier oder ein Sklavenstaat werden würde, zum erstenmale heftig auf einander, doch kam es am 9. Juli 1850 zu dem sogenannten Missouri-Compromiß, wonach Californien als freier Staat in die Union aufgenommen, im Distrikt Columbia der Sklavenhandel verboten, den Territorien Utah und Neumexico die Einführung oder Verwerfung der Sklaverei freigestellt und ein Gesetz erlassen wurde, nach welchem in freie Staaten geflüchtete Sklaven ausgeliefert werden sollten.

So wenig als irgend ein anderer vermochte es der Missouri-Compromiß, die Parteien auf die Dauer zu befriedigen; vielmehr spitzten sich die Conflikte

Digitized by Google

immer mehr zu. Im Norden erhob ſich die Partei der Abolitioniſten, welche unumwunden die völlige Aufhebung der Sklaverei verlangte und um ihr Banner Alles ſchaarte, was zur freiſinnigen Elite des Landes zu gehören wähnte. Ihr ſtanden die Demokraten gegenüber, welche die Südſtaaten-Männer zu den ihrigen zählten und eigentlich die Herrſchaft in Händen hatten. Mit der Verbitterung des Parteilebens war auch der Uebermuth des Südens gewachſen, der die Baumwolle zum König proclamirte (Cotton is King) und ſeine Macht für unerſchütterlich hielt. Daneben trat im Jahre 1854 zum erſten Male die Partei der Knownothings (Nichtswiſſer) in den Vordergrund, welche von den alten politiſchen Parteien nichts wiſſen wollten, ſondern nur von der einen und untheilbaren Union, ſeither aber vom Schauplatze wieder verſchwunden ſind. Immer mehr trachtete das Volk des Nordens, das im Laufe der Zeit und Dank ſeinen mannigfachen ethniſchen Elementen auch ein ethniſch verſchiedenes geworden, ſich von der läſtigen Oberherrſchaft des Südens zu befreien, wo ſich zum Ueberfluſſe ein ziemlich feſt ausgeprägter Volkstypus herausgebildet hatte. So ſtanden ſich denn in der Union nicht blos Parteien und Intereſſen, ſondern auch weſentlich und ſcharf von einander geſchiedene Volkstypen ſchroff gegenüber. Die Macht des Südens aber zu brechen, gab es ein einziges Mittel, man mußte die Quelle ſeines Reichthums und ſeiner Macht für alle Zukunft zerſtören, d. h. ihn der Sklavenarbeit berauben und die Aufhebung der Sklaverei decretiren.

In dem Kampfe, der über dieſe wichtige Frage entbrannte, ſtand natürlich die geſammte gebildete Welt auf Seite des ſeine Ziele mit Humanitätszwecken maskirenden Nordens, und als es endlich, nachdem in der Zeit vom December 1860 bis Mai 1861 Süd-Carolina, Miſſiſſippi, Florida, Alabama, Georgia, Louiſiana, Texas, Virginia, Arkanſas und Nord-Carolina ihren Austritt aus der Union erklärt hatten, zum hellen Bürgerkriege kam, ſtellten ſeine europäiſchen Anhänger dem Norden anſehnliche Heerescontingente. Die aufgezählten Südſtaaten conſtituirten ſich zu einer eigenen Conföderation mit ihrem beſonderen Präſidenten und nahmen kühn den Kampf mit dem weitaus ſtärkeren Norden auf. Jahrelang wogte der Krieg zwiſchen beiden Theilen, der Boden im Lande der Freiheit triefte von Blut. Anfangs neigte die Wage zu Gunſten des Südens, der trotz der Minorität der Zahl über ein disciplinirteres Heer und beſonders über geſchicktere Feldherren verfügte. Er focht bis zum letzten Augenblicke und bis zum letzten Manne, doch mußte er von dem Momente an unterliegen, wo ſeine Kräfte erſchöpft, wo er keine Truppen mehr in's Feld zu ſenden hatte. Erſt mit jenem Augenblicke, der unfehlbar früher

Digitized by Google

oder später eintreten mußte, ward der Norden Sieger, der nunmehr, nach Beendigung des Krieges 1865, sich zur rücksichtslosen Ausbeutung seines Sieges anschickte.

Hatte in diesem denkwürdigen Kriege, welcher vier Jahre lang die gebildete Welt in Athem hielt, die deutsche Presse, die fast ausnahmslos auf nördlicher Seite stand, sich in der richtigen Schätzung der Ereignisse und Zustände in der großen amerikanischen Union mit sehr wenigen Ausnahmen besser bewährt, als die Verkündiger der öffentlichen Meinung Frankreichs oder Englands, so hatten letztere, wie die Geschichte des jüngstverstrichenen Dezenniums beweist, doch entschieden das Richtige getroffen, indem sie den Sieg des Nordens weder wünschten noch als segenbringendes Ereigniß begrüßten. Die sogenannte Reconstruction des Südens ward in ungeschickter Weise in Angriff genommen und durchgeführt, und führte zu dessen totalem finanziellen und volkswirthschaftlichen Ruin. Nach Beendigung des Krieges standen sich in der Union nach wie vor zwei politische Parteien gegenüber, die Republikaner, die eigentlichen Sieger, deren Ideen triumphirt hatten, und die Demokraten, deren Sympathien zu den besiegten Südländern hinneigten. Die erstere Partei behielt lange die Oberhand und vermochte sogar der versöhnenden Politik des Präsidenten Johnson, des einzigen amerikanischen Staatsmannes der Neuzeit, dem die Geschichte diesen Namen zuerkennen dürfte, Schach zu bieten. Auf ihre Macht sich stützend, befreite sie die Neger von jeglicher politischer Bevormundung, ertheilte ihnen alle politischen Rechte der Weißen und inaugurirte damit in den Südstaaten ein Schandregiment, welches in der Geschichte gebildeter Völker einzig dasteht. Als Bundesgenossen der unwissenden und hochmutherfüllten Schwarzen kam aus dem Norden ein Schwarm catilinarischer Existenzen, die nichts mehr zu verlieren hatten, in's Land, und diese Carpetbaggers oder Schnappsäckler sogen aus dem unglücklichen Süden, unter dem Schutze der republikanischen Bundesregierung in Washington, den letzten Tropfen aus. Während nun der Süden hoffnungslos darniederliegt und die Verzweiflung die unter dem Joche der vereinigten Schwarzen und Schnappsäckler seufzenden Weißen fast zu einem neuen Bürgerkriege treibt, machte sich im N. eine beispiellose Corruption breit, von der natürlich die herrschende republikanische Partei den meisten Nutzen zog, an der sich jedoch auch die Demokraten nach Kräften betheiligten. Anstatt Fortschritte machte das Land Rückschritte, die amerikanische Rhederei sank, eine gewaltige Geschäftskrisis brach 1873 herein, Handel und Wandel lagen darnieder und die Rückwanderung aus Amerika nahm unerwartete Proportionen an. Diese heutigen

Digitized by Google

Zustände können wir nicht kürzer und prägnanter schildern als mit den Worten des Pastors Ruperti, der aus New-York im Februar 1876 Folgendes berichtet: „Die socialen Zustände der Stadt bieten ein nichts weniger als erfreuliches Bild. Die Geschäftslosigkeit hat eine zunehmende Armuth und wachsendes Verbrechen im Gefolge. Die Armee von Arbeitslosen in den Straßen war nie größer und die Aussichten für die nächsten Monate waren nie schlechter. Sehr wenige Geschäftsleute werden im Stande sein, die jetzt beschäftigte Zahl der Arbeiter durch den Winter zu bringen. In allen östlichen Staaten ist dasselbe Elend. Der Sheriff einer großen Stadt in Massachusets fand kürzlich die Räume seiner Gefängnisse unzureichend; er telegraphirte deßhalb an alle Gefängnißverwaltungen des Staates um Ueberlassung von Raum; aber von allen Seiten kam die Antwort, daß die eigenen Räume überfüllt seien! Alles voll von bettelnden Vagabunden. So stehen die Werkstätten leer und die Zuchthäuser füllen sich. Und doch kommen noch Tausende monatlich herüber, und die meisten ohne Geld, ohne Sprachkenntniß, ohne Freunde, vielleicht auch ohne ausreichende Körperkraft für schwere Arbeit. Es ist herzbrechend und dabei zugleich zum Grimmigwerden, wenn man diese leichtfertigen Schaaren beobachtet, die so gedankenlos auswandern und sich und ihre Familie in das gräßlichste Unglück bringen. Es sollten doch Alle, die einen Einfluß auf das Volk haben, besonders Geistliche und Beamte, das arme thörichte Volk von der Auswanderung nach Amerika zurückhalten, wenn sie nicht etwa Geld genug haben, um sich eine Zeit lang hinhalten zu können. Die Verbrechen nehmen natürlich in demselben Verhältnisse zu, wie die Arbeit abnimmt. In den gräßlichen Tombs, dem New-Yorker Stadtgefängnisse, ist alles überfüllt. Nimmt man dazu die jetzt überall im öffentlichen Leben zu Tage tretende entsetzliche Corruption der öffentlichen Beamten, so liefert der Zustand unseres öffentlichen Lebens keinen erfreulichen Anblick. Die politischen Parteien bekämpfen einander mit den schwersten Anschuldigungen, aber die eine löst die andere im Amte nur ab, um aus dem öffentlichen Staatsschwamme möglichst noch mehr herauszupressen als die Vorgänger." Dies das Ende einer hundertjährigen Entwicklung, an deren Schlusse der amerikanische Staat und das amerikanische Volk im Ansehen bei ihren Mitnationen wesentlich tiefer stehen, als zu Anfang, wo Hoffnungen auf sie gesetzt wurden, welche großentheils unerfüllt blieben.

Digitized by Google

§. 11. Gebiet und Bevölkerung der Vereinigten Staaten.

Das Gebiet der Vereinigten Staaten liegt zwischen 24° 50′ bis 49° n. Br. und erstreckt sich quer durch ganz Nordamerika vom Atlantischen bis zum Pacifischen Ocean. Es wird im N. von Britisch-Columbien, den Hudsons-Bay-Ländern nebst dem Territorium Manitoba, vom Oberen, Michigan- und Huronen-See und von Canada, im O. von Neu-Braunschweig und dem Atlantischen Ocean, im S. vom Florida-Kanale, dem Golf von Mexico und der mexicanischen Republik, im W. vom Großen Oceane begrenzt. Die Ausdehnung der Landgrenzen beträgt ungefähr 14,000 Km., die der Landseegrenzen 1400, und die der Meeresgrenzen 8250 Km.; die größte Ausdehnung des Gebiets von N. nach S. beträgt etwa 1260, die von O. nach W. ungefähr 4600 Km. Die Vereinigten Staaten bilden gegenwärtig 38 Staaten, 8 Territorien und den Bundesdistrikt Columbia, deren politische Organisation wir später erfahren werden. Die allgemeine Bodenplastik dieses weiten Gebietes wurde schon im allgemeinen, Nordamerika behandelnden Abschnitte geschildert; die wichtigsten und des Behaltens werthen Details für die einzelnen Staaten geben unsere hier beigefügten Tabellen an.

Auf diesem Gebiete wohnte im Jahre 1870 eine Bevölkerung von 38,555,893 Köpfen. Von Staatswegen wird alle zehn Jahre eine Zählung der Volksmenge leider durchaus nicht mit der wünschenswerthen Genauigkeit vorgenommen, die aber gleichwohl die einzigen halbwegs verläßlichen Anhaltspunkte bieten. Seit dem Jahre 1790, als der erste Census aufgenommen ward, zeigte die Bevölkerung der Union ein so auffallendes und regelmäßiges Wachsthum, daß dasselbe die allgemeine Bewunderung erregte und sanguinische Köpfe für das Jahr 1900 den Vereinigten Staaten eine Population von über 100 Millionen weissagten. Diese übertriebenen Erwartungen sind indeß durch den jüngsten Census von 1870 auf ein bescheideneres Maß zurückgeführt worden.

Die bekannteste der über das Wachsthum der Volksmenge in den Vereinigten Staaten angestellten Berechnungen ist jene des Elkanah Watson, der 1815 die zehnjährigen Censusziffern von 1860 bis 1900 vorausbestimmte. Im Jahre 1854 unternahm dann De Bow, der Leiter des siebenten Census, dem schon eine sicherere Grundlage zu Gebote stand, das Gleiche für die noch fehlenden Volkszählungen

von 1800 bis 1900. Wir stellen ihre Ziffern mit jenen der effektiven Censusergebnisse in einer Tabelle zusammen. Wie man daraus ersehen kann, ist der Census von 1870 um 3,770,061 geringer als der Voranschlag Watson's, und gar um 4,255,355 geringer als jener De Bow's ausgefallen. War es schon von Watson kühn, nach dem dritten Census eine Regel für die Zukunft aufstellen zu wollen, so war es von De Bow, der nach dem siebenten Census schrieb, noch verwegener, den bisherigen Fortgang auch für die Zukunft zu behaupten. Watson wettete neunmal auf Roth, und fünfmal kam wirklich Roth — in der That ein wunderbares Glück. Zum sechsten Mal aber kam Roth nicht. Gerade das langjährige Zutreffen der Watson'schen Progression war ein Argument für, nicht gegen eine demnächst eintretende Wendung.

Und diese Wendung ist gekommen; *sie kam, als das Volk der Vereinigten Staaten anfing sich vom Feldbau zur Fabrikindustrie zu wenden*, vom Lande in die Stadt zu ziehen, in prächtigen Häusern zu wohnen und fremden Sitten nachzuhängen. Je mehr die Linie bodenbebauender Beschäftigung an die großen Heideflächen heranzieht, je mehr die alten westlichen Staaten sich dem Handel und der Industrie zuwenden, je mehr die Handels- und Industrie-Emporien des Ostens sich verdichten, je mehr das Streben nach fashion und socialem Ceremoniel sich der gesammten Bevölkerung bemächtigt, je mehr Nahrung, Kleidung und Lebensweise künstliche werden, je mehr das abscheuliche amerikanische Laster des boarding Kinder zu wahrer Last, Verlegenheit macht, je mehr die Entwurzelung der alten ehrbaren Institutionen der Familie sich von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf erstreckt, desto weniger kann es einem Zweifel unterliegen, daß wir den Procentsatz der amerikanischen Bevölkerung in Zukunft von Decennium zu Decennium *sinken* sehen werden. Die Ursachen hierzu liegen in bisher nicht beachteten und erst seit Kurzem wirksam gewordenen socialen Kräften und Tendenzen des nationalen Lebens. Unter solchen Umständen liegt eine auch nur annähernde Berechnung des Bevölkerungsstandes von 1900 ganz außer dem Bereiche der Möglichkeit, aber offenbar darf sich die große Republik glücklich schätzen, wenn sie es bis dahin auf siebzig Millionen Köpfe bringt. (Francis Walker. Our population in 1900. im Atlantic Monthly. Octobre 1873, S. 487—495.)

Die Vertheilung dieser Bevölkerung über die Vereinigten Staaten ist eine ungemein ungleiche. Am dichtesten natürlich sitzt das Volk in den östlichen atlantischen Staaten beisammen, die auch am längsten von Europäern besiedelt sind. Gegen W. hin nimmt dann die Volksdichtigkeit ziemlich stetig ab, doch haben sich stellenweise auch in der Mississippi-Mulde und im W. sehr ansehnliche Bevölkerungscentren gebildet. Obenan steht der Haupteinwanderungshafen New-York, der jetzt fast eine Million Menschen zählt; daran reihen sich im O. Philadelphia, Baltimore und Boston, im W. und im Mississippi-Becken Chicago, Cincinnati, St. Louis und New-Orleans; endlich an der pacifischen Küste San Francisco. In Amerika gibt es nur sehr wenige Dörfer; jede Niederlassung, bestünde sie auch nur aus ein paar Holzbaracken, nennt sich mit Stolz eine „Stadt" (city). In der Namengebung dieser Plätze offenbart sich eine erschreckende Geistesarmuth. Die Bundeshauptstadt der Vereinigten Staaten hat bekanntlich ihren Namen von dem Begründer der amerikanischen Unabhängigkeit und Freiheit, und außer dieser Stadt rühmen sich noch 137 andere größere oder kleinere Orte in der Union des Namens Washington. In Iowa gibt es 44 solcher Orte, in Ohio 39, in Pennsylvanien 19, in

Digitized by Google

anderen
der be-

§. 11. Gebiet und Bevölkerung der

Das Gebiet der Vereinigten Staaten lie
und erstreckt sich quer durch ganz Nordam
fischen Ocean. Es wird im N. von
Ländern nebst dem Territorium Ma
Huronen-See und von Canada, im
lantischen Ocean, im S. vom Florid
mericanischen Republik, im W. vo
nung der Landgrenzen beträgt u
1400, und die der Meeresgren
Gebiets von N. nach S. betr
4600 Km. Die Vereinigten
torien und den Bundesdist
später erfahren werden.
wurde schon im allgemei
die wichtigsten und de
geben unsere hier beig

und
ten Bau-
daß, wenn die
dehnten, dieselbe wie-
derung andere Gebiete
rte solch ephemerer Plätze,
Dies hängt damit zusammen,
men noch nicht zu wahrer Seß-
Cultur erst anhebt, und nur schlecht
unklingbaren energischen Unternehmungs-

Auf diesem G
38,555,893 Köpf
der Volksmenge
vorgenommen, d
punkte bieten
ward, zeigte
Wachsthum
Köpfe für
100 Mill
den ja

len für das kunstgewohnte Auge des Europäers
er eine dieser Städte gesehen, hat sie alle gese-
en bringt den Touristen beinahe zur Verzweiflung.
aphischen Anlage, welche oft mit dem starren Fest-
straßenzügen in die kostspieligste Verschwendung aus-
ragen oder unebene Flächen zu nivelliren gibt, steht
trefflicher Harmonie. Denn so darf man beinahe
den Architektur nennen, welche sich meist im Renais-
man auch den griechischen und römischen Baustyl
ntlichen Monumenten, wogegen in Villen, Schulen,
Spitzbogenstyl aus der Zeit Elisabeths gerne zur
oll indeß nicht gesagt sein, daß es in Amerika nicht
Eine solche ist gewiß New-York an der Mündung
delsplatz der Vereinigten Staaten und die größte Stadt

ptsächlich auf der Manhattan-Insel, welche der Spuyten-
arlem-Fluß vom Festlande trennen. Sein Hafen ist einer
liegt aber bei Sandy Hook, von der Stadt etwas entfernt.
New-Yorks, der berühmte Broadway, ist fast eine Straße
n; sie ist beinahe 10 Km. lang und an 25 M. breit; an ihr
n Hotels, Vergnügungsorte und großen Waarenlager; zu-
promenade. Großartig ist das Getreibe in dem Geschäfts-
Street, gegen welches das in den übrigen amerikanischen

Digitized by Google

New-York.

Digitized by Google

New-Jersey, Missouri, Arkansas, Alabama mehrere und in siebenzehn anderen Staaten je 1 Washington. Man wiederholt auch gerne die Namen der beliebtesten Städte Europa's, so daß es mehrere London, Paris, Petersburg u. s. w. gibt, oder man hält sich gar, lächerlich genug, an altclassische Namen, wie Troy, Utica, Alexandria, Carthago, Palmyra u. dgl. Aus dem nämlichen Grunde liebt man es, die Straßen in den Städten einfach mit Buchstaben und Ziffern zu bezeichnen. Die meisten amerikanischen Städte werden in Nachahmung der spanisch-amerikanischen, mit sehr seltenen Ausnahmen, nach demselben Modell, dem eines Damenbrettes, mit einem rechtwinkligen Straßennetze gebaut, welches an sich keineswegs die bequemste Communication darstellt, dafür aber oft schon meilenweit rings um den Kern abgesteckt ist, um welchen die Zukunftsstadt sich entwickeln soll. Eine Kirche und ein Schulgebäude sind die unerläßlichen und gewöhnlich auch die ersten Bauten solcher werdenden Städte. Dabei geschieht es aber auch, daß, wenn die Motive aufhören, welche die Gründung einer Stadt veranlaßten, dieselbe wieder aufgegeben wird und die rasch herbeigeströmte Bevölkerung andere Gebiete aufsucht. Die Petroleumdistrikte bieten mehrere Beispiele solch ephemerer Plätze, die seitdem wieder von der Karte verschwanden. Dies hängt damit zusammen, daß die Bevölkerung in den Vereinigten Staaten noch nicht zu wahrer Seßhaftigkeit gediehen ist, womit die eigentliche Cultur erst anhebt, und nur schlecht verbirgt sich diese Thatsache hinter dem unläugbaren energischen Unternehmungsgeiste des Amerikaners.

Die amerikanischen Städte bieten für das kunstgewohnte Auge des Europäers nur wenig Bemerkenswerthes. Wer eine dieser Städte gesehen, hat sie alle gesehen, und diese trostlose Aehnlichkeit bringt den Touristen beinahe zur Verzweiflung. Mit der Nüchternheit der topographischen Anlage, welche oft mit dem starren Festhalten an den schnurgeraden Straßenzügen in die kostspieligste Verschwendung ausartet, wo es z. B. Hügel abzutragen oder unebene Flächen zu nivelliren gibt, steht die Stillosigkeit der Bauwerke in trefflicher Harmonie. Denn so darf man beinahe die Monotonie der amerikanischen Architektur nennen, welche sich meist im Renaissancestyl bewegt. Doch ahmt man auch den griechischen und römischen Baustyl nach, besonders an den öffentlichen Monumenten, wogegen in Villen, Schulen, Waisen- und Irrenhäusern der Spitzbogenstyl aus der Zeit Elisabeths gerne zur Verwendung gelangt. Es soll indeß nicht gesagt sein, daß es in Amerika nicht auch „schöne Städte" gebe. Eine solche ist gewiß New-York an der Mündung des Hudson, der Haupthandelsplatz der Vereinigten Staaten und die größte Stadt Amerika's überhaupt.

New-York steht eigentlich auf der Manhattan-Insel, welche der Spuyten-Duivel-Creek und der Harlem-Fluß vom Festlande trennen. Sein Hafen ist einer der schönsten der Welt, liegt aber bei Sandy Hook, von der Stadt etwas entfernt. Die große Hauptstraße New-Yorks, der berühmte Broadway, ist fast eine Straße von Palästen geworden; sie ist beinahe 10 Km. lang und an 25 M. breit; an ihr liegen fast alle großen Hotels, Vergnügungsorte und großen Waarenlager; zugleich ist sie die Hauptpromenade. Großartig ist das Getreibe in dem Geschäftsviertel um Wall-Street, gegen welches das in den übrigen amerikanischen

Digitized by Google

...bewohner mit Hülfe der Polizeimacht
... darin wohnenden Bevölkerung
... Nachbarorte. New-York
...getrennt liegt auf Long
...sion liegen dagegen
...drei im Staate

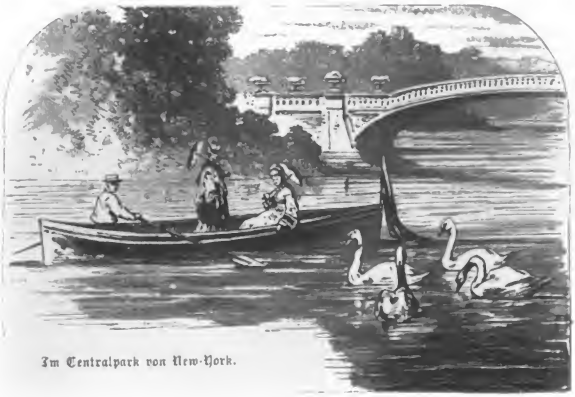
...ork den Ton
...ist als eine
...wüchsiges und
...Welten gestellte
...Seltenschlag und
...alle Neubildung,
...alte Herren aus
...stehen. Daß end-
...Typus des eigen-
...Gesagten natürlich."

Höhepunkte der Saison ist in keinem der großen Hotels für Geld und gute Worte noch Logis zu bekommen. Die Toiletten grenzen an's Fabelhafte, und mit echten Spitzen behandelte Roben im Preise von 24 bis 32,000 Mark sind keine Seltenheit. Bei alledem amüsirt man sich aber sehr gut, nämlich soweit bei den vielen Männ-
..., der schlechten Naturalverpflegung,
...colossalen Preisen davon die Rede

...es sind nur wenige einer besonderen
...Plutokratie Amerika's herrscht jedoch um
...kaler Ehrgeiz als in ganz kleinen Für-
...Bürger ist von der süßen Ueberzeugung
...mit ganz besonderer Vorliebe geschaffen
...er haust, jedenfalls der Mittelpunkt der
...ste Eitelkeit, die sich tugendsam Patriotis-
...Westen ganz ebensogut daheim ist wie in
...lächerliche Rangstreitigkeiten zwischen ein-

...lens sind **Buffalo, Cleveland, Toledo** am
...tte treiben einen wichtigen Korn- und Viehhandel;
...ßen Farmen fließen dorthin. Die zweite, besonders
...Petroleumdestillerien, welche nur in **Pittsburgh**
...ferner durch ihre Holzniederlagen, Eisengießereien,
...öfe, hat einen der besuchtesten Häfen der großen Seen.

Digitized by Google



Im Centralpark von New-York.

Städten verschwindet. Jeder Geschäftsmann hat hier seine Office, sei es auch mit mehreren zusammen in einem Zimmer, da die Miethe des kleinsten Raumes hier unglaublich theuer ist. In einem Hause finden sich oft 50—100 Offices. Die Häuser sind hier ganz mit Firmen beschrieben, oft fast an jeder inneren Treppenstufe eine andere Firma. Wallstreet ist nicht ganz 800 M. lang, doch stehen in diesem Geldcentrum Amerika's das Zollhaus, die Börse, Banken u. s. w. In der Nähe von Wallstreet liegt Castle Garden, ein ehemaliges Theater, jetzt zur Aufnahme aller in New-York landenden Einwanderer bestimmt und zu diesem Zwecke vom Staate New-York den Commissionars of Emigration übergeben, welche die ganze Einwanderung schützen und controlliren, ohne dem Staate Kosten zu verursachen. Die fünfte Avenue ist berühmt wegen ihrer schönen Privatgebäude und schönen Kirchen. Die Avennes sind etwa 300 M., die rechtwinklig dagegen laufenden Querstraßen 80 M. von einander entfernt. Der untere Theil der Stadt erscheint weniger regelmäßig. Die Hauptader der O.-Seite ist Bowery, eine breite Straße, die der W.-Seite Hudson-Straße, jede mit Hunderten von Seitenstraßen. Der Centralpark vertritt den Thiergarten von Berlin, den Bois de Boulogne von Paris, den Hydepark von London. Gegen Abend trifft man dort in derkühleren Jahreszeit die reicheren New-Yorker zu Pferde und in eleganten Equipagen. Unter den öffentlichen Gebäuden sind die dreistöckige Stadthalle mit einer Front aus weißem Marmor, das Zollhaus und die Börse erwähnenswerth. In Bezug auf Straßenreinlichkeit befindet sich die amerikanische Großstadt noch im urwüchsigsten Zustande, um den es nur vom elendesten Bauerndorfe in Russisch-Polen beneidet werden dürfte. In manchen Stadttheilen ist die Unreinlichkeit so groß, daß derjenige, dessen Geruchssinn noch nicht veramerikanisirt ist, ohne Gefahr für seine Gesundheit sie nicht passiren kann. Es ist hier die fast allgemeine Gewohnheit, daß alle im täglichen Leben sich ergebenden häuslichen Abfälle auf die Straße fliegen. Auf einzelne Beschwerden über den unreinlichen Zustand verschiedener Theile der Stadt nahmen die städtischen Behörden wenig Rücksicht, ein Aldermensausschuß, der zur Augenscheinnahme beauftragt ward, wollte von einer besonderen Unreinlichkeit in den Straßen nichts bemerkt haben. Erst als im Jahre 1873 die Presse die Sache in die Hand nahm, den Zustand der Unreinlichkeit und die damit verbundenen Gefahren in den grellsten Farben schilderte und fürchterliche Beschreibungen über die Ausdehnung der Cholera im Lande und ihr Näherrücken nach New-York brachte, wurde das Sanitätscorps in Bewegung gesetzt, die Straßen gereinigt und desinfizirt, die Häuser inspizirt und aus

Digitized by Google

notorisch ungesunden Wohnungen die Bewohner mit Hülfe der Polizeimacht vertrieben. Der Umfang der Stadt und der darin wohnenden Bevölkerung wird noch geschwellt durch eine Menge volkreicher Nachbarorte. New-York gegenüber und nur durch den East River davon getrennt liegt auf Long Island die Schwesterstadt Brooklyn, am W.-Ufer des Hudson liegen dagegen das reizende Hoboken, dann Jersey-City und Newark, alle drei im Staate New-Jersey.

„In der Politik und Literatur, in Luxus und Mode gibt New-York den Ton an. Und da Amerika in geistigen Dingen noch immer nichts weiter ist als eine Kolonie von Europa, welche auf dem genannten Gebiete wenig Naturwüchsiges und überwiegend Importirtes aufzuweisen hat, so ist das zwischen zwei Welten gestellte New-York von herrschender Wichtigkeit. Es empfängt zuerst den Wellenschlag und setzt ihn über das Unionsgebiet fort; in der Politik vertritt es alle Neubildung, während die conservativen Städte Boston und Philadelphia „wie alte Herren aus der guten alten Zeit" der unruhigen Fortschrittsstadt gegenüber stehen. Daß endlich New-York unter allen Städten der Union am meisten den Typus des eigenthümlich amerikanischen Lebens und Wesens trägt, ist nach dem Gesagten natürlich." (Daniel. Handbuch der Geographie. I. S. 849.) Die moralischen Zustände dieses Handelsemporium lassen sehr viel zu wünschen übrig.

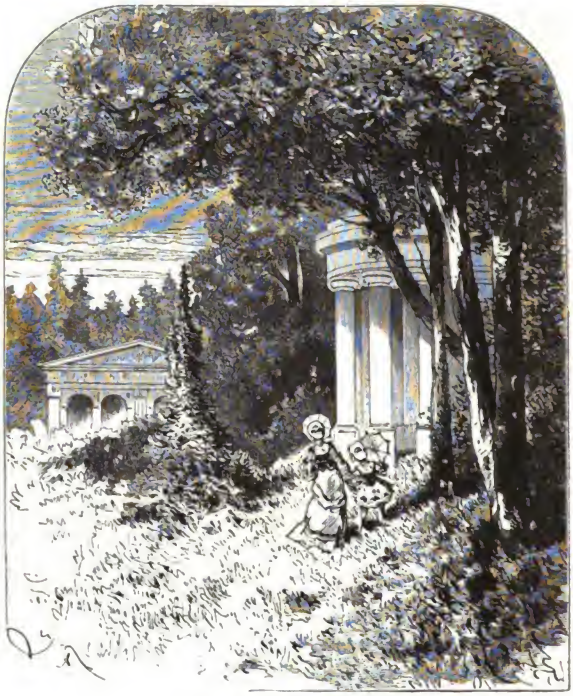
Broadway.

Dasselbe gilt auch von dem fashionablen Badeorte Saratoga Springs am Hudson, 260 Km. von New-York entfernt, mit etwa 7 bis 8000 Einwohnern. Auf dem Höhenpunkte der Saison ist in keinem der großen Hotels für Geld und gute Worte noch Logis zu bekommen. Die Toiletten grenzen an's Fabelhafte, und mit echten Spitzen behandelte Roben im Preise von 24 bis 32,000 Mark sind keine Seltenheit. Bei alledem amüsirt man sich aber sehr gut, nämlich soweit bei den vielen Mängeln und Unbequemlichkeiten der Wohnung, der schlechten Naturalverpflegung, der unzulänglichen Bedienung und bei den colossalen Preisen davon die Rede sein kann.

Von den Städten des Binnenlandes sind nur wenige einer besonderen Erwähnung werth. Unter den Republikanern Amerika's herrscht jedoch um nichts weniger Partikularismus und lokaler Ehrgeiz als in ganz kleinen Fürstenthümern. Jeder amerikanische Bürger ist von der innigen Ueberzeugung beseelt, daß der Schöpfer seinen Staat mit ganz besonderer Vorliebe geschaffen habe, und daß die Stadt, in der er haust, jedenfalls der Mittelpunkt der Union, ja der Welt ist. Diese lokale Eitelkeit, die sich tugendsam Patriotismus tauft und im vorurtheilslosen Westen ganz ebenso gut daheim ist wie in der alten Welt, veranlaßt mitunter lächerliche Rangstreitigkeiten zwischen einzelnen Städten.

Die Hauptstädte des Westens sind Buffalo, Cleveland, Toledo am Erie-See. Die erste und dritte treiben einen wichtigen Korn- und Viehhandel; alle diese Produkte der großen Farmen fließen dorthin. Die zweite, besonders bekannt durch ihre großen Petroleumdestillerien, welche nur in Pittsburgh ihres Gleichen finden, ferner durch ihre Holzniederlagen, Eisengießereien, Schmieden, Schiffsbauhöfe, hat einen der besuchtesten Häfen der großen Seen.

Digitized by Google



Im Park von Saratoga.

Detroit ist auch eine Stadt ersten Ranges. Hier concentriren sich die Hüttenwerke, wo man das herrliche Kupfererz des Lake Superior behandelt; auch die Einpökelung des Schweinefleisches wird hier lebhaft betrieben. Die Gesellschaft ist dort gastfrei und angesehen, und diese Stadt erinnert sich, daß sie durch die Franzosen gegründet wurde. Es gibt dort viele französische Canadier, und man spricht dort das Französische ziemlich geläufig. Hier sei noch ferner Pittsburgh in Pennsylvanien erwähnt, welches die Franzosen unter dem Namen des Fort Duquesne gründeten; es ist berühmt durch seine Hüttenwerke, Petroleum-Raffinerien, Kohlenminen, Glashütten und Manu-

Digitized by Google

Hafen von St. Louis.

fakturen aller Art. Man nennt es auch die Rauchſtadt und kann es zugleich für das Mancheſter und das Birmingham Nordamerika's gelten. Noch müſſen wir der Stadt Cincinnati am Ohio gedenken, welche ſich pompös mit dem Namen „Queen City" getauft hat, man aber viel lieber Porcopolis nennt, wegen ihres dereinſt ſchwunghaft betriebenen Schweinehandels. Jetzt weiſt Cincinnati dieſen Spitznamen mit Verachtung von ſich und will nur den anerkennen, welchen es ſich ſelbſt beigelegt. An Cincinnati, das ungefähr ſo ausſieht wie eine der engliſchen Fabrikſtädte, hat noch kein Beſucher irgend welche architektoniſche Schönheiten entdeckt, was einen ihrer Bewunderer nicht hindert, dieſe Stadt in ſeiner Begeiſterung derart zu ſchildern, als überſtrahle ſie darin

Digitized by Google

alle westlichen Rivalinnen weitaus. (D. J. Kenny. Illustrated Cincinnati; a pictorial handbook of the Queen City. Cincinnati. 1875. 8°.) Sie beansprucht die gewählteste Gesellschaft des W. in ihren Mauern zu besitzen und spricht bei jeder Gelegenheit von den aristokratischen Manieren, von dem feinen gebildeten Geschmacke, den reichen Gemäldesammlungen einiger ihrer Bewohner. Ganz Cincinnati beschäftigt sich jedoch mehr mit der Industrie als mit den schönen Künsten, befaßt sich auch mit der Weincultur und sucht glauben zu machen, sein dort fabricirter Champagner und Rheinwein seien schäumender Catawba, oder seine Moselweine, die einen starken Alkoholgehalt und nicht minder starken Erdbeigeschmack haben, können siegreich mit denen Europa's kämpfen. (Nach Louis Simonin.)

Die zwei mächtigsten Rivalinnen des W. bleiben indeß unbestritten St. Louis am Mississippi in Missouri und Chicago am Michigan-See in Illinois. Es gibt wenige Städte in Amerika so günstig gelegen wie St. Louis; inmitten des Mississippi-Thales befindet sie sich in gleicher Entfernung von den äußersten Enden der großen Seen und des mexicanischen Golfes, der atlantischen Ufer und den Abhängen der Felsengebirge; sie hat endlich um sich ein wie zur Ausdehnung gemachtes Feld und gegründeten Anspruch, die natürliche Hauptstadt der großen Republik zu sein. In der That war schon wiederholt die Rede, den Sitz der Bundesregierung von Washington nach St. Louis zu verlegen. Das Wachsthum dieser Stadt ist staunenswerth; 1850 zählte sie bereits 75,000 Einwohner, 1860 160,000 und 1870 sogar 310,000; in zehn Jahren hatte sich die Bevölkerung also um's Doppelte vermehrt. Im Jahre 1873 gab man die Zahl der Einwohner auf 380,000 an und heute rechnet man sie auf ungefähr 500,000. In zwanzig Jahren wird sie vielleicht eine Million haben, und dieses voraussichtliche Wachsthum wird mit solcher Bestimmtheit angenommen, daß bereits jetzt in allen öffentlichen Einrichtungen der Zuschnitt darauf vorgesehen ist. Keine Stadt der Vereinigten Staaten bietet einen so zauberhaften Anblick dar als diese, wenn man die Umgegend durchstreift und sie von dem großen Flusse umspült sieht, dessen Wellen majestätisch an ihr vorüberziehen und dessen Ufer jetzt durch eine wahre Riesenbrücke verbunden sind, unter deren drei Bogen die größten Mississippi-Dampfer hindurchfahren.

Von der Großartigkeit St. Louis' entwirft Friedrich Münch folgende Schilderung: „Du langst endlich an in der wahren Königin des W., in St. Louis, als Großstadt bestehend kaum seit einem Menschenalter und doch dein Staunen erregend in vielem Betrachte. Du kennst vielleicht Frankfurt mit seinen in Geschäft und Handel verwandten Millionen, sahst Bremen mit seiner Handelsflotte, verweiltest wohl einmal in einer der fürstlichen Residenzen; es sind stille Plätze

Digitized by Google

mit St. Louis verglichen. Ja, wenn Du, an der viele Kilometer langen Werfte hinwandelnd, Hunderte von Riesendampfern, gegen welche die der deutschen Flüsse sich fast wie Fischerboote ausnehmen, siehst, welche Waaren abholen und bringen, so wirst Du zugestehen, daß selbst der Seehandel von Hamburg an Großartigkeit des Anblicks zurücksteht gegen das, was Deinen Sinnen sich darbietet. — Du bist auf einem Eisenbahnzuge vom östlichen zum westlichen Ufer des mächtigen Stromes gelangt und hast es nicht bemerkt, daß es Bogen von Stahlröhren waren, 150 M. und mehr ausgespannt, welche die ganze Last tragen, wonach Du einen mehrere Kilometer langen Tunnel durchfahren magst, um am anderen Ende der Stadt den Bahnhof der weiter westlich gehenden Züge zu erreichen. Doch wahrscheinlicher steigst Du am Ende der Brücke auf der Missouri-Seite aus und wirfst, bevor Du in die Stadt Dich begibst, einen Blick auf das Brücken-Wunderwerk, das bis jetzt seines Gleichen nicht hat in der alten und in der neuen Welt." (Friedrich Münch. Der Staat Missouri. Ein Handbuch für deutsche Auswanderer. Bremen 1875. 8°. S. 36—38.)

Chicago's Wachsthum ist noch rapider als das von St. Louis; es stieg in den zehn Jahren bis 1839 auf 3200, bis 1849 auf 23,047, bis 1859 auf 90,000, und 1870 auf 298,977 Einwohner. Im Jahre 1872, ohngeachtet der Folgen der schrecklichen Feuersbrunst des Jahres 1871, hatte sich die Zahl der Bevölkerung, welche alsdann 304,000 war, um 30,000 über die des Jahres 1871 erhoben. Endlich 1873 rechnete die Chicago-Handelskammer die Einwohnerzahl auf 430,000, welche jetzt auf 500,000 angelangt ist. Chicago ist der Haupthafen an den großen Seen. Durch sie steht Chicago in Wasser-Verbindung mit dem Lorenzstrome in Canada, sowie durch den in den Erie-See mündenden Erie-Canal mit dem Hudson und New-York. Ungefähr ein Dutzend Eisenbahnen treffen strahlenförmig in Chicago zusammen, welches mit Recht die Tochter New-Yorks genannt wird. Als ein Produkt des spekulativen, rastlos arbeitsamen, oft raffinirten östlichen Yankees, verbindet es mit seinem großartigen Export von Naturalien und Import von Manufacturen bereits selbst eine vielseitige Industrie. Die Sehenswürdigkeiten der Stadt nimmt jedoch der Fremde bequem in einem Tag in Augenschein. Man vergißt übrigens in dem großstädtischen Getreibe der Wagen und Fußgänger völlig, daß man in einer neuen Welt ist; erst wenn man den Schönheitssinn geschärft und ihm vergebens einen Genuß zu bereiten versucht hat, wird man auf die Jugend der amerikanischen Cultur aufmerksam und drängt wieder nach der Natur, die in Amerika höhere Genüsse gewährt als die volkreichen Städte. (Versen, Transatlantische Streifzüge. S. 336—342.)

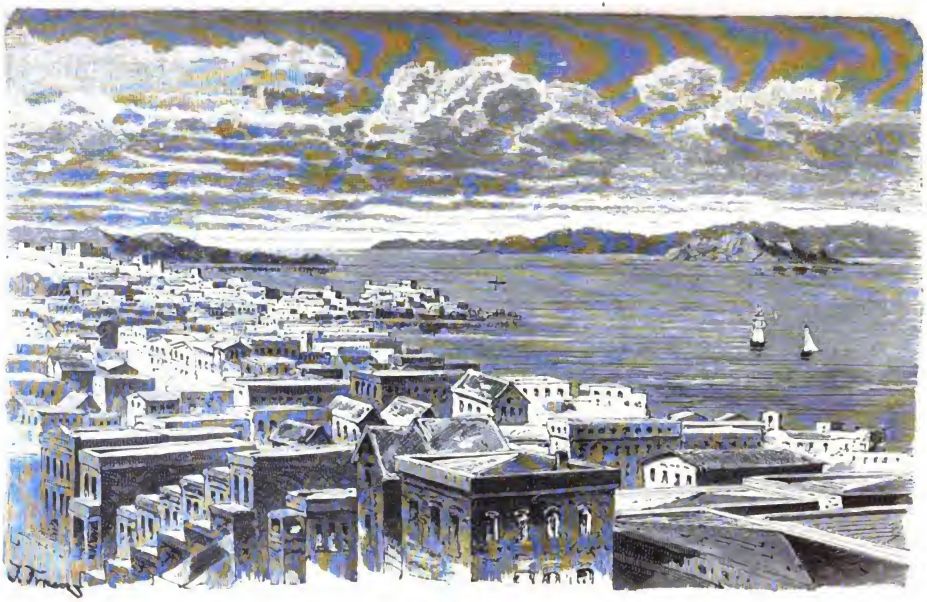
Diese Charakteristik der wichtigsten amerikanischen Städte wäre unvollständig ohne die Erwähnung des Neapel Amerika's, des californischen San Francisco. Wie die meisten Städte der Union, ist auch dieses in ziemlich regelmäßigen Quadraten gebaut. Die geraden Straßen laufen demzufolge mit

Digitized by Google

so steilem Gefäll über die Dünen fort, daß es mitunter unmöglich ist, auf ihnen zu fahren. Manchmal tritt einige Zeit nach dem Bau der Häuser eine Wegebesserung durch Abstechen des Kammes ein, in Folge dessen die Häuser dann wie auf einem Bollwerk über die Straße emporragen. Hätte man an Stelle der geraden und hier unpraktischen Linien den ersten Plan dem Terrain angepaßt, so hätte eine malerische schöne Stadt auf diesem unebenen Boden entstehen können.

Trotz dieser Mängel ist San Francisco zweifelsohne die schönste Stadt der Vereinigten Staaten. Nur New-York, das Herz der neuen Welt, könnte, wie ein moderner Berichterstatter eines deutschen Blattes meint, dem wir in Nachstehendem folgen, mit San Francisco concurriren; wer sich aber längere Zeit in beiden Städten aufgehalten hat und unparteiisch urtheilt, wird sicherlich der ersteren den Vorzug geben. San Francisco ist auf hügeligem Terrain gebaut, hat eine reizende Lage und wird fast ganz vom Meere umspült. Ein herrlicheres Klima als hier während neun Monaten im Jahr kann man sich nicht wünschen. Trotz dem wolkenlosen, prächtigblauen Himmel, den man Tag für Tag über sich sieht, ist die Luft doch selbst im höchsten Sommer immer angenehm kühl und ein Sonnenstich etwas Unerhörtes. Die Einwohnerschaft der Stadt (300,000) ist zusammengesetzt aus Menschen aller Nationen, vornehmlich aus Deutschen, Franzosen, Spaniern und Amerikanern, um von den Chinesen, die auch ein nicht unbeträchtliches Contingent stellen, nicht zu reden, da sie in socialer Beziehung gar keine Rolle spielen. Die Gesellschaft ist in keiner andern Stadt so gewählt wie hier; in den Familien findet man jederzeit die freundlichste Aufnahme, wodurch das Leben gemüthlicher und geselliger wird, als es gewöhnlich in den Vereinigten Staaten der Fall ist; und auch die hier wohnenden Amerikaner haben einen speeifisch europäischen Schliff angenommen, der ihnen gut ansteht, ein Umstand, welcher nicht wenig dazu beiträgt, dem Fremden, namentlich dem Deutschen, den Aufenthalt in der Stadt angenehm zu machen. Die Straßen sind breit und sauber, schöne Gebäude sieht man in allen Straßen, und wenngleich der Broadway in New-York die Hauptstraße von Francisco (Kearny Street) bei weitem übertrifft, so ist doch ohne Zweifel eine Promenade auf der letzteren ergötzlicher als auf dem enormen Broadway, der vom frühesten Morgen an bis in die späteste Nacht hinein von Lebendigen wimmelt, wo Einem die Ohren sausen von dem betäubenden Gerassel der Gefährte und dem ewigen Schreien der Kutscher, wo Einem schwindelt bei dem sinnverwirrenden Durcheinander der Fußgänger, welche Straße auf und Straße ab an einander vorbei rennen und sich äußerst wenig darum kümmern, ob sie einen harmlosen Spaziergänger, sei es ein Herr oder Dame, karamboliren oder gar zu Fall bringen; wo man von Glück sagen kann, wenn man auf dem endlosen Wege einen Bekannten sieht und im Stande ist, ihn aus der wogenden Menge herauszufischen, um ein paar Worte mit ihm zu wechseln. In San Francisco geht alles viel behaglicher zu, und man kann mit Gemüthsruhe auf den Straßen einhergehen, ohne beständig für seine Hühneraugen in Angst zu schweben. Sobald man es anzugreifen versteht — und man lernt dies bald — so kann man um weniges Geld sehr gut leben; freundliche Privatwohnungen gibt es genug, und in Bezug auf Nahrungsmittel ist San Francisco ein wahres Paradies für jeden Gourmand; denn Wald und Feld liefern reichlich die vortrefflichsten Bissen von feinem Wildpret, Fluß und Meer wimmeln von den delikatesten Fischen, und wegen seines prachtvollen Obstes ist Californien berühmt. Außerdem werden Südfrüchte aller Art mit leichter Mühe von Centralamerika per Schiff nach San Francisco gebracht, und Champignons, Trüffeln, Oliven und Kapern würzen fast jede Mahlzeit. Mehrere kleinere Gesellschaftsgärten und ein großer herrlicher Lustpark, mit einem zoologischen Garten verbunden, sind die Sammelplätze für Fußgänger, welche sich an schönen Tagen im Freien zu unterhalten wünschen; Reitende und Fahrende dagegen wählen das Klippenhaus (Cliffhouse) zum Ziel ihrer Ausflüge; dies ist ein auf einem unmittelbar am Meer gelegenen Felsen erbautes Gasthaus, ein reizender Punkt, wo man

Digitized by Google



San Francisco.

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Digitized by Google

die herrlichste Seeluft genießt und stundenlang dem tobenden Spiele der schäumenden Wellen zusehen kann, ohne zu ermüden. In geringer Entfernung vom Hotel liegen mehrere große Felsen im Meere, auf denen sich hunderte von Seehunden herumtummeln und sich die sonnigen Plätze mit heulendem Gebelle streitig machen. Natürlich ist es verboten, auf diese Thiere Jagd zu machen; sie sind die Lieblinge der Stadtbewohner, und manche derselben, welche sich durch Gestalt, Farbe oder Größe von den andern unterscheiden, haben ihre eigenen Spitznamen, unter denen sie jedem Einheimischen bekannt sind. Ein ausgezeichneter natürlicher Reitweg ist der nasse Sandboden, dem Meeresufer entlang, wo es in der That ein Hochgenuß ist, seinem Pferd die Zügel zu lassen und in gestreckter Carriere über die glatte Fläche dahinzujagen. Soiréen und Tanzunterhaltungen bieten Zeitvertreib für die späten Tagesstunden; auch sind mehrere recht hübsche Theater in der Stadt, können sich aber allerdings weder in Zahl und Mannigfaltigkeit, noch was die Großartigkeit der Aufführungen betrifft, mit denen von New-York messen.

§. 12. Das Volk und seine Elemente.

Abgesehen von der ursprünglich einheimischen Bevölkerung, den Indianern und den Farbigen (Negern und Mischlingen), von welchen später die Rede sein wird, gehört die weiße Bevölkerung der Vereinigten Staaten größtentheils dem britischen Stamme an. Eine Schätzung für das Jahr 1868 nimmt etwa folgende Vertheilung der Bevölkerung der Abstammung nach an: Irländer, Schotten und Engländer 15, Deutsche, Skandinavier und Holländer 10, Spanier, Franzosen (romanische Völker) 5, Afrikaner 4, eingeborne Indianer, Südamerikaner 1 Million. Von der gegenwärtigen, d. h. der für 1870 ermittelten Bevölkerungszahl sind 32,989,437 Eingeborne und 5,566,564 Eingewanderte, oder gerade Einer unter je 7. Von den in Amerika Geborenen sind Vater und Mutter von 9,734,845 Kindern Ausländer, 10,521,233 haben einen Ausländer zum Vater und eine Amerikanerin zur Mutter, und 10,105,626 haben eine ausländische Mutter und einen amerikanischen Vater, wobei jedoch der amerikanische Census in die beiden letztgenannten Zahlen die erstere seltsamerweise immer wieder einrechnet. Es gibt also etwa 16½ Millionen Eingewanderte oder Kinder von Eingewanderten, während ebensoviele Weiße in zweiter Generation oder von der noch früheren und ursprünglichen Einwanderung abstammen. Im Großen und Ganzen geht jedoch, hauptsächlich durch klimatische Verhältnisse und insbesondere die Trockenheit der Luft veranlaßt, in Amerika vor unsern Augen sozusagen physisch und moralisch ein Umartungsproceß vor sich, es bildet sich eine neue Race. Alle Beobachter stimmen darin überein, daß der Nordamerikaner in seiner

Digitized by Google

ganzen äußeren Erscheinung sich von seinen keltisch-germanischen Brüdern in Europa auffallend unterscheide und mehr und mehr dem indianischen Typus nähere. Der Typus des Angelsachsen hat bereits eine bestimmte Veränderung erlitten, welche ihn dem Eingebornen verähnlicht, und auch an anderen europäischen Einwanderern hat eine Veränderung an Farbe und Gesichtszügen stattgefunden, ja man will diese zuverlässig sogar an solchen Personen beobachten, welche nur längere Jahre in Amerika zubrachten.

Typen aus Nordamerika.

Pruner-Bey ist der Ansicht, daß aus dem Chaos der in Amerika vor sich gehenden Racenmischung eine neue Art, ein neuer Menschenschlag in der Bildung begriffen ist. „Nach der zweiten Generation schon zeigt der Yankee Züge des Indianertypus. Später reducirt sich das Drüsensystem auf ein Minimum seiner normalen Entwicklung; die Haut wird trocken wie Leder; die Wärme der Farbe, die Röthe der Wangen geht verloren und wird bei den Männern durch einen lehmigen Teint, bei den Weibern durch eine fahle Blässe ersetzt. Der Kopf wird kleiner, rund oder selbst spitzig; man bemerkt eine große Entwicklung der Backenknochen und Kaumuskeln; die Schläfengruben werden tiefer, die Kinnbacken massiver, die Augen liegen in tiefen, einander sehr genäherten Höhlen. Die Iris ist dunkel, der Blick durchdringend und wild. Die langen Knochen verlängern sich, besonders an den oberen Gliedern, so daß in Frankreich und England besondere Handschuhe fabricirt werden, deren Finger man besonders lang macht. Die inneren Höhlen dieser Knochen verengern sich, die Nägel werden leicht lang und spitz. Das Becken des Weibes wird demjenigen des Mannes ähnlich." (Carl Vogt. Vorlesungen über den Menschen. Gießen 1863. 8° II. Bd. S. 236—237.) Das Haar der Nordamerikaner nimmt die schlichte und straffe Art des indianischen Haares an, obwohl sie ursprünglich weiches und lockiges Haar hatten. Die Haut ist sehr zart, das Fettpolster zwischen Haut und Muskeln verschwindet, auffallender Mangel an Körperfülle tritt ein, der Hals wird sehr schmal und daher überlang. (Knox. The races of man. London 1842. S. 73.)

Gewinnt die Physiognomie des Nordamerikaners mithin einen ganz eigenthümlichen Ausdruck, so sticht auch sein ganzes Benehmen, dem immer etwas

Digitized by Google

Eiliges und Fieberhaftes beigemischt ist, auffallend von dem Ernste und der Bedächtsamkeit seiner Brüder in England ab.

Der Grund dieser nervösen, unstäten Hast liegt wiederum unzweifelhaft im Klima des Landes. Denn sie zeigt sich bereits an allen Eingewanderten, die längere Zeit in den Vereinigten Staaten leben. Ihr gebührt auch ein wesentlicher Antheil an dem Wechselvollen der Geschäftsverhältnisse, sowie des gesellschaftlichen Lebens Amerika's. Sie äußert sich in der geringsten Handlung. Es scheint dem Amerikaner ganz unmöglich, seine Zeit ohne Beschäftigung zu verbringen. Er vermag nicht, ruhig auf einem Stuhle zu sitzen, sondern schaukelt sich darauf hin und her. Ihm ganz unbewußt, beschäftigen sich seine Hände mit irgend Etwas, was sie gerade erfassen, sei es auch nur ein Stück Papier das sie zerknittern. Das in deutschen Städten zu beobachtende bedächtig langsame Schlendern ist in Amerika nie zu sehen. Alles rennt. Doch glaube man nicht, daß alle diese Leute ungeheuer beschäftigt seien. Im Gegentheile, Viele hocken sich urplötzlich auf irgend einen Zaun, einen Pfahl oder sonst wohin, wo sie sich nur durch fortwährendes Balanciren, das die Beine beschäftigt, sitzend erhalten. Binnen Kurzem ziehen sie ein Messer aus der Tasche, und ihre Hände fangen an, was ihnen in den Wurf kommt, sei es der Zaun selbst, zu zerschneiden.

Stutzer auf dem Broadway.

Man beobachte den ehrsamen deutschen Bürger und seinen amerikanischen Genossen beim Zeitungslesen. Ersterer schreitet zum Tische, legt bedächtig Stock und Hut ab, wischt mit dem Taschentuch den Stuhl ab, setzt sich langsam aber sicher in regelrechter Positur und ergreift, nachdem er sich überzeugt, daß auf dem Tische Alles in Ordnung, endlich das Zeitungsblatt, entfaltet es fein säuberlich, legt es gerade vor sich hin und fängt am oberen Ende in der linken Ecke auf der ersten Seite an, den Inhalt zu prüfen. Der Amerikaner thut Nichts von Alledem. Er packt vielmehr ohne Weiteres die Zeitung, wirft, wie es ihm eben in die Hand kommt, einen Blick auf das Blatt und sich zu gleicher Zeit in den nächsten Stuhl, steckt seine Beine ausgestreckt unter oder auf den Tisch um einen Balancirpunkt zu gewinnen, fängt an sich zu schaukeln und zerrt dabei die Zeitung auseinander, um mit dem Blick über jede Seite zu irren, liest hier eine Stelle, dort eine, und wirft endlich den Wisch, halb zusammengeknittert, wieder auf den Tisch, ehe der Deutsche kaum angefangen zu lesen. Bestellt dieser ein Glas Bier, so trinkt er bedächtig einen Zug, dann einen anderen u. s. w. Der Amerikaner stürzt ohne Weiteres den ganzen Inhalt seines Glases hinunter. In öffentlichen Lokalen und Theatern müssen alle Sitze viel breiter sein als in Europa, um den Besitzern mehr Raum zum Drehen und Wenden zu gewähren. Dessenungeachtet läuft in jedem Zwischenakte die größere Hälfte des männlichen Publikums hinaus, um ihrem unstäten Charakter eine Abwechslung zu bieten. Diesem ist es auch zuzuschreiben, daß der Amerikaner nicht gerne Verpflichtungen eingeht, die ihn in einem gewissen Verhältnisse auf eine festbestimmte Zeit fesseln. Auch der unstäte Wandertrieb, der ihn oft bewegt, ohne jeden ersichtlichen Grund einen beinahe zur Heimat gewordenen Platz zu verlassen, um in die Ferne zu ziehen, rührt davon her. (John H. Becker. Die hundertjährige Republik. S. 285—286.) Ganz übereinstimmend hiermit eifert die New-York Tribune, welche das Verdienst hat, ihren Landsleuten mitunter ziemlich bittere Wahrheit zu sagen, gegen das unsinnige Selbstmediciniren der Amerikaner, das sie ihrem nervösen Temperamente zuschreibt. Sie bemerkt über dasselbe: „Die Amerikaner sind vorherrschend ein nervöses Volk. Unsere politischen, financiellen, socialen und intellectuellen Wege und Ergebnisse haben alle die Nei-

Digitized by Google

gung, uns in einem aufregbaren Zustande zu erhalten. Wir werden zu leicht aus dem Gleichgewichte geworfen und fassen harte Begegnisse selten philosophisch auf. Wir haben die Empfindlichkeit der Franzosen ohne deren Elasticität, den Ernst des englischen Temperaments, aber nicht dessen Gleichmuth; als Race sind wir von höchster Sorglosigkeit in Bezug auf systematische Lebensgewohnheiten. Die Mehrheit der Todesfälle in diesem Lande betrifft verhältnißmäßig junge Leute, und die zu Grunde liegende Ursache ist gewöhnlich Erschöpfung des Nervensystems. Wenn wir unsere Nerven in den stereotypen Zustand fortwährender und schmerzhafter Reizbarkeit hineingehastet und geplackt haben, dann fangen wir an zu „mediciniren". Wir pfuschen ewig mit narkotischen Mitteln herum, von deren Natur und passender Anwendung wir wenig wissen. Z. B. ist die Ausdehnung, in welcher die Weiber blindlings Chloral gebrauchen, eben so erstaunlich wie verderblich. Wenn sie unter diesen Wirkungen nicht leiden, so wird dies die nächste Generation thun."

Die vorstehende Schilderung bezieht sich namentlich auf jenes der drei Hauptelemente der weißen Bevölkerung, welches zunächst aus dem älteren Grundstocke der europäischen Einwanderung besteht, vorwiegend von englischer Abstammung und mehr oder minder mit dem unduldsamen Religionsfanatismus der „Rundköpfe" oder Puritaner behaftet ist. Dieses Element hat sich hauptsächlich zu dem geschilderten Typus ausgebildet, den man füglich den Yankee-Typus nennen kann. Unter einem „Yankee" pflegt man sich (besonders in Deutschland und Frankreich) den specifischen Amerikaner vorzustellen, einen langen, hageren, tabakkauenden Menschen, der in Gesellschaft die Füße auf den Tisch legt, Jeden auf die Seite wirft, der ihm auf der Straße im Wege steht ꝛc. Dem ist jedoch nicht so. Gerade weil der Yankee sich von dem eben Geschilderten unterscheidet, wurde dieser Name ihm zu Theil. Denn derselbe repräsentirt eigentlich das Wort „Englisch" (Engländer), welches durch die Indianer in „Yanglee", „Yankee" corrumpirt ward. So hießen und heißen noch die Bewohner Neu-Englands (an der Nordküste des Atlantischen Oceans) in der Union, und diese unterscheiden sich eben von ihren übrigen Landsleuten keineswegs unvortheilhaft durch besondere Anhänglichkeit an ihr eigenes Mutterland, durch das Interesse, welches sie an dessen geistigen und sittlichen Bestrebungen nehmen, sowie durch Beibehaltung vieler altenglischen, zweckmäßigen Gewohnheiten, die sich besonders in Vorliebe für die Land-Oekonomie, im Bau und Einrichtung der Wohnungen ꝛc. klar manifestirt. Deren hervorragendere geistige Anlagen sind übrigens in ihren Physiognomien zu erkennen. Obgleich die „Yankees" nur den zehnten Theil der Bevölkerung in den Vereinigten Staaten ausmachen, so kommt doch durch sie durchschnittlich mehr als die Hälfte aller bedeutenden Unternehmungen im Lande zuwege, sowie auch die meisten Schriftsteller und Gelehrten, welche Nordamerika aufzuweisen hat (Franklin, Longfellow, Parker, Emerson ꝛc.) diesen „Neu-Engländern" angehören.

Digitized by Google

Die zwei anderen Hauptelemente der Union führt die Einwanderung in's Land. Diese Einwanderer gruppiren sich dicht in den großen Handelsplätzen, den Fabrik- und Bergwerkbezirken im O., folgen den Haupteisenbahnlinien durch die Binnenstaaten und verbreiten sich ziemlich gleichmäßig über die dichtbevölkerten Theile des W., bevorzugen jedoch augenscheinlich die Nähe großer Seen oder Flüsse. Sie lieben es nicht, sich in Gebirgsgegenden anzusiedeln, und ziehen Wäldern den Prairien vor. Diese Einwanderer sind die beiden großen Classen der Deutschen und der Iren.

Die Niederlassungen der Deutschen, denen sich die germanischen Nebenvölker, wie Holländer, Flamänder, Schweizer, Deutschrussen, Dänen und sogar Skandinavier, mehr oder minder anschließen, befinden sich zwischen dem

Auswanderer, Boote zimmernd.

Delaware und Susquehanna in Pennsylvanien, auf beiden Seiten des Ohio um Cincinnati herum, dem Michiganſee entlang, auf dem westlichen Ufer des Mississippi in der Nähe von Dubuque, rings um St. Louis und in Missouri. Der SW. von Wisconsin ist mit Ausnahme einzelner Gegenden fast ganz deutsch, und auch in den übrigen Theilen des Staates weicht das Amerikanerthum schnell und regelmäßig zurück. Die vorzugsweise deutschen Districte sind für amerikanische Agriculturverhältnisse schon übervölkert, und schon findet eine starke Auswanderung aus denselben nach Minnesota, Nebraska und Jowa statt. Die jüngeren Söhne der Farmer werden von ihren Eltern mit Geld versehen, um sich dort eine Heimat zu gründen, und kleinere Farmen werden von den größeren Grundbesitzern aufgekauft. Uebrigens sind Deutsche nicht

Digitized by Google

nur in den genannten Distrikten, sondern ausnahmslos in allen Staaten der Union verbreitet, wenn auch nicht in solcher Menge.

Statistischen Ausweisen zufolge leben gegenwärtig 1,690,533 Deutsche in den Vereinigten Staaten, die sich auf die einzelnen Staaten, wie folgt, vertheilen. Alabama 2482; Arkansas 1563; Californien 29,101; Connecticut 12,743; Delaware 1142; Florida 597; Georgia 2761; Illinois 203,758; Indiana 78,000; Iowa 66,162; Kansas 12,775; Kentucky 30,318; Louisiana 18,933; Maine 508; Maryland 47,045; Massachusetts 13,072; Michigan 64,443; Minnesota 41,364; Mississippi 2,960; Missouri 113,618; Nebraska 10,954; Nevada 2181; New Hampshire 736; New-Jersey 54,000; New-York 316,902; Nord-Carolina 904; Ohio 182,897; Oregon 1875; Pennsylvanien 160,146; Rhode Island 1202; Süd-Carolina 2751; Tenessee 4539; Texas 23,985; Vermont 370; Virginien 4050; West-Virginien 6232; Wisconsin 162,314; Arizona 379; Colorado 1456; Dakotah 563; District Columbia 4920; Idaho 388; Montana 1233; New-Mexico 582; Utah 358; Washington 645 und im Wyoming Territorium 652. Was die wichtigsten Städte der Union anbetrifft, so zählt man gegenwärtig in Cincinnati 31,000, in St. Louis 40,000, Chicago 50,000, Philadelphia an 60,000 und in New-York gar an 200,000 deutsche Einwohner. In Cincinnati hat ein ganzes Stadtviertel den Namen „Deutschland" oder „Rheinbezirk" erhalten. Dabei brachte bis jüngst die Einwanderung aus Deutschland immer noch neue Nachschübe, doch hat dieselbe in den letzten Jahren in der erfreulichsten Weise abgenommen. Vor einigen Jahren ward von der Unions-Regierung eine Uebersicht der in den letzten 51 Jahren dorthin eingewanderten Personen ermittelt. Die Gesammtzahl derselben betrug 7,448,922, wovon die größte Menge Großbritannien mit 3,826,040 gestellt hat. Demnächst kam Deutschland bezw. Preußen, von wo 2,250,822 auswanderten, während die Zahl derjenigen, welche aus Preußen nach Nordamerika gingen, nur 100,983 betrug. Die Auswanderung aus Preußen blieb bis zum Jahre 1832 unter hundert Personen pro Jahr, im Jahre 1833 belief sich die Zahl der Auswanderer auf 165, fiel dann in den beiden folgenden Jahren wieder auf 32 und 66, stieg bis zum Jahre 1843 auf 3009, ging allmälig bis zum Jahre 1850 auf 14 zurück, hob sich bis zum Jahre 1854 auf 8965, verringerte sich wieder bis zum Jahre 1863 auf 1173, erreichte aber in den beiden Jahren 1867 und 1868 eine Höhe von 12,186 und 11,567, fiel dann im folgenden Jahre plötzlich auf 22, während sie sich im Jahre 1870 wieder auf 611 hob. Die Auswanderung aus dem übrigen Deutschland erreichte ihren Höhepunkt im Jahre 1854 mit 206,054, fiel alsdann unter Hunderttausend, bis sie im Jahre 1866 auf 110,440 und bis zum Jahre 1869 auf 124,766 stieg, während sie im Jahre 1870 bis auf 74,490 zurückging. Seither ist die deutsche Einwanderung noch tiefer gesunken, ja 1874 fast plötzlich, in Folge der düsteren wirthschaftlichen Lage in Amerika, zu einem Stillstande gekommen. Während im Januar 1872 noch 4516, 1873 sogar 6460 in New-York landeten, weist der Januar 1874 nur 1682 Personen auf; ja es entwickelte sich eine sehr ansehnliche Rückwanderung nach Europa, namentlich unter den Deutschen.

Der tiefe ethnische Riß, der in Europa zwischen N.- und S.-Deutschen besteht und sich noch durch den Gegensatz der Religionen, des Protestantismus im N. und des Katholicismus im S. verschärft, behält auch in Amerika und trotz der seit 1870 verbesserten Lage des Deutschthums seinen trennenden Charakter bei. Dennoch gewann dieses immer mehr an Macht und Ansehen. Mit Beendigung des letzten großen Kampfes um die Union brach für das deutsche Element in Nordamerika eine neue Zeit an; die Deutschen hatten sich im Felde als feste Stützen der Einheit und treue Diener der republikanischen Partei bewährt, der sie Truppen und Feldherren gaben. Hauptsächlich aber seit dem deutsch-französischen Kriege sind die Deutschen aus einer blos pri-

Digitized by Google

vaten Existenz heraus mehr in das öffentliche Leben eingetreten, und haben sich zunächst unter die Fahnen der politischen Parteien gestellt, bis sie allmälig sich die Stellung einer selbstständigen politischen Macht errangen, mit welcher die dortigen Völker zu rechnen haben. Daß dies nunmehr geschieht, zeigt die Thatsache, daß der deutsche Unterricht in Amerika nicht nur in den Privatschulen, sondern sogar in den öffentlichen amerikanischen Schulen sich immer mehr verbreitet. Dafür spricht auch folgender Ausspruch der in Cincinnati erscheinenden „Times" über die Deutschen: „Das deutsche Element ist stark, in der That das stärkste Volkselement der Erde. Wenn es im Augenblick hier zu Lande noch nicht das herrschende ist, so wird es dies jedenfalls beim Beginn des 20. Jahrhunderts, also in weniger als 30 Jahren sein. Das deutsche Volk ist das gesündeste der Erde. Es steht in blühendem Mannesalter und ist voller Lebenskraft. Wir Amerikaner sind allzusehr raffinirt, verweichlicht und entnervenden Gewohnheiten ergeben. Die deutschen Familien sind zahlreicher als die unsrigen und würden auch ohne weitere Einwanderung in Kurzem die Oberhand bekommen. Wenn unsere Söhne die Töchter Deutscher heirathen würden und umgekehrt, so wäre das eine weise Befolgung des großen Gesetzes unserer Selbsterhaltung. Ein besserer Menschenschlag, physisch und geistig, würde aus einer derartigen Amalgamation hervorgehen, und die Klugheit gebietet uns, einen derartigen Weg einzuschlagen. Unsere jungen Leute sollten sich gesunde Familien wünschen. Unsere jungen Frauenzimmer sollten aus ihrer Lethargie aufgerüttelt werden und ihre Gewohnheiten den Gesetzen der Natur anpassen lernen. Nehmt deutsche Männer. Schüttelt die Faulheit von Euch ab. Hört einmal auf, Schwindsuchtsschuhe zu tragen. Uebt Eure Körperkräfte, wascht, scheuert, kocht, geht spazieren, klettert auf die Berge und habt weniger Angst um Euren Teint."

Will man an einem einzigen Beispiel sich das Zunehmen des deutschen Einflusses vergegenwärtigen, so dient dazu ein Blick auf die Verhältnisse der Deutschen in Chicago, denen es mit der Zeit gelang, immer einflußreichere Aemter an sich zu bringen. In den früheren Zeiten konnte der Deutsche, der sich selbst als Verbannter betrachtete und auch als solcher angesehen wurde, überhaupt nicht an die Uebertragung eines Amtes denken. Im Jahr 1857 brachte er es bis zum Alderman, Stadtschreiber und Stadteinnehmer, 1859 schon bis zum Clerk eines höheren Gerichtshofes, 1860 zum Sheriff und zum Vorsitz in dem neu errichteten Rath der öffentlichen Arbeiten, wie zur Mitgliedschaft in der constituirenden Versammlung, ja selbst zum Amt des Vicegouverneur des Staats. 1865 fällt ihnen bereits die einträglichste Stelle im County zu, die des County Clerks, dessen jährliches Einkommen damals auf 15,000—20,000 Doll. (die Amtszeit war 4 Jahre) geschätzt wurde. Die Herausgeber der deutschen „Illinois-Staatszeitung" waren zuerst die Berather, dann die rechte Hand der republikanischen Partei und wurden schließlich ihre Beherrscher. Gegen diese Herrschaft empörte sich der amerikanische Stolz, von den Fachpolitikern und den Zeitungen geschickt benutzt, und 1869 wurde die Zeitung und damit das Deutschthum aus den gewonnenen Positionen geworfen.

Digitized by Google

Aber als unter dem im November 1871 erwähnten Bürgermeister Medil ein Krieg gegen die Sonntags offen haltenden Wirthschaften begann, so gelang das Wunder, alle Deutschen unter einen Hut, respektive eine Leitung, die des mittlerweile zum Haupteigenthümer der Staatszeitung gewordenen Herrn A. C. Hesing zu bringen. Die Deutschen verbanden sich mit den Irländern und anderen Demokraten und schlugen im Nov. 1873 die Amerikaner mit der enormen Mehrheit von 10,000 Stimmen auf's Haupt. Seitdem liegen die amerikanischen Fachpolitiker wieder zu den Füßen Hesing's, den seine Gegner Bismarck-Hesing nennen, der jedoch unlängst wegen Betrügereien verhaftet wurde.

Die sociale und politische Stellung der Deutschen in den Vereinigten Staaten schildert eine kleine Schrift von E. Schläger, welcher wir das Nachstehende entnehmen. Der Verfasser beginnt mit dem Jahre 1848, das der deutschen Einwanderung einen ganz neuen Charakter gab, sofern sie jetzt stetig wurde und geistig bedeutende Elemente erhielt, und schildert zuletzt die Heimwehperiode 1849—1854, sodann die Periode politischen Verhältnisses und bewußter politischer Action 1854 bis 1870, woran sich nun als jüngste Periode die der politischen Initiative reiht. Das Auswandern galt im Anfang der 50er Jahre noch immer für eine Art Unglück, und für die über das Meer getriebenen Achtundvierziger war in den ersten Jahren das neue Land ein rauhes Tauris. Merkwürdig war die geringe Beachtung, welche man dem Leben in den Vereinigten Staaten selbst zollte. Man hätte erwarten sollen, daß die Reformer der alten Welt in der neuen, von jedem europäischen Hinderniß freien, den willkommensten Boden für ihre Experimente gefunden oder gesucht haben müßten. Aber im Ganzen und Großen starrte das amerikanische Leben die neuen Ankömmlinge so kalt und fremdartig an; es zeigten sich so wenig Stellen zum Einsetzen der gewohnten Hebel und selbst das anfängliche Interesse an den Freiheitskämpfen Europa's erlosch so rasch, daß das Gros der Flüchtlinge sich gegen die harte Berührung mimosenhaft zusammenschloß und jene eigenthümliche Form von Heimweh cultivirte, welches politische Exulanten von jeher beunglückte. In manchen Orten suchte man in größerem Style Trost bei der Musik. Die dramatische Muse blieb auch nicht zurück, und später schlossen sich diesen Errungenschaften große Turn- und Gesangsfeste an. Der Verkehr mit den Amerikanern beschränkte sich meistens auf das Geschäft, selbst nach gemeinsamen Prozessionen, wie z. B. am 4. Juli, finden wir deutsche Separatbankette; am eigentlichen politischen Leben fand der Deutsche noch wenig Geschmack. Nur wenn es galt, seine von ihm für berechtigt gehaltenen Eigenthümlichkeiten zu wahren, d. h. gegen Temperanzgesetze zu kämpfen, steigerte sich seine sonst laue politische Temperatur zu explosiver Siedehitze. Mit der schwindenden Aussicht auf Rückkehr nach Deutschland wuchs jedoch das Bestreben, sich in der neuen Heimath heimisch zu machen. Dazu kam das fabelhafte rasche Wachsthum der neuen Städte des Westens, mit deren Größe man groß wurde. Man arbeitete und speculirte mehr, man sang und spielte weniger. Man begann sich mehr zu amerikanisiren, man fing an, in Folge der zunehmenden Geschäftsverbindungen mit den Anglo-Amerikanern mehr in Berührung zu kommen und sie in mehr als einer Beziehung nachzuahmen. Das Centrum des Lebens verschob sich nach der rein praktischen Seite und auch die Politik, die man deutscherseits etwas über die Achsel angesehen hatte, gewann an Interesse. Wenn vor 1854 jeder Unterschied zwischen der demokratischen und der Whigpartei verschwunden schien, so erzeugte im März 1854 die Aufhebung des Missouri-Compromisses einen Bruch innerhalb der demokratischen Partei selbst, welcher den besseren Theil der Deutschen in Anhänger der neugebildeten republikanischen Partei verwandelte. Der Kampf zwischen S. und N. warf zum ersten Mal seine Schatten voraus, und der Widerstand gegen das weitere Vordringen der Sklaverei in die Bundesgebiete, zunächst aus blos materiellen und politischen Macht-Gesichtspunkten hervorgehend, erweiterte sich allmälig zu einem Ringen um die Herrschaft in der Union, um die Existenz der Sklaverei selbst. Wenn die neue Partei auch 1856 ihren Kandidaten Fremont noch nicht durchsetzte, so faßte sie doch in den Gesetzgebungen und Gouverneursstellen der nördlichen Staaten festen Fuß und 1860 gerieth mit Lincolns Erwählung die Union zum ersten Mal seit Jahrzehnten in die Hände des N. Die 400,000 deutschen Stimmen hatten bei dem Wahlkampf den Ausschlag gegeben, und die Anerkennung dieser wichtigen Dienste von Seiten der neuen Bundesregierung war eine glänzende. Gesandtenstellen erster

Digitized by Google

Klasse, Bundessteuer-Einnahmestellen, Consulpatente fielen (manche zum ersten Mal) in den Schooß der Führer der deutschen Republikaner. Auf den republikanischen Parteikonventionen in Stadt, County und Staat ließ man den Deutschen beinahe die Wahl unter den zu besetzenden Aemtern. Sie wurden Stadt- und County-Schatzmeister, Stadt- und County-Clerks, Sheriffs, Mitglieder der Staatsgesetzgebung und konstituirender Versammlungen, Vicegouverneur und dadurch mitunter faktische Gouverneure von Einzelstaaten. Selbstverständlich mußte diese Förderung der Deutschen in politischer Hinsicht auf ihre Geltung in socialer einen entsprechenden Rückschlag ausüben. Es wuchs der Verkehr zwischen ihnen und den Amerikanern. Zuerst waren es allerdings nur die Politiker, welche deutsche Wirthschaften, Turnhallen und Bälle besuchen, um sich dadurch Stimmen zu erwerben, aber allmälig gewannen auch andere Geschmack an der deutschen Geselligkeit; die Maskenbälle der Gesangvereine erhielten ein außerordentliches Renommé. Deutsche Sänger wurden mehr und mehr für die Chöre in den Kirchen engagirt, deutsche Musiker spielten überall in öffentlichen und Privatlokalen, und zuletzt entstanden deutsche und englische Schulen oder Akademien, welche die öffentlichen Schulen an Gründlichkeit und Vielseitigkeit übertrafen. Schließlich sehen wir Männer, wie Schurz, Raster, Haßaureck, Körner u. A. in der Nationalkonvention der republikanischen Partei, also im obersten Rath, theils als provisorische Vorsitzer, theils als Mitglieder des Beschlüsse- oder Parteiprogramm-Comite's einen ebenso ehrenvollen wie wesentlichen Einfluß auf die Weiterbildung des republikanischen Glaubensbekenntnisses ausüben. Der so gewonnene Einfluß kam u. A. auch der deutschen Presse und der deutschen Sprache im Allgemeinen zu Gute. Es wurde in den großen, stark mit Deutschen versetzten Städten Regel, die Protokolle der Stadtrathsversammlungen wie die Verordnungen, ja selbst Jahresberichte (wie in St. Louis der des Rathes der öffentlichen Schulen, 300 Seiten stark) der verschiedenen Abtheilungen der Stadtverwaltung in deutscher Uebersetzung in einer deutschen Zeitung auf Kosten der Stadtkasse zu veröffentlichen. Ferner wurde jetzt von dem deutschen Element, das sich zu fühlen begann, auf Einführung des Deutschen in den Lehrplan der öffentlichen Schulen gedrungen und Erfolge damit in St. Louis, Chicago, Cincinnati und vielen andern Orten errungen. Der große Krieg gegen die Rebellion des Südens (1861—65) vermehrte die Verdienste der Deutschen um ihr neues Vaterland und die Hochschätzung der Amerikaner vor ihren Leistungen. Unter den Generälen der Freiwilligenarmee finden wir die deutschen Namen Sigel, Blenker, Schurz, Osterhaus, Salomon, unter den Obristen den des alten Hecker und zahlreicher anderer Achtundvierziger. Die deutschen Regimenter zeichneten sich auf allen Schlachtfeldern in rühmlichster Weise aus, und es ist kein eitler Ruhm, wenn man behauptet, daß keine andere der in der weiten Union vertretenen Nationalitäten ein verhältnißmäßig so starkes Contingent zu den Millionen der Armee gestellt hat, als eben die deutsche. Der deutsche Einfluß war somit auf den verschiedensten Gebieten auf seiner höchsten Höhe angekommen und hier und da fing man deutscherseits an, auf diese Frontstellung im republikanischen Lager so stark zu pochen, daß man eine Reaction dagegen wachrief: Die 1868 erfolgende Zulassung der Neger zum Stimmrecht veränderte die politische Machtstellung auch der Deutschen. Wollten sie ihre Stellung behaupten, so mußten sie von Neuem durch Leistungen verdienen, was ursprünglich eine politische Constellation ihnen theilweise in den Schooß geworfen hatte. Neue schwierige Aufgaben waren heraufgekommen, es galt, der zur Parteityrannei ausgearteten Parteidisziplin ein Ende zu machen, sich und der Nation die wahre Unabhängigkeit und dadurch die Befreiung von einer Alles bedrohenden Corruption und Versumpfung des politischen und socialen Lebens zu erobern. Dieser Kampf bildet den Inhalt der dritten Periode, welche in die Gegenwart hereinreicht. (F. Schläger. Die soziale und politische Stellung der Deutschen in den Vereinigten Staaten, Berlin 1874 8°).

Dieses Emporkommen der Deutschen ruft indeß besonders in der allerjüngsten Zeit den Widerstand der einheimischen Elemente hervor. Es vollzieht sich gegenwärtig der Kampf des Germanismus gegen den nativistischen, arroganten, puritanischen Amerikanismus. Dafür lassen sich mehrere Beispiele anführen. Der „Springfield Republican" in Massachusetts beschwert sich über den Germanismus, seinen Zusammenhalt, und erniedrigt sich sogar dazu, den Germanismus in „Lagerbier und Wurst" zu finden; er beklagt sich, daß der Germanismus den ameri-

Digitized by Google

kanischen Sonntagsgesetzen und Gebräuchen sich nicht fügt, daß er sogar in Milwaukee, Chicago, Indianopolis, Missouri und anderen Orten sich unterfängt, die Gesetzgebung zu controliren, neue Parteien zu bilden, und selbst die deutsche Sprache in die öffentlichen amerikanischen Schulen einzuführen. Am wüthendsten aber fällt die „Anglo-amerikan. Times“ in London, ein von Amerikanern herausgegebenes und sonst sehr gut redigirtes Blatt, über den Germanismus in Amerika her. Die „Times“ sucht den Strom der deutschen Einwanderung zu hemmen, und durch eine homogene englische Einwanderung zu ersetzen; sie ist ganz vom nativistischen amerikanischen Geist beseelt und sagt: „Diese Germanen hängen an ihrer Sprache und ihren Sitten, halten zusammen und überschwemmen ganze Distrikte und Staaten, sie maßen sich sogar an, ihre deutsche Sprache in die öffentlichen Schulen, auf die Kanzel und in die Presse einzuführen, die amerikanischen Gebräuche und Lebensweise zu verkehren und ein „Preußen“ aus Amerika zu machen. Es ist eine wichtige Frage, die in diesem Zeitalter entschieden werden muß, welche von beiden Rassen, die germanische oder anglosächsische (amerikanische?), hier herrschen soll. Von allen Theilen kommt die Klage, selbst durch ganz Großbritannien, daß die Deutschen andere Nationen aus den Häfen der Welt verdrängen und den Welthandel an sich reißen; die Gewalt der Nationen hat nicht mehr in London, Paris, Amerika, sondern in Berlin ihren Sitz. Berlin erläßt gegenwärtig seine Diktate an die übrigen Nationen. Der Germanismus usurpirt die Herrschaft allenthalben und wird auch den Yankee germanisiren, wenn nicht bei Zeiten eine entscheidende Bewegung gegen das deutsche Element in Amerika, das dieses Land teutonisiren will, ergriffen wird.“ (Allgem. Zeitung. Außerord. Beilage vom 7. Oktober 1874). In der That tritt der Nativismus in feindseligster Stimmung auch gegen die fremden Arbeiter hervor. Die Zeitungen ermahnen die Amerikaner, keine fremden und namentlich keine deutschen Arbeiter anzustellen, so lange es noch unbeschäftigte amerikanische Arbeiter gibt; von diesen sprechen sie nur als „Pauper-Arbeiter“ und beklagen den fortwährenden Zuwachs an diesen europäischen Proletariern. Nichts spricht beredter für die Absichten der Nativisten, die deutsche Einwanderung zu erschweren und zu verhindern, als die Vorgänge in der New-Yorker Emigrations-Commission. Deutsche Beamte, die sich 25 Jahre lang als tüchtig erprobt hatten, wurden ohne Weiteres entlassen und unter den Bording-Beamten befindet sich kein einziger Deutscher mehr, ja es blieb nicht einer mehr in Castle Garden, der eine andere als die englische Sprache spricht. Die deutschen Einwanderer sind daher gänzlich schutzlos geworden. Einen anderen Triumph feierte der Nativismus im Februar 1876 zu New-York. Dort war vor mehreren Jahren die Einführung des deutschen Unterrichts erkämpft worden. Diese Errungenschaft den Deutschen wieder abzuringen, ist jetzt den nativistischen Elementen gelungen.

Wenn übrigens die Amerikaner besorgen, daß das deutsche Element in den Vereinigten Staaten factisch das überwiegende werde, und dies blos für eine Frage der Zeit halten, so liegt hierin doch ein Irrthum. Aus der Vermischung des deutschen mit dem amerikanischen Elemente entspringt ein Halbblut, welches sicherlich nur wenig Züge vom Deutschthume mehr an sich trägt, denn keine Nationalität läßt sich gerade in den Vereinigten Staaten so leicht von der angelsächsischen Mehrheit verschlingen, wie die deutsche. Wohl gibt es einige Gegenden, wo das Deutschthum sich zu erhalten scheint. So schrieb man vor einigen Jahren aus Wisconsin: „Ueber eine Befürchtung, daß die deutsche Sprache und Sitte hier je aufhören könne, lacht man blos. Es hält schwer genug, auf dem Lande die Kinder Englisch lernen zu lassen, und weil hier schon längst der Amerikaner den Deutschen mehr braucht, als der Deutsche den Amerikaner, macht jener diesem auch nicht die geringsten Zugeständnisse. Es gibt hier ganze, schon seit 25 bis 30 Jahren besiedelte Gegenden, in denen man kein englisches Wort hört und in denen man erst nach Merkmalen suchen muß, die Einen daran erinnern, daß man in Amerika ist. Wenn es so fortgeht — und es ist kein Grund zu einer gegentheiligen Vermuthung da — so werden die Deutschen, welche jetzt wohl schon die Mehrheit haben, zuletzt ganz Wisconsin in Beschlag nehmen.“ Auch in Pennsylvanien sind die Deutschen bestrebt, die Wahrzeichen ihrer Herkunft und Geschichte zu erhalten und auf Kinder und Kindskinder zu vererben. Der allgemeinen Veränderung, welcher der Boden Amerika's den Europäer unterwirft, um ihn zu

Digitized by Google

einem andern Menschen zu machen, können sich aber auch die Deutschen nicht entziehen, weder in Pennsylvanien noch in Wisconsin. Der Behauptung C. Vogt's, wonach die deutschen Familien in Pennsylvanien ihren Typus rein, selbst die Züge ihres Stammes beibehalten, steht das Zeugniß Dr. Schütz's entgegen, wonach die Deutschen in Pennsylvanien von ihren zurückgebliebenen Landsleuten ebenso verschieden sind, wie der Yankee vom Engländer. Das Gleiche gilt von der deutschen Sprache, welche in Amerika einem rapiden Verfalle entgegengeht. Nicht nur anglisiren oder ändern viele Deutsche ihre deutschen Namen ohne weitere Umstände ab, sondern minder gebildete Einwanderer haben gar bald ihr Deutsch verlernt. Und selbst dort, wo dies nicht der Fall, wo wie in Pennsylvanien, die Leute treu an ihrer Muttersprache hangen, erfährt diese, einem unabänderlichen Naturgesetze zu Folge, in Kürze eine Umbildung, die für die Stammesgenossen im Mutterlande nahezu unverständlich ist. Diesen Proceß hat auch das sogenannte Pennsylvania-Deutsch durchlaufen.

Das dritte Hauptelement der Bevölkerung in der Union ist das keltisch-katholische oder die irländische Einwanderung. Sie ist nach den letzten Censusangaben dermalen 1,858,827 Köpfe stark, und im Verhältnisse zu seiner Bevölkerung hat Irland nahezu zehnmal so viel Auswanderer zur Bevölkerung Nordamerika's gestellt, als Deutschland. Nach statistischen Angaben sind vom 1. Mai 1851 bis zum 31. December 1875 aus Irland 2,377,391 Personen ausgewandert. Am stärksten war die Auswanderung im Jahre 1852, wo nicht weniger als 190,322 Menschen die grüne Insel verließen. Seitdem hat sie unter starken Schwankungen beständig abgenommen, und 1875 wird die Zahl der Auswanderer auf nicht mehr als 51,462 angegeben. Weitaus die Mehrzahl dieses keltischen Menschenstromes nahm den Zug nach den Vereinigten Staaten, wo sie ethnisch und social zum Krebsübel Amerika's wurden. In ethnischer Hinsicht führten sie eine beträchtliche Verschlechterung des Blutes herbei, social eroberten sie durch ihr compactes, geschlossenes Auftreten und ihre Clan-Organisation, welche strammes Zusammenhalten und blinden Gehorsam gegen ihre Clanhäuptlinge erheischt, eine geradezu beherrschende Stellung. Sie halten sich mit Vorliebe in den atlantischen Staaten auf und bilden die Masse der Fabrikarbeiter und der dienenden Classe in den großen Städten; weniger behagt ihnen ländliche Beschäftigung; dem Ackerbau sind ihrer nur 138,000 ergeben. Dagegen beherbergt New-York allein mehr Irländer als Dublin; es sind ihrer 340,000, welche ein Drittel der dortigen Bevölkerung ausmachen und durch ihre große Majorität alle Municipalwahlen entscheiden. Sie ernennen den Mayor, die Friedensrichter und die Polizei. Die politischen Parteien müssen daher in Amerika allenthalben den Irländern bedeutende Concessionen machen. An der den socialen und politischen Organismus der Vereinigten Staaten zerfressenden Corruption betheiligten sich die Irländer auf's regste und waren sie besonders die Hauptstützen des berüchtigten Tammany-Ringes. Im Uebrigen ist Pat, so nennt in Abkürzung des

Digitized by Google

irischen Schutzpatrons S. Patrick der amerikanische Volkswitz den Irländer, durchschnittlich ziemlich ungebildet, roh, und stellt auch das ansehnlichste Contingent zur Verbrecherwelt.

Ein irischer Politiker disputirte mit einem Amerikaner über die Wichtigkeit der irischen Emigration nach Amerika und gerieth darüber so in Extase, daß er emphatisch ausrief: „Wer hat das New-Yorker Rathhaus erbaut? Irländer! Wer hat das Hospital auf dem Ward's Island erbaut? Irländer! Wer hat das Gefängniß auf Blackwell's Island erbaut? Irländer!" „Und wer sitzt darin?" frug schnell der Amerikaner. In seinem Eifer antwortete Pat: „Natürlich Irländer!"

In den Südstaaten ist die ganze weiße spätere Einwanderung nur von geringem Belange. Ihre große Masse bilden die südlichen Weißen, im Wesentlichen von englischer, doch nicht wie die Yankees von streng puritanischer Abstammung, und schon seit der ersten Einwanderung mehr als jene von anderen Elementen, z. B. von französischen Hugenotten durchsetzt. Auch hier hat sich schon ein gewisser Typus entwickelt, der sich namentlich durch bedeutende Körpergröße auszeichnet, aber auch noch eine gewisse, der europäischen ähnliche blühende Farbe beibehalten hat, die bei dem Yankee ganz und gar einer lederartig bleichen Gesichtsfarbe gewichen ist. Ueberhaupt ist der südliche Typus nicht so scharf ausgeprägt, als der des Yankee. (Becker. Die hundertjährige Republik. S. 315.)

Die weiteren Bestandtheile nichteuropäischer Herkunft betrachten wir am besten einzeln und beginnen mit den Schwarzen und den Mischlingen.

§. 13. Neger und Chinesen in den Vereinigten Staaten.

Von allen Ländern, wohin die Ausfuhr afrikanischer Negersklaven stattgefunden hat, waren keine ihrem körperlichem Gedeihen förderlicher als die südlichen Unionsstaaten. Die verflossenen Jahrhunderte haben zwar das gesammte tropische Amerika mit Schwarzen überschwemmt, statistisch läßt sich aber nachweisen, daß eine Vermehrung derselben ausschließlich in den südlichen Vereinigten Staaten eingetreten ist. In allen übrigen Ländern war eine sehr merkliche Abnahme der Negerbevölkerung wahrzunehmen, selbst dort wo sie, wie in den Colonien der Romanen, eine gute Behandlung genossen. Die romanischen Völker, minder energisch, betriebsam und heftig in ihren

Digitized by Google

Colonisationsversuchen, zeichnen sich vor denen des germanischen Stammes durch größere Milde und Menschlichkeit gegen ihre Sklaven aus. Trotzdem vermochte diese gute Behandlung weder dem raschen Abnehmen, noch auch der sittlichen Depravation der Neger Einhalt zu thun. Gegen N. hin hat die Natur selbst ihrer Verbreitung eine unübersteigliche Schranke gezogen, indem das Klima der nördlicheren Unionsstaaten sich für sie verderblich erweist.

Merkwürdigerweise hörte das Gedeihen der Neger auf von dem Momente ihrer socialen Befreiung und politischen Gleichstellung. Unzweifelhaft ist der Neger der kräftigste Tropenmensch, der bei menschlicher Behandlung in keiner Weise unter der Sklavenarbeit leidet, er arbeitet aber nur gezwungen, mit anderen Worten seit seiner Befreiung gar nicht. Er wird von neuem Sklave — seiner Trägheit. Man wußte dies im voraus, da man das Beispiel der traurigen sittlichen Folgen vor Augen hatte, welche die plötzliche Emancipation der Neger in den britischen Colonien ergab. Die amerikanischen Staatsmänner nahmen sich daran jedoch keine Lehre, sondern meinten der Wissenschaft zum Trotz ungestraft verfügen zu können, was als theoretische Anforderung der Humanität und Freisinnigkeit den Beifall der gedankenlosen Menge fand. Der Unterschied der Hautfarbe hat seit der siegreichen Beendigung des Secessionskrieges und der darauf folgenden Herrschaft der republikanischen Partei, welche der Neger als Stütze bedurfte, keine Geltung mehr. Dem Neger steht fürderhin der Weg zum Präsidentenstuhle offen. Mit den politischen fielen allmälig auch die socialen Schranken, welche Schwarze und Weiße von einander schieden. Nachdem ein Schwarzer als Mitglied des höchsten Gerichtshofes eingeführt worden, fügte der Senat bei Gelegenheit einer erbetenen Amendirung in den Statuten der hauptstädtischen Eisenbahngesellschaften eine Klausel ein, daß auf der Linie keine Waggons „für Farbige" laufen dürfen, und ein Gesetzvorschlag des Hrn. Wilson aus Massachusetts untersagte in dem ganzen Gebiete der Republik die an manchen Orten bisher geltende Praxis, daß für Nichtweiße besondere Plätze auf Schiffen oder in Eisenbahnzügen angewiesen werden. Von sehr seltenen Ausnahmen abgesehen, haben sich jedoch die Neger des in sie gesetzten Vertrauens nicht würdig erwiesen, sondern wollen weder arbeiten noch lernen. Ja, seit der Emancipation nehmen sie erst recht das Recht in Anspruch, auf afrikanische Façon ein „menschenwürdiges" Dasein zu führen, und versinken immer tiefer, trotz aller Schulen, in Unwissenheit und Aberglauben, wie die zunehmende Verbreitung des Schlangendienstes oder „Wodismus" unter ihnen beweist.

Digitized by Google

Es bilden diese Anhänger des afrikanischen Fetischwesens eine weitverzweigte Sekte, die wieder in viele geheime Verbrüderungen zerfällt und einen „Papa Wodu“ als Oberpriester der Schlangenverehrung an der Spitze hat. Unter „Wodu“ versteht man den Zauber, der mittelst der geheimen Kraft des Fetisches verübt wird. Diese Kraft selbst aber heißt „Obiah“ und der über dieselbe zu gebieten vermag, ist ein „Obiahmann“. Besonders die aus Congo (Afrika) nach den Vereinigten Staaten importirten Neger haben diese Kunst bis heutigen Tages immer mit dem größten Eifer ausgeübt. Da sie in Folge ihrer Kenntniß der Heilkräfte so mancher Pflanzen, von denen selbst die dortigen Aerzte nichts wissen, in der That oft sehr glückliche Kuren zuwege bringen und sich überdies auf die Bereitung von Liebestränken und schnell wie langsam wirkenden Giften verstehen, so kann man sich wohl erklären, daß der Nimbus, mit dem sie sich umgeben, nicht nur erhalten, sondern von Tag zu Tag vermehrt wird. Der Fetisch besteht gewöhnlich aus einem von dem Grabe eines jüngst Ermordeten gewonnenen Klümpchen Erde, Federn verschiedener Farben, Krokodilszähnen u. dgl., welches Alles zu einer monströsen Thiergestalt zusammengeknetet und gebunden wird. Dieser Talisman nun wird in dem Hause des zu Bezaubernden versteckt, und da die Obiahmänner ihren Opfern schlauer Weise Andeutungen zukommen lassen, daß für letztere der Zauber „gesetzt“ sei, so haben diese Leute dann keine Ruhe mehr, werden aus purer Angst gewöhnlich krank, ja verfallen deshalb nicht selten dem Tode, wenn inzwischen der „Zauber“ nicht „gelöst“ wird. Wie überall in solchen Fällen geschieht es auch hier, daß nicht nur fast alle Schwarzen an diese Dinge steif und fest glauben, sondern daß auch ein guter Theil der weißen Bevölkerung in den Vereinigten Staaten sich von dem unheilvollen Spuk der oberwähnten „Zauberpriester“ bethören läßt.

Fetisch.

Aus den officiellen Tabellen über die Sterblichkeit der Weißen und Neger in den Vereinigten Staaten kann man übrigens ersehen, daß Letztere keine Aussichten im Kampfe um's Dasein haben. Das Verkommen der schwarzen Race ist eine feststehende Thatsache. Die regelmäßige Zunahme des schwarzen Elements hätte etwa 1,000,000 für das letzte Jahrzehnt sein sollen, in Wirklichkeit nahm dasselbe nur um 438,179 zu, der Ausfall beträgt daher nach dieser Seite hin 570,000 Seelen. Hat schon der Bürgerkrieg die schwarze Bevölkerung stark vermindert, so haben die unmittelbaren Folgen der Befreiung ebenfalls nicht wenig dazu beigetragen. Vertrieben von ihrer damaligen Heimat, sich selbst und ihrem Schicksal überlassen, erlagen viele den ausgesetzten Leiden und Entbehrungen, und namentlich den Kindern entging die nöthige Pflege für ihre Erhaltung. Der Census von 1870 weist 33,589,347 Weiße und 4,880,009 Farbige aus; von den ersteren starben 356,771, von den letzteren 67,461. Wie man sieht, kommt mehr als ein Fünftel aller

Digitized by Google

Todesfälle auf die Neger, die doch nur den siebten Theil der Gesammt-Bevölkerung ausmachen. Je dichter die Negerbevölkerung, desto häufiger und unverhältnißmäßiger sind die Todesfälle. In den nördlicheren Staaten beobachtet man schon lange eine Verminderung in der Zahl der Neger. In New-Jersey z. B. betrug sie 1860 noch 25,318 Köpfe, 1870 nur 24,671. Die Weißen vermehrten sich in der ganzen Union um 39, 36 und 30% in den drei Jahrzehnten von 1840—1870, während der Anwachs der Neger mit 29% anhob und auf 22 und 11% zusammensank. So dürfte denn, wenn keine Aenderung eintritt, die Unionsregierung der Sorge um ihre schwarzen Brüder enthoben sein, ehe allzu viele Jahre vergehen.

In theilweisem Zusammenhange mit der Emancipation der Neger steht die Bedeutung, welche in den letzten Jahren die „Chinesenfrage" gewonnen hat. Chinesen aus dem südlichen China sind nämlich in die pacifischen Staaten der Union eingewandert, deren sehr warme Westküsten dem Süd-Chinesen einen seinem heimatlichen Klima entsprechenden Aufenthalt bieten. Der Chinese besitzt nun eine Menge trefflicher Eigenschaften; er ist nicht nur ruhig, harmlos, friedliebend, folgsam und in seinen Ansprüchen äußerst mäßig, sondern auch in seltener Weise gelehrig, zum Nachahmen geschickt, und bei der ihm zugewiesenen Arbeit auch ohne Beaufsichtigung thätig, fleißig und ausdauernd. Obwohl meist klein und stämmig, nur höchst ausnahmsweise von athletischer Gestalt, wie sie bei den Negersklaven häufig vorkam, lassen sich die Chinesen doch mit großem Geschicke bei solchen Erdarbeiten verwenden, zu deren Bewältigung das Zusammenwirken vieler Menschen nothwendig ist. Sind sie auch vermöge ihrer geringen körperlichen Kraft nicht im Stande, an einem Tage dasselbe zu vollbringen wie eine gleiche Anzahl weißer Arbeiter oder Neger, so ersetzen sie das Fehlende bei länger fortdauernder Arbeit durch ehrenwerthen Fleiß und Gleichmäßigkeit der Leistungen. Der Chinese läßt sich ferner zu den niedrigsten Arbeiten, wie Straßenkehren, Lumpensammeln u. dgl. verwenden, für welche der amerikanische Weiße sich viel zu stolz dünkt. Aber auch beim Acker-, Berg- und Eisenbahnbau greift er rüstig zu. Auch als Kaufmann und Arzt figurirt er in San Francisco; als letzterer freilich bleibt er immer nur ein Quacksalber. Seine Bedürfnisse sind äußerst gering, und das Wenige, was er allenfalls braucht, bezieht er durch Vermittlung der „Sechs großen Gesellschaften" aus seiner Heimat. So werthvoll der Chinese als Producent ist, so nutzlos ist er als Consument.

Diesen vielen guten Eigenschaften stehen indeß manche andere gegenüber, welche seine Unbeliebtheit erklären. Nicht nur ist die allgemeine Bildungs-

Digitized by Google

ſtufe der Chineſen inſofern eine niedere, als ſie nicht die geringſte Kenntniß von den Einrichtungen des Landes beſitzen, in dem ſie wohnen, ſondern ſie leben auch in völliger Abgeſchloſſenheit von den übrigen Staatsbürgern, eine Kaſte für ſich, einen Staat im Staate bildend. Sowohl für Geſchäft wie für Vergnügen beſuchen ſie ihre eigenen Verſammlungsorte, und der Verkehr mit den Weißen beſchränkt ſich auf das Allernothwendigſte. Dabei herrſcht bei ihnen ein unbeſchreiblicher Schmutz; alles wimmelt von Ungeziefer. Der Chineſe iſt ferner ein geborner Schmuggler, beſonders des bei ihm ſo beliebten Opiums; er iſt von Natur aus mißtrauiſch und ſucht den Weißen zu übervortheilen wo immer er nur kann. Seine Kunſtfertigkeit hat er alsbald in der Falſchmünzerei verwendet; er genießt daher auch keinen Credit und erhält von den Weißen alles nur gegen ſofortige baare Bezahlung. Dabei iſt er ein wüthender Spieler. Der Chineſe kennt ferner keine Anhänglichkeit; mag er noch ſo lange einem Herrn gedient haben, ſo verläßt er ihn doch augenblicklich, ohne ihm vorher auch nur den Dienſt zu kündigen, ſowie er in Erfahrung gebracht hat, daß er anderswo einen höheren Lohn bekommen kann, mag dieſer monatlich nur einen halben Dollar mehr betragen. Von der Bedeutung, der Wichtigkeit und Heiligkeit des Eides, überhaupt von der Pflicht der Wahrhaftigkeit, beſitzt er kaum eine Ahnung; ſeine Gewiſſenloſigkeit im Ablegen von gerichtlichen Zeugniſſen grenzt an's Unglaubliche; er übertrifft hierin vielleicht ſogar noch den javaniſchen Malayen. Man hat die Gewißheit erlangt, daß ein chineſiſcher Zeuge für ein paar Silbermünzen von geringem Gehalte irgend etwas Beliebiges beſchwört. Die natürliche Folge iſt, daß die Chineſen immer einen ſehr ſchweren Stand haben, zu ihrem Rechte zu gelangen, wenn ſie ſich Weißen gegenüber in Streitigkeiten befinden, deren Schlichtung die Leiſtung des Eides erheiſcht. Ihre Begriffe von Recht und Geſetz ſind überhaupt höchſt ſonderbar. Von einem Familienleben kann unter den californiſchen Chineſen keine Rede ſein, da ſich nur außerordentlich wenige chineſiſche Frauen im Lande befinden, die nicht beſſer ſind als ihr Ruf. Sie werden geradewegs für die Laſterhöhlen des chineſiſchen Viertels in San Francisco importirt, und ſind nichts als Sklavinnen, die kaum anders als ein Stück Vieh behandelt werden. Gegen die Einfuhr von Chineſinnen widerſetzt ſich ganz Californien. Die ſchrecklichſten Megären des menſchlichen Geſchlechts ſollen nämlich noch reine Engel gegen die Chineſinnen ſein, die in der Heimat als gleichgültige, oft verächtliche Waare behandelt, keinen Begriff von Zucht und Sitte, von Moral und Weiblichkeit je gekannt haben. Die dortigen Zeitungen ſagen: „Eine Horde Chineſinnen iſt ſchlimmer als die Cholera.“ Die

Digitized by Google

Mehrzahl der Emigranten aus Hongkong scheint eben aus dem Abschaum der Bevölkerung zu bestehen, den man dort mit allen Mitteln auf diese Weise los zu werden sucht. Daraus erklärt sich auch der rasche Wechsel in den Bildern von sehr verschiedenem Charakter, welchen wir in den Schilderungen der Chinesen begegnen.

Daß aber die „heidnischen Chinesen" den Christen mitunter eine ganz gute Lection zu geben vermögen, beweist folgender Vorgang, den ein „christlicher" Bürger San Francisco's, sittlicher Entrüstung voll, Herrn Hepworth Dixon erzählte:

„Sie haben keine Vorstellung, wie unverschämt diese Schurken sind. Neulich, zur Regenzeit, als der Schmutz fünfzehn Zoll hoch auf der Straße lag, trippelte ein Chinese in violettem Atlaskleide über das Brett bei einer Straßenkreuzung. Einer unserer Bürger, den es ärgerte, diesen Schuft mehr gleich einer Dame als einem Handelsmanne herausgeputzt zu sehen, rannte ihm auf dem schmalen Bretterstege

Im Chinesenviertel von St. Francisco.

Digitized by Google

entgegen und gab ihm, als er stehen blieb und ihn anstarrte, einen kleinen Stoß, der den Mann in violettem Atlas in den Schmutz hinabspedirte. Die Menge die sich angesammelt hatte, ergötzte sich weidlich daran, wie der chinesische Heide in seiner Seide aus dem Schmutze heraskrabbelte. Allein diese Chinesen sind von einer unglaublichen Unverschämtheit. Der Mondgesichtige schüttelte sich den Schmutz ein wenig ab, zog Referenzen wie ein Mädchen und sagte, die würdigen Bürger, die umherstanden, sanft betrachtend, so laut, daß es jedermann weithin hören konnte: „Ihr Christen, ich Heide. Lebt wohl!“

Dixon entwirft ein schauderhaftes Bild des asiatischen Viertels in San Francisco, zu dessen Bevölkerung der „gelbe Mann“ jetzt schon nicht weniger als ein Siebentel stellt. Es ist rathsam, wenn man allein ist, sich nicht länger als bis 11 Uhr dort aufzuhalten und sich, da es von betrunkenen und nicht betrunkenen Strolchen jeder Art wimmelt, mit einer kleinen Waffe zu versehen; man thut natürlich viel besser, sich durch einen Freund einen der reichen chinesischen Kaufleute zum Begleiter zu verschaffen, mit dem man alsdann Zutritt in Lokalitäten hat, die ein Europäer allein nie betreten kann. Alles zu beschreiben, was man auf einer Wanderung durch dieses grausige Viertel zu sehen und zu hören bekommt, ist unmöglich, und die Feder kann nur ein ganz oberflächliches Bild davon entwerfen. Die Gassen sind schmutzig und viel zu enge für das dichte Gedräng unheimlicher, bezopfter Gestalten, die lautlos auf Filzschuhen daherschreiten und den neugierigen Fremden keines Blickes würdigen. Die hohen, häßlichen Häuser, schwach mit Papierlaternen beleuchtet, sind vollgepfropft von menschlichen Kreaturen, denen das Elend seinen Stempel aufgedrückt hat. Fast über jeder Thüre hängt eine Holztafel mit dem Namen irgend eines Götzen. Die Luft ist verpestet durch den abscheulichen Geruch, den das Rauchen von Opium und von mit Oel getränktem Tabak verursacht. Jedes zweite Haus ist eine Spielhölle, wo dem chinesischen Arbeiter allabendlich sein sauer erworbener Taglohn beim Würfelspiel wieder abgenommen wird. Auch andere Lasterbuden gibt es eine ganze Unzahl, an denen selbst ein Europäer nicht unbehelligt vorübergehen kann, so daß er froh ist, wenn er sich wieder in eine der breiteren Straßen hindurchgezerrt hat, wo nur Kaufläden und Wirthshäuser sind. Die Restaurants, in denen die reichen Chinesen ihren Thee schlürfen, sind mit ungewöhnlichem Luxus ausgestattet und von vielen Lampen hell erleuchtet. Ein paar purpurroth bemalte Damen in Gala mit kleinen, eingezwängten Füßen und mit einer ganz unmöglichen Coiffüre spielen die chinesische Laute und schnarren dazu eine Melodie durch die Nase zur Erheiterung der Gäste. So oft man auch die Promenade im chinesischen Stadttheil wiederholen mag, so wird man immer wieder Neues schauen und immer wieder andere interessante Beobachtungen machen. In Begleitung eines Polizeibeamten kann man auch die verborgenen Winkel und die unterirdischen Spelunken besuchen, in denen die niederste Classe Chinesen in kleinen erbärmlichen Räumen in ganz unglaublicher Zahl wie Schafe zusammengepfercht ihre Nächte zubringen, und wo die verschiedensten Verbrechen ungerügt verübt werden; denn wie sollten die Behörden ihre Macht in diesen dumpfen dunkeln Löchern geltend machen, wenn sie nicht einmal im Stande sind, in den Straßen und Gassen den Pöbel im Zügel zu halten. Ein einziges Beispiel möge erläutern, wie die Chinesen selbständig schalten und walten und wie machtlos die Polizei ihnen gegenüber steht. Am hellen Tage auf offener Straße wurde ein Mann von einem Rachsüchtigen erschossen; ein Schutzmann war im nächsten Augenblick zur Stelle, aber der Mörder war entwischt, und Alles war vergebens, desselben habhaft zu werden. Plakate in englischer Sprache wurden im ganzen Viertel angeschlagen, worin 500 Dollars Belohnung ausgesetzt waren für Beibringung des Verbrechers; aber kaum waren sie angeklebt, als auch schon neben jedem derselben ein chinesischer Zettel den Angeber mit unvermeidlichem Tod bedrohte und die Folge war, daß der Thäter der Strafe entging. Nun konnte man allerdings diejenigen bestrafen, welche die chinesischen Zettel angeschlagen hatten, aber wer sollte sie ermitteln? auch hier würden sicherlich alle Versuche gescheitert sein. In neuester Zeit werden übrigens große Anstrengungen gemacht, dem Uebel abzuhelfen und man hat ganz richtig damit angefangen, festzusetzen, wie viel Menschen in einem gewissen Raume wohnen dürfen. Der Besitzer des Globe Hôtel, ein Gasthaus, in welchem alle Neuankömmlinge vom himmlischen Reiche untergebracht werden, wurde um mehrere hundert Thaler gestraft, er hatte in seinem Hôtel mehr als

Digitized by Google

2000, sage Zweitausend Menschen logirt, in einem Raum, in welchem mit Fug und Recht nicht mehr als 300 untergebracht werden konnten; der erfinderische Wirth bindet seitdem seine Gäste auf Bretter fest und hängt sie bei Nacht zum Fenster hinaus.

Bei Weitem der größte Theil der in Amerika lebenden Chinesen sind nicht viel mehr als Sklaven; wenigstens läßt sich bis jetzt zwischen einem freien Einwanderer und einem importirten Chinesen, den man mit dem Namen Kuli bezeichnet, die Grenze nur sehr schwer ziehen. Weitere Aufschlüsse über die Lage der chinesischen Einwanderer gewährt der Bericht des ad hoc eingesetzten Ausschusses an den gesetzgebenden Körper Californiens. Dieser Bericht vom 3. Februar 1870 constatirt folgende Thatsachen:

1) „Die Chinesen im Staate vermehren sich durch Importation rascher als sich die weiße Bevölkerung vermehrt.

2) Diese Leute sind unter einer so absoluten und vollkommenen Herrschaft, als es je eine gegeben hat, und diese Herrschaft ist ganz unabhängig von der californischen, spottet derselben und der der Vereinigten Staaten. Sie wird durch die sogenannten „Sechs Compagnien" ausgeübt und ist in der That „ein Staat im Staate." Sie hat ihre Beamten, Gerichte und Henker zur Ausführung der Urtheile. Es ist von den Polizeibehörden von San Francisco bewiesen worden, daß wiederholt Individuen in chinesischen Gefängnissen eingekerkert worden, gepeitscht, gepfrügelt und sonst mißhandelt, oder ihr Eigenthum confiscirt auf Befehl dieses chinesisch-californischen Goverments; ja, es ist kein vernünftiger Grund zum Zweifel daß bereits die Todesstrafe auf den Befehl dieser Behörden häufig verhängt worden ist.

Die regulären Staatsbehörden sind bisher ihrer Unkenntniß der chinesischen Sprache wegen außer Stande gewesen sich in diese tyrannische, außerordentliche und ungesetzliche Organisation einzumischen.

3) Soweit man nachkommen kann, sind volle neun Zehntel der Chinesen in Californien Kulis, d. h. Sklaven in jedem Sinne des Wortes, so sehr Sklaven wie früher die Neger in den Carolinas und Georgien. Sie verdingen sich an ihre reichen Herren in China, um für dieselben in Californien eine Reihe von Jahren zu dienen, und zwar für 5 Dollars den Monat, während der Herr alle Auslagen der Einfuhr und Unterbringung hier bestreitet und der Rücksendung nach China — todt oder lebendig, nach Ablauf der Dienstzeit. Diese nach chinesischem Recht vollzogenen Gebräuche werden in Californien ganz so unbedingt erzwungen als in China. Es ist ein so vollkommenes Sklavensystem als irgend eines, vorausgesetzt daß es nicht durch amerikanisches Recht zerstört wird.

4) Es gibt im Staate etwa 3000 Chinesinnen. Nach Angaben von in China wohnenden Amerikanern und englischen Zeitungen in China, sind wir im Stande, zu versichern, daß ein großer Theil davon, wenn nicht alle, aus ihrer Heimath entführt und hierher zum unheiligsten aller Zwecke verschifft worden sind. Nach einem Zeugniß des Polizeichefs in den Hauptstädten dieses Staates dürfen wir geradezu behaupten, daß diese Frauen an den Meistbietenden versteigert werden, als wären sie Schafe oder Rinder. Es ist nicht einmal der Schatten eines Contracts mit ihnen vorhanden. Sie werden gekauft und verkauft ganz ungestraft, wie rechtmäßige Waaren. Die reguläre Polizeimacht, soweit wir finanziell sie zu erhalten im Stande sind, ist ganz machtlos diesem Menschenschacher gegenüber, der allen den theuersten Grundsätzen und Ideen unserer Selbstregierung selbst mehr in's Gesicht schlägt, als es der ehemalige afrikanische Sklavenhandel that.

Im Jahre 1870 lebten 63,196 Chinesen (wovon 12,000 in San Francisco) in ganz Nordamerika; darunter nur 3766 Frauen. Seither hat die Einwanderung stetig und gewaltig zugenommen; schon in den ersten Monaten 1873 waren bereits etwa 10,000 in San Francisco angekommen und ein californisches Blatt glaubte annehmen zu dürfen, daß etwa 90,000 solcher Einwanderer in dem genannten Jahre ankommen werden. In den letzten Jahren sind nun die Chinesen, bislang nahezu ausschließlich auf die pacifischen Staaten beschränkt, in ziemlicher Anzahl nicht nur in den südlichen Baumwollengebieten, sondern auch in den östlichen, nämlich in dem Neuenglandstaate Massachusetts aufgetaucht. Die Frage nun, ob diese zahlreiche Einwanderung von Chinesen schädlich oder nützlich sei für Amerika, hat in der jüngsten Zeit die transatlantische Presse vielfach beschäftigt. In

Digitized by Google

San Francisco und Sacramento sind Tausende von Weißen beschäftigungslos, verzehren ihre letzten Ersparnisse, und blicken mit Bangen in eine ungewisse Zukunft, während ihre verlassenen Stellen von Kulis eingenommen werden, deren mit jedem China-Dampfer Hunderte ankommen. Die Cigarrenfabrikation ist beinahe gänzlich in chinesischen Händen; die Metzgerei und Bäckerei, dann die niederen Handlangerdienste zum großen Theil; Schneidern, Schustern, Uhrmachern u. s. w. machen sie schon lebhafte Concurrenz, deren Erfolg bei der unglaublichen Bedürfnißlosigkeit der Kulis außer Zweifel steht. Unter diesen Umständen ist die „Chinesenfrage" für alle Schichten der Bevölkerung eine brennende geworden.

Schließlich sei noch erwähnt, daß seit Ende der sechziger Jahre neben den Chinesen auch noch eine japanische Colonie in Californien besteht. Ein Deutscher, Namens Schnell, der viele Jahre in Japan ansässig war, kam nach San Francisco, um in Californien eine japanische Kolonie nach dem System der Cooperativ-Genossenschaften zu gründen, um die Thee- und Oelpflanze, den Wachs- und Maulbeerbaum anzubauen und die Seidenfabrikation zu betreiben. Schnell erwarb in der Grafschaft Eldorado einen bedeutenden Landstrich, und die unverzüglich dort eingepflügten Sämereien sind, einschließlich der Theepflanze, vortrefflich angeschlagen, obwohl für letztere namentlich die Jahreszeit nichts weniger als günstig war. Schon im nächsten Jahre konnte eine kleine Theeernte stattfinden, die ein Urtheil über die Qualität des neuen Produkts ermöglicht. Hr. Schnell ist der Ansicht, daß das Klima Californiens mit seinen Gebirgen der Cultur der Theestaude weit günstiger sei als Japan. Auch die dreijährigen Maulbeerbäume, welche die Colonisten aus Japan mitgebracht, machten sich in der kurzen Zeit ganz ausgezeichnet, und 1870 beabsichtigte man auch Reispflanzungen anzulegen. Seither haben wir von dem Gedeihen dieser japanischen Colonie nichts weiter vernommen.

§. 14. Die Indianer.

In den Censusziffern ist nicht die ganze Zahl der im Gebiete der amerikanischen Republik lebenden Indianer mit inbegriffen, sondern nur 25,731. Solche, die sich feindlich gegen die Regierung verhalten, hat der Ausweis nicht aufgenommen, ebensowenig jene, welche auf das Territorium Aljaska entfallen und die man auf 75,000 schätzt. Nach der seinerzeit dem Congresse eingeschickten Mittheilung des Commissärs Parker beträgt die Gesammtzahl der in den Vereinigten Staaten lebenden Indianer 378,577, doch fehlen uns alle Mittel, um die Basis dieser Angabe zu prüfen, die uns etwas zu hoch ge-

Digitized by Google

griffen erscheint. Unsere Tabelle führt in alphabetischer Ordnung die Namen aller heute noch lebenden Stämme mit ihrer Kopfzahl und ihren Wohnorten auf.

Unter den Indianern sind zwei große Kategorien zu unterscheiden: solche die seßhaft sind und Ackerbau treiben, und jene welche vom Erträgnisse der Jagd leben. In den Vereinigten Staaten ist strenge genommen nur die zweite Kategorie vertreten; wenigstens gab es zur Zeit der Ankunft der Weißen in Nordamerika nirgends Indianer in dauernder Seßhaftigkeit, die gleich ihren Stammesbrüdern in Central- und Südamerika zu einem geordneten Staatswesen fortgeschritten gewesen wären. Seither haben allerdings die Civilisationsbestrebungen der Weißen und namentlich der Missionäre einige indianische Stämme in einen Zustand gewisser Scheincultur überführt. Eine ethnologische Eintheilung der verschiedenen Stämme stoßt auf große Schwierigkeiten, und ist eine solche, allgemein befriedigende, noch nicht gefunden. Man darf aber wohl im Allgemeinen drei große Gruppen von Indianern unterscheiden, je nachdem sie die pacifischen, die atlantischen oder die neumexicanischen Gebiete bewohnen. Zur ersteren oder columbischen Gruppe rechnen wir die Stämme im W. der Rocky Mountains, worunter die Flatheads (Flachköpfe) und Nez percés (durchbohrte Nasen) die bekanntesten sind. Im O. der Felsengebirge bis zur Atlantischen Küste hausen jene Stämme, deren Namen durch ihre häufigen Kämpfe mit den Europäern bekannt geworden; hier treffen wir die Algonkin-Lenape, die Delawaren, Irokesen, Sioux oder Dacota, Assiniboins, Winebagoes, Blackfeet (Schwarzfüße), Pawnees, Cherokees, Seminoles u. s. w. Die neumexicanische Gruppe endlich umfaßt in der Gegenwart jene Wüstenräuber, worunter die Apaches und Comanches die gefürchtetsten sind.

Indianerinnen im Canoe.

Diese Indianerbevölkerung ist in stetiger Abnahme begriffen, welcher auch die Civilisation keine Schranken setzt. Die Cherokees (14,000), die Creeks (12,294), die Choctaws (12,500) und die Chickasaws (4500), welche das Indianer-Terri-

Digitized by Google

torium bewohnen und sich in Folge der von ihnen angenommenen civilisirten Lebensart in guten Umständen befinden, unterscheiden sich von den von der Jagd lebenden Indianern nur darin, daß ihre Abnahme nicht mit derselben Schnelligkeit vor sich geht, wie die der wilden Indianer. Die Tage der in den Vereinigten Staaten lebenden Indianer sind offenbar gezählt. Trotz der neuen Stämme, die durch Erwerbung von Texas, Neu-Mexico, Californien und Aljaska zu den Vereinigten Staaten geschlagen sind, ist die Gesammtzahl der Indianer jetzt nicht größer als die Zahl der im Jahre 1845 in dem damaligen Gebiete der Vereinigten Staaten lebenden. Die Wahrheit ist nämlich, daß nicht „selbst die Civilisation" ihrer Abnahme keine Schranken setzt, sondern die Civilisation eben diese Abnahme verursacht, denn mehr oder weniger stemmen sich alle Indianer hartnäckig gegen dieselbe. Der rothe Mann will von der Cultur der Blaßgesichter, die in sein Land gekommen sind, absolut nichts wissen und deßhalb muß er untergehen. Die Rothhäute erliegen übrigens nach und nach nur jenem Naturgesetze, nach welchem auch die Raubthiere dort verschwinden müssen, wohin die Frieden, Wohlstand und geregelte Verhältnisse fördernde Cultur bringt. Und wahrhaftig Raubthiere sind diese Indianer, man kann sie füglich nicht anders bezeichnen. So wenig es möglich ist, den Wolf derartig zu zähmen, daß die Blutgier nicht mehr in ihm erwacht, so wenig kann es gelingen, den Indianer zu civilisiren, ihm Geschmack für die geregelte Thätigkeit eines betriebsamen Staatsbürgers beizubringen, ihn überhaupt als Arbeiter oder Landbebauer dauernd an die Scholle zu fesseln. Man findet freilich vereinzelte kleine, sogenannte Indianer-Colonien in der Nähe des Michigan- und Erie-Sees und auch anderswo in der Union, aber die Leute, welche sich dort niedergelassen haben und nach Art der kaukasischen Race den Boden cultiviren, sind Mischlinge, in deren Adern das indianische Blut nicht mehr den Hauptbestandtheil bildet. Die unverfälschte Rothhaut aber folgt nur dem unabweisbaren Instinkte, der sie zum Nomadenthum treibt, und dieser Instinkt nöthigt sie zum Vernichtungskampf gegen die Pioniere der Cultur, die langsam, aber sicher und erfolgreich vorwärtsdringen und die wüsten Jagdgebiete der Urvölker Nordamerika's der allgemeinen Wohlfahrt dienstbar machen.

Einige keineswegs mit zahlreicher Mannschaft versehene kleine Forts in jenen riesigen Prairien, welche sich vom Missouri bis zu den Rocky Mountains und weiter bis nach den Sierra-Nevada-Bergen ausdehnen, reichen jedoch nicht hin, die rothen Barbaren im Zaume zu halten und die zum Stillen Ocean führenden Hauptverkehrsstraßen zu decken. Auf diesen über den weiten Continent laufenden Straßen ereignen sich hauptsächlich jene Gewaltthätigkeiten, welche

Digitized by Google

Auswanderer
von Indianern überfallen.

einen ſicheren Durchzug von Paſſagieren und Gütern verhindern. Die Indianer, welche in dieſen Gegenden hauſen, ſind reichlich mit Proviſionen, Ponies, Büffelfleiſch und Fellen verſehen. Sie folgen den in den Prairien graſenden Büffelheerden im Sommer nach dem Norden, zu den Gebieten zwiſchen dem White River und Yellowſtone, im Winter nach dem Süden zum Republican, Fork und Arkanſasfluſſe, den Platte, die Ueberlandſtraße und die wüſten Einöden durchkreuzend. Und indem ſie dieſe Poſtſtraßen paſſiren, begehen ſie ihre Barbareien an Emigranten, Handelsleuten, Anſiedlern, brennen ſie die Farmen nieder, ſtehlen Hornvieh, Maulthiere und Pferde, zerſtören Poſtſtationshäuſer. Dieſe Indianer gehören meiſt den vereinigten Banden der Sioux, Kiowas, Chevances, Arapahoes, Crows und Comanches an, diebiſche, verrätheriſche, grau-

Digitized by Google

same Stämme, welche von jeher den „Blaßgesichtern“ feindselig waren und es auch wohl so lange bleiben werden, bis die letzten ihrer Glieder den letzten Athemzug verhaucht haben. Seit Beendigung des Bürgerkriegs sind diese Rothhäute gefährlicher als je geworden, und namentlich vor einigen Jahren wütheten sie, ohne von den Weißen dazu provocirt worden zu sein, mit bestialischer Grausamkeit, tödteten ganze Familien, überfielen Auswandererzüge, beraubten und vernichteten wiederholt die Post der Vereinigten Staaten.

Solchen Thatsachen gegenüber sind alle philanthropischen Bedenken thöricht, welche von Zeit zu Zeit im Congresse zu Washington laut werden, sobald dort eine Motion energische Maßregeln gegen die braunen Barbaren des W. verlangt, und es ist zu beklagen, daß die Regierung nicht längst die Angelegenheit durchgreifend in die Hand genommen hat. Allein die Politik der Vereinigten Staaten gegen die Indianer war und ist eine durchaus verkehrte. Die Regierung hat nämlich fast mit allen Indianerstämmen Verträge abgeschlossen und liefert ihnen, um sie in Frieden zu erhalten, Rationen, Kleider, Decken und sonstige Bedürfnisse. Diese Verträge sind aber nichts als ein Mittel, den Indianern Sand in die Augen zu streuen.

„Die Regierung, die von vornherein die unumschränkte Herrin alles auf der Karte als zu den Vereinigten Staaten gehörigen Gebietes zu sein beansprucht, verhandelt trügerischer Weise mit diesen Indianern, wie mit unabhängigen Nationen, und schließt mit ihnen „Verträge“, darauf berechnet, den Indianern die Meinung beizubringen, die reservirten Territorien seien wirklich ihr unabhängiges, souveränes Besitzthum, während es den Herren in Washington gar nicht einfällt, ihrer weißen Bevölkerung die vertragsmäßige Anerkennung eines solchen fremden Staatswesens im Staate auch nur anzuzeigen. Der heuchlerische Humbug dieses von den humanen Quäkern, Agenten und Herren im Osten, und nicht von den westlichen Raufbolden und Grenzstrolchen in Scene gesetzten „infamen Treibens“ besteht einfach darin, daß die Centralregierung nicht die Aufrichtigkeit besitzt, den Indianern ohne weiteres die wahre Sachlage klar zu machen: „daß der Conflict leider nothwendig, und sie (die Indianer) am Ende unterliegen müßten, so lange und so tapfer sie auch ihre Gegenwehr fortsetzen mögen.“ Statt im Einklang mit dieser Wahrheit eine Politik anzunehmen, die das unvermeidliche Ziel allmälig, sicher und im regelmäßigen, friedlichen Verlaufe zu erreichen im Stande, schließt sie trügerischer Weise mit den Indianern einen „Vertrag“ genannten faulen Frieden, dessen Bedingungen um deßwillen gänzlich unhaltbar, weil sie der erwähnten „Nothwendigkeit“ eben widersprechen und dem unwiderstehlichen Vordringen der weißen

Digitized by Google

Race, die sich als unumschränkte Herrin ihrer Nationaldomäne für berechtigt hält, irgendeinen Theil derselben zu ihrem Ziele zu machen, unhaltbare Schranken anlegen mußten." (Becker. Die hundertjähr. Republik. S. 102.)

Im Jahre 1825 wurde vom Congresse der Vereinigten Staaten beschlossen alle östlich vom Mississippi befindlichen Indianer nach und nach über die westliche Grenze der Staaten hinaus im jetzigen Indian Territory und weiter nördlich für immer anzusiedeln, und die Aufrechterhaltung der abgeschlossenen Verträge durch eigene Superintendenten und Agenten überwachen zu lassen. Die Indianer fügten sich theils freiwillig, theils gezwungen. Mit einigen kam es zu blutigen Kriegen. Nach einem Beschlusse des Congresses vom 30. Juni 1851 ist die Oberaufsicht über die gesammten Indianerangelegenheiten unter dem Departement des Innern einem eigenen Indian Office übertragen, welchem ein Commissioner of the Indian Affairs vorsteht. Unter demselben stehen vier Superintendents, deren Sprengel die Northern, Central, Southern und Minnesota Superintendency heißen. Im Jahre 1867 ward neuerdings eine Commission zur Ordnung der Indianerangelegenheit vom Congreß und vom Präsidenten bestimmt. Ihre Hauptaufgabe bestand darin, ein Terrain aufzusuchen, welches — bis jetzt nicht von Weißen bewohnt und von den verschiedenen Eisenbahnen entfernt — groß genug ist, um sämmtliche Indianerstämme des fernen Westens aufzunehmen. Dies Gebiet soll auf immer ihr Eigenthum bleiben und nur mit ihrer Einwilligung von Weißen — außer Regierungsbeamten — betreten werden. Während der ersten Jahre sollen die Stämme dort auf Kosten der Regierung unterhalten werden. Die Commission soll Alles aufbieten, um die Indianer zur freiwilligen Uebersiedlung zu veranlassen, ihnen Geschmack für den Landbau und andere Künste des Friedens beizubringen, und dabei soll ihnen durch Lieferung von Webstühlen, Maschinen u. s. w. jeglicher Beistand geleistet werden. Der Plan leidet zwar an gewissen Mängeln. Es kam vor allen Dingen darauf an, ob die Stämme sich unter einander vertragen könnten, ob es möglich wäre, Kriegen unter ihnen vorzubeugen und Reibereien zwischen ihnen und den weißen Nachbarn, die wiederum zum Kriege führen müßten, zu verhindern. Doch ward das Projekt ausgeführt. Späteren Nachrichten zufolge waren die Indianer eifrig mit der Organisation ihrer Verwaltung beschäftigt und verspricht man sich von der Organisation des Indianer-Territoriums die günstigsten Resultate.

Ueber den neuesten Stand der Dinge im Indianer-Territorium liegen uns aus dem Jahre 1873 folgende Mittheilungen vor: Die „Nation der Cherokees" im Indianer-Territorium bildet etwas mehr als den vierten Theil der 60,000 dort wohnenden halbcivilisirten Indianer. Sie zählen 18,000 Köpfe und haben jetzt

Digitized by Google

noch eine Reserve von 3,844,712 Acker im nordwestlichen Theile des Territoriums, östlich vom 96. Längegrad; ferner besitzen sie einen Strich Landes, 50 Meilen breit, an der Südgrenze von Kansas. Auf diesem kann die Bundesregierung zufolge Vertrag von 1866 freundliche Indianer-Stämme ansiedeln, wenn sie einen gehörigen Preis für die Ländereien zahlt. Ursprünglich wohnten die Cherokee's in den Gegenden, wo jetzt die Staaten Georgia, Tennessee und Nord-Carolina sind, und wurden zufolge von Verträgen nach ihrem jetzigen Wohnort 1817 und 1835 gebracht. Es ist ihnen zugestanden, daß sie ungestört im Besitz des Landes, in ihrer Ansiedlung und der Verwaltung ihrer Angelegenheiten bleiben, und daß sie Bürger der Vereinigten Staaten werden sollen, sobald sie dies selbst verlangen. Sie haben sich eine eigene Regierung eingesetzt mit einer Nationalverfassung und Nationalgesetzen; sie haben Bücher in ihrer Sprache, eigene Kirchen, Schulen, Akademien, Gerichte 2c., und sind offenbar die gebildetsten und civilisirtesten Indianer im Lande, und doch fehlt noch viel, um sagen zu können, daß sie wirklich civilisirt wären. In 1859 wurden ihre Verfassung und deren Nebengesetze durch den Druck veröffentlicht; sie enthalten viel Gutes und sind im Allgemeinen in einfacher und etwas roher Form abgefaßt. Die Verfassung ist vom Jahre 1827 und bezeichnet als ihren Zweck: Gerechtigkeit, Aufrechthaltung der Ordnung, Beförderung der allgemeinen Wohlfahrt und Sicherung der Freiheit. Nur Cherokee-Indianer sollen Bürger sein; Neger sind ausgeschlossen und Abkömmlige von Negern väterlicher- oder mütterlicherseits können zu keinen Staatsämtern erwählt werden. Nur Personen, die an einen Gott glauben und an eine Belohnung oder Bestrafung nach dem Tode, können Beamte sein. Der Proceß durch Geschworene ist garantirt, die Erziehung durch Schulen als eine Hauptaufgabe hingestellt, die Ehe heilig erklärt und Weißen, die im Territorium leben, verboten, mehr als ein Weib zu haben. Andere interessante Bestimmungen sind, daß der Mann nicht über das Eigenthum der Frau verfügen kann; Zeitungs-Herausgeber dürfen keine Mittheilungen machen, die zu persönlichem Scandal führen; die Waisen der Nation erhalten eine öffentliche Erziehung. Ehescheidungen sind durch ein Gesetz von 1847 ziemlich erschwert. Die Polizei der Nation besteht aus den „leichten Reitern," welche alle Mörder und Brandstifter einzufangen haben. Die Nation hat 500 Holzhäuser und 3500 Loghütten. In 1872 zogen sie 2,925,000 Büschel Welschkorn, 97,500 Büschel Weizen, ebenso Hafer und 80,000 Büschel Kartoffeln. Das ist jedenfalls mehr, als 18,000 Menschen im Jahr verzehren können, und es bleibt zur Ausfuhr noch genug übrig. Ihre Viehzucht ist bedeutender als ihr Ackerbau; sie ziehen Rindvieh und Schweine, Pferde in Menge und namentlich sehr viele Schafe. Sie haben jetzt sechzig Schulen in voller Thätigkeit, die sehr gelobt werden, und ein Waisenhaus, das erst im vorigen Jahre durch Gesetz des Nationalraths errichtet wurde. Durch ihre Verträge kamen sie nicht in den Besitz von Capitalien, aber von Vereinigten Staaten Bonds im Belaufe von 1,633,627 Dollars, welche der Bundessecretär des Innern für sie verwaltet. Was die anderen Stämme im Indianergebiet betrifft, so bilden die Choctaws und die Chickasaws eben solche Nationalverbände mit eigener Verwaltung, wie die Cherokee's. Die Choctaws sind 16,000 Köpfe stark und haben eine Reserve von 6,688,600 Acker im südwestlichen Theile des Gebiets, und die Chickasaws sind 6000 an Zahl, denen 4,377,000 Acker gehören, die westlich an das Land der Choctaws grenzen. Die Creeks, welche ursprünglich in Alabama und Georgia wohnten, sind 12,295 Köpfe stark und besitzen 3,215,498 Acker im östlichen und mittleren Theile des Gebiets — sie sind gegen die obenerwähnten „Nationen" zurück, sollen sich jedoch rasch cul-

Indianerwigwam.

Digitized by Google

tiviren. Innere Wirren wirkten störend bei ihnen, und es mußte eine Untersuchungscommission vom Departement hingeschickt werden. Die kleineren Stämme sind: die Seminolen (2398) mit 200,000 Acker; sie ergriffen irrthümlich Besitz von Land, das noch den Cherokees gehört, worüber viel Verwirrung entstand. Eine Anzahl derselben ist von Florida hergebracht, wo sie jahrelangen Krieg führten. Die Senecas (214) und Pawnees (90) mit 44,000, respective 24,960 Acker. Sie sind gute Bauern. Die Gnapaws, 240 Köpfe, sind die eigentlichen Eingeborenen dieser Gegend, und haben 104,000 Acker in der Nordostecke des Territoriums inne, sind jedoch sehr arm. Die übrigen kleinen Stämme sind die Ottawas, Peorias, Kastaskias, Weas, Plankeshaws und Wyandottes, die jeder nur einige hundert Köpfe zählen. Die Potawatomies gaben ihr Gebiet 1861 auf, wurden Bürger der Vereinigten Staaten und zogen in das Territorium, 1,600 Köpfe stark, und erhielten 30 Quadratmeilen. Später erhielt jede Familie 160 Acker, und jeder Einzelne, über 21 Jahre, 80 Acker. Zahlreichere Stämme sind ferner noch die Sacs und Foxes, die 483,840 Acker haben; die conföderirten Kiowas, Comanches und Apaches, mit 3,549,440 Acker, sie sind noch ganz uncultivirt und haben höchstens 100 Acker Land angebaut im südwestlichen Theile des Territoriums. Und eben so wild sind die Arrapahoes und die Cheyennes. Diese letzteren Stämme treiben sich zum Theil südlich vom Indianer-Gebiet in Texas, New-Mexico und Arizona umher. Die Apaches sind namentlich dort zahlreich und dem Bau der südlichen Pacific-Bahn sehr hinderlich. Nennt man nun noch die Wasitas und die ackerbautreibenden Caddous und Delawares, so hat man alle Stämme, welche in dem Indianer-Gebiet hausen. Alle obengenannten Stämme beziehen entweder Jahrgelder oder jährliche Unterstützungen von der Regierung. Von den in Californien ansässigen Indianern vernahmen wir schon vor mehreren Jahren, daß sie durch den übermäßigen Genuß von Rum und verschiedene andere Krankheiten nach und nach aussterben und in zwanzig Jahren keiner mehr von ihnen existiren wird.

Die Ausrottung der Rothhäute wird übrigens ganz systematisch und geschäftsmäßig betrieben. Die in den noch von Indianern durchschweiften Gebieten liegenden Ansiedlungen der Weißen ernähren sich vornehmlich vom Verkaufe des „Feuerwassers" an den rothen Mann, der wie die meisten Naturkinder leidenschaftlich diesem Getränke ergeben ist, welches seine physische Constitution von Grund aus zerstört. Gehen aber einmal die Geschäfte schlecht, so fängt man wohl auch mit den benachbarten Indianern Streit an, den man bald zu einem Indianerkriege aufzubauschen versteht. Kommt es mit einem solchen vom Zaune gebrochenen Streite einmal wirklich so weit, so haben die Weißen, welche natürlich die Lieferungen für die Armee zu besorgen haben, das höchste Interesse daran, daß der Krieg ja nicht zu bald zu Ende gehe und ihnen damit die gute Gelegenheit zu ausgezeichneten Geschäften voreilig verkümmert werde.

Trifft für viele der verderblichen Indianerkriege die Schuld die Weißen, so führt doch andererseits das Naturell des Indianers selbst unstreitig zu zahlreichen Conflikten. Wir lernen den nordamerikanischen Indianer als einen eigenartigen Menschen erkennen, der anders fühlt und anders denkt als wir, der das Leben der europäischen Cultur in Folge seiner Racenanlage schlechterdings gar nicht erfassen und begreifen kann. Unter seinen Charakterzügen der für uns abstoßendste ist seine unmenschliche Grausamkeit. Von Ju-

Digitized by Google

gend auf gewöhnt ſich der Indianer, die größten körperlichen Qualen zu erdulden ohne die leiſeſte Klage zu äußern; ſein Gefühl für fremden Schmerz iſt völlig abgeſtumpft und das fremde wie das eigene Leben beſitzt in ſeinen Augen nur geringen Werth. Dieſe Geringſchätzung des Lebens iſt an und für ſich eines der größten Hinderniſſe für die Geſittung, welche eben dem Menſchenleben den höchſten Werth zuerkennt. Sie iſt es, welche auch die angeblich civiliſirten Indianer ſtets in die alten Gräuel zurückfallen läßt.

Ein Ausfluß dieſer Grauſamkeit des Charakters iſt die ſchändliche, nur bei den nordamerikaniſchen Indianern vorkommende Sitte des Scalpirens, oder Abziehens der oberen Schädelhaut am lebenden Menſchen. Faſt niemals überlebt ein Opfer dieſe furchtbare Operation, dennoch hat ſich dieſer Fall vor mehreren Jahren zugetragen und der Dulder, William Thompſon, ein Telegraphiſt an der Pacific-Eiſenbahnlinie, konnte erzählen wie das Scalpiren thut. „Mein Feind, berichtet er, nahm ſein Meſſer heraus, ſtach mich in den Hals, wickelte das Haar um ſeinen Finger und begann dann mit Sägen und Hacken meinen Scalp abzuziehen. Obgleich der Schmerz grauenhaft war, und ich Schwindel und Unwohlſein fühlte, ſo wußte ich doch recht gut, daß ich mich ruhig verhalten mußte. Nach ungefähr einer halben Stunde that er den letzten Schnitt am linken Schlaf, und da der Scalp noch ein Bischen hing, ſo gab er einen Ruck. Da dachte ich, ich müßte mein Leben aushauchen. Ich kann es Ihnen nicht beſchreiben. Ich fühlte gerade, als ob der ganze Kopf weg wäre. Darauf ſchwang ſich der Indianer in den Sattel und galoppirte davon. Aber wie er wegging, ließ er meinen Scalp wenige Fuß von mir entfernt fallen, welchen ich nun glücklich erlangte und verbarg."

Um dieſe erwſte Mittheilungen mit einigen erheiternden Zügen zu beſchließen, wollen wir noch zeigen, welche Streiche ſeine Natur dem „civiliſirten" Indianer zu ſpielen vermag. Es iſt wahr, die Cultur, die alle Welt beleckt, hat ſich ſogar auf die Indianer erſtreckt, das ſieht man deutlich an den papiernen „Vatermördern," welche die rothen Söhne der Wildniß gegenwärtig zur Schau tragen, wenn ſie die Städte der Bleichgeſichter beſuchen. Neulich, ſo erzählt ein amerikaniſches Blatt, ſtolzirte ein ſolcher rother Stutzer in den Straßen Watertowns, umher, der ſich gewiß nicht wenig auf ſein faſhionables Coſtüm einbildete. Er trug einen neuen ſeidenen Cylinderhut von tadelloſer Form, Mackinaw-Blanket, Leggins und Moccaſins und um den Hals, mit einem ſchwarzen Schuhbande befeſtigt, einen ſchneeweißen Papierkragen à la Byron. Blos eines fehlte, um ſein Coſtüm zu vervollſtändigen — er hatte kein Hemd an. Und dem vor einiger Zeit geſtorbenen Häuptling der Waſhoe-Indianer, Sun, widmete eine in Montana erſcheinende Zeitung folgenden Nachruf: Er war eine gute alte, rothe, doch ſehr ſchmutzige Haut. Er beſaß einen Magen, der alles vertragen konnte. Seine Achtung vor der Wahrheit war allgemein bekannt — er ging ihr immer aus dem Wege. Er hinterließ kein Teſtament. Sein Nachlaß beſteht in einem Paar Schuhen."

§. 15. Sociale Zuſtände.

Nachweislich hängen die ſocialen Zuſtände jedes Landes von dem Charakter des Volkes ab, denn jede Race beſitzt ihre beſonderen, ihr allein eigenthümlichen Begriffe über Sitte und Moral. Wo, wie in den Vereinigten

Digitized by Google

taaten, verschiedene Menschenstämme unter einander leben, kann es nicht fehlen, daß einerseits der radikale Gegensatz der Anschauungen zu heftigen Reibungen, andererseits aber die unausweichliche Blutvermischung auch zu einer Verquickung der sittlichen Begriffe führe, woraus natürlich ganz eigene sociale Zustände erwachsen. Schon oben ward erwähnt, wie in Nordamerika eine neue Racenbildung vor sich gehe und der Typus des Nordamerikaners immer mehr dem indianischen nähere. Es scheint aber, daß dabei das jeweilige europäische Element, welches in Verbindung mit dem indianischen tritt, ausschlaggebend ist, denn die Resultate dieser Vermischung sind ganz verschieden im W. und S., wo mehrentheils spanisches Blut vorherrscht, als im N. und O., wo Angelsachsen und germanische Stämme Fuß faßten.

Seit undenklichen Zeiten war es bei den Indianern Brauch, ihre Squaws (Weiber) zu kaufen; die Conquistadoren fanden sich sehr rasch in diesen Landesbrauch, nur daß sie dem Kaufen gemeinhin noch das Stehlen vorzogen. Die Kreuzung weißen und rothen Blutes brachte die Mestizen hervor. Nur gar Wenige dieser Race haben es zum Lesen und Schreiben gebracht. Kaum einer von zehn kann sich einer rechtmäßigen Herkunft rühmen, denn die weißen Männer verachten es, die Squaws zu ehelichen. Der Aberglaube umnebelt das wenige, was sie an Hirn besitzen. — In dem Bewußtsein, weder weiß noch roth zu sein, auch unter den Indianerstämmen keinen Platz zu haben, verachten sie den Stamm der Mutter so tief, als sie jenen des Vaters glühend hassen. Die Laster beider feindlichen Racen vermischen sich in ihnen: der Stolz und die Grausamkeit des spanischen Vaters mit der Trägheit und Ausschweifung der indianischen Mutter. Diese unselige Mischlingsrace hat in Californien ungleich mehr Unheil gestiftet, als die Rothhäute selbst. Je weiter jedoch die Cultur vorschreitet, Städte emporwachsen, Felder bebaut werden, um so weiter auch werden die Hybriden in die Wälder zurückgedrängt, um nur als Banditen aus demselben hervorzugehen. Aus ihnen recrutiren sich vorwiegend die „gefährlichen Menschenclassen" im „fernen Westen", welche bei den überhaupt verwahrlosten Rechtszuständen jener Gegenden ohnehin leichtes Spiel haben. Ganz charakteristisch dafür ist folgender wohlverbürgte Fall, der sich vor kaum einem Jahrzehnt in Neumexico zugetragen hat. Ein weißer Desperado mit den indianischen Spitznamen Cherokee Bill begegnete eines Tages einem völlig fremden Menschen, der ruhig seinen Geschäften nachging. Zur größten Ueberraschung seines Begleiters sagte Cherokee Bill plötzlich: „Ich fühle heute ein gewisses Bedürfniß, Jemanden niederzuschießen, und es würde mir Spaß machen, jenen Kerl in's Gras beißen zu sehen." Sagte es und schoß den armen Mann auf der Stelle nieder. Niemandem fiel es ein, Cherokee Bill wegen solcher Lappalie zu belästigen; erst viel später, fiel er der gerechten Strafe anheim, nachdem er noch zahllose andere Verbrechen begangen hatte.

Namentlich an der Grenze ist es eine allbekannte Erfahrung, daß Todtschlag eines Menschen für ein leichtes Vergehen gegenüber einem Rinderdiebstahl gilt, daher letzterer weitaus sicherer und mit größerer Strenge geahndet wird. Texas ist der an Viehzucht reichste Staat der ganzen Union, gewiß aber auch der gesetzlosefte, den je eine geordnete Regierung zu beherrschen vorgegeben. Den dortigen Viehzüchtern wird durch den sogenannten Comanche-Viehhandel großer Schaden zugefügt; dieser Handel besteht nämlich darin, daß die Indianer ihnen beträchtliche Partien Vieh wegtreiben, um sie an ihre weißen Helfershelfer in Neumexico zu verschachern, welche sie dann nach Colorado und Kansas treiben und dort mit enormem Nutzen verkaufen. Die Abhülfe gegen diesen diebischen Mißbrauch läge in der Hand der Regierung, welche bloß zu verbieten brauchte, daß Viehheerden anders als an gewissen bestimmten Stellen die Staats-Grenzen überschreiten, wo dann eigene Beamten die Lieferscheine abzufordern und zu untersuchen

Digitized by Google

hätten. Allein nichts von alledem geschah, und somit nahmen die bedrohten Viehzüchter selbst das Gesetz in die Hand, indem sie, unter der Oberaufsicht des selber wiederholt und arg geschädigten John Hitson aus Texas, eine bewaffnete und berittene Macht in's Leben riefen, die, nach ihrem Anführer, allgemein den Namen „Hitson-Cavallerie" führt. Ohne die geringste Befugniß haltet dieses schnellfüßige Corps Viehheerden, wo und wann immer es sie trifft, an, und wenn welche unter den Thieren eines der in ihrem Verzeichniß vorkommenden Brandzeichen tragen, — sie führen nämlich ein Register der Brandzeichen von mehr denn 300 einheimischen Viehzüchtern bei sich — verlangen sie die Vorweisung der Lieferscheine; sollten letztere aus irgend einem Grunde nicht völlig in Ordnung befunden werden, so bemächtigt sich Hitson's Cavallerie des dermaßen bezeichneten Viehs, und sobald auf diese Weise die Confiscationen eine ansehnliche Heerde ausmachen, wird letztere über die Grenze geschafft und verkauft: der Erlös fließt zur Hälfte in die Tasche der betreffenden Eigenthümer, zur Hälfte aber in jene der Erbeuter.

Obgleich dieser Einrichtung der Drang der Selbstvertheidigung zu Grunde lag, so ist doch leicht abzusehen, wie nahe der Mißbrauch liegt, und in der That vernimmt man häufig laute und bittere Klagen über letzteren.

In dem kleinen Städtchen Loma Parda verlangten einmal 4—5 Mann von Hitson's gefürchtetem Corps die Auslieferung einer Tags zuvor angelangten Heerde. Die Einwohner erklärten indeß, das Vieh sei das rechtmäßige Eigenthum ehrlicher und geachteter Händler, die sich vollkommen auszuweisen im Stande seien, und verweigerten die Auslieferung. Mit der Drohung, in verstärkter Zahl zurückzukehren, zogen die Reiter ab; sie hielten Wort, am folgenden Tage kamen sie mit beiläufig 40 ihrer Kameraden wieder, und schritten ungesäumt an die Festnahme des Viehs. Ein paar der angesehensten Einwohner versuchten Protest dagegen zu erheben; die Cavallerie schoß aber sofort deren zwei auf dem Fleck nieder, und dies verbreitete solchen Schrecken unter der Einwohnerschaft, daß alle übrigen sich in ihre Häuser zurückzogen und dieselben so lange nicht verließen, bis das sämmtliche Vieh fortgeführt war und die gefährlichen Gäste sich entfernt hatten.

Was war die Folge? Einzelne von der Schaar, welche allenthalben anders in völliger Freiheit umhergingen, wurden später innerhalb der Bezirksgrenze von Loma Parda aufgegriffen, und nach dem Landesgefängniß von Las Vegas, einem verhältnißmäßig stärkeren Gebäude als die meisten Grenzfesten, abgeführt. Der schwächste Punkt dieses Gefangenhauses besteht darin, daß der Kerkermeister bloß einen Monatsgehalt von 80 Mark, dazu noch in entwerthetem Papiergeld, bezieht. Selbstverständlich entflohen alle Haftlinge und gehen nun wieder so frei und offen umher, wie nur irgend ein ehrlicher Mann; höchstens vermeiden sie die Nähe von Las Vegas.

Und hiermit sind wir wieder bei einem Punkte angelangt, der uns einen trostlosen Einblick in die Rechtszustände oder wenigstens in die Handhabung der Rechtspflege im fernen Westen gewährt. Entweichungen aus amerikanischen Gefängnissen, und zwar unter den seltsamsten Umständen, gehören nämlich zur Tagesordnung. Namentlich an der Grenze sind die Kerker der bitterste Hohn auf eine Gefangenanstalt; jedes Kind könnte daraus entkommen, und in vielen Städten gibt es überhaupt keine Localität, um Uebelthäter in Gewahrsam zu behalten. Anderwärts würde ein solcher Mangel schwer empfunden werden; in den Staaten der Union ist aber selbst der Mord ein bürgschaftsfähiges Verbrechen, und so ereignet es sich häufig, daß ein aus diesem Grunde verurtheilter Verbrecher angewiesen wird, nach seinem Wohnorte oder dessen Nähe zurückzukehren, und sich dort umzusehen, ob er irgend eine Haftunterkunft zu finden vermag. Au jenen, die kein Gefängniß haben, geht der Missethäter frei, jedoch unter Aufsicht eines bewaffneten Mannes umher, der ihn weder bei Tag noch bei Nacht verläßt; gleichwohl ein armseliger Ersatz für eine Kerkerhaft!

Ueberhaupt darf der völlige Mangel oder die Lahmlegung jedweder rechtlichen Autorität als eines der charakteristischen Merkmale, zugleich wohl auch als eines der traurigsten Kennzeichen der westlichen Grenzgebiete bezeichnet werden. In der Regel wird zwar nach Vollbringung einer Missethat eine Art Verhör abgehalten, allein der Ausgang desselben läßt sich allemal mit der größten Bestimmtheit voraussagen. Dies gilt nicht minder von höheren Gerichtshöfen, so daß man mit dürren Worten behaupten kann, es sei noch niemals ein Mörder in New-

Digitized by Google

Mexico auf gerichtlichem Wege gehenkt worden. (Chambers' Journal Nr. 538 vom 18. April 1874 S. 244—247.)

Weitaus günstiger lauten die Beobachtungen, welche im O. und besonders im N., namentlich in Canada, über die Mischungsverhältnisse zwischen Indianern und Weißen gemacht wurden. Prof. Wilson zu Toronto gelangt zu dem Schlusse, daß man zu viel von Ausrottung und zu wenig von Aufschlürfung der Indianer spricht; er beweist, daß ein großer Antheil rothen Blutes von den weißen Eindringlingen aufgenommen wurde und die Spuren desselben in allen Classen der amerikanischen Gesellschaft weit verbreitet sind. Ja, es ist sogar schwer, einen reinen Indianer zu finden; das Halbblut aber, welches gegenwärtig die alten Besitzer des Bodens darstellt, besitzt nach Wilsons Behauptung treffliche Anlagen und wird zugleich allmählig zur festen Niederlassung und Annahme eines gesitteten Lebenswandels gezwungen. Daraus ergibt sich als letzte Folgerung die Bildung einer homogenen Race, welcher zweifelsohne mancher Charakterzug des Weißen, wohl aber auch unverkennbare Züge ihrer rothhäutigen Ahnen anhaften werden. Eine solche ethnische Vermischung ist überall dort unausweichlich, wo eine Race von einem schon bevölkerten Gebiete Besitz ergreift; Leute, welche schwere Arbeit verrichten, können in der Regel ihre Weiber nicht mitnehmen. Auch Hepworth Dixon zeigt uns, wie diese Verhältnisse naturnothwendig zum Entstehen einer Mischrace führen, und wenn er über letztere nicht so günstig urtheilt wie Prof. Wilson, so erklärt sich dies wohl einfach dadurch, daß in den Adern der canadischen Halbblutmenschen durchschnittlich ein viel höherer Procentsatz weißen als rothen Blutes fließt. Sei dem aber wie immer, es steht unerschütterlich fest, daß eine homogene Mischlingsrace das Endergebniß des ethnischen Processes in Nordamerika ist, und daß die Vereinigten Staaten dieser Homogeneität mit Hast entgegeneilen. Einen Beweis für diese allmählige Umbildung des Volkes liefert zudem die Sprache der Nordamerikaner.

Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, findet in den öffentlichen und socialen Zuständen der amerikanischen Republik Manches seine naturgemäße Erklärung, was sonst den Europäern äußerst befremdlich erscheinen müßte.

Hierher gehört vor Allem eine gewisse Rohheit des Charakters, welche auch in Osten sich fühlbar macht und in der allgemeinen, immer mehr um sich greifenden Unsicherheit an Leib und Leben Schuld trägt. Es vergeht fast kein Tag in New-York, wo nicht Pistole oder Messer ein Menschenleben gefährdet oder wo ein harmloser Streit mit der Ermordung eines Menschen endigt. Es ereignen sich in allen größeren Städten häufig Morde; die Mordscenen aber, die sich so häufig in den Straßen New-Yorks ereignen, haben einen ganz anderen Charakter. In neun Fällen von zehn sind die Ursachen der sich so oft wiederholenden Schauerthaten vollständig triviale. Zweifellos ist die vielverbreitete Gewohnheit, Messer zu tragen,

Digitized by Google

einer der Gründe für das häufige Vorkommen dieser Art von Morde. Die Hauptursache dieser traurigen Zustände liegt jedoch darin, daß man diejenigen, welche sich solcher Gewaltthätigkeiten schuldig machen, nicht die Strenge des Gesetzes fühlen läßt. Ein Mann, der in Amerika eine Mordthat begeht, hat neun Chancen gegen eine, der Strafe entweder ganz zu entgehen oder eine Buße zu erleiden, die so gering ist, daß sie weder als Warnung gelten kann, noch den Uebelthäter verhindern wird, bei der ersten besten Gelegenheit sich desselben Verbrechens schuldig zu machen.

Diese allgemeine Rücksichtslosigkeit und Brutalität wird übrigens dem Amerikaner von Kind an eingeimpft. Im zartesten Alter läßt man häufig die Kinder bei Unterhaltungen im Familienkreise zu, wobei sie absolut nicht anwesend sein dürften. Daraus entsteht eine Art Frühreife der amerikanischen Jugend, die für uns etwas Komisches hat. Ein älterer canadischer Geistlicher berichtet — um hier ein Beispiel statt vieler anzuführen — daß er einst eine Frau besuchte, und man ihm hier ein kleines Mädchen von vier Jahren zu seiner Unterhaltung in's Sprechzimmer schickte, bis die Dame des Hauses zum Empfange des Besuches vorbereitet sei. Das Kind knüpfte mit dem Geistlichen ein Gespräch an, in welchem es unter Anderem erzählte, daß es eine Parodie auf Kingsley's Lied von den drei Fischern gedichtet, aber das Manuscript unvorsichtiger Weise habe in's Feuer fallen lassen. „Wie schade," antwortete der Geistliche, „wäre ich das Feuer gewesen, so hätte ich so lange zu brennen aufgehört, bis Du das Papier herausgeholt hättest." — „Nein, Herr Pastor," entgegnete das hoffnungsvolle Kind, „das hätten Sie nicht gekonnt. Denn, wissen Sie, die Natur bleibt immer Natur, und ihre Gesetze sind unveränderlich." Der Geistliche wußte kein Wort weiter hervorzubringen.

Bei den Deutschen in Amerika ist die Stellung der Kinder zu den Eltern eine weit natürlichere. (Gäa. 1872. S. 705—706.)

Sehr traurig ist auch das unglücklich wachsende Mißverhältniß zwischen beiden Geschlechtern. Beinahe überall in der Union herrscht ein empfindlicher Mangel an Frauen; nach dem Census von 1870 betrug der Ueberschuß der Männer 469,000, fast eine halbe Million! Dazu kommt, daß, zum Theil in Folge der Sorgfalt, welche der geistigen Ausbildung der Mädchen zu Theil wird, weitaus die Mehrzahl wenig rüstig ist. Catharina E. Becher hat in dem großen Kreise ihrer Bekannten in der ganzen Union seit Anfang dieses Jahrhunderts bloß zehn verheirathete Frauen kennen gelernt, die vollkommen gesund und kräftig waren. Theils Ursache, theils Folge dieses Umstandes ist das sociale Verhältniß beider Geschlechter zu einander. Während in Europa der Hausvater in der Regel die Herrschaft der Familie ausübt, ist in Amerika meist das Umgekehrte der Fall; die Frau tritt als Gebieterin auf, sie schickt am Morgen den Mann mit dem Armkorbe auf den Markt, um Gemüse und Fleisch zu kaufen, sie nimmt den wöchentlichen Verdienst des Mannes in Anspruch, damit er lerne sich ein Glas Bier zu versagen, sie aber desto mehr für Putz verwenden kann. Der Mann ist hier, wahrscheinlich in Folge seiner fast ausschließlichen Fleischkost, der vollständige Sklave des Weibes. Auf der andern Seite dünkt sich die Frau hoch erhaben über den Mann, sowie die Arbeit, und manche geben sich sogar mit der hohen Politik ab und halten ihre halbjährlichen Weibercongresse, die unter andern die Erlangung des Stimmrechtes bezwecken. Da die Frau nichts arbeitet, so erschlaffen die Muskeln, die Figuren werden schmächtig, schwach und bleich, während der Mann früh altert.

Nicht minder bedenklich ist die Thatsache, welche das Bureau of Education in seiner Schrift über Vital Statistics of America festgestellt hat, daß die Rate der Geburten in Amerika von Jahr zu Jahr sinkt, und zwar nicht in einem Staate allein, sondern in allen Staaten. Der Rückgang ist stetig und allgemein; der nämliche in Arkansas und Alabama, wie in Massachusetts und Connecticut; in Michigan und Indiana, wie in Pennsylvania und New-York. Eine amerikanische Familie hat höchstens ein bis zwei Kinder. Allerdings sind die Ueberschüsse der Geburten stärker bei den Einwanderern, — so entfallen auf jede deutsche Familie 3—6 Kinder — immerhin aber geringer als in irgend einem anderen Lande Europa's, Frankreich in seinen trübsten Zeiten nicht ausgenommen. Das Endergebniß läßt sich leicht voraussehen. Wenn die Zufuhr europäischen Blutes aufhört — und sie ist schon stark in's Stocken gerathen — so müssen auch

Digitized by Google

die Weißen in Nordamerika dahinsiechen. Wir erleben dann an den Angelsachsen das Schauspiel, welches uns die spanischen Creolen in Mittel- und Südamerika bieten. Deutliche Anzeichen der Racendegeneration sind bei den weißen Amerikanern schon zur Genüge vorhanden, denn die geistigen Fähigkeiten bieten leider keinen Ersatz für dahinschwindende körperliche Kräfte. Die Hauptmerkmale des Gedeihens einer Race sind aber körperliche Kraft und Ueberschuß der Geburten über die Todesfälle.

Hiermit steht nebst anderen Lastern der so schädliche und sich in erschreckender Weise vermehrende Opium- und Whisky- (Branntwein) Genuß im Zusammenhange. Wenn der Völkerkundige Rundschau hält über die mannigfachen Stämme und Racen, welche unseren Planeten bewohnen, so wird er kaum irgend ein Volk namhaft machen können, welches sich nicht im Besitze eines wie immer gearteten Reizmittels befände und sich in einen rauschartigen Zustand zu versetzen verstände. Hat im Allgemeinen, so weit die Forschungen reichen, die Trunkenheit eine Art physiologischer Berechtigung, so wird man es nur begreiflich finden, daß auch die Nordamerikaner eines solchen Reizmittels nicht entbehren. Doch haben sie sich der Liebe zu den gebrannten Wässern in höherem Grade hingegeben, denn sonst ein Culturvolk. Im Staate New-York besteht ein eigenes Asyl für Trunkenbolde, wo dieselben nicht nur Unterkunft finden, sondern wo auch für Heilung dieses sittlichen Gebrechens gesorgt wird.

Dem sich immer gewaltiger ausbreitenden Laster der Trunksucht zu steuern, erhoben sich, aus dem Kreise frommer Gesellschaften hervorgegangen, die sog. Temperanzgesellschaften, welche auf Beseitigung aller alkoholischen Getränke drangen. So lobenswerth im Allgemeinen dieses Streben, so gingen doch die Temperanzhelden zu weit, indem sie den Verkauf von Spirituosen selbst durch das Gebot verboten wissen wollten. Bis nun erfreute sich keiner der gewaltsamen Unterdrückungsversuche der geistigen Getränke eines dauernden Erfolges; alsogleich reagirte die öffentliche Meinung dagegen. Zu Anfang 1874 begann endlich die Temperanzepidemie als wahre Geisteskrankheit unter den Weibern, zunächst in Ohio, aufzutreten. In Haufen versammelten sie sich vor jedem Wirthshause, errichteten ein Tabernakel und beteten und sangen, bis der Wirth erklärte, seine Bude zu schließen und keine alkoholischen Getränke mehr ausschenken zu wollen. Allein auch diese lächerliche Betseuche verrann im Sande; nach wenigen Monaten blühte der Spirituosenverkauf wieder üppiger auf, als zuvor, besonders unter der deutschen Bevölkerung, welche der ganzen Bewegung ohnehin den energischsten Widerstand geleistet hatte. Doch hält sich letztere mit Vorliebe an das unschuldigere Bier. (Ausland 1874. Nr. 25. S. 488—493.)

Eine beklagenswerthe Erscheinung in den Vereinigten Staaten ist ferner die zunehmende Zahl der Selbstmorde, die fast zur Epidemie geworden zu sein scheinen. (Allgem. Zeit. vom 24. September 1875.)

Es besteht in der nordamerikanischen Republik kein Unterschied der Stände durch die Geburt. Die Verfassung verbietet die Verleihung eines Adelstitels, weshalb auf andere Titel, besonders auf militärische, begierig Jagd gemacht und lächerlicher Unfug damit getrieben wird. Alle amerikanischen Bürger genießen gleiche politische Rechte, auch sind die Bürger eines jeden Staates zu allen Freiheiten und Rechten der Bürger der übrigen Staaten berechtigt.

§. 16. Geistige Cultur.

In den Vereinigten Staaten herrscht dem Gesetze nach vollkommene Religionsfreiheit, doch wird die christliche Kirche (ohne Unterschied ihrer Secten) als Staatsreligion betrachtet. Eine Nationalreligion gibt es nicht, son-

Digitized by Google

dern eine unbestimmte Menge von Confessionen; in dieser Hinsicht herrscht ein wahrhaft babylonisches Durcheinander, das noch dadurch gesteigert wird, daß von Zeit zu Zeit neue Religionen auftauchen und überhaupt die Religion mehr oder weniger geschäftlich gehandhabt wird.

Der berüchtigte Henry Ward Beecher, der in Brooklyn sein Unwesen trieb und über Haarfärben und Perückentragen vom Standpunkte der reinen christlichen Lehre predigte, verdiente mit diesem Humbug jährlich seine 80,000—100,000 Mark. Der Edle gedachte sein Einkommen noch zu steigern und predigte das Dogma von der freien Liebe. Kein Mensch hätte ihn hierin gestört, wenn nicht einer seiner frommen Zuhörer die Lehre praktisch angewendet und sich von dem edlen Seelsorger eine zweite Frau zu seiner noch lebenden hätte antrauen lassen. Die legitime Ehehälfte des Betreffenden klagte bei Gericht und dies verurtheilte den „Reverend" Beecher zu einer angemessenen Geldstrafe.

In überwiegendem Maße hat indeß der Protestantismus dem Lande seinen Stempel aufgedrückt, dem ja auch die ältesten europäischen Ansiedler fast ausschließlich angehörten. „Der Amerikaner, speciell der echte Eingeborne der sogenannten Neu-England-Staaten, der „Yankee", war vor Kurzem noch ein nahezu ebenso fanatischer Protestant, als der Irländer Katholik. Er haßt ganz besonders den Katholicismus, den er nur „Papismus" nennt und für eine ärgere Abscheulichkeit als Heidenthum hält. Man kann sogar heute noch in fast allen englischen Blättern des Landes Anzeigen dutzendweise finden, welche selbst die so überaus seltenen Dienstmädchen nur mit der Bemerkung suchen: No Catholics need apply! Keine Katholiken brauchen sich zu melden!" (Becker. Die hundertjährige Republik. S. 230.) Erst seit neuerer Zeit sind die den Katholiken ungünstigen Bestimmungen, an denen oft gegen den Geist der Verfassung noch festgehalten ward, aufgehoben, allein die merkwürdige Ausbreitung, welche der Katholicismus seit Kurzem in den Vereinigten Staaten gewinnt, hat mannigfach, insbesondere im Staate Ohio, eine Reaction seitens der Protestanten wachgerufen, und der alte Ruf: No Popery! droht wieder laut zu werden. Auch wird aus diesen religiösen Differenzen politisches Capital geschlagen. Die Republikaner, meist Protestanten, eifern gegen die papistischen Uebergriffe und suchen so ihre politischen Gegner, von denen ein großer Theil dem Katholicismus angehört, unpopulär zu machen. (Allgem. Zeit. vom 24. Sept. 1875.)

Ueber dieses seltsame Phänomen des Umsichgreifens des Katholicismus in einem so streng protestantischen Lande, ward 1873 aus New-York berichtet: „Schon hat es die katholische Kirche unter der Leitung der Jesuiten in gewissen Staaten der Union dahin gebracht, daß ihr Eigenthum, bezw. das Eigenthum des Bischofs, steuerfrei ist; sie ist damit durchgedrungen, daß die Bibel aus der Volksschule ausgeschlossen wurde, obwohl die Bibel von der Verfassung der Vereinigten Staaten dadurch anerkannt ist, daß die bürgerlichen Eide auf den Inhalt der Bibel abzulegen sind; sie hat es ferner unter der Einführung von katholischen Kirchenschulen dahin

Digitized by Google

gebracht, daß ihr ein Theil von dem Ergebniß der sogenannten Schultaxe zugewiesen ist, während die protestantischen Kirchenschulen nicht so glücklich sind. Mit einem Worte, die katholische Kirche weiß sich durch ihre Einflüsse, die sie schon in allen Schichten der amerikanischen Gesellschaft ausübt, eine Reihe von Rechten zu erwerben, die umzustoßen gerade das „rechtsinnige" Volk später nicht mehr wagen darf. Ehe es jedoch dazu kommt, daß die katholische Kirche die Herrschaft in diesem Lande erhält, wird es noch einen harten Kampf abgeben, und in dieser Beziehung wird es die Methodisten-Kirche sein, welche den Kampf über sich nehmen wird." Wir fügen hier einen aus dem nämlichen Jahre 1873 stammenden kurzen Bericht über die Anzahl der Mönche in den Ver. Staaten bei. Sie beträgt 3000. Am zahlreichsten sind die Jesuiten mit 1100 Mitgliedern und 20 Kollegien; dann die Benediktiner in Latrobe und die Franziskaner in Quincy mit je 300, die Dominikaner mit 200, die Trappisten mit 75 Mitgliedern. Außer diesen gibt es noch Augustiner, Paulaner und Lazaristen. Die Zahl der Nonnen ist viel größer und beträgt 7000, davon 3000 barmherzige Schwestern. — Nach dem „New-Yorker Journal" existirten 1873 in der nordamerikanischen Union 127 verschiedene kirchliche Secten, von denen jede glaubt, alleinige Inhaberin der Wahrheit zu sein, während alle anderen im Labyrinth des Irrthums wandeln. Nach der Zählung von 1870 hat sich die Mitgliederzahl der Kirchen innerhalb 20 Jahren im Ganzen um 40 Procent vermehrt, ihr Eigenthum dagegen vervierfacht. Die Katholiken sind heute an Zahl doppelt so stark als 1850, ihr Kircheneigenthum aber hat sich um das Sechsfache vermehrt. Sie erhalten fortwährend Zufluß durch Einwanderung und werden an Schnelligkeit der Ausbreitung ihres Einflusses nicht einmal mehr durch die Methodisten erreicht, welche in dieser Beziehung alle andern Konfessionen überflügelt hatten. Die Methodisten haben in 20 Jahren ihr Eigenthum von 60 auf circa 300 Mill. Mark gebracht. Von 1850—60 hatten sie an Mitgliederzahl um 50 Procent, seit 1860 aber nur um 4 Procent zugenommen. Dagegen haben sich die Mormonen in 20 Jahren von 10,000 auf 87,000 vermehrt und ihr Besitzthum verzwanzigfacht. Die regulären Baptisten haben um die Hälfte abgenommen, die regulären dagegen sind 6mal zahlreicher als vor 20 Jahren. Die Kongregationalisten haben um 28 Procent, ihr Kirchengut nur dreifach zugenommen. Die Episkopalen sind doppelt so stark und dreimal so reich. Die Quäker haben Geld, aber keine Proselyten gewonnen. Die Lutheraner sind durch steten Zuwachs, namentlich aus Pommern, Mecklenburg und Hannover, um 90 Procent stärker geworden, ihr Kircheneigenthum jedoch hat sich nicht in gleichem Maße vermehrt. Die eigentlichen Herrnhuter haben ganz aufgehört, dagegen ist die mit ihnen nahe verwandte Brüdergemeinde im blühenden Zustande. Die Reformirten sind ebenfalls durch Einwanderungen um's Dreifache zahlreicher und um's Sechsfache reicher geworden. Die Shaker, die vom Kriegsdienste freigeblieben, hatten namentlich während des Krieges, trotz ihrer sonderbaren Religionsübungen, starken Zulauf. Die Zahl der Swedenborgianer hat um's Dreifache, ihr Vermögen um's Sechsfache zugenommen. Noch zahlreicher sind die Spiritualisten, während Unitanier und Universalisten bedeutend an Mitgliedern verloren haben. Die Presbyterianer beider Schulen sind reicher, aber nicht viel zahlreicher geworden. Die Juden zählten nach der Zählung von 1850 18,000 Personen mit 1,600,000 Mark Grundeigenthum, nach dem Census von 1870 dagegen 78,000 Personen mit 20,000,000 Mark Grundeigenthum. Im Ganzen zählt der Censusbericht etwa 22,000,000 Kirchenangehörige auf, und es müßten sonach bei einer Bevölkerung von 39 Mill. nahezu 17,000,000 Unkirchliche (!) sich in den Vereinigten Staaten befinden.

Unter den hier aufgezählten Secten, die insgesammt dem Protestantismus entsprangen, sind einige als charakteristisch für das transatlantische Staatswesen einer näheren Betrachtung werth. Die Geschichte des Mittelalters hat uns die Erinnerung eigenthümlicher sittlicher Epidemien aufbewahrt. Der im 14. Jahrhundert auftretende schwarze Tod gab Veranlassung zum Entstehen der Secte der Selbstgeißler oder Geißelbrüder (Flagellanten). Ganz Deutsch-

Digitized by Google

land, Ungarn, Polen, Böhmen, Schlesien und Flandern zahlten dieser Manie ihren Tribut. Zu Ende des 14. Jahrhunderts brach eine Tanzwuth aus, und das schnelle Anwachsen dieser Fanatiker gab zu ernsten Befürchtungen Anlaß. Die Springer, Shakers und Spiriten der Gegenwart sind directe Nachkommen dieser Tanzwüthigen des Mittelalters, und es ist bezeichnend, daß diese Geistesepidemien unserer Zeit nirgends ausgebreiteter und heftiger auftreten als in der großen und freien Republik der Vereinigten Staaten.

Die Shakers oder „Zitterer" waren fast ein ganzes Jahrhundert hindurch ein blühendes Gemeinwesen in Amerika. Gründerin der Secte war eine gewisse Anna Lee, eine Engländerin. Anna Lee war die Tochter eines armen Grobschmieds, lernte weder schreiben noch lesen, weil sie noch als Kind ihren eigenen Unterhalt erwerben mußte, war aber dafür schon in früher Jugend mit seelenerschütternden Offenbarungsvisionen beglückt. Sie verstand dieselben nicht, und ihre Mutter, die sie um Auskunft befragte, versuchte ihr dergleichen Gedanken aus dem Kopfe zu treiben. Sie heirathete einen Abraham Stanley, gebar ihm vier Kinder, die früh starben, und lebte so unglücklich mit ihrem Gatten, daß dieser ihr gern die Erlaubniß gewährte, sich der Secte anzuschließen, die später den Namen „Shakers" erhielt. Sie wurde schnell Führerin und war bald unter dem Namen „Mutter Ann" bekannt. Die Hauptlehren verlangen Gemeinsamkeit der Güter, Ehelosigkeit, Friedensliebe und Trennung der Kirche vom Staat. „Laßt uns," sagte der Prophet in Betreff des letzten Punktes, „eifersüchtig sein auf unsere religiösen und politischen Freiheiten, und laßt uns die Kirche vom Staate getrennt halten, damit sie nicht zusammenkommen, um die Rechte des Volkes zu vernichten. Laßt uns anfangen, die Bibel von den Volksschulen auszuschließen und den Gott der Juden aus der Constitution der Vereinigten Staaten zu entfernen."

Interessanter als diese staatspolitischen Theorien, sind die religiösen Ansichten des Shakerthums. Mutter Anna erkannte durch die ihr zu Theil gewordene Offenbarung, daß Adams Sünde darin bestand, Eva geehlicht und dergestalt die Welt mit einer ungesetzlichen Nachkommenschaft bevölkert zu haben. Sie erkannte ferner, daß für diese Nachkommenschaft die Zeit gekommen sei, an sich Selbstmord zu üben, wenigstens die wenigen Guten unter den Menschen mit dem Beispiele voranzugehen haben, wie das Menschengeschlecht auszurotten sei. Sie selbst scheint noch nicht, wie ihre späteren Schüler, gelehrt zu haben, daß Gott eine doppelte Natur, eine männliche und eine weibliche besitze, daß Christus eine Incarnation des männlichen, sie selbst jene des weiblichen Princips sei. Sie begnügte sich, die Pflicht der Ehelosigkeit zu lehren, und da auf solche Weise das Shakerthum bald aussterben müßte, ist die Secte darauf angewiesen, neue Adepten zu erwerben. Dies gelang stets am besten bei Gelegenheit der sogenannten religiösen Revivals (Feste zur Wiederbelebung des Glaubens), welche uns einen tiefen Blick in die Verirrungen des menschlichen Geistes zu thun gestatten.

Indeß weist das Shakerthum auch eine liebenswürdigere Seite auf, welche die Unparteilichkeit nicht zu verschweigen erheischt. Es gibt dermalen in Amerika achtzehn Gemeinden, die in 58 Familien zerfallen und etwa 2400 Köpfe zählen, und es läßt sich nicht läugnen, daß sie ein gewisses communistisches System mit seltenem Erfolge durchführen. Jeder neu Eintretende hat seine gesammte Habe den Leitern der Gemeinde für ein Probejahr zu übergeben, nach welcher Frist, oder auch früher, wenn er wünscht, er sie unversehrt, jedoch ohne Verzinsung und ohne Lohn für die mittlerweile verrichtete Arbeit zurückziehen kann. Er ist alle ihm übertragene Arbeit zu verrichten gebunden, erhält eine Wohnung angewiesen, speist am gemeinschaftlichen Tische, empfängt seine Kleidung aus einem gemeinsamen Vorrathe und sieht niemals Geld, es wäre denn, er gehörte zu jenen Wenigen, welche den Verkehr mit der übrigen Welt vermitteln. Die amerikanischen Shakers treiben meistens Ackerbau und den nöthigen Handel mit den Nachbarorten, um sich mit allem Erforderlichen zu versehen. Kleider machen sie sich selbst. Sie sind so in der Lage, ihre auf ein Minimum beschränkten Bedürfnisse auf sehr billige Art

Digitized by Google

zu befriedigen. Sie genießen wenig Fleisch und trinken blos schwachen Thee und Kaffee. Selbstgezogene Obst- und Feldfrüchte, Brod und Milch, bilden ihre hauptsächlichste Nahrung. Das Cölibat wird mit Strenge gehalten, Männer und Weiber dürfen einander kaum anderswo als bei den gemeinsamen Mittagsmahlen und den häufigen religiösen Uebungen sehen. Auch bei ihren Tanzübungen kommen die Geschlechter zusammen, wobei sie, wenn die Geister sie zu sehr bewegen, in eine Art Verzückung, in ein Delirium verfallen. Doch geschehen diese Exercitien mit dem Delirium nicht sehr häufig. Jüngere Mitglieder pflegen schon nach einigen Jahren aus dem „Familienleben" der Shakers zu scheiden. (Charles Nordhoff. The communistic societies of the United States, from personal visit and observation. London 1875. 8°.) Der moralische Charakter dieser seltsamen Leute ist über alle Kritik erhaben.

Auf dem Boden der Vereinigten Staaten schießen die Secten wie Pilze auf, und jene, die in der einen oder der anderen Form dem Communismus huldigen, sind nur ein Bruchtheil von der Gesammtmenge dieser Religionen und Religiönchen im weiten Rahmen des reformirten Christenthums. Unter den communistischen Secten nennen wir die im Aussterben begriffenen Rappisten oder Harmonie-Gemeinde, die Amana-Gemeinde oder Inspirationisten und die Oneida-Perfectionisten, über die schon Hepworth Dixon (New America. London 1867. 8°. 2 Bde. und: Spiritual wives. Leipzig 1868. 8°. 2 Bde.) schätzenswerthe Daten gesammelt hat. Vor einigen Jahren gab es nur 283 Perfectionisten, doch haben sie nebst den Shakers die meiste Lebensfähigkeit. Sie versuchen die Verbesserung der menschlichen Gesellschaft, ohne dieselbe zum Selbstmorde zu verurtheilen. Sie gehen dabei nicht auf die Zerstörung der Ehe aus, wohl aber verwerfen sie als sündig alle jene edleren Gefühle der Zuneigung und Liebe, welche in den Augen des Culturmenschen der Ehe ihre Weihe verleihen. Vielleicht die neueste Secte Amerika's sind die sogenannten Jehovah-Leute. Sie hat ihren Sitz in Mocopin in New-Jersey, und ihre Religionsübung erinnert sehr an die Geißelbrüder oder Flagellanten des Mittelalters. Sie singen und tanzen nämlich, verrenken die Glieder, machen Purzelbäume und geberden sich wie Verrückte. Ihre Entstehungsgeschichte ist folgende: Ihr jetziger Prophet, der Landmann Nathanael Merril, träumte, während er unter einem Baume lag, er könne fliegen. In Folge dieses Traumes, den er für eine Offenbarung hielt, stieg er auf den Baum, reckte sich in die Luft, bewegte die Arme wie Flügel auf und nieder, sprang endlich von dem Baume herab und fiel in die Ackerkrume, also weich und brach keines seiner Glieder. Durch diesen Erfolg ermuthigt, stieg er wieder auf den Baum, flog wieder in die Ackerkrume hinab und litt wiederum keinen Schaden; zum drittenmale ging es ebenso und jetzt hielt sich Nathanael Merril für ein Werk der Vorsehung. Er lief in's Dorf, schrie und tanzte in demselben, rief, der heilige Geist sei in ihn gefahren. Sofort brach die geistige Epidemie in Mocopin aus. Alles sprang, tanzte, schlug Purzelbäume, und am folgenden Sonntage traute der Pfarrer seinen Augen nicht, als inmitten der Predigt die Gemeinde anfing, Purzelbäume zu schlagen. Die Jehovah-Leute constituirten sich und erwarben Anhänger. Ihre Sabbathgesetze sind sehr streng, sie dürfen nicht einmal Feuer anmachen und kochen, doch kann getanzt und gesprungen und können Purzelbäume geyflogen werden, so viel jeder Einzelne will. (Wanderer vom 29. Juli 1872.)

Die in socialer wie in politischer Hinsicht wichtigste Glaubensgenossenschaft sind jedoch zweifelsohne die Mormonen oder „die Heiligen vom jüngsten Tage" in Utah, mit welchen das Emporblühen des Landes um den Großen Salzsee unlöslich verknüpft ist und die thatsächlich einen Staat im Staate bilden. „Fanatische Begeisterung für einen Betrug, der jedem halbwegs guten Auge sichtbar sein mußte, theokratische Einrichtungen, gemischt mit demokratischen, offen gepredigte, nicht blos erlaubte Vielweiberei, crasser Materialismus neben Bibelgläubigkeit, sehr bedeutende Erfolge überall, wo

Digitized by Google

Taufe eines neubekehrten Mormonen.

das seltsame Volk sich niederläßt, Erfolge für Alle, während die Führer doch nur egoistische Zwecke verfolgen, machten den werdenden Staat am Salzsee der Felsengebirge schon seit mehreren Jahren zu einem Hauptaugenmerk Aller, welche für die Angelegenheiten der Neuen Welt Interesse hatten." Ganz irrig ist die Idee, daß bei den Mormonen ein wildes oder gar wüstes Getreibe herrsche. Im Gegentheile tritt überall die größte Ordnung zu Tage, man begegnet weder Bettlern noch Tagedieben und sieht eine cultivirte Landschaft von Menschenhand geschaffen, wo noch 1847 eine trostlose Wüste war. Die Bevölkerung erscheint still, arbeitsam und friedlich. Den Frauen und Mädchen geht der Frohsinn ab, sie haben ernste Züge; die männliche Bevölkerung macht einen zufriedenen Eindruck, verräth aber im Allgemeinen wenig Intelligenz. „Man merkt bald, daß sich die Gesellschaft hier in ganz anderer Art wie in den übrigen Theilen der Vereinigten Staaten entwickelt und eine organische Gliederung erlangt hat, die an nichts weniger als eine Republik erinnert. Ungefähr 80—100,000 sehr fleißige, nüchterne, in ihrer Art fromme Men-

Digitized by Google

schen gestatten ihren Führern die zügellosesten Ungebundenheit und nennen die jenen Regenten dargebrachten Tribute Opfer, welche sie Gott bringen."

Joseph (Joe) Smith, der Gründer des Mormonenthums, am 23. September 1805 zu Sharon im Staate Vermont als der Sohn eines Ackerbauers geboren, erwarb sich vor ungefähr 45 Jahren im Staate New-York einen Anhang, der ihn für einen von Gott gesandten Propheten oder vielmehr zweiten Messias ausgab. Um seiner Berufung den nöthigen mystischen Hintergrund zu verleihen, zeigte er Kupferplatten vor, auf denen von Gott direct gegebene Gesetze in eigenthümlichen Schriftzeichen eingravirt sein sollten. Mit Hülfe ihm von Gott im Traume angewiesener Steine wollte er diese Schrift entziffert haben. Jene Tafeln sollten bald nach Zerstörung Jerusalems durch den jüdischen Held Mormon nach Amerika gekommen und hier später vergraben worden sein. Smith behielt das Alte Testament bei, verstümmelte das Neue und ergänzte die christliche Religion auf allen ihren unklaren Gebieten, namentlich auf dem über das Jenseits nach dem Tode. Die neuen Glaubenssätze legte er in dem Book of Mormon nieder, das den Mormonen ebenso werthvoll wie die Bibel selbst ist. Er umgab sich mit zwölf Aposteln und zog durch angebliche Wunder, wie auch raffinirt erdachte Offenbarungen, die ihm direct von Gott zugekommen sein sollten, bald einen Haufen Neugieriger und auch Gläubiger an sich, denn die bequeme positive Religion sagte manchem schwachköpfigen Zweifler zu.

Aus dem Staate Ohio vertrieben, ließen sich die Mormonen in bis dahin ganz uncultivirten Gegenden zu Nauvoo in Illinois nieder. Sie gediehen hier und begannen sogar einen großen Tempel zu errichten, der sie alle fassen konnte. Inzwischen baute Joseph Smith eine Staatsverfassung aus, die ihm die Gewalt eines Autokraten verlieh. Trotzdem er damals gegen Polygamie sprach und schrieb, wurde sie bereits den Mormonen nachgesagt und erregte mit vielen anderen Einrichtungen den Unwillen des Volkes auf beiden Ufern des Mississippi. Nauvoo wurde schließlich von Einwohnern der Staaten Illinois und Missouri angegriffen und Joseph Smith am 7. Juni 1844 gelyncht.

Ein Mormone Namens Ridgon übernahm nun die Präsidentschaft, doch wußte sich bald ein gewisser Brigham Young, „der Löwe des Herrn" (the lion of the Lord), wie sein kirchlicher Ehrenname lautet, derselben geschickt zu bemächtigen. Vor Allem suchte er nach einem Lande, wo er von Fremden unbelästigt nach eigenem Gutdünken schalten und walten konnte. Vorläufig setzte er die Mormonen nach der westlichen Culturgrenze in Bewegung. Mit großem Troß passirten sie den gefrornen Mississippi im Februar und ließen sich im westlichen Jowa nieder. Von hier aus machte Brigham Young jenseits der Rocky Mountains seine Recognoscirung nach dem fernen Westen und gründete dort, damals auf mexicanischem Gebiete, Salt Lake City in der Voraussetzung, für immer von den verhaßten United States verschont zu bleiben. Dies fand 1847 statt, und die Mormonen wanderten nun in einer großen Karawane durch das damals ganz wilde Indianergebiet, mit vielen Mühseligkeiten und Entbehrungen kämpfend. Doch bereits das Jahr darauf wurde das jetzige Utah, welches die Mormonen unter sich Deseret nennen, von Mexico an die Vereinigten Staaten abgetreten, und hatte zwanzig Jahre später das besondere Unglück, in seiner Isolirung von der Pacific-Bahn berührt zu werden. Dadurch kam es wieder in Contact mit der übrigen Welt, so daß das Mormonenthum von Neuem ein öffentliches Aergerniß in den Vereinigten Staaten wurde und noch ist.

Nachdem sich Young als Nachfolger von Joseph Smith dem Volke vorgestellt, nahm er damit die Prophetenwürde an. Nach seiner Lehre spricht Gott durch ihn wie ein Orakel zu seinem auserlesenen Volke. Er beansprucht Nachfolger Jesu Christi zu sein und wird von den unteren Volksschichten für eben so mächtig und herrlich wie der Heiland selbst gehalten. Jesus wäre der erste Messias, Joseph Smith der zweite und Young der dritte. Das alte Testament bildet den Hauptanhalt und Abraham wie David sind die gefeiertsten Erzväter. Getauft wird freilich noch immer im Namen Jesu Christi, doch hat der Islam ebensoviel, wenn nicht mehr Aehnlichkeit mit dem Christenthum, als der Mormonismus. Young baute seine Herrschaft weiter aus und fügte namentlich der Religion die Polygamie

Digitized by Google

als Kirchengesetz hinzu, indem er angab, dieselbe sei dem Joseph Smith durch eine göttliche Offenbarung neun Jahre zuvor anbefohlen worden. Auch behauptete er, daß Joseph Smith mehrere Frauen gehabt habe. Die Familie des letzteren bestreitet dies aber und veranlaßte ein Schisma in der Kirche. Die abtrünnigen Josephiten wurden in Folge dessen verfolgt und zogen 1864—1865 meist nach Jowa. Ein anderes Schisma, von einem Joseph Morris 1860 veranlaßt, ward blutig vernichtet; nur wenige Familien retteten sich nach Idaho. Nach Brigham's Lehre haben die Männer im Paradiese verschiedenen Rang. Je mehr Frauen und Kinder Jemand hat, desto größer wird sein Verdienst auf Erden und sein Ansehen im Himmel sein. Die Frauen kommen in den Himmel nur durch ihren Ehemann. Deßhalb ist es für jedes Mädchen von größter Wichtigkeit zu heirathen. Hat ihr Mann noch andere Frauen und erduldet sie auf Erden viele Zurücksetzungen und Kränkungen, so wird ihre Stellung im Himmel desto schöner. Ein sterbendes Mädchen läßt sich daher noch auf dem Sterbebette trauen, einem Manne „ansiegeln", und zwar wo möglich an einen Diener der Kirche, da sie durch diesen einen höheren Rang im Himmel erhält.

Young ist an der Spitze von Allem und Jedem. Er ist der oberste Richter, ihm fließen die großen Revenüen aus dem Zehenten zu; er bestimmt allein, was sein ist und was der Kirche gehört, er besitzt von Allem das Beste, die besten Fabriken, Farmen, Minen u. s. w. Er vertheilt die Aemter und hat zur Regierung seines Volkes nächst seinen zwölf Aposteln den Rath der Siebzig geschaffen, zu denen die Bischöfe und Aeltesten gehören. Neben ihren Aemtern betreiben diese die einträglichsten Gewerbe im Lande, sind zum Theile Kaufleute, Fabrikanten und Gastwirthe und besitzen in Folge der guten Revenüen auch die meisten Frauen. Der unbemittelte Mormone hat nur Eine Frau, erst wenn seine Verhältnisse sich verbessert haben, bewirbt er sich um mehrere. Zuweilen unterhalten die Frauen mit ihrer Arbeit nicht nur sich und ihre Kinder, sondern auch noch den Ehemann, aber es beruht auf einem Irrthum, wenn man glaubt, daß nur die Frauen arbeiten und die Männer zusehen. Im Allgemeinen zeichnet sich die ganze Secte durch große Arbeitsamkeit aus und gehen die sog. Aelteren auch in dieser Hinsicht mit gutem Beispiele voran. Dieselben sind von Brigham gut geschult, belehren das Volk, machen es fest in ihrer Religion und sorgen ebenso für dessen geistiges wie materielles Wohl. Für ihre Aemter werden sie nicht bezahlt, sind aber so gut gestellt, daß sie dies entbehren können. (Versen, Transatlantische Streifzüge. S. 159—165. Erschöpfendes über das Mormonenthum bietet die treffliche Schrift von Robert v. Schlagintweit: Die Mormonen oder die Heiligen vom jüngsten Tage von ihrer Entstehung bis auf die Gegenwart. (Cöln und Leipzig 1874. 8°.)

In jüngster Zeit ist im Schooße der Heiligen ein neues Schisma ausgebrochen, welches der Prophet vergeblich mit Bannfluch und Ausstoßung aus der Gemeinde zu bekämpfen sucht; der statistische Bericht selber gibt an, daß unter den 150,000 Einwohnern des Staates Deseret bereits 5—10,000 „Dissenters" seien, welche die Vielehe verwerfen. Einen schlimmeren Feind hat diese jedoch in dem Congresse der Vereinigten Staaten, in welchem die „Mormonen-Frage" bereits zu einer solchen geworden ist, die immer von Zeit zu Zeit wieder auftaucht. Ward doch die Cullom'sche Bill (zur Unterdrückung der Vielweiberei) in der Congreßdebatte vom Februar 1870 „nur bis auf Weiteres" vertagt. Im Jahre 1871 entschloß sich dann die Grant'sche Regierung zu eigenmächtigem Vorgehen gegen die Mormonen, doch mußte sie den Kürzeren ziehen, da sich gar bald herausstellte, daß bei dem verworrenen Stande der amerikanischen Legislation sich auf gesetzliche Weise den Mormonen nicht beikommen lasse. Im Jahre 1873 faßte Brigham Young den Plan, mit dem größten Theile seiner Heiligen die Salzseestadt zu verlassen und eine neue Colonie in Arizona zu gründen, doch mußte dieses Project wegen der schlechten Nachrichten, welche der Mormonenpionier von dort brachte, wieder aufgegeben werden. Im Juni 1874 ward endlich der erste Schlag gegen die Vielweiberei der Mormonen geführt, indem das Abgeordnetenhaus den unter dem Namen Poland-Bill bekannten Gesetzentwurf genehmigte, durch welchen polygamistische Richter und Geschworne nicht als competente Behörde bei der civilgerichtlichen und criminellen Verfolgung von Polygamisten anerkannt werden. Zweck dieser Bill ist es, das Weib in Schutz zu nehmen und ihr einen gebührenden Vermögensantheil bei etwaiger Scheidung zu sichern, kurz ihr Loos

Digitized by Google

zu mildern, das man als „Frauensklaverei“ zu bezeichnen pflegt. Indeß scheinen die Frauen von Utah der Regierung der Vereinigten Staaten für ihre Anstrengungen, die Vielweiberei bei den Mormonen abzuschaffen und das weibliche Geschlecht aus der damit angeblich verbundenen Erniedrigung zu erheben, wenig Dank zu wissen. Im Gegentheile ist Anfangs 1876 dem Congreß eine Bittschrift vorgelegt worden, welche die Unterschrift von 22,626 Mormonen-Frauen und Töchtern trägt und die Aufhebung der Gesetze gegen die Polygamie, sowie die Aufnahme Utah's unter die Staaten der Union zum Gegenstande hat. Die weiblichen Anwälte der Polygamie versichern, daß keine von den 22,626 Unterschriften durch Ueberredung oder Gewalt erlangt wurde und kein Mädchen unter 12 Jahren die Erlaubniß zum Unterschreiben erhielt.

In den letzten Jahren, seit 1870, erhielten die Mormonen den größten Zuwachs von Dänemark und Schweden, und seit neuerer Zeit schließen sich ihnen auch viele Leute aus Ostpreußen an, die mit bedeutenden Mitteln und Arbeitskräften versehen sind. Die romanischen Völker, wie Franzosen, Italiener, Spanier und Portugiesen scheinen dem Mormonenthum ganz und gar abgeneigt zu sein, wie sich denn auch in den mormonischen Serails keine einzige Französin befindet. Es ist also vorwiegend die protestantische anglo-scandinavische Race, die den Hauptbestandtheil der Mormonen bildet. Auch die Indianerstämme zwischen Californien und dem großen Salzsee mormonisiren sich sehr rasch. Dagegen macht sich in der Mormonenstadt selbst immer mehr und mehr wieder ein Rückschwung zu europäischen Anschauungen, Sitten und Gebräuchen fühlbar. Dixon führt denselben nicht etwa auf ethische Motive, sondern viel richtiger auf die weiblichen Schwächen der Eitelkeit, Putz- und Herrschsucht zurück. Hauptsächlich ist aber die Eisenbahn an dem Untergange des Mormonismus Schuld. Sie hat den früher unbekannten Luxus in der weiblichen Toilette auch nach dem großen Salzsee gebracht, und fällt es einem Manne schon schwer, die Gelüste einer einzigen Gemahlin zu befriedigen, so schrecken die Meisten vor der Multiplication einer solchen Aussicht zurück. Nicht Jeder besitzt die colossalen Mittel eines Brigham Young, um sich solchen Luxus zu gönnen, und es greift allmählig die Erkenntniß Platz, daß die Polygamie in wirthschaftlicher Hinsicht schädlich sei. Damit dürfte sie wohl auf den Aussterbe-Etat gesetzt sein.

Nächst der Religion ist der Zustand des Unterrichtswesens eines der wichtigsten Culturmerkmale eines Volkes. Das amerikanische Unterrichtswesen hat nun unstreitig unvergleichliche Vorzüge, aber auch noch große Mängel und Schattenseiten. Was die Vorzüge betrifft, so nehmen das Freischulsystem und die äußerst liberale Dotation den ersten Rang ein. In keinem Lande der Welt sind die öffentlichen Schulen so liberal dotirt und ist der öffentliche Unterricht so frei und allgemein zugänglich, wie in Nordamerika. Sowie ein neuer Staat in der Wildniß in's Leben springt, gehört auch sofort in jedem Township (einem Bezirke von 15,5 □Km.) die Centralsection von 2,59 □Km. als Eigenthum dem Schulfond. Jeder Staat und jedes vermessene Territorium sind in Townships oder Bezirke der erwähnten Größe eingetheilt, und in jedem Bezirke hat man in neuerer Zeit außer der erwähnten Centralsection noch die 36. Section des Bezirkes, also zusammen 5,18 □Km. dem Schulfond durch Congreßacte eigenthümlich überwiesen, so daß die Unterrichtsanstalten dermalen ein Areal besitzen, welches größer ist als England, Schottland und Irland zusammengenommen. Diese Liberalität der Staatsleitung beruht auf dem Grundsatze, daß eine republikanische Volksregierung

Digitized by Google

nur in der Volksintelligenz und im Volksunterricht ihre Stütze hat. Die jährlichen Ausgaben für den öffentlichen Unterricht in Amerika sollen sich auf nicht weniger als auf 370 Millionen Reichsmark belaufen, und ein Theil dieser Summe wird von den Staatsregierungen aufgebracht; den unverhältnißmäßig größeren aber liefert die Steuer, welche die Bürger je nach dem Maße ihres Vermögens sich selbst auferlegen und zu der Jedermann sein Schärflein willig beiträgt. So sind im Jahre 1873 nicht weniger als 46,030,605 RM. zu Schulzwecken gespendet worden. Die Schulhäuser aller Art in den Städten zeigen auch durch ihre Zahl, Größe und schöne Ausstattung, daß der Volksunterricht sich einer guten Pflege erfreut. In den größeren Städten fehlt nie eine öffentliche Bibliothek, welche entweder Privatstiftung oder von der Gemeinde errichtet und Jedermann zugänglich ist. Der Unterricht in diesen Schulen begreift der Reihe nach sämmtliche Gegenstände, die in unseren Normal- und Realschulen, sowie an unsern Gymnasien gelehrt werden. Von der untersten Classe, in der das ABC-Büchlein noch Alleinherrscher ist, steigt der Schüler allmälig zur grammar school und zur high school empor, in welchen beiden letzteren Latein und Griechisch, Welt- und Naturgeschichte, Literatur, Geometrie, Algebra, Chemie und Physik die Unterrichtsgegenstände bilden. Dagegen ist der Religionsunterricht von den öffentlichen Schulen grundsätzlich ausgeschlossen. An allen Studien nehmen die Mädchen Theil, sehr häufig im Vereine mit den Knaben und Jünglingen. Uebrigens gibt es in dieser Beziehung keine bestimmte Regel und Vorschrift; jede Gemeinde hält es damit nach ihrem Gutdünken; im Ganzen aber neigt man sich mehr dem Systeme der Gemeinschaftlichkeit zu.

Was nun die Mängel des Unterrichtswesens betrifft, so beziehen sich dieselben in den Freischulen vorzugsweise auf die Lehrmethode; es wird in allen Unterrichtszweigen streng nach Textbüchern (mit Fragen und Antworten) verfahren und das Gedächtniß maffenhaft angefüllt, während eine freie Lehrmethode und selbständiges Denken vernachlässigt werden. Diese Lehrmethode hat ihren Grund darin, daß man sich in Amerika noch nicht über den Classenlehrer, dem man zumuthet seine Schüler in den heterogensten Dingen zu unterrichten, zu erheben vermocht hat. Der Werth des Unterrichts hängt also überall und durchweg nicht vom System, sondern von der Persönlichkeit des Lehrers ab. Die höchste Kategorie der amerikanischen Staatsschulen, die central high school eines Staates, entspricht übrigens im allergünstigsten Falle nur einem deutschen Untergymnasium. Die eigentlichen Gymnasialstudien fehlen aber so zu sagen ganz, und mit ihnen das Bindeglied zwischen den high

Digitized by Google

schools und den höheren Unterrichtsanstalten; denn die Colleges, obwohl die Stelle der Gymnasien vertretend, bieten doch keinen genügenden Ersatz.

Ein weiterer Mangel betrifft die höheren Unterrichtsanstalten; denn deutsche Universitäten, in denen höhere Wissenschaften gelehrt werden, fehlen hier zum großen Theile; noch größer aber ist der Mangel an Kunstakademien, an polytechnischen und Bergwerksschulen. Doch denkt man seit 1873 daran, in New-York ein großartiges naturhistorisches Museum zu errichten. Die Mehrzahl der höheren Institute, Universities, Seminaries und Colleges, ist übrigens von Religionssecten gegründet, welche alle Lehrstühle mit solchen Personen besetzen, die sich verpflichten, die Wissenschaft strenge vom Standpunkte ihres jeweiligen Sectenglaubens vorzutragen.

Die Cornell-University in Ithaka im Staate New-York ist vielleicht das einzige Institut von der Art, daß die Ausübung eines Lehramtes bei ihr nicht von einem religiösen Bekenntnisse abhängig gemacht ist. Unter den Stiftern von Lehrfonds sind Quäker, Methodisten, Congregationisten, Episcopale und Freidenker vertreten, und neuerdings (April 1874) wurde auch von israelitischer Seite ein Fonds von 82,000 Mk. gestiftet zur Errichtung eines Lehramtes für hebräische und orientalische Geschichte und Literatur. — Diese eigenthümliche Hochschule hat übrigens wohl weder hüben noch drüben des atlantischen Weltmeeres ihres Gleichen. Nach Hrn. Cornells und seiner Mitgründer Anordnung sollen die Studenten die Mittel für ihren Unterhalt und ihre Ausbildung durch die Arbeit ihrer Hände erwerben, allerdings nicht dazu gezwungen werden, indem sie statt dessen auch von eigenem Gelde leben und ihren Unterricht bezahlen dürfen. Den zugleich mit Hand und Kopf arbeitenden Studenten wird eine Pachtung von 300 Acres zur Verfügung gestellt, deren Erträgniß die akademische Mittagstafel versorgen soll. Getreide, Gemüse und Früchte aller Art werden dort angepflanzt, und die Viehzucht liefert Fleisch, Milch, Butter und Käse. In einer Maschinenfabrik, die mit einer Dampfmaschine von 25 Pferdekräften ausgestattet ist, lernen die Studenten ihr Handwerkszeug selbst anfertigen; das Bauhandwerk sollen sie bei den noch zu errichtenden Nebengebäuden der Universität betreiben, wobei ihnen auch Gelegenheit geboten ist, Straßen und Gärten anzulegen und zu unterhalten. Für ihre Arbeit, welche unter Aufsicht fachkundiger Männer und der Professoren geschieht, werden sie nach den landläufigen Lohnsätzen bezahlt. Nie soll der Zweck aus den Augen gelassen werden, die Arbeit so anziehend, lehrreich und kräftigend als möglich zu machen. Das von Hrn. Cornell ausgeworfene Capital reicht hin, um neben dieser körperlichen Thätigkeit den Studenten alle Mittel zur höchsten geistigen Ausbildung zu gewährleisten, und der Stifter meint, daß niemand, der das ernste Verlangen nach einer tüchtigen Erziehung hege, es schwer finden werde, seinen Wunsch bei der Cornell-Universität in Erfüllung gehen zu sehen; denn wenn die Studenten nur den vierten Theil der Arbeit verrichten wollten, die er selbst als Knabe gethan, und der er sich noch als sechzigjähriger Greis unterziehe, so würden sie die Kosten ihrer Studien mit leichter Mühe und ohne das geringste Vermögen erschwingen können.

Das Kirchensectenwesen mit seinen Unterrichtsanstalten erdrückt den freien Geist und die wissenschaftliche Bildung. Denn nach dem Census von 1870 stehen 360 Universitäten und Collegien unter dem Einflusse und der Controle dieser Secten, welche selbst die wirksamsten Kräfte tüchtiger Lehrer schnüren und entmannen. Nicht ein einziges dieser Institute nimmt deßhalb einen hohen

Digitized by Google

Rang unter den Bildungsanstalten ein, da sie blos einen beschränkten Sectengeist athmen. In einer zahlreich besuchten Versammlung zur Hebung der Wissenschaft stellte daher 1874 Prof. White, der Präsident der Cornell-University, die amerikanischen höheren Bildungsanstalten tief unter die deutschen und zeigte, daß die gesammte amerikanische Erziehung und Bildung auf nichts anderes gerichtet sei als auf Reichthum, Geld und Gewinn. Im Zusammenhange hiermit bewies er durch die Statistik die interessante Thatsache, daß in den öffentlichen Körpern, Gesetzgebungen und Aemtern die Zahl literarisch gebildeter Männer von Jahr zu Jahr in auffallender Zunahme begriffen sei. (Allgem. Zeit. vom 19. Juni 1874, S. 2634.)

Dieser Abnahme der Bildung in höheren Kreisen entspricht in den unteren eine nicht mehr zu bezweifelnde Zunahme der Unwissenheit. Obwohl die amerikanische Bevölkerung strenge auf Erwerbung von Schulbildung seitens der Kinder hält, kennt man doch den Schulzwang nicht, und steht es ganz in dem Belieben der Eltern, ob sie ihre Kinder zur Schule senden wollen oder nicht. Die armen weißen Sandhügler und Hinterwäldler des Südens, die vom Verkehre mit der Welt und den Schulen abgeschnitten sind, können nicht, die irische Bevölkerung der Großstädte aber mag zum großen Theile nicht, die Kinder in die Freischulen schicken, und es ist klar, daß die besten unentgeltlichen Schulen nur dann wirken können, wenn sie besucht werden. So ist die Zahl der Personen, welche weder lesen noch schreiben können, in stetem Wachsen begriffen. Im Jahre 1840 gab es in den Vereinigten Staaten 549,850 Weiße, welche dieser geringsten Bildung bar waren; 1850: 962,898, also fast das Doppelte; und 1860: 1,260,575. Die Censusberichte für 1870 ergaben eine neuerliche bedeutende Steigerung dieser Ziffer auf 2,879,543, also nochmals mehr als das Doppelte, oder im Laufe einer Generation (1830 bis 1870) das Fünffache. Außerdem weisen sie eine Zahl von 2,663,991 Farbigen auf, welche, trotz der zahlreich errichteten Negerschulen, des Lesens und Schreibens unkundig sind; zusammen 5,660,074, was einen Procentsatz von etwa 15% ergibt. (Ausland 1872, Nr. 16, S. 379—382.)

Für ein weitverbreitetes mittleres Maß von Bildung spricht zwar der große Absatz von billigen Zeitungen, Zeitschriften und Büchern, welche an allen Ecken und Enden feilgeboten werden, offenbar steht jedoch, wenn auch hoffentlich nicht auf lange Zeit, das Feld der Literatur, der Kunst und Wissenschaft hinter Europa zurück. Den größten Aufschwung nahm entschieden die periodische und die Tagespresse, besonders die politische. Ihre Leistungen sind geradezu bewunderungswürdig und übertreffen weitaus alle ähnlichen Ein-

Digitized by Google

richtungen der alten Welt. Sie erfreut sich auch einer unbeschränkten Freiheit, doch hat der damit getriebene Mißbrauch es so weit gebracht, daß die Presse fast in keinem Lande der Erde verachteter ist als in Amerika.

§. 17. Materielle Cultur.

Bis vor Kurzem bildete der Ackerbau den bei weitem wichtigsten Erwerbszweig der Amerikaner, welcher 22 Procent der Bevölkerung beschäftigte; man zählte 1874 drei Millionen Bauern, welche durchschnittlich 32 Hectaren Land besitzen und bebauen. Ueber 1,903,500 □Km. Landes sind in Bauereien ausgetheilt und unter Cultur; eine freie Heimstätte von 32 — 64 Hectaren steht jedem Einwanderer auf den großen Landdomänen im W. zur Besiedelung offen. Das eigentliche Ackerland selbst beträgt in den Vereinigten Staaten 237,362 □Km., doch bestehen in Bezug auf die Art der Erzeugnisse sowie der darauf gerichteten Arbeit unter den einzelnen Staaten bedeutende Unterschiede. Man unterscheidet im Allgemeinen eine nördliche Kornregion, eine mittlere Baumwollenregion, eine südliche Zuckerregion. Den Hauptgegensatz bilden aber der Norden und der Süden, etwa durch den 37.° getheilt. In den nördlichen Staaten findet die gewöhnliche Landwirthschaft statt, die hauptsächlich Weizen, Roggen, Gerste, Hafer, Buchweizen und Kartoffeln erzeugt und durch freie Arbeiter betrieben wird. In den letzteren Jahren erfreute besonders die Cultur des Weizens sich einer so gedeihlichen Entwicklung, daß Amerika als der wichtigste und bedeutendste Zukunfts-Concurrent Rußlands auf den europäischen Getreidemärkten auftreten konnte, wenngleich unter den jetzt noch herrschenden Verhältnissen die Union noch nicht mit Rußland und demnach noch viel weniger mit Ungarn und den Donaufürstenthümern concurriren kann. In allen Staaten der Union, außer in Texas, Nebraska und Minnesota, welche eine Abnahme ergaben, liefert Weizen einen größeren Ertrag. Die besten Weizenländer sind: New-York, Pennsylvanien, Maryland, Ohio, Michigan und das nördliche Illinois; doch gedeiht er auch in Indiana, Missouri, einem Theile von Kansas, Kentucky, Tennessee, Georgia u. s. w., dann Californien. Den meisten Roggen liefern Pennsylvanien, New-York und New-Jersey; das Hauptgerstenland ist New-York. Die namhafteste Brotfrucht der Union ist jedoch der Mais oder das Wälschkorn; er bildet in allen

Digitized by Google

Staaten einen sehr wichtigen Gegenstand des Ackerbaues, am meisten aber in der Mittelzone, die inneren Staaten Indiana, Kentucky, Ohio, Tennessee und Illinois, dann die atlantischen Staaten Delaware und New-Jersey umfassend. Im Jahre 1866 ward die Maisernte auf den ungeheuren Betrag von 366,112,430 Hektoliter geschätzt. Der Anbau des Hafers in größerem Maßstabe beschränkt sich auf die mittleren, westlichen und nördlichen Staaten, und die meisten Mengen an Buchweizen werden in New-York und Pennsylvania erzeugt. Die ursprünglich aus Südamerika stammende Kartoffel wird im Großen nur in den nördlichen, mittleren und westlichen Staaten gebaut, während Gemüse hauptsächlich im NO. gezogen werden, wo auch der Obstbau zur größten Entwickelung gelangt, Dank der Pflege, welche ihm vornehmlich die Deutschen angedeihen lassen. Sie allein sind es auch, welche den Ackerbau in europäischer Vollkommenheit, aber mit Hülfe der trefflichen amerikanischen landwirthschaftlichen Maschinen betreiben.

Ueber diesen Gegenstand veröffentlichte ein europäischer Landwirth 1866 in der „Newyork Evening Post" Folgendes:

„Wir sahen kürzlich ein Kornfeld von 240 Morgen Umfang in der „großen Prairie", bei dessen Pflügung, Besäeung und Bearbeitung kein Mann auch nur einen Schritt that. Ein rotirender Spatenpflug, der von vier Pferden gezogen wurde, und den ein Mann von dem kleinen Kutschersitze aus lenkte, pflügte diese Fläche in der gleichmäßigen Tiefe von 0,20 M. und gab ihr dabei zugleich eine so vollendete Bearbeitung des Landes, daß die Anwendung der Egge gar nicht erst noch nöthig wurde. Eine Drill-Saatmaschine, welche wieder von nur zwei Pferden gezogen wurde, und die ebenfalls nur ein auf dem Bocksitz befindlicher Mann dirigirte, besorgte demnächst die Einsaat des Getreides. Ein Cultivator, den wieder zwei Maulthiere zogen, von welchen ein jedes je längs der einen Seite des bereits kniehohen Getreides entlang ging, und den ebenfalls ein Mann von dem Kutschersitze aus lenkte, brachte die Bearbeitung der einzelnen Furchen jedes Mal mit einer einzigen Operation zu Stande. In dem Acker-Geräthschaftshause lag dann endlich noch eine andere Maschine, die ebenfalls darauf eingerichtet war, daß sie von Pferden gezogen wurde, und welche die Verrichtung zu besorgen hatte, daß sie das reife Getreide abmähte, es in regelmäßige Schwade legte, von wo es schließlich durch Händearbeit aufgerafft und auf die Erntewagen gebracht wurde. Doch steht zu erwarten, daß voraussichtlich wohl schon im nächsten Jahre diese Mähmaschine derartig vervollkommt werden wird, daß sie auch dieses Aufraffen der Schwade zu besorgen im Stande sein wird.

Die Besitzung, von welcher das näher beschriebene Kornfeld einen Theil ausmachte, hatte dann ferner noch über 1150 Morgen in einer einzigen Fläche mit Timotheegras bestellt. Was hätte hier wohl das Abmähen für Mannschaften erfordert? Indeß ein halbes Dutzend Mähmaschinen reichten aus, um das gesammte Feld noch zu rechter Zeit abzumähen. Patentirte Pferde-Harken rechen es alsdann zusammen und zwei auf dem Felde selbst aufgestellte moderne Heu-Preßmaschinen pressen es schließlich in Ballen auf das geringste Volumen ein, so daß dieses Timotheehen direct darnach verschifft werden kann. Fünfundzwanzig Kilometer Bretterzaun schließen endlich ein wenig mehr als die Hälfte von dieser Besitzung ein, auf welcher sich beiläufig als Theil von ihrer Einrichtung höchst comfortabel eingerichtete Stallräume für 10,000 Stück Schafe, ferner ausgedehnte Stallungen für Pferde und ein gegen Ratten gesicherter Schüttboden noch befinden, welcher letzterer 10,000 Scheffel Korn aufnehmen kann. Bemerkt muß freilich zum Schluß werden, daß ein ebener Boden, der frei von Felsen oder großen Steinen ist, die einzige nothwendige Voraussetzung bildet, welche für die

Digitized by Google

vortheilhafte Anwendung der werthvollsten landwirthschaftlichen Maschinen erheischt wird."

In Louisiana und Texas wird seit einigen Jahren mit Erfolg die Ramie-Cultur der Baumwoll-Cultur substituirt, und in Californien hat man den Versuch gemacht, diese Pflanze in ausgedehntem Maße anzubauen.

Englische Fabrikanten haben, indem sie Ramie zur „Kette" benutzten, aus dieser Pflanzenfaser und Wolle neue und geschmackvolle Webstoffe hergestellt; Proben davon wurden nach San Francisco gesandt und daselbst für den Verkauf dieser Stoffe, welche sich durch große Dauerhaftigkeit auszeichnen, eine Agentur errichtet. Die Ramie-Pflanze gehört in die Distelfamilie, wird durch Setzlinge ohne Mühe verpflanzt, ist perennirend und gibt jährlich drei bis vier Ernten von durchschnittlich 3000 Pfd. per Acre von einer Faser, welche gegenwärtig 430 Mark per Ton werth ist; die Fäden dieser Pflanzenfaser sind länger und seidenartiger als Baumwolle, liefern mit Wolle oder Baumwolle vermischt einen sehr schönen Stoff und unvermischt verarbeitet ein Gewebe, welches der Lyoner Seide ähnelt.

Unter den in der nördlichen und mittleren Region vorkommenden Nutzgewächsen sind noch Wein und Tabak zu verzeichnen. Der Weinbau ist gediehen, sobald man es aufgab, ausländische Reben zu ziehen, und dafür inländische Sorten pflanzte. Weinländer sind Ohio, Californien, Pennsylvanien, Indiana, Nord-Carolina und Missouri. Das größte weinbauende Gebiet in Nordamerika behauptet die Stadt Los Angelos in Californien zu besitzen; 40 Km. davon liegt Annaheim, ein noch nicht 13 Jahre altes deutsches Dorf, in der Mitte eines wichtigen Weinbaudistrictes. Tabak, ein sehr wichtiger Ausfuhrartikel der Union, kommt zwar wie der Mais in allen Staaten vor, am meisten aber in Maryland, Kentucky, Virginia, Tennessee, Connecticut, Nord-Carolina, Missouri und Ohio.

In den südlichen Staaten hat die sogenannte Plantagen-Wirthschaft überwiegende Bedeutung. Bei dieser ist die Erzeugung von Handelsgewächsen, die sonst gewöhnlich in tropischen Colonien gebaut werden, die Hauptsache. Die Baumwolle nahm bisher den ersten Rang als Handelsartikel ein; in den zwölf südlichen Staaten gab es 77,000 Plantagen, deren Bearbeitung vor dem Secessionskriege durch Sklavenhände besorgt wurde. 1784 kamen 8 Ballen nach Europa, 1821: 425,000 Ballen, vor dem Kriege etwa 3½ Millionen Ballen.

Für die Kriegsjahre 1861—1865 fehlen begreiflicherweise die Statistiken über die jährliche Menge der Baumwollproduktion. Der größte Ernte-Ertrag war jener des Jahres 1859—1860 mit 4,861,292 Ballen. Der Bürgerkrieg ruinirte die amerikanische Industrie und 1868 betrug die Ernte nur 2,519,554 Ballen. Seitdem hat sich dieselbe bis zum Jahre 1870, durch mannigfache und außerordentliche Umstände begünstigt, wieder auf mehr denn 4,000,000 Ballen, um in jüngster Zeit wieder etwas herabzusinken. Zugleich aber stellte sich die kaum minder erfreuliche Thatsache heraus, daß in allen Baumwollenstaaten, mit Ausnahme von Florida, eine Abnahme des bebauten Areals eingetreten. Diese Abnahme betrug 1871 durchschnittlich etwa 14—15 Procent gegen 1870 und hat seither noch größere Dimen-

Digitized by Google

sionen erlangt. Ein Bericht des landwirthschaftlichen Bureaus in Memphis, welches die Hälfte der Baumwollenernte umfaßt, schätzt 1874 die Verminderung der bestandenen Fläche gegen 1873 auf 6½ Procent. — Auf einer besonderen Tabelle geben wir eine Uebersicht der Baumwollenproduction der Vereinigten Staaten in den Jahren 1825—1873.

Der Anbau des Zuckerrohrs ist auf die südlichsten Gegenden beschränkt und wird am stärksten in Louisiana, nächstdem in Alabama und Texas gepflegt. Ahornzucker wird am meisten von Vermont, dann von New-York, Massachusetts, New-Hampshire und Ohio erzeugt. Südfrüchte, wie Melonen, Orangen, Feigen, haben ihre Heimat in Californien und den Küstenstrichen im S.

Was die Viehzucht anbelangt, so sind die Pferde durchgängig unansehnlich und klein, aber sehr ausdauernd und kräftig; übrigens beschränken sie sich mehr auf den N., während in den mittleren und südlichen Staaten die Zucht der Esel und Maulthiere vorwiegt. Das Hornvieh, gleichfalls ein wichtiger Gegenstand der amerikanischen Viehzucht, ist im Allgemeinen klein und weniger einträglich als das englische, von dem es größtentheils ursprünglich abstammt. Für die Veredlung der Schafe könnte noch mehr geschehen, wogegen die Schweinezucht in allen Theilen der Union blüht. Die größten Schafheerden ziehen durch die Prairien von Jowa, die feinste Wolle aber wird in New-York gewonnen. Die Bienenzucht steht am höchsten in Pennsylvanien, Ohio, New-York, N.- und S.-Carolina. Von Geflügel werden vorzüglich Hühner, Puter- oder Trut- und Perlhühner, Gänse, Enten und Tauben gehalten.

Trotz des außerordentlichen Reichthums an Waldbäumen aller Art, deren sich die inneren Staaten zwischen den Alleghanies und dem Mississippi erfreuen, darunter Mahagony-, Cedern- und Eichenholz, ist die Wald-Cultur doch durchaus vernachlässigt. Ja, es geht die Entwaldung Amerika's mit Riesenkraft vor sich, und es dürfte bald an der Zeit sein, dem leichtfertigen Treiben ein Ziel zu setzen. Nicht weniger als 32,400 □Km. werden jährlich entwaldet, während nur etwa 40,5 neu bepflanzt werden. Chicago allein consumirt jährlich 77 □Km. Wald. In einem Zeitraume von zehn Jahren wurden 48,600 □Km. Waldes niedergebrannt, nur um schnell den Boden benutzen zu können. In Wisconsin werden jährlich 202,5 □Km. gefällt, um den Bedarf Nebraska's und Kansas' zu befriedigen. (Ausland 1875, Nr. 43, S. 864.)

Die Jagd, besonders im NW., ist auf die abnehmenden Pelzthiere gerichtet. Die Fischerei in den Seen und Flüssen ist zwar von großem Belange, doch tritt sie in den Hintergrund gegen den Stockfisch-, Walfisch- und

Digitized by Google

Robbenfang, welchen vornehmlich die nordöstlichen Staaten in den benachbarten Meeren, vorzugsweise aber in der Südsee betreiben.

Die Producte des Mineralreiches sind in rascher Zunahme begriffen, jedoch noch lange nicht dem ungeheuren natürlichen Mineral-Reichthum entsprechend. Seit 1870 sind wieder außerordentlich reiche Gold-, Silber-, Quecksilberminen und Oelquellen entdeckt und in Arbeit genommen worden, die einen unberechenbaren Werth haben. Die neuesten Entdeckungen haben an Punkten stattgefunden, an denen man dessen Existenz auch nicht ahnte. Gold wurde gefunden in Georgia und Virginien, Silber zu Newburyport, Salisbury, Amerbury, Haverhill, Rowley, Ipswich, Georgetown, Groveland und Lynnfield; Massachusetts verspricht also gleichfalls Bergbauern eine gute Ausbeute. Reiche Kupferlager glaubte man ausschließlich auf die nördlichsten Staaten beschränkt, allein es haben sich jetzt in N.-Carolina ganz ebenso reiche Lager vorgefunden, wie in der Gegend des Lake Superior. In Oregon sind Kohlenlager in ungeheurer Ausdehnung und Ergiebigkeit vorhanden, und auch jene von Jowa werden als ungemein reichhaltig gerühmt. Eines der großartigsten Steinsalzlager der ganzen Welt befindet sich in Louisiana auf einer unter dem Namen Petite Anse bekannten Insel im Parish St. Mary, 145 Km. westlich von New-Orleans. Aber auch New-York, Ohio, Michigan und W.-Virginien sind ungemein salzreich und würden, wenn man ihre größten Leistungen annimmt, jährlich so viel Salz erzeugen können, als für den Verbrauch einer Bevölkerung von mehr als 350 Millionen Köpfen, d. i. des Achtfachen der jetzigen Einwohnerschaft der Union, ausreichen würde. Darnach wird man zugeben müssen, daß die Republik einen geradezu unermeßlichen Reichthum in ihrem Boden birgt, einen Reichthum, wie ihn bisher noch kein anderer Theil der Erde aufzuweisen hat.

Die Manufacturen haben sich bis zum Jahre 1870 enorm entwickelt, die Industrie einen raschen Aufschwung genommen, so daß die Vereinigten Staaten anfingen sich vom Feldbau zur Fabrikindustrie zu wenden. Abgesehen von der Bergwerksindustrie, bestehen 252,148 Manufacturetablissements mit einem angelegten Capitale von mehr als 82,000 Millionen Mark, welche eine jährliche Production zu dem Werthe von 184,500 Millionen Mk. liefern und an Löhnen 31,775 Millionen Mk. zahlen. Man darf sich nämlich nicht verhehlen, daß der ältere Boden der Union schon ziemlich ausgesogen ist, weßwegen neues, jungfräuliches Terrain gebrochen werden muß. Nun hat die westlich fortschreitende Welle der Ansiedlung im ganzen NW. die Grenze, an welcher durch den Uebergang des Bodens in die steppenartige Prairie der

Digitized by Google

nutzbringende Ackerbau unmöglich wird, bereits seit mehreren Jahren erreicht, ja dieselbe ist von Tausenden von Ansiedlern bereits überschritten. Naturgemäß wendet sich das Volk einer lohnenderen Beschäftigung zu, wie die Industrie sie bietet, und diese hätte zweifelsohne noch erheblichere Fortschritte gemacht, wenn nicht die durch die geringe Bevölkerung bedingte Höhe des Tagelohns und die Wohlfeilheit der eingeführten englischen Waaren hindernd im Wege stünden. Letzterer zu begegnen, bedient sich die amerikanische Finanzpolitik eines Schutzzollsystemes, welches schwer auf der Bevölkerung lastet und Schuld daran ist, daß auf mehreren industriellen Gebieten kein Aufschwung, wohl aber ein bemerkenswerther Rückgang stattgefunden hat.

Es steht fest, daß gegenwärtig der amerikanische Seehandel mehr und mehr zusammenschrumpft und amerikanische Schiffe, deren Flaggen sonst auf allen Gewässern wehten, aus den Meeren verschwinden. (Allgem. Zeitung vom 4. Februar 1876 auf Grund einer Correspondenz aus S. Francisco vom 26. Dezember 1875.) Während die kaufmännische Marine Englands 22,869 Schiffe mit 9,136,916 Tonnen Gehalt besitzt, entfallen auf die Vereinigten Staaten nur 7312 Seeschiffe mit 2,387,376 Tonnen und 578 Dampfer mit 692,576 Tonnen. Vor fünfzehn Jahren überflügelte die amerikanische Flagge jene Großbritanniens. Wir fügen hinzu, daß von den vielen zwischen Europa und Amerika verkehrenden Dampferlinien sich nicht eine amerikanische befindet. Der auswärtige Handel erreichte 1873 allerdings die enorme Höhe von 5,209,890,500 Mark, doch betrug die Ausfuhr der inländischen Producte blos 2,489,060,353 gegen 2,720,830,302 Mark Einfuhr ausländischer Artikel. In finanziellen und commerciellen Kreisen Amerika's beginnt man auch mit Besorgniß auf die ungeheuren Dimensionen des Einfuhrgeschäftes zu blicken. Der Importwerth für die ersten vier Monate 1872 belief sich z. B. auf 640,000,000 Mark, gegen 540,000,000 in der nämlichen Zeit von 1871 und 440,000,000 Mark in 1870.

Ueber die Folgen des Schutzzolles finden wir in einem amerikanischen Blatte von 1871 nachstehende charakteristische Auslassung: „Der amerikanische Farmer, der für seine Grundproducte keinen Schutz genießt, zahlt seinem industriellen Mitbürger den hohen Schutz, den diesem der Eingangszoll auf Fabrikate gewährt, und zwar in einer exorbitanten Weise. Wenn der Farmer Morgens Früh an seine Arbeit geht, so sind die Hufnägel des Pferdes mit 67 Perc. besteuert, der Hammer, der sie einschlug, mit 54 Perc. Schneidet er sich einen Stock, so ist das Messer mit 60 Perc. versteuert, auf dem Pfluge liegen 50 Perc., auf den Ketten 67 Perc. Legt er sich zur Ruhe, so streckt er seine Glieder auf einem mit 58 Perc. versteuerten Betttuche aus und deckt sich mit einer wollenen Decke zu, auf der ein Zoll von 250 Perc. ruht. Steht er auf, so legt er ein mit 80 Perc. versteuertes Flanellhemd an, sein Rock ist mit 50, seine Schuhe mit 35 und sein Hut mit 60 Perc. Zoll belastet. Hält er seine Hausandacht, so ist die Bibel mit 25, und der einfache Teppich, auf dem er niederkniet, mit 150 Perc. versteuert. Setzt er sich zu Tisch, so ißt er aus einem Teller, der zu 40 Perc. versteuert ist, mit einem Messer und einer Gabel, die 35 Perc. tragen, so trinkt er eine Tasse Kaffee, die 47, eine Tasse Thee, die 48 Perc. Steuer kostet, versüßt er beide mit Zucker, so zahlt er 70 Perc.; das Salz in seiner Mahlzeit kostet ihm an Steuer 100 Perc., der Pfeffer 270 Perc. und das Gewürz 279 Perc. Will er einen Mund voll Tabak nehmen, so hat er für denselben an Steuern 100 Perc., oder will er eine Cigarre anzünden, so hat er hierfür 120 Perc. zu erlegen. — Die statistischen Mittheilungen über den Rückgang der landwirthschaftlichen Production sind daher wahrhaft beunruhigend. Es werden 600,000 Acker weniger bebaut, als vor acht Jahren, und während 1860 über 150 Mill. Bushel Getreide producirt wurden, ist die Production auf 120 Mill. gesunken; die Viehzucht von 26 Mill. auf 21 Mill. zusammengeschmolzen. Es wird kein eisernes Schiff mehr gebaut; auch der Bau eiserner

Digitized by Google

Brücken ist fast unmöglich geworden. Dennoch erachten sich die Eisen-, Stahl- und Kupferproducenten nicht genug geschützt und verlangen noch höheren Schutz."

Der inländische Verkehr hat sich mächtig entwickelt und wird durch die herrlichen von der Natur gegebenen Wasserstraßen, zahlreiche Canäle und Eisenbahnen sehr gefördert. Ein Land, in dem Eile und Schnelligkeit die Parole ist, muß mit einem dichten Netze von Verkehrswegen überspannen sein. Der Canäle gibt es über hundert. So verbindet der Pennsylvania-Canal den Susquehanna und Ohio, der Erie-Canal New-York mit den canadischen Seen. Letzterer ist 608 Km. lang, hat 85 Schleussen, führt über mehr als dreißig Flüsse in zum Theil grandiosen Aquäducten, steht durch Seitencanäle selbst mit dem Mississippi-Stromgebiete in Verbindung und ist für die größten Dampfschiffe fahrbar. Auf den natürlichen und künstlichen Wasserstraßen bewegen sich über 400 Dampfschiffe, und der Tonnengehalt aller auf Seen, Flüssen und zum Küstenhandel benutzten und beschäftigten Schiffe beträgt 3,101,000. Gleichwohl reichen diese bedeutenden Transportmittel noch lange nicht hin. Eine ebenso staunenswerthe Ausdehnung erlangten die Eisenbahnen.

Die Eisenbahnen in den Vereinigten Staaten haben verhältnißmäßig erst eine kurze Jugend, entwickelten sich während derselben aber mit überraschender Schnelligkeit und Kraft. Die erste Eisenbahn-Compagnie der Vereinigten Staaten bildete sich im Jahre 1827 in Baltimore unter dem Namen „Compagnie der Eisenbahn von Baltimore nach Ohio". Sie eröffnete ihre Wirksamkeit am 4. Juli 1828, indem sie die erste Linie bis zur Grenze des Staates Maryland eröffnete. Anfangs wurde jedoch nicht der Dampf angewendet, sondern — Pferde. Erst im Jahre 1830 war es, daß auf der Strecke von Mohawk nach dem Hudson die erste Locomotive in den Vereinigten Staaten erschien. Diese Maschine, von englischer Fabrikation, war 6 Tonnen schwer und erwies sich bald als unbequem und unzweckmäßig. Man ersetzte sie durch eine andere aus den Ateliers von Cold Spring in New-York hervorgegangene Maschine, deren Gewicht nur drei Tonnen war. Bald aber ging die Construction der Eisenbahnlinien so rasch vorwärts, daß die Vereinigten Staaten im Jahre 1835 bereits 1767 Km. mit Schienen bedeckt hatten. 1848 betrug die Länge der Schienenwege 9971 Km. — Die Entdeckung der Goldminen Californiens gab der Construction der Eisenbahnen einen neuen, mächtigen Impuls. Tausende von Kilometern wurden neu construirt und Hunderte von neuen Compagnien bildeten sich jedes Jahr. Im Jahre 1867 bedeckte das Eisenbahnnetz der Vereinigten Staaten 63,478 Km. und ist dasselbe Eigenthum von 559 verschiedenen Compagnien. Am 1. Januar 1873 betrug die Länge sämmtlicher Eisenbahnen 107,992 Km., 1874: 115,177 Km.

Die Eisenbahnen sind überaus bequem eingerichtet und oft, wie z. B. die Silbervalastwagen auf der Central-Pacific-Bahn und „Pullman's Palast-, Salon- und Schlafwaggons", mit luxuriöser Pracht ausgestattet. Das Eisenbahnreisen in den Vereinigten Staaten läßt an Comfort alles bisher in Europa Bestehende weit hinter sich. Leider ist auf den Bau der Bahn selbst sehr häufig nicht die gleiche Aufmerksamkeit verwendet und werden hierdurch, sowie durch die Unachtsamkeit des hastigen Fahrens, zahlreiche Unglücksfälle verursacht. So fanden z. B. im Jahre 1873 nicht weniger als 576 Menschen den Tod durch Unglücksfälle auf amerikanischen Bahnen, und 1112 Personen wurden verletzt, welche Zahlen das American Railroad Journal ziemlich unbedeutend findet. Andererseits hat der Eisenbahnbau in Amerika auch wahre Wunder der Technik aufzuweisen, wie z. B. die ganze Anlage der Pacificbahn mit ihrer Uebersteigung der Sierra Nevada oder die Durchbohrung des Hoosac-Gebirges in Massachusetts, welche die Eisenbahn-

Digitized by Google

verbindung Boston's mit dem Hudson und dem W. in gerader Linie vermittelt. Dieses am 27. November 1873 vollendete Werk hat an Umfang und Wichtigkeit nur in dem Mont-Cenis-Tunnel seines Gleichen, übertrifft denselben aber noch in Bezug auf den Aufwand von Kosten, Mühe und Zeit, der zur Durchführung nöthig war. Dem Hoosac-Tunnel kann sich der Sutro-Tunnel in Nevada würdig zur Seite stellen.

Inneres eines amerikanischen Eisenbahncoupés.

Die Wohlhabenheit der Bevölkerung in den Vereinigten Staaten und namentlich der Werth des beweglichen und unbeweglichen Vermögens wird im

Digitized by Google

Census von 1870 auf 123,000 Millionen Mk. abgeschätzt. Seit dieser Zeit hat sich einestheils durch Erschließung neuer Naturschätze das Nationalvermögen wieder vermehrt, andererseits in Folge der 1873 hereingebrochenen, durch Ueberspeculation hervorgerufenen und noch unbesiegten Geschäftskrisis vermindert. Auch ist nicht zu läugnen, daß die Nationalschuldenlast von 8200 Millionen, welche aus dem letzten Krieg stammen, und die Schuldenlast von 3559 Millionen Mk., welche die Städte, Grafschaften und Staaten contrahirt haben, eine schwere Bürde für das Volk sind. Doch steht zu hoffen, daß unter einer bessern Verwaltung und unter größerer Wachsamkeit gegen Corruption sich das Land durch seinen Naturreichthum von diesem Uebel befreien wird.

§. 18. Staatsorganisation.

Das Grundgesetz der Vereinigten Staaten ist die Constitution vom 17. September 1787 mit Amendements aus den Jahren 1791, 1798 und 1804. Darnach bildet die Union einen Bund demokratischer und bis auf einige Rechte souveräner Freistaaten, welche die das Gesammtwohl aller Staaten betreffenden Angelegenheiten einer Bundesregierung übertragen haben. Die Verfassung erkennt eine gesetzgebende, eine vollstreckende und eine richterliche Gewalt an. Die gesetzgebende (legislative) Gewalt übt der am Sitze der Regierung sich alljährlich wenigstens einmal versammelnde Congreß, aus zwei Häusern, dem Senate und dem Hause der Repräsentanten, bestehend. Alle Gesetze müssen von beiden Häusern des Congresses berathen und mit Stimmenmehrheit angenommen werden. Krieg und Frieden, Verträge mit fremden Staaten, Vermehrung von Heer und Flotte, alle Abgaben, Zölle und Steuern, Münze, Maß und Gewicht, Privilegien und Patente, Aufnahme neuer Staaten u. s. w. gehören in die Geschäftssphäre des Congresses. Der Senat ist aus zwei Senatoren von jedem Staate zusammengesetzt, die von den Legislaturen der einzelnen Staaten auf sechs Jahre gewählt sind. Alle zwei Jahre wird ein Drittel der Senatoren neu gewählt. Jeder Senator hat Eine Stimme, muß 30 Jahre alt, 9 Jahre Bürger der Vereinigten Staaten und zur Zeit seiner Wahl Einwohner des Staates sein, von dem er gewählt wird. Präsident des Senats ist der Vicepräsident der Vereinigten Staaten. Das Haus der Repräsentanten besteht aus Mitgliedern der verschiedenen Staaten und aus Abge-

Digitized by Google

ordneten (Delegates) der Territorien, welche letztere mitberathen können, aber keine Stimme haben. Die Repräsentanten werden auf zwei Jahre von dem Volke der einzelnen Staaten nach dem in jedem derselben bestehenden Wahlverfahren gewählt. Jeder Repräsentant muß das Alter von 25 Jahren erreicht haben, 7 Jahre Bürger der Vereinigten Staaten gewesen und zur Zeit seiner Wahl Einwohner des ihn wählenden Staates sein. Das Haus der Repräsentanten wählt seinen Sprecher sowie seine anderen Beamten, und hat allein die Macht der öffentlichen Anklage gegen dieselben, gegen den Präsidenten und Vicepräsidenten der Vereinigten Staaten, sowie gegen alle Civilbeamten der Union wegen Amtsvergehen. Alle Abgabenbills werden von den Repräsentanten votirt, doch steht dem Senate das Recht zu, Gesetzentwürfe einbringen zu können. Jeder Gesetzvorschlag wird, bevor er zum Gesetze erhoben wird, dem Präsidenten der Vereinigten Staaten zur Unterzeichnung vorgelegt; wird nach etwaiger Mißbilligung des Letzteren der Gesetzvorschlag abermals von jedem Hause (mit $^2/_3$ der Stimmen) angenommen, so ist er sofort Gesetz.

Die vollstreckende, executive Gewalt ist dem Präsidenten der Vereinigten Staaten übertragen, welcher sowie der Vicepräsident durch die eigens für diese Wahl von den Legislaturen der einzelnen Staaten bestimmten Wähler erwählt wird. Bei dieser alle vier Jahre wiederkehrenden Präsidentenwahl kommen die ärgsten Umtriebe, Bestechungen u. s. w. vor. Präsident und Vicepräsident müssen eingeborene Bürger der Union, innerhalb derselben 14 Jahre ansässig sein und das Alter von 35 Jahren erreicht haben. Das Amt Beider dauert vier Jahre, vom 4. März Mittag 12 Uhr bis zum 4. März Mittag 12 Uhr. Die Functionen und Rechte des Präsidenten sind fast dieselben wie jene eines constitutionellen Monarchen, stehen diesen jedoch darin nach, daß der Congreß allein das Recht hat, Krieg zu erklären und Frieden zu schließen, der Präsident Tractate nur mit Beistimmung von zwei Drittheilen des Senats sanctioniren kann, bei Ernennung der Civil- und diplomatischen Beamten an den Beirath und die Zustimmung des Senates gebunden ist und gegen die ihm vom Congresse zur Genehmigung überreichten Gesetzentwürfe nur ein beschränktes Veto ausüben kann. Er legt vor seinem Amtsantritte einen Eid auf die Verfassung ab, ist unverletzlich aber absetzbar, Oberbefehlshaber der Armee und Flotte und kann noch einmal gewählt werden.

Die richterliche Gewalt liegt in den Händen eines *obersten Gerichtshofes* (Supreme Court) mit einem Chief-justice an der Spitze und acht beigeordneten Richtern, dann solcher Untergerichte, wie sie der Congreß von Zeit

Digitized by Google

zu Zeit anordnen und errichten mag. Die Circuit-Courts werden unter dem Vorsitze je eines Richters des Obergerichtshofes und eines Bezirksrichters zweimal jährlich in jedem Staate gehalten. Bezirksgerichte (district-courts) bestehen in jedem Staate und dem District Columbia eins, in größeren Staaten zwei oder drei. Die Aburtheilung aller Verbrechen, mit Ausnahme der Anklagen vor dem Senate, muß durch Geschwornengerichte geschehen, und letztere müssen ihre Verdicte mit Stimmeneinhelligkeit fassen. Die Richter werden vom Präsidenten auf Lebenszeit ernannt und können nur durch den Congreß angeklagt und ihrer Stellen entsetzt werden.

Die Verfassungen der einzelnen Staaten sind demokratisch-republikanisch und mehr oder weniger nach dem Muster der Bundesverfassung gebildet. In der Anordnung ihrer innern Angelegenheiten sind die verschiedenen Staaten zum großen Theile unbeschränkt, während solche Angelegenheiten, die das allgemeine Wohl und die allgemeine Sicherheit betreffen, der Bundesregierung anvertraut sind. Die gesetzgebende Gewalt ist in allen Staaten gleichfalls in zwei Häuser (Senat und Repräsentantenhaus) getheilt, deren Zusammenwirken in der Regel für den Erlaß von Gesetzen erforderlich ist. Die vollziehende Gewalt ist in allen Staaten einem Gouverneur anvertraut, der durch die qualificirten Wähler des Volks gewählt und vom Präsidenten der Republik bestätigt wird. Die Amtsdauer dieser Gouverneure, Senatoren und Repräsentanten, dann die Anzahl der beiden letzteren ist in den einzelnen Staaten verschieden. Jeder Staat der Union bildet ein für sich bestehendes Ganzes und zerfällt in Counties (Grafschaften); jede County wird in Townships oder Stadtgemeinschaften getheilt, welche häufig aus einer einzigen Stadt bestehen, oft aber auch mehrere Ortschaften umfassen. Die Hauptstädte der Staaten, oft in der Mitte derselben gelegen, sind fast nie die größten Wohnplätze, aber die Sitze der Behörden, und die Klugheit, mit der man städtische Corporationen dem Einfluß großer Städte entzieht, ist nicht genug zu rühmen.

Aehnlich der Staatenverfassung ist die Verfassung der Territorien, die als National-Eigenthum angesehen werden. Die executive Gewalt ist hier einem Gouverneur übertragen, der vom Präsidenten mit Zustimmung des Senates auf vier Jahre ernannt wird. Die legislative Versammlung besteht aus einem Senate und einem Repräsentantenhause, welche von den wahlberechtigten Einwohnern erwählt werden, deren gesetzgebende Macht jedoch dadurch sehr beschränkt ist, daß alle Gesetze dem Congresse zur Bestätigung vorzulegen sind. Die Aufnahme eines Territoriums unter die Staaten der Union geschieht durch

Digitized by Google

den Congreß, wenn dasselbe eine bestimmte Einwohnerzahl erreicht hat. Diese Zahl ändert sich nach Maßgabe der steigenden Bevölkerung.

Der Bundesdistrict Columbia steht unter der unmittelbaren Verwaltung der Bundesregierung.

Die Geschäfte der Bundesverwaltung werden durch das Cabinet besorgt, das in Washington, der Hauptstadt der Union, seinen Sitz hat und aus sieben Mitgliedern besteht, die den Titel Secretäre führen, aus dem Staatssecretär (Minister der auswärtigen Angelegenheiten), dem Schatzsecretär, dem Kriegssecretär, dem Marinesecretär, dem Generalpostmeister, dem Generalstaatsanwalt (Attorney general) und dem Secretär des Departements des Inneren (Home Department). Dieselben werden vom Präsidenten mit dem Beirath und der Zustimmung des Senates ernannt, können aber vom Präsidenten jederzeit ihres Amtes entlassen werden. Der Präsident ist nicht gehalten, der Meinung eines Cabinets zu folgen, noch sind die Mitglieder eines Cabinets für die Handlungen des Präsidenten verantwortlich. (Daniel. Handb. d. Erdk. I. Bd. S. 831—835.)

Die Einnahmen betrugen für das am 30. Juni 1874 abgelaufene Finanzjahr 3124,2 Millionen Mark, worunter sich allerdings eine Anleihe im Betrage von 1400 Millionen befand. Die Ausgaben betrugen für denselben Zeitraum 3042,2 Millionen einschließlich der zur Schuldentilgung verwendeten 2177 Millionen.

Die Schuldenlast sämmtlicher Staaten der Nordamerikanischen Union beträgt die Summe von 12,720,974,707 Mark, wovon 9,130,700,000 Mark auf die Ver. Staatenschuld und 3,561,573,707 Mark auf die einzelnen Staaten, Grafschaften, Städte entfallen. Die letzteren hinwiederum vertheilen sich auf wirkliche Staatsschulden, wofür die einzelnen Staaten haftbar sind, mit 1,446,753,420 Mark, auf Schulden der verschiedenen Städte im Betrag von 1,325,302,532 Mark und die Schulden der verschiedenen Grafschaften in den Staaten mit 769,018,714 Mark. Wie unter den städtischen Schulden die Stadt New-York, so nimmt auch unter den Staaten der Staat New-York den ersten Platz ein, dessen Schulden sich auf 655,213,759 Mark belaufen. Sodann kommt Pennsylvanien mit 365,011,237 Mark, Massachuetts mit 283,767,306 Mark, Virginien mit 229,277,145 Mark. Die geringste Staatsschuld hat Oregon mit 895,792 Mark. Von den Gebieten hat die größte Schuld Colorado mit 2,792,747 Mark, während Wyoming und das Mormonengebiet Utah gar keine Schulden haben. Die Nationalsteuer, welche durch Zölle und inländische Steuern von Tabak, Spirituosen und Stempel hauptsächlich erhoben wird, beträgt gegen 2,050,000,000 Mark, dagegen die Steuern, die in den einzelnen Staaten, Grafschaften und Städten erhoben werden, zusammen 1,187,325,236 Mark, wovon auf die Staaten als Staatssteuer 279,010,322 Mark, auf die Grafschaften 318,779,071,5 Mark, auf die Städte 556,655,810 Mark kommen.

Die Landmacht der Vereinigten Staaten besteht aus der regulären Armee und der Miliz in jedem einzelnen Staate, in welche mit gewissen Ausnahmen

Digitized by Google

jeder waffenfähige Bürger vom 18. bis zum 45. Jahre eingereiht wird. Die reguläre Armee oder das stehende Heer besteht gegenwärtig nur noch aus etwa 30,000 Mann, und erreicht der Kostenaufwand hierfür jährlich die Summe von 133 ¼ Millionen Mark. Auf der activen Liste befinden sich ein General, ein General-Lieutenant, vier General-Majors und zwölf Brigadiers. Die Armee umfaßt ein Genie-Corps, ein Artillerie-Corps und ein Signal-Corps; ferner 10 Cavallerie-Regimenter, 5 Artillerie-Regimenter, 25 Infanterie-Regimenter, den Stab der Militär-Academie und ein indianisches Plänkler-Corps. Das Heer zählt im Ganzen 35,284 Mann, und um es auf diesem Fuße zu erhalten, bedarf es während des am 1. Juli beginnenden Fiscal-Jahres eine Neuanwerbung von 6000 Mann.

Ueber die Armee-Verhältnisse in Amerika ward im Jahre 1873 aus New-York (dd. 18. Juni) Folgendes berichtet: „Von der regulären Armee steht etwas über die Hälfte in den Gegenden, in welchen Indianerstämme zu überwachen sind, und man befolgt hierbei das System, diese Truppen in zahlreiche kleine Lager und Forts zu vertheilen — ein System, das nicht nur sehr geringen Schutz gegen die Indianer-Ueberfälle gewährt, nicht nur sehr kostspielig ist, weil es ein zahlreiches Heer von Militär-Beamten bedingt und den Transport von Provisionen, Munitionen, Ausrüstungs-Gegenständen 2c. sehr umständlich macht, sondern auch zur Demoralisation und Desorganisation der Armee wesentlich beiträgt. Die einzelnen zerstreuten Militärposten, von denen jeder einzelne oft kaum hundert Mann zählt, sind der Controlle der oberen Militär-Behörden fast gänzlich entzogen, und die Corruption der Officiere und Militär-Beamten hat daher einen großen freien Spielraum. In den Posten, welche sich in friedlichen Gegenden befinden, führen die Truppen ein faules und unthätiges Leben, sie sind völlig verbummelt, während umgekehrt in den Gebietstheilen, die fortwährend durch die Indianer beunruhigt sind, der Dienst äußerst beschwerlich ist. Obwohl wir aber in einem demokratischen Lande leben, besteht doch nirgends wie hier eine größere Kluft zwischen dem Officiersstande und dem gemeinen Soldaten. Der Officier wird gut besoldet und verpflegt; aber er dünkt sich als ein höheres Wesen von besserem Blute, trotzdem er nicht wie früher aus den Söhnen der südlichen Sklavenhalter und reichen kaufmännischen Classen, sondern aus dem Mittelstande recrutirt wird; die Soldaten unterliegen der willkürlichsten Behandlung; bei irgend einem Conflict mit einem brutalen Officier finden sie nirgends Recht und Schutz; schlechter Lohn (monatlich 53,75 RM.), ungenügende Nahrung, schlechte Bekleidung sind ihr Loos. Es existirt nicht die geringste Fürsorge für praktische Uebungen; keine Schulen oder Bibliotheken sind für sie vorhanden. Unter den Soldaten befinden sich etwa 6000 Neger und ebensoviele Deutsche. Das Officiercorps besteht fast ausschließlich aus eingeborenen Amerikanern englischer Abkunft und es befinden sich in ihm nur sehr wenig Deutsch-Amerikaner. Die Folge der schlechten Behandlung der Gemeinen, des gespannten Verhältnisses zwischen ihnen und den Officieren zeigt sich in dem colossalen Umfange der Desertionen; nahezu die Hälfte der Armee desertirt alljährlich." (Neue freie Pr. vom 18. Juli 1873.)

Die Flotte zählte am 1. Januar 1872: 51 Panzerschiffe verschiedener Classen mit 127 Kanonen, 58 Schraubendampfer mit 865 Kanonen, 10 Raddampfer mit 72 Kanonen, 20 Segelschiffe mit 215 Kanonen, 28 Bugfirdampfer mit 11 Kanonen, 3 Proviantschiffe mit 12 und 6 Zollschiffen mit 88 Kanonen; zusammen 176 Schiffe mit 1390 Kanonen. Das Officiers-Corps der Flotte bestand aus 1360 Köpfen.

Digitized by Google

Das Territorium Aljaska.

§. 19. Das Festland.

Der äußerste Nordwesten Amerika's bildete bis zum 21. Juni 1867 ein russisches Besitzthum. Die Abtretung von ganz Russisch-Amerika an die Vereinigten Staaten war ein wahres Weltereigniß. Das Gebiet ist etwa 963,600 □Km. groß und durch die NW.-Ausläufer des Felsengebirges gebildet, voll von hohen Schneebergen und Vulcanen, in den Thälern und an den Buchten des Küstengebirges dicht bewaldet; die W.-Küste ist von Fjorden stark zerschnitten, vor denen der Archipel des Prinzen von Wales und Georgs III. liegt. Es war 1728 der Kosak Dschenew, der die Beringsstraße entdeckte, die dann 80 Jahre später zuerst von Bering genauer explorirt ward. Die Vulcane sind zum Theil sehr hoch, die Gewässer zahlreich, doch zum Theil noch sehr unbekannt. Das Klima ist sehr mannigfaltig und bei weitem milder als das der amerikanischen Ostküste und der ostasiatischen Gestade unter gleichen Breiten. Die NW.-Küste hat bis Aljaska Küstenklima, mit milden Wintern, kühlen Sommern, reichlichem Regen, das der Baumvegetation sehr günstig ist, doch keinen Fruchtbau mehr gestattet. Unter den 70,461 Einwohnern befinden sich kaum 700 Russen, es kommt also kaum 1 Russe auf 100 Seelen. Unter den Einwohnern sind ferner 1500 sogenannte Creolen, Halbblütige aus Vermischung von Russen und Indianern. Von den 42,000 Indianern des Landes sind nur etwa 15,000 unterworfen, der Rest schwärmt umher. Auf der Osthälfte von Aljaska hausen Eskimos, etwa 20,800 an der Zahl, auf den westlichen Inseln 2500 Aleuten. Der ehemalige Sitz der russischen Regierung, Neu-Archangelsk, der vor 25 Jahren nicht 850 Einwohner hatte, zählt jetzt 2200 Seelen. Der Reichthum des Landes an Holz und Pelz kam den Russen seit Gründung der Niederlassungen am Amur zwar zu Statten; dagegen war es für sie eher eine Bürde als ein Machtzuwachs. Für die Amerikaner stellt sich die Sache ganz anders: sie nehmen durch diese Erwerbung den goldreichen Westen der britischen Be-

Digitized by Google

sitzungen in die Mitte, auf welche sie längst ein neidisches Auge geworfen und die sie rasch bevölkern geholfen haben.

Der Bericht, welchen der commandirende Unionsgeneral der Pacific-Division George H. Thomas zu Ende 1869 über den Zustand Aljaska's einreichte, sieht indeß keine nahe Aussicht für eine Colonisation des Landes, von der auch in der That seither nichts verlautete. Das Klima ist zu rauh, für den Landbau ist zu viel Regen und zu wenig Sonne da. Auf den meisten Stationen gibt es Gärten, in denen Radiese, Turnips, Lattich, andere wässerige Gemüse und recht gute Kartoffeln gezogen werden. Sie halten sich jedoch nur sehr kurze Zeit. Die Feuchtigkeit ist so groß, daß die Gemüse zwar wachsen, aber nicht reif werden. Dieselbe Schwierigkeit findet beim Anbau von Gerste, Hafer oder Weizen statt, die Halme wachsen aus und bleiben grün, das Korn reift jedoch nicht. Nur wenig Land ist im Verhältniß culturfähig. Der größte Strich mit dem besten Klima ist das Plateau auf der O.-Seite von Cook's Inlet, das sich von Kenay nach der Chogotshaik-Bay erstreckt. Der Boden ist sandiger Alluviallehm, sehr reich und tief; der Sommer ist jedoch, trotzdem er während seiner Dauer angenehm ist, nicht lang genug, um mit Erfolg Landbau zu treiben. Obwohl die Bäume von schönster Qualität und zur Nutzung als Bauholz in günstigen Gegenden zu finden sind, so haben doch Oregon, Washington und British Columbia eben so gutes und reichliches Bauholz, das für den Markt weit günstiger liegt. Die Fischbänke an der NO.-Küste der aleutischen Halbinsel und der gleichnamigen Eilande sind sehr ausgedehnt und ergiebig, Lachse gibt es in allen Strömen. Außer den Kohlen am Meerbusen von Chogotshaik sind viele bekannte Lager anderwärts vorhanden, so am Kootsnon-Hafen auf der Kon-Insel, bei Kaggaan auf der Prinz von Wales-Insel und bei Katmay auf der Halbinsel von Aljaska. Was von Bauholz gesagt wurde, gilt aber auch von den Kohlen in der Umgebung des Pugetsundes. Die wichtigste Industrie bildet der Robbenschlag.

Bis zu seiner Einverleibung in die Union stand Aljaska unter Verwaltung einer 1798 begründeten und 1799 von Kaiser Paul I. von Rußland bestätigten „Russisch-amerikanischen Handelscompagnie", deren Privilegium 1839 auf weitere 20 Jahre verlängert wurde. Ihr stand der ausschließliche Handel und Verkehr mit dem Territorium zu, dessen ganze Verwaltung auf die Ausbeutung der Jagd und des Fischfanges vornehmlich angelegt war. Obwohl unter der Oberherrschaft der russisch-amerikanischen Compagnie das Loos der Eingebornen insoferne ein trauriges war, als sie kaum Besseres als

Digitized by Google

Sklaven waren, so wurden sie doch von den Russen gütig und menschlich behandelt, und die Compagnie hat durch Anlegung von Kirchen, Schulen und Hospitälern, durch das Verbot des Branntweinverkaufs, durch die Maßnahmen, welche die Schonung und Verbreitung der edleren Pelzthiere bezwecken, und viele andere Einrichtungen gezeigt, daß sie keine Opfer scheute, um den Zustand der Eingebornen zu verbessern. An die Stelle der russischen Gesellschaft ist nunmehr die nordamerikanische Aljaska-Compagnie getreten; es ist aber sehr zu bezweifeln, daß die Lage der Eingebornen sich viel gebessert habe, seitdem sie freie Bürger der nordamerikanischen Staaten geworden sind. Wenigstens soll der friedliche Verkehr der Eingebornen mit den fremden Ansiedlern entschieden nachgelassen haben. Habsucht und Uebermuth der Yankees haben jene mißtrauisch gemacht und zurückgescheucht.

Die Stadt Sitka (siehe S. 52) gewährte früher für den aus civilisirten Gegenden Kommenden einen eigenthümlichen Anblick. „Man sieht nämlich nirgends einen Aushängeschild, einen Laden, einen Zettel. Aerzte und Advokaten kennt man kaum den Namen nach. Die russische Regierung hat nämlich bis jetzt den Einwohnern Alles geliefert: Kleidung, Lebensmittel, Wohnung u. s. w. Die Leute hatten sich um nichts zu kümmern; das Essen wurde ihnen gebracht, Kleidungsstücke wurden ihnen geliefert, Wohnungen wurden ihnen angewiesen. Für die von ihnen geleisteten Arbeiten, die aus Pelzverpacken, Holzhauen, Umladen von Schiffsladungen u. s. w. bestanden, erhielten sie von jener ca. 250 RM. jährlich." (Ausland 1868 Nr. 9 S. 211.)

Der Mittelpunkt aller russischen Niederlassungen war eben Sitka oder Nowo-Archangelsk. Hierher wurden anfangs alle Producte der Colonien geschafft, um von hier verschifft zu werden, und von hier wurden sämmtliche Zweigniederlassungen mit allen ihren Bedürfnissen versorgt. Die Stadt Sitka ward 1804 gegründet und verdankt ihren Ursprung — der Seeotter. Diese Thiere halten sich nämlich in großer Menge dort auf, und die Jagd auf sie ist wegen ihres kostbaren Pelzes sehr einträglich. Sitka liegt auf der Insel Baranow, die etwa 135 Km. lang und durchschnittlich 32 Km. breit ist. Von Gebäuden sind Lagerhäuser der früheren russisch-amerikanischen Eisgesellschaft, die Wohnung des Gouverneurs, die Kirchen und gegen 30 Häuser der russischen Einwohnerschaft erwähnenswerth. Die Häuser haben eine gelbe Mauerfarbe, während die Dächer aus Eisenblech roth angestrichen sind. Die griechische Kirche mit ihrem Dom und grünem Thurm, sowie das stattliche Amtsgebäude verleihen Neu-Archangel die Würde eines kleinen deutschen Landstädtchens. Doch giebt es noch etwa 4—500 Indianerhütten, die aus behauenen Baumstämmen zusammengesetzt und mit einem Dache aus Cederrinde gekrönt sind. In der Mitte des Daches befindet sich eine weite Oeffnung, durch welche Luft herein- und Rauch hinausströmt. Außer den Einwohnern der Stadt Sitka leben keine weißen Menschen auf der Insel; die Indianer gehören zum Koloschen-Stamm und sollen gegen 1128 Köpfe zählen.

Von den Eingebornen hausen die Indianer vorwiegend in den südlicheren Landestheilen und an der vom Verkehre am meisten berührten W.-Küste, doch erstrecken sie sich auch bis tief in das Innere, namentlich an der großen Wasserstraße des Yukon entlang. Nach Frederick Whympers Forschungen begegnen wir am Unterlaufe dieses Stromes den Ingelete-Indianern, die sich nur mundartlich von den Co-Yukon-Stämmen unterscheiden, welche etwas

Digitized by Google

Wohnung der Ingeleten.

nördlicher wohnen und deren Sprache sich bis zum Fort Yukon, 130 Km. von der britischen Grenze, ausbreitet.

Die Wohnungen der Ingeleten liegen unter der Erde; zunächst jedoch gelangt man in eine Holzhütte, in welcher ein senkrechter Schacht abwärts führt, worauf erst wieder ein niedriger Tunnel durchkrochen werden muß, bis man zum Wohnungsraum gelangt, einer großen Grube, über welche domartig ein Dach sich wölbt, im Mittelpunkte mit einer Oeffnung zum Abziehen des Rauches versehen. Bei mildem Wetter ist der Eingangstunnel nichts weiter als eine Cloake. Nachts, wenn das Heerdfeuer niedergebrannt ist, werden alle halbverkohlten Scheiter durch das Rauchloch hinausgeworfen und dieses mit Fellen dicht verschlossen, wie auch der Eingang durch Pelzvorhänge abgesperrt wird. Rauch und kohlensaure Gase entströmen nun nachträglich noch der glühenden Asche. Dazu mischen sich die Gerüche der stark zusammengedrängten schmutzigen Menschen, der mehr oder weniger faulen Fische, des verdorbenen Fleisches, der alten Lederkleider und der jungen Hunde. Mittlerweile haben die alten Hunde ihr Lager außen auf dem warmen Dache aufgeschlagen,

Digitized by Google

aber bald entspinnt sich Kampf und Fehde zwischen ihnen, und ein unvorsichtiges Thier wird nach dem Rauchloche gedrängt, durch welches es in die glühende Asche hinabfällt und dort nicht nur die Küchengeschirre umwirft, sondern zu den vielen vorhandenen Gasen noch ein neues hinzufügt, welches bei der Verbrennung von Haaren sich entwickelt. Natürlich tritt unter Heulen und Bellen der unglückliche Hund so eilig wie möglich den Rückzug an. Der Gebrauch von Taschentüchern gilt den Ingeleten für entbehrlich, wie dies namentlich bei kleinen Kindern sichtbar wird, dafür wird um so fleißiger Tabak sowohl geschnupft als geraucht von beiden Geschlechtern, von Frauen indessen nur gelegentlich. Wie gewissenhaft die Ingeleten Wasser und Seife vermeiden, wurde offenkundig, als der Arzt einem Eingeborenen, der über Brustschmerzen klagte, ein mächtiges Zugpflaster auf die Haut legte. Er erwartete am anderen Tage eine gewaltige Blase zu finden, allein unter dem Pflaster kam, seit undenklichen Zeiten zum ersten Male vielleicht, wieder die reine Haut unverletzt hervor, der Patient aber erklärte sich als entschieden geheilt.

Schlitten der Ratten-Indianer am Fort Yukon.

In Nuklukayeet werden die größten Indianermessen abgehalten und die meisten Geschäfte geschlossen, denn dort strömen die pelzthierjagenden Rothhäute von weit und breit zusammen; auch bemerkte Whymper unter ihnen Leute vom Tanana-Stamme, die in Hautmalerei, Federschmuck, Lederstickereien, sowie anderen Putz und Tand schwelgen, auch noch am wenigsten verderbt und von der Cultur beleckt erscheinen und vielleicht als die letzten Reste der Rothhäute, wie sie ehemals waren, betrachtet werden dürfen. Weiterhin stoßt man auf die Kotsch-a-Kutschin-Indianer, die unmittelbaren Nachbarn des Forts Yukon, die durch größere Reinlichkeit und bessere Lebensart sich günstig von ihren Stammesverwandten unterscheiden. Auffallend ist bei allen diesen Leuten, daß sich die Männer weit mehr als die Frauen mit Putz behängen. Es giebt unter ihnen so gut wie bei uns „Millionäre“ und arme Teufel, und unter den Millionären wiederum Geizhälse, die ihre Schätze, nämlich Glasperlen, einscharren. Die Ratten-Indianer, ebenfalls Nachbarn des Forts Yukon, ein harmloser und dienstfertiger Menschenschlag, pflegen häufig ihre Handelsreisen bis zu den Eskimo-Stämmen an der Küste auszudehnen. Sie bedienen sich dabei eines Schlittens, der wohl das einfachste Werkzeug seiner Gattung ist, denn er besteht nur aus einem Brett, dessen vorderes Ende durch Wasserdampf erweicht, dann aufwärts gekrümmt und in dieser Lage durch Riemen festgehalten wird.

Ueber die Indianer Aljaska's berichtet der amerikanische Ingenieur-Capitän Raymond, daß sie gänzlich auszusterben drohen, da Krankheiten unter ihnen wüthen, welche durch das kalte Klima einen schlimmen Charakter erhalten.

An der Küste des nordamerikanischen Eismeeres leben die Eskimo, ein Polarvolk, dem wir im ganzen nördlichen Amerika und auf Grönland noch begegnen werden. Dort werden wir uns mit demselben eingehender befassen.

Digitized by Google

Aljaska eigenthümlich sind dagegen die an der Küste bei Unalatschlit am Norton Sunde wohnenden Malemuten, welche den Verkehr mit den Tschuktschen Asiens vermitteln.

Die Malemuten, deren Sprache jener der grönländischen Eskimo außerordentlich nahesteht, würden den Eskimo völlig gleichen, wenn ihr Wuchs nicht um vieles stattlicher wäre. Sie durchbohren sich die Oberlippe, um ein kleines Knochenstäbchen hindurchzuschieben. Ihre Oberkleidung besteht aus einem Pelz, der hemdartig geschnitten, mit langen Aermeln und einer Kapuze versehen ist. Hosen, Socken und Stiefel sind ebenfalls aus Pelz verfertigt und die Kleidung bisweilen mit Pelz vom Wolverine (Gulo Luscus) verbrämt, der sehr hoch geschätzt wird, weil dieses Thier von allen Pelzthieren wegen seiner staunenswerthen Schlauheit dem Jäger am seltensten zur Beute fällt. Die Malemuten bewohnen unterirdische Gruben, ähnlich jenen der Ingeleten-Indianer. Neben jeder Hütte stehen Stangengerüste oben mit einem kleinen Hause oder Käfig versehen, zu dem man auf einem eingekerbten Baumstamm anstatt einer Leiter hinaufsteigt, und wo man alle Vorräthe, besonders die Nahrungsmittel, vor den gierigen Hunden und wilden Thieren in Sicherheit bringt. Außer den Familien-Wohnungen erbauen die Malemuten größere Räume, die zu Versammlungen, sowie zu Tanzvergnügungen dienen. Letztere finden nur im Winter statt und bestehen aus pantomimischen Darstellungen, durch welche die Bewegungen und Geberden von Vögeln oder von vierfüßigen Thieren nachgeahmt werden. Beleuchtet werden die „Balsäle" mit trüben Thranlampen. Die Frauen bringen Lebensmittel herbei, denn jede Familie besteuert sich zu dem Picnic nach Kräften. Eröffnet wird das Fest mit einem Schmause und nach dieser Stärkung beginnen die Tänze. Ungeachtet ihrer vielen Aehnlichkeiten mit den Eskimo sind die Malemuten hoch und gut gewachsen, und Männer von 1,83 M. unter ihnen keine Seltenheit. Die Frauen sind kräftig, wohlbeleibt und aus ihren Gesichtszügen spricht Gutmüthigkeit.

Malemute.

§. 20. Die Aleuten.

Von der Halbinsel Aljaska, fast dem 53.° n. Br. folgend, zieht nach W. hin eine Kette von feuerspeienden Kegeln und Pyramiden, gleichsam das

Digitized by Google

Bering- oder Biber-Meer von dem Großen oder Stillen Ocean scheidend. Diese Vulcane steigen als Felsengrate steil in's Meer hinab, bald als finstere, rauhe Granitfelsen seine Wogen brechend, bald zackige Ufer mit zahlreichen Buchten bildend. Einen majestätischen Anblick gewährt diese Kette steiler, spitzer Piks im Herbste und im Winter, wenn Feuersäulen aus den Kratern hervorbrechen und die ewig bewegte Wüste des nie ruhenden Oceans beleuchten, die phantastisch gezackten Eisriesen, die auf den stürmischen, dunklen Wogen ruhelos umherschwimmen, purpurroth färbend. Das Nordlicht am Himmel und die Vulcane auf der Erde scheinen zu wetteifern und brechen, in schauriger Schöne ihre Gluthen über die ganze Natur ergießend, ihre Strahlen blutigroth an den Wolken des Himmels, den schwimmenden Gletschern und den unermeßlichen Eisfeldern. Vor Winter ist es schwer zu unterscheiden, wo das Nordlicht endet und der Widerschein der vulcanischen Flammen beginnt, die das Berings-Meer in einen Feuerschleier hüllen. Diese Kette von Vulcanen und Eilanden bilden die aleutischen Inseln, jetzt so wie Aljaska den Vereinigten Staaten gehörend.

Dem Bering-Meer fehlt der belebende Einfluß, den der Golfstrom und die warmen südwestlichen Winde auf die an den nördlichen Meeren gelegenen Gegenden ausüben; so gedeiht z. B. in Norwegen unter dem 60.° n. Br. noch Mais, unter dem 69.° wird noch Gerste gesäet, und unter dem 65.° hat in der Nähe von Archangelsk der Oeconom Ardatow mit Erfolg Versuche gemacht, Weizen und Buchweizen zu cultiviren, auf den aleutischen Inseln dagegen wächst selbst unter dem 58.° n. Br. nicht der kleinste Strauch, und das kalte, feuchte Klima begünstigt nur den Graswuchs, während alle Versuche, Getreide zu säen, mißglückt sind. Sobald wir diese natürliche Grenze überschreiten, finden wir an den Ufern des Bering-Meers die rauhesten und unwirthbarsten Gegenden des jedes organischen Lebens beraubten äußersten Nordens. Im Sommer lagern über diesem Meere beständig dichte, undurchdringliche Nebelwolken, denn die von allen Seiten herbeiströmenden warmen Luftschichten verdichten sich hier zu Dämpfen, im Winter dagegen trägt dasselbe beständig riesige Gletscher, deren Eismassen auf dem Meere ruhelos umherschwimmen. In den Wäldern und tiefen Thälern der aleutischen Inseln wächst hohes, prachtvolles und saftiges Gras, und an steilen Bergeswänden hinauf breiten sich üppige Moosteppiche und Flechten aus, welche das trostlose Ansehen der unwirthbaren Ufer malerisch schmücken und ihnen eine trügerische Zauberschönheit verleihen. Die einzelnen Felsenvulcane dieser Inseln erreichen oft eine Höhe von über 6000 Fuß. Vom April bis Mitte Juli

Digitized by Google

sind sie in eine Nebeldecke gehüllt, von da an jedoch bis Ende September lächelt über den Bergen und Höhen der Himmel mit seinem von keinen Wolken getrübten, reinen Azur, und ein prächtiger Sommer macht dem Reisenden, der diese Inseln zufällig besucht, den Aufenthalt auf denselben unvergeßlich. Von Ende September beginnen die Inseln auf's Neue in ihre Wolken- und Nebelhülle zu tauchen, und aus derselben ragen nur noch die scharfen Spitzen der Piks in's einförmige Meer der Lüfte von schmutzig-dunkelgrauer Farbe empor. Anfang October beginnen die entsetzlichen Schneestürme, und sieben Monate lang, bis Anfang Mai, herrscht eisiger, Alles vernichtender Winter.

Auf diesen und den noch unwirthbareren Pribiloff-Inseln, auf denen nur Gras und gelbe Flechten den kahlen Felsenwänden etwas Leben heucheln, wohnen die Aleuten, und außer ihnen noch Seevögel, Seehunde und Walrosse, welche an manchen Stellen mit ihren riesigen Fettkörpern die Gestade als schwarzer Rand umgrenzen. Diese Thiere bilden den Hauptreichthum jener Gegenden; sie, sowie die sich hier in zahllosen Heerden aufhaltenden Seeottern lockten die ersten Schaaren unternehmender Kosaken aus Kamtschatka herbei. Man erzählt sich noch viele Sagen von den Kämpfen zwischen den ersten russischen Pionieren und den Aleuten.

Die Aleuten sind ein tapferes, ehrliches Volk. Diebstahl ist bei ihnen nicht bekannt. Nicht allein, daß sie selbst bei sich nichts unter Verschluß halten, selbst fremdes Gut ist bei ihnen ungefährdet. Auch der Mord ist ihnen etwas Unbekanntes. Bischof Johann Wenjanimoff, der sich lange unter den Aleuten aufgehalten hat, erzählt, daß die schrecklichsten Martern dem Aleuten keinen Schmerzensschrei, keine Klage zu entreißen vermögen. Hat ein Aleute das Unglück, in eine für irgend ein Raubthier ausgestellte Falle zu gerathen, wartet er es geduldig ab, bis er aus der Falle, deren Zähne sich tief in sein Fleisch gebohrt haben, befreit wird. Der Aleute kennt keine Furcht, hält es für höchst unanständig, seine Verwunderung auszudrücken, nil admirari ist eine Lebensregel, die sich vom Vater auf den Sohn, auf das Kindeskind vererbt. Nichts kann ihn erfreuen, nichts aber auch erschrecken oder einen tiefen Eindruck auf ihn machen. Doch ist er nicht gefühllos, in seiner Brust schlägt ein warmes, Weib und Kinder innig zugethanes Herz. Er liebt Kinder und Verwandte, seine Eltern aber mit Aufopferung; hat einen edlen Stolz bis zu dem Grade bewahrt, daß ihn nicht allein ein Wort, sondern selbst ein Blick tief verletzen kann. Seinem Worte bleibt er unerschütterlich treu, und was er auch verspricht, man kann versichert sein, daß er sein Versprechen halten wird. Niemals erniedrigt er sich zu einer Lüge. Der Reisende Posyeloff erzählt Fälle, wo eine Lüge Aleuten von schweren Strafen, ja einmal selbst vom Tode hätte retten können, jedesmal jedoch verharrte der Aleute in finsterem Schweigen und zog es vor, über sich jedes Unheil ergehen zu lassen, als sich durch eine Lüge von der Strafe zu befreien.

Die Aleuten lieben leidenschaftlich Branntwein und Tabak, die sie beide von den Russen kennen gelernt haben. Besonders rauchen sie gern. Sie vermischen den Tabak mit fein geschnittener Fichtenrinde und ziehen mit geschlossenen Augen den Rauch mit Lust in sich hinein. Die Pfeife geht in die Runde, der eine übergibt sie dem andern. Die Aleuten sind weit entfernt so mißgestaltet zu sein, wie die andern Eskimos, z. B. die Bewohner der Tschuktscha, ihre Nachbarn. Ihr nach hinten flacher, an den Seiten eingedrückter Schädel ist etwas einer Pyramide ähnlich. Das breite Gesicht mit den hervorstehenden Backenknochen und den schief

Digitized by Google

geschlitzten Augen gibt ihnen mehr Aehnlichkeit mit der mongolischen als mit der amerikanischen Race. Haut und Gesichtsfarbe der Aleuten sind weiß, gehen aber im äußersten Norden bei ihren Stammverwandten ins Hellbraune. Die Aleuten sind die größten unter allen Eskimos, die im Allgemeinen einen sehr kleinen, fast zwerghaften Wuchs haben. Alle haben sehr breite Schultern, sind sehr stark und besitzen, wie auch die Lappländer, trotz ihrer harten Arbeit, kleine, schön geformte Hände und Füße. Die Männer haben, infolge ihres beständigen Sitzens in der Baidara (im Boote) krumme Beine.

Im Winter wohnen die Aleuten in Löchern, die sie in die Erde graben und von außen mit Schnee bedecken, im Sommer in einer Art von Zelten. Obgleich die Geistesgaben der Aleuten nicht sehr entwickelt sind, so zeichnen sie sich doch durch eine seltene Nachahmungsfähigkeit aus. Sie eignen sich in kurzer Zeit jedes Handwerk an. So findet man jetzt unter ihnen Tischler, Zimmerleute, Schmiede, Schlosser und Schuhmacher, ja, es gab unter ihnen auch Maler, die nicht ohne Talent waren. Viele Aleuten, besonders die Männer, sprechen russisch; seitdem die aleutischen Inseln unter amerikanischer Botmäßigkeit stehen, fangen sie auch an, englisch zu sprechen. Uebrigens richten sie ihre Fähigkeiten mehr aufs Praktische, so liefern sie auch vortreffliche Matrosen.

Das Boot, seine Baidara, ist des Aleuten zweites Haus. In dieser Baidara findet ein Mensch Platz, sie ist sehr leicht, lang, besteht aus einem sorgsam ausgehöhlten Baume mit sehr dünnen Wänden, die sowohl oben als auch von allen Seiten mit Seehundsfellen überzogen sind. Der Aleute setzt sich in die in der Mitte angebrachte Oeffnung, so daß sie seinen Körper eng umschließt und nur der Oberkörper des kühnen Schiffers sichtbar ist, er sitzt so zu sagen in einem ledernen Sack. Infolge dieser sehr einfachen, dabei sehr praktischen Bauart kann kein Wasser ins Boot dringen, wie hoch auch das Meer geht. Das leichte Boot kann nicht auf den Grund gehen. Sein Fahrzeug mit einem leichten Doppelruder lenkend, seine Waffen und sein Fischfanggeräth vor sich haltend, durchschneidet der Aleute die ihm unterthänigen Wogen mit großer Geschicklichkeit, stets sein Gleichgewicht zu erhalten wissend; er fürchtet es nicht, wenn auch eine neidische Welle sein leichtes Fahrzeug umwirft, denn sofort hat er dasselbe wieder ins Gleichgewicht gebracht. Außer diesen leichten Baidaren gibt es sogen. Familien-Baidaren, die ganz so und von selbem Material, wie erstere, gebaut, doch mit mehreren Sitzöffnungen versehen sind. Ihrer bedienen sich hauptsächlich Frauen. Erwachsene Männer halten es für eine Schande, solche Boote zu besteigen.

Bevor die Russen diese Inseln in Besitz nahmen, wurden die Aleuten von Toenen, Familienältesten, beherrscht. Sie theilten sich in drei Klassen oder Stände: die Toenen und Honoratioren, die sehr stolz auf ihren Stammbaum sind, die Freien und die Sklaven.

Die russisch-amerikanische Compagnie hob die Sklaverei auf und die Toenen wurden von ihr als Verwalter eingesetzt. Im Volke leben viele Sagen und Legenden fort, und die neu entstandene amerikanische Zeitung „Alaska Herald" hat viele interessante Melodien und Lieder mitgetheilt, die nicht ohne poetische Schönheit sind. Der größte Theil dieser Lieder behandelt das Leben auf der See, auch besitzt man einen ganzen Cyclus von Liebesliedern, die freilich einen gewissen Anklang von Cynismus und primitiver Anschauung der Liebe haben.

Die Hauptbeschäftigung der Aleuten ist die Fischerei und die Jagd von Seethieren. Hier kann dieses Volk seine Kräfte, seine Fähigkeiten entwickeln, Beweise seines Muthes, ja seiner Tollkühnheit geben. Im April stechen über dreihundert Baidaren ins Meer. Sie theilen sich in Partien, die aus zwanzig, dreißig Booten bestehen. Trotz Stürmen dringen sie weit hinaus in die hohe See. Jede Partie bildet eine gerade Linie, einen gewissen Zwischenraum zwischen den Booten lassend. Kaum zeigt sich der Kopf einer Seeotter (Enhydris lutra L.), so pfeift ein Pfeil durch die Luft, das Boot, welches zuerst das Thier bemerkt hat, folgt demselben, die andern Boote bilden einen Kreis, dessen Mittelpunkt ersteres bildet; zeigt sich der Kopf aufs Neue, so pfeifen jetzt mehrere Pfeile und bald wird das Thier todt aus dem Wasser gezogen. Werden mehrere Ottern bemerkt, so bildet die Partie mehrere Kreise und die Jagd findet auf die eben beschriebene Art statt. Die Art, die Ottern im Winter zu jagen, gibt Zeugniß vom Muth und der Geistesgegenwart der Aleuten. Wenn der Sturm die Wogen des Oceans zu Bergen thürmt,

Digitized by Google

suchen sich die Ottern auf unbewohnte Inseln zu retten, wo sie in irgend einem Felseneriß einschlafen. Der Aleute fürchtet sich nicht bei solch einem Wetter ins Meer hinaus zu fahren, jede Baidara faßt zwei Jäger, sie nähert sich dem Felsen oder der Insel von der dem Winde entgegengesetzten Seite; einer der Jäger wartet den Wellenanprall ab und springt in diesem Augenblick ans Ufer, die Flinte in seiner Hand haltend; es gehört dazu eine mehr als gewöhnliche Geschicklichkeit und Gewandtheit, um auf dem glatten Felsen nicht auszurutschen und ins Meer zu fallen oder auf den Steinen des steilen Ufers nicht zu zerschellen. Jetzt nähert sich der Jäger dem schlafenden Thiere und tödtet es, bevor es erwacht. Bei der Rückkehr ins Boot erwartet den Aleuten eine nicht geringere Gefahr: — wie leicht ist es, mit der einen Hand das getödtete Thier, mit der andern die Flinte haltend, auszugleiten, während er beim Abprall der Wogen ins Boot springt. Man kennt jedoch fast kein Beispiel, daß ein Aleute bei diesem Wagniß verunglückt sei. Man fängt die Seeottern auch mit Netzen, doch selten und nur im Atschinskischen Kreise, denn der Aleute liebt einmal die mit der Jagd verbundene Gefahr. Nicht weniger interessant ist die Jagd auf Seebären (Otaria ursina L.). Sobald im April an den Ufern des Bering-Meeres sich Heerden von Seebären zeigen, ziehen die Aleuten ihnen entgegen, voran gehen die gewandtesten und kühnsten Jäger und hinter denselben der Leiter der Jagd. Sobald ein dem Blöken der Schafe ähnliches Geräusch erschallt, eilt der Aleute sofort vorwärts, um besonders die Jungen von dem Ufer abzuschneiden. Die Weibchen und die älteren Thiere können frei zum Meere zurückkehren, denn nur die Jungen werden getödtet. Nach dieser Schlächterei schwimmen die ihrer Jungen beraubten Weibchen einige Tage lang am Gestade umher, und weithin ins nördliche Meer dringt ihre klägliche Stimme. Es werden jährlich an 3,500,000 Seebären getödtet.

Otterjagd der Aleuten.

Auf die Walfischjagd geht der Aleute allein aus. Hier bedarf er seiner ganzen Charakterstärke und Kaltblütigkeit. Lange kreuzt er auf dem Meere in seinem leichten Boote und sucht, sobald er einen Walfisch bemerkt, zu seinem Kopfe zu gelangen. Ist dies geschehen, so bohrt er ihm einen Speer unter die linke Flossfeder, und rudert dann eiligst zurück, um sich vom Walfisch zu entfernen, denn mit einem einzigen Schwanzschlage kann dieser nicht allein eine kleine Baidara, sondern eine ganze Flotille solcher Fahrzeuge in den Grund bohren. Der Pfeil trägt ein Zeichen mit dem Namen des Besitzers — und wo

Digitized by Google

auch der todte Wal strandet, überall gehört er dem Jäger, der ihn verwundet hat. Oft aber zerschellt der Wal, ehe noch der Aleute sich ihm genähert hat, durch eine einzige unvorhergesehene Wendung seines plumpen Riesenkörpers das Boot mit dem Jäger.

Noch mehr Kaltblütigkeit und Kraft bedarf der Aleute auf der Walroßjagd. Wenn er sich auf diese begibt, nimmt er von Verwandten und Bekannten Abschied, als ginge er zum Tode. Er sucht das Walroß zu fangen, wenn es an's Ufer steigt; dann werfen sich alle Jäger darauf, um ihm den Rückzug zum Meere abzuschneiden. Das getödtete Walroß wird sofort seiner Hauzähne beraubt; es wird ihm die Haut abgezogen, das Fleisch aber bleibt auf dem Ufer liegen, auch wird aus ihm kein Thran gewonnen. (Paul Fuchs, Die Aleuten. Ausland 1874. Nr. 46. S. 913—916.)

Britisch Nordamerika.

§. 21. Allgemeines.

Britisch Nordamerika umfaßt Alles, was nördlich von den Vereinigten Staaten liegt, Aljaska und Grönland ausgenommen; es liegt also zwischen 42° 50′ n. Br. und dem Eismeere und ist im O. vom Atlantischen Ocean, im S. von den Vereinigten Staaten, im W. vom Großen Ocean und Aljaska begrenzt. Der Flächeninhalt beträgt 8,547,304 □Km., worauf nur ungefähr 4 Millionen Menschen (genau 3,689,800) leben. Indeß ist nur ein sehr kleiner Theil dieses ungeheuren Gebietes (etwa ein Fünftel) im wirklichen Besitze der Briten, während der ganze Rest entweder aus Küstenländern besteht, die den größten Theil des Jahres unter Eis und Schnee begraben sind und nur spärlich von nomadisirenden Völkerschaften bewohnt werden, oder aus weiten Jagdrevieren, die sich noch im Besitze der Ureinwohner befinden und auf die England ein kaum mehr denn nominelles Recht ausübt. Man unterscheidet demnach die eigentlichen Colonien, die angebauten Provinzen (settled provinces) von den Hudsonsbay-Ländern; erstere liegen im O. am San Lorenzo Strome und am Atlantischen Ocean, letztere nehmen den N. und das Innere rings um die Hudsonsbay bis zu den Felsengebirgen im W. ein. Jenseits der letzteren liegt Britisch Columbia mit seinen vorgelagerten Inselgruppen. Seit 1871 bildet dieses ganze weite Gebiet die sogenannte Dominion of Canada eine Conföderation der früher getrennt gewesenen Provinzen, also einen völlig selbständigen Bundesstaat, der nur durch die losesten Bande an das Mutterland geknüpft ist. Die Neigung zu einer solchen Conföderation äußerte sich erst 1864, fand aber schon 1865 ihre Verwirklichung, und 1867 ward der vorläufig nur die vier Provinzen Ober- und Unter-Canada, Neu-

Digitized by Google

Schottland und Neu-Braunschweig umfassende Bund durch königliche Proclamation bestätigt und organisirt. In den Jahren 1869, 1870 und 1871 traten noch die Hudsonsbay-Länder, die neu constituirte Provinz Manitoba und Britisch Columbia hinzu; 1873 schloß sich endlich auch die Prinz Edwards-Insel dem Bunde an, so daß nur mehr Neufundland fehlt, um sämmtliche Provinzen Britisch Nordamerika's zu einem großen Colonialstaate zu vereinigen; bis jetzt hat Neufundland zwar seinen Beitritt hartnäckig verweigert, doch ist sein Anschluß nur eine Frage der Zeit.

Die Verfassung ist jener des englischen Mutterlandes nachgebildet. Das Parlament setzt sich zusammen aus dem Souverän, einem Oberhause oder Senate und einem Unterhause. Der Monarch wird durch einen Generalgouverneur repräsentirt, der seine Autorität unter dem Beistande eines Rathes (Queen's Privy Council for Canada) ausübt, welcher von Zeit zu Zeit durch den Generalgouverneur gewählt wird. Der Senat besteht aus 72 Mitgliedern, je 24 für die beiden canadischen, und 12 für jede der übrigen Provinzen. Die Senatoren werden vom Generalgouverneur auf Lebenszeit ernannt, desgleichen der Sprecher (Präsident) des Senats. Das Unterhaus besteht (1875) aus 181 Mitgliedern, die auf 5 Jahre gewählt werden. Zur Wahlfähigkeit sind erforderlich: Grundbesitz von mindestens 50 Mark jährlichem Reinertrag, ein Alter von 21 Jahren und die britische Unterthanschaft durch Geburt oder Naturalisation. Beide Häuser werden jährlich ein Mal vom Generalgouverneur einberufen, welcher das Parlament auch vertagen und auflösen kann. Der Krone England steht innerhalb zweier Jahre das absolute Veto der vom Parlamente angenommenen und vom Generalgouverneur bestätigten Bills zu. Bills, welche bestimmte Angelegenheiten betreffen, müssen dem britischen Parlamente vorgelegt werden. Jede Provinz hat eine eigene Executive und Legislative, in denen ein vom Generalgouverneur ernannter Vicegouverneur den Vorsitz führt. Die provinziellen Parlamente können ihre Verfassungen von Zeit zu Zeit abändern.

§. 22. Britisch Columbia.

Früher einen Theil der Hudsonsbay-Länder bildend, ward in Folge der dort gemachten Goldfunde und einer rasch dahin geströmten Einwanderung

Digitized by Google

Britisch Columbia 1858 zur besonderen, unter der Krone stehenden Colonie erhoben; 1871 erfolgte der obenerwähnte Anschluß an die Dominion of Canada. Im S. grenzt es mit dem 40.° n. Br. an Washington-Territorium; die N.-Grenze macht der Simpson-Fluß und der Finlay, ein Quellfluß des Friedensflusses oder Peace River, etwa in 50° n. Br., die O.-Grenze folgt dem Kamme der Rocky Mountains. Einschließlich der zu Columbia gehörenden Königin Charlotte- und Vancouvers-Insel enthält es etwa 551,620 □Km.

Thal des Thompson.

Britisch Columbia, ein rauhes, durchaus unebenes Land, wird in seinem zerklüfteten Inneren von Gebirgen durchzogen, welche zum Theile eine beträchtliche Höhe erreichen; es sind Widerlagen und Ausläufer der Felsen-Gebirge und manche Gipfel sind mit ewigem Schnee bedeckt; auf anderen bleibt er neun Monate im Jahre liegen. Dagegen fällt er in den Thälern in verhältnißmäßig geringer Menge und dauert nur selten eine Woche an. An der Küste ist der Winter sehr mild, aber es regnet viel. Die Höhen sind zumeist mit Fichten und Tannen bewaldet, in den Thälern sprießt ein sehr nahrhaftes Gras empor, und die Ufergegend der Flüsse ist mit Weiden, Erlen, Pappeln, Birken und theilweise auch mit Nadelholz bestanden. Die Wälder sind mitunter von ganz gewaltiger Ausdehnung; manche Höhen haben jedoch keinen Wald, aber dafür einen ganz prächtigen Graswuchs. Dieses höchst saftige «Bunch-Grass» scheint der W.-Seite eigenthümlich zu sein, unterscheidet sich von dem Grase der Prairien und der Flußniederungen, wird 0,60—0,90 M. hoch, wächst in einzeln stehenden Büscheln und ist auch bei dürrer Zeit für das Vieh sehr nährend. An der großen Cariboustraße befinden sich Prairien, die 250 Km.

Digitized by Google

lang und 36 — 48 Km. breit sind, und zwischen dem Thompson- und Fraser-Flusse dehnen sich gleichfalls ungeheure und reiche Grasflächen aus. Ein Sechstel der Oberfläche besteht aus Wasser. Einer der größten der vielen Seen, Stuarts Lake, ist etwa 80 Km. lang und 6½—8 Km. breit. Fraser's Lake hat 130, Mac Leod's Lake (55° n. Br.) 90 Km. im Umfange. Der letztere nimmt seinen Abfluß zum Peace River, also zum Eismeere. Die Quellen des Fraser-Stromes liegen nahe bei denen des Canoe River, dem nördlichsten Quellflusse des Columbia. Der Fraser macht in seinem obersten Laufe einen weiten Bogen, erst nach W., dann nach S., und das Land, welches diesen Bogen ausfüllt, ist das goldreiche Caribou. Dann strömt er bis in seine Mündungsgegend vorzugsweise in der Richtung nach S.; seinen Hauptzufluß bildet der Thompson, welcher auf der linken Seite, bei den sog. Forks mündet und auch ein Goldgebiet durchströmt. Der Fraser ist an seiner Mündung etwa 1,60 Km. breit und 58 Km. aufwärts, bis Fort Langley, für größere Schiffe fahrbar. Es liegt in der Bodengestaltung, daß alle diese Flußläufe nur Cascadenströme bilden und als solche blos streckenweise für Kähne schiffbar sind. Diese gehen bis Fort Yale. Das wasserreiche Land ist natürlich auch sehr fischreich; ja die Fischereien Britisch Columbia's sind vielleicht die reichsten der Welt, doch ihre Entfernung von volkreichen Mittelpunkten hat ihre Entwicklung bisher gehemmt. Walfische und Seehunde kommen an der N.-Küste in Menge vor, und Störe werden bis zum Gewichte von 350 Kg. in den Flüssen und Häfen gefangen; im Fraser und seinen zahlreichen Nebenflüssen schwärmen Lachse und andere Süßwasserfische.

Spät im September und während der ersten Tage Octobers schwimmen die Maränen (Corregonus quadrilateralis, round-fish der Engländer) in zahllosen Schaaren den Fraser hinauf, dringen in jeden Nebenfluß ein und gelangen endlich, sich sicher ihren Weg bahnend, an ihre Lieblingslaichgründe. Es gibt nur wenige Fischarten, die für das Auge angenehmer, für den Gaumen schmackhafter sind; verwandt mit den aristokratischen Salmonidae (Lachs-Arten), hat die Maräne vollen Anspruch auf all das Lob und die Aufmerksamkeit, welche rothe und weiße Menschen ihr zollen. Dieser schöne Fisch ist für sämmtliche Indianer westlich der Felsengebirge das, was der Altihämeg für die auf den östlichen Abhängen dieser Kette wohnenden Stämme ist. Dieser indianische Name bedeutet „Renthier des Meeres" — der Weißfisch des Reisenden, Handelsmanns und Trappers, Corregonus albus der Gelehrten. Mehrere mächtige Stämme leben drei Vierteljahre hindurch, und an vielen Pelzhandelsstationen, ganz von dem „Renthier des Meeres"; sie haben während der kälteren Monate fast keine andere Nahrungsquelle als den Weißfisch, gefroren oder getrocknet. Von der ungeheuren Menge dieser Weißfische gibt die Thatsache eine Vorstellung, daß in dem kleinen St. Ann's Lake bei Fort Edmonton in drei Wochen 40,000 Stück gefangen wurden; das durchschnittliche Gewicht eines jeden betrug ungefähr 1½ Kg., und dieser Fang wurde mit den rohesten Fischerei-Geräthen gemacht. Durch diesen ihren östlichen Bruder wird indeß, was Nutzen oder Menge betrifft, die columbische

Digitized by Google

Maräne keineswegs verdunkelt oder in Schatten gestellt. (Ausland 1866, Nr. 7, S. 159.)

„Gold ist am Fraser-River und zwar zuerst am unteren Laufe desselben 1857 gefunden worden, und in den nächsten vier Jahren gab jene Gegend reichen Ertrag. Als dann die Ausbeute für nicht mehr ergiebig gehalten wurde, zogen die meisten Goldgräber weiter landein und überließen die, ihrer Meinung nach, nicht mehr lohnenden „Diggings“ den Chinesen. Diese arbeitsamen und unermüdlichen Söhne des Blumenreiches der Mitte haben dann für manche Million Mark Gold in jenen, wie man meinte, erschöpften Gruben gefunden. Aber die weißen Diggers hatten vernommen, daß weit hinten in der Caribou-Wildniß das Gold-

Plattkopf-Indianerin.

Schätze berge und das Goldgraben mehr als eine Menschengeneration lohnende Arbeit gewähren könne. Aber außer dem Golde ist sie auch in anderen Metallen ungemein ergiebig; man hat Platina, Silber und vor allen Dingen Kupfer in ganz ungeheurer Menge gefunden. Das rauhe Land, welchem indessen der zum Ackerbau geeignete Boden nicht etwa gänzlich mangelt, hat eine werthvolle Hülfsquelle auch an den Wäldern, welche einen großen Theil desselben bedecken. Schon jetzt werden beträchtliche Holzladungen nach Ostasien, den Sandwichinseln und Südamerika verschifft. Dazu kommt, daß die Insel Vancouver reich an Steinkohlen ist, die sonst in den Ländern an der W.-Küste Amerika's selten auftreten. Bis jetzt ist Victoria auf Vancouver der wichtigste Handelsplatz; die Stadt zählt zwischen 15 und 20,000 Einwohner, hat einen vortrefflichen Hafen und eine Werfte auch für Kriegsschiffe. Vancouver ist in jüngster Zeit mit dem festländischen Britisch Columbia vereinigt und New-Westminster definitiv zur Hauptstadt erklärt worden. Diese liegt etwas oberhalb der Mündung des Fraser, unterhält regelmäßige Dampfschifffahrt mit Victoria und hat ein Münzamt erhalten, damit man das Gold nicht ferner nach San Francisco zum Ausprägen zu schicken nöthig habe.“ (Globus. XI. Band. S. 67—69.)

graben ungleich besser lohne; sie zogen also in Masse dorthin und an den Williams-River, wo sie ihre Arbeit allerdings reichlich belohnt finden. Sie ist indeß sehr beschwerlich, denn es handelt sich dabei nicht um das Hinwegsprengen von Quarzgestein, sondern man muß mit der Hacke den 18—36 oder 45 M. tiefen Thon, Lehm, Sand und Kies aufhacken, ihn mit der Schaufel entfernen und findet dann erst das edle Metall. Man ist einstimmig darüber, daß die Caribou-Region unermeßlich reiche

Die Bevölkerung Britisch-Columbia's besteht aus drei sehr ungleichen Elementen, aus Eingebornen, Chinesen und Europäern. Die Ersteren, welche man auf 80,000 schätzt, westlich von den Felsengebirgen, zählen 10,000 Köpfe auf Vancouver; sie gehören zu den Indianern, und nach Sprache und Gesichtsbildung zu den Stämmen, welche den nördlichen Theil des amerikanischen Festlandes bevölkern. Die Kenntniß ihrer Gebräuche und gesellschaftlichen Zustände, ihrer Religionsbegriffe, ist noch ziemlich unvollkommen. Seit alter Zeit besitzen sie die Gewohnheit, die Schädel ihrer Kinder zusammenzupressen, wovon einer ihrer Stämme am Columbia die Benennung „Plattköpfe“ (Flatheads) trägt. Indeß scheinen nicht alle Indianer diesem Gebrauche zu huldigen, denn man sieht um die englischen Ansiedlungen eine große Zahl derselben mit regelmäßiger Kopfbildung und intelligenten Gesichtszügen; sie besitzen Körperkraft und Gewandtheit, und manche ahmen geschickt gewisse Erzeugnisse europäischer Industrie nach. Ihre Kähne bilden die Plattköpfe aus dem Stamme eines einzelnen Baumes. Sie werden mittelst eines langsamen Feuers ausgehöhlt, das dergestalt unterhalb des Stammes angebracht wird, daß es den inneren Theil verzehrt. Ueber ihre religiösen Ansichten erfahren wir, daß der vor-

Digitized by Google

nehmste Glaubenssatz laute, daß Yale (die Krähe) alles machte; daß die Menschen eine nie sterbende Seele besitzen. Der Tapfere, welcher in der Schlacht fällt, und diejenigen, welche ermordet werden, genießen eines ewig dauernden Glückes im Himmel; diejenigen dagegen, die eines natürlichen Todes sterben, sind verdammt Jahrhunderte lang unter den Zweigen großer Bäume zu wohnen. (C. Barett-Lennard, Travels in British Columbia; with the Narrative of a yacht voyage round Vancouver's Island. London 1862. 8°.) Erleidet der columbische Indianer einen Schimpf, belehrt uns ein anderer Beobachter, so begnügt er sich, seine Wolldecken aufzuschlitzen, oder wenn dies zur Verwischung des Fleckens nicht genügt, so opfert er einen Sklaven. Doch bildet der Kannibalismus unter diesen Indianern durchaus nichts Gewöhnliches, sondern nur einen Theil ihrer Religionsgebräuche, und Menschenfresserei beschränkt sich auf die „Medicinmänner", die ihr Stamm allgemein mit Furcht und einer Mischung von Bewunderung und Abneigung betrachtet. — Indianer einer und derselben Familie haben gewöhnlich ein gemeinsames Wappen, gemeiniglich aus der Abbildung irgend eines Thieres bestehend, das man als den Schutzgeist der Familie betrachtet, das sie nie selbst tödten und für dessen Tod, wenn sie etwa Augenzeugen desselben sind, sie Schadenersatz verlangen. Personen eines und desselben Wappens (Totem's) dürfen nicht unter einander heirathen. Das Kind nimmt das Totem der Familie der Mutter, nicht das seines Vaters an. Wenn ein Mann ein Festmahl veranstaltet, lädt er dazu niemanden von seinem eigenen Wappen, denn Festmahle sind Friedensschlüsse, und so nahe Verwandte bedürfen, wie man voraussetzt, keiner derartigen Versöhnungsversammlungen. Die Indianer haben noch eine andere mit diesen Abzeichen in Verbindung stehende sonderbare Gewohnheit. Wenn oder wo immer es einem Indianer einfällt sein Totem auszustellen, sind alle dieselbe Familienfigur tragenden Individuen verpflichtet, ihm dadurch Ehre zu erweisen, daß sie einiges von ihrem Eigenthum vor dasselbe werfen, und zwar in Mengen, die mit dem Range und Reichthume des Gebers im Verhältniß stehen. (R. C. Mayne. Four years in British Columbia and Vancouver Island; their forests, rivers, coasts and gold fields. London 1862. 8°.)

Von besonderem Interesse sind die zu Britisch Columbia gehörenden Inselgruppen. Es sind dies im S. die fast unbewohnten Eilande des San Juan- oder Haro-Archipels in der Juan de Fuca-Straße, welche die steilen Küsten des Festlandes von dem gegenüberliegenden, obengenannten Vancouver trennt, endlich ganz im Norden die noch wenig bekannten Königin Charlotten-Inseln. Beiden letzteren müssen wir einige Worte widmen.

Früher auch wegen seiner länglich-viereckigen Form Quadra genannt, ist die Vancouvers-Insel (33,650 □Km.) ein gewaltiger, vom Festlande losgerissener Theil der Küstenkette. Die zahlreichen Fjorden und Inlets sind identisch mit denen an der Küste von Britisch Columbia und wie diese eine Wirkung früherer Gletscherthätigkeit. Im Inneren gibt es wenig Culturen, wohl aber an den Küsten. Der Ertrag aller Arten von Cerealien und Früchten der gemäßigten Zone ist ein sehr reichlicher. Die unermeßlichen Wälder liefern schönes Nutzholz und hat das Bauholz der Insel, was namentlich Föhren und Tannenholz betrifft, an Qualität und Quantität nicht seines Gleichen. Die Kohlenfelder Vancouvers können den Bedarf für den ganzen pacifischen Ocean liefern. Der größte Theil der O.-Seite der Insel läßt sich

Digitized by Google

als ein ungeheures Kohlenlager schildern; dieses Mineral ist überdies auf verschiedenen Punkten an der W.-Küste zu Tage tretend gefunden worden, und was das Kupfer anbetrifft, so ist der durchschnittliche Metallprocentsatz, welchen es liefert, 25 Procent. Auch auf Spuren von Nickel und Graphit stieß man. Unendlichen Reichthum gewähren die Fischereien. In gewissen Jahreszeiten gibt es solche Schwärme von Lachsen, daß sie die engen Stellen des Flusses versperren und die Schifffahrt hindern; Störe fing man im Gewicht von 50—250 Kg., und ein Fisch lieferte 32 Kg. Caviar! Gute Walfisch-Gründe liegen innerhalb geringer Entfernung, und Stockfische findet man auf der Höhe des nördlichen Endes der Insel. Unbestreitbar sind die Vortheile der Vancouvers-Insel als Seestation und Sanitorium für die pacifische Flotte, ihr gesundes und angenehmes Klima, die Fruchtbarkeit des Bodens in denjenigen Theilen, die sich zum Anbau eignen, welcher in einem größeren Verhältniß zur ganzen Bodenfläche möglich ist, als man gewöhnlich vermuthet.

Ein Arzt, dessen längerer Aufenthalt in der Colonie und besondere Erforschung der Ackerbauverhältnisse diese Behauptungen bestätigen, schreibt: „Die durchschnittliche Production an Weizen beträgt 800—960 Kg., an Hafer 720—940 Kg., an Kartoffeln etwa 7000 Liter auf 40 Aren, und von ausgezeichneter Beschaffenheit. Sämmtliche Gemüse gedeihen in Vancouver viel besser als in Oregon oder Washington-Territorien. Diese Bemerkung findet auch Anwendung auf die Butter. Den in der Colonie gewachsenen Kartoffeln können keine anderen gleichgestellt, und unsere Rüben, Zwiebeln, Erbsen, Kohl u. s. w. an Größe und Schmackhaftigkeit in keinem Theile der Welt übertroffen werden.“ Hopfen gedeiht ebenfalls und findet bereitwillige Käufer unter den Bierbrauern, deren Geschäfte gewinnbringend und ausgedehnt sind; vor Allem aber erwähnenswerth ist das Gold. Die Minen an den Ufern des Sooke-Flusses sind wohl, für jetzt wenigstens, nicht zu vergleichen mit Caribou rücksichtlich der Größe des Ertrages, allein sie dürften für die Wintermonate Beschäftigung bieten den Grubenarbeitern von Britisch Columbia, welche nur allzu oft diese Jahreszeit in Müßiggang und den ihn begleitenden Thorheiten zubringen. Die Mischung der Racen in diesen neuen Ländern muß zu einigen seltsamen, ethnologischen sowohl, als gesellschaftlichen Ergebnissen führen. „Unter den vielen merkwürdigen ehelichen Verbindungen, die man trifft,“ schreibt Hr. Macfie, dem wir auch Vorstehendes entnommen, „habe ich solche gefunden in welchen Europäer mit reinen Squaws, indianischem Halbblut, respective Mulatten-Weibern, verheirathet waren. Einmal habe ich auch gesehen, daß ein Neger eine weiße Frau, und ein andermal, daß ein von einer Hindumutter abstammender Mann ein Weib von indianischer Abkunft geheirathet hatte. Ein großer Grundbesitzer, der von sehr niedriger Herkunft sein soll, ist mit einer Halbblut-Indianerin verheirathet. Abgesehen von der Wirkung des Verkehres zwischen den mongolischen und andern Racen, können wir darauf rechnen, daß aus der Vermischung der kaukasischen, der uramerikanischen und der Negerrace 23 Kreuzungen in verschiedenen Graden hervorgehen.“ Ein trauriges Gemälde von sittlicher Verkommenheit entwirft Hr. Macfie von den Indianern in der Nachbarschaft von Victoria und Esquimault, wie der ansehnlichste Minenort Vancouvers heißt. Die Anwesenheit weißer Ansiedler scheint auf die schwachen und fügsamen Indianer wie ein physisches und moralisches Gift zu wirken. (Matthew Macfie, Vancouver Island and British Columbia. Their history, resources and prospects. London 1865. 8°.) Der hier lebende Stamm der Hydah's wurde Anfangs der Sechziger Jahre von den Blattern auf das Schrecklichste decimirt. (Ausland 1862. Nr. 45. S. 1078.)

Digitized by Google

Eines der Uebel, welche die englische Niederlassung eingeführt hat, ist die große Zunahme des Werthes weiblicher Sklaven. „Eine junge Frau“, sagt Herr G. M. Sproat (Scenes and studies of savage life. London 1868. 8°) ist an der W.-Küste, gegen das N.-Ende der Insel hin, 30 Wolldecken werth und wird in Victoria 50—60 Wolldecken oder ungefähr 600 Mark werth sein.“ Dieser Handel ist in Victoria nicht unbekannt und sind die Küste von Britisch Columbia und die Inseln gegen N. die Hauptquellen desselben. An der W.-Küste gibt es nicht viel Sklavenhandel mit Victoria; er wird hauptsächlich von jenem Theil nach der amerikanischen Seite geleitet, wo die Cap Flattery-Indianer große Beförderer und Unterstützer dieses Handelsverkehrs sind. Da sie vergleichsweise wohlhabend und zahlreich sind, so verleiten sie die größeren Stämme von Vancouver, die benachbarten kleinen Stämme an ihrer eigenen Küste anzugreifen und für den Sklavenmarkt taugliche Personen gefangen zu nehmen. Einige der kleineren Stämme im N. der Insel werden wirklich als sklavenzüchtende Stämme betrachtet, desgleichen das kleine Volk der Aht an der W.-Küste, welches die Verunstaltung des Schädels in der Kindheit, wenngleich nicht allgemein, übt, numerisch aber zusehends zusammenschmilzt, also gleichfalls dem Untergange geweiht ist. Ueberhaupt ist Sklaverei ein von jeher einheimisches Institut bei den Vancouver-Insulanern und tritt dieselbe auch heute noch in sehr harter Form bei ihnen auf. Frauen bekommt man durch Kauf, und der Preis regelt sich nach dem Range und Reichthum beider Parteien. Es gibt keine besondere Art des Freiens um dieselben; die Sache wird gemeiniglich mit den Eltern abgemacht. Kein englischer Vater ist, einem jungen Manne gegenüber, der sein Schwiegersohn zu werden wünscht, strenger in Sachen der „Leibgedinge“ als ein Familienhaupt unter den Ahts. Vielweiberei ist in allen Classen gestattet, allein sie wird, ihrer Unzukömmlichkeiten wegen, im Allgemeinen nicht ausgeübt.

Aht-Indianer.

Die Königin Charlotte-Inseln zwischen 52—44° n. Br. gehörten bis unlängst zu den wenigst bekannten Theilen Amerika's. In den letzten Jahren schenkte man ihnen in Folge der Entdeckung von Kupfer und Gold auf denselben, sowie wegen ihrer Nähe von Vancouver, mehr Aufmerksamkeit. Die beiden Hauptinseln, welche durch die wenige Miles breite Skidagatestraße geschieden sind, Graham und Morsby-Island, haben mit den im N. und S. gelegenen kleineren North- und Prevostisland 290 Km. Länge und 95 Km. größte Breite. Die Arme und Buchten der See an ihren Küsten und zwischen den Eilanden der Ostküsten sind unzählige. Auf allen

Digitized by Google

Küsten findet man Quellen des schönsten Trinkwassers, die weite Strecken aus den Gebirgszügen des Innern herkommen und wahrscheinlich ihren Ursprung in Bergseen haben. Trotz des überaus üppigen Baumwuchses sind nach dem Zeugniß des Beschreibers wie der Indianer monatelanger Regenmangel, besonders im Frühjahr und Sommer, nicht selten. Andererseits dauern oft starke Regengüsse ununterbrochen tagelang, ähnlich wie an der nördlichen Küste von Aljaska. In Rücksicht der Temperatur ist das Klima milder als in irgend einem Theile Schottlands oder in Victoria auf Vancouver. Die Hitze ist im Sommer geringer als hier und die Winter sind viel wärmer. Wären es nicht die Stürme und der Regen, die den Winter unangenehm machen, so könnte man auf ihnen, ähnlich wie auf der Nordinsel Neuseelands oder im südlichen Devonshire, von einem solchen im europäischen Sinne kaum reden. Erhebliche Ströme scheinen, wie auch auf Vancouver, nicht zu existiren, doch sind die natürlichen Häfen prachtvoll. Stewarts Channel zwischen Moresby und Prevostisland kann die größten Schiffe gegen alle Winde schützen und erinnert an die Rhede von Spithead. Der Boden ist reich an Mineralien und für den Gemüsebau wie für Cerealien geeignet.

Die Indianer bauen Kartoffeln in großen Mengen, die sie über den Sund nach den Colonien der Weißen in Britisch Columbia ausführen; andere Gemüse kannten sie nicht, ebensowenig Kornfrüchte. Wilde Aepfel, Erdbeeren, Himbeeren, Heidelbeeren und die süße indianische Beere, die für den Winter getrocknet wird, sind reichlich vorhanden. Hr. Poole, der als Bergbau-Ingenieur zwei Jahre (1862—1864) auf dieser Insel zubrachte, hält das Klima für die Cultur europäischen Obstes, selbst des Weinstockes geeignet, obwohl es keine wilden Reben, wie in Oregon und California, gibt. Die hauptsächlichsten Waldbäume sind Tannen, Cedern, Erlen und wilde Aepfelbäume. Die Stärke und Höhe der Tannen ist größer im Durchschnitt als auf Vancouver, dessen Clima ein weniger maritimes ist. Es gibt Bäume bis 100 M. Höhe und 20 M. Umfang. Stellenweise stehen sie lichter; ein dichtes Unterholz und der mit tiefen Schichten modernder Stämme bedeckte Boden, der die Knochenreste von Adlern, Krähen, wilden Hunden und Bären, sowie ausgestorbener Thiere enthält, machten aber das Vordringen in's Innere der Inseln, die, soweit man von der See sieht, überall mit dichtem Walde bedeckt sind, unter gewöhnlichen Verhältnissen unmöglich. Die nutzbaren Mineralien der Insel bestehen, wenn man Burnaby-Island als Beispiel nimmt, in bedeutenden Lagern von schwarzem, mit Kalkstein gemischtem Schiefer, der sich vortrefflich schneiden läßt; in Kalkstein, der von Grünstein und Granit durchbrochen ist und ein halbkrystallinisches Gefüge hat; in metallhaltigen Quarzgängen gibt es reiche Adern von Kupfererz, die sich nach Aussage der Indianer und vorgezeigten Proben in großer Mächtigkeit am Skidagate-Canal finden sollen. Proben von der Kohle, die sich an dieser Meerenge findet, erklärt Poole als Fabrikfeuerung für gleichwerthig mit dem pennsylvanischen Anthracit. Ein Schieferblock, den ihm die Skidagate-Indianer zeigten, kam dem besten Wales-Schiefer gleich. Schon 1852 hat die Hudsonsbay-Gesellschaft eine kleine Expedition unter Capitän Mitchell ausgesandt, um auf der W.-Küste von Moresby nach Gold zu suchen. 1859 führte Hr. Dowine, ein früherer californischer Goldgräber, 27 Männer von Victoria nach „Gold-Harbour" und dann nach dem Skidagate Channel. Ein Capitän Werner folgte ihm. Alle drei suchten jedoch nur Gold; der letztere wurde beinahe von den damals feindlichen

Digitized by Google

Indianern am Canal, den Skidagates, ermordet. In seinem späteren Berichte sagte er, daß das Land nördlich des Canals niedrig, dicht bewaldet und gleichmäßig gegen eine etwa 50 Km. entfernte hohe Gebirgskette ansteigend, daß die Vegetation üppig ist und die Indianer in den Lichtungen Wurzeln und Kartoffeln bauen. Die Skidagates, welche Poole's Ansiedlung besuchten, bestätigten dies. Fische und Wild fand Poole überall an den Küsten sehr reichlich, namentlich viele Walfische im Sunde, so daß oft Dutzende derselben innerhalb Büchsenschußweite von seinem Blockhaus im Wasser spielten. Mehrere Lachsarten, Schellfische Steinbutten, Häringe und Robben schwärmen überall an den Küsten. Weder Ratten oder giftige Reptilien, noch schädliche Insecten gibt es auf den Inseln; wahrscheinlich wegen der Abwesenheit sumpfigen Bodens, im Gegensatze zu Columbia, auch sehr wenig Mosquitos. Da die Indianer außer ihren langen Messern keine anderen Waffen, weder Lanzen noch Bogen und Pfeile kennen, und mit den von den Weißen eingetauschten Feuerwaffen sehr schlecht treffen, so sind sie schlechte Jäger und ihr Fang fast allein auf Gruben und Fallen beschränkt, so daß noch zahlreiche Pelzthiere vorhanden sind. Ihre Jagd auf Wasservögel geschieht im Dunkeln bei Fackellicht, wobei sie die geblendeten Thiere massenweise mit Knütteln todtschlagen. Die zehn Horden der Indianer, welche den Archipel bewohnen, führen den Stammnamen der Hydah (spr. Haida), und erreichten damals kaum die Zahl von 5000. Schlechter Whisky, die Pocken ꝛc. müssen jedoch auch diese Reste der nordamerikanischen Urbevölkerung schnell vertilgen, zumal sich die Charlotten-Insel-Bewohner untereinander und mit den blutdürstigen Stämmen Columbia's und Vancouvers, namentlich den wilden Bella-Bella und Rupert-Indianern und den unzähmbaren Acoltas, ohne Schonung befehden. Ihr hauptsächlichstes Nahrungsmittel ist die Steinbutte. Obwohl sie als die besten Canoe-Indianer der NW.-Küste bekannt sind, fand Poole, daß sie nicht schwimmen konnten und es erst durch seinen Unterricht lernten. (Francis Poole. Queen Charlotte Islands; a narrative of discovery and adventures in the North Pacific. London 1872. 8°.)

§. 23. Das Nordwest-Territorium.

Oestlich von Britisch Columbia und dem Territorium Aljaska bis zu den Gestaden der Hudsons-Bay dehnt sich im N. des 50.° n. Br. eine weite Region aus, die man gemeiniglich als Hudsonsbay-Länder bezeichnet, nicht ohne Grund aber das „amerikanische Sibirien" nennen könnte; denn sie bietet in Bezug auf Bodengestaltung, Klima und Erzeugnisse manche Uebereinstimmung mit dem asiatischen Sibirien dar. Auch dieses „Neu-Britannien", wie man wohl das gesammte Gebiet benennt, hat seine mit Moos und Filz überzogenen Moraststeppen, also Tundras, eine ungemein ausgedehnte Waldregion, unabsehbare Wiesensteppen, Seen in unzähliger Menge, ein reiches Geäder von Flüssen, und große Ströme, welche in's Eismeer münden. Prairien und Wälder werden von Jagd- und Fischernomaden durchzogen; wir finden auf beiden Seiten der Beringstraße das Renthier und den Bären; andere Pelzthiere treten in wenig verschiedenen Arten oder vicarirenden Formen auf; so in Amerika das Musethier für das Elenn der östlichen Erdhalbe, das Bighorn

Digitized by Google

in den Felsengebirgen für das Argali der dauriſchen Alpen und des Altaï, während die Wolverine dem Fjellfraß der alten Welt entſpricht, und der Biber in beiden Erdtheilen ſich vollkommen gleich bleibt.

Seit Jacques Cartier, der 1534 Canada entdeckte und für König Franz I. in Beſitz nahm, ſind es hauptſächlich Franzoſen geweſen, welche das unbekannte nördliche Amerika aufklärten. Abenteurer, Miſſionäre und Handelsgeſellſchaften waren auch hier wie anderwärts die Pioniere der Geographie. Aus der langen Reihe der Entdeckungen wollen wir nur die im Athapaska-Mackenzie-Gebiete hervorheben, die allerdings meiſtens von Briten und deren canadiſchen Abkömmlingen gemacht wurden. Im Jahre 1778 drang Joſeph Frobiſher von der NW.-Compagnie bis zum Athapaska-See vor und gründete dort ein Handelsfort. Zwei Jahre ſpäter entdeckte Pierre Ponde den großen Sklavenſee, der 1789 von Sir Alex. Mackenzie auf ſeiner Expedition nach dem Stillen Ocean überſchritten wurde. Mackenzie erreichte zwar auf dieſer Reiſe nicht den Pacific, gelangte aber nach Entdeckung des nach ihm benannten Fluſſes an das Eismeer. Erſt im nächſten Jahre drang er über das Felſengebirge und den Peace-River nach dem Fraſerfluſſe vor, der ihn nach dem Stillen Ocean hinabführte. Ebenfalls ein Glied der ſchottiſchen Emigranten-Familie der Mackenzie war der Entdecker des Bärenſees (1792). Während die Genannten in dieſer Weiſe für die NW.-Compagnie thätig waren, entſendete die Hudſonsbay-Geſellſchaft im Jahre 1769 Samuel Hearne zur Auffindung einer nördlichen Durchfahrt nach dem W. und zur Sicherſtellung des Kupfer- oder Kupferminenfluſſes. Hearne gelangte auf letzterem in das Eismeer, nachdem er den Northlined-, Doobount-, Grauen Bären- und Büffelſee entdeckt hatte. 1820 bereicherte Franklin die Karte mit dem Landſtriche zwiſchen der Mündung des Kupferminenfluſſes und dem Cap Turnagain. Auf ſeiner zweiten, 1825 mit Back und Richardſon unternommenen Reiſe vermaß er die Meeresküſte auf eine Strecke von 36 Längengraden, entdeckte die vor dem Mackenzie-Delta gelegenen Garry-Kendall- und Pelly-Inſeln, ferner den Peel-River, endlich ſtellte er den Lauf des Mackenzie feſt und beſtimmte theilweiſe die Ufer des großen Sklaven- und Bärenſees. Die Smith- und Mac Tawiſh-Bay des letzteren, ſowie das Land zwiſchen dem See und dem Eismeer blieben noch unerforſcht. Es würde zu weit führen, wollten wir hier alle Entdeckungen erwähnen, welche von Back, Richardſon, Deaſe, Simpſon, Raë, Anderſon und Andern gemacht wurden, und gehen zu den Forſchungen des neueſten Reiſenden in dieſem wenig bekannten Ländergebiete über, des Abbé E. Petitot.

Die geographiſchen Leiſtungen dieſes Mannes ſind in der That ganz außerordentlich. Zwölf Jahre ſeines Lebens verbrachte er als Miſſionär der Congrégation Oblats-de-Marie in den ungaſtlichen Regionen des Mackenzieſluſſes, des Sklaven- und Bärenſees. Vom Athapaska-See bis zum Eismeere, vom Felſengebirge bis in die Steppen jenſeits des Mac Farlaneſluſſes durchkreuzte er das Land in vielen beſchwerlichen Reiſen und brachte der Wiſſenſchaft reichen Gewinn heim. (Siehe: Bulletin de la Société de géographie de Paris. Juli, Auguſt und September 1875.) Die Ergebniſſe der Petitot'ſchen Reiſen betreffen zunächſt den Mackenzie. Athapaska-Mackenzie wird die große Flußader genannt, welche von der Portage La Loche bis zum Eismeere alle Gewäſſer des öſtlichen Abhanges der Felſengebirge ſowohl als auch die der großen Seen in ſich aufnimmt. Portage La Loche (Methy-Portage der Engländer) iſt eine unter 56° 36′ 30″ n. Br. und 109° 52′ 54″ n. L. v. Gr. gelegene, ſchmale Hochebene von etwa 500 M. Höhe über dem Meere. Dieſelbe bildet, indem ſie die Quellen des Athapasca und des Saskatſchewan von einander trennt, die Waſſerſcheide zwiſchen dem Eismeere und der Hudſons-Bay. Der Athapasca, von den Canadiern auch Rivière la Biche genannt, entſpringt am Fuße des 5000 M. hohen Mt. Brown und vereinigt ſich 175 Km. unterhalb La Loche mit einem anderen Quellzweige, mit dem Eau-Claire (ſpr. O-Kler) oder kleinen Rabaskaw. Unter 58° 40′ n. Br. ergießt er ſich endlich, viele Delta bildend, in den Athapasca-See. Derſelbe hat eine Länge von 368 und eine Breite von 32 Km. und iſt im N. und O. von 160—200 M. hohen Granitfelſen umgeben. Aus dem Athapasca-See geht der Felſenfluß hervor, welcher nach ſeiner, etwa 25 Km. ſtromabwärts erfolgten Vereinigung mit dem nördlichen Arme des Peace-River den Namen Sklavenfluß annimmt. Der Peace-River

Digitized by Google

oder Untschagah (s. oben S. 56) ist der zweite große Quellstrang des Mackenzie. Unter dem 60.° n. Br., unterhalb der Einmündung des Hundeflusses, tritt dem Sklavenstrome das wenig hohe Reuthier- oder Caribu-Gebirge entgegen, welches unter Bildung mehrerer großartiger Wasserfälle den Fluß überschreitet und sich auf dem anderen Ufer in NNO.-Richtung bis zum Doobaunt- (spr. Dubaunt) -River fortsetzt. Dieser Höhenzug, der sich vom Felsengebirge unter dem 56° 20′ n. Br. abtrennt und den Peace-River vom Heuflusse scheidet, ist im Athapaska-Gebiete die dritte größere Abzweigung der Rocky-Mountains. Die zweite tritt unter dem Namen Montagne des Boulleaux (spr. Bulo) oder l'Ecorce zwischen dem Athapaska-Fluß und dem Peace-River auf und vereinigt sich auf dem jenseitigen Ufer des letzteren mit den vorgenannten Höhen. Der erste Querzug des Felsengebirges, die Montagne la Biche, zu welcher der Unpaß La Loche gehört, setzt sich in der Nähe des Forts Jasper an. Er bildet die Ufer des Wollaston-Sees und erstreckt sich bis zu den Granitfelsen der Hudsons-Bay. — Diese Querzweige des Hauptgebirges stellen sich als großartige Dämme dar, welche durch Anschwemmung von Quarzsand auf einer Unterlage von Granit entstanden zu sein scheinen. Das Felsengebirge selbst besteht — wenigstens in seinem nördlichen Theile — nicht aus einer zusammenhängenden Bergkette, sondern aus einer Reihe einzelner Felsenstöcke, die sich mit den Wirbeln eines Knochengerüstes vergleichen lassen, dessen Rippen die seitlichen Höhenzüge vorstellen.

Nachdem der Sklavenstrom unter dem 60.° 6′ n. Br. den Salzfluß aufgenommen hat, ergießt er sich, in mehrere Arme getheilt, in den großen Sklavensee. Derselbe mißt in der Richtung von NO. nach SW. 290 Km., bei einer größten Breite von 110 Km., und zerfällt in vier große Busen. Der Sklavensee ist äußerst reich an Fischen, besonders an Lachsforellen, deren gewöhnliches Gewicht 18 Kg. beträgt, ferner Karpfen, Hechten, Schmerlen, Weißfischen und den sogenannten Unbekannten oder Mackenzie-Lachsen. Die Ufer des Sees sind von Wasservögeln, namentlich Trompetenschwänen, wilden Gänsen und Polarenten stark bevölkert, während die landeinwärts gelegenen Gegenden der Jagd Hühner, Polarhasen, Reuthiere, Elenn und Bisambüffel in großen Massen liefern. Der Biber kommt an den Ufern des Sklavensees nur selten vor.

Zur Erforschung des Landes zwischen dem großen Sklaven- und Bärensee unternahm Petitot im Sommer 1864 vom Fort Resolution aus eine Reise über die Nordbay hinaus und entdeckte zunächst in deren Verlängerung bis zum Bärensee eine Reihe größerer und kleinerer Seen, welche theils nach dem Sklaven-, theils nach dem Bärensee ihren Abfluß haben. Das mit ersterem durch den Rivière Grandin in Verbindung stehende System setzt sich aus vier kleineren Seen zusammen, von welchen nur der nördlichste und größte, der Lac Mazenod genannt sei. Derselbe wird durch eine Abzweigung des Losier-Bergzuges, welcher im O. das Gebiet dieser Seen begrenzt, von der nach NNW. sich fortsetzenden Reihe von Seen getrennt. Auf dem rechten Ufer des R. Grandin mündet unter 63° 20′ n. Br. ein breiter Fluß ein, der, stromaufwärts verfolgt, unter 63° n. Br. und 118° ö. L. aus einem großen See hervorgeht, den Petitot Marbersee nennt. Derselbe dehnt sich bei einer größten Breite von 45 Km., in westlicher Richtung bis zum 120.° 20′ w. L. aus, mithin auf eine Länge von ca. 115 Km. Der Marbersee steht nördlich mit dem etwa halb so großen Lac Grandin in Verbindung, der seinerseits wieder mit zwei schmalen, bis zum 64.° 20′ n. Br. und 120° 10′ w. L. sich hinziehenden Seen einen Zusammenhang besitzt. Parallel zur Längenrichtung der letzteren, etwa 10 Km. westlich entfernt, dehnen sich von SSO. nach NNW. zwei lang gestreckte Seen aus, welche nach der Mac Vicar-Bay des großen Bärensees ihren Abfluß haben. Petitot entdeckte diese Seen auf seinen 1867—69 unternommenen Wanderungen und nannte den südlichen Lac Taché und den nördlichen Lac St. Therese. — An den Ufern der vorerwähnten beiden Seen, welche südlich durch den Flußlauf mit dem Lac Grandin in Verbindung stehen, steigen Granitberge empor, welche sich als Kette in nordöstlicher Richtung bis zum Lac St. Croix hinziehen. Diese Bergkette, welche der fünften Abzweigung des Felsengebirges angehört, ist von Petitot „Van den Berghe“ genannt worden.

Was die geologische Beschaffenheit des Landes zwischen dem Sklaven- und Bärensee anlangt, so ist zu bemerken, daß vom Mackenzie bis zu den westlichen Ufern des Marber-, Grandin-, Taché-, St. Therese- und Bärensees fast ausschließ-

Digitized by Google

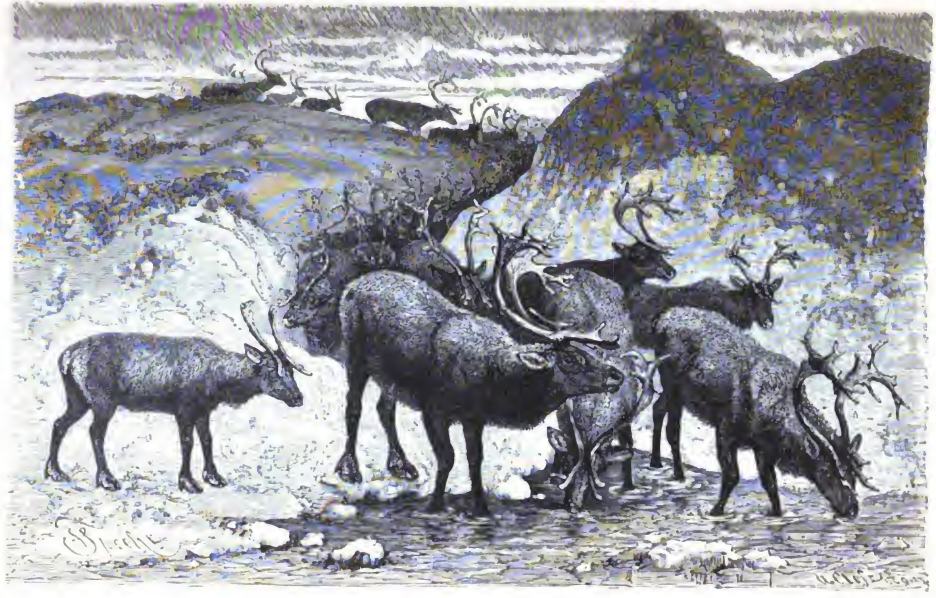
lich Kalk- und Sandsteingebilde anzutreffen sind, während im O. der genannten Becken der Granit vorherrschend auftritt.

Der Mackenzie oder Naotcha, auch nur der große Fluß genannt, verläßt unter dem 117.° w. L. den Sklavensee, um sich kurz darauf zwischen dem 117.° 20′ und 118.° 20′ w. L. zu dem sogenannten kleinen Sklavensee zu erweitern. In letzterem stellen sich seinem Laufe zahlreiche Inseln entgegen, nach deren Passirung sich der Strom auf eine Strecke von etwa 80 Km. äußerst langsam dahinwälzt. Unterhalb seines Ausflusses aus dem Sklavensee empfängt der Mackenzie bis zu seinem Austritte in das Eismeer elf größere Nebenflüsse und etwa 170 Km. vor seiner Mündung theilt er sich in zahlreiche Arme, die sich bis auf sechs Mündungen wieder vereinigen. Von den Ufern des Stromes, deren gewöhnliche Höhe 10—50 M. beträgt, erhebt sich in drei oder vier Terrassen ein 100—140 M. hohes Hochland, das von Parallel- und Querzügen des Felsengebirges gebildet wird. Indem die seitlichen Abzweigungen hier und da dicht an den Fluß herantreten und denselben einengen, geben sie Anlaß zu fünf (oder sechs) Stromschnellen, die jedoch die Schiffbarkeit nicht ganz aufheben. — Bis zur Mündung des Salzflusses begleiten Granitfelsen den Lauf des Athapaska-Mackenzie, von diesem Punkte an stromabwärts finden wir in seinem Ufergebiete neben Schiefer, vorherrschend Kalk- und Sandsteingebilde auftreten.

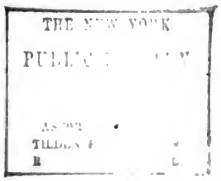
Das Land zwischen dem großen Bärensee und dem Eismeer bereiste Abbé Petitot zu wiederholtenmalen in den Jahren 1865—1873. Der große Bärensee mißt von NO. nach SW. 280 und von NNW. nach SSO. 220 Km. Seine Tiefe ist im Gegensatz zu der des großen Sklavensees sehr bedeutend. Während das Wasser des Sklavensees schlammig und stark mit Pflanzentheilen geschwängert ist, erscheint das des Bärensees rein und durchsichtig. Vom Oktober bis Mitte Juli ist dieser See mit einer 2—3 M. mächtigen Eisdecke überzogen. Er ist sehr reich an Häringen (Clupea harrengus) und Lachsforellen, deren Gewicht zwischen 15 und 32 Kg. schwankt. — Fünf große Bayen geben dem Bärensee seine charakteristische Gestalt: im N. die Deafe- (spr. Diés), im O. die Mac Tavish-, im S. die Mac Vicar-, im SW. die Keith- und im NW. die Smith-Bay. Jede derselben wird durch eine 2—300 M. hohe felsige Halbinsel von der benachbarten geschieden. Von den 36 Flußläufen, welche in diese Busen einmünden, ist auf den bisherigen Karten nur der Deafe-River verzeichnet, der von der gleichnamigen Bay aufgenommen wird. Der 67.° n. Br. berührt unter 122° 40′ w. L. das südliche Ufer des 45 Km. langen und 45 Km. breiten Lac T'atchéni (schwimmende Hölzer), der sich durch einen unterirdischen Abfluß in den Bärensee ergießt.

Zwischen 67 und 68° n. Br. und 120 und 123° w. L. zieht sich, in Form eines S, das aus kahlen Kalkfelsen bestehende Gebirge Ti-béray hin, dessen Höhe etwa 300 M. über der Steppe und 500 M. über der Smith-Bay beträgt. Dasselbe enthält die Quellen der drei großen Parallel-Flüsse La Ronciére, Mac Farlane und Anderson. Der erstere entspringt etwa unter 67° 25′ n. Br. und 120° w. L. und nimmt seinen Lauf, ohne eine Stromschnelle oder einen See zu bilden, gegen das Eismeer, wo er sich in die Franklin-Bay ergießt. Der Mac Farlane ist der mächtigste der drei Flüsse, obgleich er durch keinen Nebenfluß verstärkt wird. Indessen dehnt sich zwischen ihm und dem Anderson eine Reihe kleinerer Seen aus, die ohne irgend welche äußere Abflüsse unterirdisch in die beiden benachbarten Ströme auszumünden scheinen. Die Quelle des Mac Farlane's ist unter dem 67.° 52′ n. Br. und 121° w. L. zu suchen; er mündet unter 70° n. Br. in die Liverpool-Bay des Eismeeres. Der Anderson entsteht aus der Vereinigung vier größerer Quellzweige. Von der Mündung des Anderson's zieht sich bis zum 132.° 40′ w. L. und 69° 95′ n. B. ein Meeresarm hin, welcher mehrere Kilometer breit, die Insel Gibb und das von Petitot Ile de la Société de Géographie genannte Eiland vom Festlande trennt. Es ist dies der Eskimo-Canal, der bei den Eingeborenen den Namen Ikaratsark trägt. Kurz vor seinem westlichen Ende führt ihm der Natowdja-Fluß die Wasser des Eskimo-Sees zu, der sich vom 69.° n. Br. und 131° 20′ w. L. aus in südwestlicher Richtung bis auf eine Länge von 50, bei einer größten Breite von 20 Km. ausdehnt. Weiterhin nach SW. steht dieser See mit einer Reihe kleiner Lagunen in Verbindung, die ihrerseits durch den aus S. kommenden oberen Lauf des Natowdja gespeist werden. In der Verlängerung dieser Reihe von Lagunen liegt ein kleiner See, dessen Abfluß in den östlichen Delta-

Digitized by Google



Rennthiere, zur Tränke ziehend.


THE NEW YORK
PUBLIC
ASTOR
TILDEN
R

Digitized by Google

Arm des Mackenzie's einmündet. Im N. und O. ist genannter See von einer Hügelkette umschlossen, welche durch einige alte vulcanische, bis 230 M. hohe Kegel ausgezeichnet wird. (Ausland 1876, Nr. 15, S. 286—289 und Nr. 16, S. 309—311.)

Diese ganze weite Region hat lange vereinsamt und verödet dagelegen. Zweihundertzweiundsechzig Jahre sind es her, seitdem ein französischer Abenteurer unter Samuel de Champlain an den Küsten des oberen Ottawa überwinterte und erfundene Mähr über diese nördlichen Gebiete heimbrachte. Bald aber folgten die Engländer der Spur und organisirten den Pelzhandel, der sich in Kürze zu hoher Bedeutung emporschwang. Da begann alsbald der Kampf zwischen England und Frankreich, der unter den Mauern Quebecs endete; Frankreich gehört heute nichts mehr in jenen Strichen, und die französischen Namen der Landkarte, eine französische Chanson im Munde des Jägers, das ist alles, was noch an seine einstige Herrschaft erinnert. Es ist nicht ohne Interesse zu verfolgen, wie sich im amerikanischen Sibirien ähnlich wie im asiatischen der Fortgang der geographischen Entdeckungen und die Geschichte des Landes vorzugsweise an den Pelzhandel knüpfte; aber ein wesentlicher Gegensatz stellt sich zwischen dem amerikanischen und dem asiatischen Norden in so ferne heraus, als in ersterem bisher keine Städte vorhanden waren. Der 1667 von Karl II. zur Ausbeutung des Pelzhandels gegründeten Hudsons-Bay-Compagnie, welcher das fragliche Gebiet überlassen war, lag Alles daran, ihr Monopol zu bewahren, um jede Colonisation ferne zu halten. Für ihre Zwecke genügte es vollkommen, daß sie an geeigneten Punkten Handelsstationen, sogenannte „Forts" errichtete, welche denn auch in einer zusammenhängenden Kette von Canada und der Hudsons-Bay bis an den Großen Ocean und an die Mündungen des Mackenzie reichten.

Werfen wir zum Schlusse noch einen Blick auf die Karte dieses Gebietes. Der südliche Theil ist zumeist Prairiegegend, theils mit sehr fruchtbarem Boden, theils sumpfig oder sandig; hier zieht der Büffel auch jetzt noch in Heerden von vielen tausend Häuptern, je nach der Jahreszeit gen N. oder S., denn die Prairien bilden seine Weidefluren. Diese werden hoch nach N. hin, am Friedensflusse, von Waldstrecken unterbrochen und setzen sich dann weiter fort bis zum großen Sklavensee. Der nördliche Strich, zum Polarmeere hin, besteht aus offenen, waldlosen Einöden, »Barren Grounds«, auf welchen Ren, Wolf und Polarfuchs umherstreifen. Alles Uebrige ist Waldregion, und diese erstreckt sich von Canada und der Hudsons-Bay nach W. hin bis in die Felsengebirge und gegen N. an einzelnen Stellen bis an's Polarmeer. Denn in Folge des Aufsteigens der Isotheren (Sommerwärmelinien) ist der westliche

Digitized by Google

Theil Nordamerika's weniger kalt als der O., und während an der Hudsons-Bay der Wald nicht über 60° n. Br. hinausgeht, reicht er am großen Bärensee bis 65°; Birken, Pechtannen und Pappeln kommen noch unter 68° n. Br. vor.

Die Bevölkerung der Athapasca-Mackenzie-Bezirke besteht aus etwa 1000 Weißen und Mestizen und 10,000 Eingebornen, Eskimo und Indianer, wonach auf 260 Km. ein Mensch kommt. Am Rande der Prairie trifft man auf die Niederlassungen der Mestizen, aus Verbindungen der französischen Ansiedler und der Indianer hervorgegangen. Dieses französische Halbblut ist zweifelsohne wildes Gesindel, Jäger, Trinker, Schwärmer, Spitzbuben wenn man will, — edelmüthig und gastfrei aber durchaus. Bestimmt vor den Fußtapfen des weißen Mannes zu verschwinden, haben sie einstweilen die Laster des amerikanischen Pioniers angenommen, wie dies Wilde oder Halbwilde nur zu gerne thun. In den ersten Tagen des Pelzhandels im NW. war das Heirathen durch wenig sociale oder religiöse Formeln erschwert; man kaufte sich einfach die hübscheste Squaw der Prairie und für ihre Liebe und Treue sorgten die Zeltpfähle. In der Prairie selbst haben nur zwei wilde Wesen ihre Heimath. Seit unvordenklichen Zeiten schweifen hier der rothe Mann und sein Freund, der Büffel.

Der Indianer, ein uraltes Geschlecht, älter gewiß als die Völker der modernen Cultur, ist für diese selbst ein Hinderniß und muß deßhalb verschwinden, wie der Büffel vor den Schritten des Weißen zurückweicht. „Was sollen wir thun?“ sprach vor etwa fünfzehn Jahren ein junger Sioux-Krieger zu einem amerikanischen Offizier am oberen Missouri. „Was sollen wir thun? Der Büffel ist unser einziger Freund. Ist er fort, so ist es auch mit den Dakotahs vorbei. Ich rede so zu dir, weil du gleich mir ein Tapferer bist.“ Der Indianer klopft nie an die Thür, er tritt ruhig ein, schüttelt jedem die Hand und setzt sich nieder, ohne ein Wort zu reden. Gibt man ihm nichts, so wartet er bis die Mahlzeit beendet ist und sagt dann, er hätte so und so viele Stunden nichts gegessen, was auch der Fall sein kann. Im Uebrigen betrachtet er Entbehrungen als ein nothwendiges und unabwendbares Uebel; es nützt nichts ihn daran zu mahnen, Vorräthe für schlechte Zeiten zu sammeln; so lange etwas zu essen ist, ißt er alles auf, und gibt es nichts, so sieht er zu, daß er ohne Essen durchkommt. Capitän Butler, dem wir diese Charakteristik entnehmen, macht dabei die sehr richtige Bemerkung, daß zur Würdigung des indianischen Charakters wir uns der Meinung entschlagen müssen, alle Menschen seien und dächten gleich uns. Im Indianer mischen sich Einfalt und Schlauheit, natürliche Raschheit und Humor, scharfes Urtheilen und kindischer Verdacht, Leichtgläubigkeit und Beobachtungsgabe, Glaube, Scherz und Selbstsucht. Alle Europäer, die Pelzjäger vielleicht ausgenommen, haben sich geirrt in der Beurtheilung und Behandlung der Indianer, und dieser Irrthum ist auch Schuld an dem totalen Mißlingen der mit so viel Aufwand an Geld und Mühe in Scene gesetzten Missionen. Butler erzählt einige ergötzliche Stückchen von angeblich bekehrten Indianern. Munberton, so hieß einer davon in den frühesten Zeiten, war ein frommer Christ, wenn er aber das Paternoster sprach, vergaß er nie der Bitte um tägliches Brod auch jene um Fische und Mustheerfleisch hinzuzufügen. Vor seinem Tode begehrte er sehr ernstlich mit den bei den Indianern üblichen Ceremonien bestattet zu werden, und erst in neuester Zeit wurde ein hoher Würdenträger der Kirche nicht wenig entsetzt durch das Verlangen einiger bekehrten Hundsrippen-Häuptlinge, er möge das Sakrament der Taufe an drei hochrothen Flanellhemden vollziehen, die zum

Digitized by Google

erstenmal in ihrem Leben in ihren Besitz gerathen waren. (Butler, The wild North-Land. London 1874. 8°.)

Hat Cooper die Indianer idealisirt und Capitän Mayne Read sie dafür weidlich schlecht gemacht, so scheint Parker Gillmore (Lone Life: a year in the wilderness. London 1875. 8°. 2 Bde.), der sich zwischen diesen beiden Extremen bewegt, in seinen Schilderungen ziemlich objectiv vorzugehen. Ein einziger Weißer kann mit einer guten Büchse und ausreichender Munition an Elennthieren und Hirschen mehr erlegen als drei Indianer mit einander; was aber die intuitive Kenntniß der Gewohnheiten wilder Thiere, die Geschicklichkeit, ihnen in ihrer Rast nahe zu kommen, den verwundeten zu folgen, anbelangt, vermag wohl niemand einem Uncas oder Chingachgook gleichzukommen. Selbst Gillmore's scharfes und geübtes Auge vermochte wiederholt ringsum kein Wild gewahr zu werden, während die Rothhäute Dinge, die er für einen Baumstamm, einen Stein oder einen Theil eines Strauches hielt, auf's Korn nahmen und ihre Beute mit einer Sicherheit niederstreckten, die dem sonst doch so tüchtigen Jäger an Zauberei zu grenzen schien. Im allgemeinen schildert Gillmore die Indianer als gutherzig und nicht ohne Klugheit. Auch Beispiele ihrer sententiösen Sprechweise führt er wiederholt an. Ein Exempel davon: einer der mitgenommenen Hunde war elend zu Grunde gegangen in einer wilden Thieren gestellten Falle, der andere hatte sich verlaufen, war allein nach dem Indianerdorfe zurückgekehrt und hatte, als Gillmore dahin zurückkam, ihn angebellt wie einen fremden Bettler. Als er seinen Irrthum gewahrte, wich er mehrere Tage lang seinem Herrn aus, und der Indianerjunge bemerkte: „Hund so wie Mensch, wenn schlecht gethan, sich viel schämen." Wir wissen wahrhaftig nicht, sollen wir des jungen Indianers ehrendes Vertrauen in den Hund oder in die Menschen mehr bewundern. Auch der alte Häuptling, welcher den Heirathsprojecten seiner Ehehälfte auf den Fremden für eine ihrer Töchter ein Ende machte, drückte sich stammescharakteristisch aus: „Die rothe Squaw welkt im Haine des weißen Mannes wie die Blätter im Winde des Winters; sie kann ohne Wigwam und Canoe so wenig leben, wie das Elenn ohne Wald und Ebene."

Am Athapasca liegt das Gebiet der Chippeway-Indianer, deren gutturale Sprache in den verwandten Idiomen der Navajos und Apachen bis an die Grenzen Mexico's ertönt. Im O. der Felsengebirge nennen sie sich einfach „Tumeh", d. h. Leute, eine bei den meisten Naturvölkern übliche Bezeichnung. Die Chippeways zerfallen in eine Menge Unterabtheilungen, sind durchgehends sehr tapfer, dafür aber sehr häßlich, besonders das schöne Geschlecht; junge Damen pflegen oft sehr fett, alte dagegen sehr mager zu sein. Die Männer tragen übelaussehende Schnurrbärte, kurze, spitze Haarbüschel am Kinn, das rauhe, schlichte Haupthaar aber in natürlicher Länge. Die Kinder sehen aus wie Fettrollen und beschäftigen sich beständig mit dem Essen von Musethier- oder Elennfleisch, wenn sie nicht gerade am mütterlichen Busen saugen, eine Gepflogenheit, die bis in die späte Kindheit fortgesetzt wird. Alle sind treffliche Jäger, wie denn auch die Jagd ihr einziger Ernährungszweig ist. So lange sie Fleisch haben, ist ihr Leben nichts als ein unendlich langes Mahl. Ein Chippeway am Athapasca erzählte Butler, daß er innerhalb vier Monate 10 Waldbüffel und 25 Musethiere erlegt oder mit anderen Worten etwa 17,000 Pfund Fleisch erbeutet habe. Etwa vierzig Meilen oberhalb Fort Vermillion ist das Gebiet der Biber- oder Beaver-Indianer, am Fuße der Buffalo-Hills; sie bilden einen Zweig der Chippeways und erfreuen sich eines günstigeren Aeußeren, nehmen aber an Zahl beständig ab. Nach Capitän Butler streifen kaum noch mehr denn 200 Familien in den weiten Regionen zwischen dem Athapasca-See und den Gebirgen umher; jetzt sind sie friedliche Menschen, früher aber lagen sie in beständiger Fehde mit den Crees (spr. Kriß), die ihnen unsäglichen Schaden zufügten. Die Hauptursache ihres Unterganges erblickt Butler jedoch in der fortgesetzten Inzucht, welche ihre Constitution für die Strapazen des wilden Lebens in den nordischen Einöden schwächte.

Nach Petitot zerfallen die Eingebornen des uns beschäftigenden Gebietes in drei große Völkerschaften: die Eskimo, Algonkin und Dènè-dinjié.

1) Die Eskimo oder Tschiglit oder Innoit (Einzahl Innok, d. h. Mann, Mensch) bewohnen die baumlosen Küstengebiete des Eismeeres. Am Mackenzie breiten sie sich südlich bis gegen 67° 20′ n. Br. aus, während sie am Anderson,

Digitized by Google

Mac Farlane und La Roncière den 69° n. Br. nicht überschreiten. Im Mackenziebezirke beträgt ihre Zahl etwa 2000.

2) Eyiniwok oder Wald-Crees (cris des bois) gehören zur Indianerfamilie der Algonkin und wohnen an den Ufern des Friedens- und Athapaska-Flusses.

3) Mit Dénè-dindjié bezeichnet Petitot die ausgebreitete Indianerfamilie, welche die Athapaska-Mackenzie-Bezirke und zum großen Theil auch Aljaska und Britisch Columbia bevölkert. Die Benennung Athapasken, Chippeways, Montagnarden und Tinneh ist eine willkürliche und bezieht sich nur auf einzelne Stämme. Dènè-Dindjié ist die Vereinigung der Namen der südlichsten und nördlichsten Indianer des nordwestlichen Amerika's und soll somit alle zwischen beiden vorkommenden Stämme umfassen. Dieselben nennen sich je nach ihrem Dialekt: Dènè, Dinè, Dunè, Danè, Adòñe, Adoena, Dnaïnè, Dindji, Dindjié und Dindjitch.

§. 24. Manitoba.

Als die soeben geschilderten Länderstrecken der Dominion of Canada einverleibt wurden, ward noch aus denselben die Provinz Manitoba, so genannt von dem gleichnamigen See, das frühere Red River Settlement ausgeschieden. Diese neue Provinz bildet ein vollkommenes Viereck, welches im O. und W. vom 96. und 99° w. L. v. Gr. im S. vom 49° n. Br. und im N. durch die Linie von 50° 30′ n. Br. begrenzt wird. Der westliche Theil ist eine ebene Fläche, öde und monoton, mit hier und da zerstreutem, niederem Gestrüpp und fast gänzlich ohne bewässernde Ströme, während die östlichen Striche eine mannigfaltige Landschaft von Hügel und Thal darbieten, fruchtbar, weidenreich und gut mit Holz bestanden. Hier fließt in südnördlicher Richtung der Red River, welcher in Manitoba bei Fort Garry den von W. her kommenden Assiniboine aufnimmt und in den Winnipeg-See mündet, dessen südlichstes Ende in das Gebiet der Provinz hineinragt.

In allerjüngster Zeit sprach G. K. Warren die Ansicht aus, daß der Winnipeg-See einstmals ungleich ausgedehnter sein mußte, als er es jetzt ist. Zu jener Periode sei er nicht wie jetzt durch den Nelson in die Hudsons-Bay abgelaufen, sondern durch den Minnesota in den Mississippi. Die canadischen Seen fließen durch den Michigan-See und den Illinois in derselben Richtung. Diese Annahme zu unterstützen, behauptet Warren, daß sowohl der Nelson wie der St.-Lorenz-Strom in ihren zahlreichen Stromschnellen und Fällen Anzeichen eines relativ neueren Ursprungs tragen. Dagegen ist das Thal des Minnesota oberhalb seines Zusammenflusses mit dem Mississippi von einer für den gegenwärtigen Fluß außer aller Proportion stehenden Breite. Ebenso erscheint die Ebene des Illinois außer Ebenmaß mit der gegenwärtigen Strombreite. Warren schreibt diese Veränderungen den Bodensenkungen in den nördlichen und östlichen Partien des amerikanischen Continents zu. Dadurch sei dem Winnipeg-See ein neuer Abzugscanal eröffnet worden, wie auch den canadischen Seen, die so respective den Nelson und den St.-Lorenz-Strom gebildet haben, während der Minnesota und der Illinois, ihrer hauptsächlichen Speisung entbehrend, zu Flüssen untergeordneten Ranges zu-

Digitized by Google

sammengeschrumpft seien. (G. K. Warren, An Essay concerning important physical features exhibited in the valley of the Minnesota River and upon their signification. Washington Government Office 1876.)

Die Temperatur-Unterschiede in Manitoba sind ungeheuer, da das Thermometer im Winter oft bis auf 5,78° R. fällt, im Sommer aber nicht selten bis 28—32,50° R. im Schatten steigt. Nichts desto weniger ist das Klima ein gesundes.

Die Mehrzahl der Bevölkerung besteht aus dem Bois brûlé genannten französischen Halbblute; diese meist katholischen Canadier wohnen am Assiniboine und am oberen Red River, und treiben neben etwas Ackerbau und Rinderzucht hauptsächlich Büffeljagd. Den andern Theil der Bevölkerung bilden hauptsächlich presbyterianische Hochschotten und Eingeborene der Orkaden, Anhänger der Episcopalkirche. Sie wohnen am unteren Red River in Wohlstand auf ihren Höfen und treiben sehr ergiebigen Ackerbau nebst bedeutender Viehzucht. Endlich haben sich in Manitoba auch eine ansehnliche Zahl Indianer angebaut.

Die Provinz Manitoba umfaßt 36,061 □Km. mit 11,963 Einwohner und ist in 24 Wahlbezirke getheilt. Die Regierung besteht aus einem Vicegouverneur und einem Executiv-Comité von 5 Mitgliedern; der gesetzgebende Körper aus einem Senat von 7 auf Lebenszeit ernannten Mitgliedern und einem Unterhause mit 24 Deputirten. Der Sitz der Regierung ist Fort Garry, und die Provinz wird im Senate der Dominion durch 2, im Unterhause durch 4 Abgeordnete vertreten.

In neuerer Zeit wurde wiederholt auf die unbedingte Colonisationsfähigkeit dieses und des NW.-Districts, östlich von den Rocky Mountains, an dem fast noch unbekannten südlichen Arme des Saskatschewan und am Red River hingewiesen. Wie man dabei zu Werke zu gehen pflegt, davon entwirft indeß Capitän Butler folgende launige Schilderung: „Die Civilisation oder was man so nennt, zieht in wunderlichen Streifen durch den amerikanischen Continent. Hinter der letzten wirklichen Stadt liegt ein weites ödes Reich entsetzlicher Barbarei, wo Ruchlosigkeit und Rowdythum das Scepter führen. Hier findet man, in stets wechselnder Verbreitung vereinigt, die Civilisatoren der Neuen Welt: den Spieler, den Gauner, den Rowdy, den Schnapswirth, den Zubringer und den Mörder. Ein neues Land auf amerikanische Art zu civilisiren ist das leichteste Ding von der Welt. Hier das Recept: gegeben ein Land, aus dem der rothe Mann verbannt, verjagt oder ausgerottet, der Bison und der Elch ausgetrieben worden sind, ein einsames, unbewohntes Land mit einigen großen Flüssen, die sich lautlos durch weite Ebenen oder Gebirge durchwinden, so hat man Folgendes zu thun. Auf den Fluß bringt man einen Dampfer rohester Construction; wo die Ufer leicht zu landen gestatten, oder an der Einmündung eines Nebenflusses baue man aus rohbehauenen Stämmen eine Schnapsboutique; lasse den Namen Gottes nur als Lästerung aussprechen und die Sprache nur den Ausdruck unsäthiger Verwünschungen sein; man nenne einen Hügel einen Bluff, ein Thal einen Gulch, einen Menschen einen Cuß, drei Waldhütten eine „Stadt." Man lasse ferner jedermann Tabak kauen, wenn er nicht raucht und umherspuken, wenn er nicht schläft, und wenn endlich ein halbes Dutzend Menschen einen gewaltsamen Tod erlitten, wenn Todt-

Digitized by Google

schlagen buchstäblich kein Mord mehr ist, — dann ist das neue Land auch gründlich civilisirt."

Ueber den Zustand von Land und Leuten am Saskatschewan berichten die wesleyanischen Missionäre gleichfalls wenig Erbauliches. Die dort ansässigen Indianer zerfallen in Schwarzfüßler (Blackfeet, spr. Blekfit), Crees (spr. Kribs), und Stoneys (spr. Stane). Die Schwarzfüßler sind sehr kriegerisch, haben sich mit Weißen nicht vermischt und ihren ursprünglichen Zustand wilder Rohheit gut conservirt. Sie sind dem Namen nach Amerikaner, hassen aber die Amerikaner, die sie „Langmesser" nennen, recht gründlich. Die Crees zerfallen in zwei Abtheilungen, von denen die eine die christliche Religion annahm und sich oft mit den Weißen vermischt. Die Stoneys zerfallen ebenfalls in zwei Abtheilungen, eine bergbewohnende und eine in der Ebene ansässige. Die bergbewohnenden Stoneys sind zwar Christen, bringen es jedoch mit ihrer neuen Religion in Einklang, den Schwarzfüßlern an Wildheit nicht nachzustehen. Die Cardinaltugend der Wilden am Saskatschewan ist — Stehlen, und auf dieses richten sie alle ihre Bestrebungen. „Wir Wilden sind doch bessere Menschen" klingt zwar ganz gut, aber ein edler Schwarzfüßler kann das nicht von sich sagen. Uebrigens raffen Scharlach, Masern und die Pocken, dann der Alkohol auch diese Indianer rasch weg. (Mittheil. der k. k. geograph. Gesellsch. in Wien. Wien 1873. 8°. S. 528.)

§. 25. Die Halbinsel Labrador.

Im O. der Hudsons-Bay, zwischen dieser und dem atlantischen Ocean, liegt eines der ödesten, unwirthbarsten und kältesten Länder der Erde, die 1501 von den Portugiesen entdeckte Halbinsel Labrador, eine Felsplatte mit hohen, von ewigem Schnee bedeckten Bergen und ausgedehnten moorigen Torfstrecken. Unter allen jetzt trockenen Ländern ist Labrador das älteste Stück Erdboden und am längsten über der See geblieben, nämlich während der unaussprechlichen Dauer der silurischen, devonischen und kohlenbildenden Zeiten. Es blieb noch an der Sonne, während der mühseligen Arbeit, wo die secundären Flötze vom arktischen Ocean bis zum mexicanischen Golfe gebildet wurden, vielleicht die einzige, jedenfalls eine der wenigen trockenen Stellen Nordamerika's. In der tertiären und posttertiären Zeit sank es viele tausend Meter unter die Oberfläche, um hinterdrein wieder aufzusteigen volle 1000 M. Das ist in kurzen Zügen, wenn man so sagen darf, die Biographie Labradors. Fügen wir hinzu, daß Labrador wohl auch das erste Stück des amerikanischen Festlandes ist, welches je ein europäisches Auge geschaut. Denn die Terra de prima Vista, welche John und Sebastian Cabot um 5 Uhr Morgens am 24. Juni 1494 erblickten, ist wohl die Küste von Labrador gewesen.

Das Innere der großen Halbinsel ist ein unbekannter Erdraum, und das Wenige, was wir davon wissen, verdanken wir theils Missionären der älteren Zeit, theils drei Beamten der Hudsonsbay-Gesellschaft, den Hrn. Mac Lean, Davies

Digitized by Google

und Erlandson. Im Jahre 1861 wurde eine wissenschaftliche Reise in's Hochland der Halbinsel ausgeführt und dann von ihrem Unternehmer, Hrn. Henry Yule Hind beschrieben. Seinem verdienstvollen Werke (Explorations in the Interior of the Labrador Peninsula, the country of the Montagnais and Nasquapee Indians. London 1863. 8°. 2 Bde.) sind die nachstehenden Schilderungen entnommen. Hind's Reise ist um so werthvoller, als selbst der Südrand Labrador's, welcher doch vom Lorenzo-Golfe aus so zugänglich erscheint, nur wenig betreten wird, denn selbst die Pelzjäger, die sonst Labrador fleißig durchstreifen, wagen sich höchstens 80—90 Km. in's Innere. Nur über den südöstlichen Zipfel der Halbinsel besteht ein jährlicher Verkehr, denn dort klafft das Hamilton-Fjord tief in das Festland hinein und der Augusten-Fluß bietet ein Mittel, von jenem Fjord den Laurentiusgolf zu erreichen. Ueberall sind die Küsten Labrador's, selbst die Südküsten, fern von den Mündungen der Flüsse so steinig, daß die Missionäre in der Tabatière-Bucht (westl. vom Cap Whittle) in Verlegenheit waren, einen Fleck Erde zu finden, der für einen Beerdigungsplatz ausgereicht hätte, weßhalb es auch häufig vorkommt, daß man Leichen in den Klüften und Spalten der Felsen verbergen muß. In noch höherem Grade unaufgeschlossen, kahl und steinig ist die atlantische Felsenküste, bis auf einen begünstigten Fleck, das erwähnte Hamilton- oder Eskimo-Fjord, in dessen Verlängerung der Aschwanipi-Fluß nach dem Oberlande hinaufführt. Der Aschwanipi ist das größte Gewässer Labradors, denn er hat an seiner Mündung eine Breite von 2½ Km., und noch weit oberhalb mißt er im Querdurchschnitt zwischen 0,20 Km. und 0,40 Km. Erst 150 Km. binnenwärts hindern die großen Fälle des Flusses die Schifffahrt und nöthigen zur Ueberschreitung von 15 Tragplätzen, während oberhalb dieser Fälle der Fluß wieder schiffbar wird. Er entquillt einem gleichnamigen See, der zur Zeit von Hind's Reise noch voller Eis war, und außer etlichen Gänsen ist nichts Lebendes in seiner Umgebung anzutreffen. Der Aschwanipi in seinem untern Laufe, wo er sich zwischen 53° und 54° n. Br. bewegt, ist dem Pflanzenleben ungewöhnlich hold. Der Frühling tritt in seinem Thale 20 Tage früher ein, und der Sommer verweilt 20 Tage länger als in der Umgebung. An seinen Ufern hat der Aschwanipi Lehmboden angeschwemmt, auf dem dichtes Unterholz gedeiht, ja manche Bäume sollen sogar einen erträglichen Wuchs erreichen; meistens sind es Sprossentannen, unter die sich Birken und einige spärliche Pappeln hineinstehlen. Das Hamilton-Fjord verdient als der Garten des atlantischen Labrador bezeichnet zu werden. Um Rigolette, wie der dortige Posten der Pelzhandelsgesellschaft heißt, herum sind auch die höheren Abhänge mit Gehölz überzogen, allerdings nur Zwerggehölz, aber doch ausreichend um die Blößen des Gesteines zu decken. Außerdem verschönert sich die Landschaft durch die Wände der Mealy-Mountains (vr. Mihli-Mauntans), die mit Ausnahme eines schmalen Küstensaumes 450—500 M. aufsteigen. An der N.-Küste Labradors ist nur die Ungava-Bay häufiger besucht worden. Die N.-Küsten sind völlig starr und leblos, und nur an der Mündung der Flüsse ringen verkrüppelte Gehölze um ein trauriges Dasein. Westlich vom Koksoak oder Südflusse (der in die Ungava-Bay mündet) verschwinden auch diese Lebenszeichen der organischen Natur und die Küste zeigt sich in völliger Entblößung. Wenn man aber den Flüssen aufwärts folgt, so mindert sich die Oede. Das Pflanzenleben wagt sich wieder hervor und an geschützten Stellen erreichen die Gehölze eine leidliche Höhe. Sowie man sich aber von ihren Ufern entfernt, vermindert sich der Baumwuchs der Zahl und der Größe nach, bis man zuletzt wieder über offene Flächen schrietet, die sich bis zum nächsten Fluß oder Weiher erstrecken, wo abermals das Pflanzenleben erwacht. Entfernt man die Moosdecke, wo sie das Land bedeckt, so findet man einen hellen Quarzsand, nur wenig geschwärzt von vermoderndem Laub und anderen Pflanzenresten. In dieses Erdreich, wenn man es Erdreich nennen kann, schlagen die rothe Sprossentanne und der Wachholder Wurzel und erreichen an den geschützten Stellen einen Umfang von 0,30 M. bis 0,40 M., sonst aber am Rande der Flüsse nur 0,10 M. bis 0,15 M. Durchmesser, während sie auf den Hochebenen zu einem niederen Gestrüpp zusammenschrumpfen. Unter dem Quarzsand aber stößt man schon in geringer Tiefe auf den harten Felsen. Die Ungava-Bay ist sehr schwer und erst Ende August der Schifffahrt, also nur wenige Wochen im Jahre überhaupt, zugänglich, denn keinem Fahrzeuge möchte es zu rathen sein, sich in der Hudsonsstraße vom October überraschen zu lassen. Ein Arm der kalten Meeres-

Digitized by Google

strömung, welche aus der Davisstraße nach S. abfließt, ergießt sich nämlich in die Ungava-Bucht und findet nur unter Kämpfen, d. h. unter Strudeln und Wirbeln wieder einen Ausgang. Diese Strömung läßt das Wintereis aus der Ungava-Bay nicht abziehen. Erst wenn ein starker Südwind sich zur Zeit der Springfluthen einstellt, kann das Eis über die Strömung hinwegsetzen und in die Hudsonsstraße hinaustreiben. Das südliche Labrador, sowie auch Canada, sind von der See aus nur durch den Schlund des Lorenzogolfes zugänglich. Aber auch hier bereitet das Eis im Winter und im Frühjahre der Schifffahrt Beschwerden, ja sogar Gefahren. Eben so gefürchtet, aber in Wahrheit unschädlicher sind die starken örtlichen Abweichungen der Magnetnadel in der Vertiefung des Laurentiusgolfes, dessen bester labradorischer Hafenplatz in der Bay der Sieben Inseln liegt. Der Anblick der Bay und ihrer Inseln ist außerordentlich malerisch. Nach der Seeseite zu findet man an den Rändern der Inseln keinen Grund mit dem Lothe, sondern sie steigen als rauhe und kahle Klippen senkrecht aus dem Wasser empor, die höchste der Sieben bis 213, zwei andere bis zu 136 bis 152 M. absoluter Höhe. Hinter ihnen erblickt man in duftiger Ferne zwei Höhenkämme, wovon der hintere (518 M.) den vorderen (400 M.) überragt. Dazu denke man sich eine schroffe Halbinsel, welche der sicheren Bucht als Wogenbrecher dient und an ihrer westlichen Spitze sich bis zu 225 M. über das Meer erhebt.

Stromschnelle am Cold-Water-River.

Um auf die labradorische Hochebene zu gelangen, folgte Hr. Hind dem Moisie-River von seiner Mündung (50° 11′ 30″ n. Br. 66° 7′ 30″ w. L. v. Gr.) im Laurentiusgolfe aufwärts bis zur Vereinigung mit dem Cold-Water-River, welchem letzteren Gewässer er fast bis zu seiner Quelle nachging. Da das Thal des Moisie und des Cold-Water parallel mit der Richtung der Meridiane (genauer SW. nach NO.) läuft, so bietet es ein Mittel, um in gerader Richtung tief in die Halbinsel vorzudringen. Der Cold-Water-River besitzt an seiner Quelle 670 M. absolute Erhebung. Der Fall seiner Wasser ist ungleich vertheilt, d. h. er geht stufenartig vor sich, sei es daß die Stufe in Wasserfällen oder in Stromschnellen herabgestiegen wird. Wo solche Stromschnellen vorkommen, müssen sie auf einer Portage oder durch einen Tragplatz umgangen werden, d. h. die „Voyageurs", nämlich Leute, meistens Indianer, welche in dem Dienst der ehemaligen Hudsonsbay-Gesellschaft als wandernde Pelzhändler verwendet wurden, landen und tragen ihre Rindenboote von Fahrwasser zu Fahrwasser. Bis zum Fuß der ersten Fälle des Moisie sind die Springfluthen noch erkennbar. Der Boden erhebt sich aber dort auf 107 M. über den Seespiegel. Obwohl es Mitte Juni war und man sich unter gleicher Breite wie Brüssel befand, so gab es doch noch Schnee auf den Anhöhen und am Morgen funkelten nach nächtlichem Regen die Glatteistropfen an den Bäumen in Edelsteinfarben. An welch rauhe Behandlung das Pflanzenleben sich doch gewöhnen kann! Dazu sind die Wechsel sehr grell. Um 9 Uhr brannte die Sonne, um halb 11 Uhr fiel Schnee, um die Berge weiß zu überhauchen, und am Nachmittag war alles wieder warm und grün.

Digitized by Google

Außer der geschilderten hat Labrador seine besondere Pflanzenwelt und zwar eine Welt voll unerwarteter Schönheit. In seinen Hochlanden ist die wahre Heimat der Flechten und Moose zu suchen. „Auf den Tragplätzen“, so schildert uns Hr. Hind die dortige Natur, „wurden die Flechten und Moose immer prachtvoller. Diese Vorkämpfer des Pflanzenwuchses erscheinen unter phantastischen Formen und in den frischesten Farben. Gewöhnlich wachsen sie kreisförmig mit einem halben bis selbst einem Meter Durchmesser. Man trifft sie auf allen Flächen der Gesteine, und ihnen verdankt die schöne Wildniß ihren besonderen Zauber. Ganz im Stillen zerstören Flechten und Moose die Oberfläche der Felsen und eröffnen den Verwitterungskräften der Luft einen Zugang. Ich maß die Tiefe des Renthiermooses und fand sie 0,40 M. Andere Arten wachsen noch üppiger, und an etlichen feuchten Stellen war der liebliche Teppich über einen halben Meter dick und weich wie ein Eiderdunenpfühl.“ Eine besondere Zierde Labradors ist die Rothkelchflechte (Cladonia gracilis), welche sich längs den Rändern des Caribou-Mooses ausbreitet und auf den Gesteinen bisweilen einen zinnoberrothen Saum um das Vließ des Renthiermooses bildet, unter dessen Schutz sie ihre Lebensverrichtungen am leichtesten erfüllen kann. Die Flechten gehören allen Theilen der Welt an, aber nur an besonderen Räumen erreichen sie eine ungewöhnliche Entwicklung und gewähren Menschen und Thieren ein Nahrungsmittel. Sie wachsen auf todten und lebendigen Pflanzenleibern, auf Felsen und Gesteinen, aber merkwürdigerweise zeigen sie für besondere Gesteinsarten eine entschiedene Vorliebe. So will sie Hr. Hind vorzugsweise auf Gneis und entschieden seltener auf Labradorit (farbenspielender Feldspath) gesehen haben. Unter den Flechten ist unstreitig das Caribou-Moos (Cladonia rangiferina) das allerwichtigste, schon wegen seiner eigenthümlichen Schönheit und Ueppigkeit, noch mehr aber weil sich von ihm das amerikanische Renthier ernährt, von dem wieder der rothe Jäger seine Nahrung entnimmt: ohne Moos kein Renthier (Caribou, Tarandus hastalis Agass.), ohne Renthier keine Nahrung für die Rothhäute, ohne Rothhäute keine Pelzjagd, ohne Pelzjagd kein Pelzhandel.

Marder in Labrador.

Wie erwähnt, wird Labrador von Pelzjägern fleißig durchstreift, aber die Zeit ist nicht mehr ferne, wo es von Pelzthieren nicht mehr durchstreift werden wird. In neuerer Zeit wendet man nämlich eine abscheuliche Waffe gegen das Wild an — Strychnin! Das wichtigste Pelzthier Labradors ist der Marder; höchst merkwürdig ist es, daß die Marder periodenweise zu verschwinden scheinen, denn ungefähr alle zehn Jahre tritt plötzlich eine Marderarmuth ein. Die Erscheinung erstreckt sich gleichzeitig über alle Hudsonsbay-Gebiete. Natürlich verschwinden die Marder nicht gänzlich, sondern sie werden nur selten, noch seltener aber werden ihre Pelze im Handel, denn — wie wunderbar — zu den Zeiten, wo die Zahl der Thiere zusammenschrumpft, geht keines mehr in die Fallen und keines wird von den Ködern verlockt. Außer den Mardern jagt man noch etliche Wildkatzen, Bären, Moschusratten, Ottern, Füchse, aber die Marder sind mehr werth als der gesammte übrige Plunder. Biber jagt der Indianer nicht, außer wenn er Appetit nach einem Braten hat, denn Biberfelle kosten nur eine Mark das Pfund. Im Sommer übrigens werden Biber nicht gejagt, denn um diese Zeit halten sich die Herren Biber stets außer dem Hause „auf dem Lande“ auf, und erst im August sammeln sie sich wieder am „Damm“. Auf Meeresgeschöpfe ist keine Jagd so einträglich wie der Robbenfang. Europäer wie Indianer an den Küsten lauern deßhalb voll Spannung im November und Dezember auf die Ankunft der Seehunde, welche wie die Zugvögel regelmäßig wandern und aus der Davisstraße und dem nordatlantischen Meere im Winter nach dem Laurentiusgolf ziehen, um dort den

Digitized by Google

Winter zuzubringen. Ehe sich das Eis bildet, suchen sie die Buchten Labradors und Neufundlands auf und bleiben dort stets in der Nähe des Landes. Nach dem Robbenfang ist der Fang des Kabljaus oder, wie man sich nachlässiger auszudrücken pflegt, des Stockfisches, das einträglichste Unternehmen.

Zwei eingeborne Stämme bewohnen die Halbinsel Labrador und die Küsteninseln am Laurentiusgolfe: die Montagnais und die Nasquapi; der schwer zu behaltende einheimische Name der ersteren lautet Tshe-tsi-uetin euerno. Beide sind ein Zweig der Krähenfamilie, so daß man sich nicht zu wundern braucht, wenn beide Stämme ohne Schwierigkeit sich zu verständigen vermögen. Die Montagnais sind ein gutartiger Menschenschlag, zu dessen Tugenden auch die Gastfreundschaft gehört. Sie hassen den Geiz und verrathen nicht die geringste Neigung Schätze aufzuhäufen, wenn sie auch leidenschaftliche Spieler sind. Von ihren geschlechtlichen Sitten ist dagegen nicht viel Gutes zu halten. Die Heimat der Nasquapi erstreckt sich über 1000 Km. vom Mistassini-See bis zum atlantischen Saume, und das Oberland Labradors ist recht eigentlich ihr Wohnsitz, den sie erst in neuerer Zeit zu verlassen anfangen, um an die Golfküste und an den Laurentiusfluß herabzusteigen. An Gestalt sind die Nasquapi kleiner als die Montagnais, auch zierlicher gebaut wie diese. Ihre Gesichtszüge sind sauber geschnitten und zart geformt, desgleichen ihre kleinen Hände und Füße. Ihr Auge ist groß und ziemlich sanft, steht aber gegen die Nase geneigt. Die Männer tätowiren sich auf beiden Seiten der Wange von den Backenknochen nach den Nasenflügeln. Wenn wir bei diesem gutartigen Volke den Gebrauch finden, daß sie ihre hülflos gewordenen Eltern und Verwandten erschlagen, so verdienen sie deßwegen eher unser Bedauern als unsern Abscheu. Bei den Papuas Neu-Caledoniens herrscht der nämliche Gebrauch, in beiden Fällen aber scheint die unnatürliche That auf den Wunsch und zu Gunsten der Opfer vollbracht zu werden, denn im Allgemeinen pflegen die Nasquapi ihre alten Leute mit zärtlicher Sorgfalt. Die Nasquapi-Rothhäute sind großentheils von katholischen Missionären bekehrt worden und einige von ihnen können sogar lesen und schreiben. Von dieser Kunst machen sie bisweilen einen sehr verständigen Gebrauch, im Uebrigen aber gereichten die Gaben der Civilisation auch diesen Indianern zum Fluche, und es ist eine ganz vernünftige Maßregel, daß die Herrnhuter Missionäre an der labradorischen Nordküste keinem Europäer gestatten, in den Missionsplätzen zu übernachten. (Ausland 1864, Nr. 6, S. 121—128; Nr. 7, S. 155—161.)

Die Herrnhuter haben sich unter den Eskimo niedergelassen, wo sie 1752 den ersten Landungsversuch machten. Erst 1771 wurde die Station Nain (57° 10′ n. Br.) gegründet; im Jahre 1776 die Station Okkak, nördlich von Nain, und in demselben Jahre der erste Medicinmann (Zauberer) getauft. Im Jahre 1782 ward Hopedale (Hoffenthal), die südlichste Station, und 1838 Hebron, die nördlichste, sodann 1866 Goar zwischen Nain und Hopedale gegründet. Wie es scheint, gibt es selbst in Hopedale noch einige ungetaufte Eskimo; die christlichen Eskimo folgen den Gebräuchen der mährischen Brüdergemeinde und sind glücklich und dankbar für die unter ihnen lebenden Lehrer. Wenn auch in Bezug auf ihr christliches Betragen nach den Vorschriften der Bibel noch viel zu wünschen übrig bleibt, besteht doch ein großer Unterschied zwischen diesen getauften und den im N. wohnenden wilden Eskimo, welche den gnädigen Gott nicht kennen. (Nautical Magazine 1869.) Am Südrande Labradors sitzt ein Mischlingsgeschlecht von Eskimo und Europäern; auch englische Fischer und Jäger streifen umher.

Die Halbinsel Labrador bildet politisch kein Ganzes, sondern gehört der NW., soweit er im Flußgebiete der Hudsons-Bay liegt, dem Nordwest-Territorium, der SW., d. h. das Flußgebiet des Lorenzstromes, zu Canada, und der O., sowie er von den Zuflüssen des atlantischen Oceans bewässert wird zu Neufundland.

Digitized by Google

§. 26. Neufundland und die Nachbarinseln.

Zwar bildet Neufundland noch keinen Bestandtheil der Dominion of Canada, doch reiht es sich in geographischer Hinsicht am besten an die bisher behandelten Gebiete an, weßhalb es an dieser Stelle beschrieben werden soll.

Die Insel Neufundland (New Foundland) ist die älteste Besitzung der Briten in Nordamerika und liegt an der SO.-Küste von Labrador, von dem es durch die schmale Straße von Belle Isle getrennt ist. An Neufundland tritt die Fjordbildung recht deutlich auf, und dessen im Verdachte eines allmähligen Sinkens stehende Küsten zeigen scharfgezeichnete Zerklüftungen mit tiefeingeschnittenen Busen. Im O. ist die Halbinsel Avalon im N. durch die Trinity-Bay, im S. durch die Placentia-Bay vom großen Inselganzen abgeschnitten. Die Oberfläche des Eilands ist bergig mit vielen Waldungen, Sümpfen und Seen; das noch wenig bekannte Innere bildet ein felsiges Plateau mit unerschöpflichen Steinkohlenlagern. Das Klima ist zwar unbeständig, doch gesund; die ganze Insel ist fast immer in Nebel gehüllt, obwohl die Breite mit Oberitalien gleich ist. Nur die Küsten sind angebaut; der Hafer kommt etwa alle drei Jahre einmal zur Reife, aber Kartoffeln und Kohl gedeihen. Die Jagd auf Pelzthiere ist einträglich, es gibt Füchse, Wölfe, Bären, und gelegentlich kommen sogar Eisbären von Grönland herab nach Neufundland. Zu den Nutzthieren gehören das Ren und die sehr geschätzten Hunde, ausgezeichnet durch ihr langes wolliges Vließ, durch ihre Gelehrigkeit und Treue.

Neufundländer.

Den Haupterwerb der Bewohner bildet indeß die Seefischerei, mit der fast alle ohne Ausnahme entweder ausschließlich oder doch zu Zeiten beschäftiget sind. Die Insel ist von Bänken, dem felsigen, tafelförmigen Rücken einer submarinen Hochebene umgeben, auf denen der ergiebigste Robbenschlag- und Fischfang stattfindet. Namentlich ist der Fang des Kabljaus (Gadua Morrhua, engl. Codfish) sehr bedeutend. Ueberhaupt sind die Fischereien von

Digitized by Google

Neufundland schon von Alters her berühmt und werden von Briten, Franzosen und Nordamerikanern betrieben. Die Hauptstation der Fischer ist die sogenannte „Große Bank" im SO. der Insel, die sich von 41°—50° n. Br. in wechselnder Breite von 100—300 Km. erstreckt und 25—95 Faden Wasser über sich hat. Außerdem gibt es noch eine „äußere Bank" und eine südwärts gegen Neuschottland sich ausdehnende Reihe von Bänken. Der Fang auf diesen meist von Nebel überdeckten „Stockfischwiesen" wird jährlich von mehr als 2000 Schiffen mit einem Umsatz von 36 Millionen Mark vom April bis October betrieben.

Auf der Insel Neufundland, im Hintergrunde eines weiten und sicheren Hafens, befindet sich auf der O.-Seite der Halbinsel Avalon die Hauptstadt St. John, Sitz der Regierung und des Admiralitätshofes. Die den Eingang des Hafens vertheidigenden Naturhindernisse machen sie zu einem starken Platze, der dem furchtbarsten Feinde Trotz bieten kann. Die Stadt besteht aus einer einzigen Straße an der Nordküste, von wo mehrere Häuserlinien als Gäßchen sich abzweigen. Die Häuser sind aus Holz gebaut; nur bei den Regierungsgebäuden hat man Back- und lebendige Steine verwendet. Ein charakteristischer Zug von St. John sind die vielen Quais und Fischfangstationen am Gestade. Am meisten aber setzt den Fremden die große Anzahl Wirthshäuser in Erstaunen, in denen eine unermeßliche Menge Bier und besonders Branntwein und Rum verzehrt wird. Die Bevölkerung beläuft sich auf etwa 16,000 Köpfe, die so wie auf der ganzen Insel vorwiegend Katholiken sind; allein sie nimmt zur Zeit der Wiedereröffnung des Fischfanges reißend zu, und erreicht ihren gewöhnlichen Standpunkt wieder bei der Abfahrt der Schiffe nach Europa. St. John wird zuweilen durch Feuersbrünste arg verwüstet. (Ausland 1861. S. 406.)

Zu der Colonie Neufundland gehört auch die sehr wenig bewohnte, ansehnliche Insel Anticosti.

Mitten vor der Mündung des St. Lorenzstromes, zwischen dem 49. und 50.° n. Br. gelegen, umfaßt die genannte Insel einen bedeutenden Flächenraum vorzüglichen Landes, während deren Küstenentwicklung über 480 Km. beträgt. Bei einer durchschnittlichen Breite von 44 Km. ist die Insel beiläufig 220 Km. lang. Dadurch, daß das Terrain von der erhabenen nördlichen Küste stufenweise zu den üppigen Savannen der Südküste abfällt, ist der fruchtbare Theil der Insel gewissermaßen gegen die rauhen Winterstürme geschützt, wie überhaupt das Klima von Anticosti ein verhältnißmäßig mildes und namentlich sehr gesundes ist. Daher zeigt auch die Vegetation eine ziemlich rasche Entwicklung. Was den Boden betrifft, so besteht derselbe aus mit Kalkstein vermischtem Lehm; ausgedehnte Waldungen bedecken einen beträchtlichen Theil der Insel, und obwohl das daraus gewonnene Bauholz gerade nicht von übermäßiger Länge ist, ist es doch von ausgezeichneter Qualität und für den Schiffbau sehr geeignet. Desgleichen haben sich die bisher vernachlässigten Fischereien längs der Küsten des Eilands, als ebenso werthvoll, wie ergiebig herausgestellt. Die Gewässer von Anticosti wimmeln von Fischen aller Art. Die Anzahl der Fischerbarken nimmt daher mit jedem Jahre zu; namentlich der Stockfisch zeichnet sich durch besondere Größe aus, gedeiht in diesen Gewässern überaus gut und selbst dann, wenn er sonst im ganzen übrigen Golf mißräth. Hellbutten kommen in so großer Menge vor, daß deren 199 Tonnen an einem Tage gefangen wurden. Endlich könnte der Robbenfang sowohl im Winter wie im Sommer mit großem Erfolg betrieben werden. Nicht minder ersprießlich dürfte sich die Jagd zu Land erweisen, nachdem eine Menge Thiere auf Anticosti vorkommen, deren Fell am Markte sehr geschätzt ist; darunter sind außer den höchst zahlreichen Bären, die Fischotter, der Marder, dann der Silber-, der rothe und der

Digitized by Google

blaue Fuchs zu nennen; zuweilen findet man auch den weißen. Eine große Menge Enten, Gänse und anderes wilde Geflügel hält sich in der Nähe der Teiche und in den Buchten der Insel auf. Längs der Küste gibt es zahlreiche natürliche Häfen, welche beinahe bei allen Winden Schutz gewähren; besonders Ellis Bay und Fox Bay verdienen in dieser Beziehung hervorgehoben zu werden. Erstere Bucht, beiläufig 2½ Km. breit, hat ungefähr 7 Km. vom Ufer entfernt tiefes Wasser, beim Ufer selber aber blos drei bis vier Faden. Dieser Hafen gilt als durchaus sicher, bei was immer für einem Wind und zu jeder Jahreszeit. Fox Bay ist etwas kleiner. Nach den geologischen Berichten Sir William Logans enthält Anticosti auch sehr beträchtliche Torflager; dieselben erstrecken sich längs der Küstenniederung von Heath Point bis auf eine Entfernung von 13 oder 14 Km. von der SW.-Spitze. Die Mächtigkeit des Torfes wechselt zwischen 1 und 3 M.; die Qualität desselben scheint eine vorzügliche zu sein. In der Nähe der SW.-Spitze findet man auch mehrere recht ergiebige Salzteiche: bei gehöriger Ausnützung könnte sich diese Industrie zu einer überaus wichtigen für die nordamerikanischen Fischereidistricte gestalten, nachdem letztere, gleich dem größten Theil von Canada, bis jetzt ihren Bedarf an Salz von den Bahamas, ja selbst aus England und den Vereinigten Staaten beziehen müssen; bekanntlich ist aber zum Einsalzen von Fischen das aus dem Meerwasser oder aus salzhaltigen Teichen gewonnene Salz das geeignetste. Endlich ist festgestellt, daß mehr wie zwei Fünftel vom ganzen Areal der Insel sich vortrefflich zur Bebauung eignen.

Als im Jahre 1713 die Franzosen Neufundland an die Engländer abtreten mußten, behielten sie als Rest ihrer einstigen weiten Ländereien in Nordamerika die kleinen Fischerinseln St. Pierre, Miquelon (spr. Mik'long), Ile-aux-Chiens und Langlade, welche geographisch zu Neufundland gehören und demnach hier Erwähnung finden müssen. Ihr Gesammtflächeninhalt beträgt 220 □Km. mit einer Bevölkerung von etwa 4—5000 Köpfen und etwas Bodencultur. Ausfuhrsproducte sind Walfischbarten, Thran und Kabljau. Die namhafteste von diesen Inseln, eigentlich die einzige von einiger Bedeutung ist St. Pierre, wo auch der Gouverneur seiner Sitz hat.

St. Pierre liegt unter 46° n. Br. und 45° 39′ 51″ w. L. v. Gr., südwestlich von Miquelon und 27 Km. von der S.-Küste Neufundlands. Ihre Länge beträgt 7, ihre Breite 5 Km.; ihre Oberfläche 2600 Hektaren. Vulcanischen Ursprungs, ist sie voller Berge und in ihrer größten Ausdehnung unfruchtbar; man trifft nur einige wenige verkümmerte Tannen darauf. In den Thälern sieht man viele salzige Teiche, die mit dem Meere in Verbindung stehen, und sehr fischreich sind. Die Küsten bieten nur eine äußerst geringe Anzahl Buchten, in denen die Schiffe eine Zufluchtsstätte zu finden vermögen. Die einzige gute Rhede ist die von St. Pierre, wo der Flecken dieses Namens liegt, der einzige Bevölkerungsmittelpunkt der Insel. Sie ist während neun Monaten des Jahres zugänglich und kann am Ankerplatze 50 Schiffe mit 4 M. Tiefgang aufnehmen. Der Flecken St. Pierre liegt vor dem Hafen am Fuße eines Hügels und nimmt seiner Länge nach 1 Km. Raum ein. Die Häuser sind einstöckig und aus Holz gebaut. Vom Flecken bis zum Meere ist der Raum ganz um die Rhede herum ein Kiesgestade, auf welchem Fischereien angelegt sind. Die Insel ist reich an Eisenerz. Ihr Klima ist sehr gesund, die Temperatur aber sehr streng: im August zwar bisweilen 19,20° R., im Januar und Februar aber manchmal 17°—19° R. unter Null. Die wärmsten Monate sind Juni, Juli und August, der kälteste ist der Februar. Krankheiten gibt es auf St. Pierre nur wenige; die häufigsten sind Gastritis, Erysipelis, Panaris, sowie Gicht. Die meisten dieser Uebel rühren weniger vom Klima als von den Gewohnheiten und der Lebensweise der Neufundländer her. Der übermäßige Genuß geistiger Getränke allein erzeugt die meisten Krankheiten. Es ist auf diesen Inseln nichts Seltenes, 100jährigen Leuten zu begegnen, und die Zahl der 80jährigen ist verhältnißmäßig beträchtlich.

Digitized by Google

§. 27. Canada.

Unter dieser Benennung faßt man gewöhnlich die beiden jetzt selbstständigen Provinzen Quebec und Ontario zusammen, früher als Unter- und Ober-Canada bekannt. Scharfe Grenzen besitzt dieses Gebiet eigentlich nicht; im Allgemeinen kann man sagen, es ist das Land am westlichen Ufer des Lorenzstromes und Golfes, und am N.-Ufer der großen Seen. In seiner Charakteristik unterscheidet es sich fast gar nicht von den schon geschilderten Hudsonsbay-Landschaften. Die Touristen, welche Reisehandbücher verfassen, verfallen bei Anpreisung der Naturschönheiten in Uebertreibungen, denen die Enttäuschung des gläubigen Besuchers auf dem Fuße folgt. So ist das Saguenay-Thal, ein herkömmlicher Ausflug der Canadier, nichts anderes als ein tiefe Erosionsrinne zwischen felsigen Ufern ohne alle Abwechslung, die keinen Vergleich aushält mit den Reizen des Rheines. Der Saguenay bietet eine einzige classische Stelle, nämlich da, wo der Fluß sich zwischen den beiden Vorgebirgen der Dreifaltigkeit und der Ewigkeit, Cap Trinity und Cap Eternity hindurchzwängt. Die Felsenwände steigen schroff aus unergründlich tiefen Wassern bis zu einer Höhe von 500 M. auf, so daß bei der Enge der Schlucht ihr oberer Rand dem Auge schwer erreichbar ist. Der Montmorency-Fall bei Quebec, eine andere Berühmtheit, hat eine Höhe von 75 M., übertrifft also um 21 M. noch den Niagara, doch ist der herabstürzende Fluß nur ein dünner Wasserfaden, und seine Staffage durch Sägemühlen mit ihren prosaischen Brettervorräthen längst verdorben. Auch die berühmten „Tausend Inseln" des Lorenzo sind nur ein recht hübscher Anblick, denn es fehlen dem Wasser ein bergiger Hintergrund, den Inseln kühne Klippen und malerischer Baumwuchs.

Die ersten Entdecker Canada's waren die „Waldläufer", die „Pelzjäger", meist Franzosen, welche der Erwerbstrieb in die unabsehbaren Wald- und Länderstrecken Nordamerika's mitten durch feindliche Indianerstämme und tausenderlei Gefahren führte. Einige der Abenteurer bürgerten sich unter den Indianern ein, und nahmen indianische Weiber, denn weiße Frauen waren dort mehr als selten. Die Kinder dieser Ehen nannte man nach ihrer Hautfarbe mit einem originell bezeichnenden Ausdrucke „Brandhölzer" (bois-brûlés). Dieses Halbblut findet sich noch heute, jedoch mit Vorliebe außerhalb des

Digitized by Google

Bereiches der Civilisation; die übrige seßhafte Bevölkerung Canada's ist gleichfalls vorwiegend französischer Abstammung; Abkömmlinge der ersten französischen Ansiedler, welche in dem Rufe der Ehrlichkeit, Arbeitsamkeit, Nüchternheit und Gastfreundschaft stehen. Dieses französische Element bildet wohl ein gutes Drittel der Gesammtbevölkerung Canada's und überwiegt besonders in der Provinz Quebec, der sie sogar heute noch ein so durchaus französisches Gepräge aufdrückt, daß selbst die Umgangssprache dort ein, freilich mit auffallenden Eigenthümlichkeiten ausgestattetes Französisch ist und die französische Sitte nach allen Seiten hin gewahrt ist.

Die französischen Striche Canada's sind die ärmsten und am wenigsten entwickelten, was damit entschuldigt zu werden pflegt, daß die Winter länger und strenger auftreten, als im W. Die Landgüter sind meistens sehr klein, die Gebäude bestehen nur in einem Ergeschoß, oder, wenn sie sich bis zu einem oberen Stockwerke erheben, werden sie umgeben von Holzgallerien wie im Berner Baustyl, sonst werden Haus und Feld sauber gehalten. Der französische Landwirth baut hart an die Straße, begnügt sich aber mit einer ganz schmalen Front und verlegt seine Felder mehr in die Tiefe. Wie im Mutterlande treiben die habitans (ein Eigenname der französischen Canadier) die Güterzerstückelung bis zum äußersten; das Bestreben nach Geselligkeit und der Trieb dem Nachbar so nahe als möglich auf den Leib zu rücken, gab dem Lande eine eigenthümliche Physiognomie. Wer von Quebec den Lorenzo stromab begleitete, sah ein lückenloses Dorf, welches sich 50 Km. weit erstreckte und auf je 10 Km. mit einem Kirchthurm geziert war. Hinter der ersten Häuserzeile längs den Straßen zeigte sich stellenweise wohl auch eine zweite, ja selbst eine dritte, hinter ihnen aber erhob sich stets als düsterer Hintergrund der lückenlose Urwald. Die dichter bevölkerten Theile der Provinz Quebec gleichen deßhalb weit mehr den Landschaften Frankreichs oder Belgiens, als Englands oder Ober-Canada's. Die Franzosen in Canada vermeiden es also, sich räumlich auszubreiten. Entweder sind sie beim Pelzhandel als sogenannte Voyageurs beschäftigt oder sie bauen das Land, welches schon ihre Großeltern bebauten. Während sonst in Nordamerika schonungslos der Urwald durch Ansiedler in Ackerland verwandelt wird, zieht der französische Canadier es vor, das Familienerbe immer neu zu theilen. Die Angelsachsen, die Deutschen, und selbst die Iren ziehen ab aus den dichter besiedelten Landschaften auf jungfräuliche Gebiete, um Luft und Raum zu gewinnen. Der Canadier rückt immer enger zusammen. Mangel an Muth und Thatkraft ist aber nicht die Grundursache dieser Erscheinung, sondern der Franzose hängt zäh an seiner Heimath und an seiner Gemeinde. Er ist deßwegen kein Auswanderer, und hat er wirklich den Sprung über das Weltmeer überstanden, dann bleibt er wiederum bei den Seinigen. Er ändert sich auch beinahe gar nicht. Von dem Deutschen sagt man, er bekomme als Auswanderer schon in wenigen Jahren ein frisches Fell, der Franzose dagegen ist einer solchen Metamorphose nicht fähig. Im S. der Union ist das Franzosenthum außerordentlich rasch verschwunden und gewiß ist es auch im heutigen Canada vom Untergange nicht mehr zu retten. Indessen werden sich die Reste noch lange mit Zähigkeit behaupten. Die dortigen Ansiedler stammen fast sämmtlich aus der Normandie und Bretagne, also aus sehr conservativen und ehrenfesten Provinzen Frankreichs. Außerdem aber sind ihre Ehen sehr fruchtbar. Bei Landwirthen soll die Zahl der Kinder zwischen 8—16 schwanken. (John White. Sketches from America. London 1870. 8°.) In vielen Stücken abweichend und doch wieder zustimmend urtheilt Sir Charles Dilke (Greater Britain; a record of travels during 1866 and 1867. London 1868. 8°. 2 Bde.) Er sagt: Die französischen Canadier sind nicht ausgestorben. Ihre Tausende sind zwanzigmal so stark als sie es vor 100 Jahren waren, der amerikanische Boden hat ihnen ihren physischen Typus, ihre Religion, Sprache, Gesetze und Sitten absolut unberührt gelassen. Sie drängen sich in ihre Dörfer zusammen, tanzen Sonntags nach der Messe zur Fiedel so fröhlich wie einst ihre normannischen Vor-

Digitized by Google

fahren und erhalten die goldenen Lilien im Gedächtniß. Die Bewohner Unter-Canada's sind französischer als die Franzosen. Nicht nur hier, sondern überall ist eine französische „Dependenz" nichts als ein transportirtes Frankreich; nicht das heutige Frankreich, sondern eine Mumie des Frankreichs aus der Zeit der Gründung der Colonie. Nos institutions, notre langue, nos lois ist das Motto der Einwohner. Ihre Zeitungen sind voll von kirchlichen Festen, Volksbelustigungen, Reden des „Mr. le curé" beim Erntefest, Ankündigungen des „Sheriff" u. dergl., aber — von dem was in Amerika, in der Welt vorgeht, steht nicht ein Wort darin. Der Pulsschlag des Continentes findet hier kein Echo.

Das französische Canada blieb lange Zeit in den Fesseln des Lehnrechtes, die erst 1855 gänzlich gefallen sind, und zwar auf die befriedigenste Weise durch Geldentschädigung an die Berechtigten. Als „Neu-Frankreich" in der westlichen Welt entstand, wurden große Gebirgsstrecken an Edelleute als Lehen vergeben, so daß es 1720 in Canada mehr Aristokraten gegeben haben soll, als in allen übrigen französischen Colonien zusammengenommen. Der Lehensherr ertheilte an Ansiedler wieder Afterlehen gegen sehr mäßige Leistungen und eine Reihe von Vorrechten, wie Mahlzwang, Zehent vom Fischfang u. dergl., welche im jetzigen Jahrhundert nicht mehr haltbar sind und von denen man sich überhaupt wundern muß, daß sie noch unsere Zeiten erleben konnten.

Eine „ganz andere Sorte von Krebsen" als ihre Mit-Canadier sind die englischen Bewohner Ober-Canada's. In Ontario gesellten sich nämlich im Laufe der Zeiten so viele Ansiedler aus Großbritannien zu dem alten Stocke der französischen Bevölkerung hinzu, daß sie hier die überwiegende Mehrheit bilden; auch sie sind geschmückt mit vielen Tugenden, worunter jedoch jene der Mäßigkeit nicht glänzt, und bewachen eifersüchtig ihre Sondermerkmale. Zwischen dem englischen Canadier und dem benachbarten Yankee besteht eine tiefe Kluft, die der Haß der Canadier gegen die letzteren nicht verengt. Schon äußerlich unterscheiden sich die Canadier durch ihre frische, blühende Gesichtsfarbe und durch ihre runden fleischigen Körperformen von den „Amerikanern". Bei den Frauen sind die Gegensätze indessen minder lebhaft. Auch sonst ist es bisher ein eifriges Bestreben der Canadier gewesen, ihr englisches Wesen durch Cultur zu erhalten. Von den übrigen Bevölkerungselementen sind noch die Iren und die Neger zu erwähnen. Erstere werden in Canada besser gewürdigt als in der Union, denn die dortigen Bewohner sind von dem Wohlwollen der Engländer gegen die Iren beseelt und weit entfernt, wie die Unionsamerikaner sie zu verachten. Die wenigen vorhandenen Neger sind flüchtige Sklaven aus den Vereinigten Staaten, meist Männer, welche in Canada ein Heim sich gründeten und weiße Weiber, meist Irländerinnen oder der im Lande angesiedelten angelsächsische Race nicht Angehörige heiratheten.

Canada besitzt keine wahre Hauptstadt; historisch freilich gebührt Quebec der erste Platz. Seit 1840 hat übrigens der Sitz des Parlamentes beständig gewechselt zwischen Kingston, Montreal, Toronto und Quebec, welche so ziemlich die wichtigsten Plätze des Landes sind. Jetzt ist durch einen

Digitized by Google

Lübeck.

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R L

Digitized by Google

königlichen Befehl Ottawa zum politischen Brennpunkte erwählt worden und seitdem zu einer großen Stadt aufgewachsen.

Quebec ist eine winklige, enge, seltsam und darum malerisch gebaute Stadt, die einzige Stadt Nordamerika's vielleicht, wo der Reisende ein fernes Jahrhundert zu betreten sich einbilden darf; die einzige Stadt Nordamerika's vielleicht auch, die hinter Gräben und Wällen liegt, und mit ihren Thoren und beweglichen Brücken weit mehr den Städten der alten Welt als den transatlantischen Siebenmeilenstiefelorten gleicht. Auch droht sie dem Laien aus den Mündungen von Kanonen, die zahlreich sind wie die Zähne im Rachen des Hai. Allein alle diese Waffen gehören jetzt in die Rüstkammern oder in die Schmelzöfen, denn sie stammen aus der Unschuldszeit der Artillerie und würden ein mitleidiges Lächeln bei Kennern erwecken. „Es gibt aber in der ganzen Welt keine erhabenere Aussicht als von der Terrasse Quebecs. Man steht auf einem Felsen, der über Stadt und Fluß hängt, und schaut auf die Masten des Wachtschiffes herab. Morgen um Morgen kommen große Holzflöße oberhalb der Stadt den Fluß herabgeschwommen, und unter dir liegen Flotten großer Schiffe, englische, deutsche, französische, holländische, die das Bauholz von den schwimmenden Docks einladen. Die Sterne und Streifen sieht man auf keiner Flagge. Verläßt man die Citadelle, so befindet man sich unmittelbar im mittelalterlichen Europa. Pforten und Hinterpförtchen, knackende Stufen, die zu giebelfrontigen Häusern emporführen, die scharf abfallende französische Blechdächer haben, wie man sie noch in Liège sieht; geistliche Processionen, Altäre mit Blumen bedeckt, Statuen der Jungfrau, Holzschuhe, Blousen und dazwischen die rothen Röcke der britischen Linie schaut man in den engen Straßen und auf den Märkten, die durch manche zierliche Cotentin-Kappe mit Spitzen verschönert werden, — alles das 65 Km. von dem Yankeestaate Maine. Die untere Stadt von Quebec ist dem St. Peterhafen in Guernesey sehr ähnlich. Normännisch-französische Einwohner von britischen Truppen bewacht, treppenförmige Straßen, gedrängte Fruchtmärkte und eine auf die Quais drohend herabsehende Citadelle sind beiden gleich." (Sir Charles Dilke. Greater Britain.)

Haupthandelsstadt Canada's ist Montreal mit 107,000 Einwohnern. Die Neustadt ist aus hellem Granit erbaut und die Häuser mit Zinn gedeckt, die Straßen breit und außerordentlich sauber, während die alte Stadt mit ihren engen Gassen an die historischen Städte der alten Welt erinnert. Montreal liegt an einem Berge, dessen Namen es sich einverleibt hat, denn der „Königsberg" führt jetzt nicht mehr den Namen, den ihm Cartier gegeben hat, sondern wird von den undankbaren Usurpatoren jetzt nur noch schlechtweg der Berg genannt. Die Stadt besitzt eine schöne Kathedrale, die Frauenkirche genannt wird, weil sie viele Aehnlichkeit mit ihrer Namensschwester in Paris (Notre-Dame) hat. Dort soll die größte Glocke der neuen Welt aufgehangen sein. Montreal ist durch und durch französisch und das Nationalgefühl ziemlich reizbar.

Auf der Fahrt von Montreal nach Kingston kommt man an der jetzigen Hauptstadt Canada's vorüber, die an dem Ottawa-Flusse gelegen ist und früher den servilen Namen Bytown führte, jetzt aber sich Ottawa-City schreibt und 21,545 Einwohner zählt. Die centrale Lage der Stadt, gerade auf der Grenze zwischen Ober- und Unter-Canada, die leichte Verbindung nach allen Seiten qualificiren Ottawa zur Hauptstadt der gesammten canadischen Conföderation. Eine raische Zunahme der Bevölkerung steht um so eher zu erwarten, als die Stadt im Mittelpunkte einer fruchtbaren, immer mehr gewonnenen Landschaft liegt und den lebhaftesten Holzhandel hat. Die nächste Umgebung gilt als überaus romantisch und pittoresk. Was jedoch den Ottawa-Fluß betrifft, so trübt er durch seine Schmutzfarbe, die man wohlklingender ein „sattes Braun" nennen kann, das Grün des Laurentius, welcher nirgends so schön erscheint als wo er über Trapp fließt. Abweichend von Ottawa ist Kingston am Ontario-See eine abzehrende Stadt. Wir lesen nämlich immer von dem Pilzwachsthume der amerikanischen Städte, aber selten etwas von den municipalen Fehlgeburten, von jenen Städten, die nach kurzer Blüthe wieder verwelken und verfallen. Kingston hat einst bessere Tage gesehen, jetzt wächst Gras in den Straßen, daß man Kühe damit füttern könnte, und als Lieutenant Duncan, dessen Reisebuche das Vorstehende entlehnt ist, sich nach den

Digitized by Google

Sehenswürdigkeiten erkundigte, erhielt er die verschämte Antwort, daß der „Marktplatz“ ihm das meiste Interesse einflößen werde. Einen lebhaften Gegensatz zu Kingston bildet Toronto ebenfalls am Ontario-See, eine muntere reinliche Stadt mit 56,000 Einwohner, der beliebteste Garnisonsplatz der englischen Truppen, außerdem die Gelehrtenstadt Canada's und berühmt als magnetische Beobachtungsstation. Im letzten Friedensschlusse vereinigte sich Großbritannien mit der Union, daß von beiden Seiten keine Kriegsschiffe auf den Seen gehalten werden sollten. Beide Theile haben den Buchstaben des Vertrages getreulich erfüllt und den Sinn getreulich umgangen, denn die Amerikaner haben auf ihrem Ufer eine Anzahl Kanonenboote im Trockenen aufgestellt, welche auf den ersten telegraphischen Wink in's Wasser geschoben werden können, und England hat, während der Händel wegen des „Trent“ schleunig ebenfalls Kanonenboote in Stücke zerlegt, nach den Seen geschickt, um den Amerikanern damit aufwarten zu können. (Francis Duncan, Our garrisons in the West. London 1864. 8°.)

Hauptbeschäftigung der Bevölkerung Canada's ist der Ackerbau und in den ausgedehnten und dichten Waldungen das Holzfällen. Ausgezeichnet ist das Land durch seinen Reichthum an Tischler- und Bauholz; Eichen, Fichten und Tannen erreichen eine seltene Höhe und Stärke und liefern das schönste Holz zum Schiffsbau. In neuerer Zeit sind die Naturschätze Canada's durch die Auffindung zahlreicher Petroleumquellen vermehrt worden, deren Product nach New-York auf den Markt gebracht, allgemein unter der Bezeichnung „amerikanisches Oel“ geht, daher das canadische Erzeugniß eigentlich nicht gehörig bekannt und gewürdigt ist. Petroleum quillt auf einer Insel im Huronsee; bei Packenham in Ober-Canada, und unweit vom Niagara; bei Point Gaspe, unweit von der Mündung des St. Lorenz, wo Holz in Fülle vorhanden ist, so daß Mangel an Fässern nicht eintreten kann. Die Hauptölregion in Canada ist aber die vom Erie-, Huron- und vom St. Clair-See gebildete Halbinsel, durch welche die Thames fließt. Hier ist „Petrolia“; die Brunnen am Flusse geben einen reichen Ertrag und den Centralpunkt bildet die Stadt Oil Springs in Enniskillen County. Dort gewinnt man Petroleum in ungeheurer Menge; 10 Km. nach N. hin liegt die Stadt Petrolia. Diese canadische Petroleumregion ist völliges Flachland, von den Flüssen bis zu 6—10 M. ausgehöhlt, ohne jede Bodenwelle. Die Oberfläche ist durch Thon aus der Driftperiode gebildet und an manchen Stellen liegt in ihm Petroleum; unter dem Thone liegt Kalkstein.

Noch ist Petrolia nicht erreicht, schreibt ein moderner Berichterstatter, so beginnen schon unverkennbare Anzeichen der Petroleumindustrie sich bemerkbar zu machen; während man an großen Reihen schwarzer Teiche vorüberkommt, ist die Luft bereits mit Petroleumgeruch geschwängert. Der Hauptort selber bietet keinen sehr einladenden Anblick: Petrolia besteht überhaupt nur aus einer einzigen Gasse, die überdieß schmutzig, löcherig und unregelmäßig ist. Zugleich findet man in derselben die verschiedenen Kaufläden für die gewöhnlichsten Bedürfnisse des Lebens. Sämmtliche Häuser sind aus Holz, und zahlreiche junge Leute vom ächten Colonistentypus stehen rings umher in der Straße, wie überhaupt der ganze Ort etwas Unordentliches und Unfertiges an sich hat.

Digitized by Google

Petrolia.

In Petrolia besteigt man neuerdings einen Wagen und begibt sich nach den eigentlichen Petroleumquellen. Schon aus der Ferne erblickt man zahllose hölzerne Thürme und Gebäude, deren jedes eine in Thätigkeit befindliche oder schon erschöpfte Quelle, oder auch wohl nur einen Versuch zur Quellenbohrung bezeichnet. Die ringsumher zerstreuten Arbeiterbehausungen haben einen ebenso dürftigen wie provisorischen Charakter. Der Boden ist allenthalben schwarz von Koth und Oel, während dicke schwerfällige Ströme ihre schmutzigen, mit einer schwarzen Oelschichte bedeckten Wellen träge dahinwälzen; die Luft ist schwer und ganz mit Petroleumdünsten gesättigt. Die Wege endlich sind unbeschreiblich schlecht und bestehen durchgehends aus sogenannten „Prügelwegen", wobei aber nur von zwei zu zwei Fuß ein Holzstamm quer über die Straße mitten im Kothe liegt.

Vor einer in voller Thätigkeit befindlichen Quelle verlassen wir unser Gefährt. Eine kleine Dampfmaschine von zwölf Pferdekraft setzt eine Pumpe in Bewegung, welche unausgesetzt einen Strom dicker, dunkelgrüner Flüssigkeit — das rohe Petroleum — zu Tag fördert, welch letztere sofort in ein unermeßliches teichartiges Bassin geleitet wird. Diese Arbeit wird ohne Unterbrechung, bei Tag und Nacht, an Sonn- und Feiertagen so lange fortgesetzt, bis die Quelle erschöpft ist. Jene, vor der wir uns befinden, liefert täglich 250 Fässer zu je 150 Liter, was bei einem Verkaufspreis von 40 bis 50 Pfennige per 150 Liter ein sehr ansehnliches Erträgniß vorstellt. Dabei ist die ebenso praktische wie einfache, mitunter wohl auch rohe Art und Weise bemerkenswerth, wie alle Dinge hergestellt sind und wie sparsam die Ausbeutung der Quellen eingerichtet ist. Nachdem Holz in Menge vorhanden, findet dasselbe häufig dort Anwendung, wo wir Eisen verwenden würden. Der aus dem rohen Petroleum sich entwickelnde Dampf wird sorgfältig dem Ofen des Sudkessels zugeführt und dort als Feuerungsmaterial, anstatt Holz oder Kohle, benützt.

Der Oelbezirk, auf welchem gegenwärtig dreihundert Quellen im Betrieb stehen, erstreckt sich, in einer Breite von 6½ Km., beiläufig 16 Km. weit; man glaubt aber allgemein, daß das ganze unmittelbar aufstoßende Land gleichfalls, mehr oder weniger, petroleumhältig sei. Das Geschäft ist allerdings ein sehr prekäres, denn jeden Augenblick kann die Quelle versiegen, weßhalb die Pumpen soviel wie möglich arbeiten müssen, solange der Zufluß dauert. Auf der andern Seite wird zuweilen, ohne sichtbare Veranlassung, eine vertrockuete Quelle plötzlich wieder productiv. Mehr wie einmal hat es sich auch ereignet, daß ein schlauer Speculant in unmittelbarer Nähe einer reichlichen Quelle eine neue bohrte und daß dadurch der ersteren die Alimentation gänzlich entzogen wurde. Der Eigenthümer einer nur spärlich fließenden Quelle kam auf den Gedanken, am Grunde derselben ein beträchtliches Quantum Schießpulver zu entzünden; und die Folge davon war, daß er seither ein durchschnittliches Erträgniß von zweihundert Faß Petroleum im Tag erzielte.

Diese prekären Verhältnisse erklären zugleich die einfache und billige Anlage der ganzen Industrie; kostspielige, stabile Etablissements würden hier ihren Zweck nicht erfüllen. Die Quellen müssen ja so häufig aufgegeben werden, daß im Lauf

Digitized by Google

der Zeit die ganze Colonie ihre Stelle verrückt und öde Einsamkeit nunmehr dort herrscht, wo früher geräuschvolles Leben und geschäftiges Treiben an der Tagesordnung waren.

Auf die Verhältnisse der Colonisten übergehend, schildert sie unser Gewährsmann beiläufig folgendermaßen. Widmet sich jemand diesem Geschäft, so erhält er zunächst eine Strecke Land, für die er zwischen 400 und 600 Mark per Morgen zu bezahlen hat. Für 200 Mark per Morgen hält ihn indessen das Waldholz schadlos. Hierauf errichtet er sein Holzhaus sammt Bohr- und Schöpfmaschine, was beiläufig auf 12,000 Mark zu stehen kommt, und beginnt sofort mit der Bohrung. Diese wird durch zehn Tage fortgesetzt, und zwar hat man zuerst 50 M. durch die Lehmschichte, sodann 60 M. durch hartes Gestein, endlich 30 bis 45 M. in den ölhaltigen Felsen zu bohren. Zeigt sich bei einer Tiefe von 150 M. noch immer kein Erfolg, so thut der Petroleumbohrer am besten, diesen Versuch aufzugeben und an einer anderen Stelle seine Arbeit von vorne anzufangen. Gelingt von fünf Versuchen einer, so entschädigt ihn dieser vollkommen für alle gehabten Mühen und Kosten. Uebrigens herrscht in Petrolia das Associationsprincip in ausgedehntem Maßstab, und nur selten liegt der Betrieb einer Quelle in der Hand eines Einzigen. Der allgemeine Charakter des Lebens in der Colonie ist ein wenig anlockender: viel Reiz bietet dasselbe fürwahr nicht. Allein ein arbeitsamer Mensch kann in kurzer Zeit viel Geld verdienen, und so ist denn auch das Endziel beinahe jedes Colonisten, sich ein Vermögen zu machen und dann in seine Heimath zurückzukehren. (Nautical Magazine, Bd. 1873. S. 719—723.)

Sehr interessant sind die Wirkungen der Colonisation auf die Thierwelt in Canada. Rothwild, früher in Menge an den Ufern des St. Lorenzstromes vorhanden, findet sich jetzt nur mehr weiter westlich. Der Biber und das Elenn sind selten geworden, den rothen Luchs findet man östlich vom St. Lorenzstrome nicht mehr, und der wilde Truthahn, an der Küste des Huron-Sees nicht so häufig, wird jetzt dort nur noch selten mehr gesehen. (Ausland 1870, Nr. 14. S. 336.)

In Bezug auf die geistige Cultur ist die hohe Sorgfalt alles Preises würdig, welche die Regierung dem öffentlichen Unterrichte zuwendet. Das Bedürfniß guter Schulen wird von der ganzen Bevölkerung lebhaft gefühlt, und vielfach wird behauptet, das Erziehungssystem Canada's sei besser organisirt als jenes des britischen Mutterlandes. Dies gilt besonders von dem angelsächsischen Canada, welches in Toronto auch eine Universität besitzt. In der Provinz Quebec ist der Unterricht ganz nach demselben Systeme eingerichtet wie in Ontario, das thatsächliche Verhältniß ist jedoch ein gerade umgekehrtes. Indem die Katholiken hier die Mehrheit ausmachen, haben die Protestanten ihre besonderen confessionellen Schulen, während die gewöhnlichen öffentlichen Schulen fast nur von Katholiken besucht werden. In früherer Zeit war es aber hier mit dem Unterricht traurig bestellt. Im Jahre 1824 ergaben die Untersuchungen, daß nicht mehr als ein Viertel der Bevölkerung lesen konnte, und die wenige Erziehung war nur den Bemühungen der katholischen Priester zu verdanken. Aber auch heute, wo es doch um so vieles besser um das Schulwesen steht, soll es bei der französisch-katholischen Bevöl-

Digitized by Google

kerung immerhin noch nicht so gut sein, wie bei den anderen Bewohnern Canada's. Nördlich vom St. Lorenzstrom spielt die Religion übrigens eine ebenso thätige Rolle in der Politik wie in der Landschaft. Unter-Canada ist französisch und katholisch, Ober-Canada schottisch und presbyterianisch, obwohl die Episkopalen durch Reichthum mächtig und die irischen Katholiken zahlreich sind. Reich und begütert ist auch die katholische Kirche, und die französische Sprache wie die französischen Rechtsgewohnheiten werden von der englischen Regierung geduldet, ja es ist nicht wenig bemerkenswerth, daß die englische Herrschaft in Nordamerika auf die katholische Kirche und auf das französische Nationalitätsgefühl sich stützen muß. Letztere sind es nämlich, welche gegen ein wiederholt als unausbleiblich dargestelltes Sinken Canada's in die Arme der Union die kräftigste Opposition machen, weil jedenfalls für die katholischen Franzosen in Canada ein Verlust der Nationalität und ein Uebergang zum Yankeethume die nothwendige Folge einer Einverleibung sein würde.

Die öffentlichen Zustände Canada's sind in vielen Stücken befriedigender wie in den Vereinigten Staaten. Die Beamten sind der Bestechung sehr schwer, um nicht zu sagen völlig unzugänglich. Während alle Amerikaner über die moralische Unsauberkeit der Gerichte und über Justizfälschung klagen, wird eine derartige Beschwerde in Canada nicht vernommen. Dagegen leiden die Canadier an dem gleichen Uebel wie die Amerikaner, daß nämlich alle feiner gebildeten und besser unterrichteten Leute aus dem öffentlichen Leben sich zurückziehen, um nicht ihren Namen beschmutzt zu sehen, so daß also den minder „reinlichen" Gemüthern die politische Laufbahn und der Säckel der Steuerzahler völlig überlassen wird.

§. 28. Neu-Braunschweig.

Neu-Braunschweig (New Brunswick) ist das Land zwischen dem östlichen Canada und der atlantischen Halbinsel, welche die Provinz Neu-Schottland bildet. Man kann zwar nicht sagen, daß diese beiden Gebiete abgelegen seien, aber sie liegen doch abseits von dem Wege, den transatlantische Touristen einzuschlagen pflegen. Und dennoch enthalten sie Bilder hoher landschaftlicher Schönheit. Ueberraschend sind das wirre Gestrüpp und die breiten Sumpf-

Digitized by Google

gürtel, die ein neubraunschweigisches Dickicht bilden, und nirgends vielleicht drängt sich das Gefühl von der Unbedeutendheit des Menschen und von der ruhigen Unveränderlichkeit der Natur so mächtig auf, wie in den Tiefen des Urwaldes Neu-Braunschweigs. Der bittere Tropfen in diesen Naturschwelgereien aber kommt, wie so häufig, aus der Insectenwelt. Die nordamerikanischen Mosquitos sind noch vergleichsweise harmlose Thierchen, und die Sandfliegen thun, obschon sie aufreizen, keinen Schaden; eine wahre Pest aber ist die schwarze Fliege. Lärmend, ruhelos, hartnäckig, finden diese Quälgeister Eingang in jede Oeffnung der menschlichen Kleidung, dringen in Ohren, Augen und Nase, ziehen Blut aus, lassen eine aufreizende Wunde zurück und thun den Freuden des Waldlebens keinen geringen Abbruch. Lieblich wie sein Name ist der See Miramichi in tiefer, feierlicher Stille; sanfte Hügel von gerundetem Umriß und beträchtlicher Höhe, mit Hartholz dicht bekleidet, erheben sich aus seinem Wasser und werfen ihren Widerschein in dasselbe. Der Restigouche-River, der eine Strecke lang als Grenze zwischen Canada und Neu-Braunschweig dient und in die Chaleurs-Bai mündet, bildet bei Colebrooke, einer kleinen Stadt, die „großen Fälle", welche die Einwohner gerne mit dem Niagara vergleichen hören. Die Bucht von Chaleurs behält noch eine Strecke weit von dem Punkte, wo man genau genommen sagen könnte, der Restigouche habe sein Ende erreicht, einen flußartigen Charakter und bildet ohne Widerspruch die schönste Scenerie, die man in der Provinz sehen kann.

Vor Neu-Schottland ist Neu-Braunschweig sowohl klimatisch als durch den Besitz größerer Ströme begünstigt. Der bedeutendste Fluß des Landes ist der St. John, an welchem auch, etwa 32 Km. oberhalb der Mündung die Hauptstadt der Provinz liegt, Fredericton, ein Dorf, welches zum Sitze der Regierung hinaufdecretirt worden ist, obgleich an der Mündung des Flusses die Stadt St. John mit 40,000 Einwohnern liegt. Eine Kettenbrücke schwebt dort über den Fällen des St. John-Flusses. Zur Ebbezeit sieht man von der Brücke tief hinab auf den Fluß, der dort einen Sprung macht, welcher den Namen eines Wasserfalles fast ertragen kann. Zur Fluthzeit ist nichts von diesem Katarakt zu sehen, die aus der Fundy-Bay kommende Strömung rinnt im Gegentheile stromaufwärts und mit ihr gehen Dampfer und Segelschiffe unter der Brücke hinauf.

Das beste Gebäude in St. John ist die katholische Domkirche, außer welcher die Stadt nichts Merkwürdiges bietet. Die Wohnungen stehen hoch im Preis und die Möbeln sind schlecht und theuer, auch findet man unter der Bevölkerung schon einen Anflug von dem souveränen Pöbel der Vereinigten Staaten. Deßgleichen beginnt in St. John die Gewohnheit des Branntweinzechens. Der Yankee knüpft am liebsten neue Bekanntschaften mit den Worten an: „Fremdlinge, ein Glas

Digitized by Google

Schnaps." Die Fremden empfangen und erwidern das Compliment so lange Kehle und Magen diese Artigkeiten vertragen. In kleinen Schänken auf dem Lande verstehen die Wirthe vortrefflich die branntweinige Großmuth der Yankees auszubeuten, deren Phantasie eine Reihe sentimentaler Namen für die verschiedenen alkoholischen Tröster geschaffen hat, die zum Theile nach der Tageszeit genannt werden, wo man sie trinkt; so gibt es Frühstücksbittre, Morgenglorie, Wachholderschlinger, Trägheitsrüttler und andere verführerische Firmen.

Die Bevölkerung Neu-Braunschweigs besteht aus Acadiern oder Abkömmlingen der Franzosen, der ersten Ansiedler, theils aus Nachkommen der späteren britischen Colonisten, denen sich fortwährend neue Ansiedler aus England zugesellten, so daß jetzt die britische Bevölkerung überwiegt. Acadier gibt es jetzt in Neu-Braunschweig, Neu-Schottland und auf den Inseln Prinz-Edward und Cap Breton noch etwa 80—100,000; sie haben Sitte und Sprache ihres alten Mutterlandes beibehalten und sind theils Ackerbauer, theils Holzfäller oder Ruderknechte und Pelzjäger, und als solche streifen sie weit und breit umher. Seit einigen Jahren wandern viele von ihnen nach Canada und den nördlichen Unionsstaaten aus. Sie vermischen sich nicht mit ihren Nachbarn und sind auch bis jetzt noch ihrer malerischen Landestracht der Normandie treu geblieben. Die Männer führen ein einfaches, arbeitsames Leben, und ihrem Fleiße sowie ihrer Kunst verdankt das neuschottländische Obst seinen hohen Ruf. Die Frauen der Acadier sind exemplarisch tugendhaft. Ihre Haltung und ihre Bewegungen verrathen große Ruhe, und niemals gewahrt man bei ihnen das geringste Gelüste nach Coquetterie, selbst nicht bei denen, die schwarze strahlende Augen und reizende braune Gesichter haben. Ein Hauch von Schwermuth ist an allen bemerkbar, wie denn im Allgemeinen die Acadier den Eindruck machen, als fühlten sie sich unglücklich und eingeschüchtert. — Indianer zählt man noch etwa 2000 aus dem Stamme der Mikmak, einem Zweige der nordöstlichen Algonkins. Der Confession nach bilden die Anhänger der katholischen Kirche die compacteste Mehrheit, denn die Akatholiken sind in Anglikaner, Baptisten verschiedener Art, Methodisten, Wesleyaner und Presbyterianer zerspalten.

Die wichtigsten Erzeugnisse Neu-Braunschweigs sind: Eisen, Steinkohlen, Getreide, nämlich Weizen, Mais und Buchweizen, Flachs, Hanf, Bauholz, Pelzthiere und Fische. Zu den Merkwürdigkeiten gehören die Hämatil-Gruben von Woodstock, die sich über einen großen Theil des Landes erstrecken und in Wirklichkeit unerschöpflich sind. Von der Beschaffenheit des Eisens, besonders zur Verfertigung von Stahl, läßt sich nicht genug Rühmenswerthes sagen, und es wird sehr gesucht von den Panzerplatten-Fabrikanten in England. Uebrigens ist die Industrie von keinem Belange. Die Quelle des Reichthums

Digitized by Google

ist hauptsächlich der Holzhandel und Hauptbeschäftigung der Bewohner der Holzschlag, der, trotzdem das Land weite und fruchtbare Ebenen besitzt, den Ackerbau bis jetzt in den Hintergrund gedrängt hat. Allein bei der herrschenden Holzverwüstung wird diese Quelle in zwanzig Jahren völlig ausgetrocknet sein. Der Schnee liegt vom October bis zum Juni und ist für den Holzhandel das beste Verkehrsmittel. Trotz dieses langen Winters reifen köstliche Weintrauben und Pfirsiche, denn während des kurzen Sommers herrscht eine beinahe tropische Hitze. Nur 90 Tage sind erforderlich, um unter einer mittleren Temperatur von 9° R. Weizen, Roggen, Gerste und Hafer zur Reife zu bringen; Gemüse, Erbsen und andere Gartenerzeugnisse reifen noch viel schneller. Die Schönheit und Heiterkeit des Herbstes in Nordamerika hat seinesgleichen nicht in der übrigen Welt. Ehe der Frost im November stärker wird, tritt auch hier, wie im übrigen Nordamerika, eine köstliche Zwischenzeit ein, der indianische Sommer. Das Wetter ist dann ruhig, die Luft weich und warm, der Himmel rein und klar. Im Allgemeinen ist das Klima Neu-Braunschweigs gesund und das Land hat keine ihm eigenthümlichen Krankheiten, mit Ausnahme der nebeligen Küste von Fundy-Bay, wo die Atmosphäre und die Nebel Husten, Influenza, Rheumatismen und Lungenschwindsucht erzeugen.

§. 29. Neu-Schottland und Prinz-Edwards-Insel.

Neu-Schottland (Nova Scotia), die ehemalige französische Provinz Acadien ist eine im O. an Neu-Braunschweig durch eine nur 13 Km. breite Landenge, den Isthmus von Cobequid, angeschweißte fjordenreiche Halbinsel mit vielen Bayen und guten Häfen, darunter Annapolis an der Fundy-Bay. In seinem Charakter ähnelt Neu-Schottland durchaus seinem neubraunschweigischen Nachbar. Die Küsten sind zwar überall felsig und steil, was dem Lande ein rauhes Ansehen verleiht; das Innere aber, zu drei Viertheilen mit Wald bedeckt, bildet eine wellenförmige Oberfläche, die sich nirgends zu beträchtlicher Höhe über den Meeresspiegel erhebt. Auch hier begegnen wir einem außerordentlichen Wasserreichthum und vielen Seen, worunter der Rossignol-See genannt sei. Die ansehnlichsten Flüsse sind wohl der Annapolis- und der Ste.-Marie-Fluß. Das Land ist nicht unfruchtbar, besonders im N. und W., und das Klima, welches durch die maritime

Digitized by Google

Stellung etwas milder ist als jenes Neu-Braunschweigs und Unter-Canada's, gestattet Gartenbau und Obstzucht. Es gibt einheimische Trauben, Pfirsiche, Melonen und natürlich alles härtere Obst, während tropische Früchte massenweis aus Westindien kommen. Nichtsdestoweniger fällt im Winter das Thermometer auf — 19° R. und im Sommer steigt es nie viel über 21°; dazu ist der Frühling höchst unangenehm naß und der Sommer durch dichte Nebel verdüstert. Der Winter dauert sechs Monate, aber der amerikanische Schnee hat wenigstens vor dem englischen den Vorzug, daß er meistens trocken bleibt. Trotz der langen Winter ist Ackerbau nebst Viehzucht eine Hauptbeschäftigung der Einwohner, welche auch dem Handel und dem sehr lucrativen Fischfange ergeben sind.

Einen wesentlichen Theil der hiesigen Fischerei bildet der Hummernfang, der in Rindenbooten sehr einfach ausgeführt wird. Man läßt sich des Nachts nach den Krebsrevieren, dicht am Ufer, rudern. An der Spitze des Bootes wird eine Kienfackel angesteckt, deren grelles Licht deutlich Alles erkennen läßt, was im Wasser schwimmt oder am Boden ruht, also auch die Hummern, die an den Seekräutern unbeweglich liegen und über ihr Schicksal oder ihren Beruf nachdenken. Der Jäger ist mit einer langen Stange bewaffnet, die sich gabelförmig in zwei Zinken öffnet, und seine Geschicklichkeit besteht darin, daß er die Waffe langsam senkt, bis er sie dem Rücken des nachdenkenden Thieres bis auf eine ganz kurze Entfernung genähert hat und dann unmittelbar hinter den Scheeren sie kräftig niederstößt. Geht der Stoß fehl, dann gleiten die Hummern fort wie ein Schatten, sonst aber lassen sie sich bequem in das Boot heben.

Die Erzeugnisse Neuschottlands sind im Allgemeinen wie in Neu-Braunschweig, nur herrscht noch größerer Reichthum an Steinkohlen. Gewisse Flötze haben eine Dicke bis zu 10 M. In den Gruben der Albion-Compagnie hat man eine Säule reiner Steinkohle ausgehauen, die 11 M. hoch und einen Meter im Durchmesser hat. Die Kohlenformation umfaßt den größten Theil der Counties Cumberland, Colchester, Hants, Picton, Sydney, Guysboro und die Insel Cape Breton; hier und in Picton fördert man die besten Sorten zu Tage. In Annapolis und in Picton (am East-River) befinden sich auch ergiebige Eisensteinlager. Die sonstigen Mineralien sind Blei, Achat, Amethyst, Chalcedon, Carneol, Jaspis, Opal, Onyx, Granit, Schiefer, Quadersteine, Marmor, Gyps, Kalk, Mergel und endlich auch Gold, das 1860 entdeckt ward. Das Gold findet sich hier vorzüglich im Quarz, doch werden auch Gold-Papiten in Seifenwerken gewonnen. Das Gold von Nova Scotia ist noch reiner von fremden Metallen als das in der englischen Münze ausgeprägte. (A. Heatherington, The mining industries of Nova Scotia. London 1874. 8°.)

Die Bevölkerung Neuschottlands besteht aus Anglo-Amerikanern, Engländern und Irländern und deren Nachkommen, aus ein paar tausend Negern und wenigen Indianern.

Digitized by Google

Es gibt in Neuschottland noch Rothhäute, doch sehr bald werden sie nur noch in den anthropologischen Cabinetten existiren. Wie alle Indianer, über welche die Civilisation schon hinausgewachsen ist, sind es verbuttete Exemplare, an denen man nicht Racneigenthümlichkeiten, sondern Racnerkrankung oder Racnsiechthum studieren kann. Die Indianer Neuschottlands gehören dem einst mächtigen Stamme der Mikmak an, welcher vor Zeiten der bedeutendste in Neuschottland und auf Cape Breton gewesen, und beanspruchen zur römisch-katholischen Kirche gezählt zu werden. Heute ist der Staumm auf einige hundert Köpfe zusammengeschmolzen. Zweihundert Jahre der Berührung mit Europäern haben genügt, ihn völlig aufzureiben. Sie konnten den Einwirkungen der Civilisation nicht widerstehen; es liegt nicht im Wesen ihrer Race, daß sie sich eng an einander schließen können, und Alles ist Vereinzelung und Zersplitterung. Jede Familie lebt für sich; nie hat man die Mikmaks dahin gebracht, den Ackerbau, die Viehzucht oder ein Handwerk zu treiben; sie sind und bleiben was ihre Ahnen gewesen: Fischer und Jäger. Aber sie zeigen, trotzdem sie arm und zerlumpt sind, immer noch eine stolze, unabhängige Haltung und flößen neben dem Mitleid immer noch einen gewissen Respect ein. (Globus. IX. Bd. S. 319.)

Eine andere ethnographische Fossilie auf Neuschottland sind einige Gemeinden Hochschotten, besonders in der Nähe von Cape Breton, die nur gälisch sprechen und noch nicht das Bedürfniß fühlen, mit dem nichtgälischen Theile der Menschheit ein sprachliches Verständniß zu eröffnen. Das nämliche gilt von den Deutschen, die noch zahlreicher über die Halbinsel zerstreut sind. Ihr Hauptquartier ist eine Stadt mit dem arglosen Namen Lüneburg. Die trefflichen Leute sind Abkömmlinge deutscher Soldaten, die unter britischer Fahne im amerikanischen Befreiungskriege fochten und aus Gefühlen, die seitdem aus der Mode gekommen sind, nämlich aus Loyalität gegen das Haus Hannover, das Sternenbannerland verließen und neuschottische Lüneburger wurden. (Duncan, Our garrisons in the West. S. 84—85.)

Die Hauptstadt Neuschottlands, Halifax, mit etwa 30,000 Einwohner, ist keine Schöpfung von gestern, sondern besteht bereits aus einer alten und einer neuen Stadt. Die alte Stadt war bescheiden aus Holz aufgebaut, die Häuser weiß getüncht und mit grünen Fensterläden geziert, aber in Folge von Feuersbrünsten verlangt jetzt das Gesetz, daß die neuen Bauten aus Stein oder Backstein aufgeführt werden, und so entsteht ein neues Halifax, welches an Pracht und Geschmack nicht nur andere Colonialstädte, sondern selbst englische Provinzialstädte gleichen Ranges weit überbietet. Die Bewohner sind in ihren Sitten, Gewohnheiten und Anschauungen englischer geblieben als irgend andere amerikanische Bürger, und namentlich fehlt gänzlich der souveräne Pöbel der echten demokratischen Hauptstädte. Die einzige Schwäche der guten Fazer ist eine stark entwickelte Neigung, der menschlichen Bekümmerniß und der menschlichen Freude, namentlich bei Geburten, Heirathen oder Todesfällen durch eine ergiebige Procession Luft zu machen.

Nebst den Inseln Isle-Madame, St. Paul und Sable gehört auch noch das nicht unbedeutende Eiland Cape Breton, im N. der neuschottischen Halbinsel, zur Provinz. Ein tiefer Busen, der Bras d'Or, dringt von N. her seeartig in die Insel ein und theilt sie in zwei nur an schmaler Stelle zusammenhängende Hälften. Die Küsten sind ebenfalls vielfach zerrissen, reich an trefflichen Häfen und mit einer Menge von Klippen und Sandbänken umgeben. Die natürlichen Verhältnisse der Insel sind im Ganzen die von Neuschottland; Steinkohlen, Holz und Fische sind die Haupterzeugnisse. (Eine ausführliche Schilderung der Insel siehe im: Ausland 1851. S. 177. 181 und 185.)

Eine eigene, selbständige Provinz bildet die Prinz Edwards-Insel an der N.-Seite des Lorenzbusens, durch die Northumberland-Straße

Digitized by Google

von Neu-Schottland und Neu-Braunschweig getrennt, und so wie ersteres durch den fjordartigen Charakter seiner Steilküsten ausgezeichnet. Sie besitzt einen hügeligen, reichbewässerten und sehr fruchtbaren Boden, ein mildes und dem Ackerbau sehr günstiges Klima, weßhalb sie die Getreidekammer für die Nachbarschaft und zugleich am dichtesten bevölkert ist. In ihren Produkten stimmt sie mit Neu-Schottland und Neu-Braunschweig überein, bemerkenswerth ist nur ihre Armuth an Mineralen. Die Bevölkerung setzt sich aus den nämlichen Elementen zusammen wie jene Neu-Schottlands und finden wir auch hier ein Ueberwiegen der katholischen Confession, an die sich die presbyterianische, dann die anglicanische anreihen.

Centralamerika und Westindien.

§. 30. Gestaltung des Landes.

Im O. vom Atlantischen Ocean bespült, der als Antillenmeer Westindiens Inselwelt, den ersten Entdeckern die Pracht der Tropenländer entfaltend, umfluthet und dann weiter gen W. seine Wogen wälzend den Busen von Mexico bildet, den der Golfstrom durchkreist, — im W. umsäumt vom Stillen Ocean der Südsee, welcher, so wie er sich an der ganzen W.-Küste des amerikanischen Continentes viel ärmer an Einbuchtungen zeigt als sein atlantischer Gegner, auch hier außer dem wenig tiefen Busen von Tehuantepec nur die Halbinsel von Californien mit dem gleichnamigen Golfe bildet, die als ein langgestreckter, mit der Küste des Festlandes fast parallel ziehender, mit kleinen Buchten und Vorgebirgen versehener riesiger Felswall erscheint, — von vulcanischen Kräften emporgetrieben, von N. gegen S. hin sich stets verjüngend, so tritt uns als erstes bedeutendes Verbindungsglied zwischen der breiten Masse Nordamerika's, dessen Betrachtung wir soeben vollendet, und dem südamerikanischen Ländercolosse Mexico entgegen, welches wir mit den sich südlich daran reihenden Staaten des amerikanischen Isthmus Guatemala, Honduras, San Salvador, Nicaragua und Costarica, nebst Britisch-Honduras zusammenfassen. Ihrem Charakter nach gleichen sich alle diese mittelamerikanischen Freistaaten, Mexico inbegriffen,

Digitized by Google

durchaus, sowohl was ihre physikalischen Verhältnisse, ihren plastischen Bau, ihre Producte des Thier- und Pflanzenreiches, als was ihre Bewohner und deren geistige, sittliche, sociale und materielle Zustände betrifft. Seinen natürlichen geographischen Abschluß findet das gedachte Gebiet eigentlich erst in der Landenge von Panamá, die in politischer Hinsicht jedoch zu Südamerika zählt. Centralamerika's äußere Contouren bieten nur geringe Abwechslung; die Armuth der Gliederung auf pacifischer Seite ist schon erwähnt; höchstens kann man noch als bemerkenswerth die Fonseca-Bay in Honduras, den Golfo de Nicoya und den Golfo Dulce in Costarica gelten lassen, welchen naturgemäß einige, meist von NW. gegen SO. gekehrte, halbinselartige Landvorsprünge entsprechen. Reicher ausgestattet ist die atlantische Küste, die es wenigstens zu einer deutlich ausgeprägten Halbinsel, jener von Yucatan bringt, der einzigen in Centralamerika, welche gegen N. gerichtet ist. Wie wir uns erinnern, müssen wir auch in Nordamerika uns bis in den hohen N. versteigen, um auf Halbinseln mit nördlicher Richtung zu stoßen. Yucatan scheidet den geräumigen Meerbusen von Mexico, den es mit der schräg gegenüberliegenden Halbinsel Florida zangenartig umspannen hilft, während die große Antilleninsel Cuba sich vor dessen Ausgang lagert, von dem Cariben-Meere, welches zwischen Südamerika im S., den Großen Antillen im N. und den Kleinen Antillen im O. ein fast gänzlich geschlossenes Becken bildet. Während im mexicanischen Golfe die Festlandsküste Randverzierungen in der Form von mitunter nicht unbedeutenden Uferseen, sogenannten Lagunen, besitzt, die übrigens auch dem pacifischen Gestade nicht fehlen, entwickeln sich im Caribenmeere durch die Landanschwellung, welche Honduras an der O.-Küste bildet, zwei tiefe Golfe, deren nördlicher als Honduras-Bay bekannt ist. Von den sehr wenigen und sehr unbedeutenden Eilanden, welche stellenweise an den Küsten Centralamerika's auftreten, werden wir gelegentlich die wichtigsten kennen lernen.

Noch A. v. Humboldt nährte den Wahn, daß man die Gebirge Centralamerika's als Fortsetzung der südamerikanischen Cordilleren auffassen dürfe. Heute wissen wir aber, daß die Landenge von Panamá der sehr jugendliche Verschluß einer wassergefüllten Lücke zwischen den beiden amerikanischen Continenten ist, von einem Zusammenhange ihrer Gebirgssysteme also keine Rede sein kann. Centralamerika bildet vielmehr ein System breiter Tafelländer, von einzelnen Gebirgsländern durchzogen und an den Rändern von hohen Vulcangipfeln überragt. Diese Tafelländer steigen bald stufenförmig hinter einander an, bald werden sie durch niedriger liegende Ebenen unterbrochen.

Digitized by Google

So reiht sich, von S. gegen N. schreitend, an das nördlich von Panamá sich erhebende kleine Plateau von Veragua (600—1000 M. Seehöhe) jenes von Costarica an, das gegen N. in die Ebene von Nicaragua abfällt. Hier liegt der große gleichnamige See mit dem Managua-See; nordöstlich von ihm aber breitet sich in Nicaragua wiederum ein Tafelland aus, das an der Moskitoküste gegen das Caribenmeer abstürzt. Nördlich schließt sich daran das Tafelland von Honduras, welches aus einer Aufeinanderfolge von Hochebenen und Bergzügen besteht. Das Thal des Rio Lempa trennt das Plateau von San Salvador von dem Hauptstocke, durch welchen ein breiter Einriß, die Llanura de Comayagua geht. Ein Bergrücken, kaum 600 M. hoch, setzt das Plateau von Honduras mit dem Tafellande von Guatemala in Verbindung, das bis 2000 M. steigt und nirgends unter 1300 M. sinkt. (Daniel, Handbuch d. Geographie. I. S. 699—701.) Bis hierher gibt es in Mittelamerika keine zusammenhängende Cordillere, in Guatemala aber bildet sich ein doppeltes Kettengebirge, welches in der Landschaft Soconusco in Chiapas (spr. Tschiapas) sein Ende erreicht und mit dem 15.° n. Br. den mexicanischen Boden betritt. Von hier an steigt das Gebirge zu einem 1900 bis 2500 M. hohen Plateau hinan, auf welchem rundliche Kegel, Cerros genannt, von trachytischen und doloritischen Gesteinen, Kesselthäler umschließend, erscheinen. Ostwärts, dem Golfe von Mexico zu, setzt es zu mehreren Hochterrassen ab und sendet einen abgesonderten, wenig hohen Bergzug durch die Halbinsel Yucatan. Dieses Plateau, beinahe den ganzen Staat Chiapas einnehmend, findet auch hier seinen höchsten Gipfel in dem Vulcane Soconusco (2252 M.) und senkt sich wieder zu der nur 189 Km. breiten Landenge von Tehuantepec, wo man von einem Meere zum andern einen Rücken von nur 227 M. Höhe zu übersteigen hat.

Doch nun thürmt sich im 17.° n. Br. das schroffe Gebirge von Oaxaca als Vorstufe des mexicanischen Hochplateau's auf, nimmt ein nordwestliches Streichen an und erscheint in doppelter Kette mit der dazwischen gelagerten 1460 M. hohen Hochebene von Oaxaca, und der von S. nach N. gerichteten Thäler und Schluchten von Don Dominguillo und San Antonio de los Cues; die Länge dieses Gebirges von S. nach N. beträgt 12, von W. nach O. hingegen 111 Km. Im N. der Stadt Oaxaca verbindet die Cuesta de San Juan als 2065 M. hohes Querjoch die beiden Parallelketten, deren terrassenförmige Abstufungen einerseits in die Staaten Veracruz und Tabasco, andrerseits bis zu den Ufern des Stillen Oceans hinabsteigen, und bildet zugleich das Scheidegebirge zwischen dem Plateau von

Digitized by Google

Oaxaca und dem eigentlichen mexicanischen Hochlande; der höchste Gipfel dieser Kette ist der Cerro de Cempoaltepec, 3402 M. hoch und etwa in der Mitte zwischen beiden Meeren gelegen.

An den Grenzen des Staates Oaxaca, nördlich der Cuesta de San Juan, erweitert sich das Tafelland zu der ungeheuren mexicanischen Hochebene, dem Hochlande von Anáhuac, dessen alt-mexicanischer Name (von atl Wasser und nahuac nahe) „nahe dem Wasser" bedeutet. Zunächst aus den Hochebenen von Puebla, Mexico, Querétaro und Michoacan bestehend, erscheint es fast überall als eine meeresgleiche Fläche, ist aber häufig von oft 300 M. tiefen, 2—3½ Km. langen Schluchten, den sogenannten Barrancas, durchrissen, auf deren Boden zwischen den steilen Spaltenwänden sich kleine, fließende Gewässer finden.

Die ganze Hochebene bildet ⅗ der mexicanischen Gebirge, ist 1950—2800 M. hoch und liegt der höchste Theil derselben nach Moriz Wagner „zwischen 18° 30′ und 21° n. Br. längs einer Linie, die von Oaxaca gerade nach N. läuft. Dieser südlichste Theil erscheint ganz wie ein unzerstückeltes Massengebirge und besteht aus einer beträchtlichen Anzahl von theils wagerechten, theils wellenförmigen, von einander fast nur durch unbeträchtliche Hügelreihen getrennten Ebenen, die größtentheils von bedeutender Ausdehnung sind und in ihrer Länge 75—370, in ihrer Breite 35—75 Km. messen. Die Landrücken, welche diese Ebenen von einander trennen, erheben sich nicht mehr als 160—195 M. über dieselben; aber die Ebenen selbst weichen in ihrer Erhebung mehr ab, indem die ausgedehntesten 1620—2920 M. über dem Meere liegen, während kleinere tiefer herabsinken."

Dies ist die Beschaffenheit der Hochebenen, auf welchen sich des Landes hervorragendste Bergkolosse erheben. In der Zone der höchsten Piks ist auch das Tafelland am höchsten; gegen den O.-Rand und auch gegen N. hin senkt es sich allmählig; zur Südsee hingegen erniedrigt es sich bedeutend und stufenweise. Der breite Rücken zwischen beiden Meeren liegt im N. des Isthmus von Tehuantepec in der Mitte des Continents, zieht von dort gerade nach N. und tritt näher an das Atlantische Meer heran; von 19° n. Br. an senkt er sich allmählig gegen N. hin; nach O. aber ist er bis an den steilen Rand fast ganz eben, während er nach W. hin mit Einfurchungen und Stufen hinabsteigt. So liegt am westlichen Fuße der höchsten Gipfel, welche sich über die Fläche über 2600 M. erheben, die 150 Km. lange und 115 Km. breite Ebene von Tlaxcala in etwa 2190 M. Höhe; westlich an dieselbe grenzt die etwa 75 Km. und 32 Km. breite Ebene von Tenochtitlan oder Mexico, an deren tiefster Stelle die Hauptstadt in 2276,5 M. Höhe liegt; noch westlicher folgt die Ebene von Tolucca, der höchste Theil von 2706 M. Seehöhe; wieder nach W. stößt man auf das über 150 Km. lange und ebenso breite Plateau von Michoacan, zwischen 1780—1950 M. Höhe, dessen Oberfläche durch Hügel durchschnitten wird. Noch westlicher wird das Tafelland immer niedriger, da die Ebene, Playa de Xorullo, nur wenig höher als 750 M. ist.

Das Plateau von Anáhuac oder Mexico hat in der Breite der Hauptstadt etwa 600 Km. Ausdehnung von W. nach O. In gleicher Erhebung erstreckt es sich nach NW. hin volle 890 Km. weit, eine gleichmäßige Fläche von natürlicher Fruchtbarkeit aber meist ohne Walddecke.

Südlich von der Hauptstadt, in einer Entfernung von 22 Km., bildet eine Reihe von Vulcanen eine Erhebungsspalte von W. nach O., welche in einer Linie von 730 Km. Länge stets um den 19. Breitegrad um wenige Minuten (zwischen 18° 50′ und 19° 20′) oscillirt und, fast rechtwinklig die allgemeine Anschwellungsachse durchschneidend, „die Richtung einer Spalte vulcanischer Thätigkeit gleichsam bezeichnend" (Humboldt, Kosmos IV. S. 312) von Meer zu Meer einen

Digitized by Google

Parallel der Vulcane und größten Höhe gibt, in welchem die einzigen mit ewigem Schnee bedeckten Berge des Landes liegen.

Südöstlich von Veracruz, der Küste des mexicanischen Meerbusens nahe, liegt der kleine aber brennende Vulcan von Turtla, der Gipfel der Sierra San Martin; westlich von derselben Stadt erhebt sich der Pic von Orizaba oder Citlaltepetl 5295 M. hoch, westlicher folgt der 5500 M. hohe Popocatepetl und der nördlich von ihm gelegene 4787 M. hohe Iztaccihuatl, d. h. die weiße Frau; 45 Km. vom Orizaba steigt der Nauhcampatepetl oder Cofre de Perote zu 4071 M. empor; in demselben Amphitheater erhebt sich 4654 M. hoch der Nevado de Tolucca, jetzt erloschen, westlich von den vorigen; in größerer Entfernung, 240 Km. vom Tolucca, hat sich in einer weiten Hochebene von 787 M. der Xorullo (spr. Horultjo) zu einer Höhe von 1300 M. erhoben. Den Schluß der Kette bildet der noch öfters thätige Colima, dessen Höhe zwischen 2000—3650 M. schwankt.

Dieses an vulcanischen Kräften so reiche Hochland von Anáhuac bietet also auf den ersten Blick ein sonderbares Gewirr von Höhenkuppen dar, die, sich in jeder Richtung durchkreuzend, doch nirgends zu einem bestimmten Ziele sich zusammenreihen. Wenn auch der Orizaba und der Cofre de Perote, nebst dem weiter nördlich gelegenen Cerro de Pinahuistepec, eine gegen das Meer abfallende Kette bilden, so erheben sich in ihrem O. der Pinal, dann die Sierra Malinche, im NW. des Perote aber der Cerro Pizarro isolirt von der Hochebene. Um das Thal von Tenochtitlan selbst lagern sich eine Menge ähnlicher Cerros, zu verschiedenen Höhen ansteigend; so der Cerro Telapon, und endlich bei Real del Monte der 3172 M. hohe Cerro de las Navajas (spr. Navachas, Messerberg). Im S. zeigen sich die Cerros Cassalote und Nananchi als Ausläufer des Popocatepetl, und im W. treten neben dem Tolucca der Vulcan von Molocayete und nördlicher die Cerros Mestepec und Sincoque hervor.

Im N. des Nevado Nauhcampatepetl beginnt eine Kette, welche unter dem Namen Sierra Madre, den sie bei den berühmten Bergwerken von Zimapan und el Doctor annimmt, in nordöstlicher Richtung, der Küste des mexicanischen Golfes fast parallel, bis zum Rio Pánuco hinzieht und östlich gegen das Meer ziemlich sanft abfällt, während die westlichen Hänge, bedeutend steiler, doch weniger hoch, sich auf das mexicanische Plateau stützen; zahlreiche Gewässer entströmen der Ostseite des Gebirges, darunter der Rio Xalalpa (spr. Halalpa), welcher es tief durchschneidend durchzieht und südlich des an der Küste sich erhebenden Cerro Gordo in's Meer fällt; weiter nördlich findet man den Cerro San Juan und an der Küste die niedrigeren Punta de Bernal und Punta Delgada.

Nachdem sich die vereinzelten Hügel, welche das Tafelland im O. umsäumen, gegen den 20.° n. Br. derart zur Sierra Madre vereinigt, setzt diese, von der Küste sich allmählig entfernend, sich nach WNW., weiterhin nach NW. über die Hochebene fort und theilt sich in Guanaxuato (spr. Guanahuato) in drei Hauptketten. Im O., jenseits des Rio Pánuco, setzt sich das gegen diesen Fluß und den Rio San Juan steil abfallende Gebirge der Sierra Madre in mehreren meist parallel laufenden Zügen fort, deren östlichster den Namen Sierra de Tamaulipas führt. Parallel mit der Sierra de Tamaulipas und zwischen ihr und dem mexicanischen Golfe zieht sich die Sierra Mar-

Digitized by Google

tinez in geringerer Höhe und Länge bis zu 25° n. Br. hin, mit dem Cerro de la Palma südlich vom Rio de Iglesias (Kirchenfluß) beginnend und die kleine Sierra del Carrizo nach O. entsendend. Die entferntesten Ausläufer dieser Hauptkette sind die von derselben westlich gelegenen und parallel ziehenden Gebirge, deren höchste westlichste Spitze der Pico Blanco bildet; sie durchstreifen Nuevo Leon und setzen ihren Zug, von mehreren Flüssen durchbrochen, endlich in zwei gegen N. convergirenden Ketten durch Coahuila, dem Rio Sabinas fast parallel, fort, bis endlich die südwestliche sich im O. des Lago de Agua verde (Grünwasserfee) mit der nordöstlichen vereinigt, welche bei Presidio S. Vicente sich verflacht.

Die zweite mittlere Hauptkette löst das bunte Gewirre der trachytischen Aufsätze, Cerros, des mexicanischen Hochlandes zu einigen auch meist parallel laufenden, nicht sehr hohen Gebirgszügen auf, welche in nordwestlicher Richtung die Staaten Querétaro, Guanaxuato und San Luis Potosi durchziehen, in dem Cerro Buenavista und in jenem de los Angeles 3160 M. hoch, beiläufig unter 24° n. Br. die höchsten Punkte erreichen und sich schließlich gegen die Bolson de Mapimi genannte Wüste hin verflachen.

Die dritte und wichtigste Kette endlich der Sierra Madre ist die Cordillere von Anáhuac, von SO. nach NW. streichend. Im N. des Rio Grande de Santiago beginnend, steigt in Guanaxuato eine mächtige Kette empor, deren westlicher Abhang den östlichen an Steile bei weitem übertrifft und welche im N. in dem Cerro San Bernardo ihren Abschluß findet. Eine nördliche Fortsetzung findet dieser Gebirgsstock in der Sierra Fria, welche an dem in den Lago Parras einströmenden Rio Grande sich verflacht.

Vom Rio Grande de Santiago und dem Rio Guichipila bespült, erhebt sich schroff, als westlicher Anschluß, die Cuesta de Malacate mit der nördlicheren, parallel von O. nach W. ziehenden Cuesta de Perieos. Sie bilden den Grundstock zu dem langen Zuge der Sierra Madre, der sich ihnen nördlich anschließt und gleichfalls aus mehreren parallel laufenden Ketten besteht. Die Cordillere durchzieht den ganzen Staat Durango und wendet sich gegen NW., wo sie bedeutend breiter wird; in 112¼° w. L. v. Gr. endlich streicht sie als Westrand des Hochlandes hin, indem sie als Sierra de los Tepehuanes die Hochebene von Chihuahua (spr. Tschiwawa) von den niedrigeren Ebenen Sinaloa's trennt. Diese Kette zieht mehr denn 450 Km. lang zusammenhängend bis zum 31.° n. Br. hin, und nur wenige und zwar sehr schwierige Maulthierpfade führen über sie; sie erhebt sich bis zu 4240 M. Höhe, namentlich in 31° 20′ n. Br., wo der Guadelupe-Paß über sie führt;

Digitized by Google

ihre wichtigsten Gipfel sind: der Cerro del Mercado in Durango, 3420 M.; der Tabacotes, 2370 M., und der Jesus Maria, 2515 M., beide in Chihuahua; der Monte Bufa, 2236 M., und der Cerro Bachinaba, die beiden letzteren in östlichen Seitenzügen gelegen. Diese Kette wird vom Rio de los Mulatos unterbrochen und im N. von den Ufern des Rio Papispe, während jenseits dieses Flusses die Sierra Espuelas als eine Fortsetzung gelten kann.

Längs dieses ganzen Zuges, vom Rio Grande de Santiago an, erheben sich der Meeresküste entlang kleinere Ketten, in ihrem Streichen dem Hauptzuge parallel. Im NO. der ganzen Kette streicht die Sierra de los Patos zwischen Bufa und Bachinaba als östliches Glied gegen das Plateau von Chihuahua sanft abfallend.

Der Hauptzug der Sierra Madre, den wir soeben betrachtet, ist zum Theil mit schönen Fichten, Eichen, Eschen, Wallnußbäumen, Cedern u. dgl. bekleidet und führt im nördlichen Theile wohl deshalb den Namen Sierra Verde. In den Thälern und längs der Wasserläufe wachsen die nirgends fehlenden Mesquiten, Sycomoren, Baumwollbäume und Weiden, während die Ebenen dagegen fast überall baumlos sind. (Klöden, Handb. der Erdk. III. Bd. S. 676.)

Was nun die Gewässer Centralamerika's anbelangt, so strömt die Mehrzahl, welche den Hochebenen und Tafelländern entquillt, den beiden Becken des Atlantischen und des Großen Oceans zu. Im N. und gelegentlich auch sonst ergießen sich manche nicht unbedeutende Wasserläufe in Lagunen oder Landseen, ohne daß ein weiterer Abfluß bekannt wäre. Nach einem Blicke auf die Karte zu urtheilen, müßte Mexico wenigstens ein wasserreiches Land sein, denn zahllose Gewässer entspringen auf den Terrassen des Hochlandes. In Wahrheit aber ist Mexico, wie Centralamerika, wasserarm, denn seine Flüsse haben im allgemeinen im Sommer gar kein oder doch nur sehr wenig Wasser und eignen sich daher — einige wenige ausgenommen — auch nicht zur Schifffahrt. Die plastische Gestaltung der mexicanischen Bodenerhebung erklärt indeß vollständig den Mangel großer Ströme, wie solche in andern Ländern gleicher Ausdehnung vorkommen. In der That durchzieht kein Fluß das ganze weite Gebiet in seiner Längenachse von N. nach S. (richtiger NW. nach SO.), worin ein zweiter Missouri Raum zur Entwicklung finden müßte. Eine einfache Beobachtung lehrt jedoch, daß in allen Stufenländern die auf den Terrassen entspringenden Gewässer stets in

Digitized by Google

kürzester Linie den Abhängen zueilen, nie aber, gleichsam in einen Damm eingebettet, auf den beiderseitig abstürzenden Terrassen fortfließen. Mexico wird aber in seiner ganzen Längenausdehnung von rasch aufsteigenden Terrassen begleitet, welche im O. und W. das Plateau von Anáhuac begrenzen. Erwägt man, daß diese Hochebene an und für sich selbst — in Folge und je nach dem Streichen der darauf aufgesetzten Gebirge, in den nördlichen Theilen gegen O., in den südlichen aber gegen W. sanft sich abdacht bis es die gegen die Küsten zu jäh abstürzenden Terrassen erreicht, so ist die Erscheinung zur Genüge erklärt, daß alle Gewässer, ein paar unbedeutende ausgenommen, die sich in Landseen ergießen, entweder dem Stillen Ocean oder dem Golfe zufließen, d. h. eine ostwestliche und westöstliche, niemals aber eine nordsüdliche oder südnördliche Richtung einschlagen. Nur den äußersten NO. besäumt ein mächtiger Strom, der uns schon bekannte Rio Grande del Norte, welcher jedoch seinem Ursprunge, Habitus und Richtung nach den Wasseradern des großen nordamerikanischen Continentes zuzuzählen ist. Er mündet in den Golf, welcher überhaupt die wichtigeren Gewässer Mexico's aufnimmt, da die Wasserscheide in den südlicheren Landestheilen der Küste der Südsee nahe hinzieht und erst in der Breite der Hauptstadt der Gebirgsabfall gegen das am Golfe gelegene Veracruz rascher und steiler wird. Naturgemäß wird, von N. gegen S. fortschreitend, mit der allmähligen Verjüngung des mexicanischen Festlandes auch der Lauf der Flüsse verkürzt, bis dieselben in den Tropengegenden der südlicheren Theile, wo die stärkste Verengung des Landes stattfindet, den Charakter reißender Wildbäche annehmen. Tief in das Terrassengebirge einschneidend — meist ohne Zuflüsse, die durch diese Einsenkungen wesentlich erschwert werden, — stürzen sie sich nach verhältnißmäßig kurzem Laufe in's Meer. Da die geringe Breite des Landes die Ansammlung des Wassers zu großen Strömen verhindert, und die Ausdehnung des Hochlandes gegen das sehr beschränkte Küstengebiet dergestalt die Flußsysteme fast ganz der für ihre völlige Entwicklung nothwendigen untersten Stromstufe beraubt, so steht damit im Zusammenhange, daß in Mexico auf dem Hochplateau, der obersten Stufe, ein großer Theil des Wassers in Seen angesammelt erscheint. Ganz ähnliche Verhältnisse beherrschen auch die südlich von Mexico gelegenen Landschaften Mittelamerika's.

Digitized by Google

§. 31. Die Bevölkerung Mittelamerika's.

Bevor wir die einzelnen Gebiete in's Auge fassen, welche uns den Begriff Mittel- oder Centralamerika darstellen, geziemt es sich, um überflüssige Wiederholungen zu ersparen, jene Momente zu erörtern, welche ihnen allen gemeinschaftlich sind. Hierher gehört in erster Reihe die Bevölkerung, die im ganzen spanischen Amerika ein so gleichförmiges Gepräge trägt, daß, was wir von Centralamerika berichten können, in gleichem Maße auch für die spanischen Republiken Südamerika's gilt. Um so mehr erscheint demnach hier ein näheres, ausführlicheres Eingehen auf die Bevölkerungsverhältnisse gerechtfertigt; wir dürfen uns dann damit begnügen an gehöriger Stelle blos die Abweichungen anzuzeigen, welche da und dort von dem allgemeinen Typus stattfinden. Zugleich wollen wir uns auch daran erinnern, daß in keinem Theile der Erde die Bevölkerung als solche ein so aufmerksames Studium erheischt, als in Amerika und ganz speciell in den einst spanischen Gebieten. Die Geschichte dieser Länder steht nämlich mit ihren Bevölkerungsverhältnissen in so innigem Zusammenhange, daß man die Vorgänge in diesen Republiken gar nicht verstehen kann, wenn man nicht die Eigenthümlichkeiten des indianischen Elementes, die psychologischen Wirkungen der so schädlichen Racenvermischungen und die Stellung der verschiedenen Hautfarben zu einander in sorgfältige Erwägung zieht.

In allen spanisch-amerikanischen Freistaaten vermögen wir mindestens die folgenden vier Racentypen zu unterscheiden: Indianer (Indios), Mischlinge (Ladinos), Weiße oder Creolen (Criollos) und Neger, letztere in sehr geringer Anzahl. Fast überall bildet die Urbevölkerung, also der Indianer, weitaus die Mehrzahl der Einwohnerschaft, der culturtragende Theil der Bevölkerung hingegen, die Weißen, nur einen sehr geringen Bruchtheil.

Die Indianer Mittelamerika's zerfallen in zahlreiche Stämme mit verschiedenen Namen und ebenfalls durch Körperbau, Sprache und Sitte von einander unterschieden, dennoch aber mit einer gewissen unverkennbaren Uebereinstimmung. Im Allgemeinen sind die Indianer kupferbraun, untersetzt, stämmig, musculös, haben straffes, schlichtes und glattes, grobes und sehr glänzendes schwarzes Haar, wenig Bart, hohe, hervortretende jedoch nicht spitze Backenknochen, große Ohren, breite Lippen, niedrige Stirne, längliche, mit den äußeren Winkeln ein wenig gegen die Schläfe emporgerichtete, meist schwarze und sehr scharfsichtige Augen, und im Munde einen eigenthümlichen Zug von Sanftheit, welcher gegen den ernsten, finsteren Blick sehr absticht. Im Allgemeinen sind sie ein kräftiger, gesunder und wohlgebildeter Menschenschlag, theilen aber mit der ganzen amerikanischen Race jenen Mangel

Digitized by Google

an Biegsamkeit in der physischen Organisation, welcher für sie die Versetzung aus einem heißen Klima in ein kaltes, und umgekehrt, viel verderblicher macht als für Europäer. Vorwiegend ernst, still, melancholisch und schweigsam, legt der Indianer in seine gleichgültigsten Handlungen gerne etwas Geheimnißvolles. Auf seinem impassiblen Antlitze malen sich niemals die Leidenschaften des inneren Menschen; doch kann er fürchterlich sein. Gewöhnlich mäßig, anstellig, gelehrig, leicht von Vorgesetzten, besonders von Geistlichen, zu leiten, ist er dabei indolent, träge, phantasielos, unwissend, abergläubisch und eigensinnig.

Die über diese rothen Menschen verbreiteten Ansichten sind meistens gänzlich irrig. Die Begriffe Indianer und Wilde gelten als identisch. Die Indianer Centralamerika's darf man aber im ungünstigsten Falle nur als Halbwilde betrachten. Sie zerfallen überhaupt in ganz Amerika in zwei große, wohl zu unterscheidende Classen: in angesiedelte, ackerbautreibende (Indios mansos) und in wandernde, unsesshafte (Indios barbaros). Die Erfahrung lehrt, daß Letztere, die sogenannten Wald- und Prairie-Indianer, überall vor der europäischen Gesittung in ihre Wälder zurückstiehen und, sobald sie nur irgendwie damit in Berührung kommen, durch Aussterben ziemlich rasch ihrem totalen Untergange entgegeneilen; für sie ist die Civilisation ein schleichendes, aber sicheres, tödtlich wirkendes Gift. Nicht so für die ackerbautreibenden Indianer; diese, welche lange schon vor der Entdeckung Amerika's die Bodencultur kannten und pflegten, haben hierdurch einen besonderen Aufschwung erhalten und vermehren sich noch heutigen Tages. Dieser Classe gehört die weitaus größere Anzahl der in Centralamerika lebenden rothen Menschen an; nur in den nördlichen Theilen — in der noch beinahe ganz unbekannten Wüste Bolson de Mapimi — und an den Ufern des Rio Grande del Norte treffen wir wandernde und räuberische Indianerhorden, wie die berüchtigten Apaches und Comanches, welche die Sicherheit in Sonora und Chihuahua gefährden. Doch weichen auch diese allmählig in das Innere der nordamerikanischen Staaten Texas und Neu-Mexico zurück, wo sie früher oder später mit der heran drängenden Cultur gleichfalls unterliegen müssen.

Indianerin.

Schon in seiner Jugend hat der Indianer für uns etwas Greisenhaftes, und bewahrt doch wieder bis in sein hohes Alter etwas Jugendliches, denn sein Bart ist spärlich, seine Haut runzelt wenig und sein schwarzes Haar wird nicht leicht grau. Schon im Kindesantlitz liegt ein Zug ernsten Nachdenkens. Selbst seine Freude trägt einen Anstrich von Trauer, und seine Traurigkeit ist düster und schweigsam. Gekrümmten Rückens, ohne freie, stolze Haltung, heftet er meist den Blick zu Boden. Kräftig, doch ohne die Muskelstärke des Negers, zeigt er, wenn hierzu angehalten, viel Ausdauer bei der Arbeit, ist aber darin mehr passiv als activ. Er duldet ohne sich zu beklagen und fürchtet den Tod um so weniger, als das Leben ihm nur geringe Freude bietet. Allem, was da kommt und geschieht, setzt er die Macht der Trägheit entgegen. Dem Weißen gegenüber anscheinend sanft und unterwürfig, weiß er sich gut zu verstellen und gelegentlich zu rächen. Uebertriebene, ceremoniöse Höflichkeit übt er selbst im Verkehre mit Seinesgleichen; dage-

Digitized by Google

gen gewinnt er wahre Anhänglichkeit nur selten oder gar nie. So gering seine Erfindungsgabe, so bemerkenswerth ist sein Talent zur Nachahmung, so unerschöpflich seine Geduld. Darum leistet er Vortreffliches in jeder Handarbeit, welche sich bei sitzender Lebensweise und mit einer bis in's Kleinste gehenden Aufmerksamkeit beschaffen läßt. Seine Intelligenz entwickelt sich frühzeitig bis zu einem gewissen Zeitpunkte, dann aber tritt ein Stillstand ein. Doch kennt die Geschichte auch einige bedeutende Indianer. Man kann seine Intelligenz durchaus nicht als eine niedrige bezeichnen, aber sie hat ihren eigenthümlichen Strich. Der Indianer beobachtet immer und dringt mit einer gewissen Leichtigkeit in die Gedanken Anderer ein; dabei gefällt er sich in seiner Versunkenheit und mag von Verbesserungen, die die Weißen ihm bringen oder aufzwingen wollen, gar nichts wissen, will ihnen auch nichts zu verdanken haben, sondern das Recht behalten sie zu verwünschen und zu verfluchen für die unzählige und unaussprechliche Summe von abscheulichen Niederträchtigkeiten, welche er von ihnen hat erdulden müssen. Ganz und voll will er Indianer bleiben und seinen bitteren Haß gegen die Weißen nicht fahren lassen. Der Katholicismus, dem Indianer aufgezwungen, ist nur ein Schleier, unter dem er seinen alten Heidenglauben verbirgt. Nicht die unbegreifliche Dreieinigkeit, aber die zahlreichen männlichen und weiblichen Heiligen gemahnen ihn an seine alten Götter, die besiegt, aber nicht todt sind. Statt der Menschenopfer auf den Altären, hat der braune Mann nur einen an's Kreuz geschlagenen Gott; Blut ist für ihn da auf den Teocallis der alten Priester des Huitzolopochtli wie auf der Schädelstätte von Golgatha. Den Pomp des Katholicismus läßt er sich gern gefallen, aber daneben behält er die Feierlichkeiten seines alten Cultus. Bei den Kirchenfesten geht es heute gerade so zu, wie bei den „Mitotes" der alten Azteken. Dieses Volk hat nichts vergessen, weil man es nicht unterrichtet hat. Werkzeug, Arbeitsmaschine, weiter nichts in den Händen der Spanier und Creolen, sagt der Indianer noch heute: No somos gente de razon (wir sind keine mit Vernunft begabten Leute). So erklärt sich auch, daß in den vielen Bürgerkriegen die Gefangenen der einen Partei sofort in die Armee der anderen treten, und die Waffen für die Liberalen oder für die Reactionäre mit derselben Gleichgültigkeit tragen; denn der Indianer ist der Civilisation abgeneigt, von welcher Seite sie auch komme, weil sie bisher für ihn gleichbedeutend mit Zwang und Bedrückung gewesen. Der Weiße ist sein Feind; mittheilsam ist er daher nie und er vermeidet die Berührung mit dem verhaßten Weißen, welcher ihm „sein" Land geraubt hat; er gibt ihm, wenn er kann, weder Speise noch Trank; freundliches Zureden und Gesprächigkeit hält er für Schwäche; mißtrauisch bleibt er immer, und zäh hängt er am Alten fest. Der Schnitt seiner Kleider ist noch wie zu Montezuma's Zeit, seine Nahrung desgleichen; seine Hausgeräthe sind höchst einfach. Den Acker bestellt er in alterthümlicher Weise, und selten säet er mehr Frucht aus, als er auf ein Jahr für seinen Hausbedarf nöthig hat. Mit seinem ausgesprochenen Hange zur Einsamkeit kennt er auch nur geringe Bedürf-

Mestize.

Digitized by Google

nisse und ist schon hierdurch allein ein passives Hinderniß für das, was wir Fortschritt nennen.

Man sieht also, der Indianer ist ein von Natur anders angelegter, anders begabter Mensch als der Weiße; seine geistigen Evolutionen sind nicht dieselben. Er denkt, fühlt, simulirt und räsonnirt nicht wie wir; im Tiefinnern seiner Seele, im Hintergrunde seines Herzens liegt Etwas, das wir nicht besitzen. In ihm walten manche Neigungen, Kräfte, Gedanken, Gefühle und Gesinnungen, die eine besondere Richtung haben. Er ist eben eigenartig. Mit unserem Maßstabe dürfen wir ihn nicht messen, denn derselbe paßt nicht. Es ist eine keineswegs leichte Aufgabe diesen braunen Menschen zu ergründen und zu verstehen; darüber sind alle Beobachter einverstanden. (Carlos von Gagern. Le Mexique contemporain in der Revue du Monde colonial vom Juni 1864.)

Nebst den Indianern sind die Mischlinge, in Amerika als Ladinos bezeichnet, am zahlreichsten. Diese Farbigen, also keine Indianer unvermischten Blutes, umfassen die Zambos, Mulatten, Mestizen, Terceronen, Quarteronen und verschiedene andere Unterabtheilungen mit verschiedenen Namen, je nach ihrer Abstammung.

Creole.

Wie viel Köpfe jede dieser verschiedenen Mischungen zähle, läßt sich nicht genau ermitteln; sicher ist nur, daß die Mestizen, die Abkömmlinge eines weißen Vaters und einer indianischen Mutter, die große Majorität in dem Maße bilden, daß die übrigen Hautschattirungen verschwinden.

Die Mestizen sind hellgelb von Farbe, oft jedoch vollkommen so weiß wie die Südeuropäer, und können im Allgemeinen für einen hubschen Menschenschlag gelten. Sie sind den Creolen körperlich und geistig ähnlich, aber abgehärteter gegen Entbehrungen; gelehrig, aber schlecht unterrichtet, zügellos, ehrgeizig, von sinnlichen Leidenschaften erfüllt und charakterlos. Im Verkehre sind die reinen Indianer den Mestizen bei weitem vorzuziehen; denn letztere verbinden in sich die Laster beider Nationen. Rachsucht und Hinterlist, gepaart mit Faulheit und geistiger Indolenz und Feigheit, dies die Hauptzüge ihres Charakters. In der Geschichte der spanisch-amerikanischen Republiken spielen nebst den Indianern die Mestizen eine wichtige Rolle. Dieser Classe der Ladinos gehören die männlichen und weiblichen Dienstboten, die Maulthiertreiber, die kleineren Gutsbesitzer und Pächter, die zerstreut wohnenden Bauern und Hirten an, ebenso die meisten Landstreicher, Bettler und Banditen, welch letztere unter dem Namen Guerillas einen Schein von Anständigkeit zu wahren sich bemühen; indeß findet man sie auch unter den Handwerkern und Kaufleuten, selbst unter der Geistlichkeit und den höchsten Würdenträgern des Staates.

Die Zambos, Sambos oder Chinos, die Abkömmlinge von Negern und Indianern, deren Zahl von keinem erheblichen Belang, leben, sowie auch die Neger und die Mulatten (Mischlinge von Weißen und Schwarzen) nur in den Küsten-

Digitized by Google

gegenden, verrichten die meisten schweren Arbeiten in den Städten, treiben häufig Viehzucht in zerstreut liegenden Dörfern und Weilern, oder sind Arbeiter in Plantagen. Ueberall, dies ist charakteristisch, will der Mischling so viel als möglich für einen Weißen gelten; vor allen Dingen aber möchte es der halbschlächtige Mensch in Amerika.

Die meistens herrschende, aber auch an Zahl geringste Classe der Bevölkerung bilden die Creolen (Criollos), nämlich die im Lande von weißen Eltern gebornen Weißen, die reinen Abkömmlinge der spanischen Eroberer. Seit dem Abfalle vom Mutterlande nennen sie sich auch wohl Amerikaner. Die Creolen bilden in den Städten den Hauptbestandtheil der Bevölkerung; die großen Grundbesitzer, Kaufleute, Bergwerksbesitzer, Fabrikanten, die Beamten, die höhere Geistlichkeit, Aerzte, Advokaten und Handwerker gehören fast alle dieser Classe an.

Neger.

Durch Körpergestalt vor vielen Anderen bevorzugt, ist der Creole meist mittlerer Statur, gut gebaut und von angenehmen Gesichtszügen. Die Augen sind blitzend, durchdringend und schwarz; desgleichen das Haar und der volle, starke Bart. An den gewöhnlich hageren Männern bemerkt man meistens eine etwas platte, eingebogene Brust und einen etwas gekrümmten Rücken. Weniger trefflich organisirt zeigt sich dagegen ihr Inneres. Ohne den sittlichen Charakter der ersten puritanischen Ansiedler Nordamerika's, ohne die Beharrlichkeit der Anglosachsen, ohne die zuverlässige Treue der Germanen, lassen sich die Creolen von Leidenschaften und Launen beherrschen, die nur durch drückenden Zwang im Zaume zu halten sind. Sie lernen leicht, aber oberflächlich, jede Mühe schreckt sie zurück, jeder Genuß lockt sie unwiderstehlich an. Die Kirche gibt ihnen leicht Absolution von Sünden, flößt ihnen Abscheu vor Ketzern ein, erbaut sie durch prachtvolles Schaugepränge. Die Fremden hassen sie trotz oder vielmehr wegen ihrer Unentbehrlichkeit, denn nichts liegt dem Creolen ferner, als ein Zweifel an seiner eigenen Vortrefflichkeit und das Zugeständniß der Ueberlegenheit eines Anderen. Diese Creolen sind die jetzigen Culturträger im spanischen Amerika. Da aber das indianische Volk aller europäischen Civilisation durchaus fern steht, so schweben die Creolen mit dem, was sie von einer solchen Civilisation noch bewahrt haben, geradezu in der Luft, sie hängen gleichsam über einem Abgrunde von Barbarei. Den Instinkt zur Selbstrettung haben sie in allen hispano-amerikanischen Republiken beinahe gänzlich verloren. Sie wüthen gegen einander in Bürgerkriegen, schlachten sich gegenseitig ab, vermindern ihre Zahl und geben dadurch den anderen Farben die Waffe in die Hand. Woher kommt dies, wird man fragen, da die Creolen doch Weiße sind? Einfach aus

Digitized by Google

dem Grunde, weil der Mensch — kein Kosmopolit — sich nicht von seinem Heimatlande in ein anderes Klima, in andere Lebensbedingungen nach Gutdünken verpflanzen läßt. Nicht nur in Amerika, sondern an allen Punkten des Erdballs ist die Thatsache, die große Lehre nachweisbar, daß der dahin verpflanzte Europäer in seinen Enkelgeschlechtern nicht gedeiht. An vielen Orten bringt er es unvermischt nicht einmal bis zur dritten Generation. Und wenn auch, so entartet das Geschlecht; Weiße sind sie nur mehr der Hautfarbe, nicht der physischen Anlage nach; factisch sind sie ein neues Geschlecht, das aber an Zahl beständig abnimmt, bis es früher oder später gänzlich verschwindet. In diesem Momente der Entartung und des allmähligen Verschwindens sehen wir heutzutage die spanischen Creolen in Mexico und im tropischen Amerika. Allerdings zeigt die Volksmenge in fast allen Staaten seit etwa dreißig Jahren ein rasches andauerndes Steigen, aber das weiße, europäische Element ist im Abnehmen begriffen, geht in der eingebornen Race der Indianer auf. Alle Beobachter stimmen darin überein, daß die reinen Indianer rasch zunehmen und auch die Ladinos sich immer mehr dem indianischen Typus nähern. Es ist das umgekehrte Verhältniß wie in den Vereinigten Staaten, wo die Weißen, wie wir sahen, die Eingeborenen zusehends verdrängen und absorbiren.

§. 32. Gebiet und Bevölkerung Mexico's.

Das Gebiet von Mexico grenzt gegen N. an die Vereinigten Staaten, gegen O. an den mexicanischen Meerbusen, das Antillenmeer und die britischen Besitzungen von Honduras, gegen S. an das Gebiet der Republik Guatemala und den Stillen Ocean, der auch dessen W.-Küste bespült. Die Grenzen gegen Honduras und Guatemala sind nicht genau bestimmt, und das Land, durch welches sie ziehen, noch nicht genügend durchforscht. Der Flächeninhalt wird auf 1,972,575 □Km. geschätzt. Der größte Durchmesser dieses Gebietes, von der NW.-Ecke zur südöstlichen gezogen, mißt 3155 Km.; die Breite längs der N.-Grenze beträgt in gerader Linie 2010, der Querdurchmesser, welcher in den Wendekreis fällt, 936, der über den Isthmus von Tehuantepec gezogene nur 230 Km. Seiner Form nach einem nach N. geöffneten Füllhorn ähnlich, bildet Mexico demnach eine von NW. nach SO. verlaufende, allmählig schmäler werdende Landenge, von der sich im NW. und SO. je eine größere Halbinsel abzweigt. Die Länge der Küstenlinie beträgt auf der atlantischen Seite 2552, auf der westlichen 6700 Km. Mexico oder richtiger die Vereinigten Staaten von Mexico (Estados Unidos de México) bilden nach dem Muster der Vereinigten Staaten von Nordamerika eine Bundesrepublik, welche dermalen aus 27 Staaten, einem Territorium und einem Bundesdistricte besteht (siehe unsere Tabelle), deren politische Organisation zum großen Theile und mit geringen Abänderungen jener der Vereinigten Staaten nachgeäfft ist, wie dies beinahe in allen spanisch-amerikanischen Freistaaten der Fall.

Digitized by Google

Die Volksmenge auf diesem weiten Raume, der also etwa dreimal so groß ist wie die österreichisch-ungarische Monarchie, beträgt dermalen 9,169,707 Köpfe. Ein Verlaß ist jedoch auf diese Ziffer nicht, da eine ordentliche Volkszählung in europäischem Sinne nie vorgenommen wurde, auch in vielen Theilen des Landes ganz unmöglich wäre. Vieles beruht daher lediglich auf Schätzungen. Ein im Jahre 1873 veranstalteter Census ergab eine Volksmenge von 9,400,000, was offenbar übertrieben. So dürfte sich die Annahme von rund 9 Millionen (im Jahre 1869 ward sie auf 8,812,855 Köpfe angegeben) in allen Fällen als Durchschnittsziffer empfehlen. Einer Berechnung Cortina's zufolge soll die Bevölkerung in günstigen Jahren durchschnittlich um $1^{4}/_{5}$ Proc. steigen, also um 1 Menschen auf 5,5 □Km. Hinsichtlich der Vertheilung der Geschlechter kann angenommen werden, daß die Ueberzahl des einen über das andere im umgekehrten Verhältnisse zur geographischen Breite stehe; mit anderen Worten, je mehr man nordwärts schreitet, desto mehr nimmt die Ueberzahl des weiblichen Geschlechts über das männliche ab, während das Umgekehrte bei Fortschreiten gegen den Erdgleicher stattfindet. Im Allgemeinen ist der südliche Theil des Landes viel stärker bevölkert als der nördliche, und im S. findet sich die Bevölkerung am meisten im Innern, am Plateau von Anáhuac angehäuft. Diese sehr ungleiche Vertheilung hängt noch mit den Bevölkerungsverhältnissen zusammen, wie sie die Spanier bei ihrer Eroberung des Landes antrafen. Noch jetzt sind die Indianer so überwiegend, mindestens 6 Millionen unvermischten Blutes, wovon etwa die Hälfte als wilde und räuberische Nomadenstämme die Gebirgsdistricte im N. bewohnt, daß durch sie vornehmlich der ethnische Charakter des Landes bedingt wird. Im volkreichsten Theile ist dies so sehr der Fall, daß der äußere Anblick des Landes noch wesentlich indianisch ist, mit Ausnahme einiger weniger großen Städte.

Von Mexico gilt in vollstem Umfange, was wir über die Bevölkerungsverhältnisse von ganz Centralamerika bemerkten, weßhalb wir hier nicht weiter darauf zurückkommen, zumal die Schilderung des Landes hinlänglichen Anlaß zu Streiflichtern auf die dortigen Zustände bietet. Was die Indianer anbetrifft, so ist die Sprachen- und Stämmezersplitterung unter ihnen sehr groß. Eine mexicanische Sprache gibt es nicht; wir haben uns vielmehr einen Sprachenconvler zu denken, dessen einzelne Idiome zu einander in einem noch weit entfernteren Verhältnisse stehen, als beispielsweise die germanischen Sprachen. Ein verdienstvoller Gelehrter, Don Manuel Orozco y Berra, hat die innerhalb des mexicanischen Gebietes gesprochenen Indianersprachen einer sorgfältigen Zählung unterworfen (Geografia de las lenguas y carta etnografica de México. México 1864. 8°.) und die riesige Zahl von 51 Idiomen mit 69 Dialecten constatirt; überdies führt er noch 62 ausgestorbene Sprachen an. Von dieser Gesammtsumme von 182 verschiedenen Mundarten gelingt es ihm jedoch nur, 35 mit 69 Dialecten in 11 Familien zu gruppiren, während 16 andere noch unclassificirt bleiben müssen. Bedenkt man, daß jeder Sprache ein eigener Indianerstamm entspricht, so können wir uns ein Bild

Digitized by Google

von der Volkszersplitterung in Mexico machen. Es würde zu weit führen, sämmtliche Stämme hier namentlich aufzuführen; wir begnügen uns mit der Aufzählung der allerwichtigsten unter ihnen, als da sind: Die Azteken. Sie herrschen in den Staaten Mexico, Puebla und Veracruz vor; Colonien davon bestehen in den Staaten Querétaro, Guanaruato, San Luis Potosi, Durango und Chihuahua; sie sind noch hier und da durch ganz Mittelamerika, sowie in Neu-Mexico und Texas bis zum 37.° n. Br. zerstreut und die Nachkommen jenes berühmten Geschlechtes, welches zur Zeit der Entdeckung Amerika's es auf dem Hochlande von Anáhuac zu einer sehr bemerkenswerthen, ureigenthümlichen und selbständigen Gesittung mit einem vollkommen ausgebildeten Staatswesen gebracht hatte. — Die Chichineken. Einzelne Familien dieses Stammes findet man in Querétaro und Guanaruato, wie z. B. die Pamos, Capuces, Samuës, Mayolias, Guamanes und Guachichiles; die zwei letzteren Zweige wohnen auch in Kalisco, nebst den Carcanes und Tenorquines; schwache Reste chichinekischer Stämme findet man noch in San Luis Potosi, Nuevo Leon und Tamanlipas. — Die Otomis sind in Mexico, Puebla, Michoacan, Guadalarara und Querétaro verbreitet. — Die Tarrascos bewohnen hauptsächlich Michoacan, wo sie einst die herrschende Nation gewesen; die Tarahumaras die Schluchten der Sierra Madre im Staate Durango und in Chihuahua vom 24. bis 30.° n. B. — Die Yaquis oder Hiaquis sind ein zahlreicher, friedliebender Volksstamm, in Sonora und Sinaloa längs den Ufern des Rio Hiaqui. — Die Apaches streifen in dem nahezu unbekannten Bolson de Mapimi, zwischen Durango, Chihuahua und Coahuila herum, erstrecken sich jedoch auch weit nach Texas und Neu-Mexico; mit Ausnahme einiger wenigen Stämme, welche ihre Hütten dorfartig zusammenbauen, um Mais zu pflanzen, sind die Apaches meistens Nomaden und Räuber. — Die Totonaques bewohnen die nordöstlichen Theile von Puebla, sodann Veracruz. — Die Mixtecos sind zahlreich in Oaxaca und theilweise in Veracruz. — Die Zapotecos bilden gleichfalls einen zahlreichen Stamm in Oaxaca; ehe sie noch von den Mexicanern unterworfen wurden, zeichneten sie sich durch eine besondere Cultur aus. A. v. Humboldt schreibt ihnen die Erbauung des Prachtpalastes Mitla in der Nähe von Oaxaca zu. — Die Tochiapanecos sind in Chiapas und theilweise auch im benachbarten Tabasco angesiedelt. — Die Mayas bewohnen die Halbinsel Yucatan und sind gleich den Azteken eines der wichtigsten Culturvölker Alt-Amerika's.

Auf der Halbinsel Alt-Californien wohnen: an der Südspitze die Pericues, dann die Monquis, zu welchen die Familien der Guayeuras und Coras gehören, die Cochimas oder Colimiës, die Laimones, die Utichitas oder Pehitis und die Icas. (Mühlenpfordt. Mejico. I. Bd. S. 208—12.)

Die Vertheilung der Bevölkerung in Mexico wird theilweise auch durch die eigenthümliche Bodengestaltung des Landes bedingt. Wie wir wissen, ist dasselbe im Ganzen ein gebirgiges Tafelland mit schmälern oder breiteren flachen Küstenrändern, von denen man stufenförmig zu dem ungeheuren Plateau hinansteigt, welches den größten Theil des Inneren einnimmt. Gewöhnlich befinden sich die mexicanischen Städte in der Ebene, die Straßen sind gerade und breit, und die einstöckigen Häuser mit ihren flachen Dächern und großen Hausthoren bilden einen sehr monotonen Anblick. Nur ein paar Züge verleihen beinahe jeder mexicanischen Stadt eine gewisse Bedeutung: die Kathedrale, wie die Plaza und die Alameda, der öffentliche Garten. Diese Gärten mit den Bäumen, Sträuchern und Blumen, in einer Pracht und Fülle, wie sie eben nur ein halbtropisches Klima hervorzubringen vermag, mit Fontainen geschmückt und zumeist mit großem Geschmacke angelegt, sind eine herrliche Stadtzierde. Der Paseo, eine schattige Promenade, ist gleich-

Digitized by Google

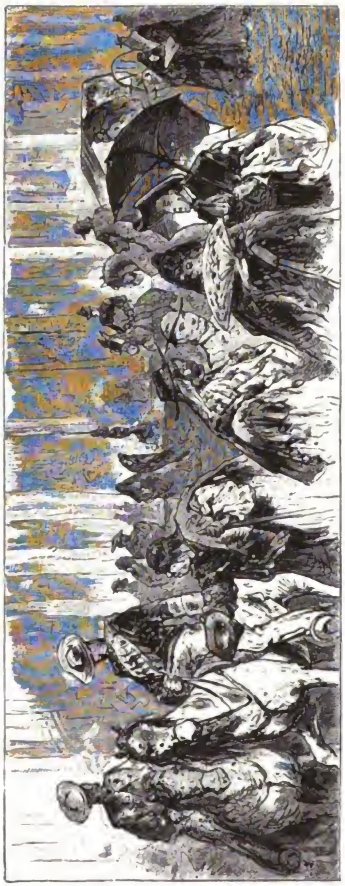
falls ein Schmuck der meisten Städte. Die Kathedrale ist meist kuppelförmig und reichlich mit Mosaik und bunten Ziegeln geschmückt. So stellen sich in den Grundzügen die mexicanischen Städte dar. Das Innere der Häuser, in das ein Thor an der Hauptfaçade führt, besteht aus großen luftigen Zimmern, auf eine Veranda hinausführend.

Die bevölkertste Stadt des Landes ist die Hauptstadt Mexico. Sie zählt 210,000 Einwohner, freilich das gräulichste Racengemisch in der ganzen Republik. Indianer und Mestizen bilden das Gros der Bevölkerung, doch lebt hier auch die bei weitem größte Zahl von Creolen. Unter der Menge von Fremden sind die zahlreichsten die Franzosen; nach ihnen kommen die Deutschen, die Italiener, Spanier, Amerikaner, Engländer, Schweizer und die Oesterreicher. Die Franzosen nehmen keine hohen socialen Stellen ein, sondern sind meist fleißige Gewerbsleute, die sich insgesammt eines fortschreitenden Gedeihens erfreuen. In Mousselinen und Calicos haben jüngst die Söhne der kleinen französischen Stadt Barcellonette alle ihre Rivalen aus dem Felde geschlagen. Die Deutschen monopolisiren zwar nicht den ganzen Handel der Capitale, stellen aber jedenfalls das größte Contingent zu den bedeutenden Handelsfirmen; auch Uhrmacher, Schneider und Hutmacher sind meist Deutsche oder Schweizer. Betrübend ist, daß nicht wenige Oesterreicher, Belgier und Schweizer unter den Léperos und Pordioseros zu finden sind. Die Bedeutung des Namens Léperos (Aussätzige) sowie die Beschäftigungen dieses Gesindels erinnern lebhaft an die einstigen Lazzaroni Neapels. Sie bilden das Proletariat der Städte und beträgt ihre Zahl in der Hauptstadt allein 30,000. Der Lépero ist zu allen Arbeiten zu gebrauchen, die weder Anstrengung noch Kenntnisse erfordern. Er stiehlt und spielt und weiß mit gleicher Virtuosität die Mandoline und das Messer zu handhaben. Sein Gewissen ist äußerst elastisch, denn er weiß, daß der Justiz leicht auszuweichen, die Kirche leicht zu versöhnen ist. In Beziehung auf Wohnung und Kleidung ist er ebenso genügsam wie der Indianer. Wenn er des Morgens erwacht, so weiß er in der Regel nicht, ob er während des Tages wie ein Reicher schwelgen kann oder wie ein Armer darben muß; er versteht aber sich in beide Extreme zu fügen und des Glückes Launen zu benützen oder umzustimmen. Einen sehr niedrigen Rang in der socialen Stufenleiter nehmen auch die Handwerker ein. Sie werden nicht höher als Taglöhner geachtet und sind auch in der That meist nicht mehr. Ihre Geschicklichkeit ist untergeordnet, ihr Lohn gering, ihre Nahrung schlecht, ihr Geschmack in Beziehung auf Vergnügungen derselbe wie bei den Indianern und Léperos.

Was den äußeren Typus der Mexicaner, besonders die vielgerühmte Schönheit der Weiber anbelangt, so findet man in mancher Stadt auch nicht Ein Gesicht, das nach unseren Begriffen schön oder auch nur hübsch zu nennen wäre. Neun Zehntel der Bevölkerung sind Indianer oder Mischlinge sehr verschiedenen Grades, von blaßgelber bis dunkel kupferbrauner Hautfarbe. Die Männer sind in der Regel wohlgebaut, groß und muskulös, die Weiber dagegen klein und schwächlich. Sie haben fast stets große schwarze Augen, auffallend weiße, regelmäßige Zähne und reiches rabenschwarzes Haar. Dies ist aber auch Alles. Häßliche Nase, großer Mund, vorstehende Backenknochen wiegen diese Reize sattsam auf. Natürlich gilt dies Gemälde nicht von den Frauen rein spanischer Abkunft. In den heißen Landestheilen erheischt das Klima eine sehr leichte Tracht. Die Weiber tragen daher gewöhnlich einen leichten, lebhaft gefärbten Unterrock, eine einfache camisa aus weißer Baumwolle, und

Digitized by Google

nur wenn sie weiter sich vom Hause entfernen, werfen sie noch den bekannten rebozo um Kopf und Schultern. Die Männer besserer Stände kleiden sich nur mehr selten in den charro, das alte Nationalcostüm, welches jedoch zum Reiten noch getragen wird. Die Toiletten der feinen Damenwelt lassen in der Provinz an Geschmack Alles zu wünschen übrig.



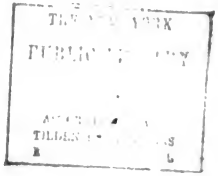
Promenade in Mexico.

Die wohlhabendere und reiche Classe liebt es, einen Luxus zur Schau zu tragen, der in den meisten Fällen in sinnlose Prahlerei ausartet. Dies gilt besonders von den Reitanzügen der Herren. Am Paseo erscheinen sie meistens zu Pferde und sind da immer im Nationalcostüm, während sie zu Hause oder zu Fuß auf der Gasse die gewöhnliche französische Kleidung tragen. Der große lichte Sombrero, der Hut mit steifer, breiter Krempe, welcher die Schultern überragt, mit Goldschnüren verziert, die dunkle Jacke mit den vielen kleinen Silberknöpfen, die reich in Gold und Silber gestickten Zapateros, welche über das gewöhnliche Beinkleid gezogen, von unten nur über das Knie reichen und mit einer Gurte um den Leib gehalten werden, sind sehr kleidsam, und ebenso geschmückt wie der Reiter ist sein kleines gedrungenes Pferd.

„Das ganze Leben der Mexicaner," sagt Gräfin Paula Kollonitz, „trägt den Stempel eines dolce far niente, nie sieht man sie geschäftig durch die Straßen eilen, nie ist ihre Zeit in Anspruch genommen. Sie stehen früh auf, die Damen gehen tief verschleiert in die Kirche, die Herren beginnen ihren Morgenritt. Nach dem Spaziergange auf der Alameda zieht sich alles in die Häuser zurück; gewöhnlich wird dann ein Bad genommen, wozu sowohl gut und reinlich organisirte öffentliche Bäder in allen Straßen der Stadt, als auch Badezimmer in allen Privatwohnungen dienen. Oft sieht man die Mexicanerinnen, das reiche Haar aufgelöst, das mantelartig ihre Schultern umwallt und beinahe bis zu den Füßen reicht, auf

Zubereitung der Tortillas in Mexico.

Digitized by Google


THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Digitized by Google

den Terrassen des Hauses auf- und niedergehen, um es trocknen zu lassen. Mit der Vollendung der Toilette vergeht langsam die Zeit; sind Kinder im Hause, so wird ihrem Spiel zugesehen, doch auch diese sind sanft und ruhig wie die Eltern. Nie sah ich so wohlerzogene Kinder wie dort; kein Lärmen, kein Streiten ist vernehmbar. Die kleinen Wesen scheinen sehr frühreif, entwickeln sich sehr schnell, sind meistens äußerst zart. Es ist schrecklich, wie viele Kinder, selbst in den reichen Familien, die ihnen alle Pflege angedeihen lassen könnten, zu Grunde gehen. Und es ist kein Wunder, wenn man die Art sieht, wie sie aufgezogen werden. Die Frauen sind meistens äußerst schwächlich, nichts in ihrer Lebensart konnte sie stärken und kräftigen. Sie heirathen mit vierzehn, fünfzehn Jahren; der Kindersegen ist sehr groß, fünfzehn, achtzehn Geburten von einer Mutter sind nichts Seltenes. Die Kinder kommen denn äußerst zart zur Welt, werden von den sehr zärtlichen Müttern meistens selbst genährt und schon vom frühesten Alter an wie die Puppen behandelt. Früh Morgens, wenn die Sonne eben erst aufgegangen ist und keineswegs noch die empfindliche Kälte der Nacht verscheuchte, die besonders im Schatten sehr fühlbar ist, sah ich die kleinsten Wesen zierlich gekleidet, mit nackten Aermchen und Hals, nach der Alameda tragen. Sie sind völlig jungen Indianermädchen anvertraut, und selbst in den reichsten Häusern ist es nicht Sitte, sie der Pflege erfahrener Frauen zu übergeben. Im zartesten Alter nimmt die Mutter sie mit zur Paseofahrt, die erst um 6 Uhr unternommen wird, und bei welcher ich nie den Mantel entbehren konnte, da die Kühle bei Sonnenuntergang sehr empfindlich ist, und doch saßen die Kleinen halbnackt an den offenen Wagenfenstern, und die unvernünftige Liebe der Eltern opferte schon da, gedanken- und bewußtlos, die Gesundheit ihrer Kinder der Eitelkeit. Wenn sie heranwachsen, besuchen sie während mehrerer Stunden des Tages Schulen und Pensionate. Ich besichtigte solch eine Schule und sprach mit der Vorsteherin derselben, einer französischen Klosterfrau, die mit mehreren Ordensgenossinnen den Unterricht der Mädchen leitete. Sie versicherte mich, sie hätte nie so gelehrige, folgsame, gut geartete Kinder gesehen wie hier. «Chez nous ce sont de petits diables, mais ici, ce sont de petits anges,» sagte sie. Aber schon in so jungen Jahren fehlt eine gewisse Offenheit, ein wahrhaft kindliches, rückhaltsloses Wesen. Die Intelligenz, die sehr früh erwacht und bei Kindern von zwei bis drei Jahren oft schon staunenswerth ist, erreicht schnell eine gewisse Höhe, aber dann bleibt sie in der Stagnation. «A douze ans, ils n'avancent plus,» sagte mir die Klosterfrau, eine prächtige, rührige, energische Frau mit einem männlichen Wesen und einem recht warmen, menschenfreundlichen Herzen. Mit acht, neun Jahren sitzen die armen Kinder, die Köpfchen mit künstlichen Blumen geschmückt, mit dem Schlaf kämpfend in der Oper, die bis Mitternacht dauert. — Viele sterben sehr jung, die andern, vorzüglich die Frauen, führen das Leben einer Glashauspflanze. Zwischen zwölf und ein Uhr wird ein zweites Frühstück eingenommen, das meistens aus Nationalspeisen besteht. Bei Arm und Reich spielen die Tortillas und Frijoles eine große Rolle. Erstere sind ein aus geriebenem Mais verfertigtes Backwerk in der Form einer dünnen Scheibe, tellergroß, weich und geschmacklos. Dieses vertritt bei der unteren Classe die Stelle des Brodes; leicht gerollt wird es von dieser auch als Löffel benutzt, und die Frijoles werden mit demselben herausgeschöpft und gegessen. Frijoles sind kleine schwarze Bohnen, die besonders in der Gegend von Veracruz sehr gut gedeihen, lange gekocht die Farbe von Chocolade annehmen und eine gute und schmackhafte Nahrung bieten. Ragout von Truthühnern (guajolote) mit Chile, einer Art Pfeffer, und Tomaten, Paradiesäpfeln, bereitet, ist eine Lieblingsspeise. Mit Maismehl gemischt und in Maisblätter gewickelt, in Dunst gekocht, bildet es die beste Speise des Landes, die Tamales. Im Ganzen ist die Kochweise Mexico's eine unserem Magen wenig zusagende. Schweinefett wird bei allen Speisen, auch den süßen, in großer Menge verwendet. Eine gute Suppe ist eine beinahe unbekannte Sache. Der Kaffee, der in sehr vorzüglicher Sorte wächst, wird so schlecht bereitet, daß er beinahe ungenießbar ist, hingegen ist die Chocolade, stark mit Zimmt versetzt, sehr gut und wird viel getrunken. Die Nachmittagsstunden vergehen im Empfang und der Erwiderung von Besuchen; nie sah ich ein anderes Buch in der Hand einer Dame als das Gebetbuch, nie eine Arbeit. Briefe schreiben sie, doch meist mit ungeübter Hand. Die Ignorauz ist eine völlige, sie haben auch nicht den geringsten Begriff von Geographie und Geschichte. In Europa gibt es

Digitized by Google

für sie nur Spanien, woher sie stammen, Rom, wo der Papst herrscht, und Paris, woher ihre Kleider kommen. Von anderen Ländern, anderen Nationen haben sie keine Ahnung." (Gräfin Paula Kollonitz. Eine Reise nach Mexico im Jahre 1864. Wien 1867. 8°. S. 130—134.)

Indeß sieht es auch beim männlichen Geschlechte, wenigstens bei den niederen Volksclassen, ziemlich traurig aus, und es ist sehr zu bezweifeln, ob drei Viertel der Nation überhaupt lesen und schreiben können. Das ganze Volk ist streng katholisch von jener eigenthümlichen Färbung, welche das romanische Amerika charakterisirt. Die Gebildeten nämlich machen zwar die äußerlichen Ceremonien der Kirche mit, glauben aber im Innern sehr wenig oder gar nichts; in den unteren Schichten herrscht dagegen blinder Aberglaube, verstärkt durch manche indianische Anschauung. Dieser Theil des Volkes gehorcht mit blinder Anhänglichkeit seinen Priestern, trotz der strengen Gesetze, womit in den letzten Jahren der Einfluß des Clerus von Seiten der Regierung bekämpft wurde. Noch im Jahre 1874 konnte in Mexico eine wahrhaftige Hexenverbrennung vorfallen. Wenn mitunter von den Fortschritten des Protestantismus in Mexico berichtet wird, so bezieht sich dies lediglich auf die freiere Bewegung, deren sich die fast ausschließlich aus Fremden bestehende protestantische Gemeinde in Folge der jetzigen Gesetzgebung erfreut. Kein Völkerkundiger wird sich je dem Wahne hingeben, daß es der Protestantismus in Mexico weiter als bis zu einigen wenigen Adepten bringen könne.

Auffallend und charakteristisch ist die totale Indolenz und Energielosigkeit des Volkes, die zum Theile in der herrschenden Unsicherheit und den beständigen Pronunciamentos ihre Ursache findet. Der Mangel an Straßen und brauchbaren Verkehrswegen trägt das Seinige zu diesem Zustande bei, indem er das Guerrilla-Wesen fördert und die Verfrachtung der Bodenerzeugnisse erschwert. Der Handel ruht daher völlig in den Händen von Ausländern, meist deutschen Kaufleuten; die Eingeborenen ziehen es vor, die Guerrilleros zu spielen und dadurch zu Rang und Ansehen zu gelangen. Das Volk hat sich an Plünderung und Mord schon so gewöhnt, daß ein Mexicaner, wenn er von einem Raubanfall mit tödtlichem Ausgang hört, höchstens sagt: Pobrecito! que desgracia! (Der Aermste! welches Unglück!) Dies ist Alles. Strafe finden Räuber und Mörder um so weniger, als sie mit den Behörden oft auf gutem Fuße stehen, ja diesen Dienste leisten können. Eine Menge Menschen in Mexico sind entschlossen, in der einen oder der anderen Weise vom Reisenden zu leben, als Räuber oder als Beschützer, wenn er sie gehörig bezahlt. Dennoch muß man sagen, daß die Raubanfälle in der Regel unblutig enden, denn die Mexicaner leisten den Räubern nie oder nur selten

Digitized by Google

Widerstand. Wer zu Pferde reist, nimmt nur wenig Gepäck mit und läßt sich gutwillig um die wenigen Pesos erleichtern, die er vorsorglich zu sich steckt, um den Schlägen zu entgehen, die unfehlbar jenen erwarten, der frech genug ist, kein Geld bei sich zu haben. Im Uebrigen sind alle Briganten feig und halten sich an das alte spanische Sprichwort: la pintura y la pelea, desde lejos las ojea. (Gemälde und Schlachten muß man von ferne betrachten.) Es ist indeß angenehm, zu hören, daß im Allgemeinen das Räuberunwesen etwas abgenommen hat.

Durch die altspanische Höflichkeitsphraseologie, die in Mexico noch üblich, wird wohl noch ein gewisser äußerer Anstand gewahrt, auch zeitweilig geistige Unbedeutendheit und hohle Blasirtheit dem Uneingeweihten damit verhüllt. Zersetzend auf das Familienleben müssen die beständigen Pronunciamentos (öffentliche Kundgebungen gegen die bestehende Regierung) wirken, sowie die politischen Coterien, die daraus entstehen, die ewigen Eifersüchteleien und Zänkereien, die sich da ergeben, wo es sich um kleinliche Zwecke und kleinliche Mittel handelt. Ein besonders unheilvoller Einfluß ist dem Glücksspiele zuzuschreiben, dem sogenannten Monte, dem Nationalvergnügen und Nationallaster der Mexicaner.

Dasselbe ist so ziemlich bei allen Classen populär und regt sie zu wilder Leidenschaft auf. Nicht selten geschieht es, daß auf eine Karte das ganze Vermögen, der Verdienst eines ganzen Jahres gesetzt wird. Natürlich wird das mühelos Erworbene wieder leichtsinnig verpraßt, während der schwer zu ersetzende Verlust häufig zu den schlimmsten Unthaten führt. Einige Orte in der Nähe der Hauptstadt leben fast ausschließlich vom Monte-Spiel und ohne dasselbe kann kein öffentliches Fest gefeiert werden. Häufig genug hat der glückliche Spieler seinen Gewinn gegen ihm auflauernde Räuber zu vertheidigen und seine Erfolge mit dem Verluste seines Lebens zu bezahlen.

§. 33. Die Halbinsel Californien.

Da die große Halbinsel Californien oder Unter-Californien (Braxa California) ein in sich völlig abgeschlossenes Ganzes bildet, so sei ihrer hier zuerst gedacht, ehe das übrige mexicanische Festland geschildert wird.

Die Grenzlinie mit den Vereinigten Staaten beginnt an der Küste der Südsee, 8 Stunden von S. Diego, in einer einsamen traurigen Wüste, Initial Point genannt, unter dem 33.° n. Br. und zieht sich östlich nach der Küste des californischen Meerbusens nach Fort Yuma am Einflusse des Rio

Digitized by Google

Gila in den Rio Colorado. Im S. endet die Halbinsel bei den Vorgebirgen Palmas (23° 30′ n. Br. und 109° 40′ w. L. v. Gr.) und S. Lucas, deren sandige Ausläufer, mit Felsentrümmern bedeckt, prächtigen Muscheln zur Wohnstätte dienen. Sanft rollen die Wogen über die Böschung, die Meerkresse in den Felsspalten befeuchtend und die Stille der weiten Küste belebend. Obwohl unter derselben Breite wie Sinaloa und Sonora liegend und davon nur durch den verhältnißmäßig schmalen Meerbusen getrennt, ist dies Land in klimatischer Beziehung doch gänzlich von den zwei obengenannten Staaten verschieden. Von zwei Meeren bespült, deren eines, bis zum Pole reichend, bald kalte, bald warme Winde zuführt, je nachdem sie von N. oder vom Aequator her wehen, während das andere von Land umschlossen, stets lau und bewegt ist, — vereint Californien dem Anscheine nach alle Bedingnisse eines feuchten Landes. Man kann daher sich mit Recht über dessen auffallende Trockenheit und Dürre verwundern. Diese ist die einzige, aber unabwendbare Ursache der Armuth der Gegend, deren spärliche Einwohner ihren größten Reichthum im Besitze einer Quelle suchen und dem Geräusche des niederfallenden Regens mit Wonne lauschen. Im Sommer bemerkt man allerdings Wolken, welche sich über dem Ocean bilden; allein sie ziehen, ohne einen Regentropfen zu verlieren, über die Halbinsel hinweg, der Cordillere zu, wo sie sich im ergiebigsten Maße ergießen. Die Kahlheit des Bodens und dessen Erhitzung, eine unmittelbare Folge der ersteren, scheinen größtentheils Schuld an dem Mangel an Regen zu sein, nach dem alle lebenden Wesen lechzen. Im Allgemeinen ist das Klima der Halbinsel ziemlich gleichmäßig, temperirt und gesund; doch ist die Hitze während der Sommerzeit in den südlichen Theilen etwas höher und erreicht in den Ortschaften San Antonio und San José del Cabo als Maximum 25°,78 R., fällt aber im Winter nie unter 12°,44—47°,67 R. Es ist vorzüglich der gebirgige Theil des Landes, welcher das Privileg eines ewigen Frühlings zu haben scheint, denn seine kleinen Thäler sind beständig mit dem frischesten Grün bekleidet.

Nach ihren topographischen Grundzügen zerfällt die Halbinsel von Unter-Californien in drei deutlich unterschiedene Theile; das nördliche und das südliche Ende haben Vieles mit einander gemein, während der mittlere Theil von beiden differirt, wenn auch einige seiner Charakterzüge zugleich mit den geologischen Bildungen sich in den nördlichen Theil fortsetzen. Wie gewöhnlich hängt die Gestalt des Landes mit seiner geologischen Structur eng zusammen.

Digitized by Google

Das S.-Ende der Halbinsel, bis zur Bay von La Paz (24° 30′ n. Br.) hinauf, besteht fast ganz aus einer Granitmasse. Von da nordwärts bis in die Gegend von San Borja, einer verlassenen Missionsstation unter 29° n. Br., findet man ungeheure Lager von tertiärem Sandstein, stellenweise überlagert von dünnen Schichten aus der postpliocänen Zeit. Beide werden hier und da von vulcanischen Gesteinen bedeckt. Nur 2—3 Durchbrüche von Granit kommen vor, und wenige vulcanische Piks unterbrechen die Einförmigkeit der Höhenzüge. Nördlich von San Borja erscheint der Granit wieder, begleitet von viel vulcanischem Gestein, und während die älteren tertiären Sandsteine verschwunden sind, nehmen postpliocäne Schichten oft ausgedehnte Gebiete ein. Dieser Charakter bleibt unverändert bis Los Angeles in Ober-Californien.

In der südlichen Section besteht die Granitmasse aus einer nahezu von N. nach S. gerichteten Bergkette, die beim Cap San Lucas beginnt und in der Nähe von La Paz endet. Ihr höchster, San Lazaro genannter Gipfel ist ein scharf zugespitzter Berg von vielleicht 1800—1900 M. Er liegt ungefähr 50 Km. nördlich von dem Cap und von ihm gehen verschiedene Ausläufer nach allen Richtungen, besonders an der O.-Seite. Zwischen dieser Bergkette und der O.-Küste erheben sich niedrige Höhenzüge, die schönsten und fruchtbarsten, in dem ganzen Reichthum einer tropischen Vegetation prangenden kleinen Thäler einschließend. Mehr als die Hälfte der Bevölkerung des Territoriums findet sich in dieser Region; hier liegt auch die Hauptstadt La Paz, an einer tiefen Bucht des californischen Golfes, den die Spanier wohl auch mar vermejo (rothes Meer) nennen. Die meisten Thäler haben die Richtung von N. nach S. und das größte ist das von S. José del Cabo, welches eine Länge von 40 Km. hat und sich an der Küste bei dem gleichnamigen Dorfe öffnet. Selbst hoch oben in den Bergen findet man Thäler, die hinsichtlich ihrer Größe sowohl wie ihrer Fruchtbarkeit nicht zu verachten sind. In diesen Bergen liegen alle irgend werthvollen Bergwerke von Nieder-Californien. In der mittleren Section der Halbinsel wird das Verschwinden des Granits von einer entsprechenden Veränderung der topographischen Gestaltung begleitet. An der W.-Küste zieht sich eine lange Ebene hin, die gegen O. allmählig ansteigt, bis sie plötzlich mit einem Steilrande endet, der im Allgemeinen parallel mit der Küstenlinie des Golfes läuft, 24—32 Km. von ihr entfernt. Am Fuße dieses 900—1200 M. hohen Randes folgen fruchtbare, meist kleine, aber zur Production aller tropischen Früchte und der meisten Nahrungspflanzen gemäßigter Klimate geeignete Thäler. Auch auf der pacifischen Seite, an der Magdalena-Bay, und nördlich davon liegt eine 2600 □Km. große Gegend, die durchweg zu Ackerland benutzt werden könnte. Das ganze Hochplateau dieses Gebietsabschnittes ist kahl, aber in vielen der tiefen Schluchten, welche es in Menge durchziehen, gibt es weite fruchtbare Strecken. Hier wird Wein erzeugt von hellrother Farbe, etwas säuerlich und viel besser als jener in Ober-Californien. Westlich und nordwestlich von S. Ignacio dehnen sich weite Ebenen aus, die vollständige Wüste sind und von einer kleinen, isolirten, mit der W.-Küste parallel laufenden Hügelkette begrenzt sind. Nordwärts von San Borja verschwindet die tafelförmige Beschaffenheit des Landes zum großen Theil. Die Bergkette an der O.-Seite setzt sich mehr oder weniger ununterbrochen und nahezu parallel mit der Küste fort, bis sie sich endlich in der Ebene verliert. Dagegen tritt an der W.-Seite eine neue Erhebungslinie auf und wird, allmählig an Bedeutung wachsend, schließlich das Rückgrat der Halbinsel. (Petermann's Geographische Mitth. 1868. S. 274—275.)

Die bedeutendste Höhe der Halbinsel ist der Pic de la Giganta. Der Gipfel besteht aus vulcanischem Gestein, obgleich kein Zeichen früherer vulcanischer Thätigkeit, kein Krater oder Auswurfproduct erscheint. Die Seitengehänge sind kalkhaltig, von reichen Kupfergängen durchschnitten, welche theilweise bergmännisch bearbeitet werden, namentlich in dem Revier Loreto. Zwischen den Buchten Mulegé und los Angeles liegt eine andere bedeutende Berggruppe, bekannt unter dem Namen der drei Jungfrauen (las tres

Digitized by Google

virgenes), welche sich 2700—3000 M. (?) über den Meeresspiegel erhebt. Die Natur des Gesteines ist vulcanisch, die Gipfel sind abgestumpft mit Einsenkungen früherer Krater. In einigen finden sich Solfataren. Die Seitengehänge bestehen aus Sand, Laven und Basalt.

Nieder-Californien hat sehr wenige Flüsse und keinen, den man auf dem Festlande so nennen würde. Keiner könnte für die Schifffahrt nutzbar gemacht werden, obwohl mehrere von 6 und mehr Meter Breite vorkommen. Eine nicht ungewöhnliche Erscheinung ist das gänzliche Einsinken und Verschwinden eines Baches in seinem Bette, was der porösen Beschaffenheit des Sandes, über den er läuft, zuzuschreiben ist.

Einer oder zwei der zahlreichen Häfen an der Küste sind bestimmt, noch eine wichtige Rolle im Handel des Großen Oceans zu spielen. Magdalena-Bay, der beste von ihnen, steht an Größe, Tiefe und Geräumigkeit kaum dem prachtvollen Hafen von San Francisco nach. Diese Bay, wie die Scammon-Lagune und die San Ignacio-Bay, sind treffliche Walfischgründe, die seit mehr als einem Duzend Jahren zahlreiche Walfischfänger angezogen haben. Nutzholz jeder Art ist selten, obwohl es Eichen und Tannen auf den Granitbergen im S. gibt. Mesquit- und andere Akazien findet man fast in allen Thälern und beinahe überall geben die Palmen ein brauchbares Baumaterial in Fülle ab. In den reizenden und malerischen Thälern bedecken wilde Rosen die Ränder der Bäche, aller Anbau liefert guten Ertrag, selbst der des Zuckerrohrs; Orangen, Mamey, Sapoten (Achras zapota) gedeihen vortrefflich, und näher dem Meere Cocos- und Dattelpalmen. An den Felsen und trockenen Stellen sind Agaven und Cactus in vielen Arten verbreitet, einige darunter mit vortrefflichen Früchten.

Die Bewohner Unter-Californiens sind ein ehrliches träges Völkchen, vegetirend in ihrer Abgeschlossenheit, unbekannt mit Allem, was draußen in der Welt vorgeht. Die gesammte Bevölkerung beträgt vielleicht nicht über 6—8000, nach anderen Angaben 10—15,000 Köpfe, und ist eine Mischlingsrace aus spanischem und indianischem Blute, wobei letzteres jedoch sehr vorwiegt. Die Männer sind groß, schlank und beweglich, die Frauen zeichnen sich durch Schönheit und einfache Sitten aus. Ausländer befinden sich etwa 600 im Lande: Deutsche, Franzosen und vorzüglich Nordamerikaner — fast alle in dem Betrieb der reichen Bergwerke beschäftigt, welche in den letzten Jahren mit großem Gewinne von amerikanischen Compagnien bearbeitet worden.

In dem ganzen Gebiete der Halbinsel findet sich keine feste Niederlassung von Indianern. In den Monaten April und August kommen von der gegen-

Digitized by Google

überliegenden Küste des Golfes einige hundert Indianer des Jaquis- und Magastammes, welche an den Ufern der Bucht von Pechilinque kleine Zeltdörfer aufschlagen, um die Perlenfischerei zu treiben. Sie legen ihre temporäre Niederlassung an dem ganzen Gestade von der genannten Bucht bis zur Insel St. Marcos an, die durch ihren schönen Alabaster berühmt ist. Vor der Ankunft der Spanier lebten indianische Stämme im Land, und zwar im nördlichen Theile die Maricopas, im südlichen von der Bucht von Mulegé und La Paz bis zu den Vorgebirgen St. Lucas und Palmas die Chichimecas. Nach Ankunft der spanischen Eroberer flohen sie über den Golf in das Hochgebirg von Sonora und Chihuahua, wo ihre Nachkommen noch viele ihrer ursprünglichen Gewohnheiten bewahren.

Die Gestade der Halbinseln nach der Südsee haben nicht eine größere Ortschaft aufzuweisen: in den Buchten von Magdalena, San Quintin und Todos Santos finden sich einige Gehöfte, deren Bewohner Viehzucht treiben. Das öde Gebirge durchstreift das wilde Schaf und der Steinbock, der californische Hirsch und andere Wiederkäuer, welche zwischen Klippen und Dornen den bitteren Cytisus abweiden. Der Nordgrenze nahe liegt westlich der Hafen von St. Diego mit 500 Einwohnern, die Mission St. Thomas mit 250 und die Weingärten von Comandu, welche nicht über 300 Einwohner zählen. Dem Golfe näher, zwischen den Buchten von Angeles und Mulegé, an den Seitengehängen des Gigantabergs, liegt der Bergwerksort Loreto mit 400 Einwohnern. Gegenüber, nicht ferne östlich vom Strande, die Insel Carmen, 14 Stunden lang und 4 breit. Die tägliche ziemlich starke Fluth überströmt das flache sandige Ufer bis zum schwarzen Basaltkamm in der Mitte der Insel, die Verdunstung des Wassers hinterläßt eine blendendweiße Salzdecke, die ganz einem Schneefelde gleicht. Die Regierung von Californien verpachtet jährlich diese natürliche Saline, deren Ertrag eine Haupteinnahme des Staates bildet. Nach der Cortesbucht hin und weiter nach der Bay von St. Luis und der Isla rasa erstreckt sich der Archipelagus von Loreto oder der Felseneilande von St. Georg. An hohen Klippen von Granit und Porphyr bricht sich die Brandung, aber es fehlt das süße Wasser, da Jahre vergehen ehe ein Regen fällt. Dort nisten zahllose Heerden Seevögel, durch welche große Lager von Guano gebildet sind. Aber trotz des milden Klima's und des stets klaren Himmels sind diese Inseln dürr und unfruchtbar.

In der Bucht von Mulegé liegt das Städtchen Mulegé, mit etwas über 1000 Einwohnern. Vor der Bucht in Sicht der Stadt dehnt sich die Insel Santa Inés aus; sie ist flach und gewellt von Sandhügeln, zwischen welchen endlose Schaaren von Seevögeln ihre Brutstätten haben. Auch Seehunde und Seekühe suchen das flache Gestade. Dort bilden sich diese mächtigen Ablagerungen phosphorhaltiger, ammoniakalischer Stoffe, welche unter dem Namen von Guano verladen werden und dem Ackerbau ferner Länder zugute kommen. Es ist ein eigenes Schauspiel, gegen die Abenddämmerung diese endlosen Schaaren von Seevögeln heranziehen und sich zwischen den Sandhügeln niedersenken zu sehen. Bei dem Grauen des Tages erheben sie sich mit fröhlichem Geschrei und ziehen in weite Fernen der Nahrung nach. Am meisten Lärm machen die Möven, weiße und graue (Larus ridibundus). Der plumpe Pelikan stürzt sich in die Fluth, um mit Sicherheit einen Fisch in dem weiten Kehlsack zu bergen, Strandläufer aller Art beleben das Gestade, während Reiher, Recurvirostra, Ibis und Tantalus gravitätisch die rückströmende Welle zum Fange der Mollusken verfolgen.

Die Hauptstadt der Halbinsel, La Paz, liegt in schöner Bucht, in welcher Hunderte von Schiffen Raum finden, und ist der einzige Hafen, welcher dem auswärtigen Handel geöffnet ist. Hier legen die Dampfschiffe von San Francisco an, die nach Mazatlan und Guaymas steuern, sowie viele Segelschiffe, welche Waaren nach verschiedenen Häfen der Südsee bringen. Die Stadt hat 2000 Einwohner,

Digitized by Google

fast alle spanischer Race und einige Familien Ausländer. Die Straßen sind gerade und breit, durch eine Doppelreihe dichtbelaubter Eschen beschattet. Die Häuser sind alle von solidem Steinbau mit Ziegeldach, die meisten nur Erdgeschoß, weiß getüncht mit grünen Jalousien. Gerühmt ist mit Recht die Schönheit der Frauen und ihre Liebenswürdigkeit, sowie ihr musikalischer Sinn: aus vielen Häusern tönt in der milden Sommernacht geübtes Spiel auf dem Piano. Die Gebäude umschließen gewöhnlich im Viereck einen Hofraum (die altrömische Bauart), welcher in zierliche Blumengärten verwandelt ist, umschlossen von offener Veranda.

Zwanzig Stunden südlich von La Paz liegt der kleine Ort San Antonio, acht Stunden vom Meer, an dem O.-Abhange des Gebirges, mit etwa 400 Einwohnern. Bergbau ist hier das einzige Geschäft, bedeutende Gewerkschaften beuten die Menge reicher Silbergänge aus, und großartige Gewinne wurden in jüngster Zeit gemacht. An Ort und Stelle werden die wenigsten Erze verarbeitet, weil ihre Zugutmachung in Folge der Mischung von Arsenik und Antimon schwierig ist, aber sie werden verschifft und nehmen den Weg um das Cap Horn selbst nach Hamburg, um in Freiberg verschmolzen und verquickt zu werden. Durch die Entdeckung der unterirdischen Schätze hat Californien bedeutend an Wichtigkeit gewonnen. In verschiedenen Ausläufern des Gebirges nach dem Golfe wurden mächtige Silbergänge erschlossen, zum Theil in kurzer Entfernung vom Meere, das hier so guten Ankergrund bietet, daß die Schiffe dicht am Lande anlegen können. Außer Silber findet sich Kupfer und Blei, und in jüngster Zeit wurden auch reiche Goldfelder in höheren Thälern entdeckt. Verfolgt man die Küste weiter südlich, so gelangt man zu dem reizenden Thal von San José del Cabo, in dessen Mitte das Städtchen San José mit 1800 Einwohnern liegt. In dem oberen Theile des Thales entspringt ein reichlicher Quell des reinsten Wassers, welcher die Felder und Gärten bewässert. Nach dem Golfe hin ist die Aussicht offen und die frische Seebrise mildert die Wärme, welche durch den Reflex der Sonnenstrahlen von dem dürren Gebirge gemehrt wird. Das Städtchen liegt in einem Walde von Orangebäumen, über welche Cocospalmen ihre zierlichen Wedel erheben. Diese wahrhaft tropische Vegetation erstreckt sich thalaufwärts zum Fuße des Gebirges, wo das Dörfchen San Juan del Cabo das Panorama abschließt; belebt überall durch den Gesang der Spottdrossel (Turdus polyglotta) und das Geplauder der californischen Elstern verschiedenen Gefieders.

In dem 40 Wegstunden langen Küstenstrich von San Antonio bis San José del Cabo wird vorzugsweise Landbau und Viehzucht betrieben. Ueberall wo Quellen und kleine Bäche Wässerung gestatten, wird Zuckerrohr, Reis und Frijoles (schwarze Bohnen) gebaut, weiße Häuser glänzen überall aus Baumgruppen, und ihre Bewohner lieben es, durch Blumengärten ihre Siedelung zu schmücken. Die Viehzucht wird in großem Maßstabe betrieben, die Höhen liefern nahrhafte Gräser und Cactus (cereus), welche das Rindvieh auch in dürren Einöden nähren; das Schlachtvieh aus dieser Gegend ist besonders gesucht und die Käse gelten für die besten im Lande. Von San José del Cabo bis Cap Lucas (10 Stunden Weges) ist die Küste felsig und öde, und nur belebt durch die Menge großer Stelzvögel, welchen der Strand reichliche Nahrung liefert. Hier hauset der Riesenreiher, der rothe Löffelreiher (Platea), der purpurfarbige Ibis, der Tantalus und viele andere Vögel der Familie der Grallae. Der schwarze Adler horstet im Gebirge, an dem Ufer der Fischaar. Die See ist überaus fischreich, und an dem Südende der Halbinsel zwischen den beiden Vorgebirgen Palma und Lucas wird das sandige Gestade von der Riesenschildkröte und der kleinern besucht, welche das Schildpat liefert. Riesige Sepias nährt dieses Meer, Haie von ungewöhnlicher Größe und Schwertfische. An den völlig öden westlichen Küsten sonnen sich in Menge Seelöwen und andere Cetaceen, und die Secotter wird ihres geschätzten Felles wegen ein Gegenstand der Speculation von nordamerikanischen Jägern. Außerordentlich ist endlich der Reichthum der Küste an prächtigen Muscheln, von welchen die meisten noch unbeschrieben sind. Die Perlenmuschel findet sich an vielen Stellen, auch die Purpurschnecke, die zur Seidenfärberei benutzt wird.

Digitized by Google

§ 34. Charakteristik des mexicanischen Festlandes.

Sehr verschieden ist das Bild, das sich dem Wanderer entfaltet, wenn er an einem der vielen Punkte der atlantischen Küste Mexico's landet. Hier ist es ein heißer Sandgürtel, da eine von Korallenbänken eingeschlossene Bay, dort eine versandete Bucht an der Mündung eines träge sich hinwälzenden Flusses. Nicht viel anders ist es an der dem pacifischen Oceane zugekehrten Küste, von welcher wir die verschiedenen Terrassen hinanklimmen wollen, um das Hochplateau zu erreichen, auf dem die Hauptstadt liegt. Die zwei wichtigsten Hafenplätze der mexicanischen W.-Küste sind das glühend heiße Acapulco und das nördlichere Mazatlan.

Die Hafenstadt Mazatlan liegt genau unter dem Wendekreise des Krebses, und Alles mahnt hier daran, daß man in die Tropenzone eintritt, am meisten die intensiv steigende Hitze. Vom Meere aus gesehen, bietet Mazatlan, von hohen Palmen und riesenhaften Bananenbäumen beschattet, einen malerischen Anblick, den ein Gang durch das Innere der Stadt gründlich zerstört. Die Bevölkerung beziffert sich mit etwa 20,000 Köpfen, vorwiegend Mestizen; in den besseren Vierteln wohnen Abkömmlinge von echt spanischem Blute, weiter draußen aber reine Indianer.

Von Mazatlan setzen wir in Gesellschaft des Hrn. John Lewis Geiger, des modernsten Berichterstatters über Mexico (A Peep at Mexico: a narrative of a journey across the Republic from the Pacific to the Golf in December 1873 and January 1874. London 1874 8°) mittelst Dampfer nach Manzanillo fort. Manzanillo liegt in 19° 6′ 45″ n. Br. und 104° 32′ 10″ w. L. v. Gr. an einer schönen, kreisrunden Bucht, die ringsum in üppigster Vegetation strotzende Hügel umgeben. Unmittelbar hinter denselben erstreckt sich, mit dem Meeresufer fast parallel, die Brackwasserlagune von Cuyutlan. Der Hafen Manzanillo's ist ausgezeichnet und so tief, daß die größten Schiffe hier ankern können, am Eingange frei von Barren oder Riffen. Die Stadt dient auch als Hafen für Colima und einige kleinere Orte des Binnenlandes; der Handel ruht aber ausschließlich in den Händen dreier Hamburger Firmen. Manzanillo ist im höchsten Grade ungesund und die Hitze hier sprichwörtlich, das Wasser im allgemeinen schlecht. März und April, das Ende der trockenen Jahreszeit, sind in Manzanillo am gefährlichsten, weil dann die nahe Laguna de Cuyutlan nur stinkende Wassertümpel enthält. Wechselfieber, hier calentura genannt, ist an der Tagesordnung und verschont auch die Einheimischen nicht; obwohl selten tödtlich, sind seine Wirkungen doch ungemein schwächend. Gegen die üblen Einflüsse des schlechten Wassers schützt zum Theil die agua fresca, ein Gemisch von Wasser und Zucker, dem verschiedene Früchtensäfte beigesetzt werden. Die Häuser sind hier, wie in ganz Mexico, nach einem gleichförmigen Plane aus Adoben (an der Luft getrockneten Ziegeln) gebaut und oft mit Stroh bedeckt. Sie bilden ein Viereck mit einem Hofraum darin, nach welchem alle Gemächer sich öffnen, eine sehr bequeme Einrichtung in einem Lande, wo Schatten in freier Luft unumgänglich nöthig ist.

Die Reise nach Colima geschieht zuerst auf einem kleinen Dampfer auf der Laguna de Cuyutlan, der indeß nur vier Monate des Jahres hier verkehren kann, weil in Folge der rapiden Verdunstung sonst nicht genug Wasser in der Lagune vorhanden ist. Sie ist 64 Km. lang, 6½—16 Km. breit, von der See nur

Digitized by Google

Vulcan von Colima.

durch einen schmalen mit Mangrove-Dschungel bedeckten Streifen Landes getrennt, und sehr reich an Alligatoren, die sich in den stagnirenden Gewässern mit ihrem grünlichbraunen Schleim sehr behaglich fühlen, wie nicht minder die Schaar der hier hausenden Wasservögel, als zahllose Entenarten, Reiher, Bachstelzen, Pelikane, Flamingos, Strandläufer und Königsfischer. In der Luft schwirrten Habichte, dunkelblau glitzernde Schwalben und Myriaden von Insecten. So wie man sich dem SO.-Ende der Lagune nähert, hört das Mangrove-Dschungel auf, und taucht im Hintergrunde über den Häuptern von Oelpalmen hinweg der schneebedeckte Volcan de Colima majestätisch auf. In Cuyutlancillo, dem Landungsorte am SO.-Ende der Lagune, muß man Maulesel besteigen, um die Reise nach Colima fortzusetzen. Die Treiber, Mozos, tragen das gewöhnliche mexicanische Costüme, weiße oder blaßrothe Wollenjacke und lederne, vom Knie abwärts aufgeschlitzte Beinkleider, am Kopfe den wuchtigen Sombrero aus Palmstroh oder Filz, der aber gegen die mächtigen Sonnenstrahlen trefflichen Schutz gewährt. Sandalen aus starkem Leder vervollständigen den überaus zweckmäßigen Anzug.

Der Weg von Cuyutlancillo nach dem 13 Km. entfernten Paso del Rio de la Armeria führt durch Waldungen von fast undurchdringlichem Unterbusch; Kriechpflanzen winden sich hier an jedem Stamm empor, und unter den zahlreichen Cactusarten bemerkt man den großen Orgelcactus. Glänzend gefiederte Vögel, hauptsächlich buntfarbige Papageien, beleben diesen Wald der tierra caliente. Weiterhin gegen den Fluß wird die Gegend offener, wilde Truthähne, eine Art Rebhuhn, eine Menge Buzzarde, Schwalben und Geier dienen zur Staffage der Landschaft, in der sich inmitten der Bananen-, Orangen- und Wassermelonenpflanzungen ein kleines Indianerdorf abhebt. Männer, Weiber und Kinder sitzen auf der Verandah ihrer Häuser, theilweise beschäftigt sich gegenseitig von rasch vermehrendem Ungeziefer zu befreien. Der Rio de la Armeria schwindet in der dürren Jahreszeit zu einem ganz kleinen Bache zusammen; als Geiger ihn passirte, rollte er jedoch als brausender Gebirgsstrom daher. Hier mußte leider ein bereit stehender Wagen, ein gräßliches Fuhrwerk, bestiegen werden. Die Straße ist entschieden schlecht, nichts desto weniger schreiten die in ihrer Unermüdlichkeit bewunderswerthen kleinen Maulthiere rüstig fort. Der Boden ändert nunmehr seine Physiognomie; Kies und Fels treten an Stelle des Sandes, die Vegetation wird spärlicher, die Indianerdörfer häufiger; man steigt langsam aber beständig an. In der Hacienda La Calera erfrischt sich der Reisende mit Agua de coco, der Milch oder besser dem Wasser grüner, unreifer Cocosnüsse, dem erquickendsten

Digitized by Google

aller Getränke. Weiterhin erscheinen Felder, hier und da Hütten und malerische Plantagen von Cocospalmen und Bananen. So erreicht man das herrliche Thal von Colima, welches eine breite Straße durchzieht.

Colima, an der Stelle einer alten Indianerstadt, in 19° 11′ n. Br. und 103° 46′ 30″ w. L. v. Gr., ringsum von Bergen umgeben, über denen der hohe Volcan de Colima thront, der am 13. Juni 1869 seine seit 1818 ruhende Thätigkeit von Neuem aufgenommen hat (Petermann's Geogr. Mitth. 1869, S. 385), zählt 25,000 Einwohner, meist Indianer und Mestizen mit äußerst entfernten Ansprüchen auf Beimischung spanischen Blutes. Etwa 450 M. über dem Meeresspiegel gelegen, ist das Klima Colima's gesünder als an den Küstenplätzen, die Temperatur etwas geringer. Dennoch bleibt die Hitze besonders beträchtlich und ein Spaziergang durch die langen geraden Straßen der Stadt in der Mittagszeit keine mühelose Verrichtung. Die Häuser sind meist ebenerdig und mit flachem Dache versehen; nach der Straße hin haben sie keine Fenster, und dieser Architekturstyl ist in fast ganz Westmexico der nämliche. Eine ungeheure Ruhe und Stille ist über die ganze Stadt ausgebreitet, deren gesammtes öffentliches Leben sich wie in jeder mexicanischen Stadt auf dem Platze, der Plaza de Armas oder einfach Plaza genannt, concentrirt. An der N.-Seite dieses Platzes stehen die schönsten Bauten Colima's. Die Alameda auf der Plaza Nueva ist ein kleiner aber schattiger öffentlicher Garten schöner Palmen, Oleander, Orangen- und Citronenbäume. Der Rio de Colima, ein kleines Flüßchen, durchströmt die Stadt und bietet an seinen Ufern manch überraschendes Bild. In der Nähe der Stadt liegen herrliche Obstgärten, deren verschwenderische Pracht der Vegetation sich jeder Beschreibung entzieht.

Die Weiterreise nach der Stadt Guadalajara konnte nicht anders als in Begleitung einer bewaffneten Escorte angetreten werden, da die Straße bis Zapotlan für ungemein unsicher galt. Die Elendigkeit der Straße spottet jeder Beschreibung, und man hat kein Recht, die früheren despotischen Verwaltungen für diesen Zustand verantwortlich zu machen, denn es zeigt sich, daß die Straße ursprünglich ganz gut angelegt und gebaut war; in der Periode der Freiheit hat man sie aber, wie so Vieles in Mexico, in Verfall gerathen lassen. Natürlich steigt man immer bergan; alsbald vermißt man die Cocospalme, während die zähere Banane noch länger ausharrt; dann schaut man reiche Reisfelder, Mais, Zuckerrohr, Baumwolle und Tabak, alles in Allem aber nur sehr wenig bebautes Land. Vor Tonila mußte die Barranca del Arenal überschritten werden, der erste dieser für Mexico so charakteristischen Abgründe, deren man auf dieser Route noch eine Menge begegnet. Die Barranca-Region um Tonila, am Fuße des gigantischen Volcan de Colima, ist überaus lieblich. Einem Krater des Feuerberges, bei einer Eruption vor sechs Jahren an der Seite des Vulkans gebildet, entstiegen leichte Dämpfe; etwa 8 Km. nördlicher erhebt sich ein anderer Riesenpik, der erloschene Vulkan Pico helado, dessen Höhe wie jene des Colima 3350 M. über dem Meeresniveau beträgt. Die Straße zieht über alte Lavaströme hin, zum Entsetzen der Reisenden, wie der Arrieros (Maulthiertreiber), welche solche gräßliche, pedregales genannte Strecken gründlich hassen.

Digitized by Google

Unser Reisender betrat nun den Staat Xalisco, und zugleich einen ob seiner zahlreichen Räuberbanden höchst berüchtigten Theil der Republik. Er überschritt die berühmte Barranca de Beltran, deren Tiefe blos 160 M. beträgt; ihre Wände fallen fast senkrecht ab, doch haben seinerzeit die Spanier überall Wege durch die größeren Barrancas gebaut; diese Schluchten erschweren die Verbindung zwischen Colima und Zapotlan ungemein und machen den Verkehr zu Wagen unmöglich. Die von Colima gekommene Escorte bestand aus wahren Galgenstrickgesichtern, die absolut kein Vertrauen einflößten, zumal bekannt ist, daß sie gelegentlich selbst gerne die Rolle der Räuber übernehmen, gegen die sie Schutz gewähren sollen. Der Weg nach Zapotlan führt durch Coniferenwald, dann zwischen Opuntien und Maguey- (Agave mexicana) Feldern hindurch; aus letzterer Pflanze wird das sogenannte Pulque, dann aber auch zwei andere geistige Getränke, Mezcal und Tequile, gebrannt. Die Fiber der dicken Agaveblätter dient zu starken Stricken, Matten u. dgl. Die Bewohner Zapotlan's, einer Stadt mit langweiligen geraden Straßen, stehen nicht im besten Rufe. Straßenraub ist ihr Hauptgewerbe, und selbst im tiefsten Frieden ist es in der dortigen Umgebung niemals sicher. Selbst die Geistlichen sind von dem Verdachte nicht frei, an dem Raubgeschäfte Theil zu nehmen, ein neuer Beweis, daß der Clerus, dessen Mitglieder ja aus dem Volke hervorgehen, unter allen Umständen das ist, was das Volk ist. Zapotlan, oft auch Ciudad Guzman genannt, ist eine der ältesten Städte in Mexico, aber weniger stylvoll als Colima. Sein Klima aber ist vorzüglich, denn die Stadt liegt 1310 M. hoch in der tierra templada. Die wichtigsten Erzeugnisse des Platzes sind Seifen und eine Art Rum, aguardiente de caña. In den umgebenden Hügeln kommen verschiedene Mineralien vor, besonders Zinnober in großer Menge.

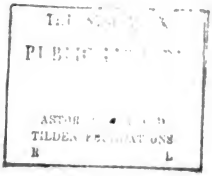
Die Straße von Zapotlan nach Sayula zieht durch ein breites Thal längs des marschigen Ufers eines kleinen Sees, und grellrothe Cardinäle, Kolibris und gravitätische Zopilotes blicken von den Baumwipfeln auf den Wanderer herab. Zahlreiche rohe Grabsteine, zum Andenken an Erschlagene, besäumen diese wie die meisten Straßen in Mexico. Sayula, die nächste größere Station, ähnelt in Allem Zapotlan, erfreut sich gleichfalls eines sehr gesunden Klima's und einer herrlichen Lage in 1340 M. Meereshöhe, auf einer fruchtbaren Hochebene und in der Nähe eines Sees, des Lago de Sayula. Tequesquite nennt man einen weißen alkalinischen Niederschlag, der nach der Regenzeit in demselben zurückbleibt und in ganz Mexico besonders zur Seifenfabrikation verwendet wird. Das Land nördlich vom Sayula-See läßt sich nicht mehr so fruchtbar an, wie jenes zwischen der Küste und Zapotlan. Nach der Laguna de Zacoalco, wo sich wieder alkalinische Niederschläge finden und die Straße, nebenbei gesagt, immer niederträchtiger wird, ersteigt sie, bisher stets durch breite Thalschaften führend, ein ausgedehnteres Plateau mit reicherer Bebauung. Hier und dort treten Hacienden mit weitläufigen Gebäuden auf. Die Stadt Santa Ana Acatlan ist berühmt ob ihrer Bevölkerung, eines wahren Raubgesindels, ob ihrer elenden Häuser und ihres schändlichen Pflasters. Hat man diesen anziehenden Ort im Rücken, so muß man einen niederen Bergrücken übersteigen, und sieht dann eine weite Ebene mit zahlreichen Dörfern, Weilern und Haciendas vor sich. In dieser liegt Guadalazara, die Hauptstadt des Staates Xalisco, ein berüchtigtes Räubernest.

Der Staat Xalisco, einer der größten und berühmtesten der Republik, umfaßt den größten Theil des spanischen Königreichs Neu-Gallizien und zählt jetzt etwa 900,000 Einwohner. Guadalazara ist nächst Mexico und Puebla die wichtigste Stadt des Landes, obwohl es an Einwohnerzahl von Leon übertroffen wird. In Guadalazara leben an 75,000 Menschen und die Stadt liegt in 1580 M. Seehöhe, unter einem ewig sommerlichen saphirblauen Himmel. Die Stadt besitzt eine sehr schöne, ganz eigenthümlich außen blau und gelb bemalte Kathedrale, ein großes Amphitheater für Stiergefechte,

Digitized by Google

Barrancas in Mexico.

Digitized by Google


THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
B L

Digitized by Google

Kathedrale in Guadalarara.

welche sonst in ganz Mexico verboten sind, ein Opernhaus, ein trefflich eingerichtetes Hospital und Findelhaus, in welch letzteres auch Mütter besserer Stände ihre Kinder zu tragen pflegen, um der Sorge für deren weitere Aufziehung enthoben zu sein, ein eben solches Asyl für arme alte Leute, ein College für junge Mädchen und ein Dutzend Journale. Der Cimenterio de Belen muß der Beschreibung nach viel Aehnlichkeit mit dem berühmten Friedhofe in der Certosa von Bologna haben. Trotz all dieser Culturauszeichnungen, welcher sich die Hauptstadt erfreut, ist die Bevölkerung der Provinz um ihrer Gesetzlosigkeit und Trägheit willen sogar in Mexico berühmt. Der Handel im größeren Maßstabe ist zumeist in den Händen deutscher, französischer und englischer Kaufleute. Brigantaggio und schlechte Straßen sind, wie überall sonst in Mexico, die Haupthindernisse der Entwicklung und des Wohlstandes. Unter anderem ergab sich die schöne Thatsache, daß der Polizeipräsident selbst an der Spitze der Räuber und Plagiarios (Menschenfänger) stand, welche den Staat infestiren. Die Industrie beschränkt sich auf die Erzeugung von Dulces (Süßigkeiten), wofür die Stadt einen besonderen Ruf genießt, auf einige Baumwollfactoreien und eine größere Papiermühle. Die umwohnenden Indianer zeichnen sich durch eine besondere Kunstfertigkeit aus, höchst gelungene Thonfigürchen zu kneten, welche alle möglichen mexicanischen Volkstypen darstellen.

Am Morgen des Sylvestertages 1873 verließ Geiger die Stadt Guadalarara, um in der qualvollen Diligencia die qualvolle Reise auf qualvollen Straßen nach der Hauptstadt anzutreten. Die Gegend ist anfangs flach und unsäglich arm.

Digitized by Google

Schaaren von Bettlern, vornehmlich alten Weibern, die in scheußlicher Weise ihre Gebresten zur Schau stellten, umlagerten allemal den Wagen, wenn er, um die Maulthiere zu wechseln, anhielt. Erst in der Nähe des sogenannten Rio Grande ward das Land reicher, der Boden fruchtbarer. Unter diesem Namen versteht man in Xalisco den alten Rio Esquitlan, jenen großen Strom, der als Rio de Lerma in den weiten Wasserspiegel des Lago de Chapala ein-, und als Rio de Santiago ausfließt, um in den Ocean zu münden. Die Gesammtentwicklung seines Laufes beträgt fast 1000 Km., und sein durchschnittlich 25, mitunter aber auch 50 Km. breites Thalbett ist von außerordentlicher Fruchtbarkeit.

Auf dem Wege nach Guanaxuato überschreitet man auf der Strecke zwischen der Stadt Tepatitlan (mit vielleicht 8000 Einwohnern) und der nur von krüppelhaften Cactus-Gewächsen umstandenen Venta de Pegueros eine weite braungelbe Sandfläche, vielleicht den trostlosesten, ödesten Theil der Republik. In der Umgebung des freundlichen Städtchens San Juan de los Lagos mehren sich die Haciendas, deren Zenze hier regelmäßig aus dem Orgel-Cactus hergestellt werden. Die Nopaleen werden überhaupt häufiger, so wie man sich der Stadt Lagos de Moreno nähert, deren Lage jener von S. Juan sehr ähnlich ist. Die Meereshöhe beträgt 1920 M., die Einwohnerzahl 15,000; Geiger traf in der elenden Fonda dieses Ortes mit einem Congreßmitgliede, einem Diputado, zusammen, einem sehr unterrichteten Mann, der in zwei Tagen, die Geiger ihn beobachten konnte, nicht einen einzigen Versuch machte, sich Gesicht oder Hände zu waschen. In Lagos mündet die ans Norden, von Durango nach Mexico ziehende Route ein und 32 Km. weiter betritt die von dem trauerweidenartigen Arbol del Peru (Schinus Molle) besäumte Straße das Gebiet des Staates Guanaxuato, des bestverwalteten der Republik, und die prachtvolle Ebene, worin die große Stadt Leon de los Aldamas liegt. Sie zählt 100,000 Einwohner, die sich durch größere Thätigkeit auszeichnen, und übertrifft Guadalaxara an architektonischer Schönheit. Die Häuser sind hier größer und mitunter drei bis vier Stockwerke hoch. Dennoch ist die Stadt nicht Sitz der Regierungsbehörden, was ihren Einwohnern einen plebejischen Charakter verleiht; sie beschäftigen sich meist mit Sattlerarbeiten und werden hier die trefflichsten mexicanischen Sättel erzeugt. Die Wegstrecke bis Silao ist vollkommen eben, nur stellenweise gewellt und geht durch einen fruchtbaren Landstrich. Hat man aber das alte finstere und schmutzige Nest Silao hinter sich, so ändert sich die Physiognomie des Bodens. Man tritt in eine Gebirgsregion, in die Sierra de Comanja, und durch den tiefen Riß der Canada de Marfil fährt man in die Bergstadt Guanaxuato ein.

Die Stadt Guanaxuato, 1554 gegründet, gemahnt in ihrem architektonischen Gepräge an altspanische Städte. Dies ist zum Theil darauf zurückzuführen, daß sie, in engen Hohlwegen und auf steilen Bergabhängen gelegen, dasselbe Bild zusammengedrängter Häusergruppen bietet, wie es alte, mauernumgürtete europäische Städte geben, die gar häufig auch am Zusammenflusse von Bergströmen entstanden. Zu Guanaxuato, wo der Raum nur kärglich bemessen ist, haben viele Häuser vier und auch fünf Stockwerke. Es zählt 63,000 Einwohner, die sich einer relativ großen Ruhe und Sicherheit erfreuen. Schon seit der spanischen Eroberung ist dieser Platz um seiner Metallschätze willen berühmt. Gegenwärtig beziffert sich seine jährliche Ausfuhr an Silber und Gold auf ungefähr 35 Millionen RM. Das einst ergiebigste Bergwerk La Valenciana ist nun lange schon in allen seinen Schichten bis zu einer Tiefe von 600 M. mit Wasser gefüllt. In den zwei letzten Jahren hat sich eine Gesellschaft die Aufgabe gestellt, das

Digitized by Google

Wasser auszupumpen und die gewonnenen Quarzblöcke einem Zertrümmerungs- und Schmelzprocesse auszusetzen; ein Amalgam von Merkur und Schwefel wird zur Extraction des Silbers verwendet. Die Pumpmaschine wird — mit Ausnahme einer kleinen, von Manchester eingeführten Dampfmaschine — ausschließlich von Maulthieren in Bewegung gesetzt. Nur die verheißungsvollsten Blöcke werden dem oben angedeuteten Verfahren unterzogen, die anderen zu Bauten verwendet, und es ist Thatsache, daß die oft sehr erbärmlichen Behausungen der armen Arbeiter von Silberadern durchzogen sind. Wenn die mexicanische Regierung einmal den Ausfuhrzoll auf die Edelmetalle aufheben oder dieselben noch im Werthe steigen sollten, werden diese Baulichkeiten wohl demolirt werden, um in einem ihrer Minimaltheile zu Münzen oder Silbergeräthe umgewandelt durch die Welt zu gehen.

Geiger beziffert die Bergwerke Guanajuato's auf über hundert, wovon zweiundfünfzig im Betriebe stehen. Jene von Zacatecas, von San Luis Potosi und verschiedene andere Districte repräsentiren mit einander an gemünztem und ungemünztem Silberproducte einen Werth von 160 Millionen Mk. Der Transport der Edelmetalle von ihrem Fundorte nach der Hauptstadt wird von der föderalen Regierung selbst besorgt, die dafür einen Steuersatz einhebt. Da die Straßen stets von Räubern oder Revolutionären gefährdet sind, müssen die Wägen oder Packthiere von einer Schutzwache begleitet sein. Geiger erzählt eine Anekdote, welche für die Zustände des Landes, die «cosas de Mejico,» wie der landläufige Ausdruck lautet, charakteristisch ist. „Es geschah einmal, daß sich die Regierung in so schwerer Geldverlegenheit befand, daß sie die Komödie eines Scheinraubanfalles auf den Transport ausführte, um sich in den Besitz der Schätze zu setzen. Sie betrachtete denselben jedoch nur als ein Zwangsanlehen und stellte den Eigenthümern den vollen Werth später zurück."

Die Ortschaften auf der Straße nach der Hauptstadt bieten des Interessanten nur wenig. Der Boden wird üppiger, die Haciendas zahlreicher, sowie man sich Salamanca nähert; der Einfluß des nahen Rio de Lerma reicht bis hieher. Vergessen wir dabei nicht, daß wir uns in einer Meereshöhe von durchschnittlich 1830 M. bewegen. So hoch liegt Irapuato, und für Celaya gibt Geiger 1890 M. an. Irapuato und Salamanca sind kleinere Orte von 6—8000 Einwohnern, Celaya aber eine reinliche, heitere Stadt, zählt deren wohl 25,000, die sich der Lederindustrie und Seifenfabrikation ergeben und, nach der Unzahl der in ihrer Stadt vorhandenen Kirchen zu schließen, sehr gottesfürchtige Leute sein sollten.

Der Staat Querétaro erfreut sich in seinen Institutionen und Zuständen eines ähnlichen Rufes wie Xalisco. Die Lage der Stadt auf einem malerischen Hügel inmitten eines reichen Thalgrundes ist entzückend, im Uebrigen aber bietet dieser vielgenannte Schauplatz der traurigen Katastrophe vom 19. Juni 1867 nichts Sehenswerthes. Der Cerro de las Campanas, wo der edle Kaiser Maximilian den Tod fand, und das Kloster de los Capuchinos, wo er gefangen saß, erhalten nur durch die Erinnerung an ihn ihre Weihe. Die Volksmenge des ganzen Staates beträgt 180,000, jene der Stadt 55,000, und befaßt sie sich hauptsächlich mit Seifenindustrie und der Erzeugung von Cigarren aus einem selbstgezogenen Tabak.

Für die Schilderung des Zustandes des Straßenstückes von Querétaro nach Tula fehlen einfach die Worte; zu allem Ueberflusse wird es am Hügel La questa China noch beständig von Räubern belagert. Der ganze Weg zieht durch Gebirgsland, von den Quellflüssen des mächtigen Rio de Montezuma durchschnitten. Die Sierra Arroyada bildet hier die Wasserscheide zwischen dem atlantischen und pacifischen Ocean. Tula glänzt durch eine Kathedrale, die weithin ob der Reinheit ihres gothischen Styles gefeiert ist, und liegt in einem tiefen Thaleinschnitt, dennoch aber 2164 M. über dem Meeresspiegel. Man hat das mexicanische Hoch-

Digitized by Google

plateau und das kalte Land, die Tierra fria, erreicht, was sich an der Temperatur fühlbar genug macht. Ueber die Venta del Refugio gelangt man nach der kleinen Stadt Huehuetoca in wahrhaft zauberischer Lage in der Nähe der kleinen Laguna de Zumpango. Ringsum starrt ein gewaltiges Bergpanorama von mannigfaltigen Spitzen, und jenseits der südlichen Ketten liegt das lang ersehnte, vielbesungene Thal von Mexico.

Mexico ist dem allgemeinen Urtheile zufolge die schönste, glänzendste Stadt des spanischen Amerika. Doch sind es nicht seine Gebäude und Monumente, es ist auch nicht seine Regelmäßigkeit und die Breite seiner endlosen Straßen, durch welche Mexico einen großartigen, unverlöschlichen Eindruck hervorbringt; nicht vergängliche Werke des Menschen sind es, — es ist die Erhabenheit, die Majestät der die Stadt umgebenden, unvergleichlichen prachtvollen Natur! Man darf hier nicht an eine europäische Gegend denken. Mexico ist etwas ganz anderes. Nichts Einzelnes zieht hier das Auge an. Dieses ist oft traurig, häßlich. Es ist die unbeschreiblich fremdartige Erhabenheit des großen Ganzen, welche mit unwiderstehlicher Gewalt auf den Beschauer eindringt und ihn zu Bewunderung und Entzücken fortreißt. Von den Rändern des Thales von Mexico (el valle de México) bietet sich die reizendste Aussicht auf die im Hintergrunde thronenden Bergriesen des Popocatépetl und des Iztaccihuatl. Breite funkelnde Seen, Cypressen und Fichtenhaine, üppige Getreidefelder und als Kern des Ganzen die großartige Hauptstadt Mexico, die wie eine mathematisch-regelmäßige Figur sich tief unten ausdehnt.

Die Stadt Mexico liegt in der Mitte des Plateaus von Anáhuac, ziemlich gleich weit von beiden Oceanen, 2300 M. ü. d. M. unter ewigem Frühling, zwischen einem salzigen und einem süßen See, Texcuco und Xochimilco. Sie ist schön und verhältnißmäßig reinlich, so lange man nämlich den Vorstädten und unbebauten Stellen nicht zu nahe kommt. Die Stadt bildet ein vollständiges Viereck, und die einander durchkreuzenden, mit breiten Trottoirs belegten und im Ganzen gut gepflasterten Straßen laufen beinahe alle von S. nach N. und von O. nach W. Sie sind im Allgemeinen breit, dabei schnurgerade und so vollkommen eben, daß sie das Auge mit einem einzigen Blicke überfliegt. Wer in Europa Turin kennt, dürfte am ehesten eine richtige Vorstellung von dem Charakter und der Lage der Stadt Mexico gewinnen. Zu den bedeutendsten Straßen gehören die Calle de los Plateros mit prachtvollen Juwelenläden, die sehr ansehnliche Calle de Aguila, sowie die lang hinziehende Calle de Tacuba, die alte Straße von Tlacopan. Die Plaza mit der wundervollen, von Gold, Silber und Diamanten strotzenden Kathedrale, dem prächtigsten Gotteshause in ganz Amerika, wo der Kaiser Maximilian einen herrlichen Springbrunnen anlegen und Bäume und Sträucher anlegen ließ, gewährt einen hübschen Anblick.

Ganz reizend ist die Umgebung der Stadt. Da ist vor Allem das Dorf Tacubaya mit seinen prachtvollen Villen und Landhäusern mexicanischer Reicher, die leider, trotz der Tramway oder Pferdebahn, die den Ort mit der nahen Hauptstadt verbindet, großentheils unbewohnt bleiben, aus Furcht vor den Räubern, welche sich nicht entblöden, die wohlhabenden Besitzer auszuheben und erst gegen hohes Lösegeld freizugeben. Solches geschieht sozusagen unter den Augen der Centralregierung. Nach Tlalpam fährt eine Dampfeisenbahn. Das eine Stunde südwestlich von Mexico auf einem 65 M. hohen Porphyrhügel thronende Schloß Chapultepec erfreut sich noch des Glanzes, den ihm der Kaiser verliehen. Maximilian verschönerte das alte Schloß bedeutend und schmückte es mit Frescoma-

Digitized by Google

Die Cathedrale in Mexico.

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
B L

Digitized by Google

Portales mercadores in Merico.

lereien, sowie mit Statuen nach antiken Vorbildern. Die berühmten Ahuehuetes (Taxodium distichum) des Parkes von Chapultepec sollen sogar vor den californischen Sequoien die Schönheitspalme verdienen. Auch das von den Bäumen herabhängende Moos (Tillandsia usneoides) barba española, oder auch kurzweg heno (Heu) genannt, gewährt ein seltsam malerisches Bild. Der Ausflug nach Popotla und Tacuba führte zu dem Arbol de la Noche Triste und zu den Resten eines aztekischen Teocalli, dessen Pyramide in keiner Weise den Riesenbauten Aegyptens ähnlich sieht. Von dem Wallfahrtsorte Santa Maria de Guadalupe, dem berühmtesten der Republik, geht man allenfalls zu den Chinampas, den schwimmenden Gärten Merico's, im See von Tercoco, die, obwohl nichts weniger denn Festland, doch längst aufgehört haben, „schwimmende" zu sein.

Die Hauptstadt Merico ist seit ein paar Jahren mit der atlantischen O.-Küste und deren wichtigstem Hafenorte Veracruz durch einen Schienenstrang verbunden, dem einzigen im ganzen Gebiete der Republik. Die Schwierigkeiten des Bodens, welche hier zu bewältigen waren, sind indeß auch bedeutend genug, wie die Schilderungen der meisten Reisenden ergeben, welche ehedem von Veracruz nach Merico mit der Diligence fahren mußten.

Veracruz oder mit seinem vollen Namen Villa eroica de la Vera Cruz ist einer der ungesundesten Orte der Welt. Auf dem aus glühendem Flugsande gebildeten Strande liegt hart am Meere die einst große, jetzt aber verfallene, schmutzige öde Stadt. Vereinzelt schleichen durch die weiten und geraden Straßen gebräunte Gestalten und scheuchen die zahllosen Aasgeier, die, nach Nahrung spähend, überall herumhüpfen oder reihenweise auf den Dächern sitzen; scheinbar leblos sitzen sie stumm auf dem verfallenen Gemäuer verlassener Paläste, und weit und breit ist kein Baum, kein Strauch, kein Quell, kein Bach, — nichts als heißer Sand — und in der Stadt nur Cisternen mit trübem, warmem Wasser, dafür aber hier und da eine sogenannte Tienda, gefüllt mit halb oder ganz trunkenem Volke, das in toller Völlerei die stärksten geistigen Getränke in unglaublichen Mengen genießt und damit oft den letzten Rest menschlichen Fühlens und Handelns erstickt. (C. Barth. Heller. Merico. Wien 1864. 8. S. 13.) Acht Monate des Jahres wüthet hier das gelbe Fieber und lichtet die Reihen der Europäer, welche Handelsinteressen

Digitized by Google

Veracruz, von der See gesehen.

hierher geführt, oder auch jener Mexicaner, die in höher gelegenen Theilen des Landes geboren und genöthigt sind, längere Zeit in der gefürchteten Hafenstadt zuzubringen. Für die in Veracruz Geborenen sind die schädlichen Miasmen der Stadt ungefährlich. Nur 4—500 M. vom Molo entfernt liegt die befestigte Insel San Juan de Ulua oder Ulloa, und etwas weiter die Isla de Sacrificios.

Hinter dem schmalen Küstensaume, in dessen Sand Veracruz gebettet ist, einem heißen, unfruchtbaren und sandigen Landstrich, der eine durchschnittliche Breite von 20 Km. hat, aber höchstens in einer Breite von 6—7 Km. als vegetationslos betrachtet werden kann, ziehen Savannen sich hinan, in denen manchmal ein harter Mergel, worin porphyrische Felsblöcke eingekeilt liegen, namentlich an sumpfigen Stellen emportaucht. Weiterhin, wo sich diese Bodenart mehr entwickelt, treten zahlreiche Mimosen auf. Dann steigt langsam die Cordillere empor, welche den atlantischen Absturz des mexicanischen Hochplateau's bildet. Das Gebirge, lange von Ferne gesehen, tritt immer näher heran, die Vegetation wird immer üppiger, und endlich fährt man den Chiquihuite hinan, einen hohen Berg mit dem vollen Reize der Tropenherrlichkeit. Diese Gegenden sind beinahe ganz unbevölkert; nur selten begegnet man einzelnen Hütten, die aus Rohr gebaut und mit Palmen- oder Maguey-Blättern gedeckt sind. Cultivirt ist dort nichts, alles Urwald; unbeschränkt herrscht die Natur. Man gelangt an ziemlich vielen Bergströmen vorüber, die zwischen Felsen in der Tiefe brausen; in einer Entfernung von 60 Km. von Veracruz stößt man auf Barrancas, tiefe Schluchten, welche das Land von W. nach O. vielfach durchziehen. Sie sind zweifelsohne vulcanischen Ursprungs und haben steil abfallende Wände von oft 300 M. Tiefe; es sind Risse in der Oberfläche der Erdrinde, und meist bestehen die Wände aus steilen, keine organischen Einschlüsse führenden Kalkmassen, die obenauf eine mächtige Humusschicht tragen, und in denen nur hier und da Porphyrblöcke erratisch erscheinen. Die wichtigsten Städte in diesem Landstriche sind Jalapa am Fuße des Cofre de Perote und Ori-

Digitized by Google

zaba am Fuße des gleichnamigen Piks, letzteres in einem engen Thale herrlich gelegen und von hohen Bergen eingeschlossen.

Unter 19° 28′ 57″ n. Br. und 97° 8′ 36″ w. L. v. Gr. erhebt sich der Cofre de Perote fast isolirt nahe dem östlichen Abfalle der großen Hochebene von Anahuac. In der Landessprache führt er den Namen Nauhcampatepetl, der, von seiner eigenthümlichen Gestalt hergenommen, auch die Spanier veranlaßte, ihm den Namen Cofre zu geben; die mexicanische Bezeichnung bedeutet viereckiger Berg; altaztekisch hieß er Pinahuizapan, nahe dem Wasser. Die Umgebung dieses schroffen, düsteren Felsengebirges ist in geognostischer Beziehung besonders merkwürdig; der Berg selbst besteht aus einem schwärzlich grauen Gestein, das man für dioritartigen Trachyt halten kann. Sonst zeigt er keine Schlackenmassen, keine ihm gehörigen Obsidiane und Perlsteine; auch ward keine Spur eines eingestürzten Kraters oder von Ausbruchsmündungen an seinem Abhang bemerkt. Schnee trifft man in sporadischen Flecken an, deren untere Grenze 3700 M. beträgt. Von den Bäumen, welche die Flanken des Vulcans bewalden, sind zu nennen Pinus occidentalis Schwartz, Cupressus sabinoides und Arbutus madroño; die Eiche (quercus xalapensis) steigt nur bis zu 3155 M. absoluter Höhe hinauf. Obwohl bedeutend kleiner als der Popocatepetl und Orizaba, ist der Perote doch einer der höchsten Berge des Landes; seiner großen Masse nach gehört er einem wichtigen Höhenzuge an, welcher sich, den Rand des Abfalls bildend, in der Richtung von N. nach S. erstreckt, parallel mit der Kette, welche das Kesselthal der mexicanischen Seen von der Ebene von La Puebla trennt. Dieser Höhenzug bildet einen langen Felsenrücken, auf dessen südlichem Ende der kleine Fels-Cubus La Peña steht.

Pic von Orizaba.

Die prachtvollste unter den Gestalten der mexicanischen Vulcanreihe ist unstreitig der imposante Kegel des Pic von Orizaba, dessen trefflich bezeichnender aztekischer Name Citlaltepetl Sternberg bedeutet. Er ist seit 1566 erloschen und liegt etwa 110 Km. von der Meeresküste entfernt; bei hellem Wetter ist sein schneebedeckter Gipfel den Schiffen auf eine Entfernung von 330 Km. sichtbar. Der Kegel des Orizaba, dessen Krater man schon aus weiter Ferne deutlich gewahrt, ist abgestumpft, da die Spitze gegen S.O. abgeschnitten ist; im N. hat er eine

Digitized by Google

Steigung von 45° und ruht auf felsigem Grunde, welcher sich terrassenförmig bis unter die Schneemassen erhebt und Diorit und Phonolit zu den Hauptgesteinen zählt. Am nördlichen Abhange des Vulcans schlängelt sich ein enges Thal zwischen Porphyr- und Dioritbergen bis zu den Eismassen hinauf; westlich vom Ursprunge der Xamapa Barranca erhebt sich eine steile Basaltwand, wo die vulcanischen Eruptionsproducte häufig zu werden beginnen, denn nun trifft man überall Lava nebst vulcanischem Sand- und Steingerölle, dann viel Obsidian, Bimsstein und verwitterten Trachyt. Der Krater ist unregelmäßig elliptisch und soll die größte Achse von WNW. nach OSO. mit einer geringen Abbiegung nach S. liegen und beiläufig 2530 M. lang sein. Der ganze Umfang wird auf 6000—6450 M. geschätzt. Die inneren Kraterwände fallen senkrecht ab und bestehen aus geschwärzten Felsriffen und Steingerölle; man sieht keine Spuren vulcanischer Thätigkeit, obwohl am Rande des Kraters an mehreren Stellen Dämpfe aufsteigen und sich ein Niederschlag von reinen krystallinischen Gebilden zeigt. Nicht zu verkennende Lavaströme von meist basaltartiger Grundmasse hat der Pic von Orizaba wohl ergossen, obschon die mit Tannen und Eichen bewaldeten Seiten des Berges jetzt beinahe keine Spur mehr zeigen.

Hat man die Cumbres erklommen, nämlich den aufgeworfenen Rand der mexicanischen Hochfläche, auf welchem die erwähnten Gipfel aufsteigen, so senkt man sich wieder hinab zur weiten Ebene von Puebla. Noch bei Palmár ist die Gegend trostlos häßlich; unter dünner Sanddecke erstreckt sich weithin eine harte Lavaschichte und zeugt von den Verheerungen, die einst die vulcanischen Berge des Landes hier angerichtet. Jetzt erinnern nur häufige Erdbeben an eine unheimliche Gewalt, die im Schooße dieser Erde wühlt und manchmal über die Städte und ihre Bewohner Verderben bringt. Die wellenförmige Ebene ist nur mit Magueyen bebaut, deren große Felder mit dichten Cactushecken umgeben sind. Endlich ist das Plateau von Puebla erreicht, das bereits 2200 M. über der Meeresfläche liegt und zu den fruchtbarsten und bestbebautesten Theilen Mexico's gehört. Das Thal von Puebla, wie man die Hochebene nennt, obgleich von verschiedenem Charakter als die östlichen Landschaften, ist beinahe ebenso anziehend mit seinen wogenden Maisfeldern in allen Phasen des Wachsthums, von dem grünen Sämling bis zu der Reife der mächtigen Stengel mit den kernreichen, hell- und dunkelgelben Aehrenkolben. Das Thal ist nach allen Richtungen von Wasserläufen durchschnitten, welche den hübschen Dörfern, in ihren Obstgärten eingebettet, Leben und Gedeihen geben, während im Hintergrunde abermals ausgelöschte Vulcane aufsteigen. Ueber diesem gesegneten Gefilde scheint die klarste Sonne, wehen die reinsten Lüfte, gesättigt mit dem Dufte würziger Bäume und Sträucher, die in dieser gemäßigten Atmosphäre ihr Gedeihen finden und das Thal von Puebla als einen Paradiesesgarten erscheinen lassen.

Ueberraschend ist der Anblick der Stadt La Puebla de los Angeles mit ihren unzähligen Kuppeln und Kirchthürmen, welche die dächerlosen Häuser weithin überragen. Das Innere der Stadt, wenn man die Vorstädte verlassen hat, macht einen äußerst günstigen Eindruck. Man fährt durch breite regelmäßige

Digitized by Google

Straßen, über große Plätze an herrlichen Kirchen vorbei. Jede Gasse hat in ihrer Mitte einen mit breiten Steinen gedeckten Canal, durch welchen die in der Regenzeit niederströmenden Fluthen abfließen. An beiden Seiten sind Trottoirs angebracht und alte Beschreibungen schildern das Pflaster vortrefflich, welche Meinung in der Gegenwart kaum getheilt werden kann. Trotzdem ist Puebla eine sehr anziehende Stadt und ihre Architektur bei weitem schöner und eigenthümlicher als die von Mexico; auch ist sie reinlicher gehalten und trägt weniger die Spuren verfallener Größe. Die Häuser sind höher und sehen dadurch weniger gedrückt aus, haben auch nicht jene alles nivellirende gelbliche Farbe, die man an den mexicanischen bemerkt. Die Freude der aztekischen Race an heller und warmer Farbe hat hier noch einiges Recht behalten, und sie ist oft mit vielem Geschmack und feinem Sinne angewendet. Puebla, dessen Einwohnerzahl auf ungefähr 75,000 Köpfe angegeben wird, ist sowohl in der Anzahl und Vorzüglichkeit seiner Bildungsanstalten wie auch in Beziehung auf seine industrielle und commercielle Thätigkeit Mexico voraus; es ist als ob seine Einwohner thätiger, intelligenter und moralisch weniger verkommen wären, als die der Hauptstadt. (Gräfin Paula Kollonitz. Eine Reise nach Mexico. S. 87—94.)

Gegen W. hin wird die Ebene von Puebla durch eine mächtige Bergkette begrenzt, aus welcher Popocatépetl und Iztaccihuatl ihre schneeigen Gipfel erheben und die das Plateau von Puebla von dem höher gelegenen Plateau von Mexico, dem eigentlichen Anáhuac, trennt. Bis zum O.-Fuße dieses Gebirges zieht man durch die reizendste Gegend. Weit und breit ist alles wie ein Park mit den üppigsten Wiesen, schönsten Bäumen, die Haciendas sind wohlbebaut, alles prangt in fabelhafter Ueppigkeit. Steigt man aber das gedachte Gebirge hinan, so verläßt man allmählig die Region der Laubhölzer, um in jene der Nadelhölzer zu gelangen. Endlich erreicht man einen herrlichen Wald von Cedern und Weihmutskiefern, von prächtigen Tannengattungen mit schuhlangen, lichtgrünen, in dichten Büscheln herabhängenden Nadeln, — und dann schaut man hinab auf das Thal von Mexico.

Die charakteristische Figur der Landschaft im Valle de Mexico ist nebst dem minder interessanten Iztaccihuatl, der „rauchende Berg", welcher Bedeutung im Aztekischen der Name Popocatépetl entspricht. Doch geht heutzutage sein ursprünglicher Name immer mehr verloren und heißt er allgemein Vulcan von Puebla oder schlechtweg el volcan. Die Grundmasse des Berges, der noch immer den Ruhm beanspruchen darf der höchste in ganz Nordamerika zu sein, ist ein Chimborazogestein, zusammengesetzt aus sehr kleinen Krystallen von Oligoklas und Augit, ein Gestein das gewöhnlich Andesit genannt wird. Von den übrigen krystallinischen Gestalten tritt der Bimsstein erst oberhalb der Vegetationsgrenze zu Tage. Die Baumgrenze wird, wie gewöhnlich bei den mexicanischen Bergen, von Coniferen gebildet; einige Gräser, einige Arten von Immortellen und von Caprifolium, kleine Pflanzen, welche eine Art Baumwolle tragen, bedecken noch stellenweise den Boden, bis auch sie verschwinden an der in 4560 M. liegenden Schneegrenze. Der Krater selbst, meist schwarzer Basalt, ist nach SO. geneigt und hat einen Durchmesser von 1620 M. Länge und eine Tiefe von 320—480 M. Die Kraterwände stürzen beinahe senkrecht ab und haben wohl eine Stunde im Umfange. Der Krater wirft beständig große Gasblasen aus, welche einen durchdringenden Geruch nach faulen Eiern verbreiten und aus Schwefelwasserstoffgas bestehen. Zugleich vernimmt man ein dumpfes Geräusch, immer mehr zunehmend, je mehr man sich der Oeffnung nähert. Sowohl inner- als außerhalb der Kraterwündung steigen Dampfsäulen auf, deren manche, aus großer Tiefe kommend, sehr ansehnlich sind. Am Fuße des O.-Abhanges des Popocatépetl liegt in 2270 M. Seehöhe das räthselhafte und

Digitized by Google

weite Lavafeld: Malpais de Atlachayacatl, eine niedrige Trachytkuppe, an deren Abhange der Rio Atlaco entspringt. Nach neuen am Popocatépetl angestellten Untersuchungen verschwinden die Reichthümer der mexicanischen Silbergruben gegen den unermeßlichen Vorrath reinen Schwefels, der an jenem Vulcane lagert und den neapolitanischen und sicilianischen an Güte weit übertrifft. Den Bewohnern der Umgegend dient der Bergriese, wie dies häufig auch in den europäischen Gebirgen der Fall ist, als Wetterprophet. Von der zweifelhaften Ersteigung des Vulcans durch Diego de Ordaz angeblich auf Befehl des Cortez abgesehen, ward er zuerst am 20. April 1827 durch die Gebrüder Glennie und Don Juan Tayleur, seither aber wiederholt bestiegen. Die allerjüngste Besteigung ward am 21. Februar 1876 vom Fürsten Starhemberg und Baron Thielmann ausgeführt. Der ganze Ausflug nahm vier Tage in Anspruch. Oben war es so sonnig warm, daß die Reisenden Dreiviertelstunden am Kraterrande sitzen und das großartige Schauspiel bewundern konnten. Auch litten sie zu ihrer angenehmen Ueberraschung nicht unter den üblichen Wirkungen des Aufenthalts in dünner Luft. Vom Kraterrande bis zur Grenze des Schnees führt eine sogenannte Schurre, in welcher der im Krater gewonnene Schwefel hinabbefördert wird; in dieser fuhren die Reisenden, jeder hinter einem Führer auf einer Strohmatte sitzend, mit Windeseile dem Thale zu, etwa 800 M. senkrechter Höhe wurden in wenig über eine Viertelstunde zurückgelegt.

§. 35. Die physikalischen Verhältnisse Mexico's.

Bei der riesigen Ausdehnung eines Landes, welches gleich Mexico 17 Breitengrade einnimmt, ist es leicht begreiflich, daß die klimatischen Verhältnisse in vielen Theilen desselben sich verschiedenartig gestalten müssen, wenn man nur die geographische Breite mit ihrer Einwirkung auf die Temperatur in Anschlag bringt. Kommt nun noch eine Bodenstructur, wie jene Mexico's, hinzu, deren hypsometrische Verhältnisse auf Luft, Regen und Wärme Einfluß nehmen und theilweise dieselbe bedingen, so fällt es doppelt schwer, ein allgemeines Bild der Klimatologie für eine so ausgedehnte Länderstrecke aufzustellen.

Mexico liegt zwischen den Jahres-Isothermen von 22° R. im S. und 12° im N., und genießt daher in seinem südlichen Theile ein heißes, später ein warmes und im N. endlich ein mildes Klima. Doch werden auch diese Klimate durch die localen Verhältnisse wesentlich modificirt, so daß sie einer genaueren Untersuchung unterzogen zu werden verdienen.

Es wurde schon früher dargethan, wie der Boden des Landes, einer ungeheuren allmähligen Anschwellung ähnlich, von den Küsten terrassenförmig aufwärts steigend, eine bedeutende Höhe, nicht nur für das Plateau von Anáhuac, sondern auch für den größeren Theil des Landes erreicht. Diese Bodenerhebung bedingt eine größere Wärme in den tief gelegenen Strichen, während

Digitized by Google

letztere beim Hinansteigen auf die Hochebene allmählig abnimmt. Daher der Umstand, daß die Hochebene auch unter der Breite, welcher ein heißes Klima zukommt, dennoch kälter ist, als andere nördlichere, aber tief gelegene Landstriche. Der Mexicaner deutet diese Temperaturverschiedenheit durch die Bezeichnung: tierra caliente, tierra templada und tierra fria (warmes Land, gemäßigtes Land, kaltes Land) an, wobei es jedoch fehlerhaft wäre zu glauben, daß diese Eintheilung auf einer wissenschaftlichen Basis beruhe; sie ist vielmehr ein relativer Begriff, der für verschiedene Orte variirt. Humboldt, dessen regsamer Geist dahin zielte, Alles zu generalisiren, hat es versucht, diese Bezeichnungen mit den hypsometrischen Verhältnissen in Einklang zu bringen, und obwohl dies nicht immer möglich, so ist diese Weise doch noch am meisten zur Uebersicht der klimatischen Verschiedenheit geeignet.

Tierra caliente nennt man jene fruchtbaren Länderstrecken, welche sich meistens längs den Küsten hinziehen und warm genug sind, um den Anbau des Zuckerrohres, des Indigo, der Baumwolle und der Banane zu begünstigen. Diese Region steigt von der Meeresküste bis zu 1218 M. hinan und erreicht eine mittlere Jahrestemperatur von 20—22° R., während die Extreme 12—32° R. sind (C. B. Heller. Reisen in Mexico in den Jahren 1845—1848. Leipzig 1853. 8°. S. 49). Diese Gegenden sind sehr heiß, manche feucht, alle im höchsten Grade ungesund, da hier der Sitz des gelben Fiebers und des Schwarzbrechens, des Vomito prieto der Spanier, ist. Beide Krankheiten wüthen namentlich unter den Fremden, welche vom Innern des Landes selbst zur Küste kommen, wo sie sich sporadisch das ganze Jahr hindurch zeigen. Gegen Ende April, wenn die große Hitze eintritt, wird das Vomito prieto epidemisch und währt bis zum October fort, in welchem Monate, sowie im September, es seinen Culminationspunkt erreicht. Ein sicheres Symptom für das Vorhandensein dieser den neuesten Forschungen zufolge nicht contagiösen Krankheit ist eine im ersten Stadium derselben dicht über den Zahnwurzeln im Zahnfleische sich zeigende blutrothe Linie (Ed. Mühlenpfordt. Versuch einer Schilderung der Republik Mejico, besonders in Bezug auf Geographie, Ethnographie und Statistik. Hannover 1844 f. I. B. S. 350—351). Eigenthümlich ist es, daß diese Krankheit in jener Höhe über dem Meere aufhört, wo die mexicanische Eiche (Quercus xalapensis) zu wachsen anfängt, also durchschnittlich in 845 M. Seehöhe.

In dieser ungesunden Fiebergegend der tierra caliente liegt die Hafenstadt Veracruz am mexicanischen Golfe, in einer trostlosen, pflanzenleeren Küstenebene. Obwohl der einzige wichtige Hafenplatz am Atlantischen Ocean, der einzige Stapelplatz aller von O. kommenden Waaren, hat es sich doch nie zu einer bedeutenden Bevölkerung emporschwingen können, und sind 16,000 Einwohner die so ziemlich constante Zahl, welche das gelbe Fieber gestattet; die Meierei el Encero, 927,5 M. hoch, bildet die Grenze dieser Krankheit gegen das Innere des Landes (Globus. III. Bd. S. 67); die nahe Stadt Jalapa in 1321 M. Seehöhe ist schon von dieser Plage verschont. Der Hafenort Acapulco am Stillen Ocean, die Thäler von Papagayo und Peregrino hingegen gehören zu den heißesten und ungesundesten Orten der Welt (Humboldt. Essai politique sur la nouvelle Espagne. I. Bd. S. 39). Diese tierra caliente dehnt sich längs den O.-Küsten von der Laguna de Terminos im S. bis zur Mündung des Mississippi im N. aus und erstreckt sich landeinwärts bis zum Fuße der Gebirge. Die Küstenebenen selbst sind meist mit Flugsand oder Sümpfen bedeckt und jeder Vegetation bar; erst weiterhin macht sich die tropische Flora der heißen Zone geltend, mit ihrem üppigen Grün das Auge erfreuend, und Waldungen zeigend, wo Mimosen, Cassien, Dracaenen und sonstige Palmen, Storaxbäume, Liriodendrons, Carolineen und Riesenfarrn mit ihrem gewaltigen Wuchse, von herrlich blühenden Lianen durchflochten, neben einander stehen.

Digitized by Google

Andrerseits werden diese Küstenstriche von den tobenden Nortes, den N.- und NW.-Winden heimgesucht, welche von der Zeit des Herbsttäguinoctiums bis April stürmen und allerdings eine Abkühlung der Temperatur zur Folge haben, da manchmal das Thermometer in Veracruz bis auf 12,8° R. herabsinkt. Am schwächsten sind diese Stürme im September und October, am heftigsten dagegen im März. Gewöhnlich halten sie 3—4, zuweilen 10—12 Tage, oft aber nur eben so viele Stunden an; im Winter pflegt nur eine Brise nicht über 3—4 Tage anzuhalten, und dies ist die Zeit, welche die Schiffe zum Auslaufen aus der Rhede von Veracruz benutzen. Manchmal treten auch im Mai, Juni und August heftige Stürme aus N. ein, die man Nortes del huezo colorado nennt und die glücklicherweise selten sind. An der O.-Küste bezeichnet der Eintritt der Nortes das Aufhören des gelben Fiebers.

Die Küsten des Stillen Oceans sind im Allgemeinen ebenso ungesund als jene des mexicanischen Golfes; die ganze Küste bis zum Cap Corrientes und dem Hafen San Blas ist brennend heiß und feucht. Hier wechseln regelmäßig trockene und nasse Jahreszeiten ab und eine üppige Vegetation steigt bis an das Meeresufer hinab. Ein hitziges Fieber, dem gelben Fieber nicht unähnlich, grassirt hier sehr häufig; am gesundesten sind die Küsten von Oaxaca (Mühlenpfordt. Mejico. I. Bd. S. 36—69). Doch auch hier wüthen heftige Stürme aus SW. im Juli und August; vom October bis Mai, während des sogenannten Sommers der Südsee, kommen heftige Windstöße aus NNO. und NO., von den Einwohnern Papagallos und Tehuantepeques genannt. Die SW.-Winde sind von Gewittern und starken Regengüssen begleitet, die nebst außerordentlicher Hitze von Juni bis November dauern und die Nachbarschaft der See unbewohnbar machen, während die Papagallos und Tehuantepeques ihre Wuth bei klarem, tiefblauem Himmel ausüben.

Von der tierra caliente, welche, wie wir gesehen, das Land fast gürtelförmig umgibt, steigt man empor zu der Region der tierra templada, welche in einer Höhe von 1218 M. über dem Meeresspiegel beginnt. Die mittlere Jahrestemperatur erreicht hier 13,5°—16,8° R. und variirt selten um mehr denn 3—4°; die äußersten Temperaturextreme scheinen zwischen 8—24° R. zu liegen. In dieser Region herrscht ein ewig angenehmer Frühling, in welchem Jalapa, Tasco und Chilpantzingo liegen, drei Orte, berühmt wegen der Schönheit und Gesundheit ihres Klima's. Da aber natürlicherweise der Uebergang von der tierra caliente zur tierra templada nicht plötzlich und bemerkbar, sondern langsam und allmählig vor sich geht, so möchte Saussure die erste in der tierra templada liegende Stufe der Cordillere noch zur tierra caliente gezählt wissen, von der sie sich in Flora und Fauna nur sehr wenig unterscheidet (Henri de Saussure. Coup d'oeil sur l'hydrologie du Mexique. Genève 1862. 8°. S. 29), da die meisten tropischen Gewächse auf ihr gedeihen. Weiter hinauf trifft man die immergrüne Eiche, eines der Hauptmerkmale der gemäßigten Landstriche, herrliche Waldungen bildend; aber die Banane und das Zuckerrohr kommen schon nicht mehr so gut fort. Die Krankheiten der heißen Gegenden hören hier auf, und die Luft, mild und balsamisch, ist stets etwas angenehm feucht; große Hitze ist hier ebenso unbekannt wie große Kälte und die Vegetation ist immer in das üppigste Grün gekleidet.

Unglücklicherweise ist aber die Höhe der tierra templada, die bis 2436 M. hinansteigt, eben jene, wo sich die Wolken über den dem Meere nahe gelegenen Ebenen erhalten, durch welchen Umstand es häufig geschieht, daß die am Abhange der Cordillere gelegenen Orte, z. B. die Umgebungen von Jalapa, in dichten Nebel gehüllt sind. Andrerseits ist auch die Wirkung der Nortes, welche die tiefer liegenden Küsten der tierra caliente heimsuchen, eine ganz andere. Der Norte gilt in Veracruz z. B. für einen trockenen Wind, an den Hängen der Cordillere aber ist er feucht und bringt Regen nach Jalapa und Orizaba, den ganzen Hang des Plateau's in Nebel hüllend, während man gleichzeitig in Veracruz sich eines reinen, heiteren Himmels erfreut. Die Erfahrung lehrt, daß in der tierra templada 5—6 Mal mehr Regen fällt, als auf dem Hochplateau; in Cordoba fällt 2½ Mal mehr Wasser als in Tepic der tierra caliente am Stillen Ocean und mehr denn 3 Mal soviel als in den Hochgebirgen von Real del Monte der tierra fria.

Höher hinauf steigend in eine Meereshöhe von 2436 M. treten wir in die

Digitized by Google

tierra fria ein. Die Luft wird dünner, schärfer, austrocknender und die Natur nimmt ein neues eigenthümliches Aeußeres an. Der Himmel ist heiter und wolkenlos, die Atmosphäre rein, hell und ohne Feuchtigkeit. Die Vegetation hat den tropischen Charakter ganz verloren, ist nicht mehr reich und üppig, sondern ärmlich, ja manchmal verkrüppelt. Die Coniferen haben beinahe überall die spärlich vorkommende Eiche ersetzt; Pinus occidentalis Sw. tritt auf; Weizen und Gerste gedeihen vorzüglich. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt 12,8° R. wie in Rom; die Extreme schwanken (bis zu einer Seehöhe von 4560 M. zwischen 0° und 12° R. In dieser Region der tierra fria liegt die mexicanische Hochebene; in Mexico selbst sieht man manchmal, allerdings sehr selten, das Thermometer im Winter auf 0° herabsinken; der Winter ist also doch immerhin nicht streng zu nennen, da die mittlere Temperatur der Wintertage noch 10,4°—11,2° R. beträgt, mithin dem Klima von Neapel entspricht. Im Sommer hingegen steigt die Hitze im Schatten nicht über 19,2° R. In einer Seehöhe von 2500 M. also höher als das Thal von Mexico, ist aber das Klima selbst für den Nordländer empfindlich kalt und rauh; das Thal von Tolucca, in einer Höhe von 2680—2700 M., und die Höhen von Guchilaque haben nur eine mittlere Temperatur von 4,8°—6,4° R.; der Olivenbaum trägt dort keine Früchte, während man ihn im Thale von Mexico, einige hundert Fuß tiefer, mit dem größten Erfolge baut.

In der tierra fria dehnen sich die großen Gebirgsebenen Mexico's aus, welche von Tehuacan bis Chihuahua reichen; sie sind meist arm an Vegetation, sandig und unfruchtbar. Die Hochebene von Anáhuac trägt größtentheils diesen Charakter, ein paar Grashalme, hier und da eine Cactus-Stande, ein Wachholder-Strauch oder eine halb versengte Yucca, das ist die Vegetation dieses quellenarmen und schattenlosen Bodens, welcher sich nur während der Regenzeit mit Gräsern und Kräutern etwas dichter bedeckt, um beim Eintreten der Dürre wieder kahl und verdorrt zu erscheinen.

Ein weiteres bemerkenswerthes Phänomen auf der Hochebene von Anáhuac ist die Entstehung und Bildung der Wind- oder besser Staubhosen, welche sehr häufig beobachtet werden und dort remolinos de polvo heißen. Sie entstehen durch eine Störung des Gleichgewichts in den verschiedenen Luftschichten, sie drehen sich im Kreisel unter beständigem Pfeifen umher, heben den Sand der Ebene nebst anderen leichteren Gegenständen, die ihnen jedoch bald wieder entfallen, zu einer Höhe von 500—650 M. empor, erreichen manchmal einen Durchmesser von 10—13 M. und bewegen sich mit einer Geschwindigkeit von 28 Km. in der Stunde in der Richtung des herrschenden Luftzuges fort. Je mehr sie sich aber verlängern, desto minder wird ihre Gewalt, bis sie sich endlich wieder zertheilen (Saussure. Coup d'oeil sur l'hydrologie du Mexique. S. 51—60).

Diese Schilderung des Hochplateau's von Mexico gilt jedoch nur von dessen wasserarmen Theilen; der Rest gehört zu den fruchtbarsten und gesündesten Ländern der Erde. Trotzdem wirkt die dünne Atmosphäre nachtheilig auf die Lungen, in Folge dessen Krankheiten dieses Organs häufig sind; dieselben mehren sich am meisten in der trockenen Jahreszeit bei eintretenden scharfen Südwinden.

Ebenso wie die Temperatur durch die Höhe der Orte über dem Meere ungemein beeinflußt wird, ebenso beinahe bedingt dieselbe die Fülle des Regens und hierdurch theilweise den Wechsel der Jahreszeiten. In Mexico herrschen deren vier nur im N. des Landes oberhalb 28° n. Br.; der übrige, weit überwiegende Theil des Landes besitzt aber im Allgemeinen nur zwei Jahreszeiten: die estacion de las aguas und die estacion seca, die Regenzeit und die Zeit der Dürre. In den Tropenländern unter dieser Breite dauert letztere in der Regel von October bis Mitte Mai, erstere aber von Mitte Mai bis Ende September. Anfang und Ende, größere oder geringere Regelmäßigkeit der Regenzeit hängt lediglich von der Meereshöhe der

Digitized by Google

verschiedensten Orte, sowie von ihrer Lage ab. Diese Periode füllt den ganzen Sommer aus; in ihr kleidet die schlaffe, ausgedörrte Vegetation sich in üppiges Grün; dem Boden entsprießen neue Kräuter, Alles gelangt zur Blüthe und zur Reife. Mit jedem Tage erscheint der Regen etwas früher, bis er endlich gegen 11 Uhr Vormittags den ganzen Himmel bedeckt und zwischen 1—2 Uhr Nachmittags mit Gewalt und tropischer Fülle herabströmt; gewöhnlich hält er nur bis Mitternacht an und die Morgen sind daher meistens hell; auf der Hochebene regnet es nur selten mehrere Tage ununterbrochen fort; nach 2—3 Wochen beginnen sich einzelne heitere Tage einzustellen, die in stets größerer Zahl wiederkehren, bis endlich der Regen ganz aufhört. Nebst diesem beständigen Sommerregen treten auch noch Gewitter und Regenschauer ein, welche im December und Januar, besonders aber Anfang Februars, am häufigsten sind und dann als aguas nieves bezeichnet werden. Nach dieser Zeit tritt die günstige Jahreszeit ein und verbleibt trocken bis zum Mai. Die Regenzeit der Küsten ist nicht gleichzeitig mit jener der Hochebene, und man darf als Regel annehmen, daß sie an der O.-Küste am ersten eintritt, um sich allmählig in der Richtung der Passatwinde weiter gegen W. zu verbreiten.

Mit der vulcanischen Natur Mexico's zusammenhängend sind die heißen und warmen Quellen, welche an verschiedenen Punkten des Landes hervorbrechen, und worunter die Aguas de Comangillas die bemerkenswerthesten sind.

Diese Quellen sind bei Chichimequillo 1950 M. über dem Meere, unweit der reichen Silberbergwerke von Guanaxuato, in 21° n. Br. gelegen. Die stärkste dieser Quellen zeigt bei einer Luftwärme von 16° R. eine mittlere Temperatur von 77° R. Sie entsprudeln an mehreren Punkten dem lockeren Boden mit mehr oder weniger Gewalt, und wo immer man in einem bestimmten Kreise von etwa 50 Schritten Durchmesser ein Loch gräbt, bricht sogleich das Wasser mit starkem Geräusch hervor.

Am südlichen Fuße des Cubilete bei der Meierei Aguas buenas entspringen in einer Seehöhe von 1996 M. warme Quellen aus einer auf eisenschwarzes Doloritgestein gelagerten Porphyrbreccie. Ihre Temperatur ist 32,80° R. bei einer Luftwärme von 18,40° R.; das Wasser ist geschmacklos, völlig klar und setzt beim Erkalten einen leichten, gelben Niederschlag ab. Ganz nahe bei Istapan entspringen ebenfalls mehrere Mineralquellen mit solcher Gewalt, daß an einer Stelle das Wasser 0,50 M. hoch und fast mannsdick hervorsprudelt. Es ist 21° warm und enthält schwefelsaures Natron nebst kohlensaurem Kalk, welcher sich in den kleinen unzähligen Abflüssen der Quelle derart ablagert, daß er nach allen Richtungen hin kleine steinerne Rinnen bildet, in welchen das Wasser klar fortrieselt. Der Geruch desselben deutet auf einen geringen Gehalt von Schwefelwasserstoff. Der felsige Boden um Istapan besteht aus Flötzkalk, der auf Uebergangsschiefer ruht.

Bemerkenswerth sind noch die heißen Schwefelquellen Atliaca, sechs spanische Meilen unterhalb Mirador gegen Veracruz; die bedeutendste derselben hat 21° R. Wärme. Die Mineralquelle bei Guadeloupe mit 16—18° R. enthält Kochsalz, etwas Eisen und Kohlensäure. Peñon de los Baños enthält Kochsalz, schwefelsaures Natron, Chlorcalcium, Gyps und Kohlensäure.

Digitized by Google

Eine eigenthümliche Erscheinung und gleichfalls eine Folge des Vulcanismus sind die Bramidos von Guanaxuato, welche Stadt fern von thätigen Vulcanen auf dem mexicanischen Hochplateau liegt. Dort hörte man man vom 9. Januar 1784 an über einen Monat lang einen langsam rollenden Donner, den einzelne kurze Schläge unterbrachen, ohne daß man das leiseste Erdbeben verspürte. Dieses nur auf einen kleinen Theil des Gebirges beschränkte unterirdische Donnern, vor welchem die erschreckten Einwohner flohen, nahm allmählig ab, wie es gekommen war, und ist nicht wieder vernommen worden. Erdbeben sind, nach Professor Heller, nicht selten in Mexico, doch sind es häufiger Temblores, als eigentliche Terremotos, und selten sehr zerstörend. Unterirdisches Getöse begleitet oft diese Erderschütterungen, und das Einstürzen von einzelnen Häusern und auch von größeren Gebäuden kommt vor; doch stehen diese Temblores nicht immer mit vulcanischen Erscheinungen im Zusammenhange, wenngleich der Einfluß der vielen Vulcane dabei unverkennbar ist.

Von den in Mexico vorkommenden Mineralien sind beachtenswerth: das Steppensalz, eine Ausblühung aus den sandigen oder thonigen Landstrichen, — das Bittersalz bei Tepeyac, — der Gyps, welcher späthig in sechsseitigen Säulen mit Schwefelkies in alten Bauen gleichfalls bei Tepeyac vorkommt. Gediegen Gold bricht in der Vetamadre mit Hornerz auf Gängen, die aus Quarz, Brauneisenstein und einer thonigen, mit ockrigem Eisensteine gemengten Gangart bestehen. In tiefen Punkten erscheinen Roth- und Weißgültigerz, Bleiglanz, Schwefelkies nebst brauner und schwarzer Blende auf Quarz- und Kalkspathgängen; selten findet sich späthiger Gyps mit jenen Fossilien. Bei Tepeyac ist gediegen Gold nicht sehr häufig, meist nur eingesprengt, selten derb; es bricht dort auf Gängen, welche abwechselnd aus Quarz, späthigem Braunkalke und Kalksteine, Amethyst, Chalcedon und Hornstein bestehen. In la Candellaria bei Guanrisamey kommt gediegen Gold derb, eingesprengt und in Blättchen auf Quarz- und Kalkspathgängen in einem porphyrartigen Gebirge vor. Bei Pachuca ist in neuerer Zeit gediegen Gold selten; eingesprengt und angeflogen findet sich auch Gold in den Gruben la Luz und S. Bernabé. Das Silber ist das wichtigste Metall in Mexico, welches das silberreichste Land der Erde ist und jährlich über die Hälfte alles Silbers liefert. Es findet sich hier häufig mit Chlor und Hornsilber verbunden, welche Gesteine dann colorados heißen und im ganzen Lande sehr verbreitet sind, obwohl sein eigentlicher Fundort die Sierra Madre ist. Unter den Silberbergwerken zeichnen sich vor Allem jene von Guanaxuato und Za-

Digitized by Google

catecas durch ihre außerordentliche Fülle aus. Kupfer wird in Mexico bedeutend weniger gewonnen als Silber. Gediegen Kupfer bricht in der Nähe von Guanaxuato und baumförmig in dem einige Meilen von S. Sebastian in Sinaloa entfernten el Rosario. Kupfergrün mit Rothkupfererz, Malachit und Kupferlasur findet man aber meist nur nesterweise und in kleinen Partien zu el Chipinque bei Cuencamé.

§. 36. Oeffentliche Zustände in Mexico.

Land und Leute Mexico's hat der Leser in den vorstehenden Blättern kennen gelernt; es erübrigt noch, ehe wir zu den südlicheren Freistaaten Amerika's uns wenden, einen kurzen Blick auf die öffentlichen Zustände zu werfen.

Die Verfassung Mexico's ist die föderale und demokratisch-republikanische, der nordamerikanischen nachgebildet, und hat seit dem ersten Tage ihres Bestehens bis zur Stunde nirgends einen Anknüpfungs- oder Haltpunkt an den gegebenen Verhältnissen. Die nordamerikanische Verfassung, wie wir sie oben (S. 149—152) kennen lernten, war eine durchaus folgerichtige, logische Entwicklung der vorhandenen Zustände. In Mexico dagegen bezeichnete die Einführung der nordamerikanischen Constitution einen vollständigen Bruch mit der Vergangenheit. Dieselben Menschen, die bisher am Gängelbande der bevormundenden Politik Spaniens geleitet, nach fest bestimmter Methode dressirt, von Spanien unumschränkt beherrscht worden waren, sollten nun mit einem Male sich frei bewegen, sich selbst regieren, sich freiwillig der nothwendigen Disciplin unterwerfen und dazu die bisher staatsrechtlich als unvernünftige Wesen behandelten Indianer als gleichberechtigt anerkennen. Kein Völkerkundiger konnte darüber im Zweifel sein, daß ein solches Experiment nothwendig zu dem allertraurigsten Ausgange führen müsse, und wenn je eine Lehre sich bewahrheitet hat, und zwar nicht blos in Mexico, sondern gleichmäßig in allen spanisch-amerikanischen Republiken, so ist es jene, oft verhöhnte, daß die Freiheit allein gänzlich unvermögend sei die Völker zur Gesittung und zum Fortschritte zu leiten, daß sie vielmehr erst das Ergebniß eines langen Culturprocesses sei. Mit anderen Worten, die Völker müssen zur Freiheit erst erzogen werden. Die Nichtbeachtung dieses Fundamentalsatzes hat in Mexico und ganz

Digitized by Google

Spanisch-Amerika jene Zustände geboren, von welchen wir nicht ohne Abscheu lesen können. Die Geschichte dieser Länder seit ihrer Unabhängigkeitserklärung ist — mit sehr geringen Ausnahmen — eine ununterbrochene Fortsetzung von Bürgerkriegen und anarchischer Gräuel aller Art. Nichts ist trostloser als die Geschichte dieser ewigen Aufstände, Pronunciamentos, in welchen die Sitten verwilderten, alle grausamen Instincte der menschlichen Natur sich entwickeln konnten, alle besseren Regungen dagegen unterdrückt wurden, in welchen endlich Lug und Trug, Selbstsucht und Niedertracht unter der Maske wohl- aber helltönender Phrasen das große Wort führten. Es ist vollkommen überflüssig, sich mit den einzelnen Phasen dieser Kämpfe das Gedächtniß zu beschweren, denn eine gleicht wie ein Ei der anderen, und weder die Ereignisse selbst noch die leitenden Persönlichkeiten, welche Gunst und Haß ihrer Parteigenossen jeweils im goldigsten Schimmer aller Tugenden oder in den düstersten Farben aller Laster malen, vermögen uns das leiseste Interesse abzuringen. Nur Mexico hat indessen diese allgemeine Charakteristik noch um die traurige Episode des Kaiserreiches bereichert. Es galt den Versuch, die wirren Verhältnisse des Landes zu ordnen, die Leitung desselben in eine ehrliche, selbstlose Hand zu legen, wie die Republik sie nimmer gesehen. Ein Krieg Mexico's mit Spanien, England und Frankreich, endlich mit letzterem allein, bahnte dem österreichischen Erzherzoge Ferdinand Maximilian 1864 den Weg zum mexicanischen Kaiserthrone. Die kurze Zeit seines Wirkens bildet den einzigen Lichtpunkt in dem dunklen Gemälde mexicanischer Revolutionen, und was das Land mit dem Sturze seiner Herrschaft verloren, läßt der Vergleich mit dem seither Geleisteten erst recht ermessen. Kaiser Max fiel zu Querétaro am 19. Juni 1867 unter dem tödtlichen Blei jener Partei, welche angeblich mit vollkommenster Uneigennützigkeit blos nur zum Heile des Vaterlandes und aus Begeisterung für die freiheitlichen Einrichtungen der Republik den Fremdling bekämpfte. Ihr fiel nach dem Siege die hohe Aufgabe zu, der Mitwelt den Beweis von der Kraft zu liefern, welche sie ihren Principien innezuwohnen behauptete. Das Ergebniß ist leider ein kläglicher Schiffbruch. Seitdem mit Benito Juarez ein Indianer zum Präsidenten und viele andere zu Gouverneursstellen und sonstigen hohen Posten sich emporgeschwungen, gewann das indianische Element in Mexico ein bedeutendes Uebergewicht, und es ist in cultureller Hinsicht sicher ein Rückschritt, daß dasselbe es heutzutage den Creolen zuvorthut. Allein die Conservativen (meist Weiße) sind nicht mit der Zeit fortgeschritten; sie haben zwar mehr äußere Bildung, aber sie halten fest an den Rechten der Kirche und anderen alten

Digitized by Google

Vorrechten, und mußten deßhalb den Ideen von politischer und Glaubensfreiheit weichen, welche die Constitution von 1857 dem Volke einzuimpfen suchte. Um nun der ganzen Bevölkerung das Verständniß zu einem höheren Gedankenaufschwung zu geben, hat die liberale Regierung in anerkennenswerther Weise viel zur Errichtung öffentlicher und Gewerbeschulen, zur Förderung des Handels und der Industrien durch Eisenbahnen, Telegraphenlinien, Canäle u. dgl. gethan, endlich sogar, die europäischen Ideen auf mexicanischen Boden verpflanzend, energisch den Kampf gegen den Clerus und was damit zusammenhängt aufgenommen. Leider ist, von den materiellen Verbesserungen abgesehen, das Meiste, was den europäischen Culturstaaten frommt, in Mexico nicht am Platze, weil jegliches Verständniß dafür fehlt, und desto mehr fehlen muß, je mehr das Indianerthum die Uebermacht erringt. Im S. machen die Indianer von Yucatan und Chiapas lieber regelmäßige Einfälle gegen die Niederlassungen der Weißen, und im N. sind es die gefürchteten Apaches und Comanches, unversöhnliche Feinde, gegen welche die Amerikaner schon seit Jahren einen Vertilgungskrieg führen, ohne ihrer Herr werden zu können.

So ist denn Mexico, trotz des gleißenden Schimmers, womit sein angeblicher Wandel auf europäischen Culturpfaden das Auge des Befangenen blendet, dermalen am Sprunge zu den anarchischen Zuständen zurückzukehren, welche in früheren Jahren die Geschichte dieser Republik bezeichneten. Eine blutige Revolution ist noch oder war wenigstens vor Kurzem im vollsten Gange, wobei eine Stadt nach der andern geplündert wurde und die Truppen wenig geneigt schienen für ihre militärische Ehre und die öffentliche Ruhe einzutreten. Dazu kommt das allgemeine Elend in Folge unbestellter Felder, Ackerbau und Handel liegen ganz darnieder, und die Einfuhr von Waaren hat fast völlig aufgehört, während der Steuerdruck im steten Wachsen begriffen ist. Dieser hat nach und nach alle Fabrikanten aus den größeren Städten vertrieben; übrigens gibt es nur mehr sehr wenig Fremde im Lande und der Außenhandel ist ganz unbedeutend; der meiste Verkehr besteht noch mit Cuba, den Vereinigten Staaten und Deutschland. Der mexicanische Congreß, dem es durchaus an staatsmännischen Capacitäten fehlt, beendet seine Sitzungen ohne das mindeste für das eigentliche Wohl des Landes gethan zu haben; und wenn man den Verhandlungen in allen legislativen Körpern Mexico's folgt, so drängt sich einem die Ueberzeugung auf, daß die Volksrepräsentanten ihrem Namen schlechte Ehre machen, indem sie so viel als möglich an dem Raubsystem theilnehmen, das von oben her maßgebend geworden; so kann man

Digitized by Google

fast sagen, daß von allen Seiten der Gesellschaft ein Krieg gegen das Eigenthum geführt wird — Banditen auf der einen und die Autoritäten auf der anderen Seite. Chez nous, rien n'est organisé que le vol, sagte ein äußerst liebenswürdiger Mexicaner zur Gräfin Kollonitz im Jahre 1864 (Eine Reise nach Mexico. S. 139); sein Wort ist bis zur Stunde wahr geblieben. Wie dem Congreß, so fehlt es auch der Regierung, welche das Beste wollen mag, an Staatsmännern, um zur rechten Zeit zu den rechten Mitteln zu greifen. Durch dieses falsche Regierungssystem ward eines der reichsten Länder der Welt zu einer Nation von Bettlern, und haben es nicht nur die Centralregierung, sondern auch die der einzelnen Staaten verstanden, sich gründlich verhaßt zu machen. Sind aber die neuen Elemente, welche sich aus diesem Chaos herauszuarbeiten suchen, um ein Haar besser als die Mächte, welche man zu verdrängen strebt? Dies ist zu bezweifeln, denn von allen Seiten zeigt sich ein schreckhaftes Bild der moralischen Zustände des Landes: Räuberei, Anarchie, Mord auf der einen Seite und tyrannische Willkür auf der andern. Das Streben nach etwas Edlem und Gutem liegt eben nicht im Charakter des mexicanischen Volkes, es dient höchstens als Aushängeschild, und wo man sich aus der gewohnten Indolenz herausrafft, ist es durchgängig nur ein selbstsüchtiges Motiv, welches die momentane Energie erweckt. So zeigt sich täglich deutlicher, welchen großen Mißgriff die Mexicaner begingen als sie den edlen Maximilian opferten, denn dessen Tod hat das letzte bischen Vertrauen zerstört, welches der Name Mexico noch einflößen konnte. (Allgem. Zeitung vom 18. Juni 1876.)

§. 37. Die Halbinsel Yucatan und die britische Colonie Belize.

Yucatan ist eine isolirte Provinz Mexico's mit wenig Handel und Verkehr: Sandbänke an der Küste halten die Schiffe in respectvoller Entfernung. Der Boden ist kalkig und erhebt sich nur wenig über die Meeresfläche. Das Land bildet eine große Ebene mit etlichen Hochebenen und einer einzigen Reihe Berge. Das Erdreich ist nicht tief, aber fruchtbar; die größte Schattenseite ist der Mangel an Wasser. Das Klima ist tropisch und gesund; die Vegetation ähnlich wie sonst in den amerikanischen Tropen. Die Einwohnerzahl beträgt ungefähr 450,000 Seelen, darunter vier Fünftel Indianer und Misch-

Digitized by Google

linge. Ackerbau ist die Hauptbeschäftigung; Hornvieh, Hanf und Korn sind die Hauptproducte. Auch Baumwolle und Zucker werden gebaut, aber nicht sehr viel. Die Farmen sind gewöhnlich sehr groß und werden von Indianerbanden bearbeitet, die in Pfahlhütten leben: die Pfähle sind mit Rindenbast zusammengebunden und mit Lehm überdeckt. Diese Indianer befinden sich den weißen Gutsbesitzern gegenüber in einer Art Leibeigenschaft, die hart an Sklaverei grenzt. Jede Familie erhält nämlich eine Hütte, ein Stück Land und das Recht, Wasser vom allgemeinen Brunnen zu holen. Dafür muß jeder Mann einen Tag in der Woche für den Pflanzer arbeiten. Alles was sie brauchen, wird durch den Pflanzer geliefert und angerechnet: das Zahlungsmittel ist die Arbeit. So sind sie immer in der Schuld und dadurch an die Pflanzung gefesselt. Sie können die Plantage verlassen, sobald sie ihre Schulden bezahlt haben, aber das ist selten genug der Fall. Peitschen ist gesetzmäßig erlaubt und wird oft angewendet. Die einzelnen Städte haben wenig regelmäßigen Verkehr unter einander. Die Regierung ist republikanisch dem Namen nach, in Wirklichkeit aber oft eine Militärdictatur. Im südwestlichen Theil ist ein District von herumstreifenden Indianern bewohnt, welche von Ausfällen in die Grenzniederlassungen leben und alles plündern, was in ihre Gewalt kommt. Mit dieser Ausnahme herrscht überall Sicherheit des Lebens und Eigenthums. Zwischen New-York und Sisal via Habana besteht eine regelmäßige monatliche Dampfbootverladung, und gelegentliche kleinere Schiffe nehmen Ladungen von Getreide, Thierhäuten, Hanf u. s. w. nach Habana, Veracruz und den Vereinigten Staaten. Die Städte haben viel Aehnlichkeit im Aussehen mit Habana. Die Hauptstadt Merida hat 35,000 Einwohner und viele großartige öffentliche Gebäude. Die Straßen sind breit und im rechten Winkel gebaut. Die Häuser sind groß und aus Mauerwerk aufgeführt, in spanischem Stil: in der Mitte ein Hofraum, dieser ist umgeben von einem Corridor, in welchen die verschiedenen Gemächer sich öffnen. Die Einwohner sind gastfrei und sehr gesellig, man könnte sagen vergnügungssüchtig; der Ernst und die Pflichten des Lebens treten oft sehr in den Hintergrund. Die Religion ist ausschließlich römisch-katholisch und hat einen gewissen Halt im Volke.

Ruinen, welche das allgemeine Interesse auf diesen Winkel der Erde gezogen haben, finden sich gruppenweise über die ganze Halbinsel verbreitet. Merida selbst ist errichtet über der Baustätte einer alten indianischen Stadt, Tihoo, und das Material der alten Stadt ist zum Bau der neuen verwendet worden. Man sieht Sculpturen der Vorzeit mitten zwischen den Mauern der jetzigen Häuser. Ueberhaupt sind fast alle steinernen Gebäude in der Provinz aus dem Material der uralten Indianerbauten genommen. Die zahlreichsten und großartigsten Ruinen der

Digitized by Google

Provinz sind die von Urmal, 60 Meilen südlich von Merida. L. Stephens hat von ihnen eine vortreffliche Beschreibung geliefert; alle zweifelhaften Punkte wurden an Ort und Stelle revidirt, und den mexicanischen Gelehrten gilt Stephens als beste Autorität. Die Ruinen von Urmal sind über ein großes Territorium ausgebreitet und der Eigenthümer der Besitzung sorgt für ihre Erhaltung, sofern er nichts zerstören oder fortschaffen läßt: in diesen Gegenden ein sehr seltener Zug von historischem Interesse. In der Regel sind die Ueberreste nur in unbewohnten Gegenden unversehrt geblieben. Die Bauten der Ureinwohner zu Urmal stehen fast alle auf künstlichen Erhöhungen. Die bedeutendste ist ein pyramidenförmiger Hügel, darauf befindet sich ein zwei Stock hohes steinernes Gebäude. Auf einer Seite des Hügels erhebt sich übereinander eine Reihe steinerner Stufen; die übrigen Seiten sind sehr steil. Das Gebäude darauf hat sich noch sehr gut erhalten und scheint als Tempel gedient zu haben. Einige der Gebäude haben großartige Verhältnisse und sind auf's reichste geschmückt mit menschlichen Figuren in Basrelief und andern in Stein ausgehauenen Verzierungen. Aus einiger Entfernung erscheinen etliche dieser Gebäude bewohnbar, so vollständig ist ihre Erhaltung. Stephen Salisbury ist der Ansicht, daß sie für öffentliche Zwecke bestimmt und amtliche Wohnungen waren. L. Stephens und Prescott glauben, einige derselben seien wenigstens von den Vorfahren der jetzigen Indianer gebaut, aber manche sind unzweifelhaft älteren Datums. Die Tradition des Staates von Urmal erwähnt ausdrücklich die Thatsache, daß die Indianer in einigen jener Gebäude Götzen verehrten.

Die Maya-Indianer sind kleiner, untersetzter, schmächtiger als der nordamerikanische Indianer. Ihre Extremitäten sind klein, ihre Körperfigur hübsch. Sie vermögen große Anstrengungen auszuhalten. Sie sind bescheiden und unterwürfig und meiden den Weißen und mißtrauen ihm. Das fröhliche Wesen des Negers ist ihnen fremd, sie sind gleichgültig, ohne Neugierde oder Ehrgeiz. Die Mischrace zieht es vor, sich mit den Weißen zu associiren. Alle Bedientenarbeit wird durch diese Klasse verrichtet. Man verwendet sie auch oft als Aufseher, während die Indianer nicht zu Vertrauensposten gebraucht werden. Die Indianer sind bigotte Katholiken und stehen vollständig unter der Controle des Geistlichen. Sie sind indolent und lieben Schauspiele und werden durch die Feier der vielen kirchlichen Feste angezogen. (Ausland 1876, Nr. 29, S. 574–575.)

An der O.-Küste der Halbinsel Yucatan hat Großbritannien einen District bewahrt, welcher meist nach seiner Haupt- und auch einzigen Stadt Belize oder Balize, officiell aber Britisch-Honduras genannt wird. Die zu dieser Niederlassung gehörende Küstenstrecke reicht von der Amatique-Bay im S. bis zur Chetumal- (spr. Tschetumal) Bucht im N., welche den tiefsten Einschnitt in die yucatekische O.-Küste bildet. In die Chetumal-Bucht mündet der Rio Hondo de Chetumal, welcher die Grenze gegen Mexico hin bildet, und der New-River, welchen die Karten aus mehreren Seen hervorbrechen lassen, die sie im Innern des Landes verzeichnen. Der bedeutendste Strom dieses übrigens im Innern noch fast gar nicht durchforschten Gebietes ist zweifellos der Belize, an dessen Mündung, der Insel Turnereffe gegenüber, die erwähnte Stadt Belize liegt. Von ihrer Bevölkerung, deren Zahl sehr verschieden angegeben wird (12000 und 5000) ist die Mehrzahl Neger und Farbige, sowohl Indianer des Landes als hierher verpflanzte Insel-Cariben, die übrigens längst ihre Blutreinheit verloren, nachdem sie mit den Negern zahlreiche Verbindungen eingegangen. Die Hauptproducte der Colonie, welche zugleich die Haupthandelsartikel der Stadt Belize bilden, sind Coche-

Digitized by Google

nille und Mahagony. Der Mahagonybaum (Swietenia Mahagony) erreicht seinen höchsten Wuchs und tritt am häufigsten zwischen 10° n. Br. und dem Wendekreise des Krebses auf. Er bevorzugt die Höhenkämme als Standort und gedeiht selbst auf magerem Boden. Im N. von Belize, an den Ufern des New-River gibt es auch Blauholz-Waldungen (Haematoxylon Campechianum).

Der Mahagony-Baum ist eine der schönsten und stattlichsten Gestalten unter den Tropen, denn man sieht oft Stämme von 15 M. Höhe bis zum Ansatze des Wipfels und von 10—12 M. Umfang. In kurzem Abstand gewähren solche Bäume mit ihren Blattkuppeln einen großartigen Anblick und können im August und September, wo sich ihr Laub herbstlich entfärbt, schon von Weitem in den Wäldern erkannt werden. Diesen Umstand benützt der Mahagonyjäger, gewöhnlich ein sogenannter Caribe, indem er zu jener Jahreszeit einen hohen Baum erklettert, um Umschau nach Beute zu halten. Dorthin wo die Mahagony-Bäume dichter bei einander stehen, führt er dann die Holzschläger. Zunächst wird nun um die Opfer herum mit Buschmessern und den höchst beliebten canadischen Aexten der Grund von Unterholz gesäubert, der Baum hierauf gefällt, die Aeste abgeworfen und der Stamm zu einem viereckigen Balken behauen, der dann von Ochsengespannen nach dem nächsten Wasserlauf geschleift wird. Dazu müssen aber zuvor Wege gebahnt werden, eine Arbeit, welche selbstverständlich weitaus mehr Arbeit erfordert, als das Fällen und Zuhauen der Stämme. Das Bahnen der Wege beginnt im December, wo Alles trocken ist, und das Verschleifen im März, wo jene nichts weniger als verächtlichen Wege am härtesten geworden sind. Im Juni, wenn die Gewässer steigen, werden die Stämme verflößt und von Holzschlägern in Kähnen begleitet, um sie immer im tiefen Wasser zu erhalten. Das Holz des Mahagony ist viel werthvoller, wenn der Baum in Savannen auf steinigem Grunde gewachsen ist, doch erreicht er seinen höchsten Wuchs nur in der Einsamkeit des Waldes. Gefällt wird der Baum zu allen Jahreszeiten, doch vorzugsweise zwischen October und Juni, weil dann der Saft gewichen ist. (Ausland 1870 ff. Nr. 37, S. 872).

§. 38. Die Republik Guatemala.

Von den centralamerikanischen Freistaaten der volkreichste ist Mexico's Nachbar im SO., Guatemala. Weil feste Grenzen noch immer nicht bestimmt sind und demnach der Flächeninhalt dieser Republik bald größer, bald kleiner angegeben wird, leiden unter diesen Schwankungen natürlich auch die Ziffern der Einwohnerzahl, doch scheint letztere keinesfalls sich über 1,200,000 Köpfe zu erheben. Mit Ausnahme der sumpfigen Küstenebene längs des Großen Oceans gehört das Staatsgebiet dem Tafellande von Guatemala, und zwar dessen südlichem Theile an, welches zwischen Ebenen und niedrigen Bergzügen wechselt. Im SW. zieht parallel mit der Meeresküste eine Reihe von Vulcanen hin, die sich im N. an den Volcan de Soconusco in Mexico anschließen, nach S. hin aber durch ganz Mittelamerika die pacifische Küste begleiten und bis zu 3600 M. und darüber emporsteigen. Wir führen die

Digitized by Google

Flores.

wichtigsten darunter in einer besonderen Tabelle auf. Der nördliche Theil des Landes, jenseits des Rio de la Pasion, die Gegend, welche sich gegen die Halbinsel Yucatan und das britische Belize hin erstreckt, ist noch fast völlig unbekannt. Hier liegt der reizende Peten-See, der auf einer seiner Inseln die kleine Stadt Flores trägt und in dessen Gebirgen vielleicht die noch von keinem Weißen geschaute Quelle des mächtigen Usumacinta-Stromes liegt, der seine Wasser zuerst als Grenze zwischen Guatemala und dem mexicanischen Staate Chiapas rollt, später aber diesen und Tabasco von dem Staate Campeche scheidet. Im O. grenzt Guatemala ein kleines Stück an das Cariben-Meer, denn der Hintergrund der Amatique-Bay, womit der Golf von Honduras endet, ist guatemaltekisch. Die Amatique-Bay hängt aber wieder mit dem tief in's Land eingreifenden Golfo Dulce zusammen.

Hier liegt das hübsche, malerische Dorf Lewingston, ein Ort von 50 Hütten, die von Pseudocariben bewohnt werden, welche ein Negerspanisch sprechen. Die Cariben auch dieser Küste haben wenig Anspruch, von den echten Cariben der östlichen Antillen abzustammen, dem schönsten, jetzt beinahe gänzlich ausgerotteten Menschenschlage der Neuen Welt, sondern es sind Zambos, d. h. Mischlinge von Negern und Indianern. Wie die früheren Inselcariben, die sich durch ihr Seeräuberhandwerk berühmt machten, sind auch diese Zambos gute Seeleute, und ihre Piroguen bedecken den süßen Golf, um auf Schildkröten zu fischen, die sie dann in Belize verkaufen, wo sie für ein Stück der größten Art so viel erhalten, daß sie eine ganze Woche lang wie reiche Leute leben können.

In dem Golfe Dulce mündet der liebliche Fluß von Izabal, dessen Ufer stromaufwärts durch tropische Urwaldlandschaften zu dem zwischen herrlichen Waldbergen eingeschlossenen See von Izabal führen, den unsere Karten oft mit dem Golfe Dulce verwechseln. Das Dorf Izabal zählt 200 Hütten,

Digitized by Google

von Indianern oder Ladinos bewohnt, unter denen sich auch etliche englische und spanische Kaufleute aufhalten, denn Izabal ist die einzige atlantische Ausgangspforte der guatemaltekischen Producte, die ihren Weg aus der Hauptstadt Guatemala über Zacapa und Gualan nach Izabal nehmen.

Den Urwald am Rio Izabal beleben in nächtlicher Weile die Trompetenstöße erschreckter Vögel, das sonore Gebrüll des amerikanischen Tigers, das Geschrei der Affen auf dem schwankenden Seil einer Liane, das Zischen einer Schlange, welche ein Nest junger Papageien überfällt. Am Tage labt sich das Auge an dem Smaragdglanze des Berggewässers, welches zwischen einer Felsengasse herabkommt, die oben mit Tropenwald bedeckt und sonst von allerhand kriechenden Gewächsen verziert ist. Die schönsten Vögel mit paradiesischem Gefieder beleben Wald und Feld, und glänzende Schmetterlinge schweben von Blume zu Blume. Die Sonne aber wirft sengende Strahlen. So zieht der Wanderer an dem Fort San Felipe vorbei, welches noch aus den Zeiten der Conquista stammt, und dessen Mauern noch von keinem Feinde außer von unzähligen Kletterpflanzen gestürmt worden sind. Die Nachtruhe muß er in irgend einem Indianer-Rancho (vr. Rantscho) zubringen. Die farbigen Kinder des Landes sind immer gastfrei, obgleich sie selbst das Leben sich sauer werden lassen, denn der Mann kehrt erst spät aus dem Walde vom Fällen der Acajou-Bäume heim, und unterdessen muß die Frau im Hause schaffen und für das Essen sorgen. Als Nahrungsmittel dienen nicht selten die Eier der Iguana, einer schuhgroßen Eidechse, welche von ausgezeichnetem Geschmacke sind. Die beste Freude dieser indianischen Einsiedler sind ihre Kinder, die gerade in ihrer Nacktheit ungewöhnlich schön sind und sich ganz besonders durch ihre Gazellenaugen auszeichnen.

Ein kaum sichtbarer Pfad führt durch Wald und Gestein nach Gualan. Dieses Verkehrsmittel trägt den Namen Königsstraße (Camino real), jedoch nicht aus republikanischem Haß, um das Königthum anzuschwärzen, sondern aus Ueberzeugung von seiner Vortrefflichkeit. Die größten, aber auch die unverschuldeten Vorzüge dieser „Königsstraße" bestehen darin, daß sie zeitenweis von den herrlichsten Wohl- und Waldgerüchen überfluthet wird, und zwar wird der milde Geruch der Vanille und der kräftigere der blühenden Citronen noch übertroffen von den viel feineren der Nonnenblumen, der Stiftschellen und Sukineen. Dadurch entschädigt für die anderen Mängel der Königsstraße gelangt man nach Gualan, am Flüßchen Motagua, einem Provinzialstädtchen von 900 Familien mit einer behaglichen Posada (Wirthshaus). Von dem nahen und größeren Zacapa führt ein äußerst beschwerlicher Weg nach der Hauptstadt Guatemala; man hat auf rauhen Pfaden Gebirge von 1460—1950 M. zu ersteigen. Häufig zieht man durch indianische Ortschaften und bringt die Nacht entweder wieder in einzeln liegenden Ranchos (Meierhöfen) oder in den Cabildos (Gemeindehäusern) zu, denn in ganz Mittelamerika sind die Alcalden oder Ortsvorsteher verpflichtet, jedem Reisenden, arm oder reich, gegen eine Entschädigung von 2 Realen (etwa 1,10 Reichsmark) Obdach und Lebensbedürfnisse zu gewähren.

In Guatemala unterscheidet man, wie in Mexico, die drei Regionen der Tierra caliente, templada und fria. In den Küstenebenen und den niederen Bergregionen herrscht eine gleichförmige tropische Hitze mit einer Mittelwärme von 27° R., in dem übrigen Lande eine trockene Jahreszeit vom Februar bis April, und eine nasse vom Juli bis September, zwischen welchen zwei Uebergangsperioden liegen. Der Boden ist wohl überall sehr ergiebig, doch wechseln seine Producte, je nach der Erhebung über der Meeresfläche. Auf den Hochflächen breiten sich Savannen und Urwälder aus, in den Tiefebenen gedeiht eine höchst üppige Vegetation.

Digitized by Google

Die Hauptproducte Guatemala's sind Mais, Zuckerrohr, Weizen, Kaffee, Cacao und Cochenille. Ersterer wird, wie in Mexico, im ganzen Lande gebaut, und gibt in der tierra templada und fria Eine Ernte, in den heißen Küstengegenden aber zwei und stellenweise drei. Zuckerrohr kann überall bis zu einer Höhe von ca. 1620 M. gebaut werden. Letzteres ist auch ungefähr die obere Grenze des Kaffee's, der bis zu etwa 300 M. hinabsteigt, doch sind die Höhen über 800 M. dafür vorzuziehen. In größeren Erhebungen fällt in den kälteren Monaten Nachts Reif, was der Kaffeecultur hinderlich ist. Weizen gedeiht blos in der tierra fria in Höhen über 1780 M., während Cacao das eigentliche Product der tierra caliente ist; seine obere Grenze fällt in etwa 490 M. In der gleichen Region und dieselbe noch etwas übersteigend, wird auch Reis gebaut, doch ist dessen Qualität sehr wenig beträchtlich. Dies gilt auch von Baumwolle und Indigo; letzterer, der Haupt-Export-Artikel von San Salvador, wird in Guatemala nur an einigen der genannten Nachbarrepublik angrenzenden Stellen cultivirt. Cacao, Zucker, Weizen und Baumwolle werden ganz oder großentheils im Lande consumirt, nur Cochenille und Kaffee kommen vollständig zur Ausfuhr. Die Cultur des Kaffee's nimmt jährlich rasch zu, während die der Cochenille stabil bleibt. (Petermann's Geograph. Mitth. 1870, S. 461.) An sonstigen Erzeugnissen sind noch Tabak, dann Edel- und Färbehölzer in den prachtvollsten Tropenwaldungen, und aus dem Mineralreiche Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Blei, Steinkohlen und Seesalz zu nennen.

Unter den Bäumen der Hochebene fallen dem Fremden vorzüglich die Eichen auf. Sie sind kleiner als die europäischen und ihr Holz bei weitem nicht so hart, dafür werden ihre Früchte um so größer, denn sie tragen Eicheln wie die größten Eier der Truthennen. Unter den Luxushölzern zeichnet sich eine Ceder, ein rothes Palisanderholz, das sogenannte Rosenholz, und das Palmolatla, ein gelbes Holz mit grauen und braunen Adern, aus. Auf dem Markte der Hauptstadt finden sich alle Früchte der tropischen Paradiese, und in den Wäldern sieht man auch das geputzteste Federvolk der ganzen Welt, obenan den Quetzal oder Kururu, einen Klettervogel, aus dessen Gefieder die alten Mexicaner ihre gobelinartigen berühmten Federngemälde verfertigten. Flügel und Rücken sind in herrlichen Smaragd mit Goldschimmer gekleidet, der Bauch ist feuerroth, und die Schwanzfedern erreichen bei ausgewachsenen Exemplaren die Länge von 1 M. Colibris, Papageien, Pittiche und Tukane sind überall allgemein. Ergötzlich ist der Farbenputz des Carpintero (Zimmermann), feuerroth mit Silber oder Gold, und einer Art Martinsvogel von Taubengröße mit blauem Schnabel, grüner Gurgel, rothen Flügeln und einer einzigen großen weiß und schwarzen Schwanzfeder. Es fehlt aber auch nicht an Schlangen, deren giftige Arten sich jedoch nur in Einöden und Dickichten aufhalten. Reichlich gesegnet ist Guatemala an Ungeziefer: Garapaten, Georgionen, Tausendfüßer, Ameisen und den furchtbaren Nigua's oder Sandflöhen, die sich durch die Schuhe hindurch in die Fußsohlen des Wanderers fressen und, wenn sie nicht rechtzeitig ausgeschnitten werden, Eiterung erzeugen. Durch ihre Quantität furchtbar sind auch die Flöhe, deren Anzahl jedoch nirgends so groß ist als in den Kirchen.

Von den Städten der Republik haben nur wenige wahre Bedeutung. Obenan steht natürlich die Hauptstadt Guatemala, die auf einer geräumigen Hochebene liegt und einen öden Anblick gewährt. Ihre breiten, geraden, rechtwinkligen Straßen werden am Tage nur gelegentlich belebt von den Indianern, Maulthieren und den unentbehrlichen Zopiloten (Aasgeiern). Die Häuser sind grellweiß getüncht und zeigen nach der Straße zu nur Fenster mit schweren vorspringenden Eisengittern. Innen öffnen sie sich auf maurische Art nach einem viereckigen Kreuzgang und einem geräumigen Hof, den die Leute von Geschmack mit Springbrunnen und Blumen zieren, während es keinen einzigen wahren Garten in der ganzen Stadt gibt. Guatemala ist ein

Digitized by Google

gesunder Tropenaufenthalt und nur den Brustkranken wegen seiner beträchtlichen senkrechten Erhebung nicht zuträglich. Ein neun Stunden langer Marsch auf engen Pfaden zwischen wilden malerischen Gewächsen führt nach Antigua oder Alt-Guatemala, welches 1773 von seinen Einwohnern verlassen wurde und dessen meiste öffentlichen Gebäude jetzt in Trümmern liegen. Je mehr man sich Antigua nähert, desto offener wird die Umsicht und desto höher überragen auch die beiden Vulcane del Fuego (des Feuers) und del Agua (des Wassers) die näheren Berge. Von Antigua kann man über Ciudad Vieja (Altstadt) an die pacifische Küste nach Istapa hinabsteigen, welches nur böswillige Verleumder einen Hafenplatz genannt haben, denn kaum die kleinsten Fahrzeuge vermögen in diese versandete Mündung eines Flüßchens einzulaufen. Mitte Wegs nach der Küste am pacifischen Abhange der Cordillere liegt Escuintla, ein wirksamer Badeort für Leute, denen nichts fehlt als Zerstreuung, und daher der Sammelplatz aller reichen Müßiggänger Guatemala's, die dort ihre „Sommerfrische" genießen.

Guatemala.

Dazu gehört denn auch, daß man sich indianisch einrichte, indem man sich Hütten nach Käfigart aus Rohr und Blättern bauen läßt. Die Umgebungen des Ortes sind bezaubernd schön, und auf jedem Schritt findet man unter dem Schatten tropischer Fruchtbäume, der Cocos und der Mangos, kalte, laue oder warme Quellen, welche von den Guatemalteken und Guatemaltekinnen viel besucht werden. Der Spaß einer solchen indianischen Sommerfrische kommt den Leuten übrigens theuer zu stehen, denn wenn die Eingebornen auch alle Launen der Gäste bereitwillig befriedigen, so lassen sie sich dafür tüchtig zahlen. Eine Laubhütte kostet nämlich für zwei Monate, also wahrscheinlich für die Dauer der Saison, an 1000 Mk. Miethe, und ein Marimbaspieler verlangt für den Abend 16—20 Mk., denn sich auf der Marimba (ein Instrument nach demselben Princip gebaut wie unsere Glasharmonikas) vorspielen oder sogenannte indianische, aber herzlich moderne Lieder vorsingen zu lassen, gehört zu den herkömmlichen „Genüssen" des Badeortes.

Digitized by Google

Alt-Guatemala.

Guatemala's Bevölkerung spaltet sich natürlich in die allerwärts in Mittelamerika vorkommenden Kategorien. Die Indianer, weitaus die Majorität, gehören verschiedenen Stämmen an, worunter jener der Quiche (spr. Kitsche) der berühmteste ist, denn er hat eine glänzende Vergangenheit hinter sich. Ruinenstädte, welche von der Gesittung des alten Quiche-Reiches Zeugniß ablegen, sind noch in den gebirgigen Theilen des Landes zu finden. Das heilige Buch der Quiche ist das Popol-Buh, worin auch die historischen Ueberlieferungen dieses Volkes niedergelegt sind.

Die indianischen Bergbewohner sind gutartig, hoch gewachsen, wohlgestaltet und von hellerer Farbe als die Tiefländer. Sie bauen ein wenig Mais, beschäftigen sich mit Hühner- und Schweinezucht, sowie mit Holzschlagen, um von dem Geldertrag ihre Abgaben zu entrichten. Mann und Frau schlafen in Hängematten, die Kinder dagegen auf Matten auf der harten Erde. Der Mann trägt ein Baumwollenhemd (manta) und Beinkleider, statt der Schuhe aber ein Stück Ochsenhaut, welches um den Fuß geschnürt wird. Die Frauen begnügen sich mit einem blau- und rothgestreiften baumwollenen Unterrock, und die Tracht der jungen Indianerinnen, welche nach dem paradiesischen Escuintla alle Morgen auf den Markt kommen, um ihre Lebensmittel feilzubieten, läßt sich eben nur durch die Nähe des Paradieses entschuldigen, denn sie besteht blos aus einem Hüftenröckchen und aus einem hellfarbigen Bande, womit sie ihr Haar in einen Knoten binden. Die Kinder aber laufen gar herum, wie Gott sie erschaffen hat. Alle Fremden reden den Mann José (Joseph) und die Frau Maria an, mögen sie heißen wie sie wollen. Auch hören beide willig auf diese Namen. Der Indianer legt nie die Machete (spr. Matschete) aus der Hand. Mit dieser Waffe bahnt er sich einen Weg durch das Gebüsch, fällt er Bäume oder setzt er sich wohl auch zur Wehr, denn höchst selten sieht man ihn im Besitze eines alten Feuerschloßgewehres, welches er nie abfeuert, ohne dabei die Augen zuzudrücken. Auf den Gebirgen soll es 4—5 wohlhabende Ortschaften sehr hellfarbiger Indianer mit rosigen Wangen, blondem Haar und blauen Augen geben, die man Hijos de Caciques (Cazikensöhne) nennt. Noch jetzt gibt es altindianische Cazikenfamilien im Lande, welche das höchste Ansehen bei der farbigen Bevölkerung genießen und auf sie den größten Einfluß üben. Hr. Alfred de Valois,

Digitized by Google

dessen Reiseberichte (Mexique, Havane et Guatemala. Notes de voyage. Paris 1862, 8°) das Obige entnommen, lernte in Ciudád Vieja eine solche fürstliche Cazikenfamlie kennen, bestehend aus einem ehrwürdigen Greis, den das Gefühl der verlornen Größe noch nicht verlassen hatte, und zwei Töchtern von 20 Jahren, die bereits ziemlich gealtert aussahen. Auf die Frage, warum sie nicht verheirathet seien, gab die eine zur Antwort, weil sich keine passenden Männer gefunden hätten. „Meine Töchter," fügte der Greis hinzu, „können nur Männer ihres Ranges heirathen. Wir sind arm, Herr, aber wir sind von altem Geschlecht."

Die Gesellschaft der Republik zerfällt in drei Classen: in das eigentliche Volk (el pueblo), in die Gentry (los decentes) und in die Aristokratie (los nobles). Unter dem Volke versteht man die Indianer, welche zwei Drittel der hauptstädtischen Bevölkerung bilden, die abschreckend häßlichen Zambos, deren Gesichter den Maskenverfertigern die prächtigsten Modelle liefern würden, und die Ladinos der geringeren Classe. Wahre Bilder des Grauens sind die Bettlerschaaren, welche in stinkenden Lumpen, die Füße zerfressen von Niguas, truppweise durch die Straßen ziehen und die Luft hinter sich verpestet zurücklassen. Die öffentliche Barmherzigkeit ernährt sie alle, und nie wird ein Bettler, so oft er auch klopfe, von einer Thür gewiesen. Die „Gentry" bildet die Mehrzahl der Ladinos oder Mischlinge, die in der Hauptstadt das letzte Drittel der Bevölkerung ausmachen. Sie zählen dort zur guten Gesellschaft, denn sie geben sich selbst für Creolen aus, und da die Wenigsten Ursache haben eine genaue Untersuchung der Blutreinheit bei Anderen zu fordern, so läßt man ihre Ansprüche gelten. Die Ladinos beschäftigen sich mit Handel und mit gelehrten Berufen, in ihren Mußestunden auch mit Politik, das heißt mit Verjagung und mit Erhebung von Präsidenten, und sind in politischer Hinsicht die Liberalen, doch ist ihr Liberalismus von einer sehr zahmen Art. Sie sind die kräftigste Stütze der Lucios, wie in Guatemala alle Insurgenten nach einem ehemaligen Bandenführer Lucio heißen. Den Adel endlich bilden die reichen Kaufleute und der Clerus, welche ihrer politischen Farbe nach als die Servilen bezeichnet werden. Nichts charakterisirt diesen Krämeradel und die allgemeinen Zustände besser, als daß in ihren Läden mit großen Buchstaben angeschrieben steht: Aqui no se fia, wörtlich übersetzt: hier traut man Niemandem, und was dem Käufer andeuten soll, daß er nur gegen baares Geld und nicht auf Credit Waaren erhält. Die Spanier, welche sich noch in Guatemala aufhalten, sind auch meistens Kaufleute und haben als solche die hohen sittlichen Vorzüge ihrer Nation im Handel und Wandel, nämlich Redlichkeit und Treue sich streng bewahrt. Auch die übrigen Europäer, die im Lande wohnen, schauen nicht links und nicht rechts, kümmern sich nur um Aus- und Einfuhr und verlassen das Land, sobald sie glauben, genug Vermögen erworben zu haben.

Digitized by Google

Alle Gewerbe werden von Eingebornen betrieben. Die Wollenmäntel oder Sarapes sind indianische Producte, alles irdene Geschirr, alle Backsteine und Ziegel, alle Holzarbeiten, die Hängematten von Aloefasern, die andern Matten, die Hüte, die Körbe, die geringeren rohen oder farbigen Baumwollenzeuge werden von Indianern gefertigt. Sie sind außerdem Maurer, Zimmerleute, Dachdecker, Schreiner und Kunstschreiner, Schmiede, Klempner (Spengler), Kesselschmiede, Bäcker, während die Ladinos der geringeren Classe die leichteren Erwerbsarten vorziehen und als Schneider, Schuster, Goldschmiede und Kleinkrämer auftreten. Auf dem Lande werden die Zuckersiedereien, die Rumbrennereien, die Nopalerien (Cochenillezüchtereien), die Mühlen und alle Pachtgeschäfte ausschließlich von Eingebornen oder Ladinos betrieben. Ihre künstlerische Begabung zeigen die Farbigen vorzüglich durch ihre Schnitzereien im Fache der Heiligenbilder, sowie an den Cocosschalen, die sie außerordentlich sinnreich zu verwenden wissen. Auch die Rebozos der reichen Indianerinnen sind eine einheimische Webwaare, und die kleinen durchbrochen und spitzenartig gearbeiteten Theeservietten sind ebenfalls eine Erfindung und ein Erzeugniß der Eingebornen.

Lange Jahre hindurch stand Guatemala unter der Herrschaft des Präsidenten Rafael Carrera, eines Indianers niedrigster Herkunft, der das Land zwar mit eiserner Faust regierte und zum Theil in den seidenen Fesseln der Jesuiten lag, jedenfalls aber Ordnung und Ruhe erhielt, welche einen gewissen materiellen Wohlstand ermöglichten. Die jetzige Regierung wandelt freisinnige Pfade; sie vertrieb die Jesuiten und confiscirte alles Eigenthum der religiösen Körperschaften, um dasselbe für Schulen, Wohlthätigkeits- und Erziehungsanstalten zu verwenden. So ward kürzlich in Guatemala auf Staatskosten eine höhere Unterrichtsanstalt für Mädchen gegründet, die erste in Centralamerika. Endlich ist man bestrebt dem Lande gute Straßen zu geben, an welchen noch großer Mangel ist. Einem Decrete zufolge ist gar jeder erwachsene männliche Einwohner verpflichtet, drei Tage am Straßenbau zu arbeiten oder einen Stellvertreter zu beschaffen! (Globus. XXVII. Bd. S. 112.)

§. 39. Honduras.

Die Republik Honduras, räumlich zweifellos der größte aber äußerst dünn bevölkerte Staat Mittelamerika's, grenzt im W. an Guatemala und wird im S. durch das kleine S. Salvador vom pacifischen Oceane abgedrängt, so daß ihm nur eine ganz kurze Küstenstrecke im Hintergrunde der durchaus vulcanischen Fonseca-Bay erübrigt. Im Gegensatze zu Guatemala, das am atlantischen Oceane nur spärlich bedacht ist, dehnt sich Honduras hauptsächlich an diesem aus. Gegen O. ist die Grenze gegen die Republik Nicaragua hin nicht sicher bestimmt, doch darf das Cap Gracias a Dios genau unter 15° n. Br. als fernster hondurensischer Küstenpunkt gelten.

Digitized by Google

Honduras ist im Allgemeinen ein gebirgiges Land; es wird in verschiedenen Richtungen von Gebirgsketten und Hügeln durchzogen, welche von der ihnen gemeinschaftlichen Basis der Plateaus auslaufen. Diese Hochflächen werden in Honduras durch die Ebene von Comayagua völlig unterbrochen. Von ihr aus läuft das Stromthal des Rio Humuya gerade nach N. zum atlantischen Ocean, und das Thal des Rio Goascoran gerade nach S. zum Stillen Weltmeere. Beide Stromläufe bilden ein großes Querthal, das sich von einem Ocean bis zum anderen erstreckt. Die genannten Flüsse entspringen auf derselben Ebene und ihre Quellen sind nur durch eine geringe Bodenanschwellung getrennt, welche die S.-Grenze dieser Ebene bildet. Die Ebene von Comayagua hat, in ihrer größten Ausdehnung, eine Länge von etwa 64 Km. und eine durchschnittliche Breite von 8—24 Km. Ihre längste Achse läuft gerade von N. nach S. und fällt mit dem Laufe der beiden eben genannten Flüsse zusammen. Von der gleichfalls beträchtlichen Espino-Ebene wird sie im N. durch niedrige Hügel geschieden, ohne welche beide Ebenen eine gemeinschaftliche Landfläche bilden würden. Beide zusammengenommen sind ein liebliches Gelände; sie umfassen beinahe ein Drittel des Landes zwischen der Bucht von Honduras und der Fonseca-Bay. Jenseit der Ebene von Comayagua erhebt sich eine hohe Gebirgsmasse, nach N. hin Sierra de Comayagua, nach S. hin Sierra de Lepaterique geheißen. Fast gerade im O. des Comayagua-Gebirges liegt der Knoten des Sulaco-Gebirges, welches sich beinahe im Centrum des Staates erhebt und eine Menge Gewässer aussendet, die nach den verschiedensten Richtungen hin ihre Mündungen haben. An der Basis des Sulaco-Gebirges liegen nach O. und NO. die breiten und hohen Terrassen von Olancho und Yoro, die selbst in dem heerdenreichen Centralamerika ihres herrlichen Viehstandes wegen berühmt sind. Die Flüsse an dieser Abdachung des Continentes führen Waschgold, doch ist der größte Theil dieser ausgedehnten Landstrecke zwischen dem Sulaco-Gebirge und dem atlantischen Ocean, demnach beinahe die Hälfte des Staates, nur von einzelnen Indianerstämmen bewohnt. Ueberhaupt ist diese Region fast noch gar nicht bekannt; man weiß nur, daß ihre Bodenverhältnisse sehr mannigfaltig sind und daß sie fruchtbar, auch reich an Mineralien ist. Ein Theil der N.-Küste ist Flachland und stark bewaldet; insbesondere Mahagonyholz kommt häufig vor. Oft aber tritt das Gebirge bis dicht an's Meer hinan oder erhebt sich schon in geringer Entfernung von demselben. Die Gebirge von Omoa ragen über die Bucht von Amatique empor, und jene von Congrehoy und Ponas werden beinahe vom Ocean bespült und bilden weithin sichtbare Landmarken. (E. G. Squier. Die Staaten von Centralamerika, insbesondere Honduras, San Salvador, und die Mosquito-Küste. In deutscher Bearbeitung herausgegeben von Carl Andree. Neue Ausgabe. Leipzig 1865, 8°. S. 41—42).

Die Thier- und Pflanzenwelt in Honduras ist gerade so mannigfaltig, formen- und farbenprächtig wie in Guatemala und den übrigen Staaten Mittelamerika's. An den Ufern des Ulua-Flusses im W. der Republik hält sich mit Vorliebe der prächtig gefiederte Pfefferfresser (Pteroglossus pluricinctus) auf, während der Fluß selbst den Mahagonyschlägern als willkommenes Flößmittel dient. Truzillo ist der Haupthafen von Honduras an der atlantischen N.-Küste, doch gibt es dort nur wenig zu suchen, denn die Truzillenos leben nur von und für den Handel. An der Fonseca-Bay liegt Amapala, welches seit 1868 zum Freihafen erklärt ist. Die Fonseca-Bay bildet einen der schönsten Häfen der Welt, da sie eigentlich eine Reihe von tiefen geräumigen, in das Land hineinspringenden Wasserbecken ist, die unzählige Schiffe aufzunehmen im Stande sind. Die Absicht, diese Bay durch eine mit Benutzung der Comayagua-Ebene das Land durchquerende Eisenbahn

Digitized by Google

mit der N.-Küste, etwa mit den ganz sicheren Häfen Port Cortes oder Caballos zu verbinden, ist bis nun nicht völlig zur Ausführung gelangt. Auch von der Bevölkerung in Honduras läßt sich nichts Besonderes sagen, was nicht fast ebensowohl auf die Nachbarstaaten paßt.

Von Geselligkeit und Familienleben ist keine Rede, da man fast nirgends weiße Frauen wahrnimmt, und eine wahre Ehe dort so selten ist wie ein Stück Eis. Weiße, Cariben und Indianer schließen nur Heirathen auf kurze Kündigung, und zwar muß das weibliche Wesen, dem sie ihre Gnade zuwenden, auch die Dienste einer Magd und einer Köchin leisten. Diese Frau sitzt nie mit bei Tisch, kleidet sich je nach ihrem Tagelohn mehr oder weniger luxuriös, und hat, wenn der Herr wohlhabend ist, noch andere Mägde unter ihrem Befehl. Solche Frauen rauchen starke Cigarren, tragen bunte faltige Röcke mit mehreren Besätzen, und eine weite bauschige Taille. Die Hauptzierde der Frauenkleidung ist das lange fransenbesetzte Umschlagetuch, welches mit Grandezza über die Schulter geworfen wird. Bezeigt sich der Brodherr mit seiner Frau zufrieden, so wird der Vertrag stillschweigend verlängert, und der Krug geht so lange zu Wasser bis er bricht. — Im Uebrigen herrscht hier, wie überall im tropischen Amerika, neben der Arbeitsscheu auch die Mißachtung der Arbeit. Man schämt sich der Arbeit und darbt im Elend lieber fort, als daß man es sich um des Erwerbs willen sauer werden ließe. (Jegor von Sivers. Ueber Madeira und die Antillen nach Mittelamerika. Leipzig 1861, 8°.)

Eine erwähnenswerthe Merkwürdigkeit von Honduras bilden die Ruinen von Copan, welche von Stephens untersucht worden sind. Doch ist fast unzweifelhaft Diego Garcia Polacio der erste Europäer gewesen, der die merkwürdige, von Tropenvegetation überwucherte Stätte betrat und kennen lernte.

Zu Honduras gehören auch die Bay-Inseln im Caribischen Meere, fruchtbar, mit guten Häfen und zu militärischen Stationen geeignet. Die größte und bevölkertste ist Ruatan, 50 Km. lang und 14—15 Km. breit, mit dem guten Hafen Puerto Real.

§. 40. San Salvador.

Diese kleine Republik, die kleinste in Centralamerika, ist geographisch durchaus ein Theil von Honduras und demselben in jeglicher Hinsicht, orographisch und klimatisch ähnlich. Vom Großen Weltmeere aus gesehen gleicht das Plateau, welches den größten Theil des Landes einnimmt, einer gewaltigen von der Natur aufgeführten Mauer, mit einer niedrigen vorliegenden Bergkette und mit vulcanischen Kegelbergen, die sich zwischen ihr und dem westlichen Meere erheben. Es sieht fast aus, als ob einmal die Wasser des Stillen Oceans bis an den Fuß dieser Gebirgsbarrière durchgedrungen seien und daß die niedrigere nur etwa 600 M. hohe Küstenkette später durch vulcanische Gewalt empor-

Digitized by Google

gehoben worden sei, denn sie ist von dem hondurensischen Plateau durch den Rio Lempa getrennt und durchaus vulcanischen Ursprungs. Auf ihr erheben sich nicht weniger als 11 vulcanische Kegelberge, welche in der Fonseca-Bay auf der Insel Tigre ihre Fortsetzung finden, und der Reisende kommt von einem Ende des Staates bis zum andern über ein Bett von Schlacken und Asche, das reichlich Bimsstein enthält, der zuweilen mit Lavabetten und vulcanischem Gestein abwechselt. Von dem Plateau strömt dem pacifischen Oceane der erwähnte, sehr ansehnliche Rio Lempa, das bedeutendste Gewässer des Landes zu, welcher mit seinem Nebenflusse, dem Rio Sumpul, streckenweise die Grenze gegen Honduras hin bildet. Sein Thal gehört zu den prächtigsten und fruchtbarsten Regionen, welche die Tropenländer aufzuweisen haben. San Salvador ist berüchtigt wegen seiner Erdbeben und der Thätigkeit seiner zahlreichen Vulcane. Erstere zerstörten vor wenigen Jahren die Hauptstadt San Salvador fast gänzlich, doch ist sie jetzt schon wieder größtentheils aufgebaut. Unter den Ausbrüchen war wohl jener des Izalco am 19. Mai 1869 einer der großartigsten. (Petermann's Geographische Mitth. 1869, S. 434.)

Die Handelsobjecte aus San Salvador sind zumeist Rohproducte und Halbfabrikate: Felle, und zwar von Löwen, Panthern, Hirschen und Wildschweinen, Tabak, Rohzucker und Farbstoffe. Von Tabak ist nur Eine Sorte zu nennen, welche durch besonders stark narkotische Wirkung sich auszeichnet. Der Rohzucker wird in verschiedenen Qualitäten erzeugt. Am meisten hervorzuheben ist aber das Indigo. Dasselbe übertrifft nämlich sowohl an Format, wie an Zartheit der Farbe die Concurrenz-Producte von Guatemala und Bengalen, und ist überhaupt das Schönste in dieser Art. Dasselbe bildet zugleich den Haupt-Exportartikel des Landes. Wie an allen Küsten Mittelamerika's gibt es auch in San Salvador eine große Anzahl Bäume von der Art, welche das Kautschuk liefern. Ein eigenthümliches Product ist „Mate", eine Art von Thee, der aus einer Stechpalme gewonnen wird; ein Gefäß mit silbernem Rohre repräsentirt die Mate-Trinkschale. Noch sind zu erwähnen die Silbermünzen von San Salvador, nicht weil sie durch besondere Form auffallen, sondern weil ihr Silbergehalt der größte und feinste unter allen Silbermünzen ist.

Von den 600,000 Einwohnern der Republik sind die Hälfte Indianer, und nur 9000 Weiße. Damit ist ein weiteres Gemälde der dortigen Zustände eigentlich überflüssig. Doch sei nicht verschwiegen, daß San Salvador seit einigen Jahren von einer kräftigen reformatorischen Bewegung ergriffen ist; es hat den Schulbesuch obligatorisch gemacht, nur dürften der Schulen

Digitized by Google

zu wenig und dieſe zu weit von einander entfernt ſein. Deſſen ungeachtet ſollen Eltern und Meiſter von Lehrlingen, welche die Erziehung ihrer Kinder vernachläſſigen, um 10 Mk. für „jedes Vergehen“, was immer dies bedeuten mag, gebüßt werden. Auch alle Glücksſpiele wurden in Folge dieſes rege gewordenen ſittlichen Gefühles für ungeſetzlich erklärt, mit Ausnahme derjenigen zum Beſten der Geiſtlichkeit.

§. 41. Nicaragua.

Klimatiſch wie geologiſch und pflanzengeographiſch iſt eine Theilung Nicaragua's in drei parallele Längszonen gerechtfertigt. Die öſtlichſte derſelben umfaßt die atlantiſchen Urwälder, das großentheils noch unbetretene Binnenland der Mosquitoküſte, in welches nur von W. her, durch die Ausbeutung der Goldadern Santo Domingo's und durch die Vergrößerung des Culturgebietes der Provinz Segovia am Rio Wanks hinab die Civiliſation ihre erſten Fühler auszuſtrecken beginnt. Als die zweite Längenzone kann man die Hochlande der Waſſerſcheide betrachten, auf welcher die Savannen vorherrſchen und welche die centralen Provinzen Nicaragua's, Chontales, Matagalpa und Segovia umfaßt. Der dritte Gürtel endlich wird von den großen Seen Nicaragua's und dem Geſtade des Stillen Oceans begrenzt; er unterſcheidet ſich in Bezug auf Elevation wie auf Bodenbeſchaffenheit ſtrenge von den beiden anderen; während die letzteren aus Geſteinsſchichten der älteſten Formationen, aus kryſtalliniſchen Schiefern, Quarziten, Doleriten und immerhin noch ziemlich alten Trachyten ſich zuſammenbauen, herrſchen im W. junge vulcaniſche Tuffe und Laven vor, deren Neubildung auf eruptivem Wege auch heutzutage noch nicht völlig in's Stocken gerathen iſt. Daher iſt der Boden in jenen Gegenden auch von außerordentlicher Fruchtbarkeit, und bei ausgiebiger Bearbeitung könnte er leicht in einen Garten von tropiſcher Fülle umgewandelt werden. Den Eigenthümlichkeiten des Bodens und ſeiner Vegetation entſprechen auch die Producte der drei Längezonen. Die erſte liefert aus der Einſamkeit ihrer Wälder nur Gummi und Mahagonyholz, die zweite findet ihr hauptſächlichſtes Erträgniß in der Viehzucht und nährt große Heerden von Rindern, Pferden und Maulthieren auf ihren Grasflächen. In der dritten gedeihen die Früchte und Nutzpflanzen der Tropenzone, Kaffee, Zuckerrohr, Cacao, Tabak und Indigo, im reichſten Ueberfluſſe.

Digitized by Google

Was man von der Moskitoküste weiß, beschränkt sich auf Weniges. Von Greytown gegen N. bis Cap Gracias á Dios erstreckt sich ein flaches Gestade mit brandender See, von welchem binnenwärts geschlossener Wald sich erstreckt. Später tritt ein Berg (Round Hill) von 200 M. so hart an die See heran, daß er von weitem einer Insel gleicht, tiefer binnenwärts folgen dann Berge und Thäler, und unter den ersteren ein Gipfel mit 850 M. Erhebung. Außen vor der Küste erstreckt sich ein Korallenriff, und außerhalb desselben liegen sogenannte unlothbare Tiefen, während umgekehrt auf der Binnenseite der Meeresgrund rasch seicht wird. In der Nähe von Blewfields kommt man nach und nach an 6 fruchtbaren Inselchen vorüber, die sämmtlich Cays genannt werden. Blewfields ist an der Mündung des gleichnamigen Hauptstromes des Landes gelegen und zugleich Residenz des Königs, denn Mosquitia beansprucht ein eigenes von Nicaragua unabhängiges Königreich zu sein, das seine besondere Flagge führt. Nicaragua läßt dies freilich nicht gelten, hat aber andererseits bis nun auch nicht die Macht gehabt, das Land wirklich in Besitz zu nehmen. Die Bewohner Mosquitia's bestehen aus einem Gemisch zusammengeschmolzener und zusammenschmelzender Stämme, unter welchen die eigentlichen Moskitos, dann die Wulna, Rama und Smu die altangesessenen, die sogenannten Cariben aber die später eingewanderten sind. Alle zusammen mögen sie jetzt noch 3000 Köpfe zählen. (Dottings on the roadside in Panamá, Nicaragua and Mosquito, by Bedford Pim and Berthold Seemann. London 1869, 8°.)

Der wichtigste Punkt an dieser atlantischen O.-Küste ist die Stadt Greytown, oder, wie es die Landesbewohner nennen, San Juan del Norte an der Mündung des großen Rio San Juan, welcher dem SO.-Ende des Nicaragua-See's entquillt, streckenweise die Grenze gegen Costarica hin bildet und die bequemste Wasserstraße ist um von O. her zum Nicaragua-See vorzudringen. Etwa 32 Km. oberhalb seines verzweigten Mündungs-Delta's trennt sich von ihm der Coloradofluß, welcher weiter im S., auf dem Boden Costarica's, in das Meer sich ergießt. Es ist dies ein großes Hemmniß für Nicaragua's Seeverkehr; der San Juan versandet von Jahr zu Jahr stärker und man denkt bereits daran, eine schiffbare Wasserstraße in seinem Bette durch Baggerarbeiten herzustellen und zu unterhalten.

Greytown ist ein hübsches, gutgebautes Städtchen, in völlig ebener Gegend, welche von vielen kleinen Seen und Teichen unterbrochen wird; von Sümpfen umgeben, welche kein anderes Entwässerungssystem als den durchlässigen Sandboden der Küste besitzen, hat es gleichwohl ein nicht allzu ungesundes Klima; dies verdankt der Ort größtentheils den regelmäßig wehenden Passatwinden, welchen die Ebenflächigkeit des Landes überall leichten Zutritt gestattet. Die auffallendsten Repräsentanten der littoralen Vegetation sind Guyava-Bäume, welche aus niedrigem Buschwerk emporragen und eine große Zahl von Schmarotzergewächsen ernähren; Tillandsien, Orchideen, Farne, riesige Arons-Gewächse und Lianen mit ihren Luftwurzeln, die wie verworrenes Tauwerk eines Schiffes zu Boden hängen. In dem dicht verschlungenen Gezweige hausen grüne Papageien, Tukane mit ihren großen, grellfarbigen Schnäbeln und prachtvolle Tanagers (Ramphocoelus passerinus, sperlingsartige Vögel), sammtschwarz mit breitem, feuerrothem Flecke über dem Schwanze. Unter den Insekten ziehen einige Schmetterlinge, große blaue Morphos und schwerbeschwingte Heliconiden die Aufmerksamkeit auf sich, sowie ein eigenthümlicher Bock-Käfer (Desmiphora fasciculata), mit langen, braunen und schwarzen Haaren bedeckt, welche ihm fast das Aussehen einer Raupe verleihen. Die Delta-Arme des San Juan-Flusses wimmeln von Alligatoren, welche meist unbeweglich am Ufer liegend auf Raub lauern; sie greifen junge Rinder und Pferde an, ja sie wagen sich sogar an ausgewachsene Thiere, welche sie unter das Wasser ziehen und, nachdem sie ertränkt sind, verzehren. In Ermangelung besseren

Digitized by Google

Am Rio St. Juan.

Fanges aber begnügen sie sich mit Fliegen, indem sie mit weit aufgesperrtem Rachen am Strande liegen und die durch ihren Speichel angelockten Fliegen darin sich sammeln lassen. So wenigstens erzählen die Einheimischen.

Die Ufer des San Juan zeigen sich anfangs niedrig, schilfbewachsen und versumpft, von zahlreichen seitlichen Wasserarmen durchschnitten; der hauptsächlichste Baum der Uferwaldungen ist eine hohe, schwerblättrige Palme, die Zwischenräume ihrer schlanken Stämme füllen Baumfarne, Schlingpflanzen und Schmarotzer mit lebhaft gefärbten Blüthen. Die erste seitliche Flußmündung ist jene des Seripiqui, welcher von den Bergen Costarica's herabkommt. Er kann mit Canoes etwa 30 Km. weit aufwärts befahren werden, dann aber geht die Reise zu Lande weiter, auf Maulthieren über eine rauhe Bergkette nach San José, der Hauptstadt der Nachbarrepublik. Ein anderer, ziemlich starker Fluß, welcher ebenfalls aus dem Gebiete von Costarica dem San Juan zufließt, ist der San Carlos. Bei dem malerischen Castillo beginnen die Stromschnellen des San Juan; sie contrastiren in ihrem lebhaft beweglichen, schäumenden Wasserschwall effektreich gegen den dunklen, stillen Urwald an ihrem Ufer und das frische Grün der Wiesenhügel gibt dem Ganzen einen lieblichen Schlußrahmen. Das Innere des Städtchens entspricht diesem reizvollen Außengewande nur wenig; es enthält nur eine einzige, enge, holperige und schmutzige Straße, in welcher des Abends die Mosquitos schwärmen, so lästig wie an den Ufern des San Juan.

Castillo ist ein Centrum des Gummihandels; hier werden Trupps von Leuten eigens ausgerüstet, um in die unbewohnten Walddistricte des atlantischen Küstenlandes einzudringen und das vielbegehrte Harz einzusammeln. Dieses wird

Digitized by Google

jedoch hier von einem ganz andern Baume gewonnen, als am Amazonenstrome und auch auf eine verschiedene Art zubereitet. Dort liefert dasselbe eine baumartige Euphorbie, Siphonia elastica; in Centralamerika dagegen ein wilder Feigenbaum, Castilloa elastica, ausgezeichnet durch seine großen Blätter. Die eingebrachte Waare wird alsdann in großen Booten, Bungos genannt, nach Greytown hinab verfrachtet. Der Werth des Gummierportes belief sich im Jahre 1867 auf 460,893, im Jahre 1871 dagegen bereits auf 528,506 RM. Der schlimmste Feind der Gummibäume ist der große Harlekinkäfer (Acrocinus longimanus), welcher seine Eier in die von den Gummisammlern angebrachten Einschnitte legt; die ausgekrochenen Larven bohren sich alsdann große Löcher durch den ganzen Stamm. Aber auch der Mensch tritt hier, wie anderwärts, durch rücksichtslose Gewinnsucht als Verwüster auf; die Gummisammler machen keinen Unterschied zwischen ausgewachsenen und jungen Bäumen und führen dadurch letztere einem raschen Absterben entgegen. Eine Forstpolizei kennt man in diesen Gegenden leicht begreiflicherweise nicht. Da der centralamerikanische Gummibaum sehr schnell wächst, so könnten leicht Pflanzungen desselben angelegt werden, und möchten solche noch einen hohen Ertrag abwerfen. Die Stromschnellen von Castillo, welche auf der Bergfahrt schwer zu passiren und nicht anders als auf dem Wege durch die Stadt zu umgehen sind, wurden dazu benützt, an diesem Orte das Zollamt zu errichten; von allen flußaufwärts nach dem Innern von Nicaragua gehenden Gütern werden hier bestimmte Abgaben erhoben.

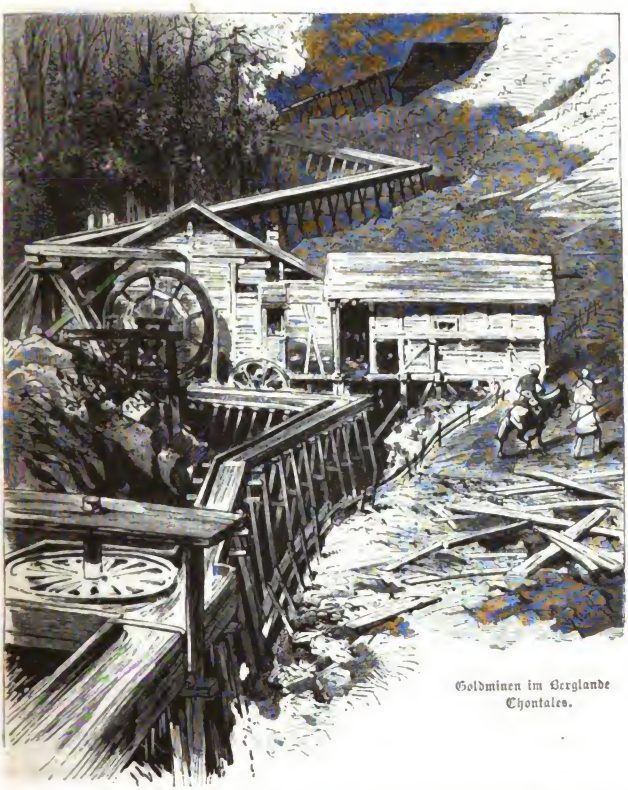
Am SO.-Ende des Nicaragua-See's und am Ursprunge des San Juan liegt San Carlos, ein spanisches Fort, ehedem ein starkes Bollwerk, heutzutage in Ruinen zerfallend, welche das zierliche Frauenhaar (Andiantum) mit üppigem Grün überwuchert. Die ganze Stadt besteht aus einer einzigen, vom See heraufziehenden Straße; die Häuser sind meist nur Hütten, mit Palmblättern gedeckt und ungedielt. Die Bevölkerung ist eine aus Indianern, Spaniern und Negern gemischte, in welcher jedoch das indianische Element vorherrscht. Der Anblick des Nicaragua-See's von San Carlos aus ist ein großartiger, zu großartig, um schön genannt zu werden.

Gegen NW. ist seine Fläche unabsehbar; aus ihr ragt die Insel Pueblo grande mit den kegelförmigen Vulcanen Mädera und Ometepec auf; der letztere erreicht die Höhe von 1500 M. über dem Seespiegel. Links zeigen sich in blasser Ferne die nebelbekappten Berge Costarica's, rechts etwas näher dunkelbewaldete Höhenzüge; mehrere Gruppen kleinerer Inseln tauchen noch aus seiner Wasserfläche auf und dienen Schaaren wilder Enten und weißer Reiher als Schlafplätze. In den Gewässern treiben Alligatoren und eine Art von Süßwasser-Haifischen ihr Räuberunwesen.

Die Elevation des See's über dem Meeresspiegel berechnet sich zu 32½ M.; der niedrigste Paß zwischen seinem SW.-Ufer und der pacifischen Küste liegt nur 8 M. über dem See und die Entfernung zwischen beiden reducirt sich auf etwa ein Drittheil der Breite des Isthmus von Panamá; es bieten sich daher hier die günstigsten Bedingungen zur Anlage eines transoceanischen Canals.

Das Problem der Verbindung des atlantischen mit dem Stillen Meere durch Herstellung eines Canals hat schon vor vielen Jahren Staatsmänner, große Schiffsrheder und Kaufleute beschäftigt. Die amerikanische Regierung schenkte ihm jüngst ganz besondere Aufmerksamkeit, indem sie eine aus Ingenieuren und Marinecoffizieren bestehende Commission an Ort und Stelle sendete, um das geeignetste Terrain ausfindig zu machen. Der umfangreiche Commissionsbericht an den Präsidenten in Washington über alle vermessenen Routen empfiehlt nach genauer Erwägung sämmtlicher einschlägiger Verhältnisse die Nicaragualinie als die vortheilhafteste; demnach sieht man von der ursprünglichen Idee der zwar bedeutend kürzeren, aber um so schwierigeren und kostspieligeren Durchstechung der Landenge von Panamá ab. Aus dem Commissionsbericht entnehmen wir darüber Folgendes: Die Nicaragnarichtung ist die einzige Route, wo das Klima der Ge-

Digitized by Google



Goldminen im Berglande Chontales.

sundheit nicht gefährlich wird. Auf den kürzeren Linien würden die Einflüsse der sehr heißen und meist sumpfigen Gegend den größeren Theil der Arbeiter dahinraffen, noch ehe der Canal fertig wäre. Ferner ist es auch diejenige Route, auf der nur allein sich eine ausreichende Menge Wasser vorfindet. Der Nicaragua-See liegt an dieser Route und gestattet, von ihm aus eine bequeme und gleichmäßige Regulirung der Wasserstands-Verhältnisse im Canal vorzunehmen. Die übrigen Routen sind auch in manch anderer Beziehung noch sehr mangelhaft; sie erstrecken sich meist durch werthlose öde Gegenden, welche keiner Entwicklung fähig sind. Die Landstrecke durch Nicaragua aber wird dargestellt als das Paradies Centralamerika's. Die Kosten werden auf 250 Mill. RM. veranschlagt, und mit Rücksicht auf das dafür zu schaffende, höchst gewinnbringende Aequivalent als verhältnißmäßig klein bezeichnet. Eines Umstandes, von dem man glaubt, daß er beinahe allein im Stande sei, die Renta-

Digitized by Google

bilität des neuen Weltcanals zu sichern, geschieht noch besonderer Erwähnung: es ist dies die Verschiffung californischer Producte nach Europa. Zahlreiche Schiffe bringen aus Californien jedes Jahr colossale Quantitäten Weizen auf die europäischen Märkte. Gegenwärtig wird jener Weizen um das Cap Horn verschickt, ausgesetzt den Gefahren jener stürmischen Regionen und unterworfen unumgänglich langer Reise, wie großen Kosten. All diese so erheblich in's Gewicht fallenden Umstände würden durch den Canal außerordentlich vermindert werden.

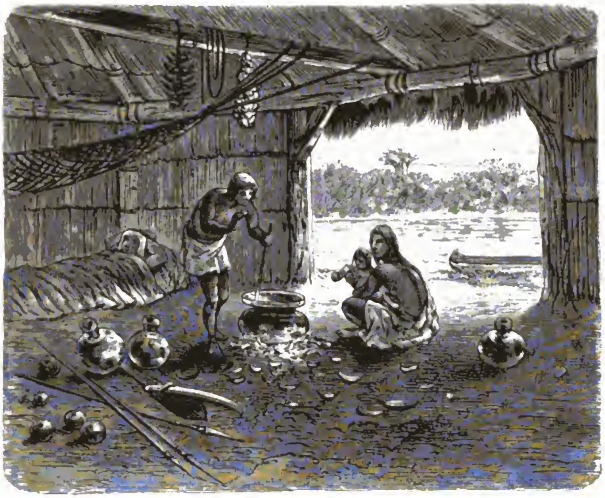
Der Nicaragua-See empfängt zahlreiche Zuflüsse, worunter bei San Carlos den von S. kommenden Rio Frio und an der NO.-Küste bei dem Hafenorte San Ubaldo den Rio Acoyapo, welcher von dem Berglande Chontales herabkommt.

Die wichtigste Stadt des Landes ist weniger die officielle Hauptstadt Leon, als das südöstlich davon gelegene Granada am Nicaragua-See. Granada mit 15,000 Einwohnern ist die Hauptstadt der gleichnamigen Provinz, welch' letztere im NW. an Leon, im SO. an Rivas (zwischen dem Nicaragua-See und dem Stillen Ocean), im N. aber an den Managua-See grenzt, ein Anhängsel des bedeutend größeren See's von Nicaragua. Die Stadt, welche von Hernandez de Cordova im Jahre 1522 gegründet, im Jahre 1856 durch Flibustier unter ihrem Anführer Walker vollständig niedergebrannt wurde, besitzt breite, rechtwinkelig sich kreuzende Straßen und einen großen Platz. Eigenthümlich ist die Planirung der Straßen von Granada; sie laufen auf Strecken von etwa fünfzig Schritten völlig eben, dann erheben sie sich mit einer steilen Steigung zu einer zweiten ebenen Stufe u. s. f. Die Häuser sind aus lufttrockenen Ziegeln gebaut, weiß getüncht und mit Ziegeln gedeckt. Auch mehrere Kirchen besitzt die Stadt, von welchen indeß einige nicht im besten baulichen Zustande sich befinden. In Granada herrscht viel Leben und wird uns ein örtliches Gewerbe gerühmt, nämlich die Verfertigung der sogenannten Panamá-Ketten, die entweder compact oder hohl aus Golddraht, ähnlich unseren Haarketten, zusammengewoben, Meisterstücke der Goldschmiedekunst sind, wie sie selbst in Pariser Werkstätten nicht überboten werden könnten.

Die landschaftliche Umgebung Granada's ist von reizender Schönheit. Die Stadt liegt kaum 2 Km. weit vom Ufer des Nicaragua-See's, und in wenigen Meilen Entfernung strebt der erloschene Vulcan von Mombacho zu einer Höhe von 1500 M. kühn empor, vom Fuße bis zum Gipfel in dunkles, nie welkendes Grün gekleidet. In der Nähe der Stadt finden sich zahlreiche große Cacaopflanzungen, welche im Handel einen nicht unbedeutenden Namen besitzen. Die jungen Cacaobäume, welche in den Urwäldern der atlantischen Landstriche wild wachsen, bedürfen zu ihrem Gedeihen eines dichten Schattens, welcher ihnen anfangs durch den Pisang, später durch den Corallenbaum, eine Erythrina-Art, gewährt wird, welch' letzterer deßhalb von den Eingeborenen die Cacaomutter genannt wird. Er wächst bis zu 12 M. Höhe und darüber, und in seiner Blüthezeit, Anfang Aprils, bildet er eine einzige Masse grell carmoisinrother Blüthen.

Ungefähr 16 Km. westlich von Granada liegt die Stadt Masaya mit 15,000 Einwohnern, von denen neun Zehntheile Indianer sind. Die Stadt nimmt ein großes Areal ein, da jede der Indianerhütten von einem Garten umgeben ist; die Hütten selbst liegen abseit von der Straße, versteckt unter Obstbäumen. Der Boden besteht durchweg aus vulcanischen Tuffen, welche alle Feuchtigkeit durchsickern lassen, so daß nirgends Bäche oder Quellen sich finden. Masaya besitzt kein anderes Wasser als dasjenige, welches von dem an der W.-Seite der Stadt 100 M. tiefer gelegenen kleinen See heraufgeholt wird. Dieser See füllt augenscheinlich einen alten Krater aus. Jähe Felswände umwinden ihn fast von allen Seiten; zu ihren Füßen liegen schwärzliche Klippen, hier und dort von sogenanntem Frauenhaar üppig überwachsen. Die ganze Umgegend des See's, die „Hölle von Masaya" genannt, ist vulcanischer Natur und an seinem westlichen Ufer steigt der kegelförmige sehr verderbliche Vulcan von Masaya auf, dessen Lavaströme nach dem See herabgeflossen sind und die Abstürze des alten Kraters überdeckend eine schräge Böschung seiner Ufer gebildet haben. (Thomas Belt. The naturalist in Nicaragua: a narrative of a residence at the gold mines of Chontales; journeys in

Digitized by Google



Indianerzelt bei Masaya.

the Savannahs and forests. London 1874, 8°). Diesem Vulcane reihen sich die Marabios an, welche Gruppe wohl die vulcanreichste auf der ganzen Erde ist. „Den besten Ueberblick der Marabios-Gruppe hat man von der weiten Ebene von Leon aus, wo man in einer Entfernung von etwa 110 Km. 14 Vulcane zählt. Es finden sich hier Lavafelder, von den Eingeborenen Malpais (unfruchtbares Land) genannt, die sich zuweilen meilenweit nach allen Seiten hin ausdehnen. Während des Tages gewahrt man auf der Oberfläche eine glitzernde Bewegung der erhitzten Luft, des Nachts aber ist die ganze Gegend durch eine bläuliche brennende alcoholähnliche Flamme erleuchtet, welche zuweilen über den Boden aufblitzt, zuweilen säulenartig aufsteigt und dann in höchst seltsamer Weise wieder verschwindet. Die dortigen Bewohner nennen diese Erscheinung el baile de los demonios oder den Teufelstanz." (K. von Scherzer. Aus dem Natur- und Völkerleben im tropischen Amerika. Skizzenbuch. Leipzig 1864, 8°. S. 91.)

In politischer Beziehung bietet Nicaragua das in amerikanischen Republiken gewohnte Bild. Nirgends eine Spur von Gemeinsinn, nichts als Parteiwirthschaft. Die am Ruder befindliche Partei übt ihren Einfluß auf alle Zweige der Justiz und der Verwaltung, bringt ihre Anhänger auf alle wichtigen Posten und übt namentlich auf die Wahlen einen Druck, welcher keine Opposition zur Geltung kommen läßt. Ein Regierungswechsel ist nicht anders zu erzielen, als durch eine Revolution, und bei aller proclamirten Freiheit, bei vollster Geltung aller republikanischen Institutionen gibt es in diesen Staaten für den wahren Willen der Mehrzahl des Volkes keinen an-

Digitized by Google

deren Ausdruck, als das Resultat eines Bürgerkrieges. So darf denn jedenfalls die Meinung gerechtfertigt erscheinen, daß Nicaragua einer blühenderen Zukunft nur mit sehr langsamen Schritten entgegengehe. Das Hinderniß, die Schätze seines fruchtbaren Bodens zu heben, liegt nicht so fast in irgendwelcher Schwierigkeit der Cultur als vielmehr in der Ueppigkeit, mit welcher die Natur ihre Gaben hier an den Menschen verschwendet. Sobald der Mensch wahrnimmt, daß er bei einem Minimum von Arbeit in Behaglichkeit leben könne, wird er von angestrengter Thätigkeit abstehen und auch seine Lebensbedürfnisse außerhalb der directen Genußmittel immer mehr einschränken, um desto mehr des süßen Nichtsthuns sich erfreuen zu können. Und widersteht er persönlich dieser Versuchung, so werden um so gewisser seine Nachkommen derselben erliegen. Diesem schwer wiegenden Culturhemmnisse könnte nur etwa eine große Zahl von Einwanderern durch gegenseitigen Wettstreit und durch Erhaltung der Zustände des civilisirten Lebens und der mit demselben verknüpften, durch Arbeit zu beschaffenden Bedürfnisse das Gleichgewicht halten. Aber auch hier wäre zu besorgen, daß das Beispiel eines einzigen Trägen, der trotz seiner Unthätigkeit mit Nahrungssorgen nicht zu kämpfen hat, sehr bald Nachahmer finden würde.

§. 42. Die Republik Costarica.

Das Land Costarica ist ein terrassenförmig bis zu 1300 M. aufsteigendes Plateau mit zahlreichen bis 3250 M. hohen Vulcanen. Wie viele ihrer sind, ist noch nicht genau bekannt, da das Gebiet der Republik noch ganz ungenügend durchforscht ist. Ganz besonders gilt dies von dem jetzt noch gänzlich unzugänglichen Mittelpunkt des Innern, dem Kern des Dota-Gebirges. So konnte erst vor wenig Jahren dem Professor William M. Gabb aus Philadelphia die Auffindung zweier, vordem völlig unbekannter Vulcane von über 2000 M. Höhe gelingen, welche in der Hauptkette der Cordillere genau nordwestlich vom Pico Blanco stehen. (Nature 1874. X. Bd. S. 274.) Der bedeutendste Vulcan Costarica's ist wohl der Turrialba, der 1871 einen großartigen Ausbruch hatte und der südlichste unter den thätigen Feuerbergen Centralamerika's ist, der Nachbar des Irazú, welchen die Herren Dr. v. Scherzer und v. Frantzius bestiegen haben. An die Feuerberge schließt sich, wie die vulcanische Natur des Landes erwarten läßt, eine

Digitized by Google

ganze Reihe heißer Mineralquellen an. Die Flüsse, unter welchen der Rio Escuda, der Rio Tiribi und der San Juan del Norte die ansehnlichsten, sind von kurzem Laufe. Der Boden ist namentlich an den Küsten sehr fruchtbar und enthält große Savannen nebst herrlichen Urwäldern. Das Klima ist natürlich heiß, gemäßigter jedoch im Hochlande. Die Haupterzeugnisse des Landes sind fast dieselben wie in den Nachbarrepubliken, nämlich Tabak, Zuckerrohr, Kaffee, Indigo, Cacao und Getreide. Den Haupthandels- und Ausfuhrartikel bildet jedoch der Kaffee, so daß man Costarica mitunter die Kaffeerepublik nennen hört. Wichtig für den Handel ist, daß schon jetzt ein Theil der Kaffeeernte den Weg nach Californien nimmt. Daneben steht die Rinderzucht in Blüthe und wirft der Bergbau ein ansehnliches Erträgniß ab.

Dennoch war Costarica von jeher ein sehr armes Land und blieb es fast bis zur Zeit der Unabhängigkeitserklärung im Anfange dieses Jahrhunderts. Der Name Costarica (reiche Küste) wurde dem Lande von den Spaniern nicht wegen der Reichthümer gegeben, die man bereits gefunden hatte, sondern wegen der Reichthümer, die man zu finden hoffte. Erst einige Jahre nach 1821 begann der nicht unansehnliche Ertrag der 1823 entdeckten Goldmine von Aguacate den Reichthum des Landes zu erhöhen, seit welcher Epoche der Mineralreichthum Costarica's immer mehr Bedeutung gewann und fremde Capitalien zur Ausbeutung der Minen in's Land zog. Besonders war dies der Fall, als man im Jahre 1857 die Goldminen in Paires und 1864 die ungewöhnlich reichen Minen von Ciruelitas entdeckt hatte. (Dr. A. von Frantzius. Ueber die wahre Lage der in Costarica vergeblich gesuchten Goldminen von Tisingal und Estrella. Zeitschr. der Gesellsch. für Erdk. in Berlin 1869. IV. Bd. S. 29—30.) Gegenwärtig läßt sich nach der Versicherung des neuesten Reisenden in Centralamerika, Dr. H. Polakowsky, Costarica mit Bestimmtheit als die reichste, mit der besten, arbeitsamsten und gebildetsten Bewohnerschaft begabte der fünf Republiken betrachten. Leider ist das schöne, überaus fruchtbare Land sehr schwach bevölkert. Nach den neuesten statistischen Nachrichten von 1875 beträgt die Einwohnerzahl 180,000, welche fast sämmtlich das auf der Hochebene zwischen Alajuela und Cartago belegene Terrain bewohnen. Dieser Theil des Landes erscheint deßhalb nicht nur dicht bevölkert, sondern auch sehr gut angebaut, und ist mit vorzüglichen Straßen versehen. Vortheilhaft zeichnet sich der Costaricaner vor allen Centro-Amerikanern durch seine weiße Farbe aus. Der Indianertypus ist verdrängt, und die größte Anzahl der Einwohner läßt nur bei genauer Betrachtung schwache Kennzeichen einer Abstammung aus amerikani-

Digitized by Google

scher Race erkennen. Eine liebenswürdige Höflichkeit und Dienstbereitschaft für jedermann, auch für den Fremden, zeichnet den Costaricaner, besonders den Mann aus dem Volke, vortheilhaft vor dem Guatemalteken aus. Mit Recht heißt heute das Land Costarica, reiche Küste, der Stempel des Reichthums ist dem ganzen Lande aufgedrückt, Bettler belästigen den Fremden nie! Man verkauft die Photographien von zwei oder drei alten Bettlern als besondere Merkwürdigkeiten. Dieser Reichthum der Bevölkerung erklärt sich daraus, daß alle Einwohner ein kleines Besitzthum haben, welches wegen der enormen Fruchtbarkeit des Bodens und wegen der fleißigen Bearbeitung und Pflege desselben einen hohen Ertrag abwirft. Vortheilhaft zeichnen sich auch die Männer der ärmeren, arbeitenden Classe vor denen der übrigen Republiken dadurch aus, daß sie sich nicht so viel mit der Regierung und Politik, sondern mehr mit ihrem Vieh und ihren Kaffeepflanzungen beschäftigen. In Politik machen in Costarica nur die sogenannten gebildeten Classen, die es meist verschmähen, sich mit dem Ackerbau zu beschäftigen.

Eine Lebensfrage für Costarica, wie nicht minder für die meisten Gebiete des tropischen Amerika, ist jene der Colonisation. Die einheimische Arbeiterbevölkerung reicht in Costarica kaum für die Kaffee-Haciendas aus, geschweige denn für die Herstellung größerer und schwerer Arbeiten, wie es z. B. die projectirte Eisenbahn ist, welche das Land durchqueren und eine Verbindung zwischen beiden Oceanen herstellen soll. Die Bahn, die streckenweise schon hergestellt und dem Verkehre übergeben ist, geht an der atlantischen Seite von der Limon-Bay, womit der eigentliche Puerto Moin gemeint ist, aus, und soll über die Cordillere und das Plateau an beiden Hauptstädten Cartago und San José vorüberführen und im Hafen Calderas am Nicoya-Golf in den Stillen Ocean münden. Die Bodenschwierigkeiten sind dort jedenfalls sehr groß. Arbeiter, an denen es im Lande selbst fehlt, müssen zunächst aus Cartagena und Jamaica herbeigeführt werden. Costarica hat bis jetzt keine schwarze Bevölkerung, und doch sind in der heißen Tiefregion auch dort nur Neger, Mulatten und Zambos brauchbare Arbeiter. Man ist nach vieljähriger Erfahrung ziemlich überall zur Erkenntniß gelangt, daß Deutsche und Irländer als selbstarbeitende Colonisten für das tropische Amerika ganz nicht passen; daß sie in kurzer Zeit entweder krank oder ebenso träg werden wie die Eingebornen. Das letzte Colonisationsexperiment in Venezuela, welches diesem Freistaat 200,000 Pesos kostete, hatte keine besseren Resultate als in Peru die Ansiedlung der Tiroler am Pozuzu und in Guatemala der Versuch einer belgischen Colonie an dem prachtvollen Hafen von St. Thomas, der jetzt wieder ganz verödet ist. Ebenso sind die Versuche des Freiherrn v. Bülow und des Hacienda-Besitzers in Miravallicz, Don Crisanto Medina, in Costarica deutsche Ansiedlungen zu gründen, schon in ihren Anfängen kläglich gescheitert. Die in Chiriqui südlich von Costarica eingewanderten Nordamerikaner und Deutschen sind gleichfalls zum größten Theil wieder fortgezogen, nachdem die Goldausbeute in den alten Indianergräbern erschöpft war. Die Provinz Chiriqui verdient zwar mit noch viel mehr Recht als das schöne Thal von Paraiso im Isthmus den Namen eines wirklichen Paradieses, denn ihr Boden ist nicht nur überaus fruchtbar, sondern auch mit schönen Savannen neben dem üppigen Urwald reichlichst ausgestattet und im Ganzen ziemlich gesund. Doch die mittlere Jahrestemperatur ist dort + 25° C, und bei einer solchen Hitze kann der schwitzende Ansiedler aus dem Norden selbst einem Paradies keinen Geschmack abgewinnen. Auch in den milden Plateaulandschaften, wo die mittlere Temperatur nur + 15° bis + 18° beträgt, entnervt der Europäer schnell, verliert die Arbeitslust, und sehnt sich, wenn er nicht Kaufmann oder wohlhabender Hacienda-Besitzer ist, bald wieder nach der stärkenden Kälte des Nordens.

Digitized by Google

Das Land zwischen den Wendekreisen ist also bei all seiner tropischen Herrlichkeit kein Boden für den selbstarbeitenden europäischen Ansiedler. Es ist daher auch jedem Deutschen dringend abzurathen, sich in Centralamerika irgendwo niederzulassen, wenn er nicht Vermögen mitbringt und bei seiner Ankunft nicht mindestens 6000 Mk. in der Tasche hat. Mit Capital läßt sich allerdings in den Plateaulandschaften Centralamerika's nicht nur leichter und lucrativer operiren als in Nordamerika, sondern auch viel angenehmer leben. Selbst wenn man eine Kaffee-Hacienda mit einheimischen Taglöhnern bearbeiten läßt, rentirt bei guter Leitung das Capital in Guatemala und Costarica mindestens zu 15 Procent. (Allgem. Zeitg. vom 2. November 1871.)

So erfreulich im Allgemeinen das Bild, welches Costarica, Dank seiner vorwiegend weißen Bevölkerung, im Vergleiche zu den übrigen Republiken Mittelamerika's gewährt, so fehlen ihm doch nicht seine Schattenseiten. Noch im Jahre 1872 konnte der Justizminister selbst behaupten: „Wir sind zu einem Grade von Verderbtheit angelangt, daß wir unserer eigenen Ehre halber die Criminalstatistik unserer Bevölkerung verbergen müssen, da wir sonst die gute Meinung, deren wir uns bis jetzt im Auslande erfreuen, verlieren würden." Als Ursachen führt er an: mangelhaften Unterricht, Aussicht auf Straflosigkeit bei dem schleppenden Gange der Criminaljustiz; sichere Zuversicht auf Flucht aus den Gefängnissen bei dem schlechten Zustande der Strafanstalten, Mangel an Criminaljustizbeamten, die zur Entdeckung und Auffindung der Verbrecher die geeignete Geschicklichkeit und Erfahrung besitzen, und noch manches Andere.

§. 43. Die westindische Inselwelt.

Unter Westindien versteht man jene große Inselwelt, die östlich von Mittel- und nördlich von Südamerika gelegen, in weitem Bogen die Cariben-See oder das Antillenmeer vom atlantischen Oceane trennt. Man pflegt unter den hierher gehörigen Eilanden, deren Größe von sehr verschiedener Ausdehnung ist, mehrere Gruppen zu unterscheiden. Die nördlichste davon sind die Bahama-Inseln oder Lucayen, die auf ziemlich seichter See mit der Großen Bahama-Bank sich erheben. Südlich von ihnen erstreckt sich in fast ostwestlicher Richtung die Rieseninsel Cuba, die bedeutendste des ganzen Archipels und zugleich die wichtigste der sogenannten Großen Antillen, welche außer ihr noch Jamaica, Hayti und Puerto-Rico nebst manchen benachbarten geringeren Eilanden umfassen. Im O. von Puerto-

Digitized by Google

Rico beginnen die Kleinen Antillen, eine kranzförmige Inselschnur, wohl auch Caribische Inseln genannt, welche die Seefahrer wiederum in zwei besondere Abtheilungen zerlegen: Die Inseln über dem Winde reichen von Puerto-Rico bis an die Küste Südamerika's, wo eine, die namhafteste darunter, Trinidad, den Golf von Paria in Venezuela verschließt, während die Inseln unter dem Winde westlich von den vorigen parallel mit der südamerikanischen Festlandsküste sich bis zum Golfe von Maracaibo ausdehnen. Alle diese Eilande, deren Namen und behaltenswertheste Details wir in einer besonderen Tabelle mittheilen, bilden europäische Colonialländer, in deren Besitz sich Briten, Niederländer, Schweden, Dänen, Franzosen und Spanier theilen. Eine einzige Ausnahme macht Hayti, welche in zwei einheimische Staaten vertheilt ist. Einige der Inseln unter dem Winde gehören zur südamerikanischen Republik Venezuela.

Wie erwähnt, ruhen die westindischen Inseln auf einem sehr seichten Meere; die Caribensee ist nämlich ein vulcanisches Becken mit Gebirgsküsten und einer mittleren Tiefe von 2000 M., berühmt durch die Durchsichtigkeit ihrer Gewässer wie durch die Gefahren, welche bei den hier so häufigen Stürmen die vielen Inseln, Klippen und Bänke der Schifffahrt bieten. (Daniel, Handbuch der Geographie. I. Bd. S. 713—714.) Die Antillen, welche sozusagen eine Brücke zwischen den beiden Continenten Amerika's herstellen, gehören zu den Inseln, die sich schon längerer Zeit von dem Festlande abgesondert haben. Als die spanischen Entdecker sie betraten, fanden sie von Landsäugethieren nur 4—5 Arten kleine Nager vor, von denen jetzt nur eine einzige (Capromys Fourneri) vorhanden ist. Cuba und Hayti sind geräumig genug, um einer Menge von Säugethieren im wilden Zustand eine Heimath zu bieten, wenn sie zur Zeit, wo die Säugethiere auftraten, bereits einen Zusammenhang mit dem Festlande besessen hätten. Die Antillen gehören deßwegen zu den alten Inseln. (Peschel, Neue Probleme der vergleichenden Erdkunde. S. 57—58.) Mit Ausnahme der Bahama-Inseln und der östlichsten Reihe der Kleinen Antillen, welche aus niedrigen und flachen Kalkfelsen bestehen, sind alle westindischen Inseln gebirgig. Auf den Großen Antillen, sowie auf Tobago und Trinidad finden sich ausgedehnte Grasebenen, Savannen, die kleineren sind durch und durch vulcanisch. Die Küsten sind im O. durch die Strömungen des Meeres mit Sand bedeckt, flach und mit seichten, durch Korallenbänke verschlossenen Häfen versehen, im W. steil und zerrissen; unzählige Buchten mit tiefem Meeresgrund gewähren treffliche Häfen. Die Inseln unter dem Winde sind gebirgig aber nicht vulcanisch,

Digitized by Google

Zuckerrohrplantage auf den Antillen.

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
B L

Digitized by Google

das Bruchstück einer der Küsten-Cordillere von Venezuela parallelen Kette. Die größeren Inseln sind gut bewässert, viele der kleineren entbehren aber des Quellwassers. Mit Ausnahme der niedrigen, kaum mit Pflanzenerde bedeckten und meist unbewohnten Bahamas liegen die westindischen Inseln in der tropischen Zone, zwischen den Isothermen von + 22,40° und + 20° R.; aber die gleichmäßige Tropenhitze in den niedrigen Gegenden wird auf denselben durch die langen, kühlen Nächte, die Seebrisen und auf manchen durch die Höhe der Berge gemildert. In den Küstenstrichen der nördlichen Inseln, besonders auf Cuba, wenn lange Zeit N.-Winde wehen, fällt das Thermometer zuweilen auf den Gefrierpunkt und bildet sich Eis, doch fällt niemals Schnee. Die Gebirgslandschaften der größeren Eilande genießen ein mildes Klima, das in Höhen über 400 M. anfängt gesund zu sein, wenngleich die Hitze für Europäer immer noch sehr lästig und erschlaffend bleibt. Die Tieflandschaften sind jedoch entschieden ungesund und meist dem hier heimischen gelben Fieber ausgesetzt. Unter die Plagen, die allen gemein sind, gehören heftige Wirbelstürme, Tornados, die besonders von August bis October schnell hinter einander aus allen Weltgegenden losbrechen, die ältesten Bäume entwurzeln und zuweilen ganze Städte vernichten; dann sintfluthartige Regengüsse und häufige Erdbeben. Es gibt nur zwei Jahreszeiten, eine nasse von Mai bis November und eine trockene in den übrigen Monaten.

Die Antillen sind ein bevorzugter Tummelplatz verheerender Wirbelstürme. Schon in den Vereinigten Staaten kommen Tornados vor, Wettersäulen, welche die europäischen Tromben durch ihre Größe, die Länge des durchlaufenen Weges und ihre verheerende Wirkung weit übertreffen. Der Durchmesser dieser sich schlauchartig oder trichterförmig nach oben erweiternden Sturmsäulen beträgt an ihrem Fuße bis zu 700 M.; der Weg, den sie, gewöhnlich von W. nach O. fortschreitend, zurücklegen, hat eine Länge bis zu 1200 Km. Im Widerspruche zu ihrem Namen „Drehsturm" zeigen sie häufig keine drehende, stets aber eine nach ihrer Mitte und dann aufwärts gerichtete Bewegung der Luft. Die Tornados entstehen in der Regel während der warmen Jahreszeit und in den heißen Nachmittagsstunden, in „schwüler" Atmosphäre. Sie sind regelmäßig von Gewitterregen und häufig von Hagelschlag begleitet. Ihr luftdünnes Centrum übt eine Art Saugkraft aus und bringt an den Orten, über welche es hinwegschreitet, ein starkes Sinken des Barometers hervor. Zur Classe der Tornados müssen noch gerechnet werden die See-Tornados, welche den Uebergang bilden zu den furchtbaren Wirbelstürmen der west- und ostindischen Meere, von Piddington „Cyclonen" genannt. Im westatlantischen Ocean führen sie den Namen „Hurricane" (Orkan), in den chinesischen Meeren heißen sie „Teifun" (Typhoon). Manch' stolzes Schiff, manche blühende Stadt, reiche Besitzthümer und zahlreiche Menschenleben sind der vernichtenden Gewalt dieser schrecklichen Orkane schon zum Opfer gefallen. In St. Thomas, einer der Kleinen Antillen, wurden am 2. August 1837 durch einen Orkan einige Häuser regelrecht umgedreht, das Unterste zu oberst. Ein großes gutgebautes Haus war durch die Stärke des Windes von seinen Fundamenten weggerissen und stand aufrecht in der Mitte der Straße. Das Fort am Eingange des Hafens war bis auf's Fundament geschleift und die 24-Pfünder waren heruntergeschleudert. Auf Guadaloupe, einer anderen Antilleninsel, stürzte am 25. Juli 1825 ein Wirbelsturm viele festgebaute Häuser um, und Dachziegel wurden mit solcher Gewalt fortgeschleudert,

Digitized by Google

daß mehrere derselben durch dicke Thüren in die Magazine einbrachen. Das Meer geräth durch die Wirbelstürme in furchtbaren Aufruhr; die von den einzelnen verschieden gerichteten Windstößen erzeugten Wogen laufen wirr durcheinander und durchkreuzen sich vielfältig; überall, wo zwei Wellenkämme sich treffen, schießen pyramidale, thurmartige Wellenberge zu erstaunlicher Höhe empor, dichter Schaum spritzt bis zu den Mastspitzen hinauf. Die See hebt und senkt sich wie ein siedender Kessel; der Wogengang gleicht der schwersten Brandung. Die besten Schiffe gerathen in dem tobenden Kampfe der unregelmäßig durcheinanderlaufenden Wellenzüge in große Gefahr, ihre Masten zu verlieren. Wie den Tornados liegt auch den Cyclonen als Ursache das beschleunigte Emporsteigen erwärmter Luft zu Grunde. Ueber dem warmen Meere der Tropenzone, der Brutstätte der Cyclonen, kann sich auf weitem Gebiete leicht ein Zustand im Gleichgewichte der Atmosphäre ausbilden, in welchem eine geringfügige Störung genügt, um die warme, dampfreiche Luft zu massenhaftem Aufsteigen zu veranlassen. Die mitemporgeführten Dämpfe geben, indem sie sich in der Höhe zu einer Wolkenschicht verdichten, ihre gebundene Wärme an die Luft ab und vermehren dadurch den Trieb nach aufwärts. Unter den aufsteigenden Luftmassen wird nothwendig der Luftdruck sich vermindern, und so entsteht das luftdünne Centrum der Cyclone. In ihr bewegt sich die Luft mit sturmartiger Geschwindigkeit kreisförmig um diesen Mittelpunkt, welcher selbst fortschreitet, jedoch mit veränderlicher Schnelligkeit. Für die westindischen Orkane beträgt diese 25—35 Km. in der Stunde, in höheren Breiten dagegen 45—55, ja sogar manchmal 80 Km. Die Bewegung der Luft um das Centrum erfolgt jedoch nicht genau in Kreislinien, sondern ist merklich gegen das Centrum hin gerichtet, so daß die Luft spiralförmig nach innen läuft und sich allmählig der Mitte des Wirbelsturmes nähert. Auf der nördlichen Halbkugel erfolgt die kreisende Bewegung von S. über O. nach N. und W., auf der südlichen dagegen von S. über W. nach N. und O.; auf beiden Erdhälften geht sonach die Wirbelbewegung gegen die Sonne vor sich. Aus dieser Art der Bewegung folgt von selbst die Buys-Ballot'sche Regel, daß, wenn man in einer Cyclone dem Winde den Rücken kehrt, das Centrum sich zur Linken in der nördlichen und zur Rechten in der südlichen Halbkugel befindet, und zwar in beiden Fällen ein wenig nach vorne. Die Heftigkeit des Windes innerhalb einer Cyclone wächst von außen nach innen. In der Mitte selbst aber herrscht entweder völlige Windstille, oder es wehen nur schwächere und unregelmäßige Winde. Die Bildungsstätte der Cyclonen ist die heiße Zone. Die Wirbelstürme, welche häufig genug vom atlantischen Meere her über Europa hereinbrechen, scheinen bloße Fortsetzungen der westindischen zu sein. (Prof. Dr. E. Lommel. Wind und Wetter. Gemeinschaftliche Darstellung der Meteorologie. München 1873. 8°. S. 164—198.)

Westindiens vorzüglichste Producte kommen aus dem Pflanzenreiche; vortrefflich gedeihen Zuckerrohr und Kaffee, dann auch Baumwolle, Cacao und Tabak. Die Antillen sind ein Hauptsitz der Plantagenwirthschaft, welche die genannten Producte cultivirt, während die Bahamas ihren Hauptreichthum in Mahagony, Campeche und Schiffbauholz besitzen. Durch Ausrottung der Wälder und Aussaugung des Bodens hat die Fruchtbarkeit allerdings viel abgenommen, doch kommen nebst den schon erwähnten immer noch Piment oder englischer Pfeffer, Vanille, Indigo, Ingwer, Gewürznelken, Cassia, Ruku oder Orlean, Jalappe, Aloe, Arrowroot, Ipecacuanha, Sarsaparille, Südfrüchte wie Bananen, Ananas, ferner Yams, Bataten, Maniok, dann Reis und europäische Getreidearten, Brodfruchtbäume und Cocospalmen vor. Das Thierreich liefert eingepflanzte europäische Gattungen Moschusthiere, Waschbären, Affen, Ratten, Kaimans und Schlangen, letztere beiden

Digitized by Google

Producte Westindiens.

in großer Menge; ebenso an den Küsten Riesen-Schildkröten und Fische, an den Bahamas Korallen. Auch Flamingos, Papageien, Colibris und Wasserhühner sind häufig. In Menge finden sich Moskitos, Tausendfüßler, Scorpionen, Ameisen und ähnliches Gethier. An Metallen wird nur Kupfererz auf Cuba gewonnen, sonst finden sich Steinkohlen, Schwefel und Asphalt; das meiste Seesalz wird auf den Bahama-Inseln und auf Martinique bereitet.

Eingeborne gibt es fast gar keine mehr auf den westindischen Inseln. Dieselben waren früher von zwei sehr verschiedenen Indianerstämmen bewohnt, den sanften, weichlichen, schlichten und zutraulichen Cibuneys oder Ciboneys auf den Bahamas und Cuba, nebst dialectisch verwandten Stämmen (Peschel, Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen. 1858. 8°. S. 183) auf den Großen Antillen, und den kriegerischen, wilden aber begabten Caraiben (fälschlich Caraiben genannt) im S., geschickte Seefahrer und der Schreck ihrer Nachbarn. Beide Stämme sind vor dem Tritte des weißen Mannes dahingeschwunden, und heute bevölkern fremde Eindringlinge, Europäer, importirte Neger und deren Mischlinge, diese Gegenden. Diese trübseli-

Digitized by Google

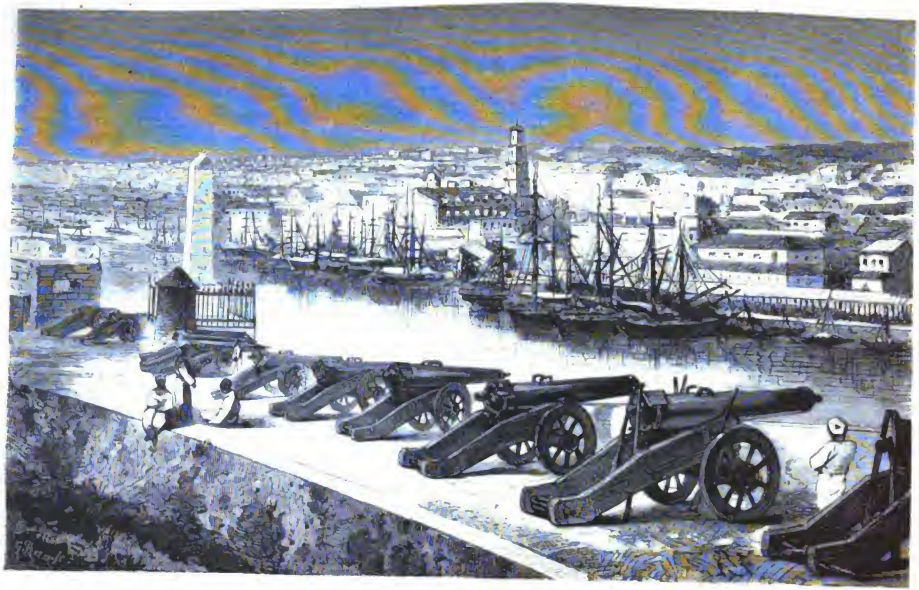
gen Verhältnisse werden noch verschärft durch den Umstand, daß die Afrikaner reichlich 56, die Mischlinge 27 und die Weißen nur 17 Procent der Gesammtkopfzahl bilden, die man etwa auf 3,600,000 Menschen veranschlagen kann. Die ihrer Dichtigkeit nach sehr ungleiche Bevölkerung ist auf den kleinen Inseln theils in einigen Seestädten zusammengedrängt, theils in einzelnen Plantagen über die ganzen Inseln zerstreut. Die Religion ist die katholische und die protestantische, unter den Negern aber herrscht noch vieles Heidenthum.

Die Hauptbeschäftigung ist der Plantagenbau. Die meisten Grundbesitzer sind die Weißen. Ihnen gehören die Plantagen, welche aus dem Hause des Pflanzers, Wirthschaftsgebäuden und Negerhütten bestehen. Die Neger mußten eingeführt werden, weil sich sehr bald herausstellte, daß den Weißen unter dem Tropenhimmel es absolut an der physischen Kraft gebricht, welche die Cultivirung der sogenannten Colonialproducte erheischt. Man brachte deßhalb Neger als Sklaven in's Land, welche seither in den meisten Colonien durch die Aufhebung der Sklaverei die Rechte freier Bürger erwarben. Damit war der Ruin dieser reichen Gebiete großentheils besiegelt, denn dem freien Neger fiel es hier so wenig wie anderwärts ein, zu arbeiten. Um die Plantagen nicht ganz eingehen zu lassen, mußte man Kulis, Arbeiter aus Ostindien, kommen lassen, die aber kaum besser daran sind, als die früheren Sklaven, wie denn überhaupt der ganze Kuli-Import nichts anderes ist als der alte Sklavenhandel unter neuer Firma. Die gewerbliche Industrie erstreckt sich überall in Westindien nur auf solche Zweige, die zu der Plantagenwirthschaft und der Schifffahrt in nächster Beziehung stehen. Für die nothwendigsten Bedürfnisse sorgen die Handwerke; Fabrikbedürfnisse führen die Europäer zu. Der Handel ist sehr lebhaft und geht zunächst von den Colonien nach dem Mutterlande, aber auch nach vielen anderen Gegenden und Plätzen.

§. 44. Die Großen Antillen.

Cuba, die Perle, oder wie die Spanier sie nicht minder gerne nennen, die Königin der Antillen, von der schon Columbus sagte, es sei das schönste Land, welches je das Auge gesehen habe, gehört, was die Reize der Landschaft und den Reichthum der Erzeugnisse anlangt, zu den gesegnetsten

Digitized by Google



Savannah.

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R L

Digitized by Google

Ländern des Erdballs. Sie hat einen Flächenraum von etwa 110,000 □Km. Von der mittelamerikanischen Halbinsel Yucatan durch den etwa 200 Km. breiten Canal von Yucatan getrennt, erstreckt sich diese größte und reichste aller Antillen in westöstlicher Richtung 1300 Km. lang und ihre Gestalt wird mit der eines gegen Haiti sich öffnenden Füllhorns verglichen. Hier, wo die Insel ihre größte Breite erreicht, erhebt sich zwischen dem Cap Cruz und der Bay von Guantanamo das Macacagebirge oder die Sierra Maestra, mit einer Kammhöhe von 1380 M., über die jedoch einzelne Berge noch wesentlich emporragen. So erreicht der zur See weithin sichtbare Tarquino 2400 M., der Gran Piedra 2200 M. Von der Sierra Maestra fließt in weitem Bogen nach W. zum Golf von Guacanayabo der Cauto, der längste und wasserreichste von den 150 Flüssen der Insel, der einen Lauf von 400 Km. Länge hat und 150 Km. weit, bis zur Stadt Cauto del Embarcadero für große Schooner (spr. Skuner) schiffbar ist. Im Gegensatz zu der Gebirgsformation mit hohen Spitzkegeln im O. und der vollkommen flachen Ebene im SW. besteht Mittel-Cuba vorherrschend aus stark gewellten Ebenen, aus denen vereinzelte Gebirgszüge von geringerer Höhe hervortreten. Die Gebirgslandschaften sind von reizender Lieblichkeit, an manchen Stellen bezaubernd schön. Cuba ist ausgezeichnet durch eine Reihe prächtiger Bayen und Häfen. Die Bay von Habana galt lange für den schönsten Hafen der Welt, allein die Bayen von Cienfuegos an der W.-Küste, San Jago und Guantanomo auf der S.-Küste, Matanzas, Nuevitas, Nepe an der N.-Küste sind noch vorzüglichere Häfen als der von Habana. Die ganze Küste ist durch eine zahllose Menge von Korallenriffen, Klippen, Sandbänken und kleineren Inseln umzogen, von denen einige, wie das im S. der Insel gelegene Laberinto de doze Leguas, wahre Labyrinthe bilden, ungemein günstig für den Schleichhandel. Der bei weitem größte Theil des unangebauten Bodens ist mit Wäldern bestanden. Diese Wälder bestehen großentheils nur aus struppigem, fast undurchdringlichem Dickicht. In den südöstlichen Regionen finden sich auf den Gebirgen hohe Waldungen mit Mahagony- und Ebenholzbäumen oft von riesigen Dimensionen. Die angenehmste Jahreszeit ist der Winter, der freilich weder Schnee noch Eis mit sich bringt. Eigentlich gibt es nur eine Jahreszeit, den Sommer, in welchem in den Monaten August und September die Hitze einen so hohen Grad erreicht, daß das glühende Straßenpflaster die Schuhsohlen versengt. Nur in den lieblichen Gebirgen des S. hat man auch im Sommer die angenehmste Luft, während in den niedrigen Gegenden das namentlich für Fremde

Digitized by Google

so gefährliche gelbe Fieber alljährlich seine Opfer fordert. Landstraßen, wie man sie in civilisirten Ländern zu finden gewohnt ist, gibt es auf Cuba, selbst in der Nähe der Hauptstadt Habana, nicht. Die Landstraße ist nur die Spur eines Weges mit Radspuren und Lachen, und im Innern sind diese Wege noch so mit Gestrüpp bewachsen, daß der Reisende sich seinen Weg oft mit dem Beile durchhauen muß. Dagegen hat Cuba schon ziemlich viele Eisenbahnen, und Habana ist der Knotenpunkt eines Eisenbahnnetzes von 1850 Km. Gesammtlänge. Nirgends sind die Eisenbahnen aber auch so wohlfeil gebaut worden. Die ersten und kostspieligsten Bahnen wurden doch nur so theuer wie in den Vereinigten Staaten, die späteren dagegen um sehr vieles billiger hergestellt, und zwar war dies dadurch möglich, daß die Pflanzer im Verständniß ihres eigenen Interesses freiwillig den Grund und Boden lieferten. Wichtig vor Allem ist die große Bahn nach Matanzas, welche die beiden Haupthäfen der Insel verbindet; noch viel mehr aber tragen die Abzweigungen nach der S.-Küste zum Reichthum der Insel bei. Die S.-Küste ist nämlich arm an guten Häfen und ihre Gewässer sind wegen der vielen Koralleninseln höchst gefährlich, so reizend auch das Bild ist, welches von letzteren und namentlich von den Jardines del Rey y de la Reyna entworfen wird. (Ausland 1861, Nr. 42, S. 987.) Ein unterirdisches Kabel vermittelt den Telegraphenverkehr von Habana über Florida mit den Vereinigten Staaten.

Cuba, bis jetzt eine der Krone Spanien gehörige Colonie, obwohl ein seit Jahren wüthender Aufstand die Unabhängigkeit der Insel anstrebt, wird in 3 Departements eingetheilt: 1) das westliche mit der Hauptstadt Habana, 2) das mittlere mit der Hauptstadt Puerto Principe und 3) das östliche mit der Hauptstadt Sanjago de Cuba. Das westliche, kleinste, größtentheils Ebene, ist fast ganz angebaut und enthält die großen Zucker- und Tabakplantagen, die den Reichthum des Landes ausmachen. Dieser Theil ist auch der dichtbevölkertste, cultivirteste, reichste, mit guter Verbindung und bedeutender Küstenlänge. Das mittlere Departement hat nahezu seine ganze Bevölkerung in den Städten, das Land ist fast unbewohnt und mit Wald und Savannen bedeckt; die wenig angebauten Stellen sind durch die Insurrection zerstört. Das östliche Departement, das die ältesten Niederlassungen enthält, ist in seinen Thälern bis zu einer gewissen Höhe mit Erfolg bestellt und die Berge mit werthvollen Kaffeeplantagen besetzt. Der innere Theil ist ebenfalls größtentheils unbebaut und unbewohnt.

Von der Oberfläche Cuba's ist nur etwa ein Zehntel, 10—11,000 □Km., wirklich cultivirt. Noch 8100 □Km. sind unangebaut, 5300 □Km. mit Wald be-

Digitized by Google

deckt, ja weite Strecken im Innern noch völlig unbekannt. Die Plantagen, welche den Großbetrieb des Landes ausmachen, sind hauptsächlich die Zuckerplantagen (Ingenios), die Tabakpflanzungen (Vegas) und die Kaffeeplantagen (Cafetelas). Den weitaus wichtigsten Theil des landwirthschaftlichen Betriebs machen die Ingenios aus, deren gegenwärtiger Ertrag sich auf 800,000 Tonnen jährlich, nahezu ein Fünftel des ganzen Zuckerbedarfs der Erde, beläuft. Der Werth der jährlichen Zuckerausfuhr beläuft sich auf 246 bis 330 Millionen M.; von dieser Ausfuhr gehen 75% nach den Ver. Staaten, 13% nach England und nicht 2% nach Spanien. Die Rohrernte beginnt im October oder November und 12—14 Tonnen Rohr geben gegen 1500 Orhoft Zucker, außerdem Molasse und weißen Rum. Man zählt 1500 Ingenios in Cuba, von denen 1200 nur 4% und nur 300 6—9% auf das Anlagekapital tragen sollen. Die Vegas oder Tabakpflanzungen befinden sich hauptsächlich im Vuelta Abajo, im W. Cuba's, im S. des Gebirgs Guaniguanico. Die besten liegen in einem 180 Km. langen und 47 Km. breiten Flächenraum, den der Fluß Cuyaguataya durchströmt. Sie sind meistens klein und enthalten gewöhnlich nur 1 Caballerio = 14,17 □Km. Die Hälfte davon ist mit Platanen bepflanzt, die den Tabakpflanzen Schatten gewähren. Die oberen Blätter der Pflanze, der Dischecho, sind von bester Qualität, weil sie bei Tage am meisten Sonne, bei Nacht am meisten Thau erhalten. Tabak bester Qualität ist von gleichmäßiger, fleckenloser, gesättigt dunkelbrauner Farbe, brennt frei und hat braune oder weiße Asche, welche von der Cigarre nicht leicht abfällt, bis dieselbe zur Hälfte geraucht ist. Der Paratabak, der von Menzanillo ausgeführt wurde, gilt meist für zu stark; die dortigen Vegas sind während der jetzigen Insurrection zerstört worden. Der Tabakbau ist überhaupt auf Cuba von untergeordneter Bedeutung; gleichwohl beläuft sich der Werth der Tabakserne jährlich auf 82 Mill. Mark. Ein Caballerio produzirt 4500 Kg. Tabak. Ein Ballon zu 50 Kg. hat durchschnittlich einen Werth von 80 R.-M., einige Vegas jedoch verkaufen den Ballen zu 3400 M. Die Cigarre ist ursprünglich eine Erfindung der rothen Ureinwohner Cuba's, welche dieselben Tabacos nannten, ein Wort, das dann irrthümlicherweise auf die Pflanze selbst übergetragen wurde, während die einheimische Benennung dafür Cohiba ist. Daher heißt die Bezeichnung Fabrica de Tabacos auf den Habana-Cigarrenkistchen nicht Tabaksfabrik, sondern Cigarrenfabrik. In Habana selbst gibt es 125 Cigarrenfabriken, von denen einige 600 Arbeiter halten. Die besten Habanacigarren liefern die Fabriken Cabanas, Uppmann, Partagas, nächst ihnen Cabargas, Figaros, Cuetanas und Victorias. Der jährliche Absatz der Fabrik Cabanas betrug anfänglich 500,000 Cigarren, im Jahr 1866 aber schon 16 Mill. Davon blieben in Cuba selbst 2½ Mill., nach Spanien gingen 2½ Mill., nach Frankreich 1 Mill., nach dem früher spanischen Amerika 2 Mill., nach Deutschland 2 Mill., nach England und den Vereinigten Staaten je 3 Mill. Ein Ballen Tabak gibt 4000 Cigarren. Die Fabrik gebraucht nur die feineren Blätter. Der Preis des verbrauchten Tabaks wechselt zwischen 80 und 1600 M. per Ballen. Am einzelnen Blatt selbst werden verschiedene Qualitäten unterschieden; die äußern Theile sind feiner als die innern am Stengel. — Die Cafetelas waren früher die bedeutendsten Pflanzungen auf Cuba, aber schon seit längerer Zeit ist fast überall der Zucker an die Stelle des Kaffee's getreten. Die noch bestehenden Cafetelas haben eine Größe von 100—1000 Acker; in den größten aber werden nur 50—100 Neger beschäftigt. Neben dem Kaffee werden in diesen Plantagen auch Reis, Pisang, Cacao und allerlei Obst, besonders aber, um den Kaffeebäumen Schatten zu gewähren, Cocospalmen und Pappeln in stattlichen Reihen gezogen, wodurch die Pflanzungen einen höchst freundlichen Anblick gewähren. Der Ertrag der Cafetelas ist immerhin noch bedeutend. Auf je 264 Ackern werden 20,000 Kaffeebäume gepflanzt, die durchschnittlich an 31,250 Kg. Kaffee tragen, was zum Durchschnittspreise von 100 M. für den Sack à 58 Kg. einen Brutto-Ertrag von 184,500 M. ergibt. — Der Viehstand Cuba's ist nicht unbedeutend und die Preise, mit Ausnahme der Pferde, verhältnißmäßig billig. Letztere sind zum Theil von vorzüglicher Güte. Sonstige Erzeugnisse der Landwirthschaft gedeihen trefflich, gibt es ja doch Kartoffeln, die 2—7, ja bis 12 Kg. Schwere erreichen, und Wachs und Honig bilden bedeutende Ausfuhrartikel. (Nach einer Mittheilung im Schwäbischen Mercur vom 1. April 1875.)

Digitized by Google

Die Bevölkerung wird auf ungefähr 1 ½ Millionen angegeben. Die Zahl der weißen Einwohner beträgt an 800,000 einschließlich der Yucateken, halbblütiger Mexicaner aus der gegenüber liegenden Halbinsel Yucatan, und der chinesischen Kulis, die ebenfalls zu den Weißen gerechnet werden. Etwa 150,000 sind geborene Spanier, einschließlich des Militärs und der Beamten, die ausschließlich in der Hauptstadt Habana und den übrigen großen Städten wohnen. Gegen 600,000 sind Cubaner oder Creolen, größtentheils Abkömmlinge von Spaniern. Die Anzahl der Neger und Farbigen beläuft sich auf mehr als 600,000, worunter an 400,000 Sklaven. Von der eingeborenen rothen Race, die im Jahr 1492 noch auf eine Million Köpfe angeschlagen wurde, war schon vor Ende des 16. Jahrhunderts Niemand mehr übrig. Die gegenwärtige Bevölkerung ist sehr ungleich auf der Insel vertheilt, denn der westliche Theil des Landes zählt wohl über eine Million, der mittlere aber kaum 100,000 und der östliche etwa 250,000 Einwohner. Diese wohnen großentheils in den Städten, deren Cuba mehrere namhafte besitzt, worunter aber die Hauptstadt Habana entschieden den ersten Rang einnimmt.

Chinesische Kulis auf Cuba.

Die Hauptstadt Habana, oder mit ihrem vollen Namen San Cristobal de la Habana, liegt an der NW.-Seite der Insel, unweit der Floridastraße auf einer flachen Landzunge, die sich ostwärts von der Bay erstreckt und eine 1280 M. lange und 300 M. breite Einfahrt offen läßt. Links stehen auf einem niedrigen Hügel die unter Philipp II. 1589 erbauten Forts El Morro und Cabaños, rechts an der Spitze der Landzunge die Batterie la Punta. Die Stadt gewährt mit ihren bunt getünchten Häusern und der Menge wunderlich gestalteter Kirchthürme einen freundlichen Anblick, der indeß durch das am Hafen gelegene

Digitized by Google

Promenade auf Cuba.

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R L

Digitized by Google

gewaltige Stadtgefängniß mit dem Lugar de los Patibulos (Richtplatz) einigermaßen wieder beeinträchtigt wird. Rechts von der großartigen Bay erstreckt sich von dem ältesten Fort der Stadt, dem Castell La Fuerza, bis zur Maria-Kaserne, die Caballeria, die Handelswerften, von wo in meilenweiten Reihen die Kauffahrteischiffe dicht am Ufer anlegen. Auf der andern Seite der Bay liegt la Casa Blanca, ein anderes Fort mit weißen Mauern, und weiterhin das Dorf Regla mit seinen gewaltigen Zuckerspeichern, imposanten Gebäuden, deren Dächer von gefurchten Eisenplatten weithin in der Sonne glänzen. Die Caballeria ist nach der Bay zu offen, und ihrer ganzen Länge nach mit einem von eisernen Säulen getragenen Dache versehen. Hier versammelt sich jeden Morgen die kaufmännische Welt und macht einen großen Theil ihrer Handelsgeschäfte ab. Habana mit seinen 200,000 Einwohnern gleicht in vielen Beziehungen einer europäischen Großstadt. Sie besteht aus der Altstadt im O. und der Neustadt im W. Die Straßen der Altstadt sind besonders Morgens gedrängt voll Menschen, sehr enge, schlecht gepflastert und haben so schmale Trottoirs, daß man beständig in Gefahr ist, von den unaufhörlich durch dieselben jagenden Miethkutschen und sonstigen Wagen überfahren zu werden. Die Hauptstraßen, besonders die Opispostraße, sind auf beiden Seiten mit den elegantesten Läden besetzt. In der Neustadt herrscht dagegen vornehme Stille. Sie ist durchaus vorstädtisch gebaut und hier befinden sich die besuchtesten Promenaden, die vornehmsten Privathäuser, Läden, Kaffeehäuser, Theater und das Casino Español. Die schönste Straße der Neustadt und der ganzen Stadt überhaupt ist der Paseo de Isabel, welche sie der ganzen Länge nach durchzieht, eine Art Boulevard mit prächtigen Häuserreihen, doppelten breiten Fahrwegen und doppelten Palmalleen, in denen großartige Fontainen und Statuen stehen. In ihr liegen das Theater Villa Nueva, wo gewöhnlich französisches Schauspiel ist, weiterhin der Parque de Isabel, einige Gasthäuser und Cafés, in deren prachtvollen Räumen sich Abends die elegante Welt versammelt, das große in seinem Innern prachtvoll ausgestattete Tacon-Theater, der Eisenbahnhof. Eine Fortsetzung des Paseo de Isabel ist der in gleicher Weise angelegte Paseo de Tacon. Hier liegen der dem Publikum geöffnete prachtvolle Garten des Generalcapitäns und der Jardin Botanico, wo das Pflanzenleben sich in seiner ganzen tropischen Pracht entfaltet. Die Häuser sind sehr massiv gebaut, haben gewöhnlich 1, selten 2 Stockwerke. Die ungeheuer großen Fenster sind statt der Scheiben mit buntbemalten Eisengittern versehen, die großen Thüren über und über mit blanken Messingbuckeln beschlagen. Die Läden sind meist prachtvoll eingerichtet und halten reiche Lager. Die Ladenbesitzer sind größtentheils aus Barcelona, doch finden sich auch viele Deutsche unter ihnen. Auffallend ist die Menge der Miethwagen und Privat-Equipagen, die fortwährend im Umlauf sind. Es gibt über 6000 Miethwagen in der Stadt, die alle gute Geschäfte machen sollen. Als Privatfuhrwerk bedienen sich namentlich die Señoritas der Volante, eines offenen Wagens mit riesigen Rädern und einer riesigen Deichsel. Der Calefero, ein Neger, sitzt als Postillon auf dem Pferde in einer brennendrothen, goldbetreßten Livree und hohen Kurierstiefeln, und das Geschirr funkelt von plattirten Ringen und Schnallen. Die zahlreichen Kirchen sind ziemlich schmucklos und der Kirchenbesuch nur bei Frauen regelmäßig, bei denen er allerdings einen wesentlichen Theil ihres täglichen Lebens ausmacht. In der Kathedrale ruhen die Ueberreste des Columbus. Das Tacon-Theater, eines der größten jetzt existirenden, faßt 3000 Zuschauer. Während der Saison finden darin 7mal wöchentlich Vorstellungen statt, wozu die besten Truppen der neuen Welt und des Mutterlandes engagirt werden. Der Eindruck des gefüllten Hauses ist ein höchst glänzender: die Damen in großer Toilette in ihren Logen, heben sich wie ein strahlender Kranz von der dunkeln Luneta, dem Parterre, dem ausschließlichen Sitze der schwarzgekleideten Herren, ab. Neben dem Theater wird auch das Stiergefecht von den elegantesten Damen besonders begünstigt. Habana erscheint in seinem vollsten Glanze während der Saison (des Winters) Abends auf den Promenaden des Paseo de Isabel und de Tacon. Die Señoritas fahren in ihren vorn offenen Wagen in voller Abendkleidung ohne Kopfbedeckung, während die Herren im elegantesten Anzug unter den Alleen wandeln, wo die Musikchöre der Garnison die beliebtesten Stücke aufspielen. Die übrigen größern Städte Cuba's gleichen in ihrer Anlage, dem Thun und Treiben ihrer Bevölkerung mehr oder minder der Hauptstadt.

Digitized by Google

In einem Garten auf Cuba.

Ein Berichterstatter der „Times“ aus dem Jahre 1873 gibt eine interessante Schilderung des socialen Lebens in Habana, doch ist er von der Stadt und ihren Annehmlichkeiten keineswegs so entzückt, wie das von einem Fremden allgemein dort erwartet wird. Er gibt zu, daß der Hafen „der schönste in der Welt“, angenehm, aber nicht großartig sei, daß überall Spuren von gewesener oder auch zukünftiger Schönheit vorhanden seien, daß aber vorläufig ein Fremder in Habana nur auf Kosten seiner Geruchs- und Gehörsorgane leben könne, und ganz von der Ungeschicklichkeit der Droschkenkutscher abhänge. Das erste, heißt es im Verlaufe, was dem Fremden in Habana auffällt, ist der Mangel an Frauen. Von einer Bevölkerung von 205,000 Seelen sterben jährlich 3682 weiße Männer und 1204 weiße Frauen, dagegen von den Farbigen 1046 Männer und 1099 Frauen. Auf den Straßen sieht man außer Negerinnen fast nie ein weibliches Wesen. Die Folge davon ist, daß Kaffeehausleben in voller Blüthe steht und daß die Achtung für das weibliche Geschlecht keineswegs größer ist. Der Grund für den Mangel an Frauen in Cuba liegt auf der Hand. Den Hauptbestandtheil der Bevölkerung bilden Priester, Matrosen, Soldaten, Beamte, die alle geradezu nicht heirathen können, und die große Zahl der Einwanderer, welche durch die hohen Löhne angelockt hinkommen, um wenige Jahre dort zu bleiben, und sich daher nicht ihre Familien mitnehmen.

In den glänzenden Kaffeehäusern und Restaurants wird das Geld wie vielleicht in keiner andern Stadt verschleudert. Wenn nun dieser Mangel an Familienleben dem gesellschaftlichen Leben und Treiben in Habana einen eigenen Stempel aufdrückt, so wird es noch eigenartiger und düsterer durch den tiefgewurzelten Haß, der zwischen Spaniern und Creolen hier besteht. Der eine glaubt die Eingebornen gedemüthigt, unterjocht, in seiner Hand zu haben, verachtet sie und streut sich

Digitized by Google

Weihrauch, während der andere unter dem Joche knirscht, den Fremden als Räuber anfleht und haßt, auf seine überlegenen Geistesgaben, die Verwirrungen in Spanien, die Lösung der Sklavenfrage rechnet, um mit deren Hülfe oder der irgend eines andern Zufalls die verhaßten Spanier zu vertreiben. Die Stadt ist in zwei feindliche Parteien getheilt, und doch weiß man Freund von Feind nicht zu unterscheiden. In freundlichem Verkehr begegnet sich heute, was morgen der Ruf: Hie Welf, hie Waiblingen, in zwei Lager theilen kann, von denen eines das andere bis auf den Tod bekämpft. Aber die meisten gehen blind ihrem Schicksale entgegen. Nur die deutschen, englischen und amerikanischen Kaufleute, die hierher kommen, um auf die unverschämteste Weise ihre Säcke zu füllen, nur sie stehen auf dem Sprunge, um in der Stunde der Gefahr mit den Schätzen sich davonzumachen.

Von Cuba wenden wir uns zunächst nach dem südlich gelegenen und den Briten gehörigen Jamaica, der Größe nach die dritte Insel der Antillen, dieser wunderbar reich von der Natur ausgestatteten Inselwelt. Jamaica (indianisch Xaimaca, d. h. Insel der Quellen) hat eine größtentheils flache Küste, von vielen Riffen und Bänken umgeben, mit etwa 50 schwer zugänglichen Häfen, von denen 16 auf allen Seiten geschützt sind. Die N.-Küste ist von unvergleichlicher Schönheit und hier liegen die kleinen Hafenplätze Sanct Anne, Rio Bueno, Montego. Kühne Vorgebirge, sanfte Golfe, allenthalben die Fülle rauschender und stürzender Gewässer, sammetgrüne Rasenflächen, dunkelnde Wälder, Singvögel und Schmetterlinge machen diese Küste, namentlich im Districte der acht Flüsse (ocho Rios), zu einem wahren Paradiese. Das Innere der Insel ist gebirgig, von vielen Thälern zerschnitten und stark bewaldet. Im O. erheben sich die Blauen Berge (Blue Mountains), deren höchste Spitze der 2236 M. hohe Westpik zugleich auch der größte Culminationspunkt der ganzen Antillen ist. Portland Gap Ridge ist 1985 M. hoch. Die Blauen Berge führen ihren Namen mit Recht, denn ein schöneres und tieferes Blau, das sich im vollen Glanz der Sonne in sanften Umrissen abhebt, versichert wenigstens der Weltreisende Ludwig Schmarda nirgends gesehen zu haben. Jamaica ist gut bewässert, denn nebst mehreren Seen durchziehen nahe an 200 größere und kleinere, an Fischen und Alligatoren reiche Bergflüsse das Land, doch ist darunter der einzige Black River (Schwarze Fluß) auf 40 Km. für kleinere Fahrzeuge schiffbar. Die Hügellandschaften und Alluvialebenen im N. bilden die fruchtbarsten Theile der Insel, die wie geschaffen ist für Zucker-, Kaffee-, Piment- und Ingwerbau. Blei ist in Menge vorhanden, auch Kupfer, Silber, Zink, Antimon, Eisen, Mangan, Serpentin u. s. w. In den Wäldern finden sich die kostbaren Holzarten der Tropen; englische Gemüse baut man in den höheren Gegenden, auch Wein und Aepfel, hauptsächlich aber gedeihen die tropischen Früchte in höchster Vollkommenheit. Vieh ist zahlreich vorhanden, an Pferden wurde ein vorzüglicher Schlag herangebildet und auch die

Digitized by Google

Zucht der Maulthiere hat ansehnliche Fortschritte gemacht. Dies Alles zusammengenommen macht, daß Jamaica lange die reichste und ergiebigste aller westindischen Inseln war. Der große Negeraufstand vom Jahre 1865 hat aber dem Wohlstande der Insel einen harten Schlag versetzt. Wie die meisten übrigen Antillen krankt auch Jamaica nämlich an dem Uebergewicht der Negerbevölkerung. Man rechnet jetzt eine Gesammtkopfzahl von rund einer halben Million Menschen auf dem Eilande (genauer 506,154), darunter sind aber nur 13,101 Weiße, die sich obendrein zusehends vermindern. Also etwa $^1/_{40}$! Der Rest besteht aus 100,000 Farbigen und beinahe 400,000 Schwarzen, die seit der englischen Sklavenemancipation völlig frei sind. In den Blauen Bergen leben von Jagd und Fischfang noch Reste der sogenannten Maroons-Neger oder Schweinejäger, die Abkömmlinge entlaufener spanischer Sklaven, die nach vielen Feindseligkeiten sich gütlich mit den Engländern verglichen haben und meist auf Seite der Briten gegen ihre schwarzen Brüder stehen. Noch heutigen Tages haben die Maroons einen von den übrigen Negern auf Jamaica gänzlich verschiedenen Charakter. (Ausland 1866. Nr. 1. S. 9.) Erwähnenswerth ist endlich auf Jamaica eine zahlreiche Judenschaft, die durch ihre verführerische Dienstfertigkeit, wenn sich andere Leute ruinen wollen, manches creolische Familienelend auf dem Gewissen hat. Auf Jamaica tritt unter den Farbigen der Aussatz (Lepra oder Elephantiasis graecorum) auf. Die Weißen bleiben gänzlich davon verschont, nur die Juden leiden darunter und am stärksten die jüdischen Mulatten. So hat sich die Krankheitsdisposition bei der orientalischen Race trotz aller Wanderungen erhalten. Blut ist ein ganz besonderer Saft, sagt Mephistopheles. — Die größten Orte auf Jamaica sind Kingston, die commercielle Hauptstadt mit 36,000, und Spanishtown oder San Jago de la Vega, die officielle Hauptstadt und Sitz der Behörden mit 7000 Einwohnern, beide an der S.-Küste.

Ein noch viel trübseligeres Bild als Jamaica gewährt die Insel Hayti, auch San Domingo oder Hispaniola genannt, der Größe nach die zweite und zugleich die gegliedertste aller Antillen, von Cuba durch die Windward-Passage geschieden. Das herrliche „Land der hohen Berge", denn dies ist die Bedeutung des Wortes Hayti, kehrt nach O., wo die Mona-Passage es von Puerto-Rico trennt, eine schmale Kante; nach W. hin verbreitert es sich immer mehr und streckt von dort gegen die Nachbarländer zwei ansehnliche Halbinseln aus, die kürzere nach NW. gegen Cuba, die südlichere längere gegen Jamaica auslaufend. Zwischen beiden Halbinseln liegt die große Bucht

Digitized by Google

Bewohner von Hayti.

von Gonave, Gonaive oder Leogane, und an dieser wieder die Stadt Port au Prince. Hayti's Küsten sind überhaupt zerrissener als die der übrigen Antillen, daher eine Menge Buchten, Halbinseln und Vorgebirge. Hayti wird von mehreren Gebirgszügen erfüllt, die aber nicht alle im Zusammenhange stehen. Man unterscheidet deutlich ein nordöstliches Küstengebirge, ein Plateau in der Mitte mit aufgesetzten Bergzügen, darunter das einst wegen Goldreichthum gerühmte Gebirge Cibao mit dem 2950 M. hohen Yaque und ein südwestliches Küstengebirge in der langgestreckten Halbinsel. Die Vega real, die königliche Ebene, die sich zwischen den beiden Küstengebirgen erhebt, erhielt ihren Namen von Colon, welcher beim Besteigen des Santo Cerro, des heiligen Berges, ganz entzückt war von dem Anblick, der sich seinen Augen darbot. In dieser Ebene liegt der hauptsächlichste Agriculturreichthum der Insel; hier wird der Tabak gezogen, welcher seinen Markt in Hamburg findet, und hier liegen auch die betriebsamsten Städte: Cotuy, La Vega und Santiago. Hier, wo schiffbare Flüsse das Innere aufschließen, ist auch der Mittelpunkt des Bergwerksdistrictes, welcher Gold und Eisen liefert. Unter den zahlreichen Flüssen kommt der größte, der Artibonite, vom Cibao und mündet nach einer Lauflänge von 150 Km. in die Gonave-Bay. Fünf große Flüsse zertheilen die Insel in fünf Haupt-

Digitized by Google

abtheilungen und Thäler. Im SW. sind drei große Seen in der Tiefebene, welche das südwestliche Küstengebirge von dem centralen Gebirge scheidet. (Daniel, Handb. der Geogr. I. Bd. S. 724.)

Um die heutigen Zustände auf Hayti, der fruchtbarsten der Antillen und früher deßhalb der Garten Westindiens genannt, zu verstehen, muß man wissen, daß schon in der spanischen Zeit die Insel zum Betriebe der reichen Pflanzungen mit Negern derart überschwemmt wurde, daß sie und die Mischlinge, Mulatten, fast die ausschließliche Bevölkerung bilden.

Im Jahre 1795 ward Hayti an die Franzosen abgetreten, welche im W. der Insel schon Niederlassungen besaßen. Die Neger wurden nun vom französischen Nationalconvent für völlig frei erklärt, und es ist also wohl zu beachten, daß auf Hayti die Sklaverei schon seit mehr denn drei Menschenaltern die Neger nicht mehr drückt, diese also völlig Zeit gehabt hätten, in den seither verstrichenen 80 Jahren ihre Culturfähigkeiten an den Tag zu legen. In der That errangen sie auch sehr bald unter dem Neger Toussaint l'Ouverture ihre Unabhängigkeit und errichteten ein Kaiserreich, das jedoch 1805 sofort wieder zusammenbrach. Seither ist die Insel in zwei Staaten getheilt, die sich nach der Hautfarbe sonderten: im W. ein Negerreich, das Kaiserthum Hayti, im S. und O. aber eine Mulattenrepublik, San Domingo. Zwischen beiden Staaten herrscht bis zur Stunde erbitterter Haß. Das Negerreich behielt bis 1859 die monarchische Staatsform bei, und wahrlich einen größeren Spott auf das Kaiserthum hat die Welt wahrscheinlich außerhalb eines Theaters nie gesehen. Die burlesken Thorheiten der englischen Weihnachtsextravaganzen wurden hier unter dem berüchtigten Kaiser Soulouque (1849—1859) mit ernsten Gesichtern von komisch dreinschauenden Negern aufgeführt. Seit 1859 ist auch Hayti eine Republik, damit aber nicht um einen Schritt vorwärts gekommen. Uebrigens sieht es in der Mulattenrepublik San Domingo nicht viel besser aus. In beiden löst eine Revolution die andere ab und die einzige Abwechslung gewähren die Kriege, welche die beiden Freistaaten der Insel zeitweilig mit einander führen. Der ewigen Verwicklungen müde, begab sich San Domingo 1861 freiwillig wieder unter die Herrschaft Spaniens, welches jedoch schon 1864 beschloß, das Land wieder aufzugeben, worauf sich die Republik von Neuem constituirte. Im Allgemeinen herrscht bei beiden Theilen tiefe Barbarei; die Verwilderung des Volkes, der Fetischdienst, namentlich die unter dem Namen Wudismus bekannte und auch bei den Negern der Vereinigten Staaten immer mehr Boden gewinnende Form des Schlangendienstes, damit in Verbindung der Cannibalismus, stehen in üppigem Flor.

Von den beiden Republiken San Domingo und Hayti ist erstere zwar räumlich beinahe doppelt so groß wie die letztere, jedoch ganz ungleich schwächer bevölkert als der Negerfreistaat. Erstere zählt 136,000, letzterer 572,000 Einwohner, die alle dem Katholicismus ergeben sind.

Ueber die Zustände in San Domingo berichtet Samuel Hazard (Santo Domingo, Past and Present with a glance at Hayti. London 1873, 8°), daß die fruchtbaren Ebenen unbestellt da liegen, die reichen Erzbergwerke nicht ausgebeutet werden. Es gibt keinen Pflug auf der Insel, und die einzige dort aufgestellte Dampfmaschine wurde 1865 von den Spaniern zerstört. Ungeheure Wälder, voll des schönsten Nutzholzes, darunter Mahagony, verfaulen nutzlos. Und doch ist das Land noch ein Paradies. Die herrliche Bay von Samana am östlichen Ende der Insel, zeigt die wundervollste tropische Vegetation; aber auch sie liegt verhältnißmäßig öde da. In jüngster Zeit ist diese in den Besitz einer amerikanischen Gesellschaft übergegangen, welche wohl nur die Annexion der ganzen Republik an die Vereinigten Staaten vorbereiten soll. Die Bay von Samana bildet einen der besten Häfen in Westindien. Sie ist 48 Km. lang, 16 Km. weit, vor Winden wohl ge-

Digitized by Google

schützt, für die größten Schiffe tief genug und hat eine enge, doch nicht schwierige Einfahrt. Die sogenannte Halbinsel, welche die Gesellschaft gekauft hat, liegt auf der N.-Seite der Bay und ist 48 Km. lang und 13 Km. breit. Vom Hauptlande ist die Halbinsel durch einen kleinen Fluß und engen Canal getrennt und ist demnach eigentlich eine Insel. Eine kleine Stadt mit 80 Hütten, Santa Barbara de Samana, steht auf der Halbinsel und hat ihren Antheil an dem Handel nach Außen hin. San Domingo, die Hauptstadt der Republik mit 15000 Negern und Mulatten, liegt auf der entgegengesetzten Seite der Insel und bietet für Schifffahrt und Handel wenig natürliche Vortheile. Sie erhebt sich mit ihren zerfallenen Befestigungen malerisch auf einer Anhöhe an der S.-Küste, an der Mündung des schiffbaren Ozama, der einen Hafen mit schmaler Einfahrt bildet. Dem Namen nach gibt es hier Hospitäler, Arsenale, eine Universität (!) — aber alles im jämmerlichsten Verfall. Ohne Zweifel wird Samana mit Werften, Läden, Verkehrsmitteln, Hotels und einer regelmäßigen Regierung die Hauptstadt der Insel werden. Sie beherrscht die Mona-Straße, die Hauptverkehrsstraße für Schiffe, welche von dem atlantischen Ocean nach dem Meerbusen von Mexico über die Antillen gehen. Jetzt werden hauptsächlich nur Früchte von Santo Domingo ausgeführt, aber das nur, weil es weder Industrie noch Verkehrswege auf der Insel gibt. Waldungen sind in Ueberfülle da, und eine dreimalige Ernte des Jahres belohnt daselbst den Landmann. Kaffee, Zucker und Tabak gehören zu den Producten der Insel. Eisen ist in Fülle, Kupfer ab und zu zu finden, und alte, halbvergessene Goldbergwerke sind vorhanden, die vielleicht Schätze bergen, aber von den trägen Bewohnern vernachlässigt worden sind. Die Gesellschaft, welche den Kauf der Samanabay abgeschlossen hat, hat das Recht, nach Belieben Gesetze zu geben, Gerichte und Polizeibehörden einzusetzen, eine Flotte zu erbauen, Zölle zu erheben, Banken zu errichten, Grundbesitz zu kaufen und verkaufen, Papiergeld zu machen, kurz und gut alle Rechte eines Souveräns. Die Ansiedler haben weder Steuern zu zahlen, noch einer Militärpflicht zu genügen. Die Gesellschaft darf in den andern Theilen von Domingo Land ankaufen, Bahnen bauen, Telegraphenleitungen legen 2c. und soll dafür von der Regierung durch Landanweisungen entschädigt werden. Die Halbinsel ist also nicht blos einer unabhängigen souveränen Gesellschaft überlassen worden, sondern es sind noch obendrein Vorbereitungen getroffen für eine möglichst schnelle Annexion des ganzen Landes. Die Gesellschaft hat das commercielle wie das industrielle Monopol der ganzen Republik. Eine Concurrenzgesellschaft kann nicht aufkommen, denn die Regierung ist verpflichtet, wenn sie einen neuen Verkauf abschließen, oder Bahnconcessionen u. dergl. geben will, erst diese der jetzigen Gesellschaft zu denselben Bedingungen anzubieten.

Von dem östlichen dominicanischen, wesentlich von Mulatten bewohnten Theile wandte sich Hazard dem westlichen kleineren Theile zu, wo die Negerrepublik Hayti besteht. Und hier traf er auf noch jammervollere Zustände. Alle Zeichen der alten französischen Civilisation sind verschwunden. Es gibt keine Manufacturen und die Regierung ist bankerott, die Städte liegen in Ruinen, die Männer leben von der Arbeit der Frauen, wie in Afrika, ihrer Urheimath. Dieses Hayti ist ein sehr trauriger Beleg für die Entwicklungsfähigkeit und Selbständigkeit der schwarzen Race, so gut wie die durch und durch verlotterte Negerrepublik Liberia. Sogar eifrig abolitionistisch gesinnte Missionäre mußten bekennen, daß die Mehrzahl der haytischen Neger so uncivilisirt sei, wie jene im Inneren Afrika's. Im Inneren der Insel finden wir dasselbe Fetischwesen; alle Ausschweifungen des Fetischdienstes gehen im Schwange, ebenso der wildeste Aberglaube; die Verehrung böser Geister spielt eine große Rolle. Dabei sind die Neger auch Cannibalen, bei ihren Jahresfesten schlachten und fressen sie ihre eigenen Kinder, welche zuvor gemästet worden sind, um als Opfer zu dienen. Diese wilden blutigen Orgien werden manchmal in unmittelbarer Nähe einer Kapelle gefeiert, in welcher ein schwarzer Missionär mit einer kleinen Anzahl Bekehrter seinen Gottesdienst abhält! (Globus, XXIV. Bd. S. 48.)

In Hayti sind $^7/_8$ der Bewohner reine Schwarze, der Rest sogenannte „Creolen", in Wahrheit aber Mischlinge, einfache Mulatten, während von den Dominicanern nur ein Viertel schwarz ist; die übrigen sind „Creolen". In beiden Republiken bilden diese Mulatten ein aristokratisches Element in seiner Art. In Dominica wird gar nichts erzeugt, außer Tabak und Rum, in Hayti dagegen gibt es einige

Digitized by Google

Gewerbe. Sind die Neger Hayti's, weil auf engem Raum in großer Kopfzahl zusammengepreßt, weniger unfleißig als ihre Nachbarn, so findet man in ihrer Regierung mehr diebische Hallunken, weil es hier mehr zu stehlen gibt. Was die Heiligkeit der Ehe anbelangt, so haben beide Racen einander nichts vorzuwerfen. Die Verfassungen sind einander gleichfalls ähnlich, nur besteht in Hayti die schöne Bestimmung, daß kein weißer Mann Grundbesitz haben, weder ein Amt bekleiden noch das Stimmrecht ausüben darf, überhaupt nie die haytische Nationalität erwerben, d. h. Bürger werden kann. Damit sind die Weißen so gut wie entrechtet. Bei den Dominicanern hat dagegen der Ausländer fast alle Rechte der Eingebornen.

Die letzte der Großen Antillen ist die spanische Insel Puerto-Rico mit mehr denn 650,000 Einwohnern und der Figur eines länglichen Rechteckes. Das Innere ist eine breite bewaldete Gebirgsmasse von etwa 500 M. Höhe, deren höchster Gipfel 1200 M. aufsteigt und die von O. nach W. zieht. Durch einträglichen Plantagenbau (Tabak), Viehzucht, Bergbau und Handel blühend, ist Puerto-Rico zugleich die gesundeste der Antillen, in ihren höheren Theilen zum Anbau der europäischen Getreidearten geeignet. Hauptausfuhrartikel sind Zucker und Melasse, Kaffee, Tabak und Rum. Die Zustände auf Puerto-Rico sind erfreulicher als in den bisher gemusterten Eilanden. Zwar sind wohl auch an 300,000 Neger vorhanden, aber die Insel ist zwölfmal kleiner und doch halb so bevölkert wie Cuba. Das bedeutet, daß Puerto-Rico vollständig colonisirt, bebaut und bewohnt ist, die Neger hier also zur Arbeit gezwungen sind, da kein Land übrig ist, auf dem sie mit geringer Arbeit sich ernähren könnten. Sie müssen daher arbeiten oder Hungers sterben.

Daß sich die Neger indeß auch hier mit dem denkbarst geringsten Arbeitsquantum begnügen, geht aus nachstehender Schilderung des deutschen Afrika-Reisenden Karl Mauch hervor, welcher 1874 Westindien besucht hat. Wir entnehmen dieselbe einem im Schwäbischen Mercur vom 13. Mai 1875 veröffentlichten Briefe des zu früh dahingeschiedenen Forschers. Mauch sagt von der an der N.-Küste der Insel gelegenen Hauptstadt San Juan de Puerto Rico, welche dermalen 30,000 Einwohner zählt: „Ueber die Hauptstadt konnte ich nicht sehr erbaut sein: ihre Straßen sind abscheulich schmutzig und aus den kleinen Häusern dringt ein Geruch, der Veranlassung gibt, den Wunsch nach Lavendelwasser in sich aufkommen zu lassen. Die Reise durch Porto-Rico wurde in drei Abstufungen von N. nach S. ausgeführt. Wir reisten zu Fuß, um leichter unsern botanischen Forschungen nachgehen zu können. Da es aber in Porto-Rico als eine Schande gilt, per pedes zu wandern, so waren wir allenthalben schallendem Gelächter preisgegeben; besonders aber waren es die Frauenzimmer, die sich über uns beide lustig machten, wenn sie hoch zu Roß, in weiße Gewänder gehüllt, mit ihrem Parasol gegen die brennenden Sonnenstrahlen sich schützend, ihren Cigarrenstummel wie Husaren von einem Mundwinkel in den andern rollend, oder aber in ihren Hängematten sich schaukelnd und Tabak kauend, durch die beständig geöffnete Thüre uns schweißtriefend vorüberwandern sahen. Es scheint, daß die Damen Porto-Rico's es besonders gut verstehen, ihre Zeit einzutheilen zwischen Schlafen, Essen, Rauchen, Reiten, Schaukeln und Garnichtsthun. Die Insel selbst ist reizend, ihre Hügelränder und Berge sind alle bis zum Gipfel mit den verschiedensten Bäumen bewachsen, zwischen denen graziöse Palmen ihre prächtigen Wipfel emporstrecken; das Unterholz ist dicht, und es macht besonderes Vergnügen, die schönsten Blumen, die

Digitized by Google

wir in der Heimath nur selten in wohlgepflegten Glashäusern treffen, wild, gleichsam als Unkraut, in großer Menge und in buntem Wirrwarr vor unsern Augen sich entfalten zu sehen, zugleich die Luft mit dem feinsten Aroma erfüllend. Wie erbärmlich kommt mir da die Landbevölkerung vor, die sich, seit sie vor 2 Jahren für frei erklärt worden ist, nun an den lieblichsten Orten ihre elenden Hütten aus Bambu und Palmblättern errichtet hat. Seit diese Leute nicht mehr Sklaven sind, thun sie auch keine Arbeit mehr außer der Anpflanzung einiger Bananen, Bataten und etwas Reis. Einige Hühner, Schweine, vielleicht eine Kuh, jedenfalls aber ein Pferd, Maulthier oder Esel bringen ihnen so viel ein, um ihre Blöße einigermaßen und zeitweilig nothdürftig zu decken. Es scheint, als ob sie in die Zustände ihrer aus Afrika eingeführten Altvordern zurückfallen wollten. Dagegen sind sie eifrige Kirchgänger und Freitagsfaster. Täglich viermal sieht man sie zu den Kirchen pilgern, um Gebete für den Papst zum Himmel zu schicken."

§. 45. Die Kleinen Antillen.

Eine Schilderung aller der verschiedenen Gruppen, welche die sogenannten Kleinen Antillen oder Caribischen Inseln bilden, soll hier nicht versucht werden. Sie müßte nothwendig in eine wenig anregende trockene Aufzählung dürrer Namen und Zahlen ausarten, die dem Leser wenig Nutzen brächte. Das Wissenswertheste findet er übrigens in unserer Tabelle, die wir mit möglichster Ausführlichkeit ausgearbeitet haben, so weit es die Uebersichtlichkeit zuließ. Hier möchten wir nur aus der reichen Fülle des Stoffes ein paar Momente herausgreifen, welche sich einer anderweitigen Darstellung entziehen.

Eine besondere Bedeutung beanspruchte bis vor Kurzem und auch heute noch die dänische Insel Sanct Thomas. Die Handels- und Verkehrsverhältnisse Westindiens haben sich nämlich im Laufe der Zeit insofern wesentlich geändert, als St. Thomas (die letzte europäische Vorstadt) nicht mehr wirklicher Stapelplatz, sondern blos noch Entrepôt für die Producte von Porto-Rico, Santo Domingo, der Windward Islands und der N.-Küste Südamerika's ist, da die großen europäischen Dampferlinien hier ihren Knotenpunkt haben, an den sie ihre Zweiglinien anschließen, welche direct aus jenen Häfen die Fracht für sie herbeiholen. Trotz gelben Fiebers, Orkanen und Erdbeben ist der günstig gelegene Hafen dieser seit der Sklavenbefreiung (1848) fast sterilen Insel doch das Rendezvous jener Dampferflotten geblieben.

Der oben erwähnte Reisende Karl Mauch, ein ruhiger und besonnener Beobachter, entwirft von St. Thomas, der Insel und der gleichnamigen Stadt, folgendes Bild. „Auf drei den Hafen im Hintergrund einfassenden Hügeln sind die zierlichsten Häuser amphitheatralisch aufgebaut; ihre weißgetünchten Wände und roth angestrichenen Dächer heben sich deutlich vom dunkeln Grün ihrer Umgebung ab. Dahinter erhebt sich der Hauptbergzug der Insel zu bedeutender Höhe. An

Digitized by Google

St. Thomas.

seinen steilen Abhängen kleben hier und da kleine Häuschen, die jedoch erst durch Anpflanzung schattiger Bäume mit der Zeit ein angenehmer Aufenthaltsort werden können. Denn gegenwärtig mangelt es der Insel im Allgemeinen an einem Walde, wie man ihn in Tropengegenden bis zur Spitze der Berge hinanreichend zu sehen gewohnt ist. Vorläufig war unser Ziel erreicht; wir quartierten uns ein und machten noch am nämlichen Tage eine kleine Recognoscirungspartie. Diese sowohl als die in den nächsten Tagen ausgeführten kurzen Touren und eine größere durch die Insel machten nicht den günstigsten Eindruck auf uns. Die Insel ist felsig und sehr wasserarm, Culturboden findet sich nur in der Tiefe, an perennirenden stärkern Quellen und Bächen mangelt es fast gänzlich; wir wären beinahe verdurstet, als wir uns bei fast unerträglicher Hitze über die nahezu kahlen Felsen im O. der Insel auf der Pflanzensuche herumtrieben und im Angesichte des unermeßlichen Meeres am Strande nach Conchylien fahndeten. Auch spielen die Orkane und Erdbeben der Insel manchmal recht übel mit; die Spuren der Zerstörung durch einen Orkan und eine durch ein Erdbeben emporgehobene Wasserwoge, welche über 10 M. hoch wie ein Riesenwall sich in's Innere des Hafens drängte und am Ufer zwischen den Häusern hindurch und darüber weg wüthete, sind heute noch nach 7 Jahren deutlich erkennbar, und auch jene Gebäude auf den Höhen, wo einst wohlhabende Leute gewohnt haben, sind zerstört und liegen in Ruinen, und die Eigenthümer sind theils verarmt oder haben die Lust verloren, sich dort neue Behausungen zu errichten. Die Stadt, die etwa 20,000 Einwohner zählt, ist weniger reizend, wenn man durch ihre engen, nicht allzureinlich gehaltenen Straßen wandert. Die meisten Häuser sind klein, die Wände bald mit Brettern, bald mit Schindeln, bald mit Zinkblech bekleidet, ebenso die Dächer. Thüren und Fenster stehen meist offen, so daß man fast überall einen freien Einblick in's Innere derselben hat. Glasfenster existiren nicht, sondern die Oeffnungen werden während der Nacht mittelst Jalousien geschlossen. Die Bevölkerung ist eine höchst gemischte und scheint zum bei weitem größten Theil aus Frauenzimmern zu bestehen; denn diese trifft man von früh Morgens bis Abends 8 Uhr, wo ein Kanonenschuß aus dem dänischen Fort zur Heimkehr auffordert, überall auf den Straßen, bald mit den grellst gefärbten Kleidern aufgeputzt, mit Hütchen, Schleier und fliegenden Seidenbändern über dem Roßhaar-Chignon, weißen oder farbigen Saffianlederstiefeletten mit hohen Stöckeln an den Füßen, bald auch nur in die zerrissenen Fetzen leichter, weiß und rein gewesener Stoffe zum dritten Theil ihres Körpers gehüllt, barfuß oder mit klappernden Pantoffeln an den schmutzigen braunen Füßen. So zeigt sich das Gewühl auf dem Marktplatz vor meinen Fenstern vom Gasthof aus Morgens um 7 Uhr. Zum Verkauf sind von den Höckerinnen ausgestellt Gemüse und Früchte, welche jedoch meist von den benachbarten Inseln Porto-Rico und Sta. Cruz herbei gebracht werden, denn die Production der Insel reicht bei weitem nicht aus:

Digitized by Google

müssen ja doch manche Bewohner in den trockenen Wochen des Jahres, zu Ende der trockenen Jahreszeit, sogar ihr Trinkwasser von Sta. Cruz bringen lassen."

Sta. Cruz ist wie St. Thomas dänisch und gehört zu der Gruppe der sogenannten Jungfern- oder Virginischen Inseln, deren einige, wie Tortola, Virgin Gorda und Anegada in den Händen der Engländer sind. Oestlich davon haben sich die Holländer auf S. Martin, Saba und S. Eustatius niedergelassen, während das nahe kleine Eiland S. Barthelemy den Schweden gehört. Die ganze übrige Kette der Kleinen Antillen bis hinab nach Trinidad ist englisch, mit Ausnahme zweier fetter Bissen, der Gruppe von Guadeloupe und der Insel Martinique, welche Frankreich besitzt.

Was man Guadeloupe nennt, besteht aus zwei beinahe gleich großen, durch einen Seearm La rivière salée, worüber eine Fähre liegt, getrennte Inseln von durchaus verschiedener Formation. Sie bilden eine sehr sichere Bai, an deren nordöstlichem Ende die Stadt Pointe-à-Pitre liegt. Diese Bay ist voll Inselchen, Bänken und Riffen, die aber überall gut bekannt sind. Wegen seiner günstigen Lage ist Pointe-à-Pitre auch der bedeutendste Handelsplatz und mögen manchmal 80—100 große Schiffe vor der Stadt liegen, die französische und amerikanische Lebensmittel, Bretter, Maulesel u. s. w. zuführen und mit Zucker, Rum, Orlean, Farbholz und Kaffee befrachtet, die meisten nach Frankreich abgehen. Eine ebenso lebhafte Verbindung findet mit den umliegenden Inseln statt; denn nur mehrere Kilometer entfernt liegt im S. die Gruppe Les Saintes, im SO. Marie Galante und im O. Désirade, die gleichfalls alle französisch, ihre sämmtlichen Erzeugnisse nach Pointe-à-Pitre bringen und ihre Bedürfnisse von da abholen. Die Stadt ist ganz auf europäische Art gebaut, und würde man nicht überall braune und schwarze Gesichter sehen, man könnte meinen sich in einer Stadt Frankreichs zu befinden; gerade Straßen mit Trottoirs haben Häuser mit 3—4 Stockwerken, meist ohne Hofraum oder Gärten. Zu Alleen u. dgl. dient hier nur der Sandbüchsenbaum (Hura crepitans), der die Markthalle und den Theaterplatz umgibt, und dessen schönes, saftiges Grün und dicke Belaubung die wilde Kastanie des nördlichen Europa's ersetzt. Die meiste Betriebsamkeit herrscht am Quai, wo sich die meisten Kaufläden befinden. Wie in allen französischen Städten, so sind auch hier die Hospitale im besten Zustande und die Einrichtung dem Klima angemessen.

Die östliche Insel, auf deren W.-Küste Pointe-à-Pitre liegt, heißt Grande Terre und besteht aus alluvialem, wellenförmig gehobenem Boden, aus dem eine Menge kleiner, steiler, runder Hügel (mamelons) hervorstehen, die wohl nicht über 40 M. hoch sein dürften. Diese Hügel bestehen ebenso wie die Riffe, die Grande Terre umgeben, aus einem kalkartigen Gesteine voll von fossilen Muscheln und Corallen, welche auch noch in dem die Küste bespülenden Meere lebend gefunden werden; der Boden ist eine rothe fruchtbare Erde, und in den Niederungen sowie an der Rivière salée ein schwarzes Marschland. Weder Fluß noch Quellen befinden sich auf Grande Terré, und der Wassermangel ist in der Trockenzeit oft sehr fühlbar. Dennoch liegen hier die meisten und bedeutendsten Pflanzungen, denn die Insel ist bebaut und nach allen Richtungen von gut erhaltenen Chausseen durchzogen. Die zweite westliche Insel wird sonderbar genug und wohl nach dem Namen der Hauptstadt Baſſe Terre oder auch Guadeloupe-genannt. Diese ist ganz vulcanisch und von hohen, bis zum Gipfel bewaldeten Gebirgen durchschnitten; in ihrem südlichen Theile liegt der Vulcan La Soufrière. Sie ist reich an warmen und heißen Mineralquellen und besitzt eine Fülle des herrlichsten Wassers, das sich von den Gebirgen herunterstürzt. Auf beiden Eilanden befinden sich alle Arten tropischer Früchte, besonders reichlich Sabadillen, Mangos, Mammeas, die man hier Aprikosen nennt, Barbadinen, Ananas und köstliche Zimmtäpfel. Hauptnahrungsmittel der niederen Classen sind die süßen Bataten und einige Arten des

Digitized by Google

mehlreichen Arum, die man hier Maderas und Matingas nennt. (A. Kappler, Ueber die Insel Guadeloupe, Ausland 1875, Nr. 33, S. 652.)

Die zweite wichtigste Besitzung der Franzosen im westindischen Archipel ist das herrliche Eiland Martinique, welches freilich größtentheils Neger bewohnen. Doch werden diese von einem modernen Reisenden weniger ungünstig beurtheilt. Der Martiniquer Neger, sagt er, ist ein freier Mann, und es ist merkwürdig, bis zu welch hohem Grade namentlich die Frauen und Mädchen die Sitten des französischen Mutterlandes angenommen haben, sie sind artig, wissen allerliebst zu plaudern — die Sprache ist die französische — sind zierlich in ihren Geberden und Bewegungen, heiter bis zur Ausgelassenheit. Die Martiniquer Neger sind auch nicht von jenem häßlichen Schlage, wie die afrikanischen Neger, sondern sie sind sogar recht hübsch zu nennen, — kaukasische Gesichtsbildung von schwarzer Farbe — keine aufgeworfenen Lippen und nur ganz leicht gewelltes Haar.

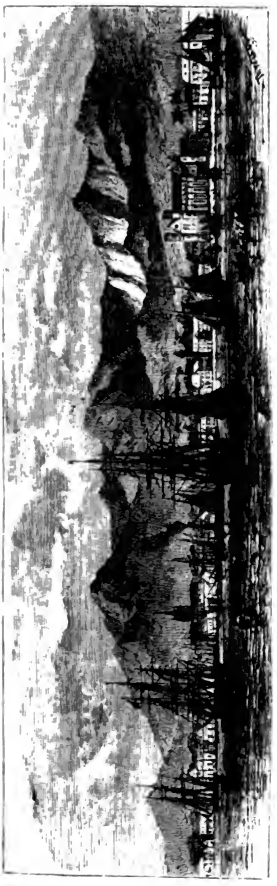
Leider haben sie alle Laster der Franzosen, ohne auch alle deren Tugenden zu haben, woran wohl viel das Klima schuld sein mag; sie sind leichtsinnig und leichtlebig, putz- und genußsüchtig, kokett und nicht nur nicht sittenstreng, sondern lax im höchsten Grade. Ihre Kleidung ist eine dem lauen Klima angepaßte Phantasietracht, welche zum größten Theile der französischen Mode entnommen ist, die unbestrümpften Füße stecken in eleganten Lackschuhen mit hohen Stöckeln und Maschen, von den Hüften bis nahe an die Knöchel haben sie einen bunten Rock mit Falben, Volants, Spitzen ꝛc., was eben gerade die Mode bringt; dieser Rock ist um die Taille durch eine rothe oder blaue Schärpe festgehalten; den Oberkörper bedeckt ein kurzärmliges, feines, immer blendendweißes Hemd, welches am Brustausschnitte wie an den Aermelrändern mit bunten Bändern durchzogen ist; am Halse tragen sie viele Schnüre von weißen, seltener bunten Glasperlen, ebenso an den Armen; im Ohre große kofferförmige Ohrgehänge von Gold, deren Bügel, welcher durch die Ohrläppchen gesteckt wird, oftmals die Dicke eines Bleistiftes hat. Der Kopf ist entweder entblößt, oder sie tragen um denselben ein buntes Seidentuch turbanartig geschlungen. Einen Vorzug haben sie vor vielen Europäerinnen: den der minutiösesten Sauberkeit, wie überhaupt Martinique ein wahres Muster von Reinlichkeit ist; die Straßen sind weiß, daß man von den Steinen weg essen könnte, neben den Trottoirs fließt in eigenen, gemauerten Bewässerungsrinnen klares frisches Quellwasser, die Häuser sind innen wie außen spiegelblank und in jedem Hause befindet sich ein kaltes Bad, dazu die tropische Vegetation, die herrlichen Früchte des Südens — kurz, Martinique ist ein kleines Paradies.

Von den englischen Caribeninseln, deren namhafteste, in der Richtung von N. nach S. aufgezählt, Anguilla, Barbuda, S. Christoph, Antigua, Montferrat, Dominica, S. Lucia, S. Vincent, Barbadoes, Grenada, Tabago und Trinidad sind, ist letztere entschieden die größte und folgt, ihrer räumlichen Ausdehnung nach, überhaupt unmittelbar nach Puerto-Rico. Sie umschließt die größte Merkwürdigkeit des gesammten westindischen Archipels, ein Naturphänomen, welches wohl nirgends auf Erden seines Gleichen hat, nämlich einen ziemlich ausgedehnten See, der nicht mit Wasser, sondern mit Pech (Asphalt) angefüllt ist.

Der Weg zum Asphalt-Lake geht, so lesen wir in einen neueren englischen Reisewerke, von dem Hafenplatze La Brea aus. Ehemals war der Hafen von einer steilen Hügelwand umschlossen; jetzt ist diese total verschwunden, von einem unternehmenden Fremden bis auf die letzte Scholle abgegraben und als Pech exportirt worden. Noch immer jedoch hat man ringsum nichts als Pech und wieder Pech. Das Schiff ankert in Pech, auf einer Werfte von Pech betritt man das Land, Pech liegt weit und breit im Hafen aufgeschichtet umher, wohin die Augen blicken, sehen sie nichts als Pech, und alle Gespräche drehen sich um Pech und um den Preis des Peches. Ein trübseligerer Ort ist mir nirgends vorgekommen. Hier zu wohnen

Digitized by Google

muß ein über die Maßen tristes Exil sein! Die wenigen Europäer, die in La Brea leben oder auch nur zeitweilig sich daselbst aufhalten, haben schwer vom Sumpffieber zu leiden, und auch die Eingeborenen, obschon sie ihre Hautfarbe mit der Localität in merkwürdige Uebereinstimmung gebracht haben, vermögen sich in der verderbenschwangeren Luft nicht zu akklimatisiren.



Trinidad.

Unser Berichterstatter legte den Weg, der übrigens kaum 2 Km. beträgt, zu Fuß zurück.

„Sowie wir die wenigen zerstreuten Hütten hinter uns gelassen hatten, aus denen das armselige, aber mit den herrlichsten Blumengärten und Ananaspflanzungen eingefaßte La Brea besteht, gelangten wir in eine förmliche Wüste. Alles Holz, welches einst hier gestanden, war entweder niedergeschlagen oder verbrannt worden, und überall bemerkten wir die unschönen Spuren früherer Pechgräbereien. Ein tristerer Anblick läßt sich gar nicht denken!

Auf den ersten Blick sieht der See ganz wie ein anderer Waldsee aus; man gewahrt nicht sofort, daß sein Becken kein Wasser, sondern Pech enthält. Am Rande wachsen dicke Binsen- und Grasbüschel, der Wald zieht rundum eine scharf markirte Linie, und verschiedene mit Strauchwerk und Bäumen besetzte Inseln bringen Abwechslung in die Scenerie. Doch die Illusion ist nur momentan, Farbe und Consistenz der Fluth verscheuchen sie rasch genug. Fast über die gesammte Oberfläche hin ist das Pech so hart, daß man ohne alle Gefahr darauf gehen kann. Es hat einen auffällig reinlichen Anstrich, als wäre es soeben erst mit einem Besen gekehrt, oder vielmehr in noch weichem Zustande zusammengefegt worden, denn wie man auf einem frisch gesäuberten Kieswege noch die einzelnen Besenstriche zu bemerken pflegt, so sieht man ähnliche Spuren auch hier auf der Pechfläche. Den ganzen See durchziehen Spalten und Risse, ich sollte lieber sagen, Thäler und Abgründe, in denen die offenbar aus verschiedenen Centren kommenden Ausschwitzungen sich nicht erreicht und zu einer Masse verbunden haben. Diese Spalten sind in Tiefe und Breite sehr verschieden, manchmal nur wenige Centimeter, öfters viele Meter weit und tief, und waren zur Zeit meines Besuchs bis oben herauf voller Wasser. In einer der größeren sah ich einen sehr häßlichen, plumpköpfigen Fisch, der wohl ein Pfund wiegen mochte; jedenfalls war es ein „Warmwasserfisch", trotzdem aber blieb es mir unbegreiflich, wie er in einer derart mit Schwefel und bituminösen Stoffen gesättigten Flüssigkeit existiren konnte.

Anfangs überschritten wir die Abgründe auf dem Rücken eines riesenhaften Negers; allein da diese Locomotion eine ziemlich langwierige war, schafften wir später eine feste Planke herbei, welche uns als transportable Brücke dienen mußte.

Digitized by Google

Mit ihrer Hülfe gelangten wir auch ganz leidlich trocknen Fußes an das andere Ufer des See's, das uns in wenigen Minuten auf einem sammetweichen Pfade an den Saum des Waldes führte. In diesem befinden sich die sogenannten „Pechvulcane", kleine Hügel, die sich meist nur 0,60 M. über den Boden erheben, mit einer ungefähr 0,20 M. im Durchmesser haltenden Oeffnung in der Mitte. In allen diesen Kratern ist das Pech noch durchaus flüssig; hier und da steigt es bis an den Rand empor, manchmal fließt es selbst darüber hinab, gewöhnlich aber steht es noch ca. 0,60 M. unter dem Niveau der Erdoberfläche. Von einer früheren größeren Thätigkeit der Vulcane ließen sich nirgends Anzeichen wahrnehmen.

Der Wald war reizend nach der Oede des düstern Pechsee's. Zunächst wanderten wir durch einen herrlichen Palmenhain, zumeist zwischen Fächerpalmen und Gruppen der prachtvollen Maximiliana insignia dahin, dann kamen andere Bäume in einer Urwüchsigkeit und Mannigfaltigkeit, wie sie nur die Tropen kennen. Bei einer plötzlichen Biegung unseres Weges standen wir dicht am Meere, wenn auch einige 20 M. über dem Strande, und hatten ein entzückendes Panorama: vor uns die von leisen Wellen gefurchte See mit einer Menge niedlicher Felseneilande übersäet, von denen jedes seine Waldhaube trug; zur Linken steile rothe Klippen mit Schlingpflanzen behangen, ringsum der Tropenwald mit seinen wundervollen Formen, seinen farbenglühenden Blumen, seiner Fülle von Farnkräutern und seinen glänzenden Schmetterlingen.

Freilich war der Genuß dieses anmuthvollen Bildes mit allerhand Schwierigkeiten und Gefahren verknüpft. Ich wollte einem mir unbekannten großen Schmetterlinge nach etwas tiefer in den Wald eindringen, aber mit ängstlichem Blicke faßte mein Begleiter mich hemmend am Arme. Das Dickicht sei voller böser Schlangen, meinte er, und zeigte mir zugleich eine höchst giftige Species, welche er selbst noch am heutigen Morgen erlegt hatte. Eine zweite Schwierigkeit ist anderer, zwar nicht so gefährlicher, doch um so unangenehmer Natur. Man hat nämlich hier einen Oelbrunnen angelegt, da man an mehreren Stellen auf Petroleum stieß, und von dem entsetzlichen Gestank einer solchen Localität kann sich nur der einen Begriff machen, welcher jemals in dergleichen Atmosphäre zu athmen verdammt gewesen ist. Wir begnügten uns demnach, den Pumpenschwengel ein paarmal auf und ab zu ziehen und einen flüchtigen Blick auf dies neuentdeckte tropische Petroleum zu werfen, als es pesthauchend der Brunnenröhre entfloß, dann eilten wir, dem Bereiche der hölliſchen Dünste zu entrinnen, zu unserem Pechsee zurück.

Auf der Mitte desselben fanden wir eben eine schwarze Arbeiterschaar im Begriffe, ein tiefes Loch zu graben. Das bisher mehr der Oberfläche entnommene Pech hat sich nämlich zur Gasbereitung nicht geeignet gezeigt, man glaubt aber, daß die in größeren Tiefen lagernden Massen, welche der Einwirkung von Luft und Wasser nicht ausgesetzt sind, sich dazu wohl verwenden lassen dürften. Schon hatten die Neger eine beträchtliche Menge von Pech zu Tage gefördert; es schien sehr rein und klar zu sein und war so hart und spröde, daß es wie Kieselsplitter bei jedem Schlage der Hacke absprang und hoch emporflog. Wenn ich aber selbst auf die allerhärtesten Stücke die Zwinge meines Regenschirms mit nur einigem Nachdrucke aufsetzte, so versank dieselbe allmählig immer tiefer darin, wie in einer zähen breiartigen Masse. Zugleich sagten mir die Arbeiter, daß der ganze ausgegrabene Raum im Laufe von zweimal vierundzwanzig Stunden wieder vollkommen ausgefüllt sein würde. Einige Meter von dem Platze, wo wir standen, war die Oberfläche ganz weich, viel zu weich, um sie passiren zu können. Diese weiche Stelle unterschied sich von ihrer festeren Umgebung durch eine hellbraune Färbung und erschien so flüssig wie Theriak. Auch fanden auf ihr fortwährend kleine Gaseruptionen statt, übelriechende Dünste, die der wallenden Masse entstiegen mit kleinen Wasserstrahlen und schön gefärbten Blasen. Das war aber auch der einzige Theil des See's, wo sich noch einige vulcanische Thätigkeit bemerken ließ."

Digitized by Google

Mündung des Amazonas.

III.

Südamerika.

§. 46. Umrisse der Küsten.

Von der Landenge von Panamá an bildet der südamerikanische Continent eine compacte, festgeschlossene, zusammenhängende Ländermasse, die in gewissem Sinne die Form Nordamerika's wiederholt, insoferne nämlich als auch hier eine breite Seite der Küstenumrisse gegen N. gekehrt ist, während von etwa 5° s. Br. gegen S. hin eine beständige Verjüngung eintritt, welche endlich in das spitze Horn Patagoniens ausläuft. Schon jetzt scheint es am Platze, auf die eigenthümliche Aehnlichkeit hinzuweisen, welche in den Umrissen Südamerika's, Afrika's und Australiens wahrzunehmen ist. In allen drei Continenten haben wir die größte Einförmigkeit der Gestaltung vor uns, als ob sie nach einer Schablone gearbeitet worden wären. Nach O. zu endigen sie mit einer Spitze, die in Südamerika beim Cap S. Roque (5° 27′ s. Br. und 35° 20′ w. L. v. Gr.) schon beträchtlich abgestumpft ist; an ihren W.-Seiten, und zwar auf der nördlichen Hälfte, wiederholt sich bei allen dreien eine mehr oder weniger gewölbte Massenanschwellung, die bei Südamerika, welches die größte Entwicklung von N. nach S. besitzt, am wenigsten hervortritt; gegen S. hin endlich zeigen alle drei übereinstimmend eine Verschmälerung, die bei Südamerika am auffallendsten in's Auge springt. (Peschel, Neue Probleme der vergleichenden Erdkunde, S. 70.)

Digitized by Google

Südamerika's Kartenbild zeigt die nämliche trostlose Monotonie der Contouren, welche wir später auch an Afrika und Australien zu beobachten haben werden. Bedeutsam ist der Mangel an Halbinseln, denn solche schwächliche Gliederungen, wie die Halbinseln Guajira, Paraguana und Paria an der N.-Küste, oder S. Josef an der östlichen und Tres Montes an der westlichen Küste Patagoniens ziehen wir nicht in Betracht. An der N.-Küste, in welche sich die Vereinigten Staaten von Columbien, von Venezuela, die drei Guyanas und das Kaiserreich Brasilien theilen, bemerken wir als nennenswerthe Einschnitte oder richtiger Einbuchtungen blos den Golf von Darien, jenen von Venezuela mit seinem sackartigen Anhängsel, dem See von Maracaybo, und den Golf von Paria, welchen die britische Insel Trinidad fast zu einem Binnengewässer abschließt. Die namhafteste Gliederung der N.-Küste ruft jedoch entschieden das Aestuarium oder der Mündungstrichter des Marañon hervor, dessen Größe und Tiefe auf dem Kartenbilde durch die darin liegende Insel de las Juanes oder Marajó beeinträchtigt wird. Natürlich fehlt es in Wirklichkeit nicht an Einbiegungen und Vorsprüngen geringeren Grades, welche alle ihre besonderen Namen tragen, hier aber keine Erwähnung verdienen. Noch ärmer an Randverzierungen ist die südamerikanische O.-Küste, soweit sie zu Brasilien und der Republik Uruguay gehört. Wir bemerken hier nur ein paar kleinere Buchten, worunter allenfalls die Bahia de Todos Santos und jene von Rio de Janeiro die wichtigsten sind. Im S. Brasiliens, in der Provinz Rio Grande do Sul, treten Lagunenbildungen, am bedeutendsten in der tief in das Landinnere dringenden Laguna de los Patos auf. Gestaltenreicher entwickelt sich die südliche Fortsetzung dieser Küste, von dem großen trichterförmigen Becken an, woran die beiden Städte Montevideo und Buenos Ayres liegen und in welches der Silberstrom oder Rio de la Plata mündet. Wir dürfen dasselbe keinesfalls als ein Aestuarium dieses gewaltigen Stromes auffassen, sondern blos als einen geräumigen Küsteneinschnitt, welcher den Lauf des Uruguay und Paraná verkürzt, denn wir finden, daß sich an der patagonischen Küste weiter gegen S. ganz ähnliche Golfe wiederholen in der Blanca, der San Matias- und der S. Jorge-Bay, in welche nur kümmerliche Gewässer einmünden. (Peschel. A. a. O. S. 123.) In ihrem ganzen Verlaufe ist diese NO.- und O.-Küste Südamerika's allem Anschein nach im Sinken begriffen und entbehrt von Trinidad an des Schmuckes vorgelagerter Eilande; erst ganz im S. zerbröckelt sich das Festland in den feuerländischen Archipel, während seitwärts im O. die Gruppe der Maluinen oder Falklands-Inseln liegt.

Digitized by Google

welche wegen ihrer patagonischen Fauna und Flora ein Zubehör des südamerikanischen Continentes sind, von dem sie auch nur eine seichte See trennt. Dies ist nicht mehr der Fall bei den weiter ostwärts im atlantischen Oceane gelegenen Aurora- und Georgia-Inseln, welche schon rein oceanische Eilande sind. Da größere Inseln nur im O. der Festländer aufzutreten pflegen, so dürfen wir uns selbstverständlich keine Rechnung machen, solche auf der pacifischen W.-Küste Südamerika's anzutreffen. Wohl aber zeichnet sich dieselbe in ihrem südlichen oder patagonischen Theile durch unverkennbare Fjordbildungen aus, welche allerdings das Festland in Inseln zu zertrümmern pflegen. Solche Zertrümmerungsproducte erkennen wir in einer Reihe von Inseln, die vom westlichen Ausgange der Magelhaes-Straße, welche sich zwischen dem eigentlichen südamerikanischen Continente und dem fjordenreichen Feuerlande hindurchwindet, bis in die Nähe des 42.° s. Br. die pacifische Steilküste begleiten, nur durch schmale Wasserstraßen davon getrennt. Das zur Republik Chile gehörende Chiloe mit seinen Kohlenlagern von ungeheurer Mächtigkeit ist zwar nicht die größte, aber die einzig wichtige und zugleich die nördlichste dieser Fjordinseln. Erinnern wir uns daran, daß wir auch in Nordamerika den Fjorden ausschließlich nur in den höheren Breiten begegneten und auf der südlichen Erdhalbe das Fortschreiten gegen den Pol eine Abkühlung der Temperatur bedingt.

Nördlich von Chiloe zieht die pacifische Küste Südamerika's in einer nahezu schnurgeraden Linie bis etwa 21 1/2° s. Br. fort. Ihrem Charakter nach wesentlich Steilküste, gehört sie bis etwas nördlich vom Wendekreise des Steinbocks zu Chile, dann für eine ganz kurze Strecke zur Republik Bolivia und endlich weiterhin zu den Freistaaten von Perú, Ecuador und Columbia. Von der perúanischen Hafenstadt Arica an beginnt die westliche Ausbauchung der Küste, welche sich bis jenseits des Aequators fortsetzt, ohne jedoch irgendwelche Abwechslung in den Umrissen zu bieten. Der Golf von Guayaquil ist vielleicht der einzige, welcher diesen Namen verdient nebst der Bay von Panamá; letztere wird jedoch großentheils schon von dem henkelartigen Landarme gebildet, der die Verknüpfung der beiden amerikanischen Continente herstellt.

Digitized by Google

§. 47. Allgemeine Züge der Bodenplastik Südamerika's.

Diese hier kurz angedeuteten Umrisse des festen Landes sind in Südamerika, wie auch sonst überall, unabhängig von seiner senkrechten Gliederung, worunter wir die Erhebungen des Erdbodens, wie sie sich in Gebirgen, Hochflächen oder Tiefebenen aussprechen, zu verstehen haben. Indeß ist nicht zu läugnen, daß die Richtung der Gebirge nicht ohne Einfluß auf die Umrisse der Länder und Welttheile sei. Wir sehen dies an Südamerika, welches strenger noch als sein nördlicher Bruder zwischen Gebirgen eingefangen liegt. Seine W.-Küste ist von der Landenge von Panamá bis zum Cap Horn auf der Hermiteninsel, südlich vom Feuerlande durch einen doppelten oder dreifachen Andengürtel geschützt, dann eben so der Saum des caribischen Golfes im N., ferner sind die Räume zwischen den beiden Riesenströmen des südamerikanischen Nordens, dem Orinoco und Amazonas, durch Gebirge ausgefüllt, und endlich haben wir in Brasilien Hochlande, deren Ränder dem Meere zugekehrt stehen. Südlich vom La Plata aber dehnen sich weite Tiefebenen aus.

Die topographische Gestaltung Südamerika's dient manchen Sätzen, die schon bei Betrachtung der Bodenplastik Nordamerika's ausgesprochen wurden, zur willkommenen Bestätigung, und ein neuerlicher Hinweis darauf kann uns dieselben nur desto fester einprägen helfen. Die hervorragendsten Glieder der südamerikanischen Terrainconfiguration sind zweifelsohne die Cordilleren der Anden (Cordilleras de los Andes), welche, die höchsten Gipfel nicht blos Südamerika's, sondern der gesammten Neuen Welt, der Mehrzahl nach brennende Feuerberge in sich schließend, parallel mit der pacifischen Küste und zwar in großer Nähe derselben streichen, dergestalt, daß der Raum an ihrem W.-Fuße geradezu verschwindet gegen die weiten Landmassen, die sich östlich der Anden ausdehnen. Da alle jüngeren Gebirge sich an den Gestaden des Meeres aufthürmen, so werden wir von vornherein geneigt sein, die Anden-Cordilleren zu den jüngsten Erhebungen zu zählen, wie man überdies schon aus dem fast schnurgeraden Laufe der W.-Küsten zu schließen berechtigt wäre, an denen wir fast durchgängig Merkmale eines Aufsteigens finden. So wie die Felsengebirge Nordamerika's jünger sind denn die östlichen Appalachen, so sind auch in der That das Gebirgsland Guyana's, sowie die Hochländer Brasiliens im O. des Süd-Continentes um vieles ältere Erhebungen als die

Digitized by Google

durchaus vulcanischen Anden im W. Was diese auszeichnet, ist ihr strenger Parallelismus, der symmetrische Bau der in Perú dreifachen Kette, wo sich jede Schwenkung oder Abbiegung von der allgemeinen Streichungslinie bei allen drei Ketten wiederholt. Indeß müssen wir die theoretische Vorstellung älterer Lehrbücher ausdrücklich verbannen, wonach die Anden ein Kettengebirge mit Kamm, Querthälern, Päßen und nach beiden Seiten ablaufenden Gewäßern sind. Für die mittleren Theile der Cordillere gewiß, sehr wahrscheinlich aber auch für deren nördlichen Zug, ist diese Annahme durchaus unzutreffend. Es gibt dort nämlich weder Wasserscheide, noch Kamm der Cordillere; die Gegend ist eine ungeheure Hochebene von 8—11,000 Fuß Meereshöhe, und von einer Breite von mehreren Tagreisen von W. nach O.; die Berge, meist erloschene Vulcane, sind auf derselben zerstreut, ohne eine Kette zu bilden, vollständig von einander geschieden; die Ebene zwischen ihnen ist oft dem Anschein nach vollkommen horizontal. Päße gibt es hier nicht, und man könnte überall diese Hochebene von O. nach W. passiren, wenn man unterwegs Wasserplätze fände. So ist es erklärlich, daß manche Flüsse, welche in das Stille Meer sich ergießen, ihren Ursprung jenseits, d. h. im O. der Cordillere auf den Pampas von La Plata nehmen. Als diese Thatsache zuerst bekannt wurde, wollte man sie durch eine außerordentliche Paßeinsenkung der Anden erklären, die durch den Rio de Valdivia, welcher aus der Laguna de Riñihue hervorströmt, förmlich durchbrochen würde (Petermann's Geograph. Mitth. 1864, S. 47—59). Bald jedoch mehrten sich die Nachrichten über ähnliche Paßsenkungen, von denen eine sich gar bis zu einer Höhe von nur 850 M. erniedrigen sollte (Proceedings of the R. geographical Society, 1864, S. 160—162). Daß die früheren Ansichten, wonach die Cordillere durch den panamischen Isthmus und die Gebirge Mittelamerika's und Mexico's mit den Rocky Mountains in ununterbrochenem Zusammenhange stehe, man somit von einer einzigen Gebirgskette in Amerika, die sich von Cap Horn im S. bis zum nördlichen Eismeere, mehr denn 15,000 Km. lang erstrecke, sprechen dürfe, hat wohl schon unsere frühere Darlegung des wahren Sachverhalts als eitel Wahn erwiesen.

Bei allen jüngeren Gebirgen muß man zwischen ihrem oceanischen und ihrem continentalen Abhange unterscheiden. Der oceanische Abhang der Anden, wie der Felsengebirge, ist natürlich das Stille Meer, und es wiederholt sich hier die Erscheinung, daß dieser oceanische Abhang sich wesentlich steiler gestaltet, als der continentale, an dem sich Hochlande anlagern, hier Gebirgsstufen, die sich nach Brasilien oder in die La Plata-Gebiete hinabsenken. Auf

Digitized by Google

dieſen Terraſſen entwickeln ſich die drei Rieſenſtröme Südamerika's, der Orinoco, der Amazonas oder Marañon und der La Plata. Die beiden erſteren fließen parallel von W. nach O. und werden durch das Syſtem der Sierra de Parime von einander geſchieden, jedoch nicht ſo vollkommen, als daß nicht beide Stromgebiete durch den Caſſiquiare mit einander in Verbindung ſtünden. Der La Plata, richtiger der Paraná, fließt im Allgemeinen in nordſüdlicher Richtung und entquillt den braſilianiſchen Hochebenen. Seine Zuflüſſe breiten ſich indeſſen dergeſtalt fächerartig über die mittleren Striche des Feſtlandes aus, daß er in ſich die Waſſer von Flußadern, die, wie der Uruguay und der Rio Grande oder Para, der O.-Küſte nahe entſpringen, mit ſolchen vereinigt, deren Quellen, gleich jenen des Pilcomayo, am O.-Fuße der Anden-Cordillere liegen. Das Innere dieſer Landſchaften Bolivia's und Braſiliens iſt noch lange nicht genügend durchforſcht, um von den Veräſtelungen der Höhenzüge, welche dieſe rieſenhaften Stromgebiete abgrenzen, eine richtige Vorſtellung zu gewinnen. Im O. Braſiliens unterſcheiden wir allerdings ein Syſtem dreifach hinter einander ſtreichender Serras, wie hier die Bergketten heißen, von denen die öſtlichſte natürlich die dem Meere zunächſt liegende, eine Küſtenkette iſt, wie wiederholt angetroffen wird; ſo in Venezuela, wo die N.-Küſte von einer ſolchen Küſtencordillere begleitet wird, zwiſchen welcher und der oben genannten Sierra de Parime das Thalbett des Orinoco-Syſtems ſich ausbreitet. Sogar in Perú, wo doch die Hauptanſchwellung der Anden dem Oceane nicht allzu ferne liegt, fehlt eine ſolche Küſtencordillere nicht, eine genaue Wiederholung des Schauſpieles, welches uns die Bodenplaſtik Californiens in der, der Sierra Nevada vorgelagerten Coaſt Range bot. Zwiſchen der zweiten und der dritten der gedachten drei braſilianiſchen Serras des O. iſt das Becken des Rio San Francisco eingebettet, der im Allgemeinen eine ſüdnördliche Richtung innehält und mit keinem anderen Stromgebiete in Verbindung ſteht. Solcher unabhängiger, ſelbſtändiger Stromgebiete hat Südamerika noch mehrere aufzuweiſen, doch kommt keines an Bedeutung jenem des S. Francisco gleich. Als ſeinen Rivalen möchten wir im entgegengeſetzten NW. des Continents das in den Anden und ihnen parallel ſich entwickelnde Syſtem des Magdalenen-Stromes in den Vereinigten Staaten von Columbia nennen.

Auffallend iſt Südamerika's Armuth an Süßwaſſer-Seen. Sie beſchränken ſich dort im N. auf den See von Valencia in Venezuela, auf den Weiher von Amucu und in den Anden von Perú und Bolivia auf den Titicaca, der nach dem Deſaguadero abfließt. Scharfes, fleißiges Abſuchen

Digitized by Google

der Karte unterrichtet uns freilich auch noch über das Vorhandensein einer nicht unbeträchtlichen Menge stehender Gewässer, hauptsächlich im Orinoco-Gebiete, dann aber auch im Marañon-Thale und selbst stellenweise auf der bolivianischen Hochfläche, doch muß man zugeben, daß alle diese Seen viel zu klein sind, um in Betracht kommen zu können. So wie wir aber den 40.° s. Br. erreichen, begegnen wir sogleich in und an den patagonischen Cordilleren wieder einer Gesellschaft von Seen, deren Aequatorialgrenze zusammenfällt mit dem Auftreten der Fjorde.

Armuth an Seen, sagt Peschel, dem wir im Vorstehenden uns so eng als möglich anschlossen, finden wir überall im Bette der trockenen Passatwinde. Armuth an wässerigen Niederschlägen verursacht aber auch gerne Steppen und Wüsten, von welch letzteren Südamerika nur eine einzige, die Wüste Atacama an der bolivianischen Küste besitzt. Obwohl im Gürtel des SO.-Passates gelegen, entbehrt sie doch der für die Vegetation so nöthigen Feuchtigkeit, weil ihm alle Wasserdünste entzogen werden, bevor er die Anden übersteigt. Diese bolivianische Wüste Atacama scheint erst in kurzer geologischer Vergangenheit aus dem Meere sich gehoben zu haben, und Prof. Dr. Rudolf Philippi in Santiago wirft sogar die Frage auf, ob nicht in früheren Zeiten die Regen dort häufiger gefallen sind, was vielleicht in Zusammenhang gebracht werden kann mit der Ansicht vieler Personen, daß die Menge des vom Himmel herabfallenden Wassers seit Menschengedenken abgenommen habe. Es gibt, wie schon oben bemerkt, in der Hochebene keine wirklichen Gebirgsthäler, aber eine ziemliche Menge schmaler, oft 150—300 M. tiefer, von fast senkrechten Wänden eingefaßter Quebradas (im Gegensatz zu den cajones der Cordillere des mittlern und südlichen Chile), welche offenbar durch fließendes Wasser entstanden sind, und deren Entstehen bei der jetzigen Regenlosigkeit geradezu undenkbar ist. Es ist richtig, daß alle 20—50 Jahre einmal in dieser Wüste ein Regenschauer fällt, der wolkenbruchartig sein kann, aber schwerlich zur Erklärung der Bildung dieser Quebradas ausreicht. Man ist geneigt zu glauben, es müsse in früheren Zeiten häufig und viel geregnet haben.

Diese Annahme wird vielleicht durch eine interessante, pflanzengeographische Thatsache unterstützt. Es sollen nämlich in der Republik Ecuador und dem nördlichen Perú mehrere Pflanzenarten vorkommen, die sich ebenfalls im südlichen Chile finden, und der ganzen breiten, dazwischen liegenden Zone fehlen. „Im Augenblick — sagt der oben genannte Gelehrte, Dr. Philippi — sind mir von diesen im Gedächtniß gegenwärtig: Berberis Darwini, Gunnera scaba und Desfontainea spinosa. Im Thierreich findet sich eine analoge Erscheinung. Ich halte nämlich den in den Anden von Perú und Bolivia lebenden Cervus antisensis, welchen d'Orbigny und Tschudi weitläufig beschrieben haben, für identisch mit dem Guemul, Cervus chilensis,

Digitized by Google

welcher im mittleren Chile anfängt sich einzeln zu zeigen, und weiter nach S. am W.-Abhang der Anden südlich von Chiloe bis zur Magelhaes-Straße hin häufig ist. Es scheint beinahe unmöglich, die Verbreitung dieses Hirsches und der oben erwähnten Pflanzen zu erklären, wenn bereits beim Entstehen derselben die vegetations- und regenlose, breite Wüste Atacama existirt hätte. Was die drei Pflanzen betrifft, so ist es möglich, daß die im nördlichen Perú und Ecuador vorkommenden Pflanzen nicht mit denen des südlichen Chile identisch, sondern nur denselben sehr ähnlich sind, und was die Desfontainea anbetrifft, so muß ich vor der Hand der Ansicht von Dunal beipflichten, welcher die chilenische Pflanze für verschieden von der peruanischen hält und sie als D. Hookeri beschrieben hat, während ich sie, unbekannt mit Dunal's Arbeit, D. ilicifolia genannt hatte. Nehmen wir die Verschiedenheit an, so ist es nichts desto weniger eine auffallende Thatsache, wenn höchst ähnliche Thier- oder Pflanzenspecies an zwei von einander weit entfernten, durch Meere oder Wüsten vollständig geschiedenen Orten vorkommen, und diese Thatsache, zu der ich aus der chilenischen Flora und Fauna noch manche Beispiele hinzufügen könnte, spricht offenbar sehr zu Gunsten der Hypothese, daß ähnliche klimatische, physische u. s. w. Ursachen auf verschiedenen Punkten des Erdballs dieselben oder einander sehr ähnliche Arten von Pflanzen und Thieren gleichzeitig hervorgebracht haben, sei es durch Modification eines gemeinsamen Typus der vorhergegangenen Periode des Erdlebens, oder wie man sonst wolle." (Ausland 1874, Nr. 33, S. 660.)

§. 48. Die Cordillere der Anden.

Ein Gebirge, welches in Meridianrichtung von Cap Horn bis zur Landenge von Panamá in einer Länge von 7250 Km. sich erstreckt, zeigt selbstredend einen sehr mannigfaltigen Charakter, und müssen wir dasselbe, um zu einer Uebersicht zu gelangen, in seine verschiedenen Theile zerlegen. In dem Baue des Gebirges treten, wie Daniel (Hdb. der Geographie. I. S. 596) betont, drei Hauptabtheilungen hervor: die einkettigen Südanden, die doppelkettigen Mittelanden mit plateauartigen Hochthälern, Gebirgsknoten und Hochseen, endlich die (ohne wieder vereinigende Knoten) divergirenden Nordanden mit Tiefthälern.

Die einkettigen S.-Anden fangen erst mit ihrem Eintritte auf chilenisches Gebiet an genauer bekannt zu werden. Ihr südlicher Zug ist größtentheils noch unerforscht. Bis nun einigte man sich dahin, die gletscherreichen Gebirge, welche den feuerländischen Archipel durchziehen, als zum Andensysteme gehörig zu betrachten. In diesem Falle wäre der schwarze nackte Felsen, das ob seiner Stürme so gefürchtete Cap Horn, das äußerste S.-Ende der Cordillere in 55° 55′ s. Br. und 68° 6′ w. L. v. Gr. Da Feuerland oder Tierra de Fuego ohnehin später der Gegenstand einer näheren Betrachtung sein wird, so beschränken wir uns hier auf die Mittheilung, daß keiner seiner Gipfel, so weit sie bis jetzt gemessen sind, die Höhe von 2200 M. erreicht.

Digitized by Google

Monte Sarmiento.

Jenseits der Magelhaes-Straße ſetzen ſich nun, ſo meint man, die Cordilleren in Patagonien gegen N. und zwar dicht an der W.-Küſte, jedoch in etwas geringerer Höhe fort. Wahrſcheinlicher und richtiger dürfte es indeß ſein, weder die Gebirge Feuerlands noch den Küſtenzug Patagoniens zur Cordillere zu zählen, ſondern als ſelbſtändige unabhängige Berghöhen zu betrachten, ſo lange nicht die geologiſche Forſchung ihren Zuſammenhang erwieſen hat. Was die noch faſt gänzlich unbekannte patagoniſche Cordillere anbelangt, ſo ſcheint ſie aus einer Reihe vulcaniſcher Gipfel zu beſtehen, die ſich auf dem hohen Plateau einer fjordartig vom Meere benagten Steilküſte erheben. Ob dieſe Hochgipfel eine kammförmig zuſammenhängende Maſſe bilden, iſt frag-

Digitized by Google

lich; beinahe gewiß dagegen, daß sie zwischen 44 und 43° s. Br. durch eine Einsenkung, worin ein kleines Gewässer von der patagonischen O.-Seite nach dem pacifischen Corcovado-Golfe fließt, von dem Massiv der eigentlichen Cordillere geschieden werden. Erst in dieser Breite, etwa mit dem S.-Ende der Insel Chiloe auf gleicher Höhe, dürfte der Zug der letzteren anheben, und ihr gehören wohl die Vulcane Corcovado und Minchinmadiva, welch letzteren man gewöhnlich als Patagoniens höchste Spitze bezeichnet, an.

Die einkettige Cordillere, die man kurzweg, obwohl nicht völlig genau, die chilenische nennen kann, bildet die Grenze zwischen den beiden Republiken Chile und La Plata und zeigt in ihren südlichen Theilen noch wenig einheitlichen Charakter. Hier liegt um den Vulcan Osorno herum und bis zum Vulcan Villarica hinauf das schon einmal erwähnte eigenthümliche Gebiet von Seen, die sich an beiden Flanken des Gebirges ausbreiten. Gewässer, welche diesen Seen, worunter der L. Nahuelhuapi im O., der Lago de Llanquihue, dann der L. Ranco, Riñihue und Villarica im W. die nennenswerthesten sind, entströmen, wenden sich theils dem Stillen, theils dem Atlantischen Oceane zu. Aus dem Nahuelhuapi bricht wahrscheinlich der Chupat-Strom hervor, welcher ganz Patagonien durchquert und in den atlantischen Ocean sich ergießt. Der Abfluß des Riñihue hingegen besitzt eine Verbindung mit dem in das Stille Weltmeer mündenden Rio de Valdivia. Für die Anlage transandinischer Eisenbahnen ist dieser plateauartige Charakter des Gebirges überaus förderlich. Weiterhin entfernt sich die chilenische Cordillere immer mehr vom Meere und läßt zwischen sich und der südamerikanischen W.-Küste einen schmalen, terrassenförmig zum Meere absteigenden Streifen Landes übrig, welchen eben die Republik Chile ausfüllt. Diese chilenische Cordillere baut sich auch zu bedeutender Höhe auf, denn ihre mittlere Erhebung beträgt hier gegen 4000 M., und die Hochgipfel, welche rasch von S. nach N. zunehmen, steigen gar im Cerro del Mercedario zu 6798 und im Aconcagua, in welchem neuere zuverlässige Beobachtungen indeß keinen Vulcan erkannt haben, zu 6834 M. empor. Die Päße aber, welche über diesen Gebirgszug nach der continentalen Seite des Festlandes, nach der argentinischen Republik hinüberführen, werden als ungemein beschwerlich beschrieben und liegen, von den oben erwähnten Einsenkungen abgesehen, keiner niedriger als 2200 M., während manche erst in 4000 M. Seehöhe und darüber erreicht werden.

Von etwa 35° s. Br. an spalten sich die Anden in eine Doppelkette und in der Gegend des Aconcagua werden sie gar dreistrahlig. In ihren

Digitized by Google

nördlichen Verzweigungen umschließen sie die Hochebene von Catamarca und Tucuman, südlicher die von Despoblado und Yavi. Der ganze O.-Abfall der Anden ist auf dieser Strecke allmählig und stufenartig, mit einer Menge vorgelagerter reizender oder metallreicher Berglandschaften. (Daniel. Hdb. d. Geogr. I. S. 597—598). Weiterhin gegen N. treten die Anden in die Gebiete von Bolivia und Perú, welche von vier Hauptgebirgszügen (Cordilleras) unterbrochen werden, deren Richtung in diesem Theile Südamerika's ungefähr von SO. nach NW. geht und welche die Grenze des ewigen Schnee's, die hier zu 4880 M. gemessen ist, mehr oder weniger überschreiten, und daher meist selbst mit ewigem Schnee bedeckt sind.

Der erste Zug, die Cordillera de la Costa (der Küste) oder de Cachún trägt die bedeutenderen Gebirge bei Ancomarca, Chipicani (spr. Tschipicani) und Tacora, die beiden Hermanos (Brüder) bei Caquena, zwei erloschene Vulcane, und andere, die sich zu einer durchschnittlichen Höhe von 5750 M. erheben. Der zweite Zug, die Cordillera de Maure mit der Gebirgsgruppe von Moroccollo (d. h. Rundberg) 5500 M. hoch, bildet eine Fortsetzung der Cordillera de Carangas mit dem Sajama (spr. Sachama), 6200 M. hoch, allem Anschein nach ein erloschener Vulcan, und dem noch thätigen Vulcan von Carangas oder Huallatiri, 6350 M. hoch. Der dritte Zug, die Cordillera de Yungas, die höchste von allen, trägt den Illampu oder Cerro de Sorata, 6650 M., und den Ilimani, 6350 M. hoch, welcher diese Cordillerenreihe nach SO. begrenzt. Südlich zwischen diesen Bergen beginnt die Cordillera oriental und an diese schließt sich die Cordillera de Potosi, welche beide eine Anzahl Berge von 5500 M. durchschnittlicher Höhe tragen. Letztere führen meist die Namen der ihnen nahe gelegenen Ortschaften. Der vierte Zug, die Cordillera de Seje oder Cheje Ruma oder Yanacaya ist ein Gebirge von 3650 M. mittlerer Höhe mit einigen wenigen Bergen, welche diese Höhe und selbst die Schneegrenze überschreiten. Von den beiden letztgenannten Zügen laufen viele Abzweigungen nach den verschiedensten Richtungen, welche an ihren Begegnungspunkten Gebirgsstöcke bilden, die meistens bedeutend niedriger sind wie jene. Aus den Hauptcordillerenzügen, deren Kämme theils scharf ausgezackt, theils kugelförmig, theils gerade und krummlinig fortlaufend, die groteskesten Formen bilden, treten oft auch regelmäßigere hervor, wie die bereits erwähnten Berge Sajama, Huallatiri und Ilimani. Charakteristisch für die beiden ersten Cordillerenzüge scheinen die runden Formen, für die beiden letzteren die zackigen zu sein.

Hat man die Palmen- und Bananenhaine der Küste verlassen und steigt man den westlichen Abhang der Cordillere hinauf, so bemerkt man an der allmähligen Abnahme der Temperatur und am Wechsel der Vegetation auch den Wechsel der Klimate, die hier sozusagen gürtelförmig über einander gelagert sind. Bis 1520 M. Höhe sehen wir noch Bäume und Sträucher von Laubholz, und es gedeihen noch alle Plantagengewächse der warmen Zone bei einer durchschnittlichen Temperatur von + 20° R. im Schatten. Wieder 1520 M. höher ist ungefähr die Grenze für die verschiedenen Cacteen, welche hauptsächlich als Cereen, Mammillarien, Echinopsen und Opuntiaceen, dieselben Gattungen, wie sie in Mexico und Californien vorkommen, hier ganze Waldungen bilden. Der holzige Schaft der Cereen, welche oft eine Höhe von 6 M. und darüber erreichen, dient als Bau- und Brennholz, die Opuntien liefern die werthvolle Cochenille und die wohlschmeckenden indischen Feigen, hier Tunas genannt. Bis zu dieser Höhe gedeihen auch noch die nordamerikanischen (und europäischen) Gemüse und die Alfa oder Alfafa (Art Steinklee), welche als Hauptfutter für Pferde, Maulthiere, Kühe und Schafe mit künstlicher Berieselung besonders viel gebaut wird. Doch gefriert hier das Wasser in den Nächten von Mai bis Juli schon zu einem zolldicken Eise, während Mittags im Schatten eine durchschnittliche Wärme von + 10° R. (in der übrigen Zeit von + 14° R.), in der Sonne dagegen von + 35° und darüber beobachtet wird. Diese

Digitized by Google

große Verschiedenheit der Temperatur zwischen Schatten und Sonne findet man auf allen Hochplateaux, welche über 3020 M. liegen, und erklärt sich durch die dünne Luft, welche nur da erwärmt wird, wo sie die Sonnenstrahlen treffen. Die Region zwischen 3000 und 4500 M. ist natürlich noch kälter, obschon auch hier die Mittagssonne ziemlich empfindlich sticht, und repräsentirt ungefähr die Hudsonsbay-Länder und N.-Europa. Als wildwachsende Pflanzen sind hier hervorzuheben: Der Queñua- (spr. Kenjua) Baum, der Vertreter unserer nordischen Nadelhölzer, mehrere Species von Tola, ein unserem Ginster und Wachholder ähnliches, hartes, harziges Strauchwerk, die Paja brava, ein kürzeres weiches Gras, und auf der höchsten Grenze die Yareta, ein harzreiches compactes Moos, welches in fußdicken Lagen ganze Felsen überzieht und getrocknet als Brennmaterial dient. Die untere Grenze wird von einigen Kugelcacteen überschritten. Die Indianer, welche diese Region bewohnen, bauen nur eine bittere Kartoffel, die Papa luque, etwas Quinoa, ein unserem Buchweizen oder Heidekorn ähnliches Gewächs, und Cebada oder Gerste, die aber nicht reif wird, an der oberen Grenze nicht einmal Körner bildet und daher nur als Viehfutter dient. Ueber 4500 M. hinaus erheben sich die Kämme der mit ewigem Schnee bedeckten Cordillere, und das organische Leben hört fast ganz auf. Nur der 300—320 M. breite Gürtel unterhalb der Schneegrenze vertritt mit seiner Yareta und anderen Flechten und Moosen, sowie durch eine niedrige Tola die Vegetation von Grönland und Spitzbergen. Das animalische Leben des westlichen Cordillerenabhanges ist wegen der geringen Breitenausdehnung des Bodens nur wenig im wilden Zustande entwickelt. Vögel sind in den unteren Regionen größer und zahlreicher vorhanden, mit Ausnahme des Condor, welcher die oberen Regionen vorzieht. Von Vierfüßern treten in den mittleren und höheren Zonen das Guanaco oder wilde Llama (spr. Ljama) als gleichzeitiger Repräsentant des Kameels und Renthiers, der graue Sorro als solcher des europäischen und Polarfuchses, und die Viscacha als Vertreterin der verschiedenen Hasen auf. (Ernst Moßbach im: Ausland 1871, Nr. 13, S. 295—297.)

Aus Bolivia tritt die gespaltene Andencordillere nach dem Gebiete der peruanischen Republik über, die im O. zuerst an Bolivia, weiterhin aber an das Kaiserthum Brasilien grenzt. Kaum lassen sich zwei größere Gegensätze denken, als die beiden benachbarten Gebiete von Brasilien und Perú, Gegensätze die sich in der Plastik des Bodens wie im Klima und den natürlichen Producten bekunden. Das eine stellt sich als eine weite, heiße, niedrige, monotone Alluvialregion dar, nach allen Richtungen von großen Flüssen durchzogen, worin sich eine unzählige Menge der verschiedensten Fischarten tummeln, und bedeckt mit riesigen Urwäldern, überfüllt mit grellfarbigen Blüthen, reich an Harzen, Vögeln und wildem Gethier, spärlich aber nur belebt von einigen Horden wilder Indianer, die gegen die überwuchernde Natur den Kampf um's Dasein kämpfen. Das andere Gebiet, an Ausdehnung geringer, bietet weit mannigfaltigere Abwechslung und trägt allerwärts die Spuren von tausenderlei historischen Erinnerungen. Seine pacifische Küste ist eine lange, kahle Wüste, in gewissen Abständen von engen grünen oasenschaffenden Strombetten durchschnitten, deren Wasser in den Schneeschmelzen der gigantischen Cordillere seinen Ursprung nimmt, die nur wenige Kilometer vom felsigen Meeresgestade entfernt in majestätischer Höhe emporsteigt. In diesen begünstigten Thälern des Küstensaumes liegen die großen Städte wie Arequipa und Lima. Die

Digitized by Google

merkwürdigste klimatische Eigenthümlichkeit dieser Küstenregion besteht in der völligen Abwesenheit von Regen. Die größten Zeiträume vergehen, ehe ein Tropfen fällt, und Regengüsse sind Erlebnisse wie bei uns das Erscheinen eines Kometen oder ein Erdbeben. Statt der tropischen Regenzeit ruht von Juni bis October auf der peruanischen Wüste ein zäher Nebel, der so weit den Boden netzt, daß hier und da ein wenig Grün sich zeigen darf, welches aber der erste sonnige Tag wieder verbrennt.

Das Innere des Landes stellt ein breites Plateau vor, dessen Hochfläche zwischen 3350 und 4270 M. über dem Seespiegel schwankt. Perú könnte man passend das amerikanische Tibet nennen. Es wird begrenzt einerseits durch die große ungebrochene Bergwelle der Cordillere, andererseits durch die höhere, aber weniger ununterbrochene Kette der Anden, deren eisbedeckte Spitzen gleich silbernen Lanzen am östlichen Horizonte glitzern. Hier liegen die kalten, unfruchtbaren und unbewohnbaren Despoblados und die kaum weniger ausgedehnten Punas in 3650 M. mittlerer Meereshöhe, mit kümmerlichen Weiden überzogen, deren spärlicher Graswuchs dem Llama und Alpacca dürftige Nahrung spendet. Hier liegen auch die bergumringten Bolsones oder Thäler, worin wir das Klima und alle Producte der gemäßigten Zone antreffen, und wo einst die Incas ihre angestaunte Cultur ausbreiteten. Hier liegen ferner die tiefeingeschnittenen, schmalen, tropischen Schluchten, worin die tausend Quellflüsse des Amazonas ihre Wasser sammeln, ehe sie über lärmende Katarakten hinweg durch die dunklen Klüfte der Anden zu den Ebenen Brasiliens hinab den Weg sich bahnen. In dieser Hochfläche ist endlich der berühmte inselreiche Titicaca-See, groß fast wie der Ontario und 3842 M. über dem Meeresspiegel gebettet, auf dessen Felseneilande der Ursprung der Inca-Civilisation zurückgeführt ward. Ueberall ist diese Hochebene eingeschlossen von Alpenketten, deren Abhang nach dem Stillen Ocean sanft, nach dem atlantischen Meere so jäh hinabfällt, daß man in wenig Stunden aus der Polarzone in die Palmenluft sich bergab senken kann. Unten angelangt, befindet man sich in der Montaña Perú's, eine nicht minder interessante, aber wenig bekannte Region, am östlichen Gehänge der Anden, von der Costa (der Küstenebene) und der Sierra (Hochebene) durch ihre Benennung unterschieden. Sogleich müssen wir Leser, die des Spanischen nicht mächtig sind, davor warnen, daß sie dieses Wort, welches das nämliche ist, wie montagne, nicht mit Berg oder Gebirge übersetzen. Schon A. v. Humboldt hat sich lustig gemacht, daß man aus spanischen Karten montes (Pflanzungen) de cacao mit Cacaobergen übersetzt habe. Die Montaña ist vielmehr der tropische Hochwald,

Digitized by Google

Fieberrindenbaum.

wo sich die alternden Pflanzenkörper mit buntem Schling- und Schmarotzerzierwerk behängen, bevor ihr donnernder Fall die Vegetationsstille des Riesenwaldes durch sein Echo unterbricht. Dort trifft man die herrlichsten Gestalten der Tropen: baumartige Farn, zierliche Bambu und — den Caziken unter allen Bäumen — die Palme. Unter ihrem Schatten und auf ihren Wipfeln hausen Affen- und Papageienfamilien, jagt der gierige Jaguar, schwärmt der

Digitized by Google

Colibri und kriechen Reptilien. Dort wächst in Ueppigkeit das Zuckerschilf, der Kaffeestrauch, der Cacaobaum, die Coca, die Manioewurzel und die kostbare Chinchona calisaya oder Fieberrinde, welche mit Aufwand von viel List, Scharfsinn und Mühe durch den Engländer Clements R. Markham zum Nutzen der leidenden Menschheit im Jahre 1861 aus den peruanischen Wäldern geraubt wurde. (Siehe über diesen Raub: Ausland 1862, Nr. 50, S. 1195 bis 1197.)

Quito.

Am N.-Ende des Titicaca-Plateaus vereinigen sich die westliche und östliche Cordillere zu dem Gebirgsknoten von Cuzco, dem ausgedehntesten der ganzen Andenkette. Unter 14° s. Br. theilt sie sich auf's Neue in zwei Aeste, die sich zwischen 11—10° s. Br. in dem Knoten von Huanaco und Pasco wieder vereinigen. Unter 10° s. Br. tritt eine Dreigabelung ein; nur der westliche, der Küste parallel streichende Ast trägt Gipfel ewigen Schnees. Die mauerartigen Wände der Ketten werden durch enge Felsenspalten unterbrochen, so daß sich hier Pässe von 4500 M. Meereshöhe finden. Die drei Ketten treffen in dem Bergknoten von Lora (spr. Locha) in $5^1/_2{}^\circ$ $3^1/_4{}^\circ$ s. Br., hauptsächlich auf ecuadorianischem Boden wieder zusammen.

Zwischen den beiden Bergknoten von Lora und Pasto, in fast genau nördlicher Richtung bis etwa 1° n. Br. streicht die Cordillere von Quito oder die ecuadorianischen Anden, wo sich auf engem Raume wohl die höchsten Gipfel Amerika's, meist alle Feuerberge, zusammendrängen. Die Anden bestehen hier aus nur zwei, ganz nahe neben einander laufenden Parallel-Ketten, welche die ganze Republik Ecuador in nord-südlicher Richtung, 400 Km. lang durchqueren und zwischen sich eine Thalfläche einschließen, deren Breite 24—30 Km. kaum übersteigt. In diesem gewaltigen Hochthale liegt Quito, die Hauptstadt Ecuadors

Digitized by Google

Der Cotopaxi-Vulcan.

und zugleich diejenige Capitale der Erde, welche dem Aequator (bis auf 22 Km.) sich am meisten nähert; südlich davon die Stadt Riobamba. Der Weg dahin führt durch eine Allee von 50 Vulcanen, durchschnittlich so hoch wie der Aetna, drei davon mit rauchenden Gipfeln und auf einen Abstand vertheilt, der nicht größer ist, als der zwischen Berlin und Dresden.

In der westlichen Kette ragt zwischen anderen Schneehäuptern die zweigipflige Eispyramide des Iliniza, der vierköpfige, gletschertragende Pichincha (spr. Pitschintscha), dessen Krater angeblich der tiefste auf Erden, jedenfalls sehr tief, nämlich 750 oder 770 M., sehr gefährlich zu besuchen ist, der Chamalari, den die Creolen wegen seiner angeblichen Aehnlichkeit mit einem Herzen el Corazon nennen, einer der schönsten Schneegipfel der Anden mit schroffen steilen Abhängen und großen unbedeckten Klippen, endlich die Silberglocke des Chimborazo (spr. Tschimborasso) hervor, welch letzterer lange, aber mit Unrecht, für den höchsten Berg nicht nur Amerika's, sondern der ganzen Welt gehalten wurde. Unter den Schneepics der östlichen Cordilleren nennen wir den waldumkränzten Tunguragua, den Capac Uru, der König der Berge, von den Spaniern el altar genannt, 14 Jahre vor der spanischen Invasion noch ein Kegel höher als der Chimborazo, dann aber eingestürzt und jetzt eine prächtig gezackte Mauerkrone, deren dunkelblaue Barrancas und Risse auf dem blendenden Schnee man nicht müde wird zu betrachten, endlich den rastlosen Sangay und den majestätischen Antisana, an dessen Fuße die durch Humboldt's Besuch berühmte Hacienda 4000 M. über dem Meeresspiegel oder etwa 300 M. höher als der Pic von Teneriffa liegt. Uebrigens ist jene Hacienda noch immer nicht, wie man oft liest, die höchste menschliche Wohnung in Südamerika, denn die Bergwerksstadt Potosi in Bolivia liegt noch 60 M. höher. Den Gipfel des Cayambe Urcu durchschneidet der Aequator, und nur wenig davon entfernt erhebt sich, 5992 M. hoch, der großartige Vulcan Cotopaxi, der an absoluter Höhe unter den thätigen Feuerbergen der alten Welt keinen Rivalen besitzt. Was die Symmetrie des Baues, die Regelmäßigkeit der conischen Form betrifft, so steht der Cotopaxi nicht nur unter den Vulcanen Südamerika's unübertroffen da, sondern er hat auch in der alten Welt vielleicht nur an dem japanischen Fusi in dieser Beziehung einen ebenbürtigen Mitbewohner. Es hecho como al torno (er ist wie auf der Drehbank gemacht) sagten die spanischen Creolen zu Humboldt. Da übri-

Digitized by Google

gens die landschaftlichen Reize des quiteñischen Thales, dieser Hochschule der Geologen, in überschwänglicher Sprache geschildert zu werden pflegen, so sei daran erinnert, daß sie zunächst nur in den sichtbaren Schneevulcanen bestehen, dagegen den ecuadorianischen Hochebenen der Baumwuchs beinahe gänzlich fehlt. Gebirgserhabenheiten ohne zierliche Staffage sind aber ästhetisch unbefriedigend, weßhalb ja auch unsere Maler das bayrische Gebirge und Tyrol der ungleich großartigeren Schweiz stets vorzuziehen pflegen.

Am östlichen also atlantischen Abhange der östlichen Andencordillere, zwischen Quito und dem Amazonenstrome, liegt die ecuadorianische Provinz del Oriente, vom mächtigen Napostrome, der auf peruanischem Boden in den Amazonas mündet, entwässert. Ein Saumpfad führt von Quito 52 Km. bis zum Dorfe Papallacta zuerst über einen Kamm des Guamani-Gebirges von 4570 M. Höhe, von dem das Auge in das Amazonas-Gebiet mit seinen waldesdunklen Thälern streifen kann, dann über eine kahle, theilweise sumpfige Hochsteppe (Paramo). Von Papallacta bis Baeza geht der Weg nach O. meist in gleicher Richtung mit dem Laufe der Gewässer, von dort nach Archidona dagegen südwärts, also quer über eine Anzahl von Gebirgsströmen, an deren Thalgehängen auf- und abgeklettert werden muß. Archidona liegt auf einer Lichtung im endlosen Walde am nördlichen Gestade des Misagualli, und von hier erreicht man die Station Napo in 40 Km., in weiteren 20 Tagen aber den Amazonas oder Maraõon, dessen oberes Stromgebiet wir an einer späteren Stelle noch genauer kennen lernen werden.

Verfolgen wir weiterhin den Zug der Anden, so stoßen wir wiederholt auf Querjoche, welche die parallelen Cordillerenzüge wie die Sprossen einer Leiter verbinden. Ein solches Joch ist in Ecuador der Assuay südlich von Riobamba (4423 M. hoch), ein anderes erhebt sich zwischen Quito und Ibarra zu 2870 M. Seehöhe. Auf dem indianischen Hochthale zwischen beiden Cordillerenzügen wie zwischen zwei parallelen Mauern uns nordwärts fortbewegend, nehmen wir alsbald eine nicht unbeträchtliche Senkung des Thalbodens wahr. Quito liegt noch in 2903 M., Ibarra in 2230 und Pasto in 2537 M. Meereshöhe. Zwischen den beiden letztgenannten Orten erhebt sich aber wieder eine ansehnliche, 3220 M. hohe Bodenschwelle, an welcher Tulcan, die letzte ecuadorianische Grenzstadt, liegt, denn nunmehr betreten wir das Gebiet der Vereinigten Staaten von Columbien, früher Neugranada geheißen. Zwischen Pasto und der Stadt Popoyán in nur mehr 1775 M. gibt es abermals ein Querjoch zu übersteigen, welches eine Wasserscheide zwischen dem pacifischen und dem atlantischen Ocean bildet. Denn aus dem heißen Thale des Patia, noch eines pacifischen Gewässers, leitet dasselbe hinüber in das Cauca-Thal, welches von dem geschwisterlichen Magdalenen-Thale auf eine lange Strecke durch eine dritte mittlere Cordillere getrennt wird. Es geht nämlich südlich von Popoyán eine Dreitheilung der Cordillere vor sich, deren Zweige von nun an nicht mehr durch Hochthäler, sondern durch Flußthäler, nämlich durch jene des Rio Cauca und weiterhin gegen N. des Rio Atrato im W. und des Rio Magdalena im O. geschieden sind. Die dazwischen liegende Cordillere von Quindiu trennt wieder diese beiden parallelen Thalgebiete, deren östliches, bedeutenderes und breiteres im O. durch

Digitized by Google

Cordillere von Marcapete.

die hohe Cordillere von Cundinamarca begrenzt wird. Am W.-Fuße der letzteren liegt die Hauptstadt der columbianischen Republik, Santa-Fé de Bogotá, auf einer kleinen isolirten Hochebene, und in ihrer Nähe der Wasserfall des Tequendama, der immer noch einer der berühmtesten in Südamerika ist.

Alle geologischen Merkmale der Ebene von Bogotá zeigen, daß in der Vorzeit ein Süßwassersee das Bassin erfüllte, das von den Erhebungen um Bogotá

Digitized by Google

gebildet wird. Nach der Sedimentärschicht der Oberfläche der Savanne zu schließen, muß dieser See während einer sehr langen Periode die Abhänge von Montserrate und Guadalupe bespült haben. Der Rio Bogotá und seine zahlreichen Arme, die mit größerer oder kleinerer Gewalt in den See fallen, erhielten die Gewässer auf dieser Höhe trotz Verdunstung und Abfluß nach SO. Die Tiefe des See's kann nicht groß gewesen sein, da der Damm, der seine Gewässer an der S.-Seite umschließt, nicht über 40 M. über dem jetzigen niedrigsten Wasserspiegel beim Zusammenfluß des Bogotá und Muño ist. Die Felsen, die diesen Damm und den riesigen Wall des See's bilden, sind Muschelsandstein, zum Theil fest und schiefrig. Die Bewegung, die der Bogotá und seine Arme in den Gewässern des See's von NO. nach SW. hervorbrachten, war die Ursache von Schlammablagerung und der Erhöhung des Terrains, das sich von Soacha zur Hacienda von Tequendama erstreckt. Das angestaute Wasser überschwemmte den Damm und begann die Bildung der Fälle durch die tiefen Schlünde der Cordilleren. Im Laufe der Zeiten und bei einem der großen Erdbeben, welche die Andeskette in so manchen Theilen spalteten, zerriß der Damm und der See trockuete aus. Es kann sein, daß die Erderschütterung, welche die tiefen Quellen des Guitara, des Rio Pisque und Guaillabamba bildete, oder das den Vulcan Capac Urcu und Cui Cocha in Ecuador zertrümmerte, den Wassern Abfluß gewährte, die den See auf dem Tafellande von Bogotá gebildet hatten. Der gewaltige Strom, der durch den Riß stürzte, fuhr fort sein Bett mehr und mehr auszuhöhlen und zu erweitern, und den See allmählig, wenn auch nach einer langen Reihe von Jahren, trocken zu legen. Eine genaue Untersuchung der Oertlichkeit ließ geringen Zweifel übrig, daß solches der Fall gewesen ist. In der That, in der Nähe der Vereinigung des Bogotá und Muño ist ein gewaltiger Riß im geschichteten Sandstein, der hier den Wall des See's bildete. Am W.-Rand ist der Fels nach rechts geneigt, aber bildet eine feste, dichte Masse, während er am östlichen Ufer in Fragmente zerbrochen ist, von denen die meisten fortgerissen am Unterlaufe des Stromes abgesetzt wurden. Der Fluß Bogotá fließt in trägem gewundenem Laufe bis zu einem Labyrinth von Steinen und Felsen, wo er den Fall des Tequendama bildet. Der Contrast, den der Boden und Pflanzenwuchs des Falles von den verschiedenen Punkten bildet, ist höchst interessant. Die Ebene, die monoton und kahl ist, schließt mit diesem bezaubernden Punkt ab, und bildet eine Reihe von vielgestaltigen Hügeln, alle bedeckt mit einer üppigen tropischen Vegetation. Den Gräsern folgen dichte Büsche und hohe, schattige Bäume. Der Fluß stürzt sich nun in Wolken von Schaum und Staubregen die geneigte Felswand hinab, bald breiter, bald schmäler zwischen Felsen eingezwängt. Man nähert sich dem Fall durch eine tiefe, buschbewachsene Schlucht, von hohen Bäumen überragt, von wo der Fluß den Sprung in den schauerlichen Abgrund macht. Er verschwindet im Nebel und Sprühregen, den er erzeugt, mit furchtbarem Getöse, das die Stille des einsamen Gebirges unterbricht. Dieser Fluß erreicht den Boden in einer Tiefe von 175 M., scheinbar als eine Wolke von Wasserdampf in allen Farben des Regenbogens, in der That aber mit solcher Kraft aufschlagend, daß er einen Brunnen von 40 M. Tiefe in den Fels gehöhlt hat. Blickt man über den Fall und den finsteren Abgrund hinweg in die Tiefe, so erscheint der Bogotá wieder im Licht, indem er seinen Weg durch dichtes Buschwerk und Felsen windet, um sich mit dem Magdalena zu vereinigen.

Das Thal des unteren Magdalena, um dessen Umkreis sich die Bevölkerung von sieben Staaten der columbianischen Republik gruppirt, umfaßt eine ausgedehnte Region, die im Herzen des Landes eingebettet liegt und zuletzt in die Ebenen an der Küste des Atlantischen Meeres ausläuft. Es bedecken dieses Thal riesige, Jahrhunderte alte Waldungen, in welchen jede Art von Bau- und Werkholz, Gummi- und Harzsorten, von medicinischen Tropenpflanzen im Ueberfluß vorkommt. An den Punkten, wo der Wald geschlagen und der Boden in Anbau genommen ist, kommt Ueppigkeit und Fruchtbarkeit den reichsten Gegenden der Erde gleich. Einen ähnlichen physischen Anblick gewährt das Atratothal; dagegen bildet das Caucathal eine Ebene, welche in einer Höhe von 1600 Metern über dem Spiegel des Stillen Meeres mit hohem Gras und mit natürlichen Weiden bewachsen ist; seine mittlere Temperatur beträgt 20° R. und seine civilisirte Bevölkerung 435,000 Seelen. Das Aussehen dieses Thales ist seiner physischen Gestaltung nach im Allgemeinen einförmig; wenn man es von irgend einem Punkte aus vom S. nach dem N.

Digitized by Google

überſieht, ſo ſcheint es eine am Horizonte ſich verlierende, aber doch zwiſchen der weſtlichen und mittleren Andenkette eingeſchloſſene Ebene zu ſein. Auf ſeinem Boden, der ganz außerordentlich für Viehzucht ſich eignet, wird Cacao, Kaffee, Zuckerrohr, Reis, Tabak, Baumwolle, Indigo gebaut, ohne Bananen, Mais, Pataten zu erwähnen, die allenthalben im Ueberfluß gedeihen. Die im Gebirge gelegenen Ortſchaften genießen die Abwechslung und die Vortheile der kalten und der heißen Zone inmitten der verſchiedenen Thäler, Schluchten, Abhänge und Hochebenen, welche die Abzweigungen der columbiſchen Anden bilden.

Während der Cauca ſich endlich mit dem Magdalena verbindet, iſt dadurch eine Wiedervereinigung der drei Hauptzüge der Cordillere unmöglich gemacht und ſinken die weſtliche und mittlere gegen N. hin auch immer mehr herab, nur die öſtliche kann noch nach Venezuela hinüber biegend bis unter 10° n. Br., d. h. bis an die caribiſche Küſte in anſehnlicher Höhe und beträchtlichen Gipfeln wie der Nevado de Merida (4500 M. hoch) weiter ſtreichen.

§. 49. Die iſolirten Gebirgsſyſteme im Norden Südamerika's.

Der nördlichſte Staat der columbiſchen Republik iſt der Staat Magdalena, welcher im W. an den Rio Magdalena, im O. an Venezuela grenzt. Sein weſtlicher, ſüdlicher und nördlicher Theil iſt eben, während ſich im N. die gänzlich von allen übrigen ſüdamerikaniſchen Gebirgsſyſtemen iſolirte, bis über die Grenze des ewigen Schnee's, zu 4870 M. ſich erhebende ſchwer zugängliche Sierra Nevada de Santa Marta befindet. Von der Sierra negra, dem nordöſtlichen Ausläufer der weit niedrigeren Sierra Perija, wird die Sierra de Santa Marta durch das Thal des mit einer Menge von kleinen Ortſchaften belebten Rio de la Hacha getrennt. Gegen S. und SO. verläuft die Sierra Nevada in das Valle d'Upar mit dem Hauptort gleichen Namens. Als Beweis, wie wenig der Staat Magdalena gekannt und wie ſchwer zugänglich die Sierra iſt, möge angeführt werden, daß die Regierung einen Preis von circa 4000 Mark für denjenigen ausgeſetzt hat, welcher die Sierra von Santa Roſa aus überſchreiten und nach den Küſten gelangen werde.

Einige Nachrichten über dieſes Gebiet verdanken wir einem Herrn Tetens, der 1874 daſſelbe bereiſte. Von der am Caribenmeere gelegenen Hauptſtadt Santa Marta begab ſich Tetens nach Riohacha an der Mündung des Rio de la Hacha und von da zurück nach dem 70 Km. weſtlicher gelegenen Porta Dibull. 26½ Km. ſüdlich von Porta Dibull beginnen die erſten Berge, welche von nun an auf der verhältnißmäßig kurzen Entfernung von 53 Km. bis zu 4870 M. anſteigen und neben unbedeutenden Plateaus fortgeſetzte Reihen der ſchroffſten Abhänge und Gebirgsknoten bilden, ſo daß ein Ueberblick über den Gebirgsbau von einem Gul-

Digitized by Google

minationspunkte aus, der gleich wieder beginnenden neuen Kette wegen, nicht zu erreichen ist. Durch Savannen und niederen Wald gelangte Tetens nach dem Rancho „el Volador", ca. 26 Km. von Porta Dibull entfernt und 150—180 M. hoch. Hier beginnt der Hochwald, durch den sich zur Rechten des Weges der starke Rio S. Andreas, an seiner Mündung ca. 5 Km. von El Plantano Rio de Cañas genannt, schlängelt. Von el Volador geht der Weg nur 3 Km. durch gebirgiges Terrain, wurde dann von einem von O. kommenden Nebenfluß des Rio de San Andreas gekreuzt, um weiter auf einer 3 Km. breiten, mit Hochwald besetzten Hochebene nach dem Rancho San Andreas und der dicht daneben liegenden, von einem Hr. Goguet gegründeten französischen Colonie zu führen. Hier wendet sich der bisher von SO. nach NW. fließende Rio San Andreas nach N.; nur 1,7 Km. von San Andreas sind ca. 600 M. hohe Berge, während der Weg weiter über ein ca. 300 Meter hohes und 16 Km. breites Plateau nach Rancho la Cuchilla und Rancho Santa Clara am starken Rio Santa Clara, Nebenfluß des Rio San Andreas, führt. 7 Km. weiter gegen S. liegt Rancho la Cueva, am Fuße der nunmehr höher werdenden Berge, welche schon 3¼ Km. weiter beim Rancho Frisol, dem Anfang der Hochsavannen, 1200—1500 M. hoch sind und hier eine Aussicht auf das Caribische Meer gestatten. In südwestlicher Richtung, 10 Km. von Rancho Frisol, gelangte Tetens nach dem am rechten Ufer des Rio San Antonio gelegenen und 1800 M. hohen Indianerdorfe San Antonio, welches ringsum von relativ ca. 6—900 M. hohen Bergen eingeschlossen ist. Zehn Minuten weiter liegen 5 Häuser, Pueblo viejo genannt, an denen der nach W. nach Santa Rosa (26 Km. entfernt) führende Weg vorbeigeht. Der Rio Santa Rosa, ein starkes Berggewässer, das von San Miquel kommt, muß dicht vor Santa Rosa auf einer Brücke überschritten werden. Santa Rosa, ca. 1800 M. hoch, hat etwa 400 Einwohner und ist wohl das größte Arnaco-Dorf. 3 Km. südlich davon liegt Santa Cruz, eine aus beiläufig 12 Hütten bestehende Plantage der Indianer von San Miquel. San Miquel selbst, 20 Km. südlicher gelegen, zählt ca. 2—300 Einwohner; es liegt am rechten Ufer eines Quellflusses des Rio de la Hacha und an 2100 M. hoch. Der südlichste von Tetens erreichte Punkt ist die drei Höfe bildende Indianer-Niederlassung Mocatama, 3000 M. hoch und unmittelbar an den Abhängen des 900—1200 M. höheren, mit Schnee bedeckten Gebirgskammes gelegen.

Nach Porta Dibull zurückgekehrt, ging Tetens die Küste entlang bis zur Mündung des Rio Tapia und zum Viehstall Baranco an der Lagune Grande, von da in südlicher Richtung 13 Km. bis zum kleinen Dorf Perico und weiter durch mittelhohen Wald in südöstlicher Richtung nach Anaima (ca. 20 Häuser) am rechten Ufer des Tapia. Der Rio Tapia kommt von S. aus der Sierra und hat im obern Lauf klares Gebirgswasser; seine Ufer sind besetzt mit kleinen Gehöften; 66—74 Km. südlich von Rio de la Hacha und 33 Km. südöstlich von Anaima, unmittelbar an der Hauptverkehrsstraße, welche aus dem Valle d'Upar auf kürzestem Wege über die hier nur 1200 M. hohe Sierra bei San Nicolaus vorbeiführt, liegt das 3—400 Einwohner zählende Dorf Treinta.

Der östliche Nachbar Columbiens ist Venezuela, auf dessen Gebiete sich drei Gebirgssysteme unterscheiden lassen: die venezuelanischen Anden, nämlich die schon oben erwähnte östliche der drei columbischen Hauptcordilleren, welche gegen das Caribenmeer hin streift, das venezuelanische Küstengebirge und die Sierra Parime. Die ersten beiden bilden eine lange und hohe Mauer, welche die Ebenen des Inneren von der Region der Küste trennt, und stehen durch das 6—800 M. hohe Plateau von Barquisimeto und dem Cerro del Altar in offenem Zusammenhange; dennoch hat man das Küstengebirge wohl als ein gesondertes System zu betrachten, in welchem uns abermals, wie bei den Anden, der auffallende Parallelismus einer Doppelkette überrascht. Der Natur der Küste gemäß ziehen sie in nur geringer Ent-

Digitized by Google

fernung von einander und mit einer mittleren Erhebung von 1500—2000 M. von W. nach O., nach N. d. h. gegen die Küste zu steil abfallend. Die erste dieser Ketten, welche im Durchschnitte nur 450 M. hoch ist, zieht auf etwa 20 Km. vom Strande hin und birgt in ihren Thälern Zucker- und Cacao-Plantagen, während die höheren Partien des ganzen Küstengebirges und die breiteren Flußthäler herrliche Holzbestände tragen, deren Werth sich nach Millionen berechnet. Der nördliche Zug hebt sich in der mit rothblühenden Befarien, den amerikanischen Alpenrosen, geschmückten Silla de Carácas zu 2630 M., in dem Pic von Naiguato zu 2750 M. empor. Die südliche, ebenfalls stellenweise durchbrochene Kette endet, wie die nördliche, in niedrigem Hügelzuge der britischen Insel Trinidad gegenüber. Während die nördlichen Abhänge des Gebirges nur mit dichtem Urwalde bedeckt sind, zeigen dessen südliche nur Savannenvegetation, die in den wasserreichen Quebradas mit schönen Wäldchen anderer minder hoher Baumgattungen als denen der sogenannten Montaña abwechselt. Weiterhin im S. der Küstenkette dehnen sich bis zum Waldgebiete des Orinoco weite Ebenen (Llanos) aus, deren üppige Grasvegetation zahllosen Pferde- und Rinderheerden Nahrung gewährt.

Ehe wir zur Schilderung des Orinoco-Gebietes und der Llanos übergehen, sei noch kurz des dritten isolirten Gebirgssystems im N. des südamerikanischen Continents, der Sierra de Parime gedacht, welche indeß jenseits, d. h. südlich vom Orinoco, auf dessen rechtem Ufer, also auf dem weiten Raume zwischen Orinoco und Amazonas im südöstlichen Venezuela, in den drei Guyanas und dem nördlichen Brasilien sich erhebt. Gleich von vornherein sei indeß bemerkt, daß unsere Kenntniß dieses Systems fast noch Alles zu wünschen übrig läßt. Allgemein betrachtet man dasselbe als ein wenig erhabenes Plateau, auf dem einzelne Berggruppen und Höhenzüge, durch wald- und grasreiche Ebenen von einander geschieden, aufsteigen. Die höchsten Gipfel erreichen nicht die Region der Paramos, viel weniger die des ewigen Schnee's, sind meist von aller Vegetation entblößt und erscheinen als schroffe, kahle, zum Theil sehr grotesk gestaltete Berggrate. Carl Ferdinand Appun, der einzige Reisende der Neuzeit, dem wir eine genauere Kunde von dem Inneren Guyana's, leider nur von dessen westlichstem, britischen Theile verdanken, erwähnt aber das Parime-System gar nicht, und vergeblich wird der Leser den Namen auf der neuesten Stieler'schen Karte Südamerika's suchen. Die Bodenerhebungen nach dem Inneren von Britisch-Guyana zu, steigen, so belehrt uns Appun, keineswegs in schroffen Uebergängen von der Ebene zum Gebirge auf, sondern wer-

Digitized by Google

den allmählig durch Reihen von Bergen vermittelt, bis sie endlich in den Canucu-, Pacaraima-, Carawaimen- und Acaraï-Gebirgen Höhen von 600—1200 M., und zuletzt im Roraïma von 2440 M. erreichen.

§. 50. Die venezuelanischen Llanos und das Orinoco-Gebiet.

„Von der Küstenkette von Carácas erstreckt sich die Steppe bis zu den Wäldern der Guyana; von den Schneebergen von Merida, an deren Abhange der Natrum-See Urao ein Gegenstand des religiösen Aberglaubens der Eingeborenen ist, bis zu dem großen Delta, welches der Orinoco an seiner Mündung bildet. Südwestlich zieht sie sich gleich einem Meeresarme jenseits der Ufer des Meta und des Vichada bis zu den unbesuchten Quellen des Guaviare und bis zu dem einsamen Gebirgsstocke hin, welchen spanische Kriegsvölker, im Spiel ihrer regsamen Phantasie, den Paramo de la Suma Paz, gleichsam den schönen Sitz des ewigen Friedens nannten." (A. v. Humboldt. Ansichten der Natur. I. Bd. S. 5.)

Um den Charakter der venezuelanischen Steppe, der Llanos, kennen zu lernen, folgen wir am liebsten einem Sohne des Landes, Don Ramon Paez, von dem kleinen Städtchen Macaray nach den Llanos oder Pampas des Apure, eines linksseitigen Nebenflusses des gewaltigen Orinoco. Anfangs ging der Weg durch bebaute Strecken, durch Zuckerschilf, Indigo- und Tabakäcker, sowie durch geräumige Pflanzungen von Bucaral (Erythrina), unter deren Schatten die „Götterspeise" (Theobroma), nämlich der Cacao, gedeiht. Dann muß man noch einen schmalen, parkartigen Streifen durchschreiten, ehe man den Rand einer Hügelkette — die Galeros — erreicht, welche das alte Ufer eines Grassteppenmeeres begrenzen. Die Haine oder Wälder Venezuela's sind mit einem großen Reichthum an edlen Bäumen gesegnet. Obenan steht die weit über das Land verbreitete und an der Küste besonders häufige Vera oder das Lignum vitä (Zygophyllum arboreum), dessen Holz so hart ist, daß die besten Werkzeuge daran sich verbiegen. In großer Fülle wird auch der Guayacau, ein Verwandter der Vera, angetroffen, dessen Holz für Sculpturen und zur Kunsttischlerei mit Vorliebe gesucht wird. Dann folgt der schöne Alcornoque, dessen Schatten dem Vieh in den heißen Monaten die größte Erquickung gewährt. Brasilienholz (Caesalpina braziletto) ist so gemein, daß in manchen Orten alle Umzäunungen aus diesem werthvollen Farbholz verfertigt sind. — Durch eine Lnebrada oder trockene Schlucht gelangt man aus den Galeras auf ein völlig ebenes Land, welches mit Ausnahme von ein paar Gruppen Fächerpalmen nur mit kurzem Gras bewachsen ist. Drei Stunden dauert der Ritt über diese Mesa, bis man die tiefer liegenden Steppen erreicht. Unter Mesa oder Tafel werden die ebenen Stufen verstanden, welche an den Rändern der Llanos liegen. Ist der Rand der Mesa erreicht, so übersieht man unter sich die endlose Steppe, so eben wie der bestgepflegte Rasenplatz, bedeckt mit einzelnen Heerden von Rossen und zahllosen Heerden von Rindern, zwischen denen hier und da Weiher aufblitzen, um welche sich Wassergeflügel in großen Gesellschaften sammelt. Bei Rastro steigt man die letzte Mesa hinab und befindet sich nun auf der untersten, der wahren Ebene. Hier gibt sich auch eine Veränderung der Natur im

Digitized by Google

Pflanzenwuchse kund. Das dornige Gestrüpp, welches bisher einen kieseligen Boden angedeutet hatte, verschwindet gänzlich und macht Hainen loorbeerartiger oder balsamtriefender Bäume Platz. In zahlloser Menge zeigt sich die Copernicus-Palme, die von den Baumeistern des Llano die Dachpalme (Palma de cobija), von dem Strohhutflechter aber, der ihre Blätter benutzt, die Hutpalme (palma de sombrero), vom Wanderer endlich, der sich mit ihren Wedeln die Fliegen vertreibt, die Fächerpalme (palma de abanico) genannt wird. Die herrlichste Baumgestalt am Apure ist jedoch die Saman, eine Mimose mit einem schirmartig ausgebreiteten Laubdach, und so zahlreich, daß aus ihrem Holze die Flotten aller Völker neu gezimmert werden könnten. Ebenso üppig ist der Graswuchs, nur gibt es Stellen, wo das Gamelote wächst, ein Schwertgras mit schneidendem Halme, welches als Futtergewächs gänzlich untauglich ist und das höchstens, wenn es nichts Besseres gibt, von den Wasserschweinen abgeweidet wird. Auf den Ebenen am Apure stößt man zuerst auf die sogenannten Medanos. So nennt man die Dünen, welche der Wind in der heißen Zeit zusammenfegt. Sie wechseln so lange ihren Ort, bis sie einmal vom Schwertgras oder dem Gamelote überzogen und befestigt werden. Uebrigens sind die Steppen am Apure das Paradies der Hirten (Llaneros), denn auf ihren unvergleichlichen Weiden finden sich drei verschiedene Grasarten, die an Nahrhaftigkeit und an Duft alle Futtergewächse der Erde übertreffen. Selbst in der heißen Zeit stehen diese Gräser grün, und solche immergrüne Weideplätze werden Esteros genannt. Zur Regenzeit erheben sich der Apure und manche seiner Nebenflüsse wie die Portuguesa über ihre Ufer und verwandeln das Land zwischen sich in einen See, aus dem nur wenige Stellen inselartig auftauchen, wohin sich dann Hirten und Heerden zurückziehen. Durch die Ueberschwemmungen wird dem Boden eine erneuerte Jungfräulichkeit zurückerstattet, und ihnen verdankt man auch die Ueppigkeit des Pflanzenwuchses. Dieses Land des Ueberflusses ist aber nur ein blumiger Kirchhof, denn auf den ausgedehnten Märschen herrschen während gewisser Jahreszeiten tödtliche Fieberlüfte. Außerdem aber müssen sich die Hirten auch vor Vergiftungen durch Pflanzen oder Thiere hüten. Sehr zahlreich verbreitet ist der Guachamaca-Strauch, ein Gewächs, welches zu der gefürchteten Familie der Apocyneen gehört. Sein Gift ist so heftig, daß, wenn man Rindfleisch an Spießen bratet, die aus Guachamaca-Holz geschnitzt worden sind, jeder sich den Tod holt, der von dem Fleische genießt. Eine würdige Gesellschaft in dieser Giftstaude ist der Matacaballo (Roßtödter), eine Schlange die kaum größer ist als ein großer Regenwurm und deren Biß gleichwohl bei Mensch und Thier augenblicklichen Tod nachzieht. Ihren spanischen Namen verdankt sie dem Umstande, daß sie ihre Angriffe besonders gegen Pferde richtet. Weit weniger gefährlich ist die Klapperschlange, denn erstens warnt sie Jedermann bei einer Annäherung durch das Geräusch ihrer Klapper, noch mehr aber durch den starken moschusähnlichen Geruch, den sie auf 30 M. im Umkreis verbreitet, zweitens sind ihre Bewegungen sehr langsam, denn von allen Schlangen ist sie wohl die trägste Art. Endlich sind die Flüsse der Llanos mit den gefährlichsten Süßwasserfischen angefüllt. Da ist zuerst ein Roche, der am Schwanz einen Dorn von 0,30 M. Länge hat, mit dem er sehr schmerzlich verwunden kann, dann die säbelförmige Payara, in deren Oberkiefer sich ein paar Fänge befinden, die denen der Klapperschlange ähnlich sehen, ferner der Zitteraal (Gymnotus), wenn man die Ketzerei uns nachsehen will, ihn zu den Fischen zu zählen — endlich von allen der schlimmste, der Caribe. Er gleicht an Gestalt (nicht an Farbe) einem feisten Goldfischchen, nur daß er einen tückischen Bullenbeißerkopf hat, indem die untere Kiefer über die obere etwas vorsteht. Mit seinen dreieckigen oder sägenförmigen Zähnen, die wie bei dem Hai geordnet sind, zerschneidet er selbst Stahl- und Kupferdrähte. Wie den Hai zieht ihn der Geruch des Blutes von weitem herbei. Selbst die gepanzerten Krokodile sind nicht sicher vor dieser Plage der venezuelanischen Gewässer. Wenn bei den Kämpfen der Krokodilmännchen nämlich Blut fließt, so kommen die Cariben herbei, um die Wunden gefräßig zu erweitern. Es gibt nämlich in den Gewässern des Orinoco-Systems echte Krokodile, doch sind sie in der Portuguesa nicht so bösartig und dreist wie in den anderen Strömen des Llano. Dort hausen auch die großen Wasserschlangen oder Anaconden, die nicht blos geringere Thiere wie Rehe, Capivora, Kälber, sondern selbst den Padrote, den Leitstier der Heerde, angreifen. Eine andere Plage der Steppen sind die zahllosen Eber, ihrer Abkunft nach nichts

Digitized by Google

anderes als verwilderte Hausschweine europäischen Ursprungs, welche die Weiden verheeren und schweren Schaden anrichten. Sie wühlen den Boden auf, und wo sie sich einnisten, verschwinden die besseren Futtergräser und es wächst werthloses Unkraut nach. Von reißenden Thieren wird der „Tiger“ am meisten gefürchtet. Unpassenderweise bezeichnet man mit diesem Namen einen Jaguar (Felis Onza), der ausgewachsen 2 M. von der Schnauze bis zum Schwanze mißt. Wirkliche Tiger gibt es in Amerika nicht, der Jaguar hat daher auch kein gestreiftes Fell, sondern schwarze Flecken oder Ringe. Als Producte der Ueberschwemmungen endlich sind die Stechfliegen zu betrachten, die den Schläfern keine ruhige Nacht gönnen. Am Apure hauft obendrein die schlimmste Moskitenart, die Pullonen, die mit ihren langen Rüsseln durch Kleider und Decken hindurch die Blutgefäße ihrer Opfer zu erreichen wissen. Glücklicherweise machen sie um Mitternacht Feierabend, und überlassen dann das Feld ihren minder lästigen Vettern, den Zancuden oder den summenden Moskiten. (Nach Don Ramon Paez. Wild scenes in South America or Life in the Llanos of Venezuela. Newyork (London) 1863. 8°. 2. edit.)

Die eben geschilderten Llanos erstrecken sich bis zum Waldgebiete des Orinoco, des Hauptstromes Venezuela's, der mit seinem linken Nebenflusse Meta eine ebenso großartige als wichtige Wasserstraße bildet und von Dampfern und Segelschiffen vom atlantischen Ocean bis in die Cordilleren Columbiens befahren werden kann. Als Verkehrsmittel eignet sich dieser Strom besonders dadurch, daß die Passatwinde bis zur Höhe von San Fernando wehen, so daß also Segelschiffe leicht mit ihrer Hilfe das Gefälle des Flusses zu überwinden vermögen.

Der Orinoco entspringt in dem unerforschten Bergsysteme der angeblichen Sierra de Parime, doch hat seine Quellen noch kein europäisches Auge geschaut. Sein erster bekannter und zwar rechtsseitiger Nebenfluß ist der an Cascaden und Stromschnellen reiche Rio Padamo. Von der Einmündung dieses Flusses an bis zur Ortschaft San Fernando de Atabapo hält der Orinoco einen beiläufig SO.-NW.-Lauf ein und sendet, bald unterhalb der Ortschaft Esmeralda, links einen breiten und schiffbaren Arm, den berühmten Cassiquiare, an den Rio Negro, der ein nördlicher Zufluß des Maranon ist. Auf diese Art wäre das Becken des Orinoco mit dem des Amazonas vereinigt. Bei San Fernando de Atabapo, wo der von den columbischen Anden herabstürzende Rio Guaviare sich in ihn ergießt, verlaufcht er seine bisherige Richtung gegen eine fast direct nördliche, die er beim Einflusse des Apure nochmals und zwar in eine westöstliche verändert. Die Erfahrung, welche wir schon am Mississippi machten, daß das später aufgestiegene Gebirge oder die jüngere Erhebung die Gewässer nach den älteren Gebirgen verdränge, wiederholt sich auch hier, indem der Orinoco von den Anden hinweg in die Nähe der Sierra Parime geschoben wird. In der That umgeht dieser durch seinen verwickelten Strombau so außerordentlich merkwürdige Fluß, in einem Bogen, hart an den Abhängen dahinfließend, jene Bodenanschwellung Guyana's, die unsere Karten die Sierra Parime nennen. Auf der Strecke von San Fernando de Atabapo bis zur Mündung des Apure, die man auch als den Mittellauf des Orinoco betrachten kann, strömen seinem linken Ufer mehr als ein Dutzend sehr ansehnlicher Gewässer aus dem W. zu, während er auf dem rechten oder östlichen Ufer nur durch schwächliche Wasserläufe bereichert wird. (Peschel. Neue Probleme der vergleichenden Erdkunde. S. 144—145.) Auf dieser Strecke liegen die durch A. v. Humboldts glänzende Beschreibung berühmten Wasserfälle von Mayppures und Atures, die bedeutendsten unter der zahllosen Menge kleiner Cascaden und Katarakten, welche übrigens ein gemeinsames, charakteristisches Merkmal der meisten Ströme im nördlichen Südamerika sind. Die wichtigsten dieser westlichen Zuflüsse des Orinoco sind der Rio Meta und der Rio Apure, letzterer zwar noch ein Steppenfluß, der aber durch seine Wasserfülle an den Mississippi erinnert. Den hier beginnenden Unterlauf des Orinoco schildert

Digitized by Google

ein moderner Reisender mit folgenden Worten: „Rechts und links von uns lagen die ziemlich entfernten, niederen Ufer des hier breiten Apure; vor uns aber breitete es sich wie ein weites Meer dunkler Fluthen aus, die nur am Horizont durch einen niederen schwarzen Streifen begrenzt wurden und an ein paar Stellen Hügel zeigten. Das war der Orinoco, der sich da vorüber gewaltig und großartig dem Meer entgegenwälzte und seine Wogen manchmal im Sturme aufwühlte, wie der von der Windsbraut gepeitschte Ocean."

Die Ufer des Orinoco, der unter manchen Krümmungen sich fortschlängelt, schmücken mächtige Waldungen, die mit ihrem Schatten zu beiden Seiten einen nicht geringen Theil des Wasserspiegels bedecken. Während der Regenzeit erhebt sich die Fluth des Stromes sogar über den Rand der Waldung, leckt an den Stämmen empor und entblößt zum Theil die oberen Wurzeln derselben. Unter dem reichen und kräftigen Laube glänzen überall die dicken und lederartigen Blätter jener Gewächse, welche nur gedeihen unter dem glänzenden Himmel dieser Tropengegenden, aber niemals verlieren die herrlichen Kronen jene Frische und Ueppigkeit, welcher die nordischen Wälder fast ausschließlich während der schönsten Frühlingszeit sich erfreuen. Um so mehr entwickeln die dunkeln Schattirungen in Verbindung mit den dazwischen fallenden Lichtpartien von Zeit zu Zeit Farbenspiele, die wunderbar überraschen und an welchen das Auge sich kaum satt zu sehen vermag. Zahllose Schlingpflanzen winden sich an den Stämmen und Zweigen empor und bilden hin und wieder sogar ein Dickicht, das kaum ein menschlicher Blick durchdringt und welches nicht selten mit Blumen von den prachtvollsten und blendendsten Farben geschmückt ist. An manchen Stellen begegnet man Laubdächern und natürlichen Anlagen mit einem Reichthume und einer Schönheit, ja selbst mit einer Regelmäßigkeit, welche auch die vollendetste Kunst schwerlich würde nachzubilden vermögen. (Ausland 1863, Nr. 50, S. 1177.) Doch findet man diesen Orinoco-Wald in seiner Pracht und seinem ganzen Reichthum eigentlich erst dort, wo die Sümpfe und mit diesen das Delta des Stromes beginnen. (Ausland 1869, Nr. 30, S. 714.) Der Orinoco ist nämlich ein Deltabauer, und wird durch eine Barre, gebildet durch jenen Schlamm, den nach und nach die reißende Strömung in und vor der Mündung anhäuft, blokirt. Ueber diese Sandbank muß man sich hinwegarbeiten, um unter seinen vielen Ausflüssen den einzig schiffbaren zu erreichen. Durch dieses Delta des Orinoco geht bei niederem Wasserstande die Fluthwelle des Oceans bis nach Angostura hinauf, während der Strom süßes Wasser in den Ocean hinausführt, und die grünen, auf Untiefen milchweißen Wellen des Flusses mit der indigoblauen Farbe des Meeres contrastiren, die jene Flußwellen in scharfen Umrissen begrenzt.

§. 51. Das Amazonas-Gebiet.

Aus dem Stromnetze des Orinoco wandern wir fast selbstverständlich in das weitverzweigte Wasseradersystem des Marañon oder Amazonas, des gewaltigsten Stromes der Erde, den die Eingeborenen Paranatinga oder Guiena nennen. Die große Ebene, welche der imposante Strom durchzieht, kann in drei Abtheilungen geschieden werden, von welchen jede etwas ihr Eigenthümliches darbietet; die erste dieser Abtheilungen könnte man die Deltaregion des Stromes nennen; die zweite würde in einer Länge von 320 Km. und in einer Breite von 100—130 Km. als der untere, die dritte Abtheilung als oberer Amazonenstrom zu bezeichnen sein. Die Deltaregion besitzt nur eine

Digitized by Google

Am Amazonas.

geringe Elevation und wird von zahlreichen kleinen Nebenflüssen durchschnitten; diese bilden mitunter schmale Buchten und Canäle, welche dicht von Mangrovewäldern (Rhizophora mangle L.) umschlossen sind. Ein Wanderer kann wochenlang diese stillen schmalen Canäle auf seinem mit Palmblättern gedeckten Canoe durchforschen, ohne weitere Spuren menschlicher Ansiedelung zu erblicken, als einzelne verlassene Hütten, die nur zeitweise streifenden Jägern ein Obdach bieten. Das Gebiet des untern Stromes charakterisirt sich durch ausgedehnte, keineswegs öde Prairien, deren Grasdecken streckenweise Gruppen von Schmetterlingsblüthlern unterbrechen, wie auch schönblüthige, reichblättrige Baumgruppen eine reizende Mannigfaltigkeit hervorbringen. Aus diesem abwechslungsvollen, pittoresken Thale tritt man endlich in die endlosen waldigen Ebenen des obern Amazonas, den die Eingeborenen hier Solimoes nennen. Mehr denn 3828 Km. seines Laufes zieht der gewaltige Strom auf brasilianischem Gebiete dahin, und mehr denn 1980 Km. über die Grenze Brasiliens hinaus bleibt er noch der Dampfschifffahrt im peruanischen Gebiete zugänglich, beträchtliche Nebenflüsse, wie den Napó, Morona und Pastaza auf dem linken, den Ucayali und Huallaga am rechten Ufer, aufnehmend. Alle diese Flüsse können durch Dampfschiffe bis zu den ersten Fällen der Anden befahren werden, und durch dieselben

Digitized by Google

Am Rio Negro.

wird der Verkehr mit dem östlich von der Andenkette gelegenen Gebiete der Republiken Perú und Ecuador vermittelt. Desgleichen sind viele der 19 Nebenflüsse ersten Ranges, welche der Amazonas auf brasilianischem Boden aufnimmt, für Dampfschiffe schiffbar, so daß die der Dampfschifffahrt zugängliche Gesammtstrecke auf diesen Nebenflüssen und dem Hauptstrome, soweit brasilianisches Gebiet in Betracht kommt, 48,517 Km. beträgt.

Unter den Nebenflüssen des Amazonasſystems erfreuen sich einige einer solchen Bedeutung, daß wir ihnen hier ein paar Worte widmen müssen. Die von S. herkommenden Zuflüsse des rechten Ufers sind natürlich um so wichtiger, als sie Wasserwege in das centrale Innere Brasiliens bilden, besonders in die Provinzen Goyaz und Matto Grosso, die dem bisher hauptsächlichsten Verkehrsmittelpunkte Rio-de-Janeiro relativ nahe liegen. In erster Reihe ist unter diesen Confluenten des rechten Ufers der Tocantins zu nennen, der in der Deltaregion des Amazonas, in den Rio Para genannten südlichen Arm des Hauptstroms, etwas oberhalb der Stadt Para fast unter dem Aequator sich ergießt. Eigentlich gehört der Tocantins nicht zum Stromsysteme des Amazonas, sondern bildet ein besonderes hydrographisches Individuum für sich; er kommt so recht aus dem Herzen der großen Provinz Goyaz und durchströmt jene von Grau Para. Die Riffe und Wasserfälle dieses Stromes stellten sich als leicht zu beseitigend heraus, wonach er für tiefgehende Dampfer schiffbar wird. Seinen Hauptzufluß bildet der Araguay, welcher im Jahre 1864 näher erforscht worden ist. Der Araguay entspringt etwa 18° s. Br. auf der Serra Cayapá, fließt als Grenzstrom zwischen den Provinzen Matto Grosso und Goyaz von S. nach N. durch ein ungemein fruchtbares, aber noch sehr menschenleeres Land und vereinigt sich nach einem Laufe, der doppelt so lang ist als jener des Rheins, unter 6° s. Br. mit dem Tocantins. Dr. José

Digitized by Google

Vierra Couto de Magelhães befuhr den Araguay in einer Länge von etwa 2225 Km., wobei er mit unendlichen Mühsalen und Schwierigkeiten sowie natürlichen Hindernissen zu kämpfen hatte; er gewann jedoch die Ueberzeugung, daß dieser höchst wichtige Fluß in seiner ganzen Absdehnung schiffbar ist, sowie der untere Theil des Tocantins.

Zwar weniger ansehnlich, aber immerhin von Bedeutung ist der Tapajoz oder Arinos, welcher an der N.-Seite der Campos dos Parecis entspringt und nach einem Laufe von 1780 Km. Länge bei Santarem in den Amazonas mündet; in der oberen Hälfte seines Laufes empfängt er zahlreiche Zuflüsse, doch ist noch wenig von seinem Strombecken bekannt. Den Madeira, zweifellos den wichtigsten Nebenstrom des Amazonas, in welchem er etwas unterhalb jener des aus dem N. kommenden Rio Negro seine Mündung hat, haben wir, wohl nur in den untersten Theilen seines 2520 Km. langen Laufes durch den französischen Maler Biard, in neuerer Zeit aber weit vollständiger durch die Arbeiten der Herren Keller-Leuzinger kennen gelernt. Der Madeira bildet sich aus den Quellströmen Guaporé-Itenes, Mamoré und Beni, welche in Bolivia eine überaus fruchtbare Region bewässern, und hat auf einer Strecke von etwa 330 Km. eine Reihenfolge von Riffen, Stromschnellen und Katarakten, aber erst von San Antonio an, bis wohin die Fahrt keine Hindernisse darbietet, aufwärts.

Der nächstfolgende Purús erreicht zwar an Wasserfülle weder den Rio Negro noch den Madeira, jedenfalls aber übertrifft er an Schiffbarkeit den Xingu, und vielleicht kann man ihn dem Tapajoz für ebenbürtig halten, wenn auch nicht dem Ucayali. Auch sein Nebenfluß, der Aquiry, ist mächtig, steht aber in Länge und Breite dem Hauptstrome nach. Der letztere dieser rechtsseitigen Zuflüsse des Amazonas auf brasilianischem Gebiete, denn der Ucayali und Huallaga liegen nicht mehr auf diesem, ist der Juruá, der zwar um ein Drittel kleiner ist als der Purús, sonst aber mit diesem Flusse geschwisterliche Aehnlichkeit zeigt.

Im N. des Amazonas besitzt zweifelsohne der Rio Negro mit seinem Confluenten, dem Rio Branco, das ansehnlichste Stromgebiet, welches, wie wir schon wissen, durch den Cassiquiare mit jenem des Orinoco in Verbindung steht, doch ist dasselbe vorläufig noch von geringerer Wichtigkeit, da bis jetzt nur Indianer auf diesem Verbindungswege einen vortheilhaften Handelsverkehr mit selbsterzeugten Ausfuhrsartikeln treiben.

Groß waren die Anstrengungen in den letzten Jahren, um die Dampfschifffahrt auf den schiffbaren peruanischen Nebenflüssen des großen Amazonenstroms und auf dem Strome selbst einzuführen, insoweit derselbe das Gebiet Perú's durchzieht, auf welchem am Cerro de Pasco seine Quellen liegen. Zwischen dem westlichen und mittleren Zweige der dortigen Cordilleren fließt der Marañon aus dem Aguamiras und dem Chavinello (spr. Tschawinello) oder Tunguragua zusammen, welch letzterer aus dem Anden-See von Lauracocha tritt. Lange bewegt er sich in einem engen tiefeingeschnittenen Andenthale, dann wendet er sich gegen O. und durchbricht, schon als ansehnlicher Strom, endlich die letzte, östlichste Cordillere durch 13 Pongos oder Thore, deren letztes der „Pongo de Manseriche" in 4° 38' 30" S. und 77° 27' W. ist. Die letztere Flußschnelle bildet das größte Hinderniß an oberen Marañon, wo der Fluß durch das Centralgebirge der Andes sich den Weg bahnen muß. Hier strömt das Wasser zwischen ungeheuren und steilen Felsen, die mit reichem Pflanzenwuchs bedeckt sind. Die Stromschnelle erstreckt sich auf 10 Km., der Strom nimmt in der Breite von nur 46 M. die Geschwindigkeit von 16 Km. in der Stunde an und bildet wegen der Windungen des Laufes für die Schifffahrt sehr gefährliche Wirbel. Ueber sein Flußsystem in dem Theile seines Laufes, der auf peruanischem Gebiete liegt, haben erst die Forschungen der jüngsten Jahre einiges Licht gebracht, deren Ergebnisse wir deßhalb im Nachstehenden zusammenfassen.

Der erste bedeutende Fluß, der sich in den Marañon ergießt, nachdem dieser sich durch die Stromschnellen von Manseriche hindurchgedrängt und aus den Schlünden der Andes befreit hat, ist der Morona. Derselbe entspringt in dem Staate Ecuador auf dem östlichen Abhange der Hauptgebirgskette der Andes, und vereinigt sich mit dem Marañon an dessen linkem Ufer. Der Wasserreichthum des Morona ist groß, dessen sachter Lauf deutet auf bedeutende Tiefe und verbürgt die Schiffbarkeit des Stroms. Er fließt durch eine fruchtbare Gegend und hat an

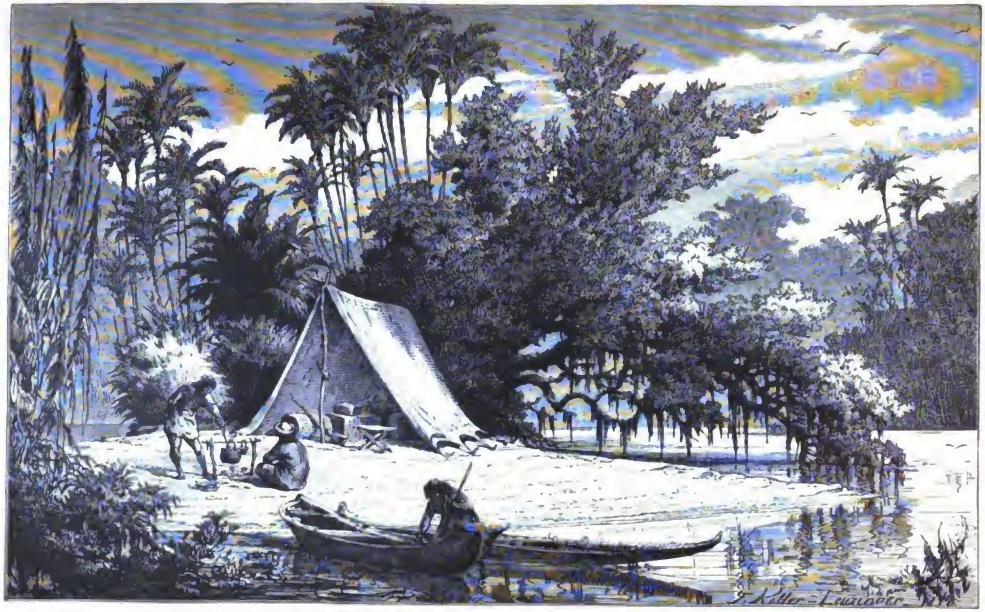
Digitized by Google

den Ufern Goldwäschereien. Der nächste Nebenfluß ebenfalls am linken Ufer ist die Pastaza, welche nach ihrem Laufe von N. gegen S. in den Nachbarstrom in 4° 53′ 30″ s. Br. und 76° 20′ w. B. v. Gr. einmündet.

In 4° 56′ S. und 75° 34′ 50″ W. ergießt sich der Huallaga am rechten Ufer in den Maraõon; durch die Gewalt seiner Strömung zwang er sogar diesen von seiner Richtung abzuweichen. Der Huallaga entspringt so wie der Amazonas selbst in den silberhältigen Bergen bei Cerro de Pasco in 10° S. und 75° 45′ W. und zieht von W. nach O. durch das Departement Huanaco. In 9° 55′ S. und 75° 32′ W. berührt er nächst dem Dorfe Muña die Gebirgskette der östlichen Andes und macht hier eine plötzliche Wendung gegen N. durch die centralen und östlichen Cordilleren, bis er sich in den Maraõon ergießt. Er nimmt zahlreiche kleine Flüsse an beiden Ufern auf, und benetzt den östlichen Theil der Pampa del Sacramento, nachdem er durch die östlichen Andes bei Salto de Aguirre gedrungen. Unterhalb des Huallaga am linken Ufer ergießt sich der Fluß Tigreyacu in den Maraõon unweit dem Dorfe San Regis. Sein reiches Wasser ist von dunkler Farbe. Er fließt durch eine fruchtbare Gegend, welche von intelligenten Stämmen bewohnt ist. Doch ist seine Eignung für die Schifffahrt noch nicht geprüft, und nicht einmal dessen Mündung astronomisch bestimmt. Der bedeutende Fluß Ucayali verbindet sich mit dem Maraõon in 4° 31′ 30″ S. und 73° 24′ 25″ W. an dessen rechtem Ufer und ist in Größe und Länge ein würdiger Nebenbuhler des Hauptstromes. Er entsteht unter 10° 41′ s. Br. und 73° 14′ w. L. aus der Vereinigung des Tambo und des Urubamba oder Vilcamayu. Ihrer Wichtigkeit halber müssen wir jedem dieser Quellflüsse des Ucayali einige Worte widmen und beginnen mit dem Tambo. Dieser ist, abgesehen von seinem heftigen Lauf, der zur trockenen Zeit sich vermindern dürfte, für Dampfer schiffbar. Sein Wasser ist äußerst reich und hat die Geschwindigkeit von 12 Km. in der Stunde. An seiner Mündung ist das Land eben; 16 Km. von da erhebt sich eine Reihe 45 M. hoher Hügel und Felsen, sie künden reißende Wässer an. Das Klima ist gesund und angenehm. Die höchste Temperatur hält 29,3°, die niedrigste 24,7° C. In 10° 58′ s. Br. und 76° 26′ 30″ w. L. nimmt der Tambo den Muyupu auf, dessen Wasser grün und 15° wärmer als jenes des Tambo ist. Der Tambo verliert in dieser Gegend seinen Namen und ist dort als der Enefluß bekannt. 150 Km. oberhalb des Muyupu liegt eine Stromschnelle zwischen zwei an 600 M. hohen Felsen, welche den Fluß unfahrbar macht. 2 Km. weiter durchkreuzt eine Felsenkette das Flußbett und verursacht einen Wasserfall, dessen Getöse jenem des Niagarafalles vergleichbar ist. Man erfuhr, daß sich dieser Wasserfall 48 Km. unterhalb der Mündung des Perene befinde. Letzterer besteht aus den Flüssen Chanchamayu und Tulumayu. Der Chanchamayu fließt WSW. nach ONO. und der Tulumayu WNW. nach OSO., bis sich beide als Perene vereinigen, welcher nach O. seinen Lauf nimmt und sich durch mehrere Seitenflüsse, wie den Paucartambo und Pangoa, vergrößert, bis er in den Ene fällt. Der Perene wurde für Dampfer im größeren Theile seines Laufes schiffbar befunden, allein dessen commercielle Verbindung mit dem Ucayali ist durch Wasserfälle behindert. Sein Gebiet, Gran Pajonal genannt, ist mit reichen Urwaldungen bedeckt und enthält Goldwäschereien und Eisenstufen. Der zweite Quellfluß des Ucayali, der Urubambu oder Vilcamayu, entspringt im S. des Departements Cuzco in einem kleinen See auf der W.-Seite des Gebirges von Vicanota in 14° 32′ S. und 70° 51′ W. und liegt 4365 M. über der Meeresfläche. Von da fließt er gegen SSO. und NNW. durch das liebliche Thal Yucay, die Lieblingsresidenz der Incas, zu der Stelle, wo die cyclopischen Ruinen von Ollantay-Tambo stehen. Von hier aus wendet er sich gegen N. in das Thal Santa Ana und vereinigt sich mit dem Tambo zum Ucayali. Man fand den Urubamba bis Mayuique schiffbar. Unterhalb Yllapani empfängt er mehrere Seitenflüsse, von welchen der Paucartambo auf eine gewisse Strecke durch Dampfer befahren werden könnte. Die Umgegend ist fruchtbar und waldreich.

Der wichtigste Nebenfluß des Ucayali ist die Pachitea, gleichfalls mit einigen Stromschnellen ausgestattet und durch die Vereinigung der Flüsse Pichis und Palcaza gebildet. Der Palcaza, welcher seinen Ursprung in den Cerros de la Sal nimmt, empfängt in 9° 56′ s. Br. und 74° 49′ w. L. den nicht schiffbaren Mayru an einer Stelle, welche Puerto Prado heißt, nahe an der Stadt Huanaco (9°

Digitized by Google



Lagerplatz am Amazonenstrom.

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R L

Digitized by Google

55′ S. und 75° 49′ W.) liegt und im Amazonenthal den nächsten Punkt gegen Lima bildet, der bis jetzt durch einen Dampfer erreicht werden konnte. Auch der Pozuzú, in den der Huancabamba fällt, ist für die Schifffahrt als zu reißend nicht geeignet. Der andere Quellfluß der Pachitea, der Pichis, soll in der Cordillera de la Sal entspringen und durch eine gewisse Strecke schiffbar sein. Die Pachitea fließt nordwärts und hat anfänglich mehrere Krümmungen. Kurz vor seiner Einmündung wendet der Fluß sich östlich und fällt in 8° 47′ S. und 74° 7′ 40″ w. L. in den Ucayali.

Unfern vom Ucayali am linken Ufer des Maraõon findet sich die Mündung des Napo, der im Gebiete des Staates Ecuador am östlichen Abhang des Cotopaxi seinen Ursprung nimmt. Sein Umfang ist bedeutend und der Lauf so träge, daß man ihn für ein stehendes Wasser ansehen könnte. Er durchzieht das berühmte Zimmet-Gebiet, welches zuerst von Gonzalo Pizarro und seinem Lieutenant Orellana entdeckt wurde; seine Ufer mit zahlreichen Goldwäschereien sind von gutgesinnten Stämmen bewohnt. Der Napo ist gewiß für Dampfer schiffbar; doch ist er noch nicht durchforscht oder astronomisch bestimmt worden.

Der Yavari ist der letzte bedeutende Fluß, welcher sich mit dem Maraõon innerhalb des peruanischen Gebiets vereinigt. Seine Mündung befindet sich am rechten Ufer in 4° 19′ S. 74° 4′ W. gegenüber der brasilianischen Station Tabatinga an der Grenze von Brasilien und Perú. Der Lauf dieses Flusses war bis 1866 unbekannt. Es ist anzunehmen, daß dieser Fluß in den Cerros de Cauchaguayo südlich vom Dorfe Sarayacu entspringt. Er fließt beinahe parallel mit dem Maraõon in 4° 30′ S. und 71° 50′ W. und vereinigt sich am linken Ufer mit dem Yavaiſiño oder Yavari-Mirim. Der Yavari ist von bedeutender Größe und empfängt am linken Ufer noch den Galvez, am rechten den Paysandu. Sein Lauf hat zwar Krümmungen, doch ist er für Dampfer auf einer großen Strecke schiffbar. Die Gegend an seinen Ufern ist sehr fruchtbar und noch mit Urwald bedeckt.

Das Gebiet des Amazonenstroms und seiner Nebenflüsse, bekannt unter dem Namen „Region Tras-Andina“ oder „Montaña“, wurde ungeachtet seines großen Pflanzenreichthums niemals von den Spaniern in Besitz genommen. Ein großer Theil blieb gegen das Ende des letzten Jahrhunderts den Wilden überlassen. Die Republik Perú richtete erst 1853 ihr Augenmerk auf die Montaña. (Lieutenant Juan Salaverry. Navigation of the Upper Amazon and its peruvian Tributaries, in den Londoner Ocean Highways vom October 1873 S. 265—271.)

Alles was man über die Ausdehnung des Amazonas und seiner Nebenflüsse hört und liest, gibt keine Idee von seiner Unermeßlichkeit als Ganzes. Man muß monatelang auf seiner Oberfläche schwimmen, um zu verstehen, wie vollständig das Wasser längs seinen Ufern die Herrschaft über das Land hat. Sein Wasserlabyrinth ist nicht sowohl ein Netzwerk von Flüssen als vielmehr ein von Land durchschnittener und abgetheilter Ocean süßen Wassers, indem das Land oft nichts mehr ist als ein Archipelagus von Inseln in der Mitte desselben. Das Thal des Amazonenstroms ist in der That ein Wasser-, nicht ein Landbecken, weßhalb es auch, von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, nichts Auffallendes hat, daß die Wälder hier vergleichsweise weniger von Leben wimmeln, als die Flüsse. Nichtsdestoweniger sind die Urwälder am Amazonas auch hinsichtlich des Thierlebens, welches sich in ihnen entwickelt, ebenso einzig in ihrer Art wie durch ihren eigenthümlichen Vegetationscharakter. Dieser undurchdringliche, jungfräuliche Wald, ungeeignet zum Aufenthalte des Menschen, ein wahres Schlachtfeld der Pflanzen, zeigt eigen-

Digitized by Google

thümliche und auffallende Phänomene. Nicht minder merkwürdig ist aber auch die Gelehrigkeit der Pflanzen, kletternde, d. h. rankende oder Schlinggewächse, und die der Thiere, Kletterer zu werden. Dieser erzwungene Charakter ist den Arten einer Menge bestimmter Familien gemeinschaftlich, welche im Allgemeinen nicht zu den Schlinggewächsen gehören. Die Leguminosen, Guttiferen, Bignoniaceen, Urticeen, dies sind diejenigen, welche am meisten Subjecte liefern. Es gibt sogar einen rankenden Palmbaum, dessen Varietät in der Tupisprache den Namen Jacitara führt. Die Bäume, welche sich nicht ranken, erheben sich zu einer ungemeinen Höhe. Sie sind überall gefesselt und gebunden in allen Richtungen durch die holzigen und gekrümmten Stämme der Schmarotzer. Große Bäume und Schmarotzergewächse verwirren ihr Blätterwerk ineinander, das nur sehr weit vom Boden zum Vorschein kommt. Von diesen Schmarotzern vereinigen sich die einen zu Hebeln, die sozusagen aus mehreren Strängen zusammengesetzt sind; die andern haben einen auf tausendfache Art verdrehten Strunk, der sich wie eine Schlange um benachbarte Stämme ringelt und zwischen den dicken Aesten Ochsenaugen oder riesenhafte Falten bildet; noch andere laufen im Zickzack oder sind gezahnt wie die Stufen einer zu schwindelnder Höhe hinanführenden Leiter.

Wie die Flora bietet auch die Fauna eine sehr allgemeine Neigung kletternd zu werden. Sagen wir zuvörderst, daß die Fauna in den Urwäldern weit weniger zahlreich und weit weniger mannigfaltig ist, als man von vornherein annehmen sollte. Sie zählt eine gewisse Anzahl Säugethiere, Vögel und Reptilien, aber äußerst zerstreut, und alle fliehen den Menschen, vor dem sie große Furcht haben. In diesem weiten gleichförmig mit Holz bedeckten Landstrich sind die Thiere nur in gewissen günstigen Oertlichkeiten, welche Reiz für sie haben, in Fülle vorhanden. Brasilien ist arm an Landsäugethieren und die Arten sind alle klein gewachsen; sie heben sich vom Grunde der Landschaft nicht ab. In Brasilien lebt die große Mehrheit der Säugethierfauna, die zugleich die interessanteste ist, gewöhnlich auf den Bäumen. Alle Affen des Beckens des Amazonenstroms, oder vielmehr alle diejenigen Südamerika's, sind Kletterer. Es gibt keine einzige Gruppe, welche den Babuinen der Alten Welt entspräche, die am Boden leben. Die Reptilien und die Insekten vermehren sich in den Urwäldern nicht in dem Maße, wie man glauben sollte. Wenn auch giftige Reptilien an gewissen Orten zahlreich sind, so ist es doch weitaus nicht überall der Fall, und überdies gehören sie meist ungiftigen Arten an. Die häßliche Sucurugu oder Wasserboa (Eunectes murinus) ist furchtbarer als die Waldschlangen (mit Ausnahme der giftigsten

Digitized by Google

Arten, wie der Jararaca, Craspedocephalus atrox), und greift oft den Menschen an. In der Regenzeit sind die Boas so häufig, daß man Exemplare derselben sogar in den Straßen von Para tödtet. Zu den gemeinsten und merkwürdigsten Schlangen zählt man die Ringelschlangen, eine unschädliche, den europäischen Blindschleichen verwandte Art, welche in den unterirdischen Galerien der Sauba-Ameise lebt. Der Urwald ist im Allgemeinen nicht von Mosquitos und andern Dipteren der Schnakengattung verpestet. Das Nichtvorhandensein dieser Geißel, die Mischung von Mannichfaltigkeit und Unermeßlichkeit, die verhältnißmäßige Frische der Luft, die verschiedenen und bizarren Formen der Vegetation, die Herrlichkeit des Schattens und der Stille — alle diese Elemente im Vereine geben diesen wilden Einöden, die nur von Bäumen und Lianen bevölkert sind, einen eigenthümlichen Reiz. Man kann sich von dem Anblicke der Amazonasniederungen einen Begriff machen, wenn man sich eine Treibhausvegetation vorstellt, die sich auf einer umfangreichen sumpfigen Oberfläche ausdehnt.

§. 52. Das Innere Brasiliens.

Die Topographie des weiten Raumes, welchen das Kaiserthum Brasilien bedeckt, ist leider noch ungenügend bekannt. Im Innern des Landes gibt es noch große Strecken, welche nie vom Fuße eines Weißen, geschweige denn eines wissenschaftlichen Forschers betreten worden sind, wiewohl auch hier, sowie auf allen übrigen Gebieten der Erdkunde, in den jüngsten Decennien viel geschehen ist. Namentlich das Gebiet des obern Amazonenstromes hat, wie wir soeben erfuhren, in letzter Zeit mannigfache und wichtige Aufklärung erhalten. Weniger gilt dies von den Binnenprovinzen Matto Grosso, Goyaz und Minas Geraes, wovon die letztere indeß wegen ihres außerordentlichen Mineralreichthums schon früher Gegenstand genauerer Untersuchungen war. Im Allgemeinen läßt sich von der Bodengestaltung des brasilianischen Reiches sagen, daß im N. und S. des Landes sich weite Ebenen hinziehen, im Innern dagegen der Boden größtentheils gebirgig ist mit dazwischenliegenden weiten Thälern, oder aus ansehnlichen Hochebenen besteht, welche Gebirgszüge, nach verschiedenen Richtungen hin streichend, tragen. Von diesen Bergketten verdienen drei eine besondere Erwähnung, insofern man sie als die Rippen des ziemlich complicirten Skelettes brasilianischer Orographie betrachten kann. Es

Digitized by Google

sind dies die Serra do Mar, die Serra Mantiqueira und die Serra dos Vertentes; alle drei streichen beiläufig parallel und zwar in nordsüdlicher Richtung, dergestalt, daß die erstgenannte Serra do Mar, auch Maritima genannt, die östlichste, d. h. dem Atlantischen Ocean nächste ist. Ihren O.-Flanken entquellen zahlreiche Gewässer, die sich nach mehr oder minder ostwestlichem Laufe insgesammt in den Ocean ergießen. Im Vergleiche zu den Riesenstromadern, welche das brasilianische Innere durchziehen, dürfen wir diese Küstenflüsse als geringere, selbst unbedeutende betrachten, wenngleich die meisten davon, wie der Rio Doce, de Belmonte, Contas u. a. m. immerhin mit den größten Strömen Europa's hinsichtlich ihrer Wasserfülle wetteifern können. Im W. dieser Serra do Mar, welche übrigens gleich den andern Gebirgen Brasiliens in jeder Provinz eine verschiedene Benennung trägt, liegt das Hauptgebirge Brasiliens, die Serra Mantiqueira, die weiter nördlich, von $21\frac{1}{2}^0$ s. Br. an, den Namen Serra do Espinhaço (Rückgratsgebirge) trägt. Im Mantiqueiragebirge treffen wir die höchsten Gipfelerhebungen Brasiliens, darunter den Orgelpic (Pico dos Orgãos), den Marro de Papagaio, den Juruoca, die bis zu 2500 M. Seehöhe und darüber aufragen. Als das höchste Gebirge Brasiliens gilt aber das von Itatiaia, dessen mittlere Höhe 2714 M., nach andern 3140 M. über der Meeresfläche steht. Die Gipfel der Serra do Espinhaço übersteigen selten die Höhe von 1850 M., während die Paßhöhe gewöhnlich in 970 M. gelegen ist. Der westliche Abhang dieser Hauptkette senkt sich in das weite Thalbecken des Rio San Francisco hinab, der in der Reihe der drei großen brasilianischen Stromsysteme den letzten Rang einnimmt. Jenseits, also abermals westlich von dieser mächtigen Wasserader, streckt sich das dritte der genannten Gebirge aus. Es ist zugleich das ausgedehnteste und niedrigste, und läuft von Ceará (Provinz an der N.-Küste) aus bis zu den Grenzen Matto Grosso's, die Becken des Amazonen- und des La Plata-Stromes von einander scheidend. Dieses westliche Gebirgsland scheint nirgends unter 650 M. Meereshöhe zu sinken, obwohl zahlreiche Ketten darüber hinziehen, namentlich die fast Meridianrichtung einhaltende Serra Geral; Serra dos Vertentes heißt hingegen speciell jene Kette, welche die nach N. fließenden von den nach S. strömenden Gewässern trennt.

Von diesen drei Hauptgebirgszügen laufen im Allgemeinen die übrigen Höhenrücken Brasiliens aus und bilden das eigentliche brasilianische System, welches keinen Zusammenhang mit den sonstigen erhobenen Theilen Südamerika's besitzt; Meer und meeresgleiche Ebenen umgeben dasselbe ringsum, und scheiden es sowohl von der hohen Cordillere im W. als von dem nördlichen Parimesystem (zwischen Orinoco und Amazonas), welches an verschiedenen Punkten die brasilianische Grenz-

Digitized by Google

linie berührt. Da kaum ein Fünftel des ganzen Gebietes wirkliches Gebirge ist, so kann man im Großen und Ganzen die Gebirgsregion, die nördlich davon gelegene Hügelregion, die nördliche Gegend, die Ebenen des Paraná und die südliche Gegend unterscheiden.

Eigentliche Wüsten gibt es nicht, obwohl ein gewaltiger Landstrich den Namen Serta˜o (ödes Land) führt, womit jedoch der Sprachgebrauch in Brasilien einen dichten Wald bezeichnet. Nur am Uebergange der Gebirgsregion nach N. zu den Ebenen des Amazonas, dort, wo der Tapajoz entspringt und das Land die Campos dos Parecis heißt, trägt es den Charakter einer Sandwüste, die im S. durch die Serra dos Parecis begrenzt wird. Die Campos bestehen aus langen Reihen von parallelen Rücken losen Sandes, welche durch flache Einsenkungen von einander geschieden sind. Hier sind nur sehr wenige Quellen und Vegetation ist fast gar nicht vorhanden. In der Hügelregion am Atlantischen Ocean bildet eine Schicht rothen Thones mit Sand gemengt den hier und da mit Granittrümmern bestreuten Boden, und Humus füllt die Einsenkungen aus; daher ist hier nur ein sehr kleiner Theil der Ebene zum Anbau geeignet; große Bäume wachsen nur in den Mulden, während die Ebenen und Hügel fast vegetationslos sind. Näher zur Küste hin ist dagegen das hügelige Land ganz mit Hochwald bedeckt und, wo es cultivirt ist reich an tropischen Producten. Auch die nördliche Region, die sich von der San-Francisco-Mündung bis zum Rio Pará erstreckt, ist an der Küste größtentheils fruchtbar, in vielen Theilen jedoch wasserarm. Der obere Theil der Höhen ist mit großen Bäumen bestanden, und nur hier und längs der Flüsse findet Bodenbau statt, wo die gewöhnlichen tropischen Producte gewonnen werden. Vielfach ist aber das Land mit grobem Grase und verbutteten Bäumen bewachsen und unangegriffen; die Bergabhänge weiden zahlreiche Viehheerden ab.

Wahr für die Ufer des Maranon, ist das dort entworfene Gemälde es doch nicht für die großen Landstriche jungfräulicher Wälder, welche die Geographie mißt und die sich ohne Unterbrechung auf Tausende von Kilometern nach allen Richtungen hin erstrecken. Das Land hebt sich und wird hügelig; die Wasserpflanzen mit ihren langen und breiten Blättern verschwinden; es gibt weniger Buschholz, und die Bäume stehen einander weniger nahe. Im Allgemeinen sind diese Bäume weniger merkwürdig durch die Dicke des Stammes als durch die bedeutende und gleichförmige Höhe, zu der sie sich erheben, ehe sie nur einen einzigen Ast haben. Man trifft da und dort einen wahrhaften Riesen. Es kann in einem gegebenen Raume nur ein einziger dieser monströsen Bäume gedeihen, der den Boden für sich allein in Anspruch nimmt, und in dessen Umkreise man nur Individuen von viel bescheidenerer Größe bemerkt. Die Berichte der Reisenden unterhalten uns oft von der Stille und der düstern Schauerlichkeit des Urwaldes. Diese sind Wirklichkeiten, deren Eindruck ein verlängerter Besuch bestätigt. Der allzu seltene Gesang der Vögel hat einen melancholischen und geheimnißvollen Charakter, mehr geschaffen, um das Gefühl der Einsamkeit zu beleben, als um zu erfreuen und zum Leben aufzuregen. Zuweilen ertönt inmitten der Ruhe ein Alarm- oder Angstruf, der das Herz zusammenschnürt; es ist der eines Grasfressers, der unversehens in die Krallen eines Fleischfressers aus der Familie des Tigers oder in die Windungen der Boa Constrictor gerathen ist. Morgens und Abends stimmen die Brüllaffen ein schauderhaftes Concert an. Der Wald, der bereits unwirthlich schien, scheint es zehnmal mehr inmitten dieses schrecklichen Gelärms. Oft selbst um die Mittagsstunde, bei voller Ruhe, hört man ein plötzliches Krachen, das sich in der Ferne verlängert; es ist ein dicker Ast oder ein ganzer Baum, der zu Boden stürzt. Es mangelt übrigens nicht an Geräuschen, die man sich durchaus nicht zu erklären vermag; zuweilen ist es ein Ton ähnlich dem, welchen eine Eisenstange hervorbringen würde, wenn man mit derselben auf einen harten oder hohlen Stamm schlüge, oder aber, es ist ein durchdringender Schrei, der die Luft durchschneidet. Weder der Ton noch der Schrei wiederholen sich, und die Rückkehr der Stille erhöht den peinlichen Eindruck, welchen sie auf das Gemüth gemacht haben.

Zu dem eigentlichen Inneren Brasiliens gehört das Stromgebiet des Rio San Francisco, der durch seine centrale Lage zweifelsohne die wichtigste Wasserader Brasiliens ist. Leider wird dieser herrliche Strom durch die Paol-

Digitized by Google

Affonsofälle unterbrochen, welche man nicht mit Unrecht die Niagarafälle Südamerika's genannt hat. Der jetztregierende Kaiser von Brasilien, Dom Pedro II., hat die enorme Wichtigkeit des Rio San Francisco so wohl begriffen, daß er vor mehreren Jahren eine Reise in die Einöden dieses Gebiets nicht scheute und umfassende Untersuchungen anordnete, welche in dem schönen Werke des Genieoffiziers Eduardo José de Moraes zum Ausdrucke gelangten. In neuester Zeit verdanken wir gründliche Nachrichten über den Rio San Francisco einem französischen Priester und zugleich gewiegten Kenner brasilianischer Geographie, dem Abbé Durand, wie denn vor ihm ein anderer Franzose, der um die Erforschung der Geognosie Brasiliens hochverdiente Emanuel Liais, den wichtigsten Nebenfluß des San Francisco, den Rio das Velhas, untersucht und aufgenommen hat.

Der San Francisco entspringt auf der W.-Seite der im S. von Minas Geraes liegenden Gebirge im W. des Itacolumi, von einem Querjoche der Serra da Canastra als Parapaneba, fließt von dort bis zu 10° südl. Breite nördlich, also fast in gleicher Richtung mit der O.-Küste des Landes, wendet sich dann schwach nach O. und ergießt seine Wassermasse nach einem 2900 Km. langen Laufe bei San Antonio in's Atlantische Meer. Er trennt nach einander die Provinzen Minas Geraes und Pernambuco von Bahia und kurz vor seiner Mündung auch die kleinen Provinzen Sergipe und Alagoas. Seine Zuflüsse sind zahllos, seine Wassermenge beträgt an der Mündung und in der trockenen Jahreszeit an 2800 Kubikmeter per Secunde, und an seinen Ufern wohnt etwa der sechste Theil der Gesammtbevölkerung Brasiliens, also etwa $1^1/_2$ Mill. Menschen. Schon bei Pirapora, in 536 M. Seehöhe, hat er eine Breite von 562 M. und bildet er einen $5^1/_2$ M. hohen Fall, indem er sich in viele Arme theilt, die sich 1100 M. weit durch Felsen drängen. Sein erster Nebenfluß rechts, in 17° 45′ s. Br., ist der schon genannte Rio das Velhas; von dessen Mündung in 525 M. bis zu den Kataraften von Paol-Affonso, etwa 250 Km. von der Mündung in den Ocean entfernt, ist er 1480 Km. weit schiffbar. Diese 110 Km. weit reichenden größern und kleinern Caroeiros (Stromschnellen) sollen äußerst großartig sein; der Durchbruch des Stromes durch die Küstengebirge gibt die Veranlassung zu denselben. Die Niveaudifferenz am Anfange und Ende der Fälle beträgt 80 M. Oberhalb derselben tritt er auf jeder Seite mehrere Km. weit über seine Ufer und verbreitet damit Fruchtbarkeit, aber freilich auch Fieber. Vom November steigt sein Wasser, wird schmutzig und erreicht im März und April den höchsten Stand, welcher sogar schon $6^1/_2$ M. über dem gewöhnlichen gewesen ist. Ende Mai tritt er in sein Bett zurück. Unterhalb der Stadt Penedo theilt sich der Strom und bildet die Inseln Cora'o d'area und da Bomba. Seine 1100 M. breite Mündung wird durch davorliegende Sandbänke verschlossen, welche eine mächtige Brandung verursachen. Die Schifffahrt auf dem San Francisco bietet bedeutende Schwierigkeiten dar, die bis jetzt nur in der ureigenthümlichen Weise des Landes überwunden werden. Das Strombett zeigt eine fast fortlaufende Kette von Inseln, zwischen welchen hindurch sich das Boot und die Barke die Fahrstraße zu suchen hat. Von beiden Seiten sind die Zuflüsse außerordentlich zahlreich an Flüssen wie an Bächen (Riachos) und dadurch ein regelmäßiges Fortschreiten in der Steigerung der Wassermasse veranlaßt, die indeß nicht in gleichem Maße die Fahrbarkeit bedingt. Diese aber muß erreicht werden, wenn man das so fruchtbare Innere des ganzen San Francisco-Stromgebiets erschließen will. Im Uebrigen liegt die Wichtigkeit des San Francisco darin, daß er die Gold- und Edelsteingruben von Minas Geraes mit dem Meere, und bei dem Mangel an einer praktikablen Landstraße aus Pernambuco, Bahia, Sergipe und Minas Geraes nach Rio de Janeiro, die Producte dieser Provinzen mit der Hauptstadt verbindet.

Digitized by Google

Brasiliens Klima ist im Ganzen merkwürdig mild, regelmäßig und gesund. Im N., d. h. im heißen Theile des Landes, finden sich gleichmäßig zwei Jahreszeiten, eine nasse und eine trockene; erstere fängt am 1. Jan. an, letztere am 1. Juli; zuweilen jedoch verschiebt sich der Anfang um einen Monat, um den er früher oder später eintritt. Rio hat keine regelmäßige Regenzeit, so daß es schwer fällt, anzugeben, welcher Monat der feuchteste ist; der meiste Regen fällt daselbst im Februar, März, Mai, August und November, der wenigste im Juni, Juli und September, freilich im August zuweilen auch kein Tropfen. In den Waldgegenden von Ceará, Pernambuco, Parahyba und Rio Grande do Norte verursacht in manchen Jahren der Mangel an Regen große Dürre. Während des Regens ist wenig Wind zu bemerken und die Temperatur ändert sich den Tag hindurch nicht bedeutend. In der trockenen Zeit sind Morgen und Abend immer kühl und eine Seebrise mildert die Hitze am Tage. Die Südpassate wehen an der ganzen Küste. An Stellen, wo sich die größte Hitze fühlbar macht, steigt dieselbe regelmäßig nicht über 36° R. und fällt nur ausnahmsweise, wo die größte Kälte herrscht, unter 3,2°, wie z. B. auf der Bergkette von Itatiaia und in den Ebenen Rio Grande do Sul's, wo es vorkommt, daß der Thermometer auf Null oder darunter sinkt und eine dünne Eisschicht die kleinen Landseen bedeckt. Von Rio de Janeiro bis zum Amazonasthal in der heißen Zone ist die mittlere Temperatur 26° R., von Rio bis zum äußersten S. nimmt die Hitze fühlbar ab und wird das Klima sehr kühl. Südlich von der Serra dos Vertentes herrscht, namentlich im Paranágebiete, ziemlich das Klima der gemäßigten Zone; die Regen sind besonders häufig im Sommer, fehlen aber auch im ganzen Jahre nicht; die Hitze ist gemäßigt und die Vegetation kräftig, aber doch nicht so wie an der Küste weiter im N.

§. 53. Das La Plata-Gebiet und die Pampas.

Der Rio de La Plata oder Silberstrom bildet die große Mündung für das ausgedehnte Stromsystem Südamerika's, welches die Region zwischen dem 15. und 35.° s. Br. umfaßt und einen großen Theil des Gebietes zwischen dem brasilianischen Küstengebirge in der Nähe des atlantischen Oceans im O. und der Cordillera de los Andes im W. begreift. Die Länder, welche dieses Stromgebiet umfaßt — die Provinzen der argentinischen Conföderation,

Digitized by Google

die Republik Uruguay, ein Theil des südlichen Brasiliens, Paraguay und ein Theil von Bolivia — gehören zu den schönsten und fruchtbarsten der Erde. Wir befinden uns hier auf der O.-Seite der Andenkette, welche mit ihrem W.-Abhange ziemlich schroff in den nahen pacifischen Ocean abstürzt, dafür aber, wie wir schon wissen, an der continentalen Flanke angelagerte Hochflächen erwarten läßt. So ist es auch in der That, das östliche Gesenke ist weit sanfter und gedehnter als das westliche, hauptsächlich von der Republik Chile eingenommene, und enthält mehrere Horizontalthäler, welche von auslaufenden Gebirgszweigen gebildet werden. Deßhalb zeigt das weite Gebiet der Republik Argentinien oder der La Plata-Staaten, welche wir so zu sagen als den Kern dieses Stromgebietes betrachten dürfen, die Gestalt einer grenzenlosen Ebene mit unmerklicher Senkung in der Richtung nach dem atlantischen Ocean hin. In der Mitte dieser Ebene erhebt sich die kleinere Gebirgsmasse von Cordoba und San Luis, welche durch eine sandige und salzige Ebene mit lichtem Gehölze von der Andenkette getrennt ist. In dem Fluß- und Küstengebiete ist der durchweg flache und grasige Boden sehr häufig mit Lagunen oder kleinen Seen von bald süßem, bald salzigem Wasser besäet und bietet derselbe vorzügliche Weiden. Je mehr man gegen N. geht, desto größer und dichter werden die Waldungen und desto mannigfaltiger ihr Reichthum an werthvollen Holzarten; im S. ist der Baumwuchs kleiner und seltener; nur an den Flüssen findet man denselben und zwar hauptsächlich durch Weidenbäume vertreten. (Carl Beck-Bernard. Die Argentinische Republik. Bern 1872. 8°. S. 1—2.) Grobes aber nahrhaftes Gras, niedere Büsche und wenige vereinzelte Bäume bilden die Hauptbestandtheile der spärlichen Vegetation in der Paraná-Ebene, welche wahrscheinlich zu vier Fünftel ganz von Holz entblößt ist. Dagegen ist das brasilische Küstenland im O. der Serra Santa Catharina ganz mit dichtem Urwalde bedeckt, während noch weiter nach S. die Ueberfülle der Wasser Sumpfboden erzeugt.

Der nordsüdliche Lauf des Paraná und seiner nördlichen Hauptader, des Paraguay, theilt dieses ganze Gebiet in zwei ziemlich gleichbreite Hälften, von denen jede wiederum sich in zwei Längszonen zerlegen läßt. In der westlichen Hälfte unterscheiden wir nämlich die Pampas-Region, welche das rechte Ufer des Paraná und Paraguay begleitet und den Gran Chaco (spr. Tschako), eine noch wenig bekannte Wildniß, die sich nördlich bis nach Bolivia erstreckt, sowie eine Reihe argentinischer Provinzen enthält, soferne sie nicht in den zweiten, den Anden näheren Abschnitt fallen, welcher die andische Gebirgsgegend bildet. Unter letzterer verstehen wir das ausgesprochenen Bergcharakter

Digitized by Google

Campvegetation in der Provinz Parhana.
(Süd-Brasilien.)

Digitized by Google

Digitized by Google

tragende O.-Gesenke der Anden, welches gegen N. hin der zunehmenden Gliederung der Cordillere entsprechend immer breiteren Raum einnimmt, bis es in Bolivia endlich in ein wahres, ausgedehntes Hochplateau übergeht.

Diese andische Gebirgsregion gehört noch zu den am wenigsten bekannten Gebieten Südamerika's; eine nähere Erforschung ward ihr 1872 durch die Herren Dr. Georg Hieronymus und Professor Lorenz zu Theil, welche die N.-Provinzen der Republiken Tucuman, Salta, Jujuy bis Tarija in Bolivien, und Oran am Rio Vermejo, sowie einen Theil des Gran Chaco bereisten. Die Reise wurde im September 1872 mit einer wohlausgerüsteten Truppe von 21 Maulthieren und der nöthigen Dienerschaft angetreten von der Cordoba-Salzsteppe aus, die einen Theil der ungeheueren Niederung des Paranágebietes einnimmt. Anfang Octobers gelangte man nach Catamarca; Lorenz überschritt bei Mercedes die Einsenkung zwischen der Sierra de Alto und Ancaste, während Hieronymus tief in's Gebirge hinein die pflanzenreiche Cuesta de Pucara bis zu den Kupferbergwerken von Andagala besuchte; beide Reisende vereinigten sich Ende Januar 1873 in Tucuman. Diese Reise lieferte reiche Pflanzenschätze; nur ein Zehntel des Bodens ist mit Zuckerrohr (Canna), Mais und Orangen bebaut, während tropischer Urwald und von wilden Pferden und Rindern belebte Grassteppen das Uebrige einnehmen. Hierauf wurden der Rio Juramento und Salado überschritten, und der Nevado de Castello mit üppigem Alpenflor (Cacteen, Asclepiadeen, Piperaceen) bis 4870 M. Höhe erstiegen; die Spitze war nicht erreichbar. Das Gestein enthält Versteinerungen, Terebratula, Pecten, Encriniten; auch Spuren von Gold wurden gefunden. Ueber Campo Santo, wo neben Zuckerrohr und Orangen auch Bananen, Anonen, Chirimoja und andere tropische Früchte gebaut werden, gingen die Reisenden nach Jujuy mit seinen üppigen Wiesen, dessen Viehzucht und Handel nach Bolivia und Perú durch die projectirte Eisenbahn großen Aufschwung erlangen wird. Anfang Juni 1873 waren die Reisenden, nachdem sie das Hochplateau der Puna (3050—3650 M.) durchzogen, zu dem im Quellgebiet des Rio Vermejo gelegenen Tarija herabgestiegen, dessen 8000 Einwohner (meist römischer Abkunft) lebhaften Handel nach Chile durch die Wüste Atacama per Lama und Esel treiben. Die Stadt liegt auf Pampasthon, in dem Schluchten von 20 bis 40 M. Tiefe ausgewaschen sind. Am 9. Juni machten die Reisenden sich auf den Weg über Santa Cruz de la Tierra nach Gran Chaco, besuchten die Palmenwälder von St. José an einer von Alligatoren, Wasserschweinen und Wasservögeln belebten Lagune; am 29. Juni wurde der Rio Vermejo überschritten; am 30. Juli Oran mit großen Orangenhainen besucht, das am 22. October 1871 durch ein Erdbeben zerstört worden ist. Die Umgebung ist herrlicher Urwald, zwar arm an Palmen und Baumfarnen, doch reich an Nutzhölzern (Cedrela odorata) und zahlreichen roth- und gelbblühenden Lianen. Am 12. August 1873 erreichte man Dragones, eine Militärcolonie im Gebiet der wilden Indianer; bis zum 25. September wurde die äußerst interessante Umgebung durchforscht, dann aber der Rückweg angetreten.

Oestlich vom Paraná-Paraguay scheidet der parallele Oberlauf des aus Brasilien fließenden Paraná einer-, dann der fast in nämlicher Richtung strömende Uruguay andererseits deutlich zwei geographisch verschiedene Gebiete: zwischen Paraná und Uruguay erstreckt sich das argentinische Mesopotamien, dem in nördlicher Verlängerung zwischen Paraguay und Paraná die Republik Paraguay folgt. Oestlich aber vom oberen Paraná und Uruguay liegen die südbrasilischen Provinzen São Paulo, Paraná und Rio Grande do Sul, ferner die Republik Uruguay, in denen im Gegensatze zu dem Zwischenstromlande der Gebirgscharakter vorherrscht. In dieser vierten, östlichsten, atlantischen Zone nehmen auch mehrere der wichtigsten Zweige des La Plata-Strom-

Digitized by Google

systems ihren Ursprung. Südlich von dem tiefen Golf, welchen der Rio de La Plata in die atlantische Küste Südamerika's einschneidet, hören alle diese Zonenunterschiede auf und man kann nur mehr von einer je südlicher desto schmäler werdenden Gebirgsregion am östlichen Abhange der Anden und von den Pampas oder Ebenen sprechen, welche nur hier und da von einzelnen, zusammenhangslosen Höhenrücken unterbrochen alles Land bis an den atlantischen Küstensaum einnehmen und sich auch über den größten Theil Patagoniens erstrecken.

Der Zusammenfluß der zwei ungeheuren Ströme, des Paraná und des Uruguay, bildet erst die große Bucht, welche unter dem Namen Rio de La Plata bekannt ist und nach welcher sowohl die Argentinische Republik als die Banda Oriental oder Republik Uruguay ihre gemeinschaftliche Benennung La Plata-Staaten erhalten haben. Große Seeschiffe können nicht nur diese ganze Bucht, sondern auch beide Flüsse weit hinauf befahren, und zwar den Paraná bis zu einer Entfernung von 300 Stunden vom Rio de La Plata, wo er oberhalb Corrientes die Gewässer des Rio Paraguay in sich aufnimmt, welcher die Wasserstraße fortsetzt und bis Cuyabá, Hauptstadt der brasilianischen Provinz Matto Grosso, schiffbar ist. Der Uruguay wird bis 120 Stunden landeinwärts befahren, nämlich bis Salto, wo die Schifffahrt durch Stromschnellen unterbrochen wird. Der Paraná und der Uruguay haben viele Nebenflüsse von untergeordneter Bedeutung, die mehr oder weniger schiffbar sind. In den Paraná mündet bei Santa Fé der Rio Salado, der aus dem NW. herabfließt; in den Rio Paraguay münden der Rio Vermejo (rothe Fluß) und der Pilcomayo, ebenfalls aus NW. kommend.

Der Rio de La Plata, genährt durch den Paraná und den Uruguay, ist der breiteste Strom von der Welt, indem er Montevideo gegenüber eine Breite von 100 Km. besitzt, und zugleich der Fluß, welcher das größte Quantum Wasser in das Meer ergießt mit Ausnahme des Amazonenstromes. Man steuert von Buenos Ayres ab zunächst in das vielfach verschlungene Delta des Parana und kommt an der Tigerinsel vorüber. Im August stehen hier die Pfirsichbäume, welche ganze Wälder bilden, in prachtvoller Blüthe; auch der Seibo (Erythrina Cristagalli L.) hat seinen herrlichen Schmuck entfaltet. Dieser stark mit Dornen besetzte Baum ist von Mittelgröße, hat purpurfarbige Blumen und ein zartes Holz, aus welchem man, da es zum Brennen nicht taugt, Näpfe und andere Hausgeräthe verfertigt. Sehr oft bilden die Seibobäume ein Dickicht, unseren europäischen Buschgehölzen ähnlich, aber manchmal ist dasselbe so sehr durch einander verwachsen, daß man sich den Weg mit der Art bahnen muß. Die Inseln in jenem Delta sind angeschwemmtes Land, überaus fruchtbar und manche so hoch, daß sie nicht in jedem Jahre überschwemmt werden, was bei den übrigen der Fall ist. Viele Eilande werden vom Strome ganz hinweggerissen, und er bildet an einer anderen Stelle wieder neue; eine Karte vom Delta, welche man heute entwirft, ist nach wenigen Monaten nicht mehr richtig, denn das eigentliche Fahrwasser, die Strombahn, verändert sich unabläßig. Im August ist niedriger Wasserstand, aber der Arm, welcher als Parana de las Palmas bezeichnet wird, hat Tiefe vollauf. Außer demselben wird das Delta von noch vier anderen Hauptarmen durchzogen; im Ganzen

Digitized by Google

Tigerinsel.

zählt man 14 solcher Mündungen des Stromes, welcher periodische Anschwellungen erleidet. (Globus. XXVI. Bd. S. 369—370.) Der bedeutendste Stromarm des La Plata ist der Paraná-Paraguay, den man mit Recht als den Mississippi Südamerika's bezeichnet hat. Er wird genährt durch die tropischen Regen von Brasilien einerseits und durch den Schnee der Anden andererseits. Die Quellflüsse des Paraná liegen in Brasilien. Der eine, Rio Grande, entspringt etwa unter 22° s. Br. in der Provinz Minas geraes in der Sierra de Mantequeira, nordwestlich von Rio de Janeiro und nur etwa 40 Stunden vom atlantischen Ocean entfernt. Nach einem Laufe von nahezu 300 Stunden vereinigt er sich unter 22° 22' s. Br. mit dem Paranahyba, der von der Serra da Matta da Corda in der Provinz Goyaz kommt. Der Strom fließt dann, wieder auf einer Strecke von mehr als 300 Stunden, durch noch wenig bekannte Einöden, bildet die Grenze zwischen Brasilien und weiter abwärts jene zwischen Paraguay und der argentinischen Conföderation. Bei Candelaria (27° 30' s. Br.) nimmt er eine westliche Richtung, die er beibehält bis er sich bei Corrientes mit dem Paragnay vereinigt und von nun an einen der prächtigsten Ströme der Erde bildet. Diesen pflegte man in früherer Zeit als Paraguay zu bezeichnen, wonach der Paraná ein Nebenfluß dieses letzteren wäre; die besten neueren Karten halten aber für den Unterlauf des Stromes an der Benennung Paraná fest, wodurch umgekehrt der Paraguay zu dessen Nebenfluß herabgedrückt wird. Der obere Theil des Stromes bietet einen äußerst malerischen Anblick dar; er durchfließt herrliche Gegenden, die bis jetzt noch ganz unbenützt da liegen. Insbesondere sind diese Regionen reich an Palmenarten; weiter abwärts ist das Land nicht minder schön. In seinem oberen Laufe, in den gebirgigen Gegenden Brasiliens, oberhalb der Guarani-Missionen, hat der Paraná viele Wasserfälle, ja er bildet sogar auf eine Strecke von fast 50 Stunden eine ununterbrochene Reihe von Wasserfällen und Stromschnellen.

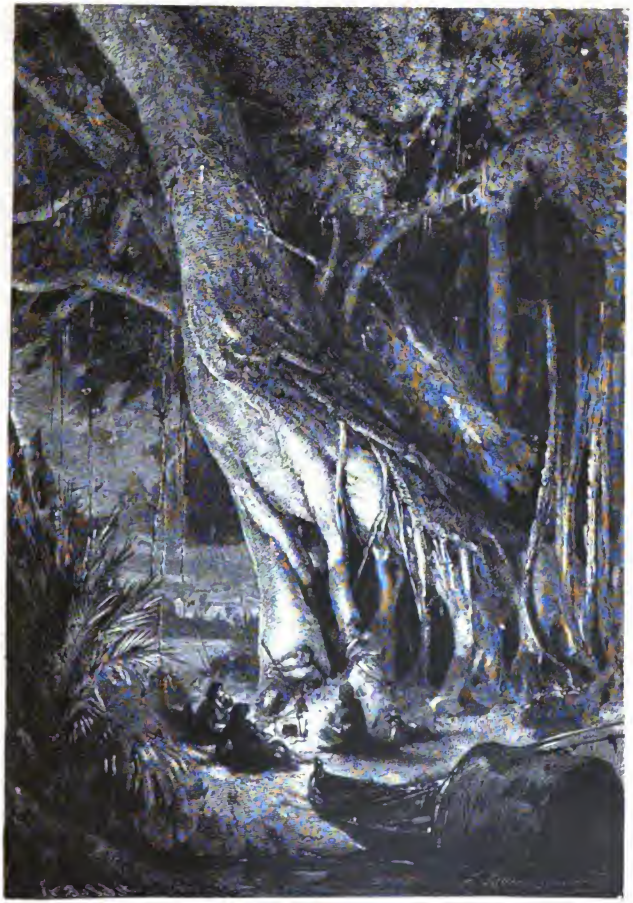
Die Quellen des Paraguay liegen in den Siete Lagunas, sieben kleinen Seen, etwa unter 13° s. Br. in dem Diamantendistricte der brasilianischen Provinz Matto Grosso, da wo die Gebirge von O. her sich nach W. vorschieben und eine große Wasserscheide bilden. Von ihrem nördlichen Abhange kommen einige der bedeutendsten Zuflüsse des Madeira und des Tapajoz, sodann auch andere, welche sich in den Amazonenstrom ergießen. Dagegen gehört der S.-Abhang dem Gebiete des La Plata an. Der Paraguay empfängt in seinem oberen Laufe von O. her, aus Brasilien, manche beträchtliche Flüsse, durch welche er rasch zu einem mächtigen und schiffbaren Strom anwächst; unter den Nebenflüssen die von W. her sich in ihn ergießen, ist der Jaurú von Bedeutung, der in etwa 16° 25' s. Br. mündet. Seine Quellen liegen unweit von denen des Guapore, einem der Quell-

Digitized by Google

flüsse des Madeira, der seinerseits, wie wir wissen, der größte Nebenfluß des Amazonas ist. Der Tragplatz, welcher die beiden Stromgebiete von einander trennt, ist nur 10,4 Km. breit und die Anlage eines Canals würde auf keine erheblichen Schwierigkeiten stoßen. Unterhalb der Einmündung des Jaurú beginnt ein sumpfiger Landstrich, der als Xarayes-Lagune bekannt ist. Er steht während der Regenzeit unter Wasser und bildet dann einen ausgedehnten aber seichten Binnensee von etwa 480 Km. Länge und 160 Km. Breite. Dann sind auch Theile der Landschaften Chiquitos und Gran Chaco überschwemmt. Sobald die Regenzeit vorüber ist, führt der Paraguay Alles ab, was von dieser Wassermasse nicht verdünstet. Oberhalb der Vereinigung des Jaurú fallen in den Paraguay viele Flüsse, welche nach O. hin eine Verbindung mit den Gold- und Diamantenbezirken Brasiliens, und weiter unten mit jenen Gegenden in Paraguay gewähren, welche den Maté und eine Fülle werthvoller Hölzer liefern. Die bedeutendsten Zuflüsse erhält der Paraguay indeß, wie es nach der Gestaltung des südamerikanischen Bodenreliefs nicht anders sein kann, von W. her, darunter den Pilcomayo oder Araguaguazu und den Rio Vermejo oder Rothen Fluß, welche beide die Wildniß des Gran Chaco durchströmen, und erst in jüngster Zeit durch Franz Host, Ingenieurmajor im Dienste der argentinischen Republik, genauer erforscht worden sind. Der erstere, Pilcomayo, d. h. Sperlingsfluß, hat seine Quelle nordwestlich von Potosi in Bolivia in etwa 19° s. Br. und empfängt dort oben gleich einige Zuflüsse, darunter den von W. kommenden Pilaya, welcher aus dem Zusammenflusse vieler Gewässer entsteht, die von den Gebirgen von Lipez, Tupiza und Talina herabkommen. Der Pilcomayo nimmt eine südöstliche Richtung, durchströmt das Gran Chaco und mündet in zwei Armen in den Paraguay unterhalb Asuncion. Die Quellen des Rio Vermejo, welcher früher als die Nordgrenze Argentiniens gegen Bolivia angenommen ward, liegen gleichfalls in Bolivia und zwar in den Bergen von Tarija; dieser Strom ist schiffbar befunden worden von etwa 23° s. Br. von unterhalb Oran an, wo der Jujuy oder Lavayen in ihn mündet, und wird, obwohl er viele Krümmungen hat, eine wichtige Wasserstraße zum La Plata bilden. (Carl Andree. Buenos Ayres und die argentinischen Provinzen. Leipzig 1856. 8°. S. 225—232, und Globus Bd. XXV. S. 303.)

Im O. des Rio Salado, des dem Rio Vermejo gegen S. hin nächstfolgenden Nebenflusses des Paraná, dehnt sich nach N. hin bis zur bolivianischen Provinz Chiquitos eine in hohem Grade interessante, zum Theil noch nicht näher erforschte Region aus, die auf der O.-Seite vom Paraná-Paraguay begrenzt wird; wir meinen el Gran Chaco oder Chacu, den großen Schlupfwinkel (Guarida) für die wilden Thiere, das Jagdgebiet vieler Indianerstämme, welche dort eine sichere Zuflucht vor den Spaniern gefunden haben. Ueber den südlichen Theil, zwischen dem Salado und dem Vermejo, wissen wir Näheres; vom mittleren Theile, zwischen dem Vermejo und dem Pilcomayo, haben wir Kunde nur über die Uferstrecken; der nördliche Theil bis zum Latiriquiqui oder Otuquis ist noch nicht genauer erforscht worden. Auf weiten Strecken bieten die ausgedehnten Ebenen des Gran Chaco, welches zwischen Argentinien und Bolivia getheilt ist, während der Regenmonate vom October bis März den Anblick eines Oceans, in welchem grüne Inseln zerstreut liegen, aber von diesen Ueberschwemmungen werden doch nur einzelne Gegenden heimgesucht. Manche Strecken haben eine einförmige Vegetation und sind zumeist nur mit einer einzigen Pflanzenart bestanden. So findet man z. B. unabsehbare Wälder von Palmen, die sogenannten Palmares,

Digitized by Google



Urwald in Brasilien

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R L

Digitized by Google

und von Algarroben, Algarrobales; an Stellen, welche der Ueberschwemmung ausgesetzt sind, wächst vorzugsweise der Vinal, eine schöne Mimose; auch der Guayac-Baum (Palo Santo) bildet allein ganze Wälder. Aber in manchen Gegenden ist der Pflanzenwuchs wunderbar üppig und reich.

Dem von Europa oder von den Gestaden des La Plata kommenden Reisenden, sagt Major Host, tritt die Natur in den Wäldern des nördlichen Chaco in einer imposanten, überwältigenden Gestaltung entgegen. Mit jedem Schritt, den er in den Chaco-Wäldern macht, fühlt er es mehr, daß er sich hier nicht an der Grenze, sondern im Mittelpunkte des heißen Erdstriches, auf einem ausgedehnten Festlande befindet, wo Alles riesenhaft erscheint, die Berge, die Flüsse und der Pflanzenwuchs. So überaus üppig ist das Pflanzenleben, daß man nicht begreifen kann, wie eine so kleine Bodenfläche eine solche Masse Pflanzen hervorzubringen und zu ernähren vermag, und in der That genügt auch der Raum auf dem Boden nicht für alle seine Kinder; die Baumstämme müssen die verschiedenartigsten Schlingpflanzen tragen, die sie wie mit einem wundervoll schattirten grünen, mit Blumen aller Farben überfäeten Teppich umgeben. „So wanderte ich tagelang im Schatten dieser Pflanzengewölbe, die nur selten den tief-dunklen Azurhimmel durchschimmern lassen. Hier war es, wo ich zum ersten Male die flaschen- und sackähnlichen, bewundernswürdig künstlich gearbeiteten Nester der Oriole bewundern und dem Gesange dieser Vögel lauschen konnte, der freilich in dem disharmonischen Geschrei ungezählter Papageienschwärme eine für das Ohr nicht angenehme Begleitung fand. Man muß sich in diesen Gegenden aufgehalten haben, um sich eine annähernde Vorstellung von der Masse der hier vorkommenden Papageien machen zu können, und ihr Alles — selbst das Gebrause naher von Felsen herabstürzender Waldbäche — übertäubendes Geschrei kennen zu lernen. Und ist der Tag mit seiner Pracht so unbeschreiblich verlockend für den Naturfreund, so bieten auch die wundervollen Nächte ihm nie geahnten Genuß. Nichts ist mit dem Eindrucke erhabener Ruhe zu vergleichen, welche der Anblick des Sternenhimmels in diesen Gegenden gewährt, namentlich in den auch hier vorkommenden Wiesengründen. Man muß unwillkürlich an eine jener unbeschreiblichen Nächte auf dem Meere denken, wo ein sanfter Wind das Segelschiff wie mit Geisterhänden auf der spiegelglatten Meeresfläche unter dem tropischen Himmelszelte forttreibt! Und dann die reizenden Lichteffecte, welche die oft schaarenweise in allen Richtungen auftauchenden und eben so plötzlich wieder verschwindenden Leuchtkäfer hervorbringen. Doch man muß dies empfinden, man muß solche Nächte selbst erlebt haben, beschreiben läßt sich der Eindruck eben so wenig, wie man ihn je vergessen wird." (La Plata-Monatsschrift vom 14. August 1873, Nr. 8. S. 197.)

Verwandte Eindrücke wie die Wildnisse des Gran Chaco rufen auch die argentinischen Pampas hervor, wie man dort zu Lande die baumlosen Grasebenen zu nennen pflegt, welche sich am unteren Paraná und südlich von Buenos Ayres erstrecken. Theils öde Grasfluren, theils Salzsümpfe oder kahle Salzsteppen dehnen sich über den ganzen S. Argentiniens und einen großen Theil Patagoniens bis an den O.-Abhang der Andencordillere aus.

Wunderbar mannigfaltig und unter einander contrastirend, sagt Dr. J. Taiber, ist das Gemisch von Gefühlen, welche sich des für Natureindrücke empfänglichen und dabei phantasiereichen Besuchers dieser Wildniß bemächtigen. Erhaben erscheint die riesige Ausdehnung dieses scheinbar in's Unendliche sich fortsetzenden Gräser- und Blüthenmeeres, und die majestätische, nur hier und da durch das Geschrei eines Vogels oder das Gebrüll eines Tigers unterbrochene Stille versetzt den Reisenden weg von der Muttererde in ferne, ungekannte, ungeahnte Sphären eines fremden Weltkörpers. Es schleicht bei der — ich möchte sagen — schwärmerischen Wahrnehmung solch großartig feierlicher Stille ein Gefühl sich ein, das unwillkürlich die Gedanken auf die Ewigkeit lenkt, und eine tiefe und doch

Digitized by Google

angenehme Wehmuth bemächtigt sich des denkenden Menschen, ein Gefühl, das besonders bei Sonnenuntergang sich kundgibt, zur Nachtzeit aber oft in Furcht und Grauen übergeht. Und man hat nicht nöthig, die Grenzen der Civilisation zu überschreiten, sich in die unbewohnten Außenpampas zu begeben, um beim Hinabsinken des segenspendenden Tagesgestirnes jenes Gefühl der stillen Ergebung über sich kommen zu lassen; selbst auf dem Vorhofe einer mit allem Comfort ausgestatteten Estancia ergreift bei Sonnenuntergang den Menschen gar häufig die „Sehnsucht nach dem Jenseits" und drängt in ihm die Ueberzeugung seiner Unbedeutendheit der Natur gegenüber auf. Ich kenne Männer, welche seit Jahren schon sich bemühen, nur noch den Verstand mitreden zu lassen, und mitleidig lächeln, wenn man von einem bessern Jenseits spricht, und die doch von einem Sonnenuntergang in der Pampa so weich gestimmt werden, daß ihnen das Weinen näher ist als das Lachen, ja, daß sie dem Herplappern des Rosenkranzes seitens ihrer Leute mit Andacht lauschen, obwohl sie Protestanten sind. Und andere Männer kenne ich, welche, nachdem sie mit einem erworbenen, mehr oder weniger bedeutenden Vermögen in die alte Heimath mit dem festen Vorsatze zurückgekehrt sind, den Freuden und Genüssen, welche das gesellige Leben dort in so reicher Auswahl bietet, sich bis an ihr Lebensende hinzugeben, nach wenigen Jahren schon eine unbezwingliche Sehnsucht nach den öden Pampas, ein wirkliches Heimweh nach der trostlosen Wildniß empfanden, und alles in der alten Heimath aufgaben, um das an Entbehrungen so reiche Leben in der Pampa wieder zu beginnen. Erklären läßt sich der Zauber nicht, den die Pampa wie auf den in ihr geborenen Gaucho so auch auf den gebildeten Europäer ausübt; aber daß sie einen solchen ausübt, daß sie Sehnsucht nach ihr erweckt, das ist eine Thatsache, die ich mit Hunderten von Belegen erhärten kann.

Wie gesagt, es sind nicht die Naturschönheiten, welche die Liebe zur Pampa wachrufen konnten, obgleich der Reisende manchmal staunend ein Naturwunder beobachten wird, das ihn mit lebhafter Freude erfüllt, das aber nur auf Schein, auf Täuschung beruht. Luftspiegelungen, welche selten an heiteren Tagen fehlen, lassen den Reisenden aus einem entfernten Distelfeld einen von den herrlichsten Bäumen bestandenen Wald machen, und das um einen Sumpf emporschießende hohe Gras erscheint ihm als eine starke, lebhaft gesticulirende Truppe Reiter. Am häufigsten jedoch sind die „Wassererscheinungen"; man möchte schwören, daß in ziemlicher Nähe ein in der Sonne glitzernder Wasserspiegel sich ausbreite, und wenn man, vielleicht vom Durste geplagt, darauf zu galoppirt, so bleibt man doch immer gleich weit von dem ersehnten Labsal entfernt. Erfahrene Pampasbewohner lassen sich zwar nicht durch solche Erscheinungen täuschen, aber sie verdanken ihre Erkenntniß nicht ihrem eigenen besseren Wissen, sondern dem Verhalten ihres Pferdes, das sich nie auf solche Weise anführen läßt. (Globus XXVII. Bd. S. 238.)

§. 54. Patagonien.

Der Lauf des Rio Negro, dessen Mündung beiläufig unter 41° s. Br. liegt, gilt im Allgemeinen für die S.-Grenze der Argentinischen Republik. Was südlich von diesem Pampas-Strome liegt, bezeichnen wir bis zur Spitze des amerikanischen Festlandes, d. h. bis an die Magelhaes-Straße, als Patagonien, ein Name, der indeß jeder tieferen Berechtigung entbehrt. Auf das Gebiet erheben sowohl Chile als Argentinien Besitzansprüche. Das ganze Innere trägt den ausgesprochensten Pampa-Charakter und wird von einigen Flüssen durchschnitten, welche am O.-Abhange des westlichen Küstengebirges

Digitized by Google

entspringen, Patagonien durchqueren und in den atlantischen Ocean sich ergießen. Das einzige Uttak-Gebirge im O. bildet einen meridionalen Höhenrücken, der sich bis in die argentinische Pampa fortsetzt

Patagonier den Cimafluß übersetzend.

Patagonien gehört zu den wenigst erforschten Länderstrichen Südamerika's. Die chilenische Regierung hat während der letzten 3 Jahre von einer unter Lieutenant Simpson stehenden Expedition die W.-Seite von Patagonien untersuchen lassen. Im November und December 1871 fuhr Lieutenant Simpson den Aysenfluß hinauf, welcher südlich von Chiloe unter 45° 29′ s. Br. in die See mündet. Er stieß bald auf Wasserfälle und Stromschnellen, welche seine Boote an der Weiterfahrt hinderten. Er sah sich daher genöthigt, zu Fuße die Forschungsreise fortzusetzen, und er überschritt die Cordilleren an einem bisher noch nie betretenen Punkte. Das Land war unbewohnt, hatte reiche Waldungen und schien Kohlen zu bergen. Das eigentliche Innere ist, von der Expedition der Gebrüder Viedma abgesehen, aber erst jüngst durch einen britischen Seeoffizier, Hrn. Georg Chaworth Musters, entschleiert worden. Hr. Musters durchzog nämlich in Gesellschaft einer Horde Tehuelchen-Indianer 1869—1870 ganz Patagonien, von dessen südlichster Spitze, wo die chilenische Colonie Puntas Arenas liegt, der Länge nach bis zum Rio Negro.

In nordnordwestlicher Richtung von der Küste reitend, gelangte Musters bald in die Pampa. Unter diesem Namen bezeichnet man gemeiniglich in Patagonien die hohen wellenförmigen Ebenen oder Plateaus, die häufig von Thälern oder Absenkungen durchschnitten werden, stellenweise aber auch zu vereinzelnten Hügeln, wie auch zu förmlichen Hügelreihen hinansteigen. Die Indianer wenden diese Bezeichnung ohne Unterschied auf irgend ein von ihnen durchstreiftes Gebiet an. Die eigentliche Pampa Patagoniens besitzt übrigens ein ziemlich ebenes Aussehen, ist großentheils unfruchtbar und nur mit spärlicher Vegetation bedeckt; hier und da liegen im nördlichen Theile des Landes scharfeckige Felsstücke

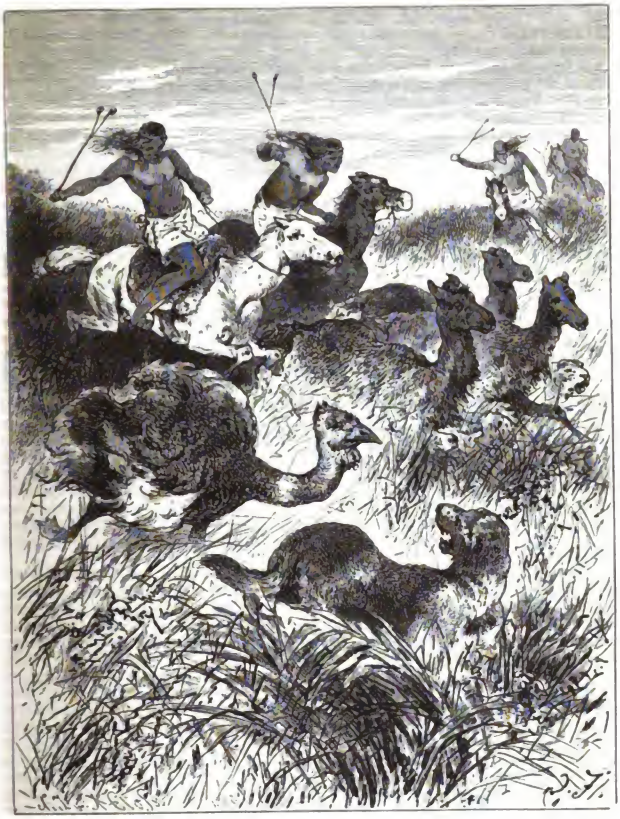
Digitized by Google

umher, meist vulcanischen Ursprungs. Der Winter mit seinem weißen Schneeteppich erhöht natürlich noch die Eintönigkeit der Scenerie; zu allen Jahreszeiten fegen aber schauderhafte Windstöße, zumeist aus W., über die Pampa hinweg, bis sie die heißen Niederungen von Buenos Ayres erreichen, wo aus dem kalten Luftstrom der gefürchtete Pampero wird. Die Einsenkungen der Pampa zu den geschützten und fruchtbaren Gründen längs den Strombetten heißen gewöhnlich Barrancas; ihre Tiefe schwankt zwischen 16 und nur 0,60 M.

Am nächsten Tage erreichte unser Reisender das obere Ende von Pecketts Harbour und Cobecera del Mar. Dies ist ein breiter Meeresarm, der einige Meilen von Pecketts Harbour landeinwärts zieht und mit diesem durch einen überaus engen Canal verbunden ist. Der nächste Morgen führte zu einer kleinen Lagune, die Tausenden von Enten zum Aufenthalte diente. In einem breiten Thale erblickte Musters einen großen, flachen, viereckigen Felsblock, der ganz das Aussehen eines megalithischen Grabmals hatte; kleinere Felsstücke lagen rings umher; die daran schließenden Hügel sind entschieden vulcanisch und die ganze Umgebung hatte ein wildes, zerrissenes Aussehen; nichtsdestoweniger schwärmten Strauße und Guanacos in Menge umher. Am Rio Gallejos zog die eigenthümliche Uferbildung, die er auch an anderen patagonischen Flüssen beobachtete, Musters' Aufmerksamkeit zum ersten Male auf sich. Die Einsenkung der Barranca führte zur ersten oder obersten 2,4 Km. breiten Uferstufe; 16 M. tiefer lag eine neue Terrasse, die nochmals einen Abfall hatte, in dessen Niveau erst der Fluß eingebettet ist. Am Rio Cuyeli, den Musters zunächst erreichte, ist diese Uferbildung nicht ganz so scharf ausgeprägt; dafür ist die niedrigste Uferbank, eigentlich die Flußebene, sehr fruchtbar und reich an schönen Weidegründen. Hier findet sich auch die schwarze Erde, womit die Indianer ihre Körper bemalen. Vom Rio Gallejos war die Pampa noch trostloser geworden; nur hier und da standen dornige Gesträuche; runde Klumpen von Disteln, die wie Zunder brannten, und straffes dürres Gras deckten stellenweise das ausgehungerte Erdreich, über welches der Wind mit schneidender Heftigkeit brauste, und dennoch ist dieser öde Himmelsstrich die Heimath zahlreicher Guanacoheerden, von Straußen, Pumas und Armadills. Endlich war der Rand dieses melancholischen Hochlandes erreicht und Musters blickte hinab auf den vielfach gewundenen Lauf des Rio de Santa Cruz, welcher dem im W. des Landes gelegenen Viedma-See in mehreren kleinen Bächen mit steinigen Betten entströmt. Ganz in der Nähe der Santa Cruz-Niederlassung führt die südliche Barranca zu einer Ebene hinan und nach einigen Kilometer zu einer Hügelreihe, die von Musters ihrer eigenthümlichen Färbung wegen die „blauen Hügel" genannt wurde. Einer ähnlichen Hügelkette begegnet man am nördlichen Ufer des Santa Cruz-Flusses; sie wimmelt von Puma-Löwen, wovon einige getödtete Exemplare volle 2 M. maßen. Der nordwärts auf den Rio de Santa Cruz nächstfolgende Wasserlauf ist jener des Rio Chico (kleiner Fluß), welcher sich im SO. durch weite Grasebenen windet; in der Nähe seiner Mündung gabelt er sich in zwei Arme, welche eine ziemlich ausgedehnte Insel umschließen. Schon während des Zuges im Rio Chico-Thale hatte Musters die schneebedeckten Gipfel der Cordillere erblickt, welche diesen Theil Südamerika's als Fortsetzung der chilenischen Andenkette von N. nach S. in nicht allzu großer Entfernung von der Küste des pacifischen Oceans durchzieht. Dort wo Musters das Rio Chico-Thal verließ, war die Gegend schon ziemlich rauh und gebirgig und trug einen deutlich vulcanischen Charakter; der nunmehr eingeschlagene Weg, der zu der westlich gelegenen Cordillere parallel lief, führte anfänglich gleichfalls in eine enge, wild aussehende Thalschlucht, wo verwitterte Lava in großen Mengen umherlag. Das Gebirgsterrain selbst gehörte, obwohl nur etwa 300 M. hoch, den Ausläufern der Andenkette an. Auch ein Fluß, in östlicher Richtung fließend und der erste Wasserlauf seit dem Rio Chico, mußte übersetzt werden; die eigenthümliche bankförmige Uferbildung war an demselben wenn auch erkenntlich, doch nicht so scharf ausgeprägt wie an andern Strömen Patagoniens.

Aus der Beschreibung des weiteren Marsches im steten Angesicht der Cordillere geht hervor, daß enge Thäler, ja selbst zerklüftete Partien von schauerlichem Aussehen mit nackten, kahlen Pampastrecken abwechselten. Etwa 64 Km. im O. der Gegend, welche er durchzog, liegt nach der Versicherung der Indianer die sogenannte „Teufelsgegend" so grausig wild, daß die Rothhäute es nicht

Digitized by Google



Guanacojagd.

wagen, sie je zu betreten. Dann begegnete man einem rasch dahin strömenden Flusse, von dem Musters vermuthet, daß er im Port Desire (an der patagonischen O.-Küste, münde. Am Fuße der Tel e-Hügel liegt eine große Lagune, auf deren schönem, klarem Wasserspiegel eine Unzahl Flamingos (Phoenicopterus) und roth-gefärbter Löffelreiher (Platalea ajaja) ihr Wesen trieben; der nächste Morgen brachte die Wanderer abermals an die Ufer eines bedeutenden Stromes, mit dem sich etwas weiter unten ein anderes Gewässer vereinigte. Es ließ sich nicht ermitteln, ob man es hier mit Nebenflüssen des Rio Chupat zu thun habe, worüber

Digitized by Google

die Indianer nicht einig waren, oder ob diese Wasser, wie andere behaupteten, in eine große Binnenlagune sich ergießen. Wir finden diese letztere unter dem Namen Colunguape-See auf der Karte verzeichnet, welche Hr. Musters seinem Buche beigegeben hat. Ihre Lage bleibt aber natürlich in hohem Grade problematisch. An den Ufern eines andern breiten und reißenden Flusses stieß man auf Bäume, die ersten, die Musters seit der langen Zeit seiner Pampawanderung wieder erblickte. Der Ort hieß Pelwecken und war reich an Eiern der Chloephaga magellanica und des Cygnus coscoroba, sowie anderen Wassergeflügels. Der Fluß selbst aber barg ein Thier, welches die Tehuelchen Wassertiger, Tigre de agua, nennen und als einen gelben Vierfüßler, größer denn der Puma, beschreiben. Vermuthlich ist es eine Species der braunen Fischotter mit orangegelber Brust, die im Parana getroffen wird. Man befand sich eben damals in der Jagdzeit für junge Guanacos. Das Guanaco kommt von Perú vor in allen Gegenden östlich von den Cordilleren bis zur Magelhaes-Straße, ja selbst bis nach Feuerland. Ein anderes Jagdthier, der Nandu (Rhea Darwinii), bei den Indianern Mekyush, bei den Spaniern Strauß genannt, ist Patagonien eigenthümlich; man findet ihn nur selten nördlich vom Rio Negro, und sonst wohl nirgends auf der Welt, mit Ausnahme der nördlichen ebenen Gebiete der Tierra del Fuego; er ist eine Varietät der Rhea americana, die in den argentinischen Provinzen zwischen Entre Rios und Santa Fé sehr häufig und auch in der Banda Oriental, dann bis Rio Grande do Sul verbreitet ist. Auch in Chile in den Ebenen am Fuße der Anden wird dieser Vogel angetroffen. Obwohl das Wetter elend war, und Musters zur Ueberzeugung führte, daß der Sommer eigentlich ein unbekanntes Ding in diesen Regionen sei, und daß das patagonische Jahr nur aus zwei Jahreszeiten bestehe: einem strengen Winter und einem schlechten Lenz, ward doch ein Ausflug in die Cordillerenwälder unternommen, hauptsächlich um auf die in diesen Waldungen hausenden Rinder Jagd zu machen. Blieb auch die Jagd erfolglos, so bot der langentbehrte Anblick gewaltiger, düsterer Waldungen Interesse genug. So dicht standen die Bäume, daß man nur einzeln vordringen konnte; morsche Stämme lagen umgestürzt umher und hemmten den Marsch; durch das grüne Laubdach vermochte buchstäblich fast kein Sonnenstrahl zu dringen. Kein Laut außer dem Rauschen eines nahen Gewässers ließ sich vernehmen, und kein lebendes Wesen war zu erblicken, nur ein paar Condors zogen ihre schweigsamen Kreise hoch in den Lüften.

Von dem Lagerplatze Teckel änderte sich der Charakter der Gegend: es war nicht mehr die Pampa mit ihrer düsteren Monotonie, welche unsere Reisenden zu durchziehen hatten, sondern ihr Weg führte sie durch anmuthige, 3 bis 5 Km. lange Thäler von Bächen durchflossen und schönen Bäumen beschattet. Nach längerem Marsche durch reizende, paradiesisch schöne Gegend und nach Durchkreuzung einer merkwürdigen Stufenfolge von steinigen Terrassen oder Bänken der sonderbarsten unregelmäßigen Formation stiegen sie endlich hinab zu einer Ebene, die ein etwa 40 M. breiter Fluß bespülte, welchen alle Indianer für den Chuvat zu erklären einig waren. Vom Telek-Thale zog Musters in das Changi-Thal und Tags darauf in die weite Ebene Geylum, an deren O.-Seite eine Reihe von Sandsteinklippen sich erhob. Die Ebene dehnt sich mehrere Km. gegen W. aus, wo ähnliche, jedoch von Basalt zusammengesetzte Felsen den Ausblick begrenzten. Man beabsichtigte von hier aus Las Manzanas zu besuchen und betrat dann eine Hügelreihe, wohl über 600 M. hoch, von wo ein herrliches Panorama sich dem Auge erschloß. Herabgestiegen von diesen Höhen, gelangten die Wanderer in einen Cañon, der in das weite Thal des breiten und reißenden Rio Limay ausmündete, über welchen sie nur Dank der Stärke ihrer Pferde zu setzen vermochten. Von Geylum nahm die weitere Reiseroute die Richtung nach O., um den Rio Negro und Patagones (Carmen) am atlantischen Ocean zu erreichen. Musters' Expedition ging nunmehr ihrem Ende entgegen, es handelte sich aber zuvor noch den amerikanischen Continent in jener Gegend der Quere nach zu durchkreuzen. Bis zu einer Stelle, welche die Indianer Margensho benannten, und die so ziemlich gleich entfernt von der O.- und W.-Küste im Innern des Landes liegt, waren nach indianischen Angaben neun Tagemärsche zurückzulegen, und diese führten wieder durch ödes, trostloses Gebiet. Erst am 9. Mai 1870 indeß erreichte man das langersehnte Margensho, von wo aus Musters sich in Marsch setzte, um über die hohe

Digitized by Google

Pampa möglichst rasch nach den Valchita-Gebirgen zu gelangen. Die Gegend bis Trinità, am Fuße dieses Höhenzuges, bietet kein nennenswerthes Interesse; das Valchita-Gebirge selbst erwies sich als eine Reihe wellenartiger Hügel, die dem Filmarsche keine sonderlichen Hindernisse entgegensetzten. Das härteste Stück der Wanderung hatte aber Musters erst noch vor sich: den Zug durch die Travesía, oder die Wüste, welche sich zwischen dem Rio Valchita und dem Rio Negro ausdehnt. Vom Ufer des erstgenannten Stromes ansteigend gelangte er auf das Hochplateau und sah die unermeßliche Travesía, spärlich nur mit Gebüsch bestanden, vor sich liegen. Nirgends ein Zeichen des Lebens; nur der Himmel wölbt sich blau und klar über das weite, farbenlose Feld. Die Travesía liegt etwa 100 M. über dem Niveau des Rio Negro-Thales und erstreckt sich mehr denn 50 Km. gegen S.; von ihrer Ausdehnung gegen W. hin konnte sich Musters keine Vorstellung machen. Der Boden besteht aus Lehm oder Sand, der mit kleinen Steinchen dick bestreut ist. Auch scheint dieser District eine bestimmte und scharf ausgeprägte Grenze für verschiedene Thierspecies zu bilden. Endlich war auch der Marsch durch die traurige Travesía zurückgelegt und bei Sauce Blanco das Thal des Rio Negro erreicht. (George Chaworth Musters. At home with the Patagonians. A years wanderings over untrodden Ground from the Straights of Magellan to the Rio Negro. London 1871. 8°.)

Da die südlichen Gebiete Südamerika's uns in keiner andern Hinsicht Gelegenheit bieten, auf dieselben noch einmal zurückzukommen, so müssen wir jetzt schon diesen Abschnitten auch das Nöthige und Wissenswertheste über die Bewohner jener Länder einverleiben. Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß die Bezeichnung „Patagonier" eine den Indianern selbst völlig unbekannte, fremde ist; von den großen Fußspuren, welche die Spanier zuerst von ihnen sahen, nannten sie sie Patagones; ihr wahrer Name ist indessen Tehuelchen oder Tsonecas, mit welch letzterem sie sich selbst fast ausschließlich bezeichnen. Die eigentlichen Tehuelchen, mit Ausschluß der ihnen möglicherweise verwandten Foot Indians des Feuerlandes, zerfallen nun in zwei große Stämme, den nördlichen und den südlichen. Sie reden die nämliche Sprache, wenn auch mit etwas verschiedenem Accent, und die südlichen scheinen im Durchschnitt größer und besser gebaut; auch sind sie gewandtere Bolajäger. Die nördlichen Tehuelchen haben hauptsächlich den District zwischen der Cordillere und der See inne, vom Rio Negro nördlich bis zum Chupat, und streifen hier und da bis zum Rio Santa Cruz. Die südlichen Tehuelchen halten sich in dem Gebiete südlich vom Rio Santa Cruz auf und kommen mitunter bis Punta Arenas herab. Beide Stämme sind aber häufig untermischt und heirathen untereinander, wobei sie jedoch ihre clanartige Eintheilung nicht aufgeben. Vom Rio Negro bis zum Chupat begegnet man einer andern Tribe, die auch ein verschiedenes Idiom spricht und ihr Hauptquartier zu Salinas, im N. von Rio Negro, hat. Es sind dies die „Pampas", welche die Tehuelchen „Penek" nennen, woraus nach Musters' Vermuthung das Wort Tehuelche selbst corrumpirt worden ist. Ein anderer Stamm endlich, sowohl durch Sprache als durch physisches Aeußere verschieden, scheint ein Zweig der chile-

Digitized by Google

nischen Araucaner zu sein; die Tehuelchen nennen sie „Chenna", sonst sind sie als Manzaneros bekannt, von ihrem Hauptquartiere Las Manzanas, einer früheren Jesuitenstation. Sie sind weniger unstät und gesitteter als die übrigen Tehuelchen und sollen in den Cordillerenthälern Rinder- und Schafheerden besitzen. Auch mag es unaufgehellt bleiben, ob sie die Kunst von den Jesuiten erlernt haben oder nicht, sicher ist, daß sie aus den Aepfeln von Las Manzanas einen sehr annehmbaren Cider zu brauen verstehen, wie nicht minder ein berauschendes Getränk aus Algarroben. Die übrigen Tehuelchen müssen sich mit dem eingehandelten Rum behelfen, der im Bunde mit Krankheiten, besonders den Blattern, ihre Zahl in rascher Frist vermindert.

Von den körperlichen Eigenschaften der Tehuelchen ist ihre Größe am häufigsten besprochen und mitunter bestritten worden; Musters, ein unverfänglicher Zeuge, gibt als Durchschnittsgröße für die Männer 1,72 M. an, doch erreichen einige 1,93 M. Dabei sind sie trefflich proportionirt, besitzen eine ungeheure Marschierfähigkeit, wobei sie ohne jedwede Beschwerde der Nahrung entbehren können, und in den Armen eine staunenswerthe Muskelkraft. Die Weiber haben eine durchschnittliche Höhe von 1,67 M.; ihr Haar ist selten so lang und schön als jenes der Männer und wird in zwei, mitunter durch eingeflochtenes Pferdehaar verlängerten Zöpfen getragen. Die jungen Tehuelchen-Weiber sehen, wenn nicht durch Bemalen entstellt, sehr gut aus; ihr Benehmen ist bescheiden aber auch coquett. Strapazen und Arbeit üben keine üble Wirkung auf sie; sind sie aber einmal alt geworden, dann sind sie auch gründlich häßlich.

Die Wohnung der Tehuelchen ist das Toldo, wie die Spanier das indianische Zelt nennen, welches den Hütten unserer Zigeuner nicht unähnlich, aus Guanacofellen besteht, die mit einer Mischung von Fett und rothem Ocker beschmiert werden. Die Toldos werden gemeiniglich an geschützten Stellen mit dem Eingange nach O. aufgeschlagen, da die mit rasender Heftigkeit wehenden Winde meistens aus W. kommen. Die innere Einrichtung des Toldo beschränkt sich fast ausschließlich auf Kissen aus alten Ponchos (spr. Pontschos, d. h. Mäntel), die als Sitze, als Ruhelager und den Weibern auch als Sättel dienen müssen. Dabei sind aber die Tehuelchen auf große Reinlichkeit in den Toldos bedacht, und wird jeder Unrath von den aufmerksamen Weibern sogleich entfernt.

Die Kleidung der Männer besteht aus einer Chiripa, d. i. ein um die Lenden befestigtes Unterbeinkleid, welches unter allen Umständen getragen wird, und aus einem Mantel aus Guanacofell, warm und weit, mit der haarigen Seite nach innen getragen, von außen in verschiedenen Farben bemalt. Als Beschuhung dienen hohe Stiefel aus Pferdeleder oder Pumafell; den Kopf deckt ein farbiges Drahtnetz oder, wenn erhältlich, ein Hut. Die Weiber tragen den Mantel um den Hals durch eine große silberne Nadel geschlossen und unter demselben ein sackartiges Kleidungsstück aus Calicot, von den Schultern bis zu den Hüften reichend. Die Kinder haben ebenfalls kleine Mäntel, pflegen aber gewöhnlich ganz nackt umherzulaufen. Schmucksachen aus Silber tragen die Tehuelchen-Damen mit Vorliebe und auch die Männer verschmähen sie nicht. Beide Geschlechter bemalen sich, besonders im Antlitz, mit rothem Ocker oder schwarzer Erde. Die Morgentoilette geschieht sehr einfach: ein Bad, welches beide Geschlechter jedoch sorgfältig getrennt nehmen; dann geht es an's Frisiren, was die Männer durch ihre Frauen, Töchter und Geliebten verrichten lassen; dagegen pflegen sie sich die spärlichen Barthaare, ja selbst die Augenbrauen regelmäßig auszurupfen. Die Weiber frisiren und bemalen sich gegenseitig. Beide Geschlechter tätowiren sich auch am Vorderarm. Obwohl die Tehuelchen einen großen Sinn für Reinlichkeit besitzen, jeden Schmutz aus ihren Toldos entfernen und Alles waschen, wenn sie irgendwo einer Seife habhaft werden, sind sie doch stets mit Läusen behaftet, die größtentheils in ihren Mänteln einen festen Wohnsitz aufgeschlagen haben. Die Hauptbeschäfti-

Digitized by Google

gung der Weiber im Lager besteht im Verfertigen der Mäntel für die männlichen Familienmitglieder. Nebst den Guanacomänteln trägt man auch noch solche aus Fuchs-, Wildkatzen- oder Puma-Fellen. Trotzdem hierdurch die Damen ganz genügend viel zu thun haben, finden sie nichtsdestoweniger nebenbei Zeit zum Kartenspielen, Plaudern und Scandalklatschen.

Die Tehuelchen besitzen ein gutes musikalisches Gehör, doch sind ihre Gesänge nicht melodiös und kaum mehr denn eine einfache Wiederholung sinnloser Worte. Ueberaus mäßig, essen sie nie zu regelmäßigen Tageszeiten, sondern stets nur wenn der Appetit sie dazu mahnt. Dagegen sind sie leidenschaftliche Raucher. In Ermanglung von Tabak wird ein von den Araucanern eingetauschtes Kraut, jedoch niemals unvermischt, sondern stets mit Paraguay-Thee gemengt, geraucht. Weiber rauchen, wenn sie schon alt sind. Die Hauptunterhaltung — denn die Jagd ist für den Tehuelchen ein Geschäft, kein Vergnügen — besteht in Pferdewettrennen, Karten- und Würfelspiel, endlich im Ballwerfen. Die verlorenen Einsätze läßt der Gewinner einfach abholen; alle Ehrenschulden werden auf das Gewissenhafteste sofort bezahlt.

Schon in der frühesten Jugend wird dem Kinde ein Pferd sammt Zubehör zugewiesen; in der That können sehr oft die Kinder beiderlei Geschlechts früher reiten als gehen. Eine Feierlichkeit bei der Namengebung vermochte Musters nicht zu beobachten; es gibt auch im Allgemeinen keine erblichen Familiennamen, sondern fast scheint es, als ob die meisten Namen von dem Orte der Geburt herrühren. Dagegen gibt die eingetretene Mannbarkeit eines Mädchens Anlaß zu einer besonderen Feier. Diese besteht im Wesentlichen darin, daß das Mädchen in ein zu diesem Behufe errichtetes Zelt gebracht wird, das Niemand betreten darf; zum Schlusse werden einige Stuten geschlachtet und eine Schmauserei veranstaltet, die mit einem Ball endet, an dem jedoch nur die Männer Theil nehmen. Mit Straußenfedern geschmückt, bewegen sich die Tänzer im Takte einer höchst primitiven Trommel anfänglich langsam, dann immer rascher bis sie ermüden und sich zur Ruhe begeben. Die Ehen gründen sich stets auf gegenseitige Zuneigung. Hat sich der Brautwerber der Einwilligung des Mädchens versichert, so pflegt er seinen Bruder oder sonst einen ergebenen Freund zu den Eltern der Geliebten zu senden und für dieselbe so und so viel Stuten, Pferde oder Silberzierathe zu bieten. Sind die Eltern mit dem Anbot zufrieden, so erscheint der Bräutigam in seinem schönsten Schmucke und auf seinem besten Rosse vor dem Toldo seiner künftigen Schwiegereltern, um die versprochenen Gaben zu überreichen, welche von diesen durch gleichwerthige Geschenke erwidert werden. Dann wird diese durch ihren Bräutigam unter dem Jauchzen seiner Freunde und den Gesängen der weiblichen Bekannten in ihr neues Toldo geführt und eine festliche Schmauserei von Stutenfleisch veranstaltet. Der Tehuelche darf so viel Frauen nehmen als er ernähren kann, selten aber findet man mehr denn zwei und gewöhnlich gar nur eine Frau im Toldo. Kinderlose Eheleute pflegen einen kleinen Hund an Kindesstatt anzunehmen und demselben Pferde und sonstige Geräthe zu schenken, die sämmtlich vernichtet werden, wenn der Eigenthümer, d. i. der Hund, einmal stirbt. Bei einem Todesfalle werden nämlich alle Pferde, Hunde und sonstige Thiere des Verstorbenen getödtet, sein Poncho, sein Schmuck, seine Bolas und Geräthe auf einen Haufen zusammengetragen und verbrannt. Die Leiche selbst wird in einen Poncho oder Mantel eingenäht und in sitzender Stellung, das Gesicht gegen O., in einem Steinhügel zur Ruhe gebracht, dem dann gelegentlich neue Steine zugetragen werden. Der Name des Verstorbenen aber wird nie mehr ausgesprochen und der gänzlichen Vergessenheit geweiht.

Die Religion der Tehuelchen unterscheidet sich von jener der Araucaner und Pampas durch den völligen Mangel irgend einer Spur von Sonnendienst, dagegen wird der neue Mond begrüßt mit ehrfurchtsvoller Geberde; zweifellos glauben die Tehuelchen an einen guten Geist, obwohl sie behaupten, er kümmere sich nicht im Geringsten um die Menschheit; Götzenbilder oder dergleichen besitzen sie nicht, ebensowenig regelmäßige religiöse Feierlichkeiten. Dagegen glauben sie an die Existenz zahlreicher böser Genien; der wichtigste der Dämonen ist Gualichu, den sie denn auch, so oft es ihnen nöthig erscheint, durch Pferde- oder Stutenopfer günstig zu stimmen trachten. Mit solchen Verrichtungen sind gewöhnlich, jedoch keineswegs ausschließlich, die Medicinmänner betraut, deren Würde nicht erblich ist. Diese

Digitized by Google

Herren befassen sich auch mit der ärztlichen Praxis in ihrem Stamme, wobei sie sehr viel mit Aderlässen hanthieren und auch mit Giften umzugehen verstehen; ferner fordert man von ihnen das Wahrsagen der nächsten Ereignisse, ein nicht gefahrloses Geschäft, weil sie nicht selten mit dem Tode bestraft werden, wenn ihre Prophezeiung nicht in Erfüllung geht. Endlich geschieht es noch hier und da, daß der Tod eines Tehuelchen von seinen Angehörigen dem Zauber eines Dritten zugeschrieben wird, eine Behauptung, die gemeiniglich mit unangenehmen Folgen für den angeblichen Zauberer begleitet zu sein pflegt. Der Charakter der Tehuelchen ist im Allgemeinen gutmüthig; gegen Fremde sind sie natürlich mißtrauisch, besonders gegen die Spanier. Unter sich sind sie von staunenswerther Ehrlichkeit, einen Fremden jedoch bestehlen sie ohne Gewissensbisse. Im Alltagsleben lügen sie fast immer, nur wenn es gilt, reden sie die Wahrheit.

§. 55. Die Magelhaesstraße und das Feuerland.

Tierra del fuego oder Feuerland gehört zu den Erdwinkeln, wohin sich nur selten der Fuß eines Wanderers verirrt. Im Jahre 1616 waren es Jakob Le Maire von Amsterdam und Wilhelm Cornelisz. Schouten aus Hoorn, welche das S.-Ende Amerika's zum erstenmale umschifften und die südlichste Spitze der Neuen Welt nach Schouten's Heimathsort benannten. Der durch die Magelhaes (spr. Magelians)-Straße vom amerikanischen Festlande getrennte Archipel, dem die Insel mit dem Cap Hoorn zugezählt werden muß, besteht aus Eilanden sehr verschiedener Größe, darunter Desolation Land im W. und König Carl's Südland im O. die wichtigsten sind. Letzteres, welches als das weitaus größte von allen so zu sagen den Kern des Archipels bildet, das eigentliche Feuerland, ward schon früher von Magelhaes entdeckt, der es nach dem aus dem Innern hervorleuchtenden Feuer- und Dampfausbruche dortiger Vulcane so benannte. Einer anderen Version zufolge rührt der Name von dem Feuer her, welches die Einwohner dieses Landes auf ihren Booten, einfachen hohlen Baumstämmen, beständig unterhalten.

In geologischer Hinsicht bietet Feuerland, wenigstens König Carl's Südland, kein besonderes Interesse, überall herrschen Alluvialbildungen, Mergel- oder Sandablagerungen vor, welche keinerlei Mineralschätze enthalten, obwohl Eisenerze angetroffen wurden, welche eine ziemlich weite Bodenfläche bedeckten. Am S.-Ufer der Useleß (spr. Juseleß)-Bay gewinnt das Terrain allmählig ein schieferiges Aussehen. Bebautes Land traf man wohl nicht, doch darf man vielleicht an die Möglichkeit des Anbaues und Gedeihens von Kartoffeln, Hafer, Roggen u. dgl. glauben. Die Flora bietet keine anderen Pflanzen als jene, die naturgemäß im S. Patagoniens und im N. Europa's vorkom-

Digitized by Google

men. Mit Ausnahme einiger dem N. zugekehrten Hügel ist das Land nicht holzreich, doch ändert sich dies, wenn man auf die S.-Seite der Useleß-Bay übergeht. Mit der neuen Gestaltung des Bodens hebt auch eine andere, reiche und kräftige Vegetation an; von nun an kein verkrüppeltes Strauchwerk mehr, keine vereinzelten Waldparzellen, sondern schöngewachsene Bäume, unendliche Urwälder voll von Hagebutten, Lorbeer und Fuchsias; selbst Cinerarien, kleine Camelien und Zimmt wurden von Pertuiset, dem neuesten Erforscher Feuerlands, beobachtet. Alle Thäler enthalten reiche, üppige Weidegründe. Die Pferde verschwinden darin bis zur Brust und scheinen die Qualität des Futters zu würdigen. Pertuiset hält dieses ausgedehnte Weideland besonders für die Viehzucht geeignet, zumal die so arg verrufene Temperatur des Feuerlandes sich gleichfalls günstiger erwies.

Um die eigenthümlichen Scenerien kennen zu lernen, welche Tierra del Fuego gewährt, folgen wir am liebsten der Schilderung, welche Freiherr von Oesterreicher von seiner Fahrt durch die Magelhaes-Straße auf der österreichischen Corvette „Friedrich" in so lebhaften Farben entworfen hat. Baron Oesterreicher schiffte von Valparaiso nach Montevideo, d. h. er durchfuhr die Magelhaes-Straße, einst der Schrecken der Seelente der Segelschiffszeit, nunmehr aber der beliebteste Weg für Schiffe mit voller oder auch nur auxiliarer Dampfkraft, in der Richtung von W. nach O. Nicht Jedermann ist es vielleicht bekannt, daß sich in der Magelhaes-Straße das einfachste Postbureau der Welt befindet. Seit einigen Jahren hängt an dem Felsen des äußersten Vorgebirges der Magelhaes-Straße gegenüber Feuerland ein Fäßchen, das mit einer eisernen Kette befestigt ist und welches von jedem durchfahrenden Schiffe geöffnet wird, um entweder Briefe in dasselbe hineinzulegen, oder Briefe aus demselben herauszunehmen. Diese Postablage verwaltet sich also von selbst, sie ist dem Schutze der Seefahrer anheimgestellt, und man hat kein Beispiel, daß je ein Mißbrauch von dem öffentlichen Vertrauen gemacht worden wäre. Jedes Schiff übernimmt die freiwillige Expedition der Einlagen, deren Bestimmungsort in der Richtung seiner Fahrten liegt.

„Hat der Anlauf an die Magelhaes-Straße auch jetzt noch seine eigenen Schwierigkeiten, so entschädigt der landschaftliche Anblick reichlich für das Ungemach des Wetters, das in fast ununterbrochener Folge Hagel, Regen, Schnee und stürmischen Wind dem Seefahrer bescheert. In hochgeschwungenen bizarren Contouren ziehen sich die kegelförmigen Kuppen von Cap Pillar hin, starr und massig erhebt sich in prallen Böschungen das felsige, moosgrüne Gebirge von Desolation Land gegen S. hin; ein ganzes Feld von ausgewaschenen Felsen liegt dem Lande vor und die einzelnen Spitzen derselben sehen wie die Kreuze und Monumente eines Gottesackers aus. Darüber schäumt und bricht die See, bis sie mit ihren Rollern das steile Ufer erreicht, wo ein einziger gischtender Schaum den Rand umsäumt. Soweit das Auge reicht, ragen diese wildzackigen dolomitischen Kuppen über das hohe Gebirge hinaus, nur selten ist hier und da in einer Schlucht ein verkrüppelter Baum angesiedelt, doch der vorwiegende Charakter ist nackter Fels. Dabei ist der Himmel von dichtem, schwarzem Gewölke eingefaßt, als wollte es das hochgehende Meer durch seine Last beruhigen; im W. wird es finster, schwarz, und bald braust von da her der Wind mit seiner dichten Begleitung, Regen und Hagel. Wir laufen bereits in der Straße, haben den Sphynxkopf von Cap Pillar gesehen und uns kaum erholen können von der Gleichmäßigkeit des gewaltigen Anblicks, den die drastisch gezackten Uferberge im N. und S. bilden. Nachmittags sucht die Corvette Rast in dem geräumigen Chusruca-Hafen. Man erkennt ihn an der schmalen, steil eingefaßten Schlucht, welche zu diesem Fjord führt, und an dem mächtigen Gletscher, der in der Richtung dieser Schlucht im Hintergrunde sichtbar wird. Die Schönheit eines Gletschers hart am Meere mit seiner bis zu dem Moosgrunde des letzten Abhanges

Digitized by Google

reichenden Fläche sowie die Scenerie massig aufgethürmter nackter Gebirge, die längs des Ufers in steile Wände endigen, dabei eine lange schmale Meeresschlucht, das Alles wirkt überraschend für den, der noch vor Kurzem gewohnt war, den unbegrenzten Ocean um sich zu sehen. Bis in den letzten Hintergrund der Schlucht setzt die Corvette ihren Weg fort, und ankert im Nassau-Hafen, von himmelhohen Felswänden und Schluchten umschlossen, von deren Gipfeln Hunderte von kleinen Wasserfällen und Wasseradern herunterrauschen, während ein kleiner Gletscher und manches bizarr geformte Schneefeld auf den obersten Abhängen uns an die hohe südliche Breite erinnern, während laue Lüfte uns auf dem Meere umspielen. Mit wahrhafter Freude stürzt jedermann nächsten Tages zum Ufer dieser stillen Klause inmitten der sturmbrodelnden Region; man ergötzt sich an dem Anblicke des saftig grünen Gesträuches, das die Ufer allenthalben einsäumt.

Nächsten Tages verließ die Corvette diesen an Naturschönheiten reichen Hafen und steuerte durch den malerischesten Theil der Magelhaens-Straße bis zum Abend fort. Die grünen Ufergehänge von Jacques-Eilande nach der S.-Seite mit ihren vielfachen schmalen und tiefen Einschnitten bilden einen Gegensatz zu dem felsigen, in steilen Wandungen abgeböschten N.-Ufer, wo der Kalk im Gesteine vorherrscht; zahlreiche Gletscher senden die steilen Schluchten entlang ihr Eis bis hart an's Meer, von welchen dieses nur durch einen schmalen Streifen grünen, zwerghaften Waldes getrennt ist; in wilden, zackigen Formen, mit fast durchgängig beeisten Gipfeln erhebt sich das hohe Gebirge zwischen den beiden tief in das amerikanische Festland hineinreichenden Golfen, dem Otway und Kaultega-Wasser. Spät am Abend läuft die Corvette in den Swallow-Hafen ein. Die Riffe und Klippen sind mit dichtem Seegrase bewachsen und die Natur sorgte für eine gute Verkleidung dieser Schiffahrtsgefahren. Die kleinen Uferhügel sind mit schönen Bäumen mit saftigem Grün bestanden, doch landeinwärts, im Hintergrunde des Hafens, ragen schnee- und eisführende Wände zum Himmel empor und ein prachtvoller, wasserreicher Bach stürzt in eine Schlucht von mehr als 240 M. hinab, ein selten gesehenes Schauspiel bietend. Man kann sich nicht sattsehen an den erhabenen Scenerien, welche die Natur hier angehäuft hat, und die Beschwerlichkeiten der Fahrt durch diese Straße werden reichlich aufgewogen durch den überraschenden Reichthum an Naturbildern.

Bei einem heiteren Himmel und klarer Atmosphäre hatte der letzte Theil der W.-Hälfte der Straße sein Festtagskleid angelegt. Wir steuerten an dem Schneefunde an Ines-Eiland vorüber, dessen weite Schneefelder und Kuppen sonderbar mit dem saftigen Grün contrastiren, welches den Crooked-Lauf der Straße einfaßt. Obwohl kaum eine leichte Brise die Segel füllt, ist die Straße auf meilenweite Breite voll weißer Kämme; hier begegnet die Fluthwelle des atlantischen Oceans jener, welche von W. aus dem Stillen Ocean eindringt. Behemente Gierschläge bezeichnen dieses streitige Feld der beiden Welten. Beide Ufer sind nun mit dichtem Baumwuchse bestanden und strotzen in grüner Pflanzendecke; selbst der Croß-Berg mit über 500 M. Höhe hat sein Schneekleid ausgezogen, um es erst im Winter wieder umzunehmen. Wie knollige Knoten tauchen am fernen Horizonte die einzelnen Caps auf, welche auf der Festlandsseite das gerablinige Ufer unterbrechen; zwischen Cap Holland und Cap Froward erstreckt sich eine einzige zusammenhängende senkrechte Wand, welche Cyklopen gemeißelt und polirt zu haben scheinen; diese Wand, von Moos, Epheu und Immergrün bedeckt, ist eines der schönsten Bilder in der Straße, während im S. auf dem Feuerland der hohe Sarmiento seinen Gipfel, in Schnee und Eis gehüllt, zum Himmel in die Wolken streckt. Cap Froward gab uns einen Beweis seines wetterscheidenden Einflusses. Ein frischer West mit scharfem harten Gewölke hatte uns ereilt und uns vorwärts gebracht; doch in dem Maße, als Froward gerundet wurde, klärte sich der Himmel, die eckigen, dräuenden Wolken blieben jenseits Froward haften und ein sommerlicher Nachmittag mit blauem Himmel bei frisch wehendem W.-Winde erwartete uns in der östlichen Hälfte der Straße. Dieser Wetterscheide entspricht auch der veränderte Anblick der Ufer. Sanften Böschungen mit geringeren Bodenerhebungen folgen allmählig immer flachere Ufer und innerhalb fünfzig Seemeilen nimmt die Küste ihren anderen Charakter als Flachland an." (Reise Sr. Maj. Corvette „Friedrich". Wiener Abendpost vom 4. Juli 1876.)

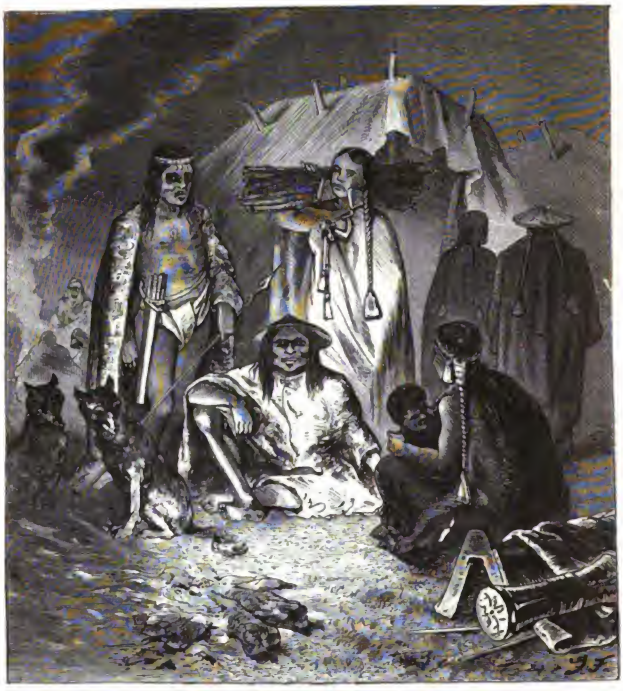
Digitized by Google

Punta Arenas.

In diesem östlichen Theile der Magelhaes-Straße liegt die chilenische Niederlassung Punta Arenas, die von der sandigen Beschaffenheit des umliegenden Bodens ihren Namen hat. Vor nicht sehr langer Zeit ward in einem nahen Strombette Gold gefunden, an einer anderen Stelle Kohle geringerer Sorte entdeckt. Obwohl die innere Einrichtung der etwa 230 Häuser von Punta Arenas auf vielen Comfort keinen Anspruch erhebt, macht das Städtchen mit seinen weiß und grün getünchten hölzernen Häusern und den grauen Schindeldächern bei breiten, wenn auch nur in geringer Anzahl geebneten und gepflasterten Straßen einen freundlichen Eindruck, inmitten der von Bäumen gerodeten, leicht ansteigenden Ebene, welche im N. von einem kleinen Hügel abgeschlossen wird. Das Klima ist aber kein anziehendes; selten nur wölbt sich im Sommer über Arenas ein heiterer Himmel und zählt man oft unter fünf Tagen kaum einen, wo das Landen überhaupt möglich. Die Colonie besteht theils aus unfreiwilligen Einwanderern, nämlich verbannten Deserteuren der chilenischen Armee, theils auch aus freiwilligen Ansiedlern, die man durch reichliche Abtretung von Grundstücken dahin zu ziehen getrachtet hat. Außerdem erhalten die Chiloten — so nennen sich diese Ansiedler — noch Löhne von der Regierung für ihre Arbeit; sie bilden den fleißigsten Theil der sehr bunt zusammengewürfelten Bevölkerung, arbeiten sehr viel, lieben es aber auch sehr viel zu trinken und ihre Weiber sollen nur mangelhafte Kenntnisse von ehelicher Treue besitzen. Im Uebrigen findet sich in Arenas die ganze Stufenleiter menschlicher Racen vom indianischen Urtypus bis zum reinen Weiß des Kaukasiers vertreten, und selbst einige Schwarze, Abkömmlinge von Afrika's Kindern, nebst ihren Mischungen mit europäischem und indianischem Blute fehlen daselbst nicht. Der Mischlingsschlag von spanischem und Indianerblut, dem auch die Chiloten angehören, bildet eine abgehärtete, kräftige Race, welche die in den dortigen dichten Waldungen so nothwendige Art wohl zu führen weiß; diese Leute leben in der bescheidensten Einfachheit und nähren sich meist nur von Kartoffeln, die zwar noch auf Chiloe im Freien gedeihen, in Arenas aber keine erhebliche Größe mehr erreichen. Mit der steigenden Benutzung der Magelhaes-Straße wird auch der Wohlstand von Arenas zunehmen, doch bisher sind die Aussichten der Ansiedler auf Gewinn und materielles Wohlergehen nur sehr gering.

Die nächsten Engen, die sogenannten zweiten, wurden von der „Friedrich" noch mit günstigem Strome durchfahren, doch von da bis fast an's Ende der ersten Engen verlangsamte sich ihr Lauf durch die gewaltige Fluthmasse, welche in die Straße hineindrängt. Wahrhaftes Urgestein der paläozoischen Formation scheint hier die Ufer der Straße einzufassen, die an manchen Stellen wie Wände geschnit-

Digitized by Google



Lager der Patagonier.

ten sind. Später, d. h. weiter gegen O. hin werden aber die Ufer auf patagonischer wie auf feuerländischer Seite niedrig und marschig, bis die Straße in den freundlichen, grünblauen Wogen des atlantischen Oceans mündet.

Die Eingebornen von Tierra del Fuego sind die Pescherähs des Bougainville oder die Feuerländer in der jetzigen Sprache der Völkerkunde. Pertuiset meint, daß ihr Gesichtstypus nicht so niedrig sei, wie man behaupte; ja er versteigt sich sogar ihn schön zu nennen, jedenfalls edler als den Typus der Patagonier, denen sie ethnologisch anzureihen wären. Oesterreicher sah in Arenas drei junge Damen aus dem Feuerlande — Männer sind noch nie in der Colonie erschienen — und sagt, daß sie den den Patagoniern verwandten Typus zeigen: niedrige Stirne, breite, hervorstehende Backenknochen, ein eben

Digitized by Google

so breites als hohes Antlitz und eine Stärke des Knochen- und Zahnbaues, die man sonst nur bei einem Gorilla findet. Die Feuerländer sind gut gewachsen und stattlich; ihr weißer Teint — Darwin betont die Schwärze ihrer Haut — sei von den Küstenwinden verbrannt, und ihr Schmutz erwecke Zweifel an ihrer Hautfarbe. Die Männer haben ein dichtes Haupthaar, welches sie nach patagonischer Weise geordnet tragen; die Frauen schneiden ihr Haar und lassen nur zwei Flechten nach rechts und links herabfallen. Bart besitzen die Feuerländer nicht, kaum gewahrt man an Einigen einen leichten Anflug von Behaarung. Thierfelle über die Schulter geworfen schützen sie gegen die Kälte; im Gegensatze zu den Patagoniern tragen sie den Pelz nach außen gekehrt, einige unter ihnen besetzte Stiefel aus Rattenfell, und vervollständigen ihren Anzug durch eine Guanacohaut oder einen Seemövenbalg von dreieckiger Form, welcher die Haare zusammenhält. Die Weiber bedecken ihre Blöße mit einem kleinen Rattenfell, welches an keinem Manne beobachtet wurde, und schmücken sich mit Hals- und Armbändern aus Muscheln. Die Sprache ähnelt der patagonischen, ohne dieselbe zu sein. Als Nahrung dienen Seemuscheln, Fische, auch Ratten, Wildgänse, und endlich Guanacos. Ihre Waffen sind Bogen und Pfeile, erstere mit einer aus Thiergedärmen gedrehten Sehne, letztere aus im Feuer gehärtetem Holze mit einer Steinspitze versehen. Auch die Schleuder wissen sie mit großem Geschick zu handhaben, im Ganzen aber sind sie sehr ungefährlich.

Es ist dies hier die schicklichste Stelle, um des östlich von Tierra del Fuego gelegenen Archipels der Maluinen oder Falklandsinseln zu gedenken, welche ein Besitzthum der britischen Krone bilden. Sie bestehen hauptsächlich aus zwei größeren Inseln: W.- und O.-Falkland nebst einigen kleinen Eilanden, die zusammen einen Flächenraum von 12,279 □Km. einnehmen. Die Bevölkerung beträgt 812 Köpfe und die Hauptstadt ist Port Louis.

Im Jahre 1874 hat der Gouverneur der Falklandinseln dem britischen Colonialamt einen höchst günstigen Bericht über die Zukunft dieser Inseln eingeschickt. Das Klima scheint sich in den letzten zwanzig Jahren bedeutend verändert zu haben; wenigstens sind in dieser Zeit die Winter viel milder gewesen — ein Umstand, der für Professor Agassiz' Theorie spricht, daß ein Zweig des Golfstromes einen südwestlichen die Falklandinseln berührenden Lauf genommen habe. In dem Berichte wird die Verbesserung der Schafwolle bis in manchen Fällen zum doppelten Werthe hervorgehoben und der Kreuzung mit englischen Schafen zugeschrieben. Vor sechs Jahren, heißt es ferner in dem Bericht, hätte eine Mannschaft, die an der W.-Insel Schiffbruch litt, Hungers sterben müssen; aber seitdem sind solche Fortschritte gemacht worden, daß man, an welchem Theile der Insel auch immer man landen möge, innerhalb 16—24 Km. Nahrung und Obdach finden kann. (Allgem. Zeitung vom 3. April 1874.)

Digitized by Google

§. 56. Die romanischen Völker Südamerika's.

Ganz Südamerika ist eine Domäne des Indianers, der überall den Grundstock der Bevölkerung bildet und in den verschiedensten Charakter- und Culturabstufungen vorkommt. Die Weißen, in politischer Hinsicht die Herren des Landes, bilden den Rothhäuten gegenüber eine nur ziemlich dünne Schicht, die jedoch dank ihrer geistigen Ueberlegenheit den Culturverhältnissen ein eigenthümliches Gepräge aufgedrückt hat, so daß man im Gegensatze zu dem den Angelsachsen verfallenen Nordamerika von einem lateinischen oder romanischen Amerika zu sprechen vollauf berechtigt ist. Die meisten Charakterzüge dieses lateinischen Amerika haben wir schon in dem gleichfalls dazu gehörigen Centralamerika kennen gelernt, und haften dieselben mehr oder minder auch den socialen und politischen Verhältnissen der südamerikanischen Staatsgebilde an. Man hat versucht, für die dort beobachteten Erscheinungen, für den Mißerfolg der Colonisation, die Romanen verantwortlich zu machen, welche nach einer bei uns allgemein verbreiteten Ansicht überhaupt nicht zu colonisiren verstehen. Eine wissenschaftliche Prüfung verträgt indeß diese Phrase nicht. Vielmehr liegen dort die Thatsachen ganz anders, wobei wir die klimatischen Verhältnisse, welche den germanischen Stämmen den dauernden Aufenthalt innerhalb der Wendekreise gebieterisch, bei Strafe des physischen Unterganges, untersagen, völlig aus dem Spiele lassen. In fast allen Landen nämlich, wo die Spanier sich niederließen und Colonien gründeten, die heute als unabhängige, besondere Freistaaten bestehen, stießen sie, im directen Gegensatze zu den Germanen Nordamerika's, überall auf eine compacte, seßhafte, ackerbautreibende indianische Bevölkerung. Hier war kein Ausrotten möglich wie bei den flüchtigen Jägerstämmen Nordamerika's; hier hatte sich vielmehr der indianische Stamm selbst schon zu der ansehnlichen Höhe einer, wenn auch in vielen Stücken barbarischen Cultur emporgeschwungen, womit unwiderruflich eine namhafte Verdichtung der Volksmenge verknüpft ist. Die europäische Einwanderung bildete in diesen Ländern stets eine geringe Minorität, die zwar, dank ihrer geistigen Ueberlegenheit, die indianische Majorität beherrschen, nicht aber materiell vernichten konnte. Eine unausbleibliche Consequenz dieses durch die Natur der Dinge gegebenen Verhältnisses war dann die Blutvermischung zwischen Weißen und Rothhäuten, welche die spanischen

Digitized by Google

Republiken mit dem üppig wuchernden Mestizengesindel überschwemmte. Die Mestizen sind es hauptsächlich, welche die europäische Civilisation in Amerika nicht zur Entfaltung gelangen lassen, indem sie dieselbe vielmehr in's Indianische hinabziehen. Ihnen gegenüber sind die wenigen, wahren Romanen, die es noch gibt, völlig machtlos. In jüngster Zeit haben mehrere Staaten Südamerika's einen lobenswerthen Eifer an den Tag gelegt, zu gesitteteren Zuständen sich emporzuarbeiten; inwieferne dieses Streben jedoch von dauerndem Erfolge gekrönt sein wird, wäre eine Vermessenheit jetzt schon bestimmen zu wollen. Das bisher Geleistete werden wir in seinen wichtigsten Punkten später kennen lernen, wenn jeder einzelne Staat einer kurzen Betrachtung unterzogen wird.

Worauf aber jetzt schon die Aufmerksamkeit gelenkt werden muß, ist der ethnische und staatliche Riß, welcher das Romanenthum in Südamerika spaltet. Sehen wir von den Colonialgebieten der Engländer, Franzosen und Holländer in Guyana ab, welche der übrigen Ländermasse Südamerika's gegenüber kaum in Betracht kommen, so ist der gesammte Continent in den Händen zweier romanischer Völker, welche sich in dessen Besitz in sehr ungleicher Weise theilen. Es sind dies die Spanier und die Portugiesen. Die auf der pyrenäischen Halbinsel deutlich wahrnehmbare ethnische Verschiedenheit der beiden Stämme gelangt auch jenseits des atlantischen Oceans zum Ausdrucke, obgleich Beide mit einander gemein haben, daß sie sich als vom Mutterlande verschiedene Völker betrachten, ja den europäischen Nachkommen ihrer spanischen und portugiesischen Voreltern sogar mit Haß oder mindestens Abneigung begegnen. Und in der That, so wenig der nordamerikanische Yankee mehr ein Engländer, so wenig ist der Südamerikaner Chile's, Venezuela's oder Mexico's mehr ein Spanier oder der Brasilianer ein Portugiese. Ueberall in Amerika sehen wir, wo Europäer irgend eines Stammes sich selbst überlassen bleiben, die Bildung eines neuen Volksthumes vor sich gehen, und dies ist in der Gegenwart schon überall weit genug fortgeschritten, um sich ihrer Differenzirung von den ursprünglichen Stammeseltern bewußt zu sein; daher der leicht erklärliche Antagonismus zwischen den europäischen Stammvölkern und deren amerikanischen Ablegern.

Diese gemeinsamen Züge nach Außen hin sind jedoch gänzlich unvermögend, den herrschenden inneren Unterschied zwischen den spanischen Amerikanern und den brasilianischen Portugiesen zu überbrücken, und dieser Unterschied kommt allerwärts zum prägnantesten Ausdrucke. Nicht nur in der Staatsform, denn Spanisch-Amerika stürzte sich ausnahmslos der Republik

Digitized by Google

in die Arme und wies jeden Versuch einer monarchischen Restauration energisch zurück, während der portugiesische Stamm von allem Anfange an der Monarchie festhielt, sondern Brasilien, thatsächlich der einzige monarchische Staat Amerika's und der einzige geordnete Staat Südamerika's, steht auch sowohl durch seine Machtfülle als durch sein verschiedenes Volksthum in Opposition zu allen seinen spanisch-republikanischen Nachbarn, mit denen es keine weiteren Bande verknüpfen. Nur momentane Interessen können diese bewegen sich mit Brasilien zu verbinden; hören erstere auf, so fallen auch die Bundesgenossen ab.

Diese Sachlage rechtfertigt es wohl, wenn wir nachstehend die Gruppe der spanisch-republikanischen Staaten in's Auge fassen und dann erst auf Brasilien übergehen. Die europäischen Colonialländer Guyana's mögen, da sie mit den hier angedeuteten Verhältnissen in keinerlei Zusammenhang stehen, ganz zum Schlusse betrachtet werden.

§. 57. Venezuela.

Wir beginnen mit der das Stromgebiet des Orinoco umfassenden Republik Venezuela, deren geographische Verhältnisse wir in einem früheren Abschnitte genügend kennen lernten; wir beschränken uns demnach hier darauf zu erwähnen, daß der Größe des Landes wegen die Temperaturverhältnisse sehr verschieden sind und sich in drei Regionen theilen lassen.

Die heiße Region, welche sich vom Meeresspiegel bis zur ungefähren Höhe von 700 M. erstreckt, hat eine Durchschnittswärme von + 25° C. und verbindet damit einen nicht ungünstigen Gesundheitsstand. Die gemäßigte Region mit einer Temperatur von circa + 18° C. erstreckt sich von 700—2000 M. Höhe; sie entwickelt paradiesische Reize und ist ein ebenso gesunder als angenehmer Aufenthalt. Die kältesten Monate sind December und Januar mit einer Temperatur von + 15° C., während in den wärmsten Monaten April und Mai der Thermometer nie mehr als + 25° C. zeigt. Zur kalten Region gehören alle über 2000 M. liegenden Gebirgslandschaften mit oder ohne Schneedecoration.

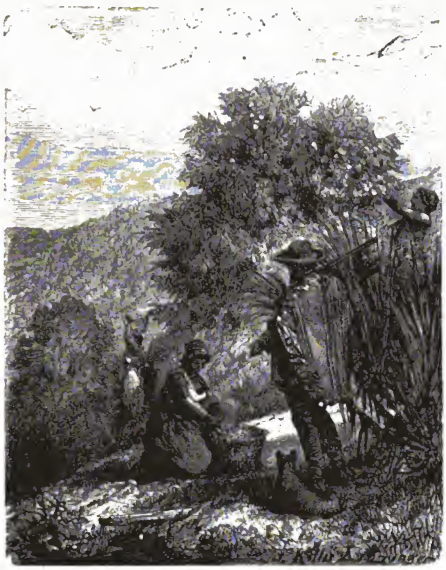
Die Pflanzenwelt Venezuela's ist ungemein reich, mannigfaltig und deßhalb von höchster Bedeutung, weil sie fast ausschließlich die Handelsartikel des Landes liefert und ihre Producte Gegenstand der Cultur sind. Obenan steht der Kaffee, der den Hauptreichthum Venezuela's bildet.

Der beste Kaffee wächst in der gemäßigten Region, und besonders da, wo häufige Morgennebel vorkommen. In der wärmeren Region wird er unter dem Schatten größerer Bäume gezogen. Im vierten oder fünften Jahre gibt der

Digitized by Google

Kaffeebaum die erste Ernte, welche im October beginnt. Die Früchte, kleinen rothen Kirschen ähnlich, werden zuerst ihrer fleischigen Hülle entledigt, wozu ein Apparat benützt wird. Die so behandelten Früchte werden auf kurze Zeit in Bassins der Gährung überlassen, um sie noch mehr zu reinigen, und dann in großen gepflasterten Höfen getrocknet. Darauf kommen sie in die Trilla, wo sie entweder durch Stampfen oder Walzen von ihrer pergamentartigen Hülle befreit werden, um schließlich im Venteador den Reinigungsproceß durchzumachen. Das jährliche Productionsquantum des Kaffee's beträgt gegenwärtig an 350,000 Kg.

Die weiteren wichtigsten Producte des Pflanzenreiches in Venezuela sind: der Cacao; der Cacaobaum gehört dem heißen Tieflande an, und ist seine Cultur ziemlich einfach. Den besten Cacao liefert die Pflanzung Chuao, welche Eigenthum der Universität von Caracas ist. Die hier producirte Menge beträgt 500 Kg. im Jahre. Venezuela liefert jährlich gegen 30,000 Kg. davon. Der Zucker. Auf den Plantagen wird meist das Otahitirohr (Saccharum officinarum) gebaut. Die reifen Stammstücke werden zunächst zwischen eisernen Walzen zerquetscht, der ablaufende Saft in ein Reservoir geleitet und von da in eiserne Kessel gebracht, wo er bis zu einem gewissen Grade eingekocht, abgeschäumt und geklärt wird. Der eingekochte Saft wird sodann in hölzerne Formen gegossen, wo er allmählig erstarrt. Als Brennmaterial verwendet man das ausgepreßte und getrocknete Rohr. Der so gewonnene Zucker hat eine braune Farbe und wird Papelon genannt. Baumwolle, eine von den schönsten Arten (Sea-Island-Baumwolle) wurde nur versuchsweise am See von Valencia angebaut, lieferte aber so vorzügliche Resultate, daß sie gegenwärtig an mehrere andere Orte verpflanzt wurde. Von Baumwolle exportirt Venezuela 28,000 bis 29,000 Kg. Indigo war früher eines der wichtigsten Producte des Landes, doch wurde dessen Cultur durch den Kaffee verdrängt, welcher viel leichter und lohnender anzubauen ist. Mais kommt in weißen, gelben, violetten, rothen und schwarzen Spielarten vor. Er ist ein allgemein beliebtes Grünfutter für Pferde und Maulthiere. Venezuela ist sehr reich an Chinaarten, doch ist bei vielen der botanische Name nicht bekannt. Sie werden sämmtlich gegen die diversen Arten des Fiebers angewendet. Sarsaparilla (Smilax Sarsaparila), eine



Kaffee-Ernte.

Digitized by Google

Cacaopflanzung am Amazonas.

Wurzel, schon lange in der Medicin als blutreinigendes Mittel bekannt, kommt in so großer Menge vor, daß gegenwärtig 750 Kg. zum ungefähren Preise von 140,000 Mark ausgeführt werden.

Von anderen untergeordneten Pflanzen finden wir noch: die ungemein bittere Rinde von Vallesia hypoglauca, Amargoso genannt, die interessanten Mayafrüchte von Bromelia chrysantha, die blutreinigenden und giftwidrigen Stengel der Micadia gonoclada, in Venezuela Guaca geheißen, die Guasimorinde, zur Bereitung erfrischender Getränke von Guazuma ulmisotia, die gerbsäurehaltige Cursidor- (Gräber-) Rinde von Weinmania glabra, die Pepa de Cola, Samen von Cola acuminata, welche ein vorzügliches Mittel gegen Leberleiden sein sollen, die blutstillende Rosa de Montaña (Brownea grandiceps), die Pepa de Cedron, Samen von Sinabra Cedron, welche gegen den Schlangenbiß erfolgreich angewendet werden, die Ojo de Zamuro von Muncuna puriens, ein Heilmittel gegen Asthma, die Cujafrüchte mehrerer Myristica-Arten, aus deren talgartigem Fett Lichter erzeugt werden, und mehrere andere ölhaltige Samen, Bohnen und Früchte.

Die Einwohnerzahl der Republik ist nicht mit wünschenswerther Genauigkeit bekannt; doch beträgt sie sicherlich 1,500,000, mit Ausschluß der im tiefern Innern wohnenden unabhängigen Indianerstämme. Da durch Decret der Regierung vom 9. Januar 1871 ein statistisches Bureau unter dem Namen Direccion General de Estadística gegründet worden ist, wird hoffentlich dem Mangel genauer Angaben bald ein Ende gemacht sein. Am bevölkertsten sind natürlich die Ackerbaudistricte und die Umgebungen der größeren Städte; doch ist auch in diesen noch sehr viel Raum für eine zahlreiche

Digitized by Google

Einwanderung, die, wie wir hoffen, sich wohl niemals nach jenen Tropengegenden wenden wird.

Ein warnendes Beispiel ist das Geschick der deutschen Colonie Tovar. Der gelehrte Agostino Codazzi (geb. 1793 zu Lugo in Italien, gest. 1859 zu Pueblito in Columbia), welcher deutsche Arbeitskraft und Ausdauer über Alles schätzte, faßte in einer jener kurzen Perioden, wo der Bürgerkrieg in Venezuela ruhte, 1842 den Entschluß, eine deutsche Colonie im Lande anzulegen. Er wählte dazu eine etwa 110 Km. von Caracas gelegene Hochebene und nannte die Colonie Tovar, nach dem Namen eines Capitalisten, der ihn dabei unterstützt hatte. 1843 holte Codazzi die Ansiedler, meist Schwarzwälder, selbst in ihre neue Heimath herüber. Seine Ausdauer überwand die Schwierigkeiten, welche die neuen, unbekannten Verhältnisse natürlich der Ansiedelung entgegenstellten; 1848—54 war sie in gutem Zustande und glich mit ihren kleinen zierlichen Häusern einem Schweizer Alpendorfe, überall zeigten sich in ihr rasche Fortschritte. Dann aber trafen auch die deutsche Colonie die Schläge der inneren Unruhen, welche in Venezuela Jahre lang jeden Gewerbebetrieb störten. Mehr und mehr ging Alles zurück und 1870 wurde die ganze Ansiedlung durch die Truppen von Guzman Blanco zerstört, welche mit Allem, was sie vorfanden, ihre Stellung zu schützen suchten und beinahe sämmtliche Häuser niederrissen. Seitdem haben sich die Colonisten, deren Zahl sich etwa auf 1250 belief, im Lande zerstreut. (Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. 1874. S. 30—31.)

Die Hauptbeschäftigung des Landes ist die Agricultur. Außer den für den eigenen Bedarf gebauten Nahrungspflanzen, die man allgemein frutos menores nennt, sind die wichtigsten Erzeugnisse des Landbaues Cacao, Kaffee, Baumwolle, Indigo, Zuckerrohr und Tabak. Sie werden unter dem Namen frutos mayores zusammengefaßt.

Bergbau wird jetzt in Guyana (Gold) betrieben; die Kupferminen von Aroa sollen wieder in Arbeit genommen werden; Phosphat-Guano geht von der Insel Orchila nach den Vereinigten Staaten, und die Ausbeutung mehrerer Kohlenminen steht nahe bevor. Auf der Weltausstellung zu Wien 1873 war das Mineralreich Venezuela's hauptsächlich durch Quarze, welche viel Gold enthalten, und Bausteine vertreten.

Wenn gleich die Fabriks- und Manufactur-Thätigkeit Venezuela's weit hinter der anderer Länder zurücksteht, so ist es doch ein Irrthum, wenn man sagt, es könne von ihr kaum die Rede sein. Die Industrie ist in jenen noch größtentheils undurchforschten, wenig bewohnten und der Cultur nur seit Kurzem erschlossenen großen Ländergebieten allerdings noch nicht genug heimisch geworden, als daß man Großes von ihnen erwarten könnte. Allein man sieht wohl an einzelnen Objecten, daß sie sich bemühen, die Urproducte im Lande selbst zu verwerthen, Industriezweige zu schaffen und ihre Bedürfnisse nicht allein durch den Import zu decken. Allerdings ist an einen Export von Industrie-Erzeugnissen im Allgemeinen vorläufig noch nicht zu denken, aber in einzelnen derselben ist doch schon eine starke Ausfuhr zu verzeichnen. Seife, Lichter, Leim, Liqueure, Buchdruck- und Buchbinderarbeiten, Strohgeflechte,

Digitized by Google

Stickereien und Arbeiten aus Federn werden in recht guter Weise angefertigt, und ganz dasselbe gilt von den Leistungen der Gerbereien, Maschinen- und Möbelfabriken. Der venezuelanische Handwerker ist sehr anstellig und arbeitet in den meisten Fällen ebenso gut als der europäische. Zeuge und Bekleidungsstoffe aller Art, Kurz- und Eisenwaaren, Bier, Wein ꝛc. werden eingeführt.

Der Handel Venezuela's steht in naturgemäßem Zusammenhange mit dem Ackerbaue und hat wie dieser in neuester Zeit einen bedeutenden Aufschwung genommen. 1832—34 hatte die Gesammtausfuhr einen Werth von nur etwa 13 Millionen RM., während dieselbe in dem Zeitraum vom 1. Juli 1871 bis dahin 1872 mehr als 48 Millionen RM. betrug. Leider sind die Zahlenangaben noch nicht mit Genauigkeit für das ganze Land und für alle Artikel zu ermitteln. Die Ausfuhr geht namentlich nach den Vereinigten Staaten (Philadelphia, New-York), England, Frankreich (Bordeaux, Marseille, St. Nazaire), Hamburg, Bremen, Spanien und Holland. Der Werth der Einfuhr ist von dem der Ausfuhr wenig verschieden. Venezuela erhält Weizenmehl (fast ausschließlich), Fett ꝛc. von den Vereinigten Staaten, Eisen- und Baumwollenwaaren aller Art von England; Seidenstoffe, Modeartikel, Kurzwaaren, Papier, Wein, Parfumerien und Droguen von Frankreich, während bedeutende Mengen von Eisen- und Stahlwaaren, Glas, Porzellan, Papier, Gold- und Silberwaaren, Spielzeug und andere Kurzwaaren, Bekleidungsstoffe, Bier und Droguen von Deutschland (Hamburg und Bremen) eingeführt werden. Die meisten Artikel sind einem Einfuhrzoll unterworfen, der in einigen Fällen ad valorem (Gold- und Silberwaaren), indeß gewöhnlich nach dem Bruttogewicht berechnet wird. Ein eigentlicher Ausfuhrzoll besteht nicht; da aber sämmtliche Waarentransporte auf allen Wegen im Lande kein Wegegeld noch irgend welche andere Abgaben zu bezahlen haben, so wird im Ausfuhrhafen in der sogenannten Aduana terrestre eine Abgabe erhoben. Ein Theil (70 Procent) dieser Einnahme wird den einzelnen Staaten überwiesen: mit dem Reste werden die Kosten der Wegebauten bestritten. Außer den zahlreichen Segelschiffen, welche die Häfen Venezuela's besuchen (in La Guayra und Puerto Cabello durchschnittlich 150 per Jahr), wird der überseeische Handel jetzt noch durch mehrere Dampferlinien vermittelt.

Es sind dies die Royal Mail, welche zwar in St. Thomas endet, von da aber Passagiere und Correspondenz auf Schoonern nach La Guayra, Puerto Cabello und Maracaibo und vice versa sendet, die Dampfer des Norddeutschen Lloyd, der Hamburger Amerikanischen Packetfahrt-Aktien-Gesellschaft und die französische Linie von St. Nazaire nach La Guayra über Fort de France (Martinique). Neuerdings ist auch eine directe Dampferverbindung mit New-York in's Leben getreten, die über Port-au-Prince und Curaçao monatlich stattfindet. Zwischen La Guayra und Spanish Port (Trinidad) laufen ebenfalls Dampfer, und es steht zu hoffen,

Digitized by Google

daß die oben erwähnte Schoonerverbindung mit St. Thomas bald einer Dampfschifflinie Platz machen wird.

Ein wichtiges Zeugniß für die allseitige Hebung der materiellen Interessen der Republik sind die von der Regierung unternommenen Wegebauten im Innern des Landes. Außer der Fahrstraße von La Guayra nach Carácas und einer anderen von Puerto Cabello nach Valencia sind jetzt nahezu 400 Km. fahrbarer Bergstraßen oft in sehr schwierigen Terrainverhältnissen beendet und wird an anderen rüstig gearbeitet. Auf diese Weise sind die fruchtbaren Thäler des Aragua und Tuy der Hauptstadt und damit zugleich dem Ausfuhrhafen La Guayra näher gerückt, und ist der Transport der Landesproducte wesentlich erleichtert worden. Venezuela besitzt noch keine Eisenbahnen, und frühere hierher gehörige Unternehmungen hatten stets einen wenig erfreulichen Ausgang. In neuerer Zeit ist eine Linie von Carácas nach La Guayra projectirt. Das Postwesen der Republik ist wohlgeordnet. Mit den regelmäßigen Dampferlinien nach Europa und dem übrigen Amerika ist stets Postbeförderung verbunden. Auch im Innern des Landes ist dieselbe in gutem Zustande und wird an ihrer weiteren Vervollkommnung eifrig gearbeitet. Eine Telegraphenlinie besteht zwischen La Guayra, Carácas, La Victoria, Valencia und Puerto Cabello, also gerade in dem bevölkertsten und reichsten Theile des Landes.

Die geistige Bildung in Venezuela nennt Dr. Ernst schon in recht anerkennungswerther Weise fortgeschritten. Universitäten bestehen in Carácas und Mérida, eine dritte ist für Trujillo decretirt. Die erste hat 19 Professoren und 165 Studenten; die zweite ist viel unbedeutender und kleiner. Seit der Aufhebung der Priesterseminare (Decret vom 21. September 1872) hat jede Universität wieder vier Fakultäten; aber erst durch Decret vom 17. Februar 1873 wurde die Aufnahme der Naturwissenschaften in den Studienplan und die Gründung eines Museums angeordnet. Außer den Universitäten gibt es noch eine Reihe öffentlicher und privater Lehranstalten sowohl in Carácas als in den übrigen Städten der Republik und zahlreiche Volksschulen in fast allen Ortschaften des Landes. Die Mittel zur Hebung der Elementarschulen fließen einerseits aus den verschiedenen Municipien selbst, andererseits aus einer kleinen Stempelabgabe auf Werthpapiere aller Art (estampillas de escuelas). Es ist auf diese Weise möglich geworden, viele neue Schulen zu bilden und zugleich an die Gründung eines Lehrerseminars nebst Normalschule zu denken. Die Zahl der Volksschulen beträgt heute mehr als 1000. Die öffentliche Bibliothek in Carácas enthält gegen 10,000 Bände, bedarf also

Digitized by Google

noch erheblicher Erweiterung. Außerdem besitzt die Universität eine nicht unbedeutende Bibliothek, welche ihr von dem gelehrten Dr. J. Vargas vermacht wurde, auch gibt es mehrere Privatleute, welche werthvolle Bücherſammlungen für verſchiedene Wiſſenszweige beſitzen.

Die kirchlichen Angelegenheiten ſtehen unter einem Erzbiſchof (Carácas) und drei Biſchöfen (Guyana, Barquiſimeto und Mérida); der Staat hat das Patronatsrecht. Der Erzbiſchof und die Biſchöfe werden von der Regierung ernannt und durch den Papſt beſtätigt. Die Conſtitution ſanctionirt die vollkommene Freiheit des Cultus, ſowie denn auch durch Geſetz vom 1. Januar 1873 die Civil-Ehe und Civil-Standes-Regiſter eingeführt worden ſind. Die Venezuelaner ſind überhaupt zu aufgeklärt und gebildet, um intolerant ſein zu können. Für die Chriſtianiſirung der Indianer geſchieht augenblicklich nichts, was uns ſehr klug dünkt.

Venezuela bildet eine Föderativ-Republik, die aus den folgenden 19 Staaten beſteht: Aragua, Apure, Barcelona, Barquiſimeto, Bolívar, Carabobo, Coro, Cumaná, Guárico, Guayana, Maturin, Mérida, Nueva Eſparta (Margarita), Portugueza, Táchira, Trujillo, Yaracuy, Zamora (Barínas) und Zulia (Maracaibo). Dann kommt noch der Bundesdiſtrict (Distrito federal) mit Carácas und La Guayra. Die Conſtitution, welche, wie alle Conſtitutionen der amerikaniſchen Republiken, auf dem Papier ganz vortrefflich iſt, garantirt die politiſche Gleichberechtigung und Autonomie aller dieſer Staaten, von denen jeder ſeinen eigenen Präſidenten, geſetzgebenden Körper und Juſtizverwaltung hat. Die allgemeinen Angelegenheiten leitet die in Carácas reſidirende Bundesregierung, welche aus einem Congreß und der vollziehenden Gewalt beſteht. Der Congreß hat zwei Kammern, Senat und Deputirtenkammer, und ſoll ſich alljährlich am 20. Februar verſammeln. Jeder Staat wählt zwei Senatoren und auf je 25,000 ſeiner Einwohner einen Deputirten, ſo daß dieſe alſo die Bevölkerung, jene die Autonomie der Staaten repräſentiren. Die vollziehende Gewalt hat an ihrer Spitze den Präſidenten der Republik, der auf vier Jahre in allen Staaten durch directe, aber geheime Abſtimmung gewählt wird. Neben ihm ſind zwei Vicepräſidenten oder Deſignados und ſechs Miniſter (Inneres, Finanzen, Auswärtige Angelegenheiten, Krieg und Marine, Oeffentliche Bauten, Staatscredit), die dem Congreß verantwortlich ſind. Die Finanzlage der Republik iſt eigentlich ſehr düſter, wird ſich aber hoffentlich heben.

Die Staatseinnahme beſteht namentlich aus den Eingangszöllen und dem Ertrag der Landzollhäuſer. Von dieſer Summe werden 60 Procent für die Beſtreitung der Verwaltungskoſten verwendet; die übrigen 40 Procent ſind zur Til-

Digitized by Google

gung der Staatsschuld und Hebung der inneren Landesinteressen bestimmt. Die Staatsschuld ist eine innere und eine äußere. Jene zerfällt in eine ältere (Deuda antigua) und eine moderne (Deuda moderna). Die erstere belief sich am 30. September 1872 auf 68,163,525 M.; die zweite dürfte ca. 12,150,000 M. betragen. Die äußere Schuld betrug am genannten Datum in Capital und Zinsen 186,715,359 M. Nach dem Contract vom 24. December 1872 ist eine aus mehreren der achtbarsten Handelshäuser in Caracas gebildete Gesellschaft unter dem Namen Compañia de Crédito von der Regierung mit der Verwaltung der Geld-Angelegenheiten beauftragt, eine Maßregel, die in ähnlicher Weise auch schon vorher bestand und die sehr dazu beigetragen hat, das allgemeine Vertrauen in eine allseitig befriedigende Lösung der Finanzfrage zu heben und zu vermehren. Die Compañia de Crédito hat Billete ausgegeben. Dieselben circuliren wie baares Geld und das ganze Unternehmen ist im höchsten Grade nützlich für das Land. Alle 14 Tage finden Licitationen für bestimmte Summen der inneren Staatsschuld statt und die Deuda antigua wurde zuletzt mit 6,20 Procent, die Deuda moderna mit 16 Procent verkauft.

Verspricht Venezuela in nicht ferner Zeit zur vollen Entwicklung seiner zahlreichen Hilfsquellen zu gelangen, so ist dies nur unter der Bedingung tiefen und ehrlichen Friedens möglich. An einen solchen zu glauben, hat uns die Geschichte der spanischen Republiken nicht verwöhnt. Auch in Venezuela scheint ein solcher noch keineswegs sicher. Indeß erfreut sich das bisher beständig von Revolutionen in wirren Zuständen erhaltene Land unter der strengen Zucht des unterrichteten und liberalen Präsidenten, des sehr intelligent aussehenden Generals Don Antonio Guzman Blanco, der, nachdem er als Dictator Ordnung hergestellt und sich einen ergebenen Congreß geschaffen, zum Präsidenten gewählt wurde, gegenwärtig politischer Ruhe und wirthschaftlichen Gedeihens. Carácas zumal wird zu einer Stadt werden und ist es schon theilweis geworden, die mit dem ewigen Frühling ihres wundervollen Klima's und dem zuvorkommend liebenswürdigen Charakter ihrer Bewohner fast alle Vortheile einer großen Hauptstadt verbindet. Sechsmal im Monat kommt die Post von Europa an; die Läden aller Art enthalten eine reiche Auswahl deutscher, französischer und englischer Waaren; die Häuser sind zwar meist einstöckig und von einfachem Aussehen, aber in der Regel sehr bequem und den klimatischen Verhältnissen angemessen; die Straßen sind breit und werden jetzt mit guter Pflasterung versehen, und außer der in einen Garten verwandelten Plaza Bolivar, auf welcher das in München bestellte Standbild des großen Befreiers sich erhebt, werden der edle dorische Prachtbau des Congreßpalastes, ein in kaum vier Monaten vollendetes Werk, und die ihm gegenüberliegende, in gothischem Styl elegant ausgeführte Front der Universität, sowie die neue, überaus nützliche Wasserleitung vom Fluß Macarao über den Calvario, einer kleinen Anhöhe im W. der Stadt, dauernde Denkmäler bleiben.

Digitized by Google

§. 58. Die Vereinigten Staaten von Columbia.

Sie umfassen folgende neun Staaten: Magdalena, Bolívar, Panamá, Cauca, Antioquia, Tolima, Santander, Bojacá, und Cundinamarca nebst dem Bundesdistrict von Santa Fé de Bogotá. Ihr Gebiet dehnt sich von der Panamá-Landenge, einem der neun Staaten der Union, an der atlantischen Küste bis zur Goajira-Halbinsel aus; nach S., an der Küste des Stillen Meeres, geht es bis zu 2° 50′ s. Br. und von diesen beiden Punkten aus bis zu den Ufern des großen Orinoco, welcher die Grenzen gegen Venezuela bildet, und bis zum Amazonenstrom, welcher das Land vom Kaiserreich Brasilien scheidet. Der Flächenraum beträgt etwa 1,331,300 □Km.

Die allgemeine topographische Gestaltung des Landes ergibt sich aus den drei großen Gebirgsketten, in welche die Anden-Cordillere beim Eintritt in das Gebiet der Republik sich trennt, das sie in seiner ganzen Länge vom S. zum N. durchzieht. Zwischen diesen drei Gebirgsketten liegen die drei breiten, heißen und tiefen Thäler, durch welche die Flüsse Atrato, Cauca und Magdalena laufen: alle drei für Dampfschiffe befahrbar. Diese topographische Gestaltung durch Gebirge, welche sich bis zur Höhe des ewigen Schnee's erheben, gewährt dem Boden des Landes alle Klimate der Erde: von der Polarkälte auf den Gebirgsgipfeln bis zu der Hitze Senegals auf dem Thalgrunde; dazwischen die milden Klimate der gemäßigten Zone, die man auf den Hochebenen und den Gebirgsabhängen genießt.

Als Eigenthümerin des Isthmus von Panamá muß Columbia in Zukunft ein sehr wichtiges Land werden, selbst wenn es trotz seiner Größe nur langsam in der Naturproduction vorschreitet. Die letztere beschränkte sich für den Export vorzüglich auf Tabak (die berühmten Ambalema-Cigarren sind freilich nur für Liebhaber genießbar), Kaffee, Thierhäute, Edelsteine und Strohhüte. Ueber den Isthmus von Panamá führt von Colon nach Panamá die trotz ihrer Kürze (77 ¼ Km.) bedeutendste und fast einzige Eisenbahn des Staates.

Für die Handelswelt ist diese kleine Linie von nicht geringer Bedeutung, denn sie kürzt den Weg von New-York bis Hongkong um 8000 Km., und statt der 27,358 brauchen jetzt kaum 19,310 Km. zurückgelegt zu werden. Der Reisende, der in Aspinwall oder Colon, wie dieser Ort auch genannt wird, aufbricht, befindet sich bald mitten in einer Scene tropischer Schönheit, wie sie in der ganzen Welt kaum übertroffen wird. Cacaobäume, Palmen und Brodbäume strecken zu

Digitized by Google

beiden Seiten ihre Zweige, und aus dem feuchten Boden schießen in üppiger Pracht reichfarbige Wasserpflanzen empor. Von allen Seiten erschallt der Gesang prachtvoll gefiederter Vögel, und in ihn mischen sich die Dissonanzen schreiender Affen, die in wilden Sprüngen sich ergötzen, und kreischender Papageien, die in der Wildniß noch nicht civilisirte Schimpfwörter studirt haben. In dem gelben Flusse sonnen sich ungeheure Alligatoren und warten auf die unglückliche Beute. Hier und da sind auch schon Zeichen der Civilisation zu sehen, Häuser, Pflanzungen, Bahnen und Telegraphen. Die 77¼ Km. lange Linie mit dem nöthigen Zubehör hat gegen 50 Millionen Mark gekostet, und 1873 wurden auf ihr 152,000 Tonnen befördert. Sie wurde im Januar 1855 eröffnet, und jetzt sollen die Eisenschienen durch Stahlschienen ergänzt werden. Sie befindet sich in den Händen einer amerikanischen Gesellschaft, die das auf der atlantischen Seite gelegene Colon und seine bedeutenden Hafeneinrichtungen, Ladebrücken u. s. w. erst mit dem Aufwande von Millionen geschaffen hat. Colon (oder Aspinwall) liegt auf einer durch einen schmalen Meeresarm gebildeten sumpfigen Insel, und ist nichts als ein schmutziges Negerdorf mit einigen amerikanischen Wohnhäusern für die Fremden. Um es, falls der interoceanische Canal zu Stande kommt, zu einer Stadt zu machen, werden enorme Kosten für Bodenverbesserung und sanitarische Anlagen nothwendig sein. Seine einzige Zierde ist gegenwärtig die ohne Sockel mit einem hölzernen Zaun aufgestellte schöne Bronzestatue des Columbus, der Amerika der Welt in Gestalt einer jungen furchtsamen Indianerin vorführt. Sie ist das Werk eines Turiner Bildhauers und wurde 1866 von Kaiser Napoleon III. der Stadt geschenkt. Der Verkehr auf der Isthmusbahn erlitt anfänglich einen gewaltigen Stoß durch die amerikanische Transcontinental, hat sich aber in letzter Zeit wieder bedeutend gehoben, und da seit Anfang 1874 das Directorium der Bahn in die Hände der amerikanischen Pacific Mail Steam Ship-Company übergegangen ist, die ihre großen Raddampfer von New-York nach Colon und von Panama eine Flotte neuer oder im Bau begriffener eiserner Schraubendampfer nach San Francisco sendet, so ist zu erwarten, daß der Dienst der Eisenbahn wie der Dampfercompagnie sehr gewinnen wird. Panamá selbst, das am Stillen Ocean liegt, ist eine altspanische Stadt mit Negerquartieren und ausgedehnten Ruinen von Mauerwerk, die das üppige Klima rasch mit dichtem Grün von Schlingpflanzen bedeckt, ein schmutziger, unerträglich heißer, mit Farbigen überfüllter Ort. Die Aussicht des Hafens mit den grünen Felseninseln genießt man in einer halben Stunde und sehnt sich dann weiter.

Der zwischen Columbia und den Vereinigten Staaten abgeschlossene Vertrag gibt letzterem das Recht, die beste Route für einen Isthmuscanal ausfindig zu machen. Lange befaßte man sich mit dem Project eines Canales von Darien, wie man die Landenge auch nennt, und noch vor wenig Jahren unternahm Commandant Selfridge im Auftrage der nordamerikanischen Regierung eine Forschungsreise in jene Gegend. Selfridge nahm seine Richtung unmittelbar nach dem Thale des Atrato, welches unter dem Namen des Weges von Tuyra und Napipi bekannt ist. Fünf Monate genügten, um diesen Weg zu studiren, welcher sich von einem Ocean bis zum andern erstreckt und eine Länge von 200 Km. hat. Unebenheiten des Bodens und eine Niveaudifferenz von 122 M. machen diesen Theil des Isthmus unwegsam; die andere Route, nach Napipi genannt, bot günstigere Resultate. Die von Selfridge gewählte Linie geht von der Mündung des Atrato, im Meerbusen von Darien, steigt längs diesem Flusse 240 Km. hinauf bis zu den Mündungen des Napipi und führt durch das gleichnamige Thal an die Bucht von Cupica des Stillen Oceans. Der Atrato ist in diesem ganzen Laufe für die größten Fahrzeuge schiffbar, denn die geringsten Tiefen haben 10 M. Nun bleiben, um zum Stillen Ocean zu gelangen, 50 Km. übrig, vom Flusse Atrato an bis zur Bucht von Cupica; davon 37 in der Ebene mit einer Elevation von höchstens 30 M. und ohne besondere Schwierigkeiten bis zu den Hügeln, welche das Stille Meer begrenzen. Dort gäbe es einen Canal von 13 Km. Länge durch 180 M. hohe, senkrecht in's Meer abfallende Berge zu graben. Im Project wird nachgewiesen, daß man mit 360 Millionen Mark und 25 Procent Aufschlag für die außerordentlichen Auslagen — also im Ganzen 500 Millionen Mark den gewünschten Zweck erreichen würde. Seither hat man sich in Washington, wie wir schon wissen (siehe oben S. 268) für die Nicaragua-Linie entschieden.

Digitized by Google

Da Columbia an der Südsee, außer Panamá, keinen erheblichen Hafen besitzt, so ist Savanilla am Ausfluß des Magdalenenstromes in das caribische Meer der einzige wirkliche Export- und Importhafen des Landes, denn Colon und Panamá sind nur Transithäfen und haben den Urwald zum Hinterlande. Savanilla oder vielmehr seine Bucht (denn der Ort ist nicht von Schiffen erreichbar und nur ein Fischerdorf) ist eigentlich durch Deutsche für den Handel eröffnet, da 1871 eine Bremer Gesellschaft eine 25 Km. lange Bahn von der Bucht nach dem altspanischen Baranquilla gebaut und Lichterschiffe und Steamtugs für den Gebrauch der großen Dampfer angeschafft hat. Mehrere Flußdampfer-Compagnien mit 8—12 Schiffen von 50—200 Tonnen sorgen für den Transport der Waaren auf dem Magdalenenstrom, unter ihnen auch eine deutsche. Der zwischen der mittleren und östlichen Cordillere fließende Magdalenenstrom, das ganze Land vom S. bis zum N., von der Quelle bis zur Ausmündung in den atlantischen Ocean durchschneidend, ist die große Pulsader des Landes, welche den gesammten auswärtigen Handel von fünf Staaten des Inneren vermittelt, sowie einen großen Theil des Verkehrs der beiden am rechten und linken Flußufer liegenden Staaten der atlantischen Küste.

Eine Eisenbahn von Bogotá hoch oben am Magdalenenfluß bis Honda, dem Endpunkte der Fluß-Dampfschifffahrt, ist von der columbischen Regierung projectirt, ebenso die Vertiefung der Barre des Magdalena, welcher Seeschiffen gestatten würde, direct nach Baranquilla zu kommen, das eben jetzt durch einen kurzen Canal dicht an den Fluß gerückt wird. Die Stadt Baranquilla, jetzt die dritte an Größe in der ganzen Republik, zählt eine Bevölkerung von 11,000 Einwohnern, besitzt eine ausgezeichnete Schiffswerft und ist der Ein- und Ausgangspunkt für den Handel fast des ganzen Staatenbundes.

Die Bevölkerung des Landes beträgt nach der letzten, 1870 aufgenommenen Zählung 3,000,000 Einwohner, welche über das Gebiet in folgenden Zonen sich vertheilen: 435,000 auf das schöne und fruchtbare Thal des Cauca, welches an den Stillen Ocean grenzt und als Träger des inneren Handels die Flüsse Cauca und Atrato besitzt; 1,300,000 über die Flächen und Abhänge der Ostcordillere, welche die Staaten Cundinamarca, Boyacá und Santander am rechten Ufer des Magdalenaflusses bilden; 366,000 in dem Minenstaate Antioquia, der dem Gebirgslabyrinth der Mittelcordillere angehört und dem Staate Santander gegenüber am linken Ufer jenes Stromes liegt; 327,000 in den atlantischen Küstenstaaten heißer Zone, einem flach über dem Meeresspiegel gelegenen Gebiete; der Ackerbau dieser beiden

Digitized by Google

Wohnung aus dem Innern Columbia's.

Staaten, die für den auswärtigen Handel ſo vortheilhaft gelegen ſind, die ein ſo reiches Land wie Cuba beſitzen, aber dabei den Vortheil, von vielen natürlichen Schifffahrtscanälen durchſchnitten zu ſein, hat reißende Fortſchritte zu machen begonnen, dergeſtalt, daß jetzt ſeine Erzeugniſſe zwei Drittel der Geſammtausfuhr von Ackerbauproducten der Union ausmachen; 206,000 auf die Panamá-Landenge; 231,000 auf das mittlere Thal des oberen Magdalena, wo der Fluß von Honda aufwärts noch ſchiffbar iſt: alles Flachland mit dem Fluß in gleicher Höhe, den wichtigen Staat Tolima bildend, der bis vor wenigen Jahren den größeren Theil der Ackerbauausfuhr der Union dargeboten hat.

Digitized by Google

Bei dieser topographischen Bodengestaltung des Landes begreift es sich leicht, daß das wichtigste wirthschaftliche Problem der Bau von großen Handelsstraßen bildet, welche das Caucathal mit dem Stillen Ocean und die 1,666,000 Bewohner der Staaten Cundinamarca, Boyacá, Santander auf der östlichen Gebirgskette und Antioquia auf der mittleren mit den auf dem Magdalenastrom fahrenden Schiffen verbinden. Die Lösung dieses Problems ist die Frage von Sein oder Nichtsein für dies Land, weßhalb vier auf einander folgende Congresse, von 1871 bis zum Schluß der Sitzungen von 1874, der vollziehenden Gewalt die umfassendsten Vollmachten ertheilt haben, um den Bau der vom Cauca zum Stillen Ocean führenden Eisenbahn und den einer Nordbahn genannten Schienenverbindung zwischen Cundinamarca, Boyacá und Santander einerseits und dem Magdalenenstrom andererseits in's Leben zu rufen. Das Fehlen guter Verkehrsstraßen, welche die bevölkerten Mittelpunkte des Landes mit der Bewegung des Welthandels in Verbindung bringen, bildet den Hauptgrund, daß die Industrie des Landes nicht den Aufschwung nimmt, welcher der Zahl und der Betriebsamkeit seiner Bewohner, der Fruchtbarkeit seines Bodens und der Fülle seiner Naturreichthümer entspricht.

Die Hauptortschaften der interandischen Staaten sind im Durchschnitt 100 bis 140 Km. vom Magdalenastrom entfernt; dort werden die Waaren auf Gebirgswegen in Lasten von zehn Arrobas Gewicht befördert, welche auf zwei Ballen von je fünf Arrobas vertheilt werden und für die Last 24 bis 36 RM. kosten. Die Lasten, welche jenes Gewicht überschreiten, müssen auf dem Rücken von Trägern weiter geschafft werden; größeren Theils sind es Weiber, welche so die Verrichtungen von Lastthieren thun, und trägt dieser Verkehr dazu bei, einen Theil der Bevölkerung zu erniedrigen und herabzuwürdigen. Eine nicht minder gewichtige Erwägung ist die, daß der Handel sich zur Zeit jenes Transportmittels nur bedient, um Pianos, Spiegel, Bilder, Glassachen und andere Kunst- und Luxusgegenstände, welche umfangreiche und sorgfältige Verpackung verlangen, zu befördern. Kessel, Cylinder und Maschinentheile, deren Gewicht eine halbe Tonne beträgt, sind untransportirbar; denn die Gebirgswege gestatten nicht die Anwendung von Schleifen oder Schlitten. Die Beförderung eines Piano, das gewöhnlich 275 Kilogr. wiegt, kostet auf den 98 Km. von Honda nach der Savannah von Bogotá 640 RM. Hiernach sind zur Zeit für das Innere des Landes uneinführbare Artikel: die Dampfmaschinen für den Ackerbau, die großen Feuerspritzen, Kutschen und Wagen, auseinandergenommene Kähne: überhaupt alles was mehr wiegt als eine halbe Tonne.

Die Regierung hat die Errichtung eines Telegraphennetzes 1864 begonnen und befinden sich heute vollendet und im Bau begriffen 1600 Km., welche die Hauptstadt mit den wichtigsten Städten des N. der Republik und mit dem Hafen Buenaventura am Stillen Ocean verbinden, wo sie sich an das unterseeische Kabel anschließen werden, welches an der W.-Küste von Perú und Chile entlang laufen wird, um sich in Panamá mit dem Europa und Amerika verbindenden Kabel zu vereinigen.

Die Verbreitung des Volksunterrichts ist ein anderer Zweig, welcher die Aufmerksamkeit der Generalregierung sehr in Anspruch nimmt. Die neue, nach den in Deutschland üblichen Lehrmethoden begonnene Organisation der Schulen fing im Jahre 1870 an, und heute bestehen bereits in der ganzen Republik 1800 Schulen, zu welchen 52,000 Knaben und 23,000 Mädchen gehören.

Bis 1863 hatte der Unterricht sich beschränkt auf die Reste von Kirchen- und Klosterschulen, sowie einige Privat- und Communalanstalten; erst durch die Verfassung vom 8. Mai 1863 wurde der Unterricht zu einem nothwendigen Gegenstande staatlicher Pflege gemacht und 1868 ein darauf bezügliches allgemeines Gesetz erlassen, dessen Ausführung freilich erst 1870 in Angriff genommen werden konnte. Demgemäß wird in der Unionshauptstadt, in Bogotá, eine Nationalschulbehörde

Digitized by Google

eingesetzt, in jedem einzelnen der 9 Staaten eine Schulbehörde, der ein Nationalschulrath zugewiesen wurde. In der Hauptstadt jedes Staates besteht seitdem eine escuela normal, eine Normalschule, d. h. ein Seminar für Heranbildung der Lehrer; diese werden hinausgeschickt auf die eigentlichen Volksschulen, in denen sie im Lesen, Schreiben, Rechnen, in der Kunde von Maß und Gewicht, in den Elementen der spanischen Sprache unterrichten, die Schüler Aufsätze machen und recitiren lassen, sowie ihnen die Anfänge der Gesundheitspflege, der Landeskunde, der vaterländischen Geschichte und des Gesanges beibringen; oder auf die höheren Volks- oder Mittelschulen, in welchen die Lehrstoffe schon erheblich vermehrt sind, so um Algebra und Geometrie in praktischer Anwendung, im Zeichnen, Kenntnisse aus Physik, Chemie, Mechanik, Geographie 2c. Ferner bestehen besondere Mädchenschulen, wobei die Lehrgegenstände etwas vermindert, dafür aber Handarbeit und Haushaltungsführung neu hinzugefügt sind; auch Kleinkinderschulen bestehen für diejenigen, denen die Eltern selbst nicht die allerfrühesten Anfänge des Unterrichts zu geben vermögen. Wie bedeutend die Fortschritte seit 3 Jahren sind, kann man daraus ermessen, daß der erste Staat der Union, Cundinamarca, bei einer Bevölkerungszahl von 409,602 Seelen im October 1872 schon 8414 Schüler, 240 Lehrer und 196 Schulen zählte, während z. B. im Juli desselben Jahres die Schülerzahl nur 3594 betragen hatte. Es kommt dabei schon auf etwa 2000 Einwohner eine Schule. Zum Ausbau des Werkes gehört freilich noch ein Gesetz über den obligatorischen Unterricht, das seither noch fehlt, aber ohne Zweifel votirt werden wird; der Schulrath von Cundinamarca fordert seine Erstreckung auf das Alter von 15—17 Jahren. Die Lehrer für die Normalschulen wurden fast alle aus Preußen mit sehr anständigen Gehalten, 4800—6000 RM. beschafft, und ein Fräulein aus Berlin leitet mit glänzendem Erfolg ein Seminar für Heranbildung von Lehrerinnen in Bogotá; im Allgemeinen aber haben die deutschen Lehrer viel zu kämpfen mit ihren Behörden selbst, die Dinge mit republikanischer Offenheit an's Tageslicht ziehen, welche in Deutschland unbedingt mit Amtsdiscretion behandelt würden, und mit dem Haß der klerikalen Partei. Indeß steht zu hoffen, daß bei so gesunden Grundsätzen und so durchgreifender Thatkraft die leitenden Männer Columbia's ihre schwierige Aufgabe binnen verhältnißmäßig sehr kurzer Zeit gelöst und eine solide Grundlage für die Volksbildung gelegt haben werden; nehmen doch an vielen Orten, namentlich in den Landschulen, auch die Erwachsenen am Unterrichte Theil, und ist Sorge getragen, daß die der Anfangsgründe unkundigen Soldaten nachträglich in Militärschulen desselben theilhaftig werden. (Hertzberg: Preuß. Jahrbücher. August 1873.)

Die Creditanstalten haben begonnen sich auszudehnen und mit aller Sicherheit zu arbeiten. Eine sehr geachtete Zettel- und Discontobank besteht in der Hauptstadt der Republik, 1871 begründet. Das Ergebniß der National-Einnahmen war in dem am 31. August 1873 abgeschlossenen Finanzjahre 18,400,000 Reichsmark; die öffentlichen Ausgaben stiegen auf 14,490,000, die öffentliche Schuld (innere und äußere) beträgt 96,600,000 RM. Der auswärtige Handel des Landes repräsentirte aber 1873 etwa 105,800,000 und geschah durch 729 Segelschiffe mit 46,697 Tonnen und durch 281 Dampfschiffe mit 341,459 Tonnen. Hierbei ist nicht der Durchgangshandel der Landenge von Panamá berücksichtigt, auf der es keine Zollämter gibt. Die hauptsächlichsten Ausfuhrgegenstände waren: Kaffee 7,300,000 Kg., Indigo 124,000, Baumwolle 810,000, Kautschuk 200,000, Rinderhäute 1,300,000, Gold und Silber, Chinarinde 4,000,000, Strohhüte, Tabak 5,700,000 Kg.

Auch in Columbia scheint die Bevölkerung den Segen politischer Ordnung und Ruhe verstehen zu lernen, da mehrere Aufstände in den Provinzen

Digitized by Google

(Staaten) während der letzten Jahre rasch unterdrückt wurden und drei Präsidentenwechsel sich gesetzlich vollzogen haben. Heute zählt man schon vierzehn Jahre des Friedens. Der letzte Bürgerkrieg war der von 1860 bis 1862, welcher mit der Reorganisation des Landes unter der jetzt geltenden Verfassung von 1863 endete. Diese Verfassung organisirte das Land in föderativer Form, analog der der Vereinigten Staaten von Amerika, indem sie den neun Staaten, in welche die Union sich theilt, den ganzen Umfang der zu ihrer Verwaltung und Regierung nothwendigen öffentlichen Gewalt verlieh. Alle Ausländer genießen in Columbien dieselben bürgerlichen Rechte wie die Einheimischen, und die wegen öffentlichen Bedürfnisses erfolgenden Expropriationen genießen bevorzugten Ersatz in Geld. Es gibt keine Staatskirche; Einheimischen und Ausländern ist vollständigste Gewissens- und Cultusfreiheit gesichert, und in Bogotá, wie in anderen Städten, sind reformirte Kirchen errichtet. Fast alle Staaten der Union kennen Schwurgerichte in Straffachen. Es besteht keine Schuldhaft. Die Ausübung aller Gewerbe, einschließlich der Berufe des Advokaten, des Arztes und des Apothekers, ist vollständig frei, dergestalt, daß es nicht nothwendig ist, irgend welchen Gewerbeschein vorzuweisen. Im Lande besteht kein anderes Monopol, als das von der Generalregierung ausgenutzte Monopol des Salzes und das der Branntweindestillation aus Zuckerrohr und seinen Zusammensetzungen in einigen Staaten zum Besten ihrer eigenen Municipaleinnahmen. Der Handel mit Waffen und Munition ist völlig frei.

§. 59. Die Republik Ecuador.

Columbiens südlicher Nachbar ist die Republik Ecuador, von den nördlichen Freistaaten Südamerika's der kleinste. Den Namen hat das Land vom Erdgleicher, welcher dasselbe im N. durchschneidet. Der Gesammtflächenraum des Staates, welcher in drei Departimientos mit zehn Provinzen zerfällt, mag etwa 610,000 □Km. betragen, auf denen eine Bevölkerung von 1,300,000 Köpfen wohnt, darunter aber sehr viele und mitunter noch ganz wilde, heidnische Indianerstämme. Die Plastik des Bodens, auf dem sich das berühmte Cordillerenhochthal von Quito aufbaut, ist schon in einem früheren Abschnitte geschildert worden, dem wir wenig hinzuzufügen brauchen. Wir begnügen uns daher mit einem kurzen Streifzuge durch die Republik,

Digitized by Google

welcher Gelegenheit bietet, deren wichtigste Eigenthümlichkeiten kennen zu lernen. Zuvor wollen wir nur mit einigen Worten der zu Ecuador gehörenden Galápagos-Inseln im Stillen Weltmeere gedenken.

Diese Eilande werden vom Aequator durchschnitten, sind durchaus vulcanisch und von grauenhafter Oede. Ein paar hohe kegelförmige Berge, zwar mit Gras bedeckt aber beständig in Nebel gehüllt, zwischen und neben ihnen kraterartige Erhöhungen von nacktem Gestein, der größte Theil der Insel mit niederen Bäumen oder vielmehr Büschen von bräunlicher Farbe bewachsen, zwischen denen der traurige Riesencactus (Cactus peruvianæ) hervorragt, — dies das Bild der Insel San Carlos oder Floreana. Die übrigen nennenswerthen Eilande dieser Gruppe sind Chatam, Albemarle, Narborough und Chavez (James)-Insel. Dermalen gänzlich unbewohnt, tragen sie noch Spuren eines früheren Anbaues: in den Wäldern wilde Baumwolle, in den freien Ebenen verwilderten Tabak, einige prachtvolle Feigenbäume, Orangen, peruanische Pflanmen, Cherimoyas und Abogado-Birnen. Auch trifft man Heerden wilden Rindviehes, wilde Pferde und Esel, häßliche, hochbeinige, klapperdürre Schweine, wilde Hunde und Katzen und in den unzugänglichsten Theilen einige Ziegen, endlich auf einigen Inseln, aber nicht mehr auf allen, riesige Landschildkröten, von denen die Gruppe ihren Namen hat. (Ausland 1867, Nr. 26, S. 601—606, und Atlantic Monthly. Mai 1873, S. 579—585.)

Ecuador's wichtigste Hafenplätze an der pacifischen Küste sind Esmeraldas und Guayaquil. Als Pizarro mit seinen Gefährten an letzterem Platze landete, fand er, daß die Eingebornen keine Kähne befaßen, sondern Flüsse und Meere mit Flößen, jedoch unter Anwendung von Segeln befuhren. Dieses Verkehrswerkzeug wird aus sehr leichten Baumstämmen zusammengefügt und hat sich dermaßen bewährt, daß es noch jetzt zu Küstenfahrten benützt wird. Die Balsas oder Flöße versorgen den Markt von Guayaquil mit tropischen Obstfrüchten, unter denen die Ananas als von besonderer Güte gefeiert wird. Guayaquil liegt in dem fruchtbaren Thale des Guayas, dessen Niederungen an reichem und strotzendem Pflanzenwuchs von wenigen tropischen Gegenden übertroffen werden, wie auch der dortige Cacao an Güte höchstens der Carácas-Sorte noch nachsteht.

Guayaquil eine Stadt von 13,000 Einwohnern, ist ganz aus Bamburohr gebaut. Diese Bauart herrscht allgemein auf dieser Strecke der pacifischen Küste, denn es fehlt an plastischer Erde und an Wasser zur Anfertigung von Luftziegeln. Bei dieser frugalen Architektur befinden sich die Eingebornen sehr wohl, denn die Erdbeben sind sehr häufig, und nach einem solchen ziemlich starken (am 6. December 1856) konnte Schmarda gleichwohl an den mit Ochsenriemen verbundenen Rohrwänden nicht einen Riß wahrnehmen. In Europa hat man die Bewohner Guayaquils wegen ihrer frischen Hautfarbe gepriesen, und sie verdienen es in Berücksichtigung ihrer äquatorialen Lage, aber vergebens sieht man sich nach den verheißenen blonden Haaren und blauen Augen um. Letztere sind so selten, daß die damit Begünstigten immer ein Gegenstand der Bewunderung bleiben. Die Zahl der Frauen übertrifft die der Männer, aber nur in Folge einer größeren Sterblichkeit der Letzteren bei Epidemien. Obgleich die Mannbarkeit bei dem weiblichen Geschlechte schon im dreizehnten Jahre eintritt, so sollen doch die Frauen für tropische Verhältnisse sehr langsam verblühen, was man jedoch zum Theile ihrer Neigung zur Fettleibigkeit und ihrer Uebung im Gebrauche der Schminke zuschreiben will. Die Straßen der Stadt sind gepflastert und werden sogar des Nachts beleuchtet. Neben diesen europäischen Bequemlichkeiten muß die asiatische Physiognomie der Kirchen-

Digitized by Google

architektur doppelt auffallen, denn auch die Kirchen sind nur aus Bambu und Lehm gebaut, und ihre niedrigen Thürme mit terrassenförmig über einander liegenden Gallerien versehen, die ihnen einen pagodenhaften Anblick geben.

Von Guayaquil fahren Dampfer den Guayas 110 Km. hinauf bis Bodegas (2000 Köpfe), von welchem Orte die Reise nach Quito zu Pferde angetreten werden muß. Die Entfernung (260 Km.) wird in 8—9 Tagen zurückgelegt, der Weg aber führt am Chimborazo vorüber durch erhabene Gebirgslandschaften und entzückende Thäler, unter denen uns Chimbo vorzugsweise gepriesen wird. Dort hat bereits der Weizen das Zuckerrohr, die Gerste den Cacao, der Klee die Orangenhaine ersetzt. Sauber weißgetünchte Hütten schimmern durch's Grüne, aber beim Nähertreten sind es doch wieder nur traurige Spelunken, auch ist weder ein Trunk Milch noch ein Laib Brod dort zu haben. Im gleichen Style ist der Ort Guaranda (2000 Köpfe) erbaut, 2664 M. über dem Meere gelegen, der Mittelpunkt des Chinarindenhandels, der dort jedoch bald zu den Dingen gehören wird, die gewesen waren.

Die Rinde von der geschätzten Cinchona calisaya ist bereits nicht mehr zu haben und nur die Cinchona succirubra wird noch erbeutet. Es ist ein stattlicher Baum, der sein Haupt bisweilen, jedoch selten, zu 20 M. erhebt, mit breiten, ovalen, tief grünen glänzenden Blättern belaubt ist, und weiße, gewürzduftige Blüthen trägt. Ein Stamm von 1,60 M. Umfang liefert an rother Rinde, so lange sie frisch ist, 750 Kg., getrocknet vermindert sich aber das Gewicht auf 400 Kg. Das meiste Chinin enthalten die Wurzeln, während 50 Kg. Rinde nur 1½—2 Kg. Alcaloide liefert. (James Orton. The Andes and the Amazon. London 1870. 8°. S. 47—48.)

Eine Art Gegensatz zu Guayaquil, dem Hafenplatze an der heißen Meeresküste, bildet die Hauptstadt der südlichsten Provinz Ecuadors, Cuenca, welche schon in 2600 M. Seehöhe liegt.

Die Häuser sind aus Luftziegeln erbaut und mit Gyps getüncht, besitzen aber in der Regel keine Schornsteine, sondern nur Cuslihutkus, ein einheimisches, das Ding völlig beschreibendes Wort, denn Cusli heißt Rauch und Hutku Oeffnung. Die Ansprüche an häusliche Bequemlichkeiten sind sehr bescheiden, Betten — oder genauer gesprochen, ein Bett — finden sich nur bei den Reicheren, denn alle Uebrigen schlafen auf dem Boden, in die Ponchos eingewickelt und mit dem Kopf auf einem Sattel. Die Stadt hat eine Alameda (Promenade am Flusse Paute), es fehlt ihr aber an Bäumen und Schatten. Zwei steinerne Brücken führen hinüber nach dem Ejido oder der Indianervorstadt, welche, zu Cuenca gerechnet, die Stadtbevölkerung auf 20,000 Köpfe steigert. Die Mehrzahl davon sind Mestizen mit mehr oder weniger verunreinigtem Blute, denn die unvermischten Nachkommen der Spanier sind nur noch spärlich anzutreffen, bilden auch eine Art Adel, und zeichnen sich, besonders die Frauen, durch Körperschönheit und frische Hautfarbe aus. Cuenca lebt fast ganz für sich, und selten verirrt sich ein Eingeborner bis nach Quito oder Guayaquil; wenn aber gar Jemand nach Europa reist oder einen Sohn zur Erziehung dorthin schickt, so reicht das schon beträchtlich über den Fassungskreis der wackeren Leute hinaus. In den Fastenzeiten wird ein vorgeschriebener Cyclus von Erbauungsreden, Meditationen, Gebeten, Fasten, Geißelungen bis auf's Blut eingehalten. Trotz dieser ascetischen Richtungen herrschen aber

Digitized by Google

Marktscene in Quito.

lockere Sitten. Allgemein rauchen die Damen Papeles (Papiercigarren); auf Reisen tragen sie seidene Masken zum Schutze des Teints. Da Alles in Ecuador zu Pferde reisen muß, so lernen auch die Frauen sämmtlich das Reiten, und sitzen leicht und zierlich zu Roß.

Quito, die Hauptstadt der Republik, ist eine der höchst gelegenen Städte des Erdballes und die dortige Luft immer so kühl, daß die Leute, wenn sie sich Abends besuchen, in den Salons die Mäntel nicht ablegen. Daß die Puna oder die Hochebene zwischen die Cordillerenrändern wenig mehr als Mais und Kartoffeln hervorbringt, ist selbstverständlich. Dennoch ist Quito um

Digitized by Google

seinen Fruchtmarkt zu beneiden. Da von dieser Hochebene verschiedene Gänge tief zu Thal bis in die warme Zone hineinlaufen, so findet man hier nicht allein die saftigsten Erd- und Brombeeren, sondern auch Orangen, Bananen, Ananas, Cherimoyas und andere köstliche Sachen. Die Winterkuppel des Pichincha liefert dazu ihren Schnee, mit dessen Hülfe delicates Gefrornes bereitet wird.

Quito ist nach der Schnur in Quadraten gebaut und darf auf seine Kirchen im Renaissancestyle stolz sein, weniger auf sein Pflaster. Salons mit europäischen Möbeln findet man überall in den wohlhabenden Häusern, einen äußerst unwohnlichen Eindruck aber macht die gänzliche Abwesenheit von Fensterscheiben, sowie die weit entwickelte Baufälligkeit vieler Häuser. Der Hauptplatz mit Springbrunnen ist der abendliche Sammelplatz der eleganten Welt. Die Einwohnerzahl beträgt 80,000. Diese Bevölkerung besteht zunächst aus den sogenannten weißen Creolen, von denen jedoch nur ein halbes Dutzend unverfälschtes blaues (spanisches) Blut besitzt, dann aus etwa 10,000 reinblütigen Eingebornen, während der große Ueberrest die Mestizen oder Cholos umfaßt. Die unternehmendsten Leute unter den Weißen sind die Neugranadiner, da es den Quiteños an Thatkraft gebricht. Die Handwerke befinden sich in den Händen von Halbindianern, die außerordentlich unzuverlässig sind. Das weibliche Geschlecht ist an Zahl auch hier auffallend vorwiegend, aber nirgends anderswo sieht man in so wenig häßliche Gesichter. Doch sind wiederum unter den Damen Quito's auffallende Schönheiten etwas Seltenes, sondern alle nur ansprechend zu nennen. Anmuth, Würde, völlige Selbstbeherrschung, eine ungezwungene edle Haltung und eine gewählte Umgangssprache würden sie überall als Zierden der Gesellschaft glänzen lassen, wenn sie nicht völlig unerzogen und ungebildet wären. Ein anderer Beobachter, Schmarda, meint dagegen, wenn man nach dem etwas schlüpfrigen Ton der Umgangssprache urtheilen wollte, was übrigens sehr oft zu Irrthümern führt, so müßte eine große Lockerheit in den Sitten herrschen, doch stehen diese, wie er annimmt, keineswegs so tief als es anfangs scheint. Die Frauen schlagen, wenn sie ausgehen, ihre Mantillen oder gewöhnlichen Shawls so über dem Kopf zusammen, daß sie das Gesicht bis auf ein Auge bedecken. Den Shawl legen die Damen selbst im Hause nicht ab, nicht der Wärme wegen, sondern um den nachlässigen Zustand ihrer Toilette zu verbergen. Handschuhe werden nicht getragen und Schuhe nur auf den nackten Füßen.

Unter den Gewerben der Stadt ist die fabrikmäßige Darstellung von Oelgemälden, meist Heiligenbilder, die nach dem Quadratschuh bezahlt werden, obenan zu stellen. Ein anderer sehr bedeutender Aufkaufsartikel für Fremde sind in Quito abgebalgte Vögel, besonders Colibris, die von allen Seiten, häufig von Napo-Indianern, in die Stadt gebracht werden. Die Jäger, welche sich mit dem Erlegen dieser kleinen Thiere beschäftigen, schießen sie mit Blasrohren und bereiten die Häute dann mit Arsenikseife, die Indianer des Amazonenstromes dagegen mit Pfeffer zu. Die Indianer bringen auch die bekannten Elfenbeinnüsse (vegetabilisches Elfenbein) nach Quito, und einheimische Künstler schnitzen kleine, jedoch ziemlich rohe Figuren daraus, die bemalt und an die Landleute verkauft werden.

Im Schlamme und Schleim der ecuadorianischen Küstenflüsse gibt es Krokodile in beengendem Ueberfluß und diese dreisten Bestien dringen bis in die Nähe der menschlichen Wohnungen und entführen Thiere und Menschen in ihr trübes Element. Den Genuß der Jagd in Ecuador muß man sich sehr mäßig vorstellen. Zu dem landeseigenen Wildpret gehören Dickhäuter aus der Gattung Peccari oder der Nabelschweine, denen die Natur, mit Heinrich Heine zu reden, den Gestank als Waffe geliehen hat.

Digitized by Google

Es gibt davon zwei Arten: Seinos oder Seynos und Tatabra. Die Seynos sind die größeren, kommen aber unserem Schwarzwild nicht gleich, und werden auch, trotzdem sie ganz vortreffliche Mast in einer wilden Kastanie haben, eigentlich nie wirklich fett. Auf dem Rücken, etwa in der Gegend der Nieren, tragen sie einen runden Beutel von der Größe einer halben Orange, oben mit einer kleinen Oeffnung, der von den Eingebornen in einer Art grober Schmeichelei der Moschusbeutel genannt wird und eine furchtbar duftende Flüssigkeit enthält. So stark ist dieser Geruch, daß selbst der Mensch dieses Wild, wenn er mit gutem Winde hinan kommt, auf viele hundert Schritte wittern kann. Weniger auffallend ist derselbe allerdings, wenn sie sich ruhig verhalten, auf der Flucht verbreiten sie aber einen ganz pestilenzialischen Duft. Glücklicherweise jedoch sitzt dieser Sack nur in der Haut und kann mit dieser sehr leicht ausgeschnitten werden. Das muß auch augenblicklich geschehen, wenn ein Stück erlegt ist, oder es wird eben vollkommen ungenießbar. Die Eber haben ein ziemlich starkes und scharfes Gewehr; die jungen Frischlinge sind braunroth und quietschen nicht wie die unserigen, sondern schreien genau wie kleine Kinder. (Ausland 1862, Nro. 30, S. 702.)

Das edelste Erzeugniß Ecuadors ist sein Cacao, dessen Werth auch rasch mit dem Wachsthum der Ausfuhr gestiegen ist. Die Pflanze selbst gehört ausschließlich der heißen Zone und den Niederungen an, und ein Cacaoklima ist wohl der Superlativ hoher mittlerer Ortswärme. Der Cacaobaum (Theobroma Cacao) verlangt einen warmen, feuchten Boden und Schatten für die junge Pflanze, wenn er gut und kräftig gedeihen soll. Das niedere Land von Ecuador eignet sich ganz vortrefflich dazu, und ist auch in der That das Vaterland des Cacaobaumes, da die beste Art desselben, der weiße Cacao, noch wild angetroffen wird und Ecuador eigenthümlich ist.

Am wenigsten betreten ist die Provincia del Oriente am östlichen Abhange der Cordilleren. Diese Gebiete zwischen Quito und dem Amazonas werden von dem mächtigen Napostrome entwässert und bilden den Höhengürtel des Andenabhanges, der in Perú la Montaña, das Waldland, heißt. Die ecuadorianische Montaña ist indessen nicht so stark verfilzt wie die peruanische. Die Bäume sind etwas höher an Wuchs wie am unteren Amazonas, dabei kerzengerade, aber nichts weniger als von Patriarchengröße. Ihre schattigen Wipfel triefen im beständigen Nebel; Luft und Boden sind stets kühl und niemals trocken. Hier hausen die halbchristlichen Napos oder Quijos, die friedfertigen Záparos nebst den streitbaren Jivaros-Indianern.

Die Napos stehen unter Ortsobrigkeiten, die in Quito zwar ernannt, schließlich aber wieder von den Geistlichen beherrscht werden. Die Eingebornen leben in Monogamie, und die Ehe wird gewöhnlich zwischen dem 16. und 17. Lebensjahre vollzogen. Als Nahrung dienen hauptsächlich die Wurzeln der Yucca, welche bald geröstet, bald zu Mehl zerrieben, bald in Gestalt von Chicha, also gekaut und dann der Gährung überlassen, genossen werden. Affen, „Seekühe“ (Manati) und Nabelschweine liefern die Fleischkost. Die Kleidung besteht für die Männer aus einem Lendentuch, für die Frauen aus einem kurzen Röckchen, an Festtagen aber werden Beinkleider und Ponchos angelegt. Die Last der Tagesarbeit ruht auf den Frauen, die Männer dagegen jagen ein wenig und ruhen sehr lange von den Jagden in ihren Hängematten aus. Werden die ersteren ihrer Gatten überdrüssig, so pflegen sie ihnen ein Getränk von Floripondio zu geben, einen Absud von Datura san-

Digitized by Google

guinea, letztere nahe verwandt mit dem Stechapfel (Datura Stramonium), mit dem sich die Priester in Delphi göttliche Eingebungen zuzuziehen suchten. Ist der Vergiftete, wie beabsichtigt wurde, dem Cretinismus verfallen, so schreitet die Frau dann zur zweiten Ehe. Das Blasrohr mit vergifteten Bolzen ist ihre Lieblingswaffe. Dies gilt auch von den Záparos, deren Gesichter, wie so häufig in Südamerika, durch Chinesenähnlichkeit auffallen, während die Jivaros, vielleicht durch Beimischung mit spanischem Blute, sogenannten kaukasischen Gesichtsschnitt mit Bartwuchs zeigen. Die letzteren führen Schilde und Lanzen mit dreieckigen vergifteten Klingen. Auf den Berggipfeln haben sie Trommeln und Wächter aufgestellt, die durch weithin hörbare, verabredete Schallzeichen die Bewaffneten rasch vereinigen können. Bei ihnen findet man die über die ganze Erde sporadisch verbreitete Sitte, daß, wenn die Frau geboren hat, der Mann sich in das Wochenbett (hier die Hängematte) legt und sich mit Leckerbissen füttern läßt. Auch ist es unter ihnen üblich, die Frauen auszutauschen. (Orton. The Andes an the Amazon. S. 165—210).

Napos-Indianer.

Eine nähere Betrachtung verdienen die seltsamen staatlichen Zustände Ecuadors, wo im Gegensatze zu den übrigen spanisch-amerikanischen Republiken bis vor Kurzem das strengste kirchliche Regiment die Zügel in Händen hatte. Wie sich seit der Ermordung des klerikalen Präsidenten Garcia Moreno (6. August 1875) die Dinge gestaltet haben, entzieht sich allerdings vorläufig noch unserer Beurtheilung; schwerlich dürfte indeß ein vollständiger Bruch mit der Vergangenheit schon vollzogen sein.

Welcher Geist im Allgemeinen die Verwaltung Ecuadors durchwehte, ersieht man deutlich an der höchst bezeichnenden Rede, womit der Präsident Garcia Moreno am 10. August 1873 den Congreß eröffnete; die mit frömmelnden Phrasen reichlich aufgeputzte Botschaft theilt der Welt mit, daß sich am Fuße des Chimborazo in theokratischer Abgeschlossenheit ein Staat befindet, der sich einzig und allein dem Dienste der katholischen Kirche gewidmet und, geleitet von ihren treuesten Dienern, den Söhnen Loyola's, einen sichtbaren Aufschwung nimmt. Zum Dank dafür soll der Congreß nun gesetzlich die letzten staatlichen Rechte aus der spanischen Zeit beseitigen und das Land der ungehinderten Wirksamkeit des Ordens öffnen. „Da wir einmal," heißt es in der Botschaft, „das Glück haben, katholisch zu sein, so seien wir es logisch und offen, nicht nur im Privatverkehr, sondern auch im staatlichen Leben, und bethätigen wir die Wahrhaftigkeit unserer Gefühle und Worte durch das öffentliche Zeugniß unserer Werke. Tilgen wir aus unsern Gesetzbüchern die letzte Spur von Feindseligkeit gegen die Kirche; denn noch stehen einige Verfügungen in ihnen aus den alten drückenden spanischen Kronrechten, deren weitere

Digitized by Google

Duldung fürderhin einen schimpflichen Widerspruch, eine jämmerliche Inconsequenz bilden würde." Als Beispiel dieser Gesetzgebung sei noch angeführt, daß die Armee in vier Divisionen getheilt ward, welche den Titel führen: „Division des Sohnes Gottes", „Division des guten Hirten", „Division der heiligen Todeslanzenträger" und „Krieger der gesegneten Jungfrau", und sie alle stehen unter dem Scepter des heiligen Herzens Jesu als dem Emblem der Nation; Moreno war der General en chef, und ihm, wie der heiligen katholischen Kirche, mußte jeder Soldat den Eid der Treue schwören.

Damit stimmt die Verfügung des Handelsministers überein, wonach die Veröffentlichung und Einführung von Gegenständen, die dem Dogma, der Moral und der Religion zuwider sind, d. h. von Büchern und Zeitungen, die von den Jesuiten nicht approbirt werden, streng geahndet werden soll. Danach ist die Presse und der Buchhandel in die ausschließliche Macht der Jesuiten gegeben, und es liegt auf der Hand, daß sie dem Volke nur so viel von den Fortschritten des menschlichen Geistes mittheilen, als sie für gut erachten. Dennoch, so versichert uns ein moderner Beobachter, dürfte es schwer sein, von der Rolle, welche die Jesuiten in Europa spielten und spielen, unter den Tropen etwas zu bemerken. Auch das Regiment Moreno's erfreute sich im Allgemeinen der Anerkennung aller Vorurtheilslosen, ja der Amerikaner James Orton ist sogar dessen Lobes voll, um der verhältnißmäßig großartigen Wege- oder Brückenbauten auf jenen wichtigen Routen zu gedenken, wo Abgründe und Sümpfe den Verkehr stets erschwerten und oft unmöglich machten. Wenn man ebenso absieht, über die kleine Armee, eine andere Schöpfung desselben Präsidenten, eingehend zu sprechen, obgleich diese sich so bedeutend von der Soldateska früherer Zeiten unterscheidet, wenn man die Errichtung so vieler öffentlicher Bauten und die Verschönerung Quito's übergeht, so muß doch endlich ein Factum in's rechte Licht gestellt werden, und das sind die Schulen Quito's und Guayaquils und besonders die polytechnische Schule der Hauptstadt. (Bernhard Flemming im: Ausland 1876, Nro. 28, S. 558.)

„Von besonderem Interesse für den Fremden ist das Jesuitencolleg, welches die Universität, das alte astronomische Observatorium, eine Bibliothek von 20,000 Bänden, ein Seminar und ein Museum enthält. Augenblicklich ist ein neues Observatorium schon fast vollendet, und zu einem Doppelgebäude für das Seminar sind die Grundmauern gelegt. Vor Allem erregen die vollständigen Einrichtungen der chemischen und physikalischen Arbeitssäle mit ihren reichhaltigen Sammlungen von Apparaten das höchste Erstaunen, zumal wenn man bedenkt, daß fast Alles mit enormen Kosten und unsäglicher Schwierigkeit durch eine halbe Wildniß von der Hafenstadt Guayaquil nach der 2850 M. über dem Meeresspiegel gelegenen Höhe von Quito transportirt werden mußte. Das Museum ist noch im Entstehen begriffen, enthält aber schon eine hübsche zoologische Sammlung, besonders eine hervorragende Anzahl ausländischer Exemplare, die meistens aus Paris bezogen sind." (Schwäbischer Mercur vom 29. September 1875).

Die Jesuiten Ecuadors vernachlässigten neben der Erziehung der Jugend, in deren Besitz sie sind, auch praktische Unternehmungen nicht. Der Reitweg

Digitized by Google

nach Macas (Provincia del Oriente) ist ihr Werk. Nachrichten über ihre Minen und andere Unternehmungen im Osten unter den oben erwähnten Jivaros (Wilden von einer unangenehmen Feindseligkeit gegen Weiße) gelangen von Zeit zu Zeit nach Quito, und es ist wohl nicht ungegründet, daß die Regierung keine Gouverneure für diese Provinz mehr findet, weil für diese Herren bei der Concurrenz der Jesuiten nichts mehr in Gold, Zimmet, Kautschuk oder Baumwolle zu machen ist. Eine Prüfung der Verhältnisse Ecuadors thut dar, daß, so drollig uns auch das klerikale Wesen dort vorkommen mag, die Lage des Volkes doch um kein Haar schlimmer ist als in den Nachbarstaaten Perú, Bolivia, Venezuela u. s. w., das einzige Chile ausgenommen. Vielleicht sogar hatte Ecuador vor diesen den Vorzug einer gewissen Ordnung, die, so drückend sie uns scheint, doch immer noch besser ist als die sonst in Südamerika übliche Anarchie.

§. 60. Der Freistaat Perú.

Unter den Staaten der pacifischen W.-Küste Südamerika's nimmt die Republik Perú durch ihre Größe (1,321,500 □Km.) den ersten Rang ein. Ihre Bevölkerung mag einschließlich der Indianer in runder Summe auf etwa 3 Millionen höchst unruhiger Köpfe geschätzt werden. Der größte Theil des peruanischen Küstenlandes bietet einen nackten, unerfreulichen Anblick dar. In Ecuador regnet es doch wenigstens an dem Küstengestade und man zieht durch schattige Wälder, bevor man an den Cordilleren zur kahlen Puna hinaufsteigt. In Perú aber, trotzdem der Himmel die meiste Zeit bedeckt ist, regnet es nie, da die aus dem Pacificmeer aufsteigenden Wolken über das tiefere Land hinweg, nach den Andes ziehen, auf deren östlicher Seite sie jene gewaltigen „Aguaceros", jene wolkenbruchartigen Niederschläge bilden, denen die Ströme des Amazonen- und La Plata-Gebiets ihr Dasein zu danken haben. Nur ein starker Thau fällt zur Nachtzeit, namentlich im Winter, der auch ein leichtes, lichtes Grün hervorruft, welches aber die Sonne nur zu bald wieder verschwinden macht. Das Gestade selbst ist daher völlig leblos und kahl, und die Häfen, wie Payta, Lambayeque, Truxillo, el Callao, Pisco, Islay, Arica, Iquique, liegen in baumloser Gegend; gleich hinter ihnen steigt das Land empor und dieses ist mitunter auf weiten Strecken eine öde Wüstenei.

Digitized by Google

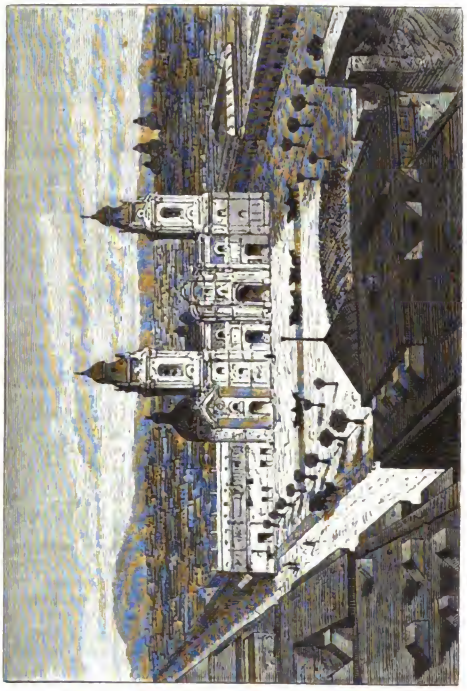
Dennoch ist das Schauspiel, welches des an dieser Küste Landenden harrt, ein entzückendes. Vor allem sind es nämlich die anscheinend unmittelbar aus dem Meere aufsteigenden gigantischen Gebirgsketten der Cordilleren mit ihren steilen, jäh emporstrebenden Felswänden, den vielgezackten Gipfeln und den scharf gerissenen, tiefen Schluchten dazwischen, welche mit magischer Anziehungskraft die Blicke des Reisenden fesseln. Die gewaltigen Bergriesen Ecuadors erscheinen unbedeutend gegen diese mächtigen zusammengedrängten Massen, da sie nicht wie hier aus der mit dem Meeresspiegel in einem Niveau liegenden Ebene, vom Fuße bis zum Gipfel in ihrer ganzen Größe sichtbar sind. Terrassenartig, in immer duftigerem Blau heben sich die ungeheuren Bergzüge hinter einander empor, ein wirres, tolles Chaos von Kuppen, Rücken, Graten, Schrofen, zwischen denen stellenweise dunkle geballte Wolkenpartien lagern. Zerreißt hier und da eine derselben, so kann man weite, leuchtende Schneefelder wahrnehmen, über die hinweg wieder andere, noch viel fernere Felszacken überwältigend groß herüberschauen. Gegenwärtig sind mehrere der Hafenplätze, so Lambayeque, Callao, Pisco und Islay, mit dem Hinterlande durch kurze Eisenbahnen verbunden, worunter jene von Callao nach dem nur 10 Km. entfernten Lima, der Hauptstadt des Freistaates, die wichtigste ist.

„Läßt man den stattlichen Bahnhof von Callao hinter sich, so hat man einige Minuten lang die tiefblaue, schiffbedeckte Bay zur Rechten. Dicht neben dem Bahndamm tobt die Brandung gegen die von der Fluth rasselnd auf und nieder gerollten Kieselmassen und der salzige Wasserstaub macht sich bis selbst in das Innere der Wagen hinein fühlbar. Dann biegt der Train nach O. herum, poltert eine Weile an den Böschungen des Forts vorbei, passirt die Vorstadt Bella vista mit einigen großen, belebten Marktplätzen und erreicht dann die freie Ebene. Eine merkwürdige Gegend ist es, durch die wir mit Windeseile dahinbrausen. Links, neben uns, läuft die breite, mit knietiefem Sand und grobem Geröll bedeckte Straße, die, so weit das Auge reicht, von niedrigen, rohen Lehmmauern eingefaßt ist. Ueber dieselben hinaus sehen wir graugelbe oder weiße Häuser, auch ein paar halb eingestürzte Kirchen repräsentiren sich, und hier und da — ein wahrer Augentrost in dieser Wüste — ragen über lange, dichte Mauern dunkle, schlanke Palmengruppen in die sonnige Morgenluft. Auch in der Nähe des von Lima herunterkommenden Rio Rimac dehnt sich einiges Grün dahin. Seitwärts, rechts und links, sehen wir bereits in weiter Ferne die stahlblaue Horizontallinie des Meeres sich unendlich lang dahinstrecken; einzelne Felsspitzen ragen weiß umschäumt aus der blitzenden Fluth, auf der hin und wieder weiße Segel ihre ruhige, leise Bahn ziehen. Jetzt rasseln wir eine hohe Lehmmauer entlang, über die herüber das üppige, dichte Grün einer ausgedehnten Bananenpflanzung schaut, dann passiren wir die langen, niedrigen, seltsam bemalten Häuserreihen der Vorstadt, und nicht viel später halten wir auf dem glasüberbauten Perron des Bahnhofes, wo wir alle Mühe haben, uns der auf unser Gepäck fahndenden Lastträger und Peone zu erwehren.“ (Louis Rosenthal im: Ausland 1874, Nr. 46, S. 902.)

Lima mit seinen 160,000 Einwohnern liegt in der Nähe oder wenn man will schon am Fuße der vorderen Cordillerenkette, denn die ersten Vorläufer derselben ragen mit ihren finsteren Massen unmittelbar über die flachen Dächer der Stadt hinweg. Besteigt man eine dieser kreuzgeschmückten Höhen,

Digitized by Google

so hat man einen weiten Ueberblick über die schachbrettartigen, regelmäßigen Häuserviertel mit den vielen dazwischen aufragenden, doppelthürmigen Kirchen, unter denen namentlich die schöne altspanische Kathedrale an der „Plaza mayor" auffällt. Das Chaos der Balcone, Säulengänge, Treppen und Flaggenstangen ist gerade unentwirrbar. Die manchmal wirklich prachtvollen inneren Höfe des aristokratischen Stadttheils liegen, wie aus der Vogelschau gesehen, offen vor uns. Was aber Lima ein ganz besonders charakteristisches Aussehen verleiht, sind die zahllosen kleinen viereckigen, oben schräg abgeschnittenen und mit einem Klappfenster versehenen Ausbauten auf den platten Dächern, die sowohl zum Lüften als auch zum Beleuchten der inneren Räumlichkeit dienen. Grau in Grau ist das Bild. Grau die Häuserwürfel der Stadt, grau die Kirchen und Klöster, grau die Berge, die nur hoch oben, wo die düsteren Nebelschleier um ihre Häupter ziehen, einen kaum merklichen Anflug eines lichtgrünen Rasenschimmers zeigen. Ja selbst der Himmel scheint diese graue Monotonie mit-



Kathedrale von Lima.

Digitized by Google

machen zu wollen, denn fast das ganze Jahr hindurch ist derselbe bewölkt, trotzdem es so gut wie nie regnet, sondern höchstens einmal stark thaut, wie man dann und wann des Morgens an den feuchten Lehmdächern bemerken kann. Ein tüchtiger Regen würde ganz Lima in einen formlosen Lehmbrei zusammenschwemmen, da mit wenigen Ausnahmen fast alle Gebäude aus diesem roh an der Sonne getrockneten Material errichtet sind. Vor uns, über Lima hinaus, dehnt sich die weite Ebene, die wir im Eisenbahnwagen durchflogen. Dicht an der See, deren weiße Brandung wie ein ungeheurer Schaumgürtel das ganze Land umspannt, liegt Callao, über dessen Häusermassen die zierlichen Mastengitter hoch emporragen. Hier und da sehen wir tief unter uns künstlich bewässerte Gärten und Anlagen, deren dunkles, fast schwarzes Grün wohlthuend gegen das lichte Gelbgrau der dürren, trockenen Berge absticht. Dort liegt auch der „Paseo publico", die öffentliche Promenade, mit einer wahren Unmasse in schnurgerader Linie aufgestellter Vasen, deren blendendes Weiß ebenfalls scharf aus dem dunklen Dickicht der den breiten Weg einfassenden Bäume hervortritt.

Kehren wir zur Stadt zurück. Zuerst passiren wir den auf dieser Seite des Rimac gelegenen Stadttheil, überschreiten die alte, steinerne Brücke und gelangen dann durch einen wunderlich verschnörkelten, großen Bogen in eine lebhafte Straße, die unmittelbar auf die „Plaza mayor" führt. Der Platz bildet, wie in allen südamerikanischen Städten, ein regelmäßiges Viereck. Hier ragt die wunderschöne Kathedrale mit ihren, an maurischen Anklängen so reichen Eingangsportalen stolz in die Höhe. Bedeckte Säulengänge, unter denen alle nur möglichen Dinge verkauft werden, laufen auf drei Seiten rings um den Platz, dazwischen und darüber liegen Restaurations- und Billardsäle, Eisbuden und Geldwechselgeschäfte. An der Ecke präsentirt sich „Hotel Morin", das erste in Lima. Die Mitte des mit Marmorplatten reich verzierten Vierecks schmückt eine kreisrunde, prächtige Gartenanlage, mit Springbrunnen und Statuetten verschwenderisch ausgestattet. Rund um dieselbe läuft ein eisernes, oben vergoldetes Gitter; die Herrlichkeit läßt sich auch deßhalb nur von außen bewundern, zu welchem Zweck rings herum eine entsprechende Anzahl marmorner Bänke angebracht sind. Die Straßen sind der Kühle wegen meist eng. Von ein- und zwei-, seltener dreistöckigen Gebäuden eingefaßt, durchschneiden sie in unabsehbarer Länge die Stadt. Da wo das durch sie strömende Wasser Haufen von Unrath absetzt, hüpfen und balgen sich beständig ganze Haufen Aasgeier, unbekümmert um die Vorübergehenden, von denen sie nichts zu fürchten haben, da eine Tödtung dieser Thiere schwere Strafe nach sich zieht. Ein wahrer Segen sind aber diese »gallinazos« für das schmutzige Perú. Wo nur das geringste Aas oder dergleichen von ihnen gewittert wird, wissen sie dasselbe sofort mit Zauberschnelle verschwinden zu machen. Sonderbar sieht es aus, wenn die Thiere gesättigt, stundenlang mit ausgebreiteten Flügeln auf den Dächern und den Flaggenstangen sitzen. Ein eigenthümliches Aussehen erhalten die Straßen außerdem durch die mannigfaltigen Balcone, die fast keinem Hause fehlen und mit ihren langen Fensterreihen und Tafelwerk unwillkürlich den Eindruck von kleinen Gewächshäusern machen, wie irgend Jemand sehr treffend gesagt hat, um so mehr, wenn sie noch, wie das auch häufig der Fall ist, mit Blumen und Pflanzen geschmückt sind. Neben den unvermeidlichen „Tiendas" und „Pulquerias" sieht man dabei die elegantesten Läden von Fremden aller Nationen gehalten. Die Tiendas gehören meist Italienern, von denen es über vierzehntausend hier geben soll. Auch Deutsche gibt es genug in der »ciudad de los reyes« und erzählt man sich im Allgemeinen von ihnen in Lima nur das Beste. Die Franzosen, von denen es ebenfalls

Digitized by Google

eine schwere Menge hier geben soll, halten, treu ihrem Naturell, meist Hotels, Kaffeehäuser, Friseurläden oder Modegeschäfte, während die Engländer wieder hauptsächlich unten in Callao ihr Wesen treiben. Alle größeren Geschäfte sind mehr oder weniger in Händen der Fremden, die natürlich auch alle größtentheils ihr Schäfchen in's Trockene bringen. Die Peruaner versuchen nicht einmal ihnen Concurrenz zu machen, ganz anders wie in Chile, wo z. B. der europäische Handwerker der Concurrenz der Eingeborenen wegen kaum fortkommen kann.

Eine gemischtere Bevölkerung, wie die sich in den Straßen Lima's herumtreibende, mag es wohl kaum in irgend einem Theile der Welt wieder geben. Grundelemente sind Weiße, Indianer, Schwarze und Chinesen. Die Spielarten dieser Racen aber spotten jeder Beschreibung, so toll und bunt ist alles durcheinandergewürfelt. Namentlich das Contingent der Cholos, halb indianischer, halb äthiopischer Abkunft, ist sehr stark variirt, und sind es besonders diese Letzteren, welche die schmutzigen, berüchtigten Vorstädte bevölkern.

Zahlreiche Schiffe kommen alljährlich mit Kulis von China nach Callao. Die armen Teufel müssen sich contractlich den Hacendados auf acht Jahre und länger für sehr geringen Lohn verpflichten, nach deren Ablauf sie wieder ihre eigenen Herren werden. Behandelt werden sie mehr oder weniger wie Sklaven, was sie ja auch eigentlich sind, denn ihrem Verkauf oder vielmehr der Abgabe des Contractes an irgend jemand anderen steht gesetzlich nicht das Geringste im Wege. Die Sklaverei ist zwar schon lange aufgehoben, leider könnte man fast sagen, denn die natürlich jetzt so wenig als möglich arbeitenden Schwarzen sind es gerade, welche die Vorstädte und Umgegend von Lima so unsicher machen. Die merkwürdigsten Geschichten sind darüber im Umlauf, und wollte man ihnen nur halbwegs glauben, so müßte es wahre Tollkühnheit sein, auch nur den allerkleinsten Spaziergang außerhalb der Stadt zu machen. Sicher ist, daß nach Abschaffung der Todesstrafe die Unsicherheit um Lima in erschreckender Weise überhandnahm und am meisten darin die freigelassenen Schwarzen leisteten, welche überhaupt das größte Gesindel im ganzen Staate bilden. Die eingeführten Chinesen sind dagegen ganz pfiffige Burschc. Aushalten müssen sie freilich bis ihr Contract abgelaufen ist, bei ihrer außerordentlichen Sparsamkeit aber haben sie gewöhnlich nach Ablauf dieser Zeit ihren ganzen, mühsam verdienten Lohn noch beisammen. Das Ideal eines Chinesen ist fast immer eine „Fonda", ein Speisehaus unterster Klasse, und kaum frei, geht er auch schon daran, ein solches unter irgend einem ungeheuerlichen Namen und phantastisch gemalten Ungethüm über der Thür einzurichten. Für diejenigen nun, die nicht erst lange in die Küche oder gar in die Töpfe schauen und billig essen und trinken wollen, läßt eine solche Fonda in der That nichts zu wünschen übrig. Zahllos sind die chinesischen Fondas in Lima sowohl als in Callao, und namentlich Schwarze und Cholos aller Racen und Farben, seltener ein Weißer, frequentiren die kleinen, mit einem fettglänzenden Linnen bedeckten Tische, deren oft vierzig und mehr in den küchenduftgeschwängerten Räumen stehen. Aber verhaßt, sehr verhaßt sind dennoch die Söhne des himmlischen Reiches, natürlich weil sie keine Christen, sondern Heiden oder Affen, die der Peruaner in eine Kategorie stellt. „Macacos" nennen sie die armen Teufel, die doch wahrhaftig zehnmal mehr werth sind als die nichtswürdigen Neger und spitzbübischen Cholos, die verächtlich auf den Macaco, auf den „Affen" herabsehen.

Doch wir wollen mit einem freundlicheren Bilde von Lima Abschied nehmen. Schon ist die Sonne hinter Callao in's Meer gesunken und lange, wunderliche Schatten legen sich über die „Plaza mayor", die immer lebendiger wird, denn jetzt beginnt erst das eigentliche Leben der Stadt. Ueberall entzünden sich bunte Lampen und Lichter, in deren Schein junge Señores und Señoritas gruppenweise umherwandeln, dazwischen bewegen sich elegante Caballeros mit ihren Damen, von denen die meisten so dicht verschleiert sind, daß häufig nur eines der schwarzfunkelnden mandelförmigen Augen aus der das Gesicht verhüllenden „Manta" hervorlugt, eine sonderbare Sitte, die die Limeñas am wenigsten nöthig hätten, da sie ihren

Digitized by Google

Ruf als die schönsten Frauen Südamerika's vollkommen rechtfertigen. Noch vieles Andere, was aber weniger erbaulich klingt, erzählt man von den dortigen Damen, doch kommt dergleichen auch anderswo vor. Ueber den weiten Raum brausen jetzt die Klänge der Nationalhymne; Verdische und Rossinische Melodien folgen und man scheint sich vortrefflich zu amüsiren, denn immer lebhafter wird das Getriebe; alle Bänke und Balcone sind dicht besetzt und in der Nähe des Musikchors ist das Gedränge noch ganz besonders stark. In hellem Lichterglanz strahlen Kaffeehäuser, Billardsäle und Eisbuden; zwischen dem Geklapper der Elfenbeinbälle, dem Geschrei und Lachen der wogenden Menge knattert buntfarbiges Feuerwerk, rauschen Fontainen, schwirren Guitarren und gellen die Rufe der Eisverkäufer und Wasserträger. Lange währt dies Treiben; nach Mitternacht noch ist die Plaza belebt, bis endlich die kalte, von den Cordilleren herniederstreichende Luft und der stark fallende Thau demselben ein Ende macht. (Louis Rosenthal. A. a. O.)

Cuzco.

Die historische Hauptstadt des Landes, die alte Residenz der Incas, welche vor der spanischen Eroberung auf der Basis eines theokratisch patriarchalischen Communismus in Perú einen mächtigen Staat errichtet hatten, ist Cuzco (Cozco der Incas), welches Wort Nabel bedeutet. Diese Stadt lag im Mittelpunkte des eigentlichen Inca-Reiches mehr als 3350 M. über dem Meere unter 13° 30′ s. Br. in einem schmalen, von hohen Bergen umschlossenen Thale.

Das heutige Cuzco bildet ein längliches aber unregelmäßiges Viereck von NW. nach SO. und von dem, von der Cordillera de Sapi herabkommenden Huatany, einem wilden, brausenden Bergwasser, in zwei ungleiche Hälften geschieden. Von den 3000 Häusern der Stadt, welche 40,000 Einwohner beherbergen, sind mindestens 1000 armselige Hütten und davon reichlich 500 Schänken. An Kirchen und Klöstern ist bekanntlich in Städten, wo das spanische Element sich geltend machen konnte, gar kein Mangel; auch in Cuzco nicht. Alle diese Gotteshäuser haben etwas Düsteres, das aber zu dem rauhen Klima, dem oft sehr trüben Himmel und den Bergen ganz wohl paßt. Auch im Inneren sind sie zumeist recht einfach in der Bauart, aber reich mit Kirchengeräthen von Gold und Silber und Edelsteinen begabt.

Digitized by Google

Das Klima von Cuzco und den umliegenden Landschaften kann man nicht preisen; wohl ist es nicht mehr wie Lima und die tieferen Küstengebiete, dem Wüthen des gelben Fiebers ausgesetzt; die kalten Punas aber verursachen das Soroché, eine noch nicht genügend bekannte Bergkrankheit, und in den hochgelegenen Theilen wird sich, wer keine gute Brust hat, sicher den Tod holen; auch an Hagel, Schnee und Regen ist hier im Gegensatze zur regenlosen Küstenregion kein Mangel, und das Sprichwort sagt, daß diese Stadt 13 Regenmonate im Jahre habe. Aber die Leute dort kennen weder Ofen noch Kamine noch Wärmbecken. Die Señoras hüllen sich bei nassem und kaltem Wetter in ihre wollenen Tücher und in Schleier, die Caballeros in große Mäntel. Die Indianer beiderlei Geschlechts tragen Hemden und Oberkleider von Wolle und obendrein lange oder kurze Mäntel. Den innern Menschen erwärmt man in allen Städten reichlich mit europäischen Liqueuren, Chicha und Zuckerbranntwein. Unter einem so bewölkten Himmel und bei zumeist naßkalter Luft sind die Leute nicht eben für kalte Bäder und Abwaschungen eingenommen, und der Indianer vermeidet dergleichen ganz und gar; bei ihm ist das Reinigen von Gesicht oder Händen schon eine Art Luxus. Beim Schlafengehen legt er die Kleider nicht ab; er behält sie überhaupt einfür allemal auf dem Leibe, bis sie in Fetzen herabfallen. Das gilt von beiden Geschlechtern; die Indianerin ist aber niemals geneigt, einen zerlumpten Rock abzulegen; sie zieht den neu angeschafften über drei oder vier alte, die nie gereinigt worden sind und von Parasiten wimmeln. Dennoch sind die Trachten der Indianer, in Perú hauptsächlich durch die Stämme der Quechua und Aymara vertreten, malerisch, und wenn sie die großen Lama-Heerden durch die Straßen treiben oder mit ihren jungen Frauen auf beraften Bergabhängen sitzen, gewähren sie einen reizenden Anblick. Ihre wehmüthigen Lieder, die sie mit einer Guitarre begleiten und die so traurig durch das stille Gefilde hintönen, die trüben, niedergeschlagenen Blicke, mit welchen sie beim Weiden ihrer Heerden das Auge auf den Festungstrümmern ihrer Ahnen ruhen lassen, verleihen diesen schwer verletzten Stämmen ein Interesse, wie man es manchem glücklicheren Volke nicht zuwendet.

Großen Einfluß übt auf die Indianer sehr natürlich der meist aus ihrer Mitte hervorgegangene Clerus. Die Priester sind durchaus weltmännische Leute und führen ein lustiges Leben. Mit ihrem Wissen ist es nicht weit her, aber sie besorgen den Unterricht der Jugend, was leicht genug ist. Einzelne beschäftigen sich auch mit scholastischer, mystischer oder kanonischer Theologie, so weit das eben reicht. In Bezug auf das, was an Sitte und Lebensweise

Digitized by Google

Mönche in Cuzco.

ſchicklich ſei, hat die ſüdamerikaniſche Geiſtlichkeit ihre eigenen Anſichten und Begriffe, welche von jenen, die man in Europa für richtig hält, einigermaßen abweichen. Die meiſten Prieſter ſind Eingeborne, Indianer von reinem Blute oder Miſchlinge.

Unter einem geſegneten Himmelsſtriche gelegen, erfreut ſich Perú aller jener Producte des Thier- und Pflanzenreiches, welche wir bisher in Ecuador und Columbien kennen gelernt. Auf den peruaniſchen Punas tritt das Schafkameel, das Guanaco (Auchenia huanaco Sw.) auf, welches in Rudeln auf den Anden von hier bis Patagonien ſtreift. Das zur nämlichen Familie gehörige Llama (Auchenia Lama L.), welches in Perú und Chile nur mehr in gezähmtem Zuſtande lebt, liefert Milch, Fleiſch, Wolle, Leder, und dient als wichtigſtes Laſtthier; ſelbſt ſein Miſt findet noch als Brennmaterial Verwendung. Das Zwerg-Llama und das Vicognethier (Auchenia Vicunia L.) ſind werthvoll wegen ihrer Wolle. Außerdem verfügt Perú über unberechenbare Schätze an Guano oder Vogeldünger und Salpeter, welche beide für den „Düngermarkt“ von großer Bedeutung ſind. Zwar iſt der Abſatz von Guano in dem Jahrzehnt 1863—73 geringer geworden, dagegen hat ſich jener des Salpeters vervierfacht.

Digitized by Google

Guano-Gewinnung.

Die wichtigsten Guano-Lager waren jene auf den Chinchas-Inseln, einsame, öde Inselklippen in der Nähe von Callao und Pisco. Streifenweise wird der Guano von oben nach unten abgebaut, in große, flache Karren geladen und auf Schienenwege theils an den Hauptmolo, theils an die Schüttwerke der steilen Uferwände gebracht, von wo aus er in großen Booten an Bord der Schiffe befördert wird. Zahlreiche Fahrzeuge ankern hinter der Insel. Der scharfe, ammoniakalische Staub, den das Losarbeiten sowohl als das Verladen verursacht und der namentlich den Nasenschleimhäuten außerst empfindlich ist, macht den Aufenthalt hier höchst unerquicklich. Dennoch aber sind außer den erbärmlichen „Ranchos" der chinesischen und farbigen Arbeiter auch einige ganz elegante, villenartige Gebäude auf der Insel, ja sogar ein Photograph fristete hier sein kümmerliches Dasein. Im Jahre 1873 waren die Chincha-Inseln bis auf etwa 100,000 Tonnen erschöpft, Abbau findet gegenwärtig statt auf den Guañape- und den Macibi-Inseln. Noch unangegriffen sind die beträchtlichen Ablagerungen auf den Lobos-Inseln, auf den Vicjas-Inseln in der Bay von Independencia; in der Chiapana-Bay, auf den Lobillo-Inseln, an der Punta Huanillo, auf den Huanillo-Inseln; an der Punta alba und bei Pabellon de Pica. An kleineren Lagern sind nicht weniger als 36 vorhanden. (Globus, XXIII. Bd. S. 111.)

Einen sehr glücklichen Versuch hat man mit dem Anbau von Baumwolle gemacht. Perú wäre ein Land für Baumwollenbau wie geschaffen, wenn man nur Arbeitskräfte dorthin bekommen könnte, um es zu bewässern. Man denke nur, kein Regen, der die aufplatzende Baumwolle verdirbt, was müßte das für eine vorzügliche Baumwolle werden!

Trotz aller seiner Naturreichthümer gehört Perú zu den Staaten, wo bis unlängst die allerärgste Mißwirthschaft herrschte. Perú hat riesige Einnahmen; ohne seine Revenüen des Zollhauses wie seiner anderen Sporteln und

Digitized by Google

Monopole und ohne seine Silberausfuhr bezog es vom Guano allein einen Nettogewinn von 80—100 Millionen RM. jährlich, von welchem Ertrage es seine Staatsausgaben bestritt, während es im Uebrigen mit seinen Finanzen nichtsnutzig gewirthschaftet hat, denn anstatt die ungeheuren Summen des Guano-Ertrags und der colossalen Salpeter-Ausfuhr zum Heile und Wohle des Staates zu verwenden, vergeudete man sie theils in unnützen Kriegen mit den Nachbarstaaten, theils auch bleiben sie in den Fingern betrügerischer Beamten kleben, deren jeder, und Perú hat sehr viele Beamte, so viel als möglich für sich bei Seite zu bringen sucht. Da solche Stellen förmliche Goldgruben sind, gibt es natürlich auch eine Menge Leute, die es einzig und allein darauf absehen, mit welchen Mitteln bleibt sich ganz gleich, recht bald in einen solchen Posten einzurücken. Das geschieht aber am besten dadurch, daß man sich irgend einer Partei anschließt, die den Präsidenten zu stürzen sucht, um ihren eigenen Candidaten auf den Platz zu helfen. Selbstverständlich werden, wenn die Sache glücklich gelungen, alle wichtigen, einträglichen Aemter auf's Neue besetzt, und man darf dann, eingedenk eines Goethe'schen Spruches, eben nicht zu bescheiden sein. Dermalen scheint eine Periode der Ruhe dem Lande einen gewissen Aufschwung zu gestatten. Man hat sich zur Bestreitung reeller Staatsbedürfnisse Einnahmequellen eröffnet, die vom Guano-Ertrage unabhängig sind. Die Zolleinnahmen sind, weil keine großen revolutionären Zuckungen stattfanden, wesentlich gestiegen; der gegenwärtige Präsident Pardo wirthschaftet sparsam, nur für das Schulwesen, welches noch 1870 in den allerdüstersten Farben geschildert ward, hat er stets offene Hand. Auch wendet man sich nützlichen Werken des Friedens zu und ist eifrig mit dem Bau von Eisenbahnen beschäftigt. Die Oroya-Eisenbahn, die von Callao beginnend die doppelkettige Cordillere übersteigt, bildet wohl eine der großartigsten Unternehmungen der Welt. Für ein Land von der Bodengestaltung Perú's sind Verbindungswege die allerwichtigste Angelegenheit, in zweiter Linie ist für die ausgedehnten Strecken, welche der Küste entlang in der regenlosen Zone liegen, künstliche Bewässerung eine Lebensfrage. Vor einer europäischen Einwanderung in Perú wie in diese Himmelsstriche überhaupt kann aber immer noch nicht ernsthaft genug gewarnt werden.

Digitized by Google

§. 61. Die Republik Bolivia.

Bolivia, ein Freistaat, dessen angeblich von 2—2¾ Millionen Menschen bewohnter Flächenraum zwischen 1,376,572 und 2,182,582 □Km. schwankt, ist das höchste und gebirgreichste Land beider Amerika's; man kann auf demselben fünf verschiedene Gebirgssysteme unterscheiden, nämlich das Vor- oder Küstengebirge, welches längs der W.-Küste Südamerika's von S. nach N. mit einzelnen Unterbrechungen hinläuft und wovon auf die kurze bolivianische Küstenstrecke auch nur ein kleiner Theil entfällt; das Andes-System, welches wir schon kennen lernten, in Bolivia reich an kegel-, glocken-, domförmigen und spitzen hohen Bergen, die mehr oder weniger mit ewigem Schnee und Eis bedeckt sind; das Centralsystem oder la Cordillera real, d. i. die Königscordillere, nämlich die gemeiniglich als Ostcordillere bezeichnete Kette, welche im Vergleiche zu den Andes nicht die bedeutende Ausdehnung und Mächtigkeit, dagegen eine bedeutendere mittlere Höhe besitzt; dann die Zwischengebirge und isolirte Gebirgsgruppen und endlich das östlichste oder innere Cordillerensystem. Zwischen diesen Gebirgen lagern sich verschiedene Hochebenen, von welchen jene von Oruro, auch la Altiplanicie central de Bolivia genannt, zwischen den Andes und der Königscordillere, die wichtigste ist. Die nördliche Ebene zeichnet sich durch zwei Binnenseen, den Titicaca-See und den See von Pampa Aullagas, sowie durch die Laguna de Coipoſa aus.

Der Titicaca-See (3842 M. über dem Meere) hat eine Länge von SSO. nach NNW. von 190 Km. und eine mittlere Breite von 50 Km., also eine Oberfläche so groß wie das Großherzogthum Hessen und eine Tiefe von 218 M. Er zerfällt durch eine Meerenge in zwei Seen, wovon der nördliche der eigentliche Titicaca-See und der südliche die Laguna de Unimarca heißt. Weiter westlich von dieser Meerenge bilden die beiden genannten Seen eine Landenge, so daß zwischen den beiden Meer- und Landengen die Halbinsel Copacavana liegt. Der inselreiche See entwässert sich im S. durch den Rio Desaguadero, welcher die nördliche Hochebene durchfließt, in den zweiten See von Pampa Aullagas (3700 M. Seehöhe), dessen Größe jener von Mecklenburg-Strelitz gleichkommt. Bekannte Abflüsse hat dieser See nur Einen sichtbaren, aber zugleich nur einen sehr unbedeutenden. Wo der übrige Theil seiner Wasser verbleibt, darüber ist man noch zweifelhaft.

Die südliche Ebene zeichnet sich durch eine andere große Merkwürdigkeit aus, durch die Laguna de Salinas. Sie ist einmal ein Salzsee und das andere Mal eine Salzebene, weßhalb man sie auch la Pampa de Salinas nennt.

Digitized by Google

Diese besteht aus reinem krystallisirten, blendend weißen, festen Kochsalze, das in Form einer dicken Kruste auf einem unterirdischen See liegt, wovon jedoch nur da etwas zu sehen ist, wo die Indianer gewissermaßen einen Salzbergbau treiben. Die Größe der festen Salzpampa, die fast einen mathematischen Horizont bildet, ist fast so groß wie das Großherzogthum Hessen. In der trockenen Jahreszeit ist diese Pampa passirbar, wenn auch immer mit einiger Gefahr im Sumpfboden stecken zu bleiben. Fußgänger laufen jedoch stets leicht darüber hinweg. In der Regenzeit dagegen ist jede Passage unmöglich, weil nicht allein der weiche Erdboden noch mehr erweicht, sondern die ganze Ebene oft bis 1 M. hoch unter Wasser gesetzt wird.

Die beiden Theile der Hochebene unterscheiden sich von einander durch ihre Wasserquantitäten, die Zahl der Ansiedlungen und ihre Bodenbeschaffenheit. Der nördliche ist sehr reich an Süßwasser, daher der fruchtbarste und bewohnteste; der südliche ist der wasserarme, daher der unfruchtbarste und unbewohnteste; deßhalb ist er unter dem Namen Los desiertos de Lipez bekannt. Die mittlere Höhe der ganzen Hochebene beträgt 3824 M., und schwankt letztere zwischen 4179 und 3682 M. Außer dieser centralen Hochebene gibt es noch mehrere kleinere, welche alle als Pampa bezeichnet werden. (Hugo Reck in: Petermann's Geograph. Mitth. 1865, S. 280—290).

Die Natur der Hochebene zwischen dem Titicaca, durch welchen die Grenze zwischen Bolivia und Perú läuft, und der bolivianischen Hauptstadt La Paz verstimmt und drückt das Gemüth durch ihre Oede. Nur der majestätische Schneegipfel des Illimani gewährt einigen Trost, bis man die grüne Thalsenkung von La Paz selbst erreicht, wo der Europäer aber wieder in Folge der verdünnten Luft bei 3900 M. absoluter Erhebung von dem Soroché befallen wird. Diese Hauptstadt Boliviens — der Volksmenge und Bedeutung nach, nicht in politischem Sinne — soll dermalen 76,000 Einwohner zählen, größtentheils Aymara-Indianer; ihre engen Straßen sind, wenn auch nur mit spitzen Kieseln, gepflastert, für das Behagen der Fußgänger aber durch Steinplattentrottoirs gesorgt. Auch gewähren die Häuser, die mit Ziegeln gedeckt sind, einen wohnlichen Anblick, und dem öffentlichen Platze fehlt es nicht an einem Springbrunnen zu seiner Zierde. Auf der Alameda oder der Promenade sind etliche kümmerliche Obstbäume angepflanzt, die aber keinen Schatten spenden wollen, verherrlicht wird aber der Spaziergang genügend schon durch den Anblick auf den 7246 M. hohen Illimani, an dessen östlichen Abhängen alle tropischen Edelgewächse, das Zuckerrohr, der Kaffee, die Orangen, die Ananas und die köstlichen „Advocatenbirnen" gebaut und nach dem Markte des kalten La Paz abgeliefert werden.

In ähnlichen klimatischen Verhältnissen treffen wir die meisten Städte in Bolivia: so Sucre oder Chuquisacre, mit 23,000 Einwohnern, dermalen die politische Hauptstadt der Republik, 3200 M. hoch, auf einer Hochfläche, wo sich die Gebiete des Madeira und Paraguay von einander scheiden, Oruro in 4000 M. Seehöhe und die gleich hochgelegene wegen ihrer einst so ergiebigen Silbergruben berühmte Bergwerksstadt Potosi mit 22,000 Einwohnern, wo wegen der dünnen Luft der Europäer nicht 30 Schritte gehen kann, ohne daß ihm der Athem stockt.

Einen von dem bisherigen sehr verschiedenen Charakter trägt das Gebiet im O. der inneren bolivianischen Cordillere; man bezeichnet diese Region als die Yungas, welche von den oberen Quellflüssen der den Madeira bildenden Arme durchströmt werden und die an natürlichen Reichthümern die meisten

Digitized by Google

Gegenden Südamerika's übertreffen. Sobald die Eisenbahn um die Stromschnellen des Madeira vollendet sein wird, kann in diese Regionen ein lebhafter Verkehr gebracht werden, weil sie dann vom Amazonas her zugänglich sind und einen bequemen Ausweg zum atlantischen Ocean haben. Hier, am Beginne der Yungas, schon im warmen Klima, wenngleich noch in 2550 M. Meereshöhe, liegt die wichtige Stadt Cochabamba mit 36—40,000 Einwohnern. Von ihrem Markte aus werden die Bergleute in Oruro und Potosí mit Lebensmitteln versorgt, namentlich mit Weizen, Mais, Gerste und Mehl; viele Waaren gehen auch von dort in die Yungas, und für die Fieberrinde, welche zumeist aus der Region der Yuracarés-Indianer kommt, ist hier der Sammelplatz, von welchem aus die Waare weiter versandt wird.

Unter der Pflanzenwelt der Yungas bemerken wir den wegen seiner eine süßschmeckende wollartige Substanz enthaltenden Früchte so sehr geschätzten Pacay (Prosopis siliquastrum), die Palmeria regia oder Mauritia vinifera und eine eigenthümliche Kletterpalme (Carludovicia funifera, Kunth) mit ihren mehr als 16 M. langen, strickartigen Luftwurzeln, dann sehr häufig die Chontilla-Palme, eine Art Bactris, nicht zu verwechseln mit der eigentlichen Chonta (Bactris ciliata), obgleich sie wie diese einen mit langen und sehr spitzigen Dornen besetzten Stamm hat. Häufig ist auch in diesen Gegenden der Copalbaum (Rhus copalinum), mit dessen leicht zu gewinnendem Harze die Waldbewohner ihre Hütten erleuchten. Das einzige rentable Product dieses riesigen Ländercomplexes ist aber bis jetzt die Coca-Pflanze (Erythroxylon coca), die ausschließlich dem tropischen Amerika eigen ist und eine Familie mit wenigen Varietäten bildet. Zu ihrem Gedeihen verlangt die Pflanze ein heißes und feuchtes Klima und jedenfalls eine begrenzte Erhebung über den Meeresspiegel. Auch die bisher in geringen Quantitäten angepflanzten Kaffeebäume liefern eine verhältnißmäßig reiche Menge und treffliche Qualität großer, schöngefärbter Bohnen; Reis ist sehr ergiebig, die Ananaspflanzen (Bromelia Ananas) gedeihen vorzüglich, deßgleichen Zuckerrohr und Cacao.

Die Ueppigkeit der Waldvegetation und die große Masse des an der Sonne täglich verdunstenden Wassers lassen leicht begreifen, weßhalb ein reiner, wolkenfreier Himmel in den Yungas, welche nichts Anderes sind als die sogenannte Montaña in Perú und Ecuador, zu den Seltenheiten gehört und die Höhen und Waldgebirge fast immer von dichten Nebeln verhüllt sind. Dessenungeachtet kennt man dort weder Wechselfieber, noch sonstige epidemische Krankheiten. (Eugen von Boeck, im: Globus XXV. Bd. S. 124—125 und 139).

Ackerbau und Viehzucht bedürfen in Bolivia noch sehr des Aufschwunges, ebenso sind Industrie und Handel erst im Entstehen. Die Industrie besteht zumal in Baumwollweberei. Der Hauptreichthum des Landes beruht auf seinem Bergbau, welcher aber in seiner Entwicklung sehr gehemmt ist, indem die Bergwerksdistricte von den cultivirteren Provinzen ziemlich entfernt liegen, der Transport fast nur auf Lastthiere beschränkt ist und die ohnehin kurze Seeküste nur einen einzigen schlechten Hafen Cobija im N. der Atacama-Wüste besitzt. Die vorzüglichsten Ausfuhrartikel sind Gold, Silber, Kupfer, Zinn, Chinarinde, Schaf- und Vicuña-Wolle, Chinchillapelze, Guano, Sarsaparilla, Tabak, Gewürze u. s. w.

Digitized by Google

Moros-Indianer.

Die Bevölkerung von Bolivia besteht aus verschiedenen Racen, aus der Vermischung der Spanier mit den Eingebornen. Ein Dritttheil derselben wohnt in den Städten und Villas, der Rest in den kleineren Ortschaften oder in der Campaña, d. i. auf dem Lande. Auch gibt es einige Abkömmlinge von Afrikanern und nicht wenige Guaranis, welche von dem östlichen Theile Paraguay's eingewandert sind und sich bedeutend vermehrt haben. Die sämmtlichen Indianerstämme zerfallen in civilisirte, halbwilde und wilde. Zu den

Digitized by Google

ersteren gehören die Quichua und Aymara- oder Inca-Indianer, zu den halbwilden die Chiquitos und die Moxos (spr. Mochos), zu den wilden aber die, welche die südlichen Gegenden oder den Bereich der Rios Pilcomayo, Vermejo und Paraguay bewohnen. Die meisten Indianer, welche nicht in den Städten leben oder welche keine Pächter von großen Ländereien sind, arbeiten im Jahre nicht mehr als drei Monate. Alle sind sie Ackerbauer, Arrieros (d. h. solche, die sich mittelst großer Llama-Heerden zu verschiedenen Transporten bequemen), oder sie beschäftigen sich mit der Zucht von Llamas, Schafen und Ziegen, welche sie in großen Quantitäten besitzen. Ihr vorherrschender Luxus besteht in Lastern, in üblen Gewohnheiten, Feste zu feiern, und die einzige Verpflichtung dem Staate gegenüber besteht in der Zahlung von Steuern (tributos), wofür sie militärfrei sind. Sobald sie die nöthigen Gelder zur Bestreitung dieser Ausgaben durch eifriges Arbeiten erzielt haben, verbringen sie die übrige Zeit mit Beschäftigungen, die nur sehr wenig oder gar keinen Nutzen haben. Bemerkenswerth ist, daß in den Pumas die Sterblichkeit der Indianer bedeutend größer ist als jene der Weißen und Creolen. Die Schuld daran trägt ein Fieber, welches mit höchst seltenen Ausnahmen nur unter den Indianern grassirt und mächtig aufräumt. (Hugo Reck in: Petermann's Mitth. 1866. S. 300—304.)

Wie alle Binnen- und Gebirgsländer dem nivellirenden Schliffe der Civilisation weniger zugänglich sind, ihren von den Vorfahren ererbten Sitten und Gebräuchen länger treu und anhänglich bleiben, als die dem Weltverkehre geöffneten Küstenstriche, so zeigt sich auch in Bolivia die eigenthümliche Erscheinung, daß die niederen Volksclassen und in kleineren Städten selbst bessere Familien das alte Inca-Idiom, die Quichua-Sprache, im Geschäftsverkehre und im vertraulichen Umgange der spanischen Sprache vorziehen. (Boeck, im: Globus, XXV. Bd. S. 140.) In der volkreichen Hauptstadt La Paz kann man dagegen die Damen in neufranzösischen Moden schwelgen sehen, nur daß sie das Uebertriebene noch mehr übertreiben. Im Hause selbst sind die Damen gar nicht angezogen, und ein großer übergeworfener Shawl muß das tiefe Negligé verhüllen. Der Bolivianer kennt nur zwei Leidenschaften: Spiel und Trunk; seine beste moralische Seite besteht aber darin, daß er seine Verluste mit Fassung trägt, und die Fälle von Selbstmord wegen Vermögenszerrüttung noch gänzlich unbekannt sind.

Unter der geringen Zahl der Einwanderer bilden die Indianer, Spanier und Franzosen die Majorität, während die Deutschen nur sehr spärlich vertreten sind.

Digitized by Google

Die politischen Zustände des Landes geben keinen Anlaß zu besonderer Betrachtung; die Einrichtungen sind ziemlich die nämlichen wie in Perú und die geschichtliche Bewegung des Freistaates hat das gewöhnliche Geleis von Revolutionen und Bürgerkriegen nicht verlassen.

§. 62. Die Republik Chile.

Der schmale Gebietsstreifen, welcher zwischen den Andes und dem Stillen Ocean das Vaterland der Chilenen bildet, ist ein eigenthümliches Land. Die schneebedeckten Häupter der Cordilleren blicken über das vorliegende Mittelgebirge, zwischen welchem das Längsthal des bebauten Chile (spr. Tschihle) eingeschlossen ist, hinaus in die gleichmäßig bewegte See, die niemals von gewaltigen Stürmen heimgesucht wird. Ueberall starrt der nackte Sandstein, mit Gneis und Granit durchsetzt, aus dem Boden hervor, nur in den bizarr zerrissenen Thälern hat sich Erde gesammelt, in denen eine üppige Vegetation hervorsprießt. Aber an der Küste ermangelt Chile des Wassers, und so ist blos jenseits des Küstengebirges, in dem hochliegenden Längsthale, eine fruchtbare Vegetation zu finden. Im Allgemeinen ist das Gebiet der Republik im N. bis Coquimbo herab, wie das peruanische und bolivianische Küstenland, dürr und unfruchtbar, von Coquimbo südlich reich bewässert, gut angebaut oder bewaldet, „der Garten der Neuen Welt." Dafür hat das unfruchtbare nördliche Chile seine Schätze in dem Reichthum an Mineralien, die eine unerschöpfliche Ausbeute gewähren. Die ganze Provinz Atacama ist eigentlich nur eine einzige ungeheure Mine. Wo nur immer man sich bis jetzt bemüht hat zu suchen, fand man Mineralschätze. Guano, Salz, Borax, Kupfer, Eisen, Gyps, Kobalt, Blei, Gold, Silber, Salpeter in ungekannten und ungemessenen Mengen werden allerort gefunden.

Wie groß die Anzahl der Minen ist, erhellt schon daraus, daß allein im ersten District von Caracoles oder dem Muschelgebirge — so genannt weil es zum größten Theile aus massenhafte Versteinerungen führendem Muschelkalk besteht — über 4000 Silberminen amtlich angezeigt und vermessen worden sind und Abgaben bezahlt haben! Die Ausfuhren an Silber in Barren aus den betreffenden Häfen von Caracoles, welche laut amtlichem Ausweise die Ausfuhrgebühren bezahlt haben, betrugen im Jahre 1873 1,500,000 Mk. gleich 375,000 Kg. Dabei ist aber zu bemerken, daß wegen der furchtbaren Theuerung in Caracoles, wegen Kostspieligkeit des Transportes, wegen der Höhe der Löhne nur einige wenige Minen 1873 bearbeitet werden konnten. Einen weiteren Uebelstand bilden die bolivianischen Verhältnisse, und für die Zukunft Caracoles' gibt es nur ein Heil, nämlich so bald als möglich von Chile annectirt zu werden. Die Verträge besagen nämlich: „Die

Digitized by Google

Minen von Caracoles.

Grenze zwischen beiden Republiken bildet der 23.° s. Br.," und „alle Metalle zahlen Ausfuhr, und der Ertrag wird zu gleichen Theilen zwischen beiden Ländern getheilt" — wohlgemerkt „aus der ganzen Provinz Atacama" — und nur bolivianische Behörden erheben sie! Die edlen „Febles", so heißen die Bolivianer mit ihrem Spitznamen, faßten die Sache aber so auf, daß sie sagten: „nicht der Kreisbogen des 23.° ist gemeint, sondern das Territorium bis zum 24. ist unser" — auf diesem liegt aber gerade Caracoles — und so behielten sie einstweilen alle Gebühren ganz für sich bis zum Ausgleiche der Frage! — (Allg. Zeitung vom 1. Mai 1874.) Beinahe wäre es wegen dieser Frage zu einem kriegerischen Zusammenstoße zwischen beiden Republiken gekommen, doch ward noch 1874 ein Vertrag unterzeichnet, welcher die Differenzen zwischen diesen Ländern endlich beilegte.

Der wichtigste Hafenplatz an der chilenischen Küste ist Valparaiso (Thal des Paradieses) mit 70,000 Einwohnern, in holz- und wasserarmer Gegend. Dennoch macht Valparaiso, versichert uns Freiherr von Oesterreicher, einen gefälligen Eindruck, obwohl man fast fürchten muß, daß die steilen Hügel mit ihren Häuschen in das Meer hinunterstürzen. Valparaiso ist eine Kunststadt. Ein hoher breiter Gebirgsrücken umgibt im Halbkreise die breite Bucht, indem sein Fuß in steilen Böschungen sich zum Ufer senkt. Fünfzehn bis sechzehn Wasserrisse haben den Abhang dieses Ufergebirges durchfurcht und tief eingeschnittene Thäler erzeugt, welche die sogenannten Embrados bilden. Zu beiden Seiten der Thäler sind die eingerissenen Abhänge des Gebirges, die mit der Steilwand zum Ufer hin abschließen, und diese Abhänge sind mit kleinen und großen Häuschen besäet, was der Stadt ein eigenthümliches Gepräge gibt.

Längs des Ufers, rings um die Bay, läuft die zwischen Meer und Steilwand kunstvoll der Natur abgerungene Ringstraße, indem theilweise die seichten Ufer angeschüttet, theilweise der vorspringende Fels weggesprengt wurde. Diese Straße bildet die Verkehrsarterie Valparaiso's, voll stattlicher Niederlagen und Verkaufsläden, der Sitz der Regierungs- und Bankinstitute. Je nach der Breite der Fur-

Digitized by Google

chen im Gebirge gewinnt der ebenere Theil der Stadt am Ausgange der Thäler eine größere Breite, dann aber windet sich steil ein Pfad nach jeder Lehne des Cerro's, der auf dem Plateau mit mehr oder weniger zahlreichen Häusern bedeckt ist. Die Fremdencolonie in Valparaiso ist sehr zahlreich und beginnt sich allmählig zu naturalisiren. Die Fremden haben meist dazu mitgeholfen, Valparaiso's Bedeutung als Handelsstadt rasch emporzubringen, wobei ihnen das tüchtige Verständniß der tonangebenden Eingebornen zu Hilfe kam. Besonders das deutsche, englische und amerikanische Element haben hierzu beigetragen, das französische und das italienische Element verbreiteten die Accessorien der Cultur. Alle Fremden sind freiwillige Mitarbeiter an dem Werke gewesen, dieses gut verwaltete und verständig geleitete Land in kurzer Zeit zur Blüthe zu bringen, während es andererseits anerkannt werden muß, daß die Chilenen mit verständigem Sinne der fremden Niederlassung entgegen gekommen sind. („Wiener Abendpost" vom 3. Juli 1876.)

Valparaiso.

Westlich von Valparaiso im pacifischen Oceane liegt die reizende Inselgruppe Juan Fernandez mit den zwei Eilanden Mas a fuera und Mas á tierra oder kurzweg Juan Fernandez, auf welch letzterer der schottische Matrose Alexander Selkirk, wohl fälschlich für das Vorbild von Defoe's Robinson Crusoe gehalten, in freiwilliger Einsamkeit lebte. Englische Offiziere haben sein Andenken durch ein Monument auf der Insel Juan Fernandez verewigt. Im Jahre 1868 brachte ein sächsischer Ingenieur, Robert Wehrdan, das Eiland, welches von Walfischfahrern,

Digitized by Google

um daselbst Wasser einzunehmen, oft besucht wird, käuflich an sich und legte dort eine kleine deutsche Colonie an. Mit allen zum Ackerbau nothwendigen Geräthschaften, sowie dem gehörigen Viehstande versehen, erfreut sich diese Colonie bereits eines ansehnlichen Wohlstandes.

Eine Eisenbahn verbindet Valparaiso mit der im Inneren des Landes gelegenen politischen Hauptstadt der Republik, der berühmten Stadt Santiago de Chile. Die Bahn führt durch Leniache in's Quillota-Thal, dann windet sie sich durch die Schluchten hindurch, um das Mittelgebirge zu übersetzen und in das Thal von Santiago wieder hinabzusteigen.

Santiago genießt in ganz Amerika einen ausgezeichneten Ruf und verdient denselben ob seiner wohlgepflasterten, geräumigen und reinen Straßen. Der Reichthum einiger Minen- und Großgrundbesitzer hat hier manche Prachtbauten aufgeführt, die fürstlichen Palästen den Rang streitig machen könnten, aber diese nicht zahlreichen Ausnahmen abgerechnet, bewegt sich die Architektur Santiago's auf jenem klugen und bequemen Mittelwege, der Sparsamkeit mit Comfort, Reinlichkeit und Zweckmäßigkeit für das Klima verbindet. Fast die meisten Häuser sind in jenem spanischen Style aus Luftziegeln (Adoben) erbaut, der höchstens ein Stockwerk zuläßt, zumeist aber nur aus einem Erdgeschoße besteht, eine bei den häufigen und mitunter fürchterlichen Erdbeben, welche das Land heimsuchen, sehr nothwendige Vorsicht. Man tritt durch eine Thüre oder ein Thor ein, zu dessen beiden Seiten theils Empfangs-, theils Arbeitszimmer sich befinden, doch so, daß der Zugang zu denselben erst vom Hofe aus führt, der überall zu einem natürlichen Garten umgewandelt ist oder wenigstens Blumentöpfe und Zierpflanzen aufgestellt enthält. Rings um diesen Pflanzenhof läuft ein gedeckter Säulengang und von hier gehen die Eingangsthüren in die verschiedenen Zimmer, die meist noch unter einander in Verbindung stehen, alle aber ihre Fenster auf den Hof haben. Es entspricht diese Eintheilung einem achtenswerthen Gefühle für die Natur und verbindet Bequemlichkeiten, die diesem Klima zusagen, mit einem gewissen Maße patriarchalischen Lebens, das wohlthuend den Fremden berührt. Die zwei vorderen Zimmer sind meist die Empfangssalone; am Abende sitzt Mama mit ihren Töchtern oder letztere mit ihren Freundinnen hinter den vergitterten Fenstern, um unter scherzhafter Plauderei die Stunden zu verbringen. Bekannte, die vorübergehen, verfehlen nie, ein paar Worte mit den Damen im Hause zu wechseln oder auch für den Abend einzutreten und nach Belieben selbst mehrere Stunden lang zu verweilen. In den Wohnungen herrscht genügende Reinlichkeit; jene der besseren Classen sind mit gutem Comfort ausgestattet, denn man hält viel auf eine reiche und geschmackvolle Hauseinrichtung. Auch auf den Straßen ist die Reinlichkeit wohlthuend; sowohl Santiago wie Valparaiso bieten wahre Muster sorgfältig rein gehaltener Straßen. Für den Verkehr ist durch Anlage von Pferdebahnen außerordentlich gut gesorgt. Die Tramway-Waggons verkehren in großer Anzahl entlang der ganzen von O. gegen W. gelegenen Stadt, bei sehr niedrigem Tarif. Lohnwagen sind in genügender Anzahl vorhanden.

Santiago ist ausgedehnt für eine Bevölkerung von 115,000 Einwohnern und sobald man in die Vorstädte oder vielmehr gegen das Ende der Stadt gelangt, nimmt der städtische Charakter ab und ein dorfähnlicher tritt an dessen Stelle. Die beste Uebersicht gewährt der Cerro Santa Lucia, ein röthlicher Porphyrfelsen, der domartig in drastischer Zerklüftung mitten in der Stadt emporsteigt. Seit einigen Jahren wurde dieser Fels zu einer Lieblingspromenade der Santiagier umgestaltet. Am Abende ist der Cerro durch Gaslichter erleuchtet; eine kleine Restauration im Style eines schweizerischen Chalets gewährt auch dem Leibe einige Erfrischung, während eine Musikcapelle an manchen Abenden das sitzende und promenirende Publikum durch Vorträge ergötzt. Die beliebteste Promenade zu Fuße und einzig in ihrer Art ist die Alameda. Diese besteht aus einer dreifachen Allee in einer wenigstens tausend Schritt langen Straße, deren Breite hundert Schritte beträgt. Der schönste

Digitized by Google

Theil ist die Centralallee, zu deren beiden Seiten zwischen je zwei Baumreihen offene Bächlein, vom Mapocha abgeleitet, fließen. Diese Centralallee ist mit vielen Sitzbänken am Rand dieser Bächlein ausgestattet, mehrere Pavillons auf Pfählen dienen für Musikbanden, die ihre Stücke vortragen. Am Abende, besonders an Sonn- und Feiertagen, haben alle Kreise von Santiago hier ein allgemeines Stelldichein. Die Musiken spielen, die schöne Welt wandelt auf und ab; die Equipagen, die am Nachmittage im Parke waren, kehren über die Alameda heim und halten dann in mehreren Reihen in den Seitenalleen, wo man, im Wagen sitzend, mit einander plaudert oder von den Promenirenden aufgesucht wird. Alles ist so still und bewegt sich mit so ausgesuchter Ruhe, daß die Anwesenheit von einigen Tausenden von Menschen dem musikalischen Genusse keinen Eintrag thut. An den Ueberbrückungsstellen der Bewässerungsbächlein, zum Theile oder diesen, sind einige Buden mit Erfrischungen, die, glänzend erleuchtet, diesem Zusammenkunftsorte unter riesigen Bäumen bei einem gewöhnlich reich gestirnten Himmel einen freundlichen Anblick zu geben helfen. Um zehn Uhr Abends hat sich fast jedermann nach Hause begeben, nur einzelne Gruppen weilen noch, sitzend auf Ruhebänken unter den Bäumen. Santiago wird still.

So lebt in Chile eine zufriedene, fleißige, dem Fortschritte huldigende Bevölkerung, die zum größten Theile aus der Mischung des weißen mit dem indianischen Elemente hervorgegangen ist und die europäische Abstammung nur in den besten Familien rein erhalten hat. Die Kirche hat hier wie überall, wo die Spanier Fuß faßten, einen mächtigen Einfluß auf die Gemüther gewonnen, doch ist ihr Einfluß hier sehr förderlich. Religiosität und Sittlichkeit gehen in Chile Hand in Hand. Das eigenthümlich nationale Leben der Chilenen ist nicht besonders reich an auffallenden Gestalten; den Poncho abgerechnet, der in ganz Südamerika zu Hause ist, und den Manto der Frauen, der dem Machtgebote der Diener der Kirche entsprang, begegnet man keiner besonderen Landestracht, die auf die Phantasie des Fremden erheblichen Eindruck hervorbrächte. Indeß gewährt der schwarze Manto der Frauen, der zwar nur für den Kirchenbesuch bestimmt war, aber von den mittleren und unteren Classen als gewöhnliche Tracht getragen wird, einen hübschen Anblick. Es macht einen sonderbaren Eindruck, diese schwarz gekleideten, im schwarzen Manto verhüllten Frauengestalten aus oder in die Kirche wallen oder den Fußboden der großen Kathedrale mit den dichtgedrängten Knieenden bedeckt zu sehen. Die Physiognomie der niederen Classen und ihre Hautfarbe tragen noch eine artige Beimischung von indianischem Blute zur Schau; in der Hauptstadt freilich ist auch in den niederen Classen das indianische Blut weniger vertreten, doch sobald man ihr den Rücken kehrt, ist der Abkömmling der Urbewohner mit einer geringen Beimischung europäischen Blutes unverkennbar. Obwohl die Züge noch roh geblieben sind, so entbehren die dunklen Physiognomien mit ihrem dicken schwarzen Kopfhaare, das bei Frauen noch um so dichter und länger wächst, nicht einer gewissen Gefälligkeit, obwohl schöne Züge selten bei einem der beiden Geschlechter vorgefunden werden. Der Wuchs

Digitized by Google

und die Natur sind nicht ebenmäßig entwickelt bei den Mischlingen der niederen Classen; diese eifern zwar den höheren nach, doch sind sie nicht arbeitlustig und gehorchen nur dem Gebote der Dringlichkeit, sich zu harter Händearbeit herbeizulassen. Der chilenische Bergmann ist allerdings ein unübertrefflicher Arbeiter, aber besonders dort, wo die Mine reich ist und es viel zu stehlen gibt. In ärmeren Minen mag er gar nicht oder nur gegen enormen Lohn arbeiten, daher z. B. Minen, die nur 1½ Procent enthalten, noch gar nicht bearbeitet werden können. Das Leben als „Huao" zu Pferde und in der freien Natur behagt der Mischlingsrace von Spaniern und Indianern am besten, sonst lieben sie wie die Bewohner aller heißen Klimate das süße Nichtsthun. Auf dem Lande sieht man wohl Hütten, die bezüglich ihrer Bauart an größere Vogelnester erinnern; aber überall leben die Mischlinge mit einer so selbstgefälligen Zufriedenheit und Behaglichkeit, die auch aus ihren Mienen spricht, daß man mit Recht ein wenig erstaunt ist. Schön ist der Anblick der mächtigen Rinder- und Pferdeheerden, welche längs dem trockenen Flußbette in den Triften weiden; der in den Poncho gehüllte Huao hält auf seiner Hand den Falken, der ihm zum Zeitvertreibe dient, während Exemplare einer schönen Gattung Wolfshunde ihm zur Seite stehen und statt seiner die Pflichten der Wachsamkeit üben.

Ganz auffallend ist das außerordentliche Gedeihen der weißen, unvermischten Race in Chile, und Männer sowohl als Frauen, letztere besonders in größerem Verhältnisse, vereinigen alle Bedingungen, um als Schönheiten zu gelten. Die besten Kreise, die aristocrácia de sangre azul, wie sich die bevorzugten Cirkel Santiago's nennen, sind in ihrer äußeren Erscheinung sehr sorgfältig, in ihren Umgangsmanieren sehr gewählt, ohne im geringsten der Lebhaftigkeit eines südlichen Temperaments Zwang anzuthun. Ihre Frauen besonders vereinigen Anmuth und Würde mit einer angeborenen Natürlichkeit, was hier, so weit entfernt von anderen Centren der Kunst und Bildung, ein wenig überraschen darf. Eine Erklärung hierfür gibt der Umstand, daß die meisten theils Europa besucht haben, theils in Europa erzogen worden sind. Der Gesellschaftston der Chilenen ist sehr anmuthend; er ist gefällig und freundlich. Einmal in einem Hause bekannt, darf man sich ganz wie zu Hause fühlen und stets eines herzlichen Willkomms gewärtig sein. Diesem Umgangstone entspricht auch die fröhliche Herzlichkeit, die allgemein zwischen den gleichen Gesellschaftsschichten herrscht, und auch zwischen Personen verschiedenen Bildungsgrades schlägt ein solcher freundschaftlicher und aufrichtiger Zug durch, der an republikanische Gleichheit erinnert, es aber in Wirklichkeit

Digitized by Google

nicht ist. Der Gebildete begegnet dem Niederen mit jovialer Herzlichkeit, während letzterer diese mit erkenntlicher Liebenswürdigkeit annimmt. Alle aber befleißen sich der größten Aufmerksamkeit gegen einander: sie sind höflich, zuvorkommend und stets gut gelaunt. Obwohl das südländische Blut bei ihnen zu Hause ist, so ist doch der Fall eines längeren gröblichen Wortstreites äußerst selten; dafür aber greifen sie ziemlich oft bei einer Beleidigung zum Messer, um sich Genugthuung zu verschaffen. Was den Chilenen indeß hoch über seine Nachbarn erhebt, ist ein achtenswerthes Gefühl der Vaterlandsliebe. Der Chilene ist durch und durch Patriot; es ist kein Wunder, wenn ein solches Gefühl allmählig den niedergelassenen Fremden für sich gewinnt und es ihm nahe legt, mit den Chilenen auch Chilene zu werden. So ergänzt sich die kleine Nation an den pacifischen Abhängen der Cordilleren aus den Auswanderern, die ursprünglich nur auf Zeit gekommen waren. Alle Fremden rühmen die Zuvorkommenheit und Freundlichkeit der Chilenen, und es wäre unrecht, diesem ihrem guten Rufe nicht das vollgültigste Zeugniß auszustellen. Man muß es anerkennen, daß die leitende Gesellschaftsclasse voll treuer Liebe ihrer Heimath, ihrem Volke und dem Gedeihen Chile's ergeben ist, und daß ein Land unter solchen Bedingungen auf dem besten Wege ist, die Zwecke des Staatslebens in jeder Beziehung zu erreichen. (Freih. v. Oesterreicher in der: Wiener Abendpost vom 3. Juli 1876).

Indeß sollen nicht die dunklen Punkte verschwiegen werden, die sich auch am politischen Horizonte Chile's zeigen. Da ist zunächst eine äußerst brennende Frage im Innern, die Landesverhältnisse. „Es gibt hier nämlich keinen Kleingutbesitzer, keinen Bauern, nur Colonen und Inquilinen der Großgrundbesitzer. Die der Oligarchie angehörenden Familien haben seiner Zeit das ganze Land unter sich getheilt, und der arme Mann wird von jenen ausgenützt und ist schlimmer daran als der russische Leibeigene oder ein Sklave. Eine Armuth im Proletariate, wie es in Chile existirt, gibt es wohl kaum in irgend einem Lande der Erde, weil das Proletariat von der Landbevölkerung gebildet wird. Thatsache ist, daß in Folge dieses auf die Länge unerträglichen Zustandes laut officiellem Ausweis über 30,000 Peones nach Perú gegangen sind in einem Jahr, wo sie die von dem Eisenbahnunternehmer Meiggs contrahirten großen Eisenbahnlinien erbauen. Es ist dies eine ungeheure Ziffer, wenn man erwägt, daß Chile noch nicht 2 Millionen Einwohner hat." (Allg. Zeitung vom 26. November 1871.) Allerdings hatte die Republik schon nach dem Census vom 9. April 1866 2,001,145 Einwohner, dazu kommen die Bevölkerungen von Arancanien, geschätzt auf 80,000, und die Bevölkerung von Feuerland mit 3800 Seelen, was eine Gesammtsumme von 2,084,943 Seelen ergibt. Allein diese Ziffer hat sich in dem abgelaufenen Dezennium eher vermindert als vermehrt. Kein Land der Welt hat gegenwärtig eine so starke Auswanderung wie Chile. Nach den genauen statistischen Mittheilungen der «National Society of Agriculture» kommt 1 Auswanderer in Deutschland auf 200 Köpfe, in England 1 auf 113, in Frankreich 1 auf 2000, in Chile aber 1 auf 76! Der große Strom der Auswanderung zieht von dort theils über die Cordilleren nach den argentinischen Staaten, theils auch, besonders in letzter Zeit, nach den Gebirgsgegenden von Perú. Dort ist der Landbau einträglicher, und der Taglöhner wird viel höher bezahlt. Die Republik Chile wünscht auch europäische Einwanderer, aber man hat ihr mit Recht erwidert: wenn es in eurem Staat so gar gut für

Digitized by Google

Colonisten aussieht, warum könnt ihr eure eigenen Arbeiter nicht zurückhalten? In den südlich vom 30.° parallel gelegenen Ländern Südamerika's wirkt das Klima nicht mehr erschlaffend auf den deutschen Ansiedler, aber er hat z. B. in der chilenischen Provinz Valdivia, wo in der That auch schon eine ansehnliche deutsche Colonie sich einer im Allgemeinen gedeihlichen Entwicklung erfreut, mit andern Uebeln und Hindernissen zu kämpfen, namentlich mit zu viel Regen, schlechten Verkehrswegen, Viehdiebstahl der Indianer, mangelhafter Justizpflege u. s. w. Dem gegenüber fehlt es nicht an zahlreichen, überaus günstigen Momenten, welche einen stetigen Fortschritt bekunden: z. B. die schöne Entwicklung des Eisenbahnnetzes. Wir weisen hin auf die Vollendung der Eisenbahn von S. Felipe nach Santa Rosa de los Andes, durch welche Santa Rosa, Santiago und Valparaiso direct in Verbindung gebracht und der Entwicklung der fruchtbaren Provinz Aconcagua große Vortheile geboten werden; ferner auf die Bahn von Talcahuano nach Chillan, die neuprojectirte Linie von Santiago nach Valparaiso über Mellipilla, und die großartige Eisenbahn von Curico nach Chillan und von Malboa nach der araucanischen Grenze (Angol). Der Zustand der chilenischen Finanzen ist blühend. Der Handelsverkehr stieg auf die Summe von 306,946,800 RM. im Jahre 1873, übertraf um 20 Millionen den von 1872. Die Staatseinnahme stieg auf 61,370,228 RM., und übertraf das Jahr 1872 um 6,197,076 RM. Der öffentliche Unterricht bessert sich immer mehr, die Schulen mehren sich; neugegründet wurden landwirthschaftliche Schulen. In keiner der spanisch-amerikanischen Republiken wird dem Unterrichtswesen eine so große Aufmerksamkeit gewidmet, wie in Chile. Die leitenden Staatsmänner haben die Entwicklung des Schulwesens als die Basis alles Fortschrittes erklärt. Jede Provinz hat ihr Gymnasium. Eine Normalschule für Schullehrer und Schullehrerinnen wurde noch früher als in den Vereinigten Staaten eröffnet. Es gibt 938 Elementarschulen, welche durchschnittlich je 2010 RM. kosten; nach dem Gesetze soll deren Zahl auf 1670 erhöht werden. Sie stehen unter der Aufsicht von Superintendenten, und der General-Superintendent hat allmonatlich der Regierung Bericht zu erstatten, welche Berichte in dem Monitor de las Escuelas, einer dem Schulwesen gewidmeten Zeitschrift, veröffentlicht werden. Die Gesammtkosten der Schulen belaufen sich auf $4^1/_2$ Millionen RM. — ein enormer Betrag für ein so junges Land. Nach dem Census von 1854 konnte unter je $4._{55}$ männlichen und je $8._{28}$ weiblichen Personen Eine lesen, und unter je $5._{90}$ männlichen und je $10._{05}$ weiblichen Personen Eine schreiben. — Ein neuer Census wird aber gewiß viel günstigere Verhältnisse ergeben.

Wohl mit Recht faßt Freiherr von Oesterreicher sein Urtheil über Chile's Entwicklung in folgenden Worten zusammen: „Bis jetzt ist Chile von dem Uebel der anderen südamerikanischen Republiken, der Militär-Dictatur und dem Bürgerkriege, verschont geblieben. Die Aristokratie, nach Abstammung und nach Besitz — Titel werden nicht geführt — bildet nur eine einzige, in sehr gutem Einvernehmen mit einander lebende Gesellschaftsschichte, von den besten Gesinnungen beseelt. Sie leitet, oft mit Aufopferung ihres eigenen Besitzes, die Staatsgeschäfte in der ehrenhaftesten Weise, immer aber mit reinen, vaterlandsliebenden Absichten, und dieses trägt auch dazu bei, die unteren Classen in williger Botmäßigkeit zu erhalten. Die Justiz ist unparteiisch und genügend schnell, die bürgerliche Ordnung ist untadelhaft. Chile hat den Ruf eines musterhaften jungen Staatswesens sich erworben; es ist zu wünschen, daß es von den Uebeln verschont bleibe, welche alle Nachbar-Republiken im W. und O. Süd-Amerika's so stark heimsuchen."

Digitized by Google

§. 63. Die argentinische Republik.

Nach dem Kaiserthume Brasilien beansprucht die Republik Argentinien oder des La Plata das größte Land Südamerika's zu sein. Die Unsicherheit, womit die Grenzen allenthalben gezogen sind, gestattet jedoch kaum ein positives Urtheil, zumal ganze weite Gebiete noch streitig sind. Das räumlich wichtigste dieser Territorien ist Patagonien, auf welches Chile und Argentinien gleichzeitig Anspruch erheben. Argentinien behauptet, daß ihm der Besitz dieses enormen Landstriches von Rechtswegen zukomme (siehe Vicente G. Quesada. La Patagoniay las tierras australes del continente americano. Buenos Aires, 1875, 8°). Chile hat aber eine vollendete Thatsache geschaffen, indem es von Punta Arenas in der Magelhaes-Straße Besitz genommen, dort, wie wir schon sahen, eine Colonie angelegt, und kürzlich auch auf Tierra de fuego seine Flagge aufgepflanzt hat.

Die überaus einfache Bodenplastik der La Plata-Republik ist zur Genüge schon früher erörtert worden, wir können uns daher kurz fassen, und erwähnen nur, daß sowohl die Gebirge von Cordoba und San Luis, die sich nirgends über 2300 M. erheben und überall zugänglich und bewohnt sind, als besonders die bedeutende Andenkette reich an Erzen aller Art sind.

Gold, Silber, Nickel, Kupfer, Zinn, Blei, Eisen werden vielfach angetroffen, sowie auch Marmor in verschiedenen Sorten, Jaspis, Quarz, Edelsteine, Erdharz u. s. w. In der Provinz Jujuy und am Rio Vermejo wurden reichhaltige Petroleumquellen entdeckt. Steinkohlen sind auch an verschiedenen Orten vorhanden, doch ist Umfang und Ergiebigkeit der Lagerstätten noch nicht ausgemittelt. Bis zur Stunde steht die Ausbeutung der vielen Mineralien in gar keinem Verhältnisse zu ihrem Reichthume und ihrer Ausdehnung, hauptsächlich wegen dem Mangel an Verbindungswegen und Transportmitteln. Indessen ist die Ausfuhr von Silber und Kupfer jetzt schon nicht mehr ganz unbedeutend. Der flache Theil des Landes gehört fast gänzlich der Tertiärformation, und das Fluß- und Küstengebiet besteht fast überall aus Anschwemmungsboden, der eine außerordentliche Triebkraft besitzt. Die Dammerde hat eine Tiefe von 0,30—2,50 M., unter derselben findet man einen sandigen Thon, der immer härter wird, je tiefer man gräbt. Dieser tertiäre Pampasthon ist die Fundstätte des Megatherium, eines Riesenfaulthiers der Vorwelt. Gutes, reinschmeckendes, gesundes Trinkwasser wird fast überall in einer Tiefe von 3—20 M. angetroffen. Steine findet man meistentheils gar nicht. An den Flüssen besonders am Ufer des Uruguay ist der Sand häufig mit einer Art Kies vermischt, der aus Carneol-, Agath-, Onyx- und Jaspissteinchen besteht.

Das Klima Argentiniens ist außerordentlich schön, angenehm und gesund; es ist ungefähr dasselbe wie am Cap der guten Hoffnung und in Neu-Seeland, welche in derselben Breite liegen. Die Sommerhitze übersteigt nicht 29° R., was sogar den Europäer an der Feldarbeit nicht wesentlich hindert, nämlich in den Theilen südlich vom 30.° s. Br. Der Winter ist kurz und

Digitized by Google

gelind; man hat gewöhnlich des Morgens einen Reif und Abends wird es kühl; in der Mitte des Tages aber ist die Temperatur gemäßigt. Der Ackerbau kann folglich das ganze Jahr betrieben werden. Die Jahreszeiten sind in Folge der geographischen Lage gerade umgekehrt wie in Europa: der kürzeste Tag ist der 21. Juni und der längste der 21. December; der Wechsel der Tageslänge ist aber weniger fühlbar als bei uns. Es regnet viel seltener als in Europa und der Himmel ist fast immer klar und unbewölkt. Der Regen erfolgt in der Regel nur durch starke, tobende Gewitter, welche dann durch den Pampero, den kalten und heftigen SW.-Wind, vertrieben werden; er verjagt auch alle schädlichen Miasmen und Ausdünstungen. Auch andere Winde sind häufig und gänzliche Windstille ist eine Seltenheit. Die erwähnten Gewitterregen sind sehr ergiebig und genügen den Bedürfnissen des Ackerbaues gewöhnlich, zumal wenn man darauf beim Bearbeiten des Bodens Rücksicht nimmt. Bei einer so günstigen Beschaffenheit des Bodens und der Temperatur ist die Vegetation natürlich sehr üppig. Dieselbe besteht jedoch im S. fast nur aus Gramineen und Gesträuch; die Waldungen beginnen erst in der Höhe von Santa Fé und werden dann immer dichter und großartiger, je mehr man gegen N. geht, bis der Baum- und Pflanzenwuchs allmählig ganz in den tropischen Charakter übergeht. Die Ufer der Flüsse und die großen Inseln des Paraná enthalten einen überschwänglichen Reichthum an Bäumen, Schlingpflanzen und prächtigen Blumen. In der nördlichen Region findet man kostbare Nutzhölzer und zahlreiche Obstbäume; alle europäischen Obstsorten, obenan die gut gedeihende Weinrebe, sind mit Erfolg in Argentinien eingeführt worden, ganz so wie die europäischen Hausthiere, deren Nachkommen hier zum Theile wieder verwilderten. Pferde, Rindvieh und Schafe bevölkern in unzähligen Heerden die unermeßliche Ebene, deren salzige Naturweide ihnen ausnehmend zusagt, und vermehren sich rascher als in Europa. (Beck-Bernard. Die argentinische Republik. S. 5—8.)

Gehen wir auf das Volk über, so bemerken wir, daß die Folgen der ungleichen Racenvermischung in keinem südamerikanischen Lande geringer sind, als in Argentinien. Die europäischen Eindringlinge fanden die ungeheuren Grasebenen nur sehr schwach bevölkert von nomadisirenden Indianerstämmen, so daß nicht nur kein so großes Zahlenmißverhältniß zwischen dem europäischen und dem eingebornen Elemente sich kundgab, sondern auch die Vermischung der verschiedenen Racen sehr erschwert wurde, da die Urbevölkerung eben durch ihr Nomadenleben leicht jede Berührung mit den Eindringlingen vermeiden konnte. Nirgends gibt es auch so viele Familien, welche sich unver-

Digitized by Google

mischt von den Conquistadoren fortgepflanzt haben wie in Argentinien. Neger wurden hier sehr wenige eingeführt, es konnte daher auch keine starke Vermischung zwischen der kaukasischen und der afrikanischen Race stattfinden. Der Charakter des argentinischen Volkes ist, eben weil es nicht das Product einer unnatürlichen ungleichen Vermischung verschiedener Racen ist, ein weit gesunderer, als der meisten südamerikanischen Völker. Das europäische Element hat hier auch in der Zahl immer die Oberhand besessen und ist also neuem Zuflusse weit zugänglicher. Hier läuft der europäische Einwanderer, wenn er anderswo von gutem Kerne ist, keine Gefahr bei einer Verbindung mit den Einheimischen; er ist nicht auf eine Unterdrückung derselben angewiesen, um sich selbst zu erhalten.

In die La Plata-Republik findet auch thatsächlich eine nicht unbedeutende europäische Einwanderung statt. Für 1872 auf 42,000 berechnet, stieg dieselbe 1873 bereits bis zum 31. October auf 60,000; vorherrschend sind dabei jedoch die Italiener, diese wandelnden Muster von Sparsamkeit und Genügsamkeit. Die von dem Secretär der Einwanderungsbehörde untersuchte Frage über die nach Italien gesandten Rimessen zeigt für das Jahr 1874 an kleinen Beträgen die Gesammtsumme von 20½ Millionen RM.; dies beweist, daß die hierher kommenden Italiener Geld zu machen verstehen, was natürlich ihre Brüder in der Heimath lockt, die Fluren des La Plata ebenfalls zu besuchen. Während gegenwärtig die Italiener in Argentinien nach Hunderttausenden und nach ihnen die meist in der Provinz Buenos Ayres ansässigen Basken noch 50,000 zählen, sind jedoch noch keine 10,000 Deutsche im Lande. Nur die Schweizer haben sich seit einiger Zeit dahin gewandt. Nach Neujahr 1856 gingen die ersten drei, im März ein vierter Auswanderungszug nach Santa Fé, Colonie Esperanza, ab, der letztere mit 214 Personen, davon ein starkes Drittel Kinder. Begreiflich daß es in der ganz jungen Colonie noch uncultivirt genug aussah, für Bildung und reinlich geordnetes Leben so viel als gar keine Anstalten, wofür aber das herrliche Klima und die überraschende Productionsfülle alle Ankömmlinge anzog. Kurz, die Niederlassung gedieh, zählte im März 1857 bereits 1287 Personen, und hatte 2126 Jucharten mit Mais, Mani, Gemüse ꝛc. bepflanzt. Das Beispiel verfing: der ersten folgte die zweite Schweizercolonie San Carlos, bestimmt 24,700 Schweizerjucharten in 264 Loosen zu umfassen. Mit Staatsgesetzen, Behörden und Beamten wurden die jungen Ansiedlungen gar wenig geplagt, blieben auch militärfrei; ein Friedensrichter vermittelte die Streitigkeiten, sorgte für Ruhe und Ordnung und war zugleich Verwaltungsbeamter; das übrige that ein frei gewählter Gemeinderath. Nach wenig mehr als zwei Jahren konnte jede Concession — bepflanztes Land nebst einer freilich noch sehr dürftigen Wohnung, die einstweilen mehr vom Zelt als vom Haus an sich hatte — auf 3—4000 Mk. Werth angeschlagen werden, was für die 200 Concessionen 800,000 RM. Vermögen macht. Jetzt sind der schweizerischen Colonisten nahezu 8000 und ihr Besitzthum ist nach Millionen zu berechnen. (Allg. Zeitg. vom 23. Juni 1874.) Die argentinische Republik widmet der Colonisation gegenwärtig auch große Fürsorge, während sie die Beförderung der Einwanderung keineswegs vernachlässigt. (Globus, XXVIII. Bd., S. 111.)

Wir finden also in der argentinischen Republik im Großen und Ganzen das aristokratische Element im Besitz des größten Theiles von Grund und Boden, während die niedrige — theilweise — Mischlingsbevölkerung im Dienste der ersteren als Capatazes und Peones (Aufseher und Knechte) deren ungezählte Viehheerden hütet und ein Leben führt, das mit dem der asiatischen Steppenvölker die größte Aehnlichkeit hat: ein wahres Nomadenleben.

Digitized by Google

Straße in Buenos Ayres.

In dieser Weise hat sich das Innere des Landes in seinen Hauptzügen bis auf den heutigen Tag erhalten. Der reichere Gutsbesitzer pflegt den größten Theil des Jahres in der respectiven Provinzialhauptstadt zu wohnen, und geht nur im Sommer auf's Land, um die „Sommerfrische" auf seiner Estancia (Landgut) zu genießen. Das Dasein bewegt sich daher fortwährend zwischen zwei scharf getrennten Extremen, zwischen Stadt und Steppe, zwischen Civilisation und Halbbarbarei; in der Stadt trifft man allen Comfort und die modernsten Genüsse, der Luxus ist groß und die Kleidermoden sind nach dem neuesten Pariser Schnitt; auch fehlt ein Theater nicht, und glänzende Hôtels, Cafés und Billardzimmer findet man fast an allen Straßenecken. Kommt man dagegen kaum ein paar Kilometer außerhalb der Stadt, so sieht man sich von einer rohen und einsamen Natur umgeben und merkt so wenig von der Nähe einer großen und wichtigen Stadt, daß man sich ebensogut in eine tiefe Wildniß versetzt wähnen könnte. (Globus, XXIV. Bd., S. 362). Ueber das weite Land liegen 16 solcher Provinzialhauptstädte zerstreut, zumeist nur mit wenigen Tausend Einwohnern, darunter Córdoba, Tucuman, Santa Fé, Corrientes, Uruguay und Mendoza die nennenswerthesten sind. Keine von ihnen reicht aber an die Hauptstadt der gesammten Republik, an Buenos Ayres hinan.

Buenos Ayres ist in regelmäßige Vierecke eingetheilt, da die Straßen sich in rechten Winkeln schneiden, wie dies bei allen neu angelegten Städten üblich ist. Die Entfernung der Straßen von einander beträgt eine Cuadra, ungefähr 80 M. Die Stadt ist hübsch gebaut, besonders der mittlere Theil, auch befinden sich dort

Digitized by Google

schöne Kirchen, worunter eine englische. Rechts und links sieht man die schönsten Läden, nur ist das Trottoir an vielen Stellen gar zu hoch. Dies entsteht deßhalb, weil die Straßen hügelig sind und die Trottoirs möglichst eben gelegt werden. An jeder Straßenecke hat man 2 bis 3 M. halsbrechende Treppen hinunter zu steigen, oder besser gesagt zu gleiten, da diese wegen des vielen Schmutzes ohne einen Alpenstock und nagelbeschlagene Schuhe nur schwer zu passiren sind. Befindet der Akrobat sich nun glücklich auf der Straße, so hat er noch diverse Löcher zu passiren, wo das tückische Schicksal ihn gewöhnlich hineinwirft, und dabei noch auf etwaige Sonntagsreiter und Carretten zu achten, um nicht umgefahren zu werden, und kann dann auf der anderen Seite einen gleichen Gletscher wieder ersteigen und auf einer Strecke von weiteren 80 M. Muth zu einer zweiten Niederfahrt schöpfen. Die Zimmer der Häuser liegen mit der Straße auf gleicher Höhe und die Fenster gehen bis auf den Grund ohne Jalousien, so daß man frei in's Innere hineinsehen kann. Die Señoras und Señoritas sitzen dann gewöhnlich nachlässig im Schaukelstuhl zurückgelehnt mitten im Zimmer und rauchen Cigarren. Vielleicht eine Stickerei liegt neben ihnen, das ist Alles. Lesen und Schreiben bei einer Argentinerin zu finden, will schon viel sagen, von Nähen und sonstigeren Arbeiten ist gar nicht die Rede. Anders ist es mit den Töchtern der Europäer, die in Buenos Ayres ganz dieselbe Erziehung erhalten wie in Europa. Die vornehmste Tracht der Damen ist wie in Spanien schwarz, doch tragen viele jetzt auch helle Kleider. Nur die Argentiner vom Lande gehen in ihrem Nationalcostüm, diejenigen in der Stadt gehen europäisch gekleidet. Alle Moden werden auf's schnellste nachgeahmt. Ist für die Herren oder Damen eine neue Pariser oder Londoner Mode entstanden, so kann man sicher sein, auf den Hauptplätzen der Stadt nach 30 Tagen auch schon Stutzer umherspazieren zu sehen. Geht man in ein Café, so ist das Sprachgewirr unbeschreiblich. Die Gäste sind zum größten Theile Italiener. Die Deutschen werden sehr gesucht, da sie fleißig sind und keine großen Ansprüche machen. Leider trinken Viele stark und verschwenden dadurch ihr erworbenes Geld. Der Argentiner selbst sieht die Fremden mit scheelen Augen an und nennt sie Gringos, was ihn jedoch nicht hindert, ihre Ueberlegenheit anzuerkennen. (Ausland 1870, Nr. 52, S. 1240—1241.)

Der Stadtmensch kleidet sich europäisch; er weiß was Gesetz ist, hat Schulen und eine städtische Verwaltung, denkt auch wie ein europäischer Mensch. Einen diametralen Gegensatz zu ihm bildet aber der Landbewohner und der Gaucho (spr. Ga-utscho), d. h. der Nachkömmling der spanischen Abenteurer und Freibeuter, welche sich mit Indianerinnen verbanden. Jetzt sind sie wegen der wachsenden Bevölkerung und der mehr und mehr eindringenden Civilisation, wenn man diesen Ausdruck auf die dortigen Länder anwenden darf, seltener geworden, selbst gewöhnliche Landbewohner werden jetzt häufig Gäuchos genannt. Der ehemals ziemlich ehrenhafte Name hat jetzt eine andere Bedeutung bekommen; man bezeichnet oft damit eine Classe von Menschen, die, zum Arbeiten zu faul, Pferde, Schafe, Rindvieh stehlen, überhaupt sich nicht allzu viel Gewissensbisse daraus machen, wenn ab und zu einer von den Beraubten bei Vertheidigung seines Eigenthums auch noch das Leben einbüßt.

Dieser Landbewohner hat eine andere Tracht, andere Sitten, andere Denkungsart, und will von dem Städter nichts wissen; er sieht ihm wie ein Fremder gegenüber, und auf dessen Luxus und gesittete Umgangsformen blickt er mit Verachtung. Er ist vorzugsweise Reiter, Viehzüchter, ein halbwilder Hirt, aber kein eigentlicher Nomade, denn der Boden, auf welchem er sein Vieh weidet, ist sein unbestrittenes Eigenthum, auf diesem lebt er vereinzelt, sein nächster Nachbar wohnt stundenweit von ihm entfernt, und er kommt nur mit seinesgleichen, nur mit an-

Digitized by Google

deren Estancieros in Berührung. Es gibt keine Landesgemeinde, keinerlei Zusammenhang, keine Schüler, aber viel Aberglauben. Diese Leute sind leidenschaftliche Spieler. Die Knaben üben sich früh im Handhaben der Fangschnur und der Wurfkugeln an Kälbern und Ziegen, lernen reiten, bändigen Füllen. Dieser Gaucho, dessen Blut stark gemischt ist, hat nichts Spanisches mehr an sich, den dicken Aberglauben und die Sprache ausgenommen. Bei ihm hat sich, in der wilden Natur, ein hochfahrender, unbändiger Charakter herausgearbeitet; er verachtet, wie schon bemerkt, den Menschen, welcher in der Stadt friedlichen Beschäftigungen nachgeht und der nicht einmal einen wilden Bullen oder ein ungebändigtes Pferd einfangen kann. Auf den Europäer namentlich, den er für einen schlechten Reiter hält, schaut er schon deßhalb mit Verachtung. Als Soldat ist er ausdauernd, muthig und grausam. Denn von frühester Jugend ist er an Blut gewöhnt, das Abschlachten eines Menschen steht ihm auf gleicher Linie mit jenem eines Ochsen. Er hat einen kräftigen Körperwuchs, zu arbeiten braucht er nicht, weil seine Heerde ihn mit Allem versorgt. Er steht als ein Original da und ist von den Begriffen und Anschauungen civilisirter Menschen unberührt. (Globus, XXI. Bd., S. 266.)

Gaucho.

Außer diesen gibt es aber noch einzelne Personen in der Republik, welche den Namen Gaucho mit Recht führen. Diese sieht man bald da bald dort in allen Theilen des Landes. Es kann sich ereignen, daß man in der Nähe von Buenos Ayres einen Gaucho bei sich vorbeireiten sieht, welchen wir vor 14 Tagen oder 3 Wochen in der nördlichsten Provinz gesehen haben, mehr denn 1000 Klm. entfernt. Dabei reitet er dasselbe Pferd, die Cigarette fortwährend im Munde, wobei er wie ein echter Castilianer mit ausgesuchter Höflichkeit seinen breiten Sombrero zieht, falls er, wie dies selten zu fehlen pflegt, denjenigen, welchen er grüßt, wieder erkennt, selbst wenn er ihm nur einmal im Leben begegnet ist. Der Mann ist immer zufrieden, kümmert sich um nichts, verlangt aber auch, daß Niemand sich um ihn kümmert. Die Obrigkeit selbst läßt den Gaucho möglichst ungeschoren und mischt sich nicht in seine Angelegenheiten, wenn sie es vermeiden kann. (Ausland 1871, Nr. 2, S. 37.)

Trotz der geschilderten Umstände und trotz der vielen politischen Wirren, welche bis in die allerjüngste Vergangenheit die Geschichte Argentiniens aus-

Digitized by Google

füllen, ist die Republik dennoch in unverkennbarem und raschem Aufschwunge begriffen, und zwar erstreckt sich derselbe fast auf alle Zweige des modernen Völkerlebens. La Plata erfreut sich eines nicht unbedeutenden Eisenbahnnetzes, welches es nach Kräften zu erweitern strebt, und dermalen steht es im Begriffe einen Schienenweg über die Andes herzustellen, der Buenos Ayres mit Valparaiso in 48 Stunden verbinden soll. Neun überseeische Dampfschifflinien vermitteln der Verkehr mit Europa. In Buenos Ayres erscheinen 25 Zeitungen und Zeitschriften, worunter 8 in fremder, d. h. nichtspanischer Sprache. Etliche zwanzig englische Actiengesellschaften haben ihr Capital zu industriellen Unternehmungen in's Land gebracht. Der Unterricht erfreut sich trefflicher Pflege, jede Stadt im Innern hat Morgen- und Abendschulen, Gymnasien und Lehranstalten, wo jedermann unentgeltlicher Unterricht geboten wird. Der Ackerbau hat sich ansehnlich gehoben und wird mit Hülfe aller verbesserten Werkzeuge der Engländer und Nordamerikaner betrieben. In Chaco bestehen ein Dutzend blühender Colonien, welche große Strecken Landes unter Cultur gebracht haben. Nur die Industrie ist noch im Rückstande, und es beschränken sich die drei Hauptexportmittel noch immer auf Wolle, Häute und Talg, nämlich auf die Producte der ausgedehnten Viehzucht. Auf den Saladeros oder Schlachtplätzen für die Ochsen wird die Metzgerei mit fabrikmäßiger Schnelligkeit, aber auch mit Rohheit betrieben. Daneben jedoch bestehen Tramways in den Städten, Feuer- und Lebensversicherungsgesellschaften, Wasserversorgungsanstalten, Straßen und telegraphische Verbindungen mit den wichtigsten Theilen des Landes. So hat sich die argentinische Republik aus der Kindheit erhoben und ist zu einer erstarkten Nation von 1,787,090 Köpfen herangewachsen, welche einer besseren Zukunft jedenfalls mit minder schwankenden Schritten als manche ihrer Schwesterrepubliken entgegengeht.

§. 64. Die Indianer-Republik Paraguay.

Dieses südamerikanische Mesopotamien ist von der Natur überaus reich bedacht; nur wenige Länder können mit ihm den Vergleich aushalten. Im O. und S. bildet der Paraná die Grenze gegen Brasilien und die corrientinischen Missionen; im W. ist das Land in seiner ganzen Länge durch den Paraguay, einen der schönsten Ströme der Welt, von dem Gran Chaco getrennt. Im N. bildet der Rio Apá die Scheidelinie gegen die brasilianische

Digitized by Google

Provinz Matto Grosso hin. In dieser Begrenzung liegt Paraguay zwischen dem 22. und 25.° s. Br. Seine Bodengestaltung ist mannigfaltig; der N. und O. werden von Gebirgsketten durchzogen, die sich in kleineren Höhenzügen verlaufen, an diese schließen sich Hügelgelände und flache Hochstrecken, alle mit ungemein fruchtbarem Boden. Im Unterlande, nach dem großen Strome zu, der eine Menge von Nebengewässern aufnimmt, dehnen sich weite sumpfige Niederungen aus, welche in einem Theile des Jahres überschwemmt werden und die sich vortrefflich zum Reisbau eignen. Bei solcher Bodengestaltung und den durch sie bedingten klimatischen Abstufungen wird es erklärlich, daß die Producte der heißen wie der gemäßigten Zone vorzüglich gedeihen; Paraguay könnte, falls es geordnete Zustände und eine zahlreiche, fleißige Bevölkerung hätte, eines der reichsten Länder der Welt sein. Denn auch das Klima ist, von den sumpfigen Strecken abgesehen, gesund, wenn auch heiß. Auch die Weltlage erscheint günstig; vermittelst der vielen schiffbaren Gewässer ist bequeme Verbindung einerseits nach N. hin, andererseits bis nach Montevideo und Buenos Ayres, also bis zum atlantischen Ocean gegeben. Doch ist das Land nur überaus spärlich bewohnt und bebaut. Der große und langwierige Krieg, den es vor wenigen Jahren gegen Brasilien, Argentinien und Uruguay geführt, kostete Paraguay beinahe zwei Drittel seines Gebietes und verringerte seine Bevölkerung von 1,340,000 auf etwa 300,000. Die Production liegt daher, aus Mangel an Arbeitskräften, völlig darnieder; nur geringe Quantitäten von Landeserzeugnissen kommen in den auswärtigen Verkehr. Indigo wächst wild, das wichtigste Product bleibt aber immer noch der Paraguay-Thee, Maté, welchen die Indianer in den Wäldern sammeln. Paraguay liefert die beste Sorte dieses Blätterschmuckes von Ilex Paraguensis. Dazu kommen Tabak, harte Hölzer und etwas Leder und Rum.

Paraguay hat eine seltsame Geschichte, welche sich in wenigen Worten andeuten läßt. Die Bewohner des Landes, fast ausschließlich Guarani-Indianer, wurden von den Jesuiten bis zu einem gewissen Grade gesittigt; dann erklärte das Land sich von Spanien unabhängig und fiel in die Hände des Dr. Francia, eines wohlmeinenden Tyrannen, welcher auf Hebung der materiellen Interessen bedacht war, zu diesem Zwecke aber Paraguay auf's strengste von dem Verkehre mit dem Ausland absperrte. Sein Nachfolger, Lopez I., befolgte im Wesentlichen diese Politik der Absperrung, aber in gemilderter Weise; die Bevölkerung vermehrte sich beträchtlich und der Wohlstand gedieh. Aber sein Sohn Solano Lopez baute Dampfer, Eisenbahnen, Arsenale, trachtete nach Vergrößerung seines Gebietes und mischte sich in die

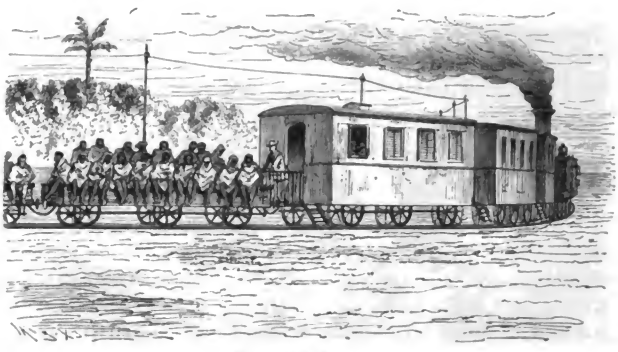
Digitized by Google

Guarani-Frauen.

Händel am unteren La Plata, wobei er mit den obengenannten Staaten in den unheilvollſten Krieg gerieth.

Obwohl in Paraguay die ſpaniſche Sprache die amtliche iſt, ſo wird ſie doch nur von einem ſehr geringen Theile der Paraguiten geſprochen oder verſtanden; die allgemeine Volksſprache iſt das Indianeridiom, das Guarani, deſſen ſich im gewöhnlichen Leben auch die im Lande nur ſpärlich vorhandenen Weißen bedienen. Schon zur Zeit der Unabhängigkeitserklärung gab es höchſtens 60,000 Menſchen von europäiſcher Abkunft in Paraguay, die Miſchlinge hinzugerechnet; die ganze übrige Menge waren und ſind noch heute Guaranis.

Digitized by Google



Eisenbahn in Paraguay.

Der Guarani, durch die Jesuiten an den strengsten Gehorsam gewöhnt, ist träg, friedlich, unterwürfig, lebt einfach, kennt keine höheren Bedürfnisse, führt mit seiner Familie ein patriarchalisches Leben und kann alle seine Bedürfnisse mit leichter Mühe befriedigen. Ohne gewisse Anlagen ist er nicht; er wird ein guter Schmied und Goldarbeiter, der ihm vorgelegte Muster recht geschickt nachahmt. Erfindungsgeist aber mangelt ihm. Das bessere Element scheint der weibliche Theil der Bevölkerung zu sein. Frühmorgens schon gehen die Frauen um Wasser zu holen; sie tragen stets, sich im Gänsemarsche bewegend, ihre großen Schöpfkrüge auf dem Kopfe; so lange dieselben leer sind, werden sie in malerischer und koketter Weise schief balancirt, und dabei geht die Trägerin mit leichtem Schritt keck und sicher einher. Die einfache Kleidung besteht aus weißem Zeuge, gegen welches die dunkle Haut recht angenehm absticht. Der Rock reicht bis auf die Waden und eine Schnur dient als Gürtel; der obere Theil der Brust bleibt unbedeckt. Mit Taschen oder Körben befaßt man sich nicht; was die Frau nöthig hat, trägt sie in diesem Hemde: Cigarren, Geld, überhaupt Alles was wir in die Taschen stecken. Manche Guaranifrauen haben einen ganz prächtigen Körperwuchs und Alle schöne Zähne, doch kann man nach unserem Begriffe den Typus nicht hübsch finden, weil die Backenknochen zu scharf hervorstehen und das Kinn viereckig erscheint. Die großen schwarzen Augen werden von starken Brauen beschattet, das rabenschwarze Haar ist sehr dick. Jede Frau raucht Tabak; fast immer hat sie eine colossale Cigarre im Munde, selbst die Kinder rauchen; wenn Säuglinge unruhig sind und schreien, gibt die Mutter ihnen nicht etwa die Brust, sondern steckt ihnen die angekaute Cigarre in den Mund. Man rühmt an diesen Frauen, daß sie große Anhänglichkeit an ihre gleichviel ob angetrauten oder nicht angetrauten Männer besitzen; sie widersprechen nicht, sind außerordentlich sauber in allen Dingen, fleißig und verständig.

Die einzige Stadt, welche diesen Titel überhaupt verdient und deren Namen daher behaltenswerth, ist die Hauptstadt Paraguay's, Asuncion, deren Einwohnerzahl dermalen mit 18,000 beziffert wird. Das Leben in Asuncion ist sehr einförmig. Die Männer der sogenannten guten Gesellschaft vertreiben sich die Zeit mit Maté-Trinken, Cigarrenrauchen, Essen und Schlafen, und es ist merkwürdig zu beobachten, wie die Menschen sich an derartiges Vegetiren gewöhnen und dasselbe ertragen können.

Digitized by Google

Von Asuncion führt nach dem nicht sehr entfernten Paraguari eine Eisenbahn. Die Wagen sind nordamerikanische, bequem und elegant, aber die Bahnschienen sehr nachlässig gelegt. Bemerkenswerth ist, daß jedem Zuge zwei Wagen angehängt werden, auf welchen die armen Leute mit ihren Habseligkeiten ohne Fahrgeld mitgenommen werden. Sie sind allemal dicht besetzt und von den flachen Brettern hängt eine unzählbare Menge nackter brauner Beine herunter. Paraguari mag etwa 3000 Einwohner zählen, darunter Raubgesindel, Briganten aller Art. (Dieser Abschnitt nach Globus XXVII. Bd., S. 1—23.)

§. 65. Republik Uruguay.

Weniger noch fast als Paraguay bietet der Freistaat Uruguay oder Banda Oriental, wie er früher sich häufig nannte, Anlaß zu eingehender Betrachtung. Das Gebiet der Republik bildet so zu sagen einen Uebergang zwischen den Terrainbildungen des südlichen Brasilien und jenen der La Plata-Staaten. Im N. herrscht Bergland, Ausläufer der südbrasilianischen Ketten, vor, doch erhebt sich dasselbe wenig über 600 M., im W. und S. bis zur Küste breitet sich eine flache, baumlose Ebene, eine wahre Pampa aus. Wir treffen auch auf dieser uruguitischen Pampa genau so wie in Argentinien den Gaucho und die Viehzucht, welche so ziemlich die einzige und wichtigste Beschäftigung der Bewohner bildet. Auf der Wiener Weltausstellung 1873 hatte Uruguay als Hauptobject seiner Industrie nur conservirtes Fleisch eingesandt und zwar in dreierlei Formen: als Fleischextract, als conservirtes Fleisch in Büchsen und als frei aufbewahrtes gesalzenes Fleisch. Fray Bentos am Uruguay ist wohl der Hauptfabriksort des Fleischextractes und werden jetzt dort täglich 500 Stück Vieh geschlachtet. Nebstdem bildeten Holzgattungen und Mineralien, dann schöne Felle das Inventar der uruguitischen Ausstellung. Damit ist auch so ziemlich erschöpft, was sich über die Producte dieses Landes sagen läßt.

Leben und Bevölkerung in Uruguay sind die nämlichen wie in Argentinien. Auf der weiten Pampa liegen reiche Estancias (Landgüter), deren Besitzer (Estancieros) über ungezählten Heerdenreichthum verfügen. Nebst der Rindvieh- findet auch die Schafzucht eifrige Pflege; die Wolle wird ungereinigt nach Europa versendet. Viele Estancieros schicken auch gesalzene und getrocknete Häute hinüber, und lassen es nicht daran fehlen, um ihre Wolle zu verbessern. Die Schur der armen Thiere wird aber auf wahrhaft barbarische Art betrieben. Ein Schaf ist nämlich fast nichts werth, und in allen Welttheilen schätzen die Menschen Thiere nach ihrem Geldwerthe höher oder niedriger und behandeln sie darnach. Aber trotz aller Verluste durch das Ver-

Digitized by Google

Thierschlächterei in Frau Bentos.

schulden der Menschen und ihre eigene große Sterblichkeit, vermehrt sich die Anzahl der Schafe in der Republik tagtäglich. (Ausland 1871, Nr. 7, S. 168.) Trotz der zahllosen Kühe, die zu jeder Estancia gehören, ist kaum ein Tropfen Milch vorhanden, ebenso selten wird Korn gebaut. Vom Pflügen hat man fast keine Ahnung, folglich besteht die Nahrung der Bewohner nahezu nur aus Fleisch, hartem Zwieback und paraguitischem Thee. Butter kennen sie fast nicht, und zahme Kühe werden nur gezogen, wenn der Besitzer ein Europäer ist und die Güte und den Geschmack frischer Butter zu schätzen weiß.

In einer Beziehung ist Uruguay der Indianerrepublik Paraguay entschieden voran; es besitzt eine ansehnliche, volkreiche und auch anmuthige Hauptstadt: Montevideo.

An einen mäßig hohen, weit in die See vorspringenden Hügelzug sich anlehnend, gewährt die Stadt Montevideo mit ihren weißen, gedrängten Häusermassen und der alles überragenden Kathedrale einen hübschen Anblick. Auch im Inneren ist sie reinlich, zierlich und elegant. Die steilen, fast überall die Aussicht auf das Meer zeigenden Straßen sind sorgsam gepflastert und haben ein schönes Trottoir, doch bildet auch heute noch an manchen Stellen ein starker Regenguß kleine Teiche, sonderlich da wo die vornehme Welt nicht leben mag. Die Bauart der Häuser ist die bekannte des spanischen Amerika. Die Dächer sind platt, mit eisernen Geländern versehen; auf ihnen lustwandelt man des Abends, wenn die Sonne in's Meer sinkt oder wenn der freundliche Mond in farbigem leuchtenden Nebel aufschwebt. Auf der hinteren Seite des Daches erheben sich oft Ueberbauten mit hohen Balconen, auf denen sitzend man weit in's Meer schaut. Der Abend ist meistens schön und frisch, auch nach heißen Sommertagen. Es liegt in der Luft jener Gegenden etwas überaus Beruhigendes, milde und freundlich Stimmendes; unzufriedene und verdrießliche Menschen sieht man selten, die von der Ruhe des Abends nicht berührt sind. Manche Häuser haben kleine Thürme, Mirador genannt, sie sind aber meistens offen und von ihnen aus schaut man erst recht auf das Meer und über die bunte Stadt. Auch in Montevideo, scheint es, bilden nach Philinens Ausspruch, die Nächte die schönere

Digitized by Google

Hälfte des Lebens, ja das rechte Leben erwacht dort erst wenn die Sonne untergegangen ist. Selbst die Damenwelt in Paris und Bordeaux sieht man nicht mit solcher Vorliebe die späten Abendstunden zu ihren Visiten in den Modemagazinen wählen.

Montevideo ist durch eine kurze Eisenbahn mit einem nahen lieblichen Badeorte, dem zierlichen und unter Gebüschen sich versteckenden Städtchen Santa Lucia am Flusse gleichen Namens, verbunden.

Uruguay rühmt sich eine der besten Verfassungen in Südamerika zu besitzen, so daß es fast wie Ironie klingt — doch ist es bittere Wahrheit, daß die Republik zu den am meisten von Revolutionen heimgesuchten Staaten der Neuen Welt gehört. Auch wies das Budget für 1874 ein Deficit von nicht weniger als 30 Procent auf; indeß scheint sich das Land seit einiger Zeit eines besonderen Gedeihens zu erfreuen; 1860 beziffert sich die Bevölkerung auf 221,248 Köpfe; jetzt wird sie mit 450,000 angegeben. Auch Montevideo ist rasch angewachsen; 1818 zählte es erst 3500 Einwohner, 1872 ergab die Zählung 105,296 Köpfe, und dermalen schätzt man sie auf 125,000.

§. 66. Das Kaiserreich Brasilien.

Lage und Producte.

Unter den Staaten der Neuen Welt nimmt das Kaiserreich Brasilien nächst den Vereinigten Staaten von Nordamerika in jeder Hinsicht unbestritten den ersten Rang ein; in Südamerika besitzt es keinen Rivalen. In Größe und Ausdehnung, in Volksmenge, in Wohlstand, in Ordnung und Stabilität der socialen Zustände ist es der großen Republik des Nordens allein vergleichbar, wenn es auch in den meisten Fällen zu derselben einen ebenso scharfen Gegensatz bildet als der Süden zum Norden im Allgemeinen.

Gleichwie den Unionsstaaten der Löwenantheil von der Ländermasse der nördlichen Hälfte Amerika's zufällt, findet das Nämliche im S. mit Brasilien statt. Beide Staaten stellen ausgedehnte, ununterbrochene, compacte Landcomplexe dar, beide erfreuen sich eines reichlich langen Küstensaumes am atlantischen Ocean, wogegen Brasilien des Vortheils, auch am Stillen Weltmeere zu herrschen, entbehrt. Die geographische Lage beider Staaten zeigt sich auf den ersten Blick als eine gründlich verschiedene. Das Unionsgebiet, sehen wir von der neuen Erwerbung, dem Territorium Alaska ab, ragt mit keinem Theile weder in die arktische noch in die tropische Zone hinein, gehört vielmehr durchweg der gemäßigten Zone an, was allerdings erhebliche Tem-

Digitized by Google

peraturcontraste, wie etwa zwischen dem heißfeuchten Klima Florida's oder Louisiana's und den kühlen Regionen am oberen Mississippi und den großen Seen, nicht hindert. Im vollsten Gegensatze hierzu liegt Brasilien fast ausschließlich innerhalb der durch die Wendekreise begrenzten Tropen, und nur ein relativ geringer Landestheil zieht sich in die südliche gemäßigte Zone hinein. Wer für die Entwickelung der beiden Staaten ein Verständniß gewinnen will, kann nicht ängstlich genug diesen wichtigen Umstand im Auge behalten, da sich aus demselben und seinen unmittelbaren Folgen die Verschiedenheit der socialen Erscheinungen sowie der materiellen und geistigen Entwickelung beider Länder wohl nicht in allen, aber doch in vielen Fällen ebenso ungezwungen als erfolgreich erklären läßt.

Den Flächeninhalt Brasiliens genau zu bestimmen ist noch unmöglich, da fast alle Landesgrenzen streitig sind und, wegen Mangel an zuverlässigen Karten und Positionsbestimmungen über viele der Grenzdistricte, nur annäherungsweise angegeben werden. „Nach der Berechnung der mit der Anfertigung einer Generalkarte von Brasilien beauftragten Commission beträgt das Areal 8,337,218 □Km., mit Einschluß der an Guyana, Columbien und die Argentinische Conföderation grenzenden Gebiete, deren Demarcationslinie noch durch besondere Verträge festzustellen ist." (Das Kaiserreich Brasilien auf der Weltausstellung von 1876 in Philadelphia. Rio de Janeiro 1876. 8°. S. 2.) Dieses Areal vertheilt sich sehr ungleich auf 20 Provinzen und ein neutrales Municipium.

Die Topographie dieses weiten Raumes, welcher ein Fünfzehntel der gesammten Erdoberfläche, ein Fünftel des amerikanischen Continents und mehr als drei Siebentel von Südamerika einnimmt, ist nur ungenügend bekannt. Das Wissenswertheste haben wir darüber schon in früheren Abschnitten mitgetheilt, wir begnügen uns daher, an dieser Stelle auf Brasiliens außerordentlichen Reichthum an Naturproducten der mannigfachsten Art hinzuweisen. Das ungeheure, alle Klimate umfassende, mit Urwäldern, Buschwerk oder Prairien bewachsene Gebiet ist von einer großen Anzahl von Thierarten bevölkert, von denen viele zur Nahrung des Menschen kostbare Hülfsmittel gewähren; die Flüsse wimmeln von Fischen, und Schildkröten in jeder Größe sind so zahlreich, daß man ein einträgliches Geschäft daraus macht, längs des Amazonas das Oel oder die Butter aus ihren Eiern zu gewinnen; auch das an Brasiliens Küsten brandende Meer ist allenthalben an nutzbaren Seethieren reich. Es finden sich der Pottwal, welcher das Walrath liefert, der Mainati oder die Seekuh, das Meerschwein u. s. w. Auf den Hochebenen tummeln

Digitized by Google

Früchtehändlerin in Rio Janeiro.

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R L

Digitized by Google

sich ungeheure Heerden von wilden Rindern und Pferden umher. Die Veredelung der im Lande vorhandenen Hausthierracen ist zwar im Allgemeinen bisher noch nicht nach Wunsch gelungen, doch sind aus einer Kreuzung mit fremdländischen Hengsten Pferde erzielt worden, welche auf der National-Ausstellung von 1866 und auf der von der Agriculturschule zu Juiz de Fora veranstalteten Ausstellung landwirthschaftlicher Producte Preise erhielten. In den Provinzen Paraná und San Pedro do Rio Grande do Sul, sowie in den Municipien von Neufreiburg und Rio de Janeiro verspricht die Schafzucht Gedeihen, namentlich die edleren, aus dem Auslande eingeführten Racen. Von ihnen, wie von den ältern, hat man Wolle von sehr guter Beschaffenheit gewonnen und exportirt, außer der großen Menge, welche in Minas Geraes beim Weben zum Verbrauche gelangt. Am merkwürdigsten ist die Vogelwelt durch ihre Mannigfaltigkeit und den Glanz ihres Gefieders. Der Uira, der ebenso bunt ist wie das Guineahuhn, übertrifft fast den Condor an Größe und Stärke; der Salian scheint zwischen Strauß und Storch zu stehen und läuft mit unglaublicher Schnelligkeit; der Aral, mit blauen und scharlachrothen Federn, und der Candidi, mit Blau und Gold verziert, werden in ihrer Schönheit durch keinen Vogel der Alten Welt übertroffen.

Ein nicht unbedeutender Theil der geradezu bewundernswerthen Vegetation Brasiliens ist für den Handel und die Industrie von Bedeutung: Kautschuk, Brasilholz, Anotto, Bertholetia und Cocosnüsse, Mahagony, Rosenholz, Granadilla, Fustikholz, brasilianisches Elfenbein, zahlreiche Schmuckhölzer, die sich zu Tischlerarbeiten trefflich eignen, und Farbstoffe geben den Wäldern einen hohen Werth. Die wichtigsten dieser Farbehölzer sind das genannte Brasil (Caesalpinia echinata), Tagatiba (Maclura affinis), rothe Mangua (Rhizophora mangle), verschiedene Arten Indigo und Urucu (Bixa orellana). Dazu kommen noch die in großen Mengen ausgeführten Sarsaparilla, Vanille, Ipecacuanha, Copal, Gewürznelken, Zimmt, Tamarinden, Cinchona und Cacao. Die Hauptfrüchte sind Ananas, Bananen, Orangen, Maracuja, die Passionsblumenfrucht, Mango, Custardäpfel, Guava, Taschu, Rosenäpfel, Melonen und Wassermelonen. Man baut Mais, Weizen, Bohnen, Reis, Cassava, Kaffee in großen Mengen, denn fast die Hälfte des Kaffee's der gesammten Erde stammt aus Brasilien, dann Zucker, Tabak, Baumwolle, Cacao und etwas Thee, letzteren hauptsächlich in den Provinzen Rio de Janeiro und San Paulo. Minas Geraes producirt 15—20,000 Pfd., und dieser ist besser als der von San Paulo. Maté cultivirt man in der Provinz Paraná.

Weltberühmt sind Brasiliens Producte des Mineralreichs; sie bestehen

Digitized by Google

namentlich in Diamanten, andern Edelsteinen und Gold. Die berühmtesten Diamanten werden in den beiden Provinzen Minas Geraes und Matto Grosso gefunden, welche beide dieselbe geologische Formation aufweisen wie die übrigen bekannten Goldländer. Bemerkenswerth ist auch, daß es gerade die ungesundesten Districte sind, worin die schönsten Exemplare ausgewaschen werden, und berechnet man, daß diese Industrie schon 100,000 Menschen das Leben gekostet hat. Die Goldausbeute ist jedoch im Sinken begriffen und auf das Viertel der des verflossenen Jahrhunderts gefallen.

Im Jahre 1858 wurde die jährliche Ausbeute von Diamanten auf 12 bis 15,000 Oitavas (à $^1/_8$ Unze) geschätzt. Etwa 6000 Oitavas kamen von Santa Isabel in Bahia, wo die Steine „Diamanten von Cincora" heißen; in dem Kirchspiele dieses Namens wurden sie nämlich 1544 entdeckt. Etwa 4000 Oitavas fanden sich in Rio San Antonio, Rio de Peixe, Riberao do Inferno, Rio de Jequitinhonha, de Itambé, Rio Manjo, in den östlichen Zuflüssen des Rio das Velhas, Rio de Paraná und im Rio Sipo. Der Rest kam aus den Provinzen Goyaz, Cuaba u. s. w., aber hauptsächlich aus dem Districte Rio de Bagage, wo der berühmte „Südstern" gefunden worden ist. Die Diamanten von Cincora sind die geringsten, die besten dagegen jene im Rio de Jequitinhonha, Riberao do Inferno und im Rio Sipo, obwohl das Vorkommen im letztern sehr beschränkt ist; die aus dem Rio Antonio, de Peixe und Itambé sind ebenfalls schön, aber außerordentlich klein und selten. Auch die der Provinz Matto Grosso sind klein, aber vom reinsten Wasser und schon in ihrem Zustande der Rohheit durch ein Lustre ausgezeichnet, der alle andern Diamanten Brasiliens übertrifft. Der Werth der Diamanten unterliegt großen Schwankungen und ist sehr von den politischen Verhältnissen abhängig.

Mit dem Ausdrucke Lavra oder Serviço wird der Ort bezeichnet, an dem Diamanten gefunden werden. Man unterscheidet Lavras do Rio und Lavras do Campo. Die ersteren befinden sich entweder in Flußbetten, in denen jetzt noch das Flußwasser seinen Lauf hat, oder in solchen, die durch irgend eine Ursache vom einstigen Strome verlassen sind und nun trocken liegen, oder endlich in den Uferwiederungen (taboleiras) der Flüsse. Ist die Vermuthung vorhanden, daß in einem Flußbette Diamanten vorkommen, so muß entweder das sämmtliche Wasser abgeleitet oder der Fluß in der erforderlichen Strecke der Länge nach in der Mitte abgedämmt werden. In dem trocken gelegten Flußbette wird vorerst das neue taube Gestein, der sogenannte Cascalho bravo weggeräumt. Unter diesem befinden sich in größerer oder geringerer Mächtigkeit verschiedene Steinlager, die aus mehr oder weniger verwittertem Schiefergestein bestehen. Sie lagern auf dem Cascalho virgem, dem diamantführenden Gestein, einem rundlichen oder flachen, glattgeschliffenen Geschiebe, eigentlichen Rollsteinen. Man bedient sich zur Förderung des diamantführenden Geschiebes fast ausschließlich der Neger. Sie fassen es in eigene hölzerne Gefäße, die sogenannten Carombes, und tragen es auf dem Kopfe an den Ort seiner Bestimmung. Hier wird es in Haufen zerschlagen und während der Regenzeit gewaschen.

In manchen Flußbetten hat das Wasser kesselförmige Vertiefungen (sog. calderoes) ausgewaschen, in denen man zuweilen ganze Nester hierher geschwemmter Diamanten findet. Vor mehreren Jahren glückte es Herrn Athueide, in seiner Lavra am Höllenflüßchen (Riberao do Inferno) auf ein solches Nest zu stoßen und daraus eine Ausbeute von mehr als 8000 Karat dieser Edelsteine waschen zu lassen. — Die Lavras do Campo sind wesentlich von den Lavras do Rio verschieden. Sie befinden sich fern von alten oder neuen Flußbetten auf den Hochebenen. Der diamantführende Schicht heißt hier gurgulho, er besteht nicht aus Rollsteinen oder Geschieben, sondern aus kleinem Trümmergestein von eckiger Form und rauher Oberfläche. Aus dem Vorkommen der Diamanten auf Hochebenen oder Wasserscheiden in Schichten von losem Gesteine, das keine Spur zeigt, daß es einst gerollt oder geschoben worden sei, geht unwiderlegbar hervor, daß dieselben da entstanden sein müssen, wo

Digitized by Google

sie gegenwärtig gefunden werden. Auf der ganzen Chapada (Gebirgszug) von Diamantina nach S. Joao sind an unzähligen Stellen kleinere und größere Diamantenlager gefunden und zur Zeit der portugiesischen Herrschaft beträchtliche Quantitäten dieser Edelsteine gewonnen worden. Die Bearbeitung dieser Lager geschieht durch Eröffnen von Laufgräben. Gegenwärtig werden auf dieser Chapada nur an sehr wenigen Stellen Arbeiten im Großen aufgeführt. Das Gewinnen der Diamanten in diesem Terrain ist fast ausschließlich in Händen der Faiscadores, wie man jene ärmeren Diamantensucher nennt, die gewöhnlich nur mit ihren Familien das Geschäft betreiben. In früheren Zeiten hat man Nester von Diamanten gefunden, die eine Ausbeute von 1700 bis 2000 Karat gegeben haben. Sonderbarer Weise kommen da, wo eine solche Gesellschaft Diamanten in kleinem Raume bei einander gefunden werden, in großer Ausdehnung keine anderen Diamanten mehr vor.

Die größten bis jetzt bekannten Diamanten stammen bekanntlich aus Vorderindien. In Brasilien ist bis jetzt erst ein solches Prachtstück entdeckt worden. Die „Estrella do Sul" (Südstern) von 125 Karat figurirte in der Pariser Ausstellung von 1856 als Concurrent des in der ersten Londoner Ausstellung bewunderten Kohinur. Die Krone Portugals besitzt die größte und reichste Sammlung brasilianischer Diamanten, deren Werth auf 70—72 Millionen Francs angegeben wird. Ueber den Ertrag der Ausbeute an Diamanten ist schwer etwas Zuverlässiges zu sagen, da unter der portugiesischen Herrschaft die durch Schleichhandel ausgeführten Steine, deren Gewicht dem der amtlich verzeichneten wohl gleich sein dürfte, gar nicht in Berechnung kommen konnte. Von 1730 bis 1822 mögen in den Diamanten-Districten Brasiliens 5 Millionen Karat an Gewicht gewonnen sein. Das Gewicht aller bis 1850 gefundenen wird, doch ohne irgend sichere Basis, auf 44 Centner im annähernden Werthe von 450 Millionen Francs geschätzt.

Von Gold und Edelsteinen abgesehen, von welch letztern Smaragde, Euclase, Saphire, Rubinen, Topase, Berylle und verschiedenfarbige Turmaline, der gewöhnliche Zirkonit und minderwerthige Granaten so ziemlich im ganzen Reiche vorkommen, erfreut sich Brasilien eines hohen Reichthums an Nutzmetallen. In der Provinz Paraná, nahe der Hauptstadt, ist Quecksilber so reichlich vorhanden wie in den größten Ablagerungen Europa's und Perú's. Kupfer findet man in großer Menge in den Provinzen Matto Grosso, Minas Geraes, Bahia Maranhão, Ceará und hauptsächlich in Rio Grande do Sul. Mangan, Blei und ausgezeichnetes Eisen gehören ferner zu den gewöhnlichen Producten Brasiliens, worunter wir noch Zinn, Antimon, Wismuth und Arsenik nennen.

Bevölkerung.

„Man nimmt für das Kaiserreich Brasilien eine Bevölkerung von 10,700,187 Einwohnern an. Da aber das Allgemeine Bureau der Statistik die angefangenen Arbeiten zu einer genauen Aufnahme der Bevölkerung Brasiliens noch nicht vollendet hat, so beruht diese Annahme lediglich auf Schätzung, und es ist sehr wahrscheinlich, daß sich bei dem Schlusse der Zählung die Bevölkerung des Reiches auf mehr als 12,000,000 Einwohner herausstellen wird. In dieser Zahl sind 1,000,000 wilde Indianer und

Digitized by Google

1,476,567 Sklaven inbegriffen." (Das Kaiserreich Brasilien auf der Weltausstellung von 1876, S. 95.) Dem gegenüber sei nicht unterlassen zu bemerken, daß der überaus gründliche Professor Dr. Wappäus diese Ziffern zweifellos um Vieles zu hoch gegriffen hält. Wie allerwärts in Amerika, stellen sich uns auch in Brasilien zunächst die zwei großen Gruppen der Autochthonen und der Eingewanderten gegenüber, die wir wieder in ihren mannigfaltigen Unterabtheilungen zu betrachten haben. Zwischen diese beiden schieben sich dann die zahlreichen Abstufungen der Farbigen ein.

Die im Reiche lebenden Indianer zerfallen in ansässige, sogenannte Indios mansos oder Indios ladinos, welche ihrer notorisch geringen Menge halber nicht in's Gewicht fallen, und in unabhängige oder wilde.

Am meisten beisammenwohnend finden sich die Indios mansos noch meist als Reste der ursprünglich in Missionen gesammelten Indianer verschiedener Stämme am untern Amazonas, wo sie in einem Zustande von Halbcultur die Masse der Gesammtbevölkerung bilden und wo man überall auch dem vermischten Indianer und seinen Abkömmlingen in mancherlei Abstufungen als einem wesentlichen Theil der niedrigen Volksclasse begegnet, als Fischer, Jäger, Tagelöhner des Pflanzers, als Diener im Haushalte, Gehülfen im Handwerke, als Soldaten, Arbeiter in öffentlichen Werkstätten, am häufigsten aber als Schiffer auf den Fahrzeugen, die den Handel mit dem Innern vermitteln. Die sogenannten Indios mansos oder da costa auf dem Küstenlande zwischen Bahia und Rio de Janeiro kommen als reine, unvermischte Race kaum noch in irgend einer größern Gemeinschaft vor. Die sonst zahlreichen Aldeas (Dörfer, Ansiedelungen, eigentlich Lagerstätten, Bivouacs) derselben sind entweder erloschen und verlassen, oder in Ortschaften mit gemischt portugiesischer Bevölkerung übergegangen. Die Kriege der Portugiesen mit Holländern und Franzosen, vornehmlich aber der Mißbrauch der Indianer zu gezwungener, ja Sklavenarbeit nach Vertreibung der Jesuiten, ihrer väterlichen Beschützer, haben bewirkt, daß diese ehemaligen Herren des Küstenlandes zwischen den gegenwärtigen verschwinden. Bis in die neuere Zeit wurden in Brasilien alle Gesetze zum Schutze der Indianer fast gänzlich ignorirt, mehr als je bediente man sich da der rothen Menschen als Sklaven. Lange Zeit machte man in fast allen Theilen von Südamerika förmlich Jagd auf die Eingeborenen und verhandelte sie auf öffentlichen Märkten. Die katholische Geistlichkeit war es zuerst, welche ihre Stimme gegen solches Treiben erhob und sich alsbald thatsächlich zum Beschützer der Eingeborenen aufwarf. Was über den Zustand dieser ansässigen Indianer berichtet wird, klingt weder aufmunternd noch sonstwie erfreulich. In der Civilisation haben alle diese zum Christenthum übergeführten Indianer in Brasilien sehr wenig Fortschritte gemacht, indem sie sich sehr abgeschlossen halten und jede Berührung oder Verbindung mit den gebildeten Racen zu vermeiden streben. Ein instinctmäßiges Gefühl läßt die Naturvölker richtig ahnen, daß der Contact mit den Weißen für ihren Stamm tod- und verderbenbringend sei. Indeß ist kein Zweifel, daß die Indios mansos auch ohnedies dahinsterben, verschwinden werden, denn in ihrem jetzigen Zustande bilden sie das durchaus passive Element der Bevölkerung, welches immer mehr an Bedeutung für das Ganze abnimmt. Auch erscheint es durchaus fraglich, ob die behufs Civilisirung der Indianer entwickelte Missionsthätigkeit von irgend welchem praktischen Nutzen sei. „Das gewöhnlich befolgte Bekehrungssystem besteht darin, die Wilden in großen Dörfern anzusiedeln, wo dieselben, dem apostolischen Einflusse des Missionärs überlassen, die Gewohnheiten des nomadischen Lebens allmählig ablegen, und die Liebe zur Arbeit und das Gefühl des in ihnen erweckten Eigenthumsrechtes sie dahin bringt, feste Wohnplätze aufzuschlagen. Die Ansiedelungen, anfänglich durch Missionäre geleitet, gehen später in die Verwaltung weltlicher Directoren über, weil entweder die Begründer derselben gestorben oder an andere Orte des Reiches versetzt worden sind, wo ihre Gegenwart nöthiger erscheint."

Digitized by Google

Cunabá, Häuptling der Canowá-Indianer in Brasilien.

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R L

Digitized by Google

Die unabhängigen wilden Indianer Brasiliens zerfallen in eine außerordentlich große Zahl von Völkerschaften oder Stämmen und Horden, die zwar in Körperbildung, Temperament, Gemüthsanlage, Sitten, Gebräuchen und Lebensweise gewisse Uebereinstimmung zeigen, aber in ihren Sprachen eine wahrhaft wunderbare Verschiedenheit darstellen. Nach v. Martius beträgt die Zahl aller im Lande unter verschiedenen Namen bekannten Gemeinschaften mehr als 250, die einander jedoch ebensowenig an Zahl der Individuen als an ethnographischer und sprachlicher Selbständigkeit gleichkommen. Vielmehr führt jede Aufzählung der Indianer nach den jetzt bekannten Namen nicht selten ganz identische oder doch nur durch leichte Unterschiede getrennte Horden als verschiedenartig auf und vereinigt ebenso verschiedene unter demselben Namen. A. d'Orbigny faßt die brasilianischen Indianer unter dem Namen der brasilisch-guaranischen zu Einer Race zusammen, für welche er den Typus der Guarani-Indianer als den ihr gemeinsamen, sie von den andern großen Völkergruppen Südamerika's unterscheidenden annimmt. Indeß darf den einzelnen Horden und Stämmen der brasilianischen Indianer eine durchgreifend und gleichmäßig herrschende Körper- und Gesichtsbildung doch nur mit großer Einschränkung zugeschrieben werden. Bei sorgfältigerer Beobachtung tritt eine gewisse Mannigfaltigkeit unter den rohen Indianern hervor, sowohl nach Individuen wie nach Völkerschaften, und zeigt sich das Gemeinsame in vieler Beziehung nur als der allgemeine amerikanische Racentypus, welcher gleichsam in leiblicher wie auch in physischer Sphäre gewisse, keineswegs ganz gleichartige, sondern bestimmt zu unterscheidende Elemente vereinigt. Diese Gegensätze in den Elementen sind jedoch wiederum keineswegs nach Völkerschaften so gesondert oder gruppirt, daß man sie als allgemein ethnographischen Eintheilungsgrund zur Unterscheidung größerer Völker oder Stämme gebrauchen könnte.

Eine noch größere Mischung zeigt sich nach Sprachen und Dialecten. Das allerdings sehr mühsame Studium der vielfach zersplitterten Idiome Brasiliens, d. h. die Sprachvergleichung auf lexicalischer Grundlage hat v. Martius zur Unterscheidung von Sprachgruppen geführt, insofern mehrere der größern Gemeinschaften sich im Besitze verwandter Dialecte befinden und mit mehr oder weniger Leichtigkeit sich unter einander verständlich machen können. Nach solchen Untersuchungen hat v. Martius acht solcher Völker- oder Sprachengruppen in Brasilien unterschieden. Es sind dies die Tupis, die Gês oder Crans, die Gayatacas, die Crens oder Guerens, die Guck oder Coco, die Pareris oder Parecis, die Guayeurús oder Lengoas und die Aruac oder Arawaken, von denen jedoch die beiden letztern im Gebiete von Brasilien nur mit einem kleinen Theile ihrer Mitglieder vertreten sind und der Hauptmasse nach außerhalb der Grenzen Brasiliens wohnen. In die weiten ethnographischen Details dieser acht Gruppen hinabzusteigen, hätte hier keinen Zweck; wir beschränken uns demnach nur noch auf einige Bemerkungen über die Lingua geral. Von culturgeschichtlicher Bedeutung ist jedenfalls die Thatsache, daß es eine Brasilianersprache gibt, mit der sich der Reisende zur Noth fast bei allen Stämmen hindurchhelfen kann. Die Jesuitenmissionäre überzeugten sich nämlich sehr früh, daß sie zur Verbreitung der evangelischen Lehren unter den Südamerikanern sich nicht einer europäischen, sondern nur einer einheimischen Sprache bedienen dürften. Ihre Wahl fiel einerseits auf das Quechua, die Culturspracbe des ehemaligen inka-peruanischen Reiches, für alle Stämme, die ihm angehört oder seinen Einfluß gefühlt hatten, andererseits auf das Guarani oder besser auf die Sprache der Tupihorden für die Bevölkerung Südamerika's diesseit der Anden. Daraus entstand die Lingua geral, die allgemeine Sprache, welche man als ein Tupi mit portugiesischer Aussprache zu denken hat, denn die Tupisprache wurde im Munde der Europäer noch weicher als sie ursprünglich gewesen war. Der Erfolg ist ein überraschender gewesen, denn wirklich gelang es den sprachlich zersplitterten Stämmen Brasiliens, ein gemeinsames Gedankenverkehrsmittel zu gewähren.

Noch einen raschen Blick wollen wir auf die Culturzustände der wilden Indianer Brasiliens werfen. Sie sind, je nach den Horden, selbstredend sehr verschieden. Die Tupi im Norden überraschen durch ihre nautischen Fertigkeiten. Sie verstanden es, Fahrzeuge je nach ihrer Bestimmung leicht oder schwer zu bauen, sie versahen sie mit einem Steuerruder, ja die größern mit einem steinernen Kochherde auf dem Vordertheile. Zu dieser vergleichsweise hohen Culturstufe bildet es keinen Gegensatz, daß sie, wie überhaupt alle Tupi, Menschenfresser waren.

Digitized by Google

So seltsam es klingen mag, anthropophage Völker nehmen nicht immer, aber doch in den meisten Fällen eine höhere Stufe ein als ihre Nachbarn, und werden durch den Genuß von Menschenfleisch nicht an geistiger Entwickelung gehindert; ebenso gewiß ist, daß jedes anthropophage Volk tapfer und seinen Nachbarn kriegerisch überlegen ist. So dürfen die Tupi als der am weitesten fortgeschrittene Stamm Brasiliens betrachtet werden. Strenger Gehorsam unter den Kriegsobersten, Waffenübungen, Sammlung von Mundvorräthen für Streifzüge, Vereinigung in zahlreichen Ortschaften und Befestigung derselben durch Pfahlwerke — darauf beruht die Stärke der Tupis, welche nur in Waldländern angetroffen werden. Dagegen sind die Guaycurús, Bewohner der Steppen oder Pampas, welche sie wanderud durchstreifen, angewiesen auf die Erträgnisse von Jagd, Fischerei und die Früchte der wenigen Wälder. Insofern sich erbliche Häuptlinge unter ihnen befinden, stehen sie gesellschaftlich höher als andere Stämme. Die Paeris leben von Fischfang und Ackerbau, sind übrigens unkriegerisch ihrer Sinnesart nach. Unter den Gés, den schönsten, kräftigsten, schlankesten Indianern Brasiliens, herrscht beständige Fehde; sie stehen in Bezug auf materielle Civilisation auf einer der tiefsten Stufen der Brasilianer, zeichnen sich dafür aber durch Reinheit der Sitten in der Familie aus. Ihnen schließen sich die Botocuden an, welche sich Engerückung nennen und den traurigen Vorrang unter den brasilianischen Wilden genießen, die allerniedrigste Stufe zu behaupten. Unvergleichlich höher stehen die kriegerischen Mundrucus, die Mauhés und die menschenfressenden, kräftigen, wohlgebauten Miranhos, welche treffliche Hängematten zu verfertigen wissen; endlich die gutartigen Arawaken.

So wenig wie die Autochthonen Brasiliens bilden die Eingewanderten eine ethnisch homogene Masse, sondern lassen sich, wenigstens in der Gegenwart und von den sporadisch vorhandenen Angehörigen fremder Nationen abgesehen, die sich in Brasilien etwa eine neue Heimath gründen, in drei große Gruppen scheiden, die für die bisherige und zukünftige Entwickelung des Landes allein von Bedeutung sind. Diese drei Gruppen sind, dem geschichtlichen Range nach, worin sie in Brasilien auftreten: die Portugiesen und ihre Nachkommen, die Neger und die Deutschen. Bei jeder dieser Gruppen müssen wir etwas länger verweilen.

Den wichtigsten Bruchtheil der Bevölkerung bilden unstreitig die heutigen sogenannten Brasilianer, d. h. die directen, im Lande geborenen Nachkommen der Portugiesen. Ueber die Vertheilung der Bevölkerung nach Racen ist nichts Genaueres bekannt; die Zahl der Weißen ganz unvermischten Blutes, eigentlicher Creolen, ist indeß zweifelsohne sehr gering, da die europäische Einwanderung dem Lande immer nur eine verhältnißmäßig kleine Zahl von Frauen zugeführt hat und in der frühern Zeit die Colonisten häufig Verbindungen mit indianischen Frauen eingingen; auch wurden zur Zeit der Trennung vom Mutterlande durch den damals in brutalster Weise sich zeigenden Haß, der im lateinischen Amerika überall die Creolen gegen die Landsleute ihrer eigenen Vorfahren beseelt, eine große Anzahl portugiesischer Familien aus dem Lande getrieben. Dagegen haben die unvermischten Weißen ihren nationalen Charakter ziemlich unverändert erhalten, da die Einwanderung von Portugiesen, zumal aus Madeira und den azorischen Inseln, welche überhaupt Brasilien den werthvollsten Theil seiner Colonisten lieferten, auch nach der Emancipation die überwiegende unter den Weißen geblieben ist. Die Brasilianer sind demnach jetzt noch den Portugiesen sehr ähnlich, in der Regel klein, wenig kräftig und dunkel; auch sollen, wie in Portugal, allgemein wenig schöne Frauen vorkommen, so daß sie physisch große Gegensätze gegen die Hispano-Amerikaner zeigen, von welchen sie sich auch sonst sehr bestimmt unterscheiden. Den verschiedenen Provinzen nach kommen aber auch in physischer Beziehung bedeutende Unterschiede zwischen den Brasilianern vor, und zeichnen sich vor allen die Bewohner der Provinz Sao-Paulo, die Paulistas, die auch in der Entdeckung und Colonisation des Innern die größte Rolle gespielt haben, noch

Digitized by Google

jetzt durch Kraft und Energie aus. Die weißen Brasilianer bewohnen vorzugsweise die größern Städte, doch bilden sie, wie erwähnt, im Ganzen nur eine kleine Minorität der Bevölkerung. Es ist wiederholt behauptet worden, daß neun Zehntel der Brasilianer gemischter Abkunft seien; nach andern ist dagegen das Verhältniß wie 4 : 1 anzunehmen.

Die moralischen und sittlichen Eigenschaften der Brasilianer werden nicht immer in den hellsten Farben geschildert; im Allgemeinen geht das Urtheil dahin, daß sie tief unter den benachbarten Spaniern stehen. Doch fehlt es auch an lichten Seiten in ihrem Charakter nicht; so läßt uns ein überaus gewissenhafter Beobachter, der Schweizer J. J. von Tschudi, an den Brasilianern zwei sehr günstige Züge schätzen, nämlich die größte Ehrfurcht und die achtungsvollste Rücksicht der Kinder gegen ihre Eltern, dann die herrschende Lernbegierde und ihren Bildungstrieb. Hinsichtlich der materiellen Cultur, bemerkt von Tschudi, daß die ärmere Bevölkerung in den Bergwerksdistricten ein karges Leben führt, so daß durchschnittlich die Neger auf den Pflanzungen besser verköstigt werden als sie. Ist die Nahrung kärglich, so entschädigt sich der Brasilianer durch starke Quantitäten Branntwein, und zwar, — so weit reicht der Einfluß der Racenmoments — um so mehr, je dunkler die Haut und je gemischter sein Blut ist. Dem gebildeten Brasilianer muß dagegen zum Lobe nachgesagt werden, daß er im Allgemeinen im Genusse geistiger Getränke außerordentlich mäßig ist. Dabei zeigt er sich nicht nur höchst gastfrei, sondern er vergißt auch dem Fremden gegenüber völlig seinen gesellschaftlichen Rang. Die Behandlung der Haus- und Feldsklaven ist zwar sehr verschieden nach der Gemüthsart der Herren, die gebildete Classe der Brasilianer ist aber durchschnittlich durchaus mild gegen die Sklaven. Unmenschlichkeit und Grausamkeit sind dem weißen Brasilianer fremd, und wenn man hört, daß ein Brasilianer seine Sklaven schlecht halte, so kann man fast mit Gewißheit annehmen, daß er entweder ein Farbiger ist oder daß er sich bei erster Gelegenheit seiner rein portugiesischen Abstammung rühmen wird.

Die Neger, Sklaven und Freie zusammengenommen, bilden auch heute noch in Brasilien die zahlreichste unvermischte Race. Während im spanischen Amerika die Zahl der Neger eine verschwindend geringe ist und war, weßhalb die Aufhebung der Sklaverei dort ohne jede Schädigung der wirthschaftlichen Interessen vor sich gehen konnte, ist in Brasilien das Verhältniß der Neger zur Gesammtbevölkerung geradezu erschreckend groß. Es ist ganz gewiß, daß die Zahl der Neger im Verhältniß zur Gesammtpopulation und auch absolut seit der Unterdrückung der Sklaveneinfuhr abnimmt, und zwar theils durch Emancipation, theils weil wegen des großen numerischen Uebergewichts der männlichen Bevölkerung unter den Sklaven die Geburten die Todesfälle nicht zu ersetzen vermögen. Nach allgemeiner Annahme werden mehr weibliche als männliche Negerkinder geboren, und wenn bisher das männliche Geschlecht stärker auftrat, so rührte dies noch von dem Sklavenhandel her, durch den mehr Männer als Frauen in's Land gezogen wurden. Das Aufziehen der Negerkinder, welches stets die Herrin des Hauses besorgt, ist unendlich schwierig; manche bringen kaum den vierten Theil empor, obgleich, wie man sich denken kann, nichts versäumt wird, denn das Kind ist ja ein aufwachsendes Kapital. Die kritische Zeit ist stets die der Entwöhnung und des Uebergangs zur gewöhnlichen Kost, wobei sich die Negerkinder viel empfindlicher zeigen als die Abkömmlinge anderer Racen.

Digitized by Google

Obgleich über das ganze Land verbreitet, finden sich die Neger doch vorzugsweise in den Provinzen angehäuft, in welchen der Zuckerbau die Hauptindustrie bildet, oder besser, bildete — denn dermalen befindet er sich im Verfall — wie in Bahia und Pernambuco, und machen sie in vielen Districten dieser Provinzen auch die absolute Majorität der Bevölkerung aus, was um so mehr in Betracht kommt, als sie im Allgemeinen auch die kräftigste unter allen Racen bilden. Dies gilt namentlich von der Negerbevölkerung in der Provinz Bahia, die größtentheils den sogenannten Minasnegern, aus den portugiesischen Factoreien in Angola eingeführt, angehört, einer sehr kräftigen und schönen Menschenrace in beiden Geschlechtern, welche auch in Sitten, Sprache und geistigen Anlagen einen entschieden afrikanischen Charakter bewahrt hat und gleichsam für sich eine besondere Nationalität repräsentirt. Dies dürfte für die Zukunft des Landes, besonders nach Aufhebung der Sklaverei, nicht ohne besonderen Einfluß bleiben.

Was das Leben der Schwarzen anbelangt, so erfahren wir von Tschudi, daß eingesegnete Ehen unter den Negern zu den Seltenheiten gehören. Ehemals hielten die Fazendeiros (Gutsbesitzer) grundsätzlich darauf, den Ehen der Sklaven die kirchliche Weihe geben zu lassen. Jetzt sind sie gänzlich davon abgekommen, denn der Neger will sich nicht für das Leben binden, und da die katholischen Ehen untrennbar sind, so waren die schwersten Folgen und Unordnungen eine Folge der kirchlichen Einsegnungen. Seitdem läßt man den Negern volle Freiheit. Aus dem übrigen Leben dieser für Brasilien hochwichtigen Menschenclasse heben wir nur ein paar wichtige Momente hervor. Die Sklaven dürfen keine Schuhe tragen; das erste also, was sich ein entlassener Sklave anschafft, sind Schuhe. Mit den Schuhen kommt aber der Dünkel, und der Neger ist zu stolz, Arbeiten, die er als Sklave verrichtet hat, als Freier zu leisten. Die Freilassung eines Sklaven ist nach den Landesgesetzen nicht schwierig, und dem Freigelassenen steht jede gesetzliche Laufbahn offen; jeder Farbige kann in jedem Berufszweige die äußerste Höhe erreichen. Die Freilassung von Sklaven ist auch häufig genug, denn Klöden schätzt die Zahl der freien Farbigen im Lande auf 1,121,000. Unzweifelhaft könnte diese Zahl noch viel größer sein, denn viele Neger, die sogenannten Negros de Ganho, würden sehr leicht die mäßige Summe zum Kaufe eines Freibriefes ersparen, wenn sie nicht ihren Erwerb gewöhnlich verspielten und vertränken.

Neger.

Ein scheußliches Treiben ist das Capoeiragem der freien Neger, Sklaven und Mulatten, welche einen Mörderverein der eigenthümlichsten Art bilden. Sie durchziehen wie Besessene die Straßen, um einen unbezwinglichen Mordtrieb zu befriedigen; sie morden dann den ersten besten, der ihnen gelegentlich in den Weg kommt, Farbiger oder Weißer, Brasilianer oder Fremder; morden müssen sie. Sind einige Opfer gefallen, so sind auch die Capoeiras spurlos verschwunden, und oft bedient ein solcher Mörder wenige Minuten, nachdem er sein scheußliches Verbrechen begangen hat, seinen Herrn mit der unschuldigsten Miene von der Welt, als hätte er den ganzen Tag das Haus nicht verlassen. Das Capoeiragem ist

Digitized by Google

Hütte der Cayowá-Indianer in Brasilien.

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R L

Digitized by Google

wahrscheinlich von Afrika herüber durch gewisse Stämme nach Brasilien verpflanzt worden; uns erinnert es in mannigfacher Beziehung an das bei den Malayen im Ostindischen Archipel übliche Amokrennen. Auch sonst ist es keine Seltenheit, daß Sklaven ohne besondere Veranlassung ihre Herren umbringen. Umgekehrt ist die Zahl der Sklaven, welche von ihren Herren getödtet werden, keineswegs geringer. Eine eigenthümliche Rache, welche bisweilen die Neger einer Pflanzung gegen einen Herrn verüben, besteht im Massenselbstmord. Es fassen nämlich die Sklaven einer Fazenda den Entschluß, sich selbst zu vergiften, und führen ihn mit größtem Stoicismus aus. Hr. von Tschudi erzählt von einem ob seiner Milde weit und breit bekannten Pflanzer, der Tag für Tag seine Neger dutzendweise an Selbstvergiftung hinsterben sah. Alles in allem genommen darf man sich wohl durchaus dem Urtheile eines so competenten Kenners brasilianischer Zustände anschließen, wie es Hr. von Tschudi ist, wenn er sagt: „Das einzige Ereigniß, das Brasiliens Ruin herbeiführen kann, ist eine Sklavenemancipation, wenn der Staat nicht hinreichend darauf vorbereitet ist."

Die Vermischung zwischen Weißen und Schwarzen, Indianern und ihren Abkömmlingen hat eine Unzahl schwer zu unterscheidender Mischlingstypen oder Menschenvarietäten erzeugt, für welche es auch eine große Menge Bezeichnungen gibt, die jedoch zum Theile nur provinziell sind. Ein nicht unbeträchtlicher Theil der Leute solchen Ursprungs, insbesondere der Mischlinge mit afrikanischem Blute, ist noch der förmlichen Sklaverei unterworfen.

Negerin.

Unter Mulatten versteht man in Brasilien wie überall in Amerika die Mischlinge von Weißen und Negern, unter Mestizen dagegen fast nur jene von Indianern mit Negern. Die Bezeichnung Creole (portugiesisch Crioulo) wird seltsamerweise nur für die im Lande geborenen Neger gebraucht, während schon vor der Emancipation der in Brasilien geborene Portugiese Brazileiro oder Filho da Terra zum Unterschiede von dem europäischen Portugiesen (Portuguez legitimo oder Filho do Reino) genannt wurde. Cariboca, d. h. Mischling im Allgemeinen in der Tupisprache, ist jetzt eine allgemeine Bezeichnung für Individuen von dunkler Hautfarbe, sie mögen Mischlinge von Indianern und Negern oder von Indianern und Mulatten sein. Die Neger haben vielfache Verbindungen mit Indianern eingegangen und man sieht besonders da, wo die frühere indianische Bevölkerung nicht erloschen ist, manche solche Abkömmlinge in verschiedenen Nuancen der Hautfarbe. Wenn diese dunkel ist, nennt der Indianer solche Individuen wohl auch Tapanhuna, andere Nuancen heißen Xibaro; die Brasilianer nennen die dunkeln Nuancen Cafuso, Cafuz; auch wird dieser Name oft für jeden Mischling vom Indianer und Neger gebraucht, wie im spanischen Amerika der

Name Zambo. Die Cafuzos haben häufig einen sehr markirten, besondern Typus, sind schlank, breit und von kräftiger Muskulatur; besonders sind die Brust- und auch die Arm-Muskeln sehr stark, die Füße dagegen relativ schwächer und klein. Die Gesichtszüge erinnern im Ganzen mehr an die äthiopische als an die amerikanische Race.

Die genannten Mischlinge kreuzen sich wieder unter den verschiedensten Verhältnissen untereinander und mit den reinen Racen, womit sie sich diesen bald so nähern, daß nur das geübte Auge des Brasilianers noch die Beimischungsverhältnisse herauszufinden weiß, während der europäische Anthropologe sie durchaus nicht mehr zu bestimmen im Stande ist. Im directen Gegensatze zu den Vereinigten Staaten, mit welchen die Verhältnisse Brasiliens sonst mehr denn eine frappante Analogie aufweisen, ist in Brasilien das Vorurtheil der Hautfarbe, insofern es sich zu gegenseitigem Racenhaß steigert, durchaus unbekannt. Allerdings fühlt sich auch in Brasilien ein Mischling dunkelster Sorte außerordentlich geschmeichelt, wenn man ihn höflichkeitshalber Senhor Branco, Herr Weißer, anredet, dadurch der lichtern Hautfarbe den Tribut einer selbstverständlichen Achtung zollend. Bildet also auch die weiße Hautfarbe an sich immerhin eine natürliche Aristokratie, so hängt doch den Benennungen Cafuso und Cariboca keine verächtliche Nebenbedeutung an. Dagegen war der Name *Mameluco* oder *Mamaluco*, jetzt oft gebraucht, um Mischlinge von Indianern und Weißen zu bezeichnen, ursprünglich ein Schimpfname. Die Jesuiten und die Spanier in Paraguay bezeichneten damit die Pauliſten, welche sich oft mit indianischen Weibern verbunden hatten, und brandmarkten damit ihre Grausamkeit gegen die Indianer und ihre Feindschaft gegen die Missionen.

Die Mischlinge von Indianern und Weißen bilden häufig einen schönen Menschenschlag, doch sind Abkömmlinge von rein Weißen und rein Indianern selten, da die Vermischung mit der einen oder der andern Race in den spätern Generationen wieder stattzufinden pflegt. Es scheint sich dabei der Typus des Europäers bei diesen beiden Racen am überwiegendsten zu vererben, so daß in den spätern Generationen der europäische Charakter mehr und mehr vorherrschend wird, ohne jedoch daß wir dadurch berechtigt würden, die zwischen dem reinen und dem vermischten Europäerthum untilgbar waltenden Unterschiede zu übersehen. Die Anartung der neuen Race geht eben auch in Brasilien vor sich. Dagegen ist es nicht zu bezweifeln, daß diese aus der Vermischung von Indianern mit Weißen entstehende Race dieselbe Propagationskraft besitzt wie die reine Race, und auch ein dienliches, kräftiges Element für die Staatsgrundmacht eines Culturstaates abgeben kann, wie das Beispiel Paraguay's beweist.

Die gemischte Bevölkerung, zu welcher auch der größte Theil der sogenannten Indios mansos oder da costa auf dem östlichen Küstengebiete zählt, ist über das ganze Land verbreitet und bildet die Mehrzahl der Gesammtbevölkerung. Am meisten mit indianischem Blute gemischt ist die Bevölkerung im Innern, in den Sertaos der nordöstlichen Provinzen und diejenige am Amazonas, sowie der untern Thäler seiner großen Zuflüsse. Dort sind auch die in der Sittenverwilderung zu Tage tretenden Folgen der Kreuzung zwischen zwei ethnisch stark verschiedenen Racen sehr deutlich zu beobachten.

In den größten Städten des Landes wohnt neben den weißen Brasilianern auch eine bedeutende Anzahl weißer Fremder, Portugiesen, Franzosen, Engländer und Deutscher, die dort als Kaufleute ansässig sind oder Gewerbe treiben; in den übrigen Städten an der Küste und im Innern ist die Zahl der fremden Weißen gering; eine Ausnahme machen nur die *Deutschen*, welche besonders in den südlichen, also kühlern Provinzen des Reiches ansehnliche Colonien bilden. Deutsches Wesen erhält sich dort viel zäher als in den Vereinigten Staaten, wo es rasch in das Yankeethum übergeht. Dennoch ist selbst an den Deutschen die Anartung an den Boden unverkennbar; verräth auch der helle Teint, das blaue Auge und das blonde Haar auf den ersten Blick ihre deutsche Abkunft, so hat ihnen doch die neue Heimath schon einige

Digitized by Google

Züge des Südländers verliehen; so berichtet uns Woldemar Schultz, ein trefflicher Beobachter. Die wichtigsten dieser deutschen Niederlassungen sind jene von Petropolis, von Donha Francisca, San Leopoldo, Santa Catharina, Alcántara, Santa Isabel, Brusque, Blumenau, Santa Cruz; in der Provinz San Paulo haben Schweizer Colonien gegründet. Rio Grande do Sul hat sich fast den Beinamen Neudeutschland verdient. Das Wachsthum der Deutschen schreitet, wenn nur einmal der Wald geklärt ist, ungemein rasch vorwärts. Wichtig ist es zu erwähnen, daß die Deutschen sich sehr verständigerweise ebenso streng wie die Angelsachsen vor Vermischung mit Farbigen hüten, was die Romanen nirgends gethan haben.

Die Städte.

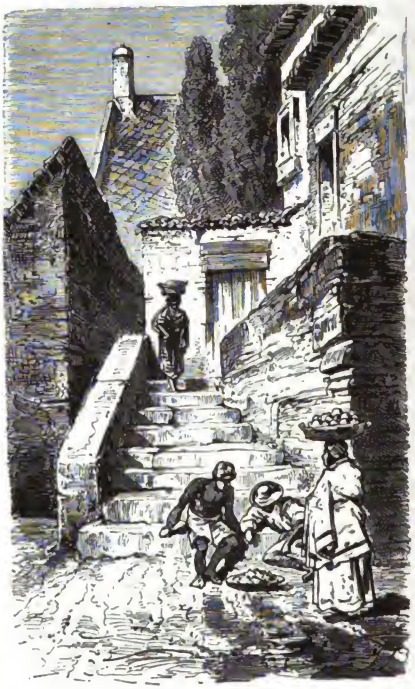
Die wichtigsten Städte Brasiliens sind Hafenplätze; im Inneren des Landes liegen nur wenig Orte von Bedeutung und selbst die Hauptplätze der inneren Provinzen können eine solche kaum beanspruchen. Dagegen sind, von der Reichshauptstadt Rio de Janeiro ganz abgesehen, Pará, Parahyba, Pernambuco und Bahia im N., dann selbst Desterro und Porto Alegre Seestädte, welche Beachtung verdienen.

Die Stadt, welche der von Europa kommende Reisende meist zuerst kennen lernt, ist Pernambuco. Sie dehnt sich vorzugsweise nach der entgegengesetzten Seite des Meeres aus und macht deßhalb, vom Schiffe aus gesehen, durchaus keinen imposanten Eindruck. Sie zählt 90,000 Einwohner. Die Häuser sind theilweise ganz wie die europäischen mit hohen Dächern versehen und keineswegs von eleganter Bauart. Etwas unterhalb Pernambuco liegt die Universität Olinda, welche man als zur Stadt gehörig rechnet, obgleich sie gewissermaßen einen Flecken für sich bildet; Olinda zählt viel schöne und geschmackvolle Landhäuser in seiner nächsten Umgebung; auch ist seine Lage, da die meisten Häuser sich an die Berge lehnen, wie die ganze Gegend außerordentlich malerisch, wozu die Ausbreitung der herrlichen Palmen und Pinienwälder um ganz Pernambuco, die das Auge bis in die weiteste Ferne noch wahrnimmt, nicht wenig beiträgt.

Einen Gegensatz zu Pernambuco bilden die prachtvollen Ufer der alten brasilianischen Hauptstadt Bahia. Bahia liegt ähnlich wie Lissabon weit am Meere hingestreckt, auf einer langgedehnten Hügelkette, und bietet einen wundervoll schönen und malerischen Anblick dar. Das Meer hat eine smaragdgrüne Färbung, und ein klarer blauer Himmel läßt die Lichter und Schatten der Bäume und zwischendurch die glänzendweißen Häuser so markirt erscheinen, wie man es in Europa nicht kennt. Im Hafen sieht man die Flaggen fast sämmtlicher Nationen lustig im Winde flattern. Das Ganze gestaltet sich zu einem bunten, lebensvollen Bilde. Die See ist hier fast beständig ruhig, da der Hafen (die Allerheiligen-Bay) auf der Seite durch eine mit Zuckerplantagen bebaute Insel eingeschlossen ist. Bahia, die älteste Stadt und Hauptstadt Brasiliens bis 1763, hat mit seiner nächsten Umgebung etwa 130,000 Einwohner, besitzt eine Universität und Börse, ist Sitz eines Erzbischofs und wie die meisten brasilianischen Städte zugleich befestigt. Der größere Theil der Einwohner, man sagte zwei Drittel, besteht aus Negern und Mulatten. Um den etwas entfernten Jardim publico zu besuchen, benutzt man die hier gebräuchlichen eigenthümlichen Stühle (portechaise), welche, von Negern ge-

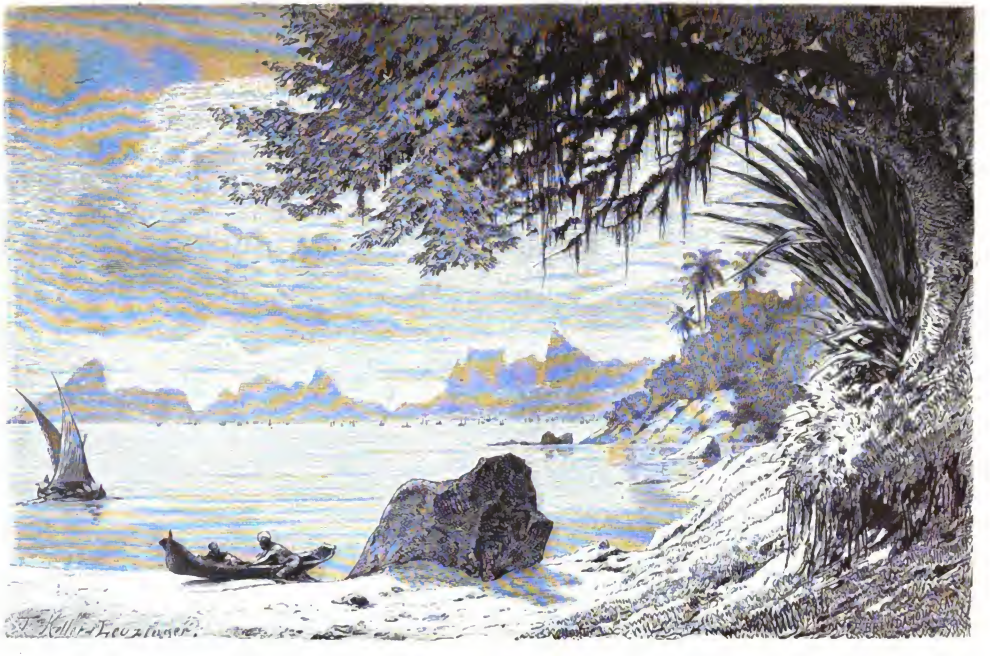
Digitized by Google

tragen, an vielen Plätzen der Stadt auf Passagiere wartend, bereit stehen und so die Stelle unserer Droschken vertreten. Während der Wartezeit auf Passagiere sind die Träger meist mit Strohflechten beschäftigt. Die Tragstühle können nach Belieben durch Gardinen geschlossen werden, welche in Form eines Betthimmels von blau oder rothem Zeug mit Gold durchwirkt darüber angebracht sind. Der Sitz ist nach der Seite gerichtet. Sind diese Stühle Privateigenthum, so wird großer Luxus in ihrer Ausstattung entwickelt. Wie der Totalanblick von Bahia, so erinnern auch die Straßen, der Anstrich und die Decoration der Häuser an Lissabon. Nur die Hitze ist weit intensiver als dort. Natürlich ist jedermann mit einem Schirm gegen die Sonne versehen, sonderbar genug hat man jedoch auch hier den Cylinderhut als Tracht der Honoratioren beibehalten. Die Negerweiber tragen große Turbane von carrirtem Baumwollenzeug oder Gaze und andern leichten Stoffen. Die Toilette der weißen Damen dagegen ist tout comme chez nous, höchstens sind die Stoffe von luftigerer Art. Eine leidlich hübsche Gesichtsbildung findet man höchstens nur unter den hier lebenden Spanierinnen oder Französinnen. Auffallend ist der Reichthum der Stadt an Kirchen, deren Zahl man auf 65 angibt. Oft sieht man zwei bis drei neben einander, und auf einem Platze zählt man sogar deren fünf. Sie sind aber alle in dem monotonen sogenannten Jesuitenstyl gebaut, vorne mit zwei kleinen vierkantigen Thürmen und nur mit geringem architektonischen Schmuck. Die Stadt zieht sich unweit des den Hafen umgebenden Stadtviertels bergaufwärts, und zwar sind die Straßen so ungemein steil, daß es oft Mühe kostet, sich in aufrechter Stellung vor dem Fallen zu bewahren. Trotzdem fahren die meist vierspännigen Wagen selbst auf diesen steilen Straßen immer in Carrière, so daß man darin auf dem spottschlechten Pflaster durch und durch geschüttelt wird. Es ist zu bedauern, daß gerade diese wundervolle Gegend mit zu den ungesundesten Wohnorten des brasilianischen Kaiserreichs gehört, und zahlreich sind die Opfer, welche alljährlich hier dem gelben Fieber und andern einheimischen klimatischen Krankheiten erliegen.



Straße in Bahia.

Digitized by Google



Die Bucht von Rio Janeiro.

Digitized by Google

Einen geradezu überraschenden Eindruck macht die wegen ihrer landschaftlichen Schönheit berühmte Bay von Rio de Janeiro. Besonders zieht eine Reihe grotesker Berge zur linken Seite der Einfahrt die Blicke auf sich. Dieselben tragen gemeiniglich die Bezeichnung „der steinerne Mann", da sie sehr viel Aehnlichkeit mit einem ausgestreckten Menschen haben. Die Füße werden von dem so charakteristischen Zuckerhut (Pao de Azucar), die Hände aber vom Corcovado gebildet, den Kopf mit dem bourbonischen Profil stellt die Gabia, ein höchst sonderbar gestalteter Berg, dar. Die Einfahrt in die Bay von Rio de Janeiro ist eine der großartigsten Scenerien, welche man sich denken kann. Mächtige Granitfelsen in den sonderbarsten Gestaltungen fallen mitunter senkrecht in's Meer ab und bilden zu beiden Seiten der Hafenmündung natürliche Mauern. Innerhalb der eigentlichen Bay aber, welche sich zu einem Becken in ovaler Form von etwa 45 Km. Länge und 30 Km. Breite ausdehnt, wird der Horizont von den prächtigen Höhenzügen der Serras de Vinoa, de Tingua, de Estrella, dos Orgãos, do Morro Queimado ꝛc. begrenzt.

Die bedeutende Wasserfläche der Bay von Rio de Janeiro, welche eine Menge von Flüssen, Bächen und Gewässern in sich aufnimmt, die aus den Gebirgen hier zusammenströmen, wird von Inseln und Felspartien durchsetzt, unter denen die Insel Villegagnon mit ihrem gleichnamigen Fort die bemerkenswertheste ist. Am Fuße des Pão de Azucar sind die Batterien von São Theodosio auf einer vorspringenden Landzunge gegenüber dem Fort von Santa Cruz aufgepflanzt. Zwischen beiden liegt die kleine befestigte Insel da Lagem. Weiterhin ist noch die Ilha dos Cobras bemerkenswerth, auf welcher sich viele Landhäuser der reicheren Brasilianer befinden. Links am westlichen Ufer die Vorstadt Botafogo, im N. der hügliche Vorsprung der Stadt Morro da Flamengo genannt und weiter nach N. die kleine Capella da Nossa Senhora da Gloria, vereinigen sich zu einem prachtvollen Gemälde. Das östliche Ufer bildet gleich hinter der Einfahrt eine tiefe Bucht (Sacco), dann eine Landzunge mit zwei Spitzen; die südliche mit der darauf erbauten Capelle heißt Punta da Nossa Senhora da Boa Viagem, die nördliche Punta da Callabonço.

Rio de Janeiro liegt mit seinem Hauptcomplex von Häusern am westlichen Ufer der Bay. Der älteste Theil der Stadt, der aus dem Jahre 1564 stammen mag, ist auf einer unregelmäßigen Ebene erbaut, welche zwischen zwei Reihen felsiger unzusammenhängender Hügel liegt. Die südliche Reihe dieser Bodenerhebungen läuft nach Punta da Calabonço aus und trägt das Castell von Sao Sebastiao, die nördliche endet mit dem Morro Bento. Zwischen beiden Punkten sind die Landungsplätze, die Quais und der Platz mit dem kaiserlichen Palast gelegen

Digitized by Google

Dieser Stadttheil wird durch einen freien Platz Campo de Santa Anna von der gleichnamigen neuen Vorstadt getrennt. Die weiterhin liegenden Vorstädte Mata Porcos und Catumbi bieten nichts besonders Bemerkenswerthes. Dagegen liegt eine halbe Stunde hinter Mata Porcos das kaiserliche Schloß S. Cristovao, welches einer näheren Betrachtung wohl werth ist. Die Häuser dieses älteren Stadttheils erstrecken sich, je nachdem die Felsen Raum bieten, bis zur Capella da Nossa Senhora da Gloria, weiterhin aber liegen in der Bucht von Botafogo und südlich bei der Praia Flamengo die eleganten Quartiere, welche reich an Landhäusern und Gärten der fashionabeln Welt zum Wohnsitz dienen. Auch die Thäler, die sich bis dicht zum Ufer herabziehen, sind mit Gärten und Villas besät. Das reizendste dieser Seitenthäler ist wohl das Thal Larangeiros in der Gegend von Catete. Im Allgemeinen hat Rio de Janeiro wie fast alle brasilianischen Städte keine schönen Gebäude. Auffallend durch die Größe ist nur die Kirche Cathedrale da Candelaria, S. Francisco, mehrere Klöster auf den die Stadt durchsetzenden Hügeln, wie S. Bento, Sao Antonio, Santa Theresia und dergleichen mehr. Der kaiserliche Palast ist ein ganz elendes Bauwerk und sieht eher einer Kaserne wie einem Schlosse ähnlich. Die Straßen von Rio sind meist unregelmäßig und schmutzig und schwächen den Eindruck, welchen man auf dem Schiffe von Rio empfängt, ganz bedeutend ab. Das großartigste und zugleich nützliche Bauwerk in Rio ist die Wasserleitung von Carioca (Haus der Quelle, 1740 vollendet), welche vom Corcovado eine Stunde weit zum Theil auf hohen Bogen hinlaufend der Stadt treffliches Trinkwasser zuführt. (Oscar Cannstatt: im Ausland 1874, Nr. 35, S. 695.)

„Ein geräuschvolles, buntes und fremdartiges Treiben ist es, das durch die Straßen Rio's wogt und dem staunenden Europäer eine Fülle der wechselndsten, überraschendsten Bilder vor die Augen führt. Da haben wir gleich jenen Trupp Neger, wie sie, ähnlich den Matrosen an der Ankerwinde, unter Absingung einer wilden monotonen Melodie ein großes Piano auf ihren athletischen Schultern im kurzen Trabe dahinschleppen. Ein Bildhauer könnte hier vortreffliche Studien machen. Jede Muskel dieser kräftigen Burschen tritt gespannt und scharf hervor, und es ist komisch anzusehen, wie die ganze Negerlebhaftigkeit sich in den Gesichtern der Schwarzen äußert. Singen und Springen, Grimassen schneiden und die Zähne fletschen müssen sie bei der Arbeit, wenn diese ordentlich gethan werden soll. Jetzt schnell über diesen großen schattenlosen Platz, dessen eine Seite eine doppelthürmige, steinerne Kirche einnimmt. Wie das glüht und strahlt, geschwind biegen wir in eine der engen, schattigen, schnurgeraden Straßen, welche Rio nach den Bergen zu parallel in unabsehbarer Länge durchschneiden. Wir sind in der Rua do Sayo, einer der belebtesten Straßen Rio's. Ein wirres Getreibe weißer, brauner und schwarzer Menschen fluthet an uns vorüber, Reiter auf Maulthieren und Pferden, Arm in Arm dahinziehende, jubelnde Matrosen, Fruchthändler, Lastträger, Soldatentrupps, Spaziergänger aller Art mit mächtigen Strohhüten und Schirmen, — alles das wogt und lärmt unter sinnverwirrendem Spectakel durch die lange endlose Straße, so daß wir froh sind, uns in ein nahegelegenes Café retten zu können." (Louis Rosenthal. Diesseits und jenseits der Cordilleren. Berlin 1874. 8°. S. 12—13.)

Die landschaftlichen Schönheiten der nächsten Umgebung von Rio sind sehr mannigfaltig, und wesentlich werden dieselben noch durch die üppige Vegetation erhöht. Vom eigentlichen Urwald, der einst die Hügel und Gebirgsabhänge bedeckt, sind in nächster Nähe der Stadt nur einige größere Bäume in Gruppen erhalten. Erst in den entfernten Thälern trifft man noch größere Gehölze an. Den schönsten Punkt in der nächsten Umgebung Rio's bilden die Wasserfälle von Tijuca, welche durch einen Bach, der auf der höchsten Spitze des Tijuca-Felsen entspringt und von einer 15 M. hohen Felswand herabstürzt, gebildet werden. Der lohnendste Ausflug ist jedoch gewiß der nach dem wahrhaft zauberisch gelegenen Petropolis.

Digitized by Google

Man fährt mit dem Dampfschiffe über die Bay von Rio nach dem jenseitigen Ufer und von dort dem Porto de Mauá nach der eine Stunde entfernt gelegenen Eisenbahnstation Mauá, woselbst die Serra de Estrella beginnt und fünf bis sechs vierspännige Wagen der Diligence bereit standen, um uns nach halbstündiger Eisenbahnfahrt nach Petropolis weiter zu führen. Die genannte Bay bis zur Serra ist einer der sieben oder acht Schienenwege, welche das brasilianische Reich bis jetzt besitzt, und gehört zu den ältesten und am meisten prosperirenden Unternehmungen dieser Art. Petropolis hat etwa 3—4000 Einwohner, zum größten Theil Deutsche, da es die erste deutsch-brasilianische Colonie war. Die Kutscher, Briefträger, Handwerker 2c. sind alles Deutsche. Es macht dies in dem sonst so fremdartigen Lande anfangs einen ganz eigenthümlichen Eindruck. Das Sommerpalais des Kaisers, umgeben von den Häusern der Deutschen, ist ein recht hübscher und ansehnlicher Bau. Im Ganzen macht das Städtchen etwa den Eindruck eines großen deutschen Badeortes, und als Badeort und Sommeraufenthalt wird es auch sehr viel von den Bewohnern der Hauptstadt benutzt.

Unter den südlichen Plätzen ragt São Desterro, die Hauptstadt der Provinz Santa Catharina, ein Ort der heute kaum noch 9000 Einwohner zählt, hervor. São Desterro macht einen recht hübschen Eindruck und seine Lage ist ungemein malerisch. Wie man versichert, ist die ganze Insel, auf welcher die Stadt liegt, berühmt wegen ihres herrlichen Klima's, welches insbesondere Brustleidenden außerordentlich zuträglich sein soll. Der allgemeine Vegetationscharakter der Gegend ist überwiegend tropisch und hat große Aehnlichkeit mit jenem der Umgebung von Rio de Janeiro.

Der Ort ist sehr unregelmäßig gebaut, und trotz der vielen in Brasilien sonst seltenen zweistöckigen Häuser vermag man an nichts die Hauptstadt einer so bedeutenden Provinz, wie S. Catharina es ist, zu erkennen. Die vielen Deutschen, welche in der Stadt als Kaufleute, Lehrer, Handwerker und Gewerbtreibende zum größten Theil in guten Verhältnissen leben, verlieren sich doch fast gänzlich unter der schwarzen Bevölkerung. S. Desterro dient der Regierung hauptsächlich als Deportationsort der schwarzen Verbrecher. Es herrscht im Allgemeinen viel Leben, namentlich auf den in der Nähe des Hafens befindlichen Straßen. Auf den Plätzen dagegen grasen Maulthiere und Pferde. Besonders erwähnenswerthe Industrien gibt es in Desterro nicht, außer etwa die Anfertigung von Blumen und Schmuck aus Fischschuppen und Muscheln. Sowohl die vornehmen Brasilianerinnen wie die weiblichen Sklaven verstehen aus solchem Material ganz allerliebste Sachen zu fabriciren. Leider sind dieselben häufig mit mehr Kunst als Geschmack zusammengesetzt. Auch aus sogenanntem Palmharz, beziehungsweise dem Mark der Palmstämme und aus Cocosnüssen, wissen die Frauen mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit die zierlichsten Gegenstände zu fabriciren, die ebenso wie die bekannten Federblumen aus Rio de Janeiro mit großen Summen Geldes bezahlt werden.

Zum Schlusse möchten wir noch einen Blick auf eine Binnenstadt werfen, welche darum unser Interesse erregt, weil sie die Hauptstadt des Diamantenbezirkes ist. Sie heißt daher auch Diamantina und liegt in der Provinz Minas Geraes.

Ein eigenthümlicher Typus, sagt J. J. von Tschudi (im zweiten Bande seiner „Reisen durch Südamerika"), abweichend von dem aller übrigen Städte Brasiliens, überrascht den Reisenden in Diamantina. Er liegt nicht etwa in der materiellen Anlage der Stadt, in der Construction ihrer Häuser, in der Vertheilung ihrer Straßen und Plätze oder in Eigenthümlichkeiten der öffentlichen Gebäude, denn dieses alles stimmt mit dem anderer Städte des Kaiserreiches so ziemlich

Digitized by Google

überein, er ist vielmehr durch die Physiognomie des öffentlichen Lebens, durch den Gesammtausdruck der Bevölkerung, durch vielseitige Contraste nach Innen und nach Außen, vielleicht auch durch einen gewissen Nimbus, der ihren Namen umgibt, aufgedrückt. Die Lage der Stadt, mitten in ihren edelsteinreichen Umgebungen, und ihre einstige höchst eigenthümliche Stellung als Sitz kleiner, aber gewaltiger Despoten haben von jeher die Aufmerksamkeit der sie besuchenden Fremden erregt. Es ist nicht genau zu ermitteln, wann Diamantina gegründet wurde, wahrscheinlich ist es jedoch, daß sich ungefähr gegen die Mitte des zweiten Decenniums des verflossenen Jahrhunderts einige Begleiter von Sebastian Lemo do Prado an der Berglehne, wo heute die Stadt steht, niedergelassen haben. Sebastian Lemo fand beim Goldsuchen im Kiese des Rio Manso und Bernhardo do Fonseca im Rio dos Murenhos kleine weiße, glänzende Steinchen, die einige Jahre lang als Spielmarken benutzt wurden. Mehrere davon kamen nach Lissabon und sollen dort zuerst vom holländischen Consul, der sie zufällig sah, als Diamanten erkannt worden sein. Wie dem auch sei, so viel steht fest, daß das Vorkommen von Diamanten in Minas Geraes dem Hofe von Lissabon um das Jahr 1728 oder 1729 bekannt wurde und ein königlicher Befehl vom 8. Februar 1730 dem Gouverneur der Minendistricte die Weisung ertheilte, diese Entdeckung auf die möglichst vortheilhafte Art für die Krone auszubeuten.

In allen südamerikanischen Bergwerkstädten herrscht ein gewisser leichter Sinn unter der Bevölkerung vor. Gewöhnlich ist viel Geld im Verkehr, und der Reiz, den möglichsten Genuß davon zu haben, um so verlockender, als es oft mit großer Leichtigkeit gewonnen wird. Die Waaren-Magazine Diamantina's sind daher mit allen Luxusgegenständen, die der Markt der Reichshauptstadt darbietet, reichlich versehen, und ebenso reichlich versehen sind jene Verkaufsgewölbe, in denen europäische Getränke und Leckerbissen feilgeboten werden. Das junge Diamantina macht eine Ausnahme von der in Brasilien so allgemein beobachteten Mäßigkeit der besseren Classen im Genusse geistiger Getränke. Der Verbrauch von englischem Bier, Champagner, französischen Weinen, Portwein, Liqueur wird als ein sehr bedeutender angegeben. Das Klima ist im Allgemeinen gesund. Eigenthümlich ist, was Tschudi nach den Mittheilungen des Arztes von Diamantina, J. dos Santos, erzählt, daß in keinem Theile der Provinz so viele Herzkrankheiten vorkommen, wie eben in Diamantina, wofür die Ursache in der Natur des Handels mit Diamanten zu suchen sein soll, deren außerordentliche Preisschwankungen den Händler in steter Aufregung erhalten. Die Einwohnerzahl wird verschieden von 8 bis 12,000 Seelen angegeben. Weiße und hellfarbige Mischlinge herrschen mehr als in irgend einer anderen Binnenstadt Brasiliens vor. Auch dürfte hier ebenfalls mehr Thätigkeit und Intelligenz zu finden sein. Diamantina ist insofern eine der interessantesten Städte des Reiches, als neben großem Vermögen ein wohlhabender, numerisch stark vertretener Mittelstand und fast keine Armen dort vorkommen. Trotz des luxuriösen Lebens ist doch die Geldzufuhr viel beträchtlicher als der Geldexport. Fast jeder der größeren Kaufleute, die jährlich wenigstens einmal die Reichshauptstadt besuchen, um dort ihre Einkäufe zu machen, bringt Baarsendungen von 2—300, ja bis zu 700 Contos de Reis (1,600,000 RM.) für die Diamantenhändler und Besitzer dos Serviços mit, und von diesen Summen bleibt ein großer Theil im Districte.

Staatliche Zustände.

Brasilien ist eine konstitutionelle Erbmonarchie, beruhend auf der Verfassungsurkunde vom 11. December 1823 und der Additionalacte vom 12. August 1834 und 12. Mai 1840. Diese Constitution, die drittälteste der gegenwärtig bestehenden Verfassungen, ist die möglichst freisinnige, und ein in theoretischer Hinsicht wahrhaft ausgezeichnetes Elaborat. Sie nimmt sich allerdings die Verfassung der nordamerikanischen Freistaaten zum Muster, zog

Digitized by Google

aber auch zum Vergleiche die französische Constitution von 1791 und die portugiesische von 1822 heran, und ließ sich außerdem noch von den Maximen Benjamin Constant's leiten. Dadurch weicht sie denn von allen übrigen Verfassungen erheblich ab, was besonders in der hier getroffenen Unterscheidung von vier statt der üblichen drei Gewalten in's Auge springt. Benjamin Constant's Lehre gemäß trennt sie von den Functionen der vollziehenden Gewalt einen Theil als besondere Gewalt ab und nennt diese die vermittelnde Gewalt, die ausschließlich vom Monarchen geübt wird. Auf diese neue vierte Gewalt legt die brasilianische Constitution ein großes Gewicht, indem sie dieselbe geradezu als den Schlußstein der gesammten politischen Organisation bezeichnet. In der Praxis hat sich jedoch das Herkommen ausgebildet, daß auch die vermittelnde Gewalt, d. h. die infolge derselben dem Kaiser allein eingeräumten Befugnisse unter Mitwirkung und Mitunterschrift der verantwortlichen Minister ausgeübt werden, so daß faktisch die Unterscheidung zwischen vermittelnder und Executivgewalt jetzt nicht besteht.

Die Verfassung geht von der Souveränetät des Volkes aus und sichert allen Bürgern eine Reihe von unverletzbaren Grundrechten, gewährt aber dagegen keineswegs allgemeine politische Theilnahme am Staatsleben. Das politische Wahlrecht wird nur in indirecter Weise ausgeübt. Zum activen Wahlrechte sind 21 Jahre, Indigenat oder Naturalisation, persönliche Freiheit und 100 Milreis (233 RM.) jährliche Einkünfte erforderlich; zum passiven 25 Lebensjahre und ein noch höheres Einkommen. Die active Miliz und die Ordensgeistlichkeit haben kein Wahlrecht, dagegen ist das weibliche Geschlecht nicht expreß ausgeschlossen. Naturalisirte, Freigelassene, sowie Akatholiken haben das passive Wahlrecht nur insofern, als sie zu Wahlmännern, nicht aber zu Deputirten gewählt werden können.

Für alle politischen Wahlen sind gewisse kirchliche Feierlichkeiten vorgeschrieben, nach deren Verrichtung erst die Wahl vorgenommen wird. Die Staatsreligion ist die römisch-katholische, doch sind alle andern Glaubensbekenntnisse und ihr häuslicher und Privatgottesdienst in dazu bestimmten Gebäuden ohne die äußere Form eines Tempels erlaubt. Dieser Paragraph stammt aus einer Zeit, wo es in Brasilien thatsächlich, sieht man von den Ureinwohnern ab, keine Andersgläubigen als Katholiken gab, die darin enthaltene Unduldsamkeit also kaum irgendjemand treffen konnte. In neuerer Zeit haben die Staatsgewalten mehrmals in den von der Regierung gegründeten Colonien Beiträge zum Bau von Gotteshäusern und Gehalt für Priester abweichender Bekenntnisse bewilligt. Uebrigens ist auch heute noch die Zahl der Akatholiken in Brasilien gering genug; zudem kann niemand verfassungsgemäß aus religiösen Gründen verfolgt werden, und die Kinder von Nichtkatholiken sind nicht verbunden, dem Religionsunterrichte katholischer Kinder beizuwohnen. Ehen zwischen Akatholiken sind vollkommen gültig.

Die gesetzgebende Gewalt ist, unter Sanction des Kaisers, dem Reichstage übertragen, welcher aus den zwei Kammern der Deputirten und der Senatoren besteht. Erstere haben ein vierjähriges, letztere ein lebenslängliches Mandat. Die Befugnisse der Kammern sind, dem demokratischen Charakter der Constitution entsprechend, sehr weitgehende, und besitzt der Kaiser ihren Beschlüssen gegenüber nur ein zweimaliges Suspensivveto. Die vollziehende Gewalt, deren Chef der Kaiser ist, wird von ihm durch die verantwortlichen, in Anklagestand versetzbaren Staatsminister ausgeübt; es bestehen sieben Ministerien, nämlich: des Innern und des Cultus, der Justiz, der Finanzen, des Auswärtigen, des Kriegs, der Marine und des Ackerbaues, Handels und der Staatsbauten. Einer der Minister ist Ministerpräsident. Neben diesen Ministern besteht noch ein Staatsrath, auf lebenslänge-

Digitized by Google

lichen Mitgliedern zusammengesetzt, welche vom Kaiser ernannt werden und einen Jahresgehalt empfangen. Diese Behörde, obwohl eine rein berathende, bildet doch eine der bedeutendsten Stützen der obern Staatsverwaltung. Im Allgemeinen steht es dem Kaiser frei, den Staatsrath anzuhören, doch fordert er beinahe immer dessen Rath, wenn er die Rechte der vermittelnden Gewalt auszuüben hat. Die richterliche Gewalt ist unabhängig und besteht aus Richtern und Geschworenen, welch letztere bisher nur bei Criminalfällen durchgeführt worden sind. Die Geschworenen erkennen über den Thatbestand, die Richter verhängen die Strafe. Ohne den Beweis zu führen, daß das Mittel der Versöhnung angewandt worden, kann durchaus kein Proceß beginnen. Zu diesem Ende gibt es auf je vier Jahre wählbare Friedensrichter. Die Staatsanwaltschaft ist in Brasilien noch nicht in allen ihren gerichtlichen Abstufungen ausgebildet.

Eine merkwürdige und seltsame Erscheinung ist in Brasilien die neben der Reichsverfassung bestehende Provinzialverfassung. Ganz unverkennbar liegt hier die Nachahmung der Unionsstaaten am Tage, indem gewissermaßen die Provinzen die Rolle der einzelnen Staaten in der Nordamerikanischen Union zu übernehmen haben. Das Föderativsystem, welches die Staatengebilde der Neuen Welt beherrscht im Gegentheil zu der in Europa vorwiegenden Centralisation, hat sich demnach sogar auf Brasilien erstreckt, welches der Unkundige gewohnt ist schon wegen seiner monarchischen Regierungsform sich als centralistischen und centralisirten Staat zu denken. Die Provinzialverfassung macht dagegen den ernstlichen Versuch, die durch die historische Entwickelung und die geographischen Verhältnisse des Landes gegebenen Ansprüche der Provinzen auf eine weitgehende Autonomie mit der für das allgemeine Wohl erforderlichen Centralisation in ersprießlichen Zusammenhang zu bringen. So weit sich urtheilen läßt, ist dieses schwierige Problem in Brasilien mit Geschick gelöst. Das transoceanische Kaiserreich bietet uns demnach das Bild einer monarchischen Föderation, dessen Verfassung hinsichtlich des Freiheitsausmaßes, welches sie mit Rücksicht auf die obwaltenden Umstände den Individuen wie den einzelnen Landestheilen gewährt, beinahe mustergültig zu nennen ist. Die beste Verfassung ist aber noch lange kein Schutz gegen Auswüchse im Staats- und Volksleben, deren Urgrund in der menschlichen Natur selbst liegt.

Von der weisen Handhabung der im gemäßigt föderalistischen Sinne durchgeführten Provinzialverfassung hängt wohl wesentlich die friedliche und gedeihliche Entwickelung Brasiliens ab. Die Verwaltung jeder Provinz ist nämlich einem Präsidenten übertragen, welchen die Executivgewalt ernennt und wieder abberufen kann, der der erste und unmittelbarste Agent der Reichsregierung, die erste Autorität der Provinz ist. Daneben aber besitzt jede Provinz eine Gesetzgebende Versammlung, welcher das Recht zukommt, über rein die Provinz betreffende oder mit deren besondern Interessen unmittelbar verknüpfte Dinge Gesetze zu geben. Diese Provinziallandtage werden alle zwei Jahre von denselben Wahlmännern, wie die Deputirtenkammer, ernannt. Bei ihren Beschlüssen dürfen sie die Reichsverfassung, die Interessen und allgemeinen Gesetze des Reiches, die internationalen Verträge und die Rechte anderer Provinzen nicht aus den Augen lassen. Ihre Gesetze und Beschlüsse bedürfen der Sanction des Präsidenten, außer in wenigen ausdrücklich durch das Gesetz bestimmten Fällen, nicht aber des Kaisers, treten also ohne Genehmigung des letztern in Kraft.

Der kirchliche Ritus in Brasilien ist wenig verschieden von dem anderer katholischer Länder. Besser als in vielen solchen ist es auch um die religiöse Toleranz bestellt. Der größte Theil der Schwarzen und des niedrigen Volkes steht zwar wie überall in der orthodoxesten Weise zur Geistlichkeit, der gebildete Brasilianer aber findet ziemlich wenig Anlaß zu confessionellen Streitigkeiten.

Ein Deutscher berichtete in der „Allgemeinen Zeitung" vom Jahre 1866 einen charakteristischen Zug von Duldsamkeit, wie sie schwerlich sonstwo vorkommen dürfte. Während nämlich bei einer der zahlreichen Processionen zu Rio de Janeiro die Menge entblößten Hauptes auf den Knieen lag, durchschritt ein Brasilianer der höhern Stände die Procession bedeckten Hauptes. Alles rief stürmisch „Fire

Digitized by Google

chapeó", d. h. ziehe den Hut! Er aber antwortete mit lauter Stimme: „Nao tiro chapeo", ich ziehe den Hut nicht, und setzte vollständig unbehelligt seinen Weg fort. In neuerer Zeit scheint allerdings dieser Geist der Duldsamkeit aus den Reihen eines Theiles des Clerus gewichen.

Was das Schulwesen anbelangt, so ist der öffentliche Elementarunterricht im ganzen Reiche unentgeltlich. Der Schulzwang besteht schon in einigen Provinzen und dürfte noch in vielen anderen eingeführt werden.

Oeffentliche Elementarschulen gibt es in Brasilien 3491, nämlich 2343 für Knaben und 1148 für Mädchen mit 106,205 Schülern und Schülerinnen, Privat-Elementarschulen 448 für Knaben und 254 für Mädchen mit 19,162 Schülern. An Sekundarschulen bestanden 179 für Knaben, 44 für Mädchen und 7 für beide Geschlechter, in denen 6768 Knaben und 1315 Mädchen Unterricht erhielten. Von Berufsschulen sind zu erwähnen die Akademie der schönen Künste mit 43 Tagschülern und 144 Nachtschülern, das Conservatorium der Musik mit 57 Schülern und 82 Schülerinnen. Die in 15 Classen getheilte Kunst- und Gewerbeschule mit 1233 Schülern. Die im Lande vertheilten Priesterseminare beherbergten 1277 Zöglinge. Auch ein Blindeninstitut mit 29 und eine Taubstummenanstalt mit 19 Kindern findet sich in Rio. Unter den wissenschaftlichen und künstlerischen Gesellschaften und Anstalten sind zu erwähnen die Academia imperial de medicina, das Instituto geographico é historico, die öffentliche Bibliothek und die Bibliotheken des Benediktiner-, Antonius- und Karmeliter-Klosters, außerdem der portugiesische, englische und deutsche Lesezirkel.

Zum Schlusse noch einige Worte über die Colonisation und Einwanderung, welche in jüngster Zeit Anlaß zu lebhaften Controversen gegeben haben. Wie die brasilianische „Allgemeine Deutsche Zeitung" mittheilt, hat der frühere Director der Colonien von Espirito Santo, Ingenieur Betim Paes, kürzlich der Regierung einen Inspectionsbericht erstattet. Wir geben in Nachstehendem den leitenden Gedanken jenes Schriftstückes wieder: „Das bisherige System der Regierungs-Colonien hat sich im Allgemeinen als unzweckmäßig erwiesen. Die den Auswanderern gewährte freie Passage und deren „Fütterung" durch lange Monate nach ihrer Ankunft hier, würdet uns den Pauperismus, das Proletariat und den Auswurf Europa's auf, ohne auch nur den Betreffenden einen wirklich nachhaltigen Nutzen zu gewähren. Nicht daß die Regierung ablassen soll, auch pecuniäre Opfer für die Besiedelung und Nutzbarmachung unseres großen und schönen Landes zu bringen; sie sollen nur in anderer Richtung stattfinden. Man gebe dem freiwillig und selbständig Einwandernden ein genügend großes und fruchtbares Stück Land und sorge besonders dafür, daß er auf guten Wegen Absatz für seine Erzeugnisse finde. — Der große Grundbesitz, wie er jetzt besteht, ist ein Unglück für Brasilien. Alles im Privatbesitz befindliche Land, welches nicht bebaut ist, sollte besteuert werden. Eine Mischung der verschiedenen Nationalitäten Europa's in derselben Colonie ist dem Fortschritte derselben hinderlich. — Die Vermessung und Verwaltung der öffentlichen Ländereien muß vereinfacht und von der herrschenden Corruption befreit werden, welche gegenwärtig nahezu die Hälfte der für Colonisationszwecke bestimmten Gelder verschlingt."

§. 67. Die Besitzungen der Niederländer, Franzosen und Briten in Guyana.

Es erübrigt uns, ehe wir von Amerika scheiden, noch jenes Gebiet zu betrachten, welches im N. von Brasilien und im O. der Vereinigten Staaten von Venezuela gelegen den einzigen Colonialbesitz europäischer Nationen auf

Digitized by Google

südamerikanischem Festlandsboden bildet. Guyana oder Guayana im weiteren Sinne umfaßt freilich das ganze Sierra Parime in dem vorgelagerten Küstenlande, es gehören also dazu auch Gebietsstrecken, welche dermalen Theile von Venezuela und Brasilien sind, doch wird jetzt im Allgemeinen unter Guyana nur das Colonialland der Niederländer, Franzosen und Briten verstanden. Die Engländer sitzen im äußersten W. und ihnen gehört zweifelsohne der Löwenantheil des ganzen Gebietes, das Strombecken des gewaltigen Essequibo; an sie im O. grenzen die Holländer mit ihrer Colonie Surinam, welche zwischen Britisch-Guyana und Französisch-Guyana mitten inne liegt; denn die Besitzungen der Franzosen, räumlich die kleinsten von den dreien, nehmen den O. des Landes ein. Wie groß diese Territorien eigentlich sind, läßt sich nicht genau sagen, da die Grenzen gegen S., d. h. gegen Brasilien hin, noch nicht festgestellt sind. Auch ist das Innere des sehr heißen, in klimatischer Hinsicht höchst ungesunden Landes noch zum weitaus größten Theile durchaus unbekannt. Nur in Britisch-Guyana haben durch die Gebrüder Schomburgk und später durch Carl Ferdinand Appun Bereisungen stattgefunden, welche über die Natur des Inneren einigen Aufschluß gewähren; auch unterliegt es keinem Zweifel, daß die Naturverhältnisse in Französisch- und Niederländisch-Guyana mit jenen des englischen Antheils so ziemlich identisch sind. Das Land ist, von einer schlammigen, fruchtbaren, aber auch höchst ungesunden Küstenebene abgesehen, bergig und mit Urwald bedeckt, welchen eine üppig strotzende Tropenvegetation und eine reiche Thierwelt besonders mit Vögeln mannigfaltigster Art und Amphibien beleben. Diese weiten unbekannten Urwaldstrecken sind durchaus in den Händen eingeborner, zwar im Aussterben begriffener aber kriegerischer und schöner Indianerstämme, darunter es noch Reste der menschenfressenden Cariben gibt. Die wenigen Weißen, welche als Plantagenbesitzer oder sonstwie in Guyana leben, halten sich alle in den europäischen Niederlassungen oder in deren Umgebung auf, und diese liegen fast insgesammt an den Flußmündungen, in der heißfeuchten Küstenzone.

Vom Standpunkte des Gedeihens betrachtet, steht wohl Britisch-Guyana obenan; Hauptproduct ist jetzt der Zucker, seitdem die Kaffeeplantagen sich vermindert und die Baumwollencultur fast ganz eingegangen ist. Die Hauptstadt der Colonie Georgetown oder Demerara zählt 36,500 Einwohner, wovon etwa 21,000 Neger, Mischlinge und Kulis sind. Im April 1870 wurde in Britisch-Guyana von einem Herrn Brown der große Kaieteur-Wasserfall entdeckt, gebildet durch den Potaro, einen westlichen Nebenfluß

Digitized by Google

Cayenne.

des Essequibo, welcher sich über den Rand des Sandstein-Tafellandes des Inneren in das niedrigere Land des Essequibo-Thales hinabstürzt. Die Gesammthöhe des Falles beträgt 250 M., die Breite des Flusses am Rande des Falles 113 M.

Die holländische Niederlassung, Surinam, mit der 25,000 Einwohner zählenden Hauptstadt Paramáribo erfreut sich keiner sonderlichen Blüthe, vielmehr erheischt sie noch ansehnliche Opfer von Seite des Mutterlandes zu ihrer Erhaltung.

Das französische Guyana endlich ist hauptsächlich Strafcolonie; so wie in Surinam hat der Gewinn von Colonialproducten beträchtlich abgenommen, dagegen wurden allerdings im Inneren nicht unansehnliche Goldlager bei Arataya entdeckt; auch der Approuague-Fluß ist goldführend. Die Hauptstadt Cayenne mit nur 3000 Einwohnern ist gefürchtet ob ihres mörderischen Klima's; die dahin Deportirten, zum Theile politische, zum Theile gemeine Verbrecher, sind fast einem sicheren Tode geweiht. Günstiger gelegen ist die Strafcolonie am Maroni-Flusse.

Der Maroni-Fluß entströmt dem Tumakumak-Gebirge, bildet die Grenzscheide zwischen Französisch-Guyana und den niederländischen Ansiedlungen und ergießt sich nach einem Laufe von 600 Km. in das atlantische Meer. An den Ufern dieses Flusses, inmitten einer gesunden Gegend, wurden vor einigen Jahren mehrere Niederlassungen für Sträflinge gegründet, und die Urbarmachung und Ausrodung im großen Maßstabe begonnen. Der leitende Gedanke dabei war, durch Zulassung von ehelichen Verbindungen zwischen den Sträflingen beiderlei Geschlechts die moralische Besserung derselben anzustreben. Der Erfolg in dieser Beziehung hat alle Erwartungen übertroffen. Nicht nur die zur Zwangsarbeit, sondern auch die zu einfachem Arrest verurtheilten Sträflinge weiblichen Geschlechtes bewarben sich um die Begünstigung, nach dem Maroni-Fluß gesendet zu werden, um sich dort eine Familie zu gründen. Bei ihrer Ankunft in der Colonie finden

Digitized by Google

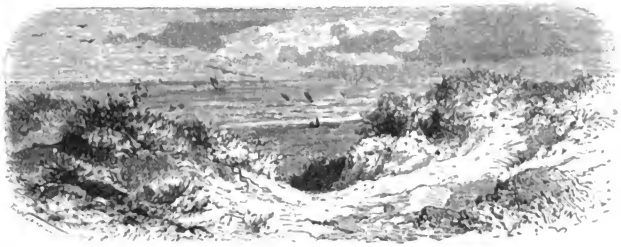
sie leicht Gelegenheit, sich mit entlassenen Sträflingen zu verheirathen, welchen in Folge ihres guten Betragens während der Strafzeit ein kleiner Grundbesitz bewilligt wurde. Diejenigen, welche sich als Gattinnen und Mütter am besten betragen, sind die wegen Kindesmord Verurtheilten. Sie haben ihr Verbrechen meist aus Noth und Verzweiflung begangen. Weniger zufriedenstellend ist die Aufführung der Diebinnen und der mehrfach Abgestraften. Im Ganzen ist jedoch die Lage der Haushaltungen eine gute und die unglücklichen Ehen bilden eine Ausnahme.

Es bedarf wohl kaum des Zusatzes, daß alle Theile Guyana's zu Ackerbauländern durchaus ungeeignet sind und daher vor europäischer Einwanderung, welche indeß glücklicherweise ohnehin nach anderen Ländern zieht, nicht nachdrücklich genug gewarnt werden könnte.

Mulatte aus dem Innern Brasiliens.

Digitized by Google

Digitized by Google



IV.

Der atlantiſche Ocean.

Die Neue Welt, den bisherigen Gegenſtand unſerer Betrachtungen, verlaſſend, laden wir den geneigten Leſer ein, mit uns eine Rundreiſe um unſere Erde anzutreten, und wenden uns gegen O. Wenn Reiſende und Forſcher des Alterthums die engen Grenzen ihres Heimathlandes verließen, Kenntniß zu erwerben von den Ländern und Völkern, die außerhalb deſſelben wohnten, wo immer ſie ihre Schritte hinlenken mochten, ihre endliche Schranke bildete das Meer; was Wunder, daß ſie das feſte Land in ſeiner Geſammtheit als Inſel ſich dachten, umfluthet und getragen von dem Allumfaſſer, dem Ocean. Und heutzutage, da kaum ein Korallenriff im Weltmeere auf unſeren Karten mehr fehlt, können wir das Reſultat all' dieſer Forſchungen auf den gleichen Begriff zurückführen, welcher den Anſchauungen des Alterthums zu Grunde lag; wenn auch entkleidet von mancher phantaſtiſchen Vorſtellung, die jenes mit ihm verwob, bleibt er im Weſen ſich gleich: Inſel im Meere iſt alles feſte Land, nur quantitativer Unterſchied beſteht zwiſchen Continent und Eiland; Waſſerbedeckung bildet die Regel, trockener Boden die Ausnahme auf der Oberfläche unſeres Erdballes. Zu allen Zeiten war nun des Menſchen Streben dahin gerichtet, den verborgenen Grund des Meeres kennen zu lernen; dennoch kannte man bis vor nicht allzu langer Zeit blos die Oberfläche jener gewaltigen Waſſerwüſte, die drei Fünftheile unſerer Erde bedeckt. Die Phantaſie der Dichter hatte unter den Wellen Paläſte erbaut, Korallengrotten errichtet, den Meeresgrund mit Perlmutter gepflaſtert, aber die Wirklichkeit

Digitized by Google

dieses Abgrundes selbst hatte kaum das Auge einzelner kühnen Taucher erblickt. Wie nahezu auf jedem Forschungsgebiete, so ist vor Allem auf dem Meere die Wissenschaft den durch das Erstreben materiellen Gewinnes gebahnten Wegen gefolgt und hat auf ihnen reiche Ernte gehalten. Das eifrige Haschen nach Vortheilen des Handels und Verkehrs, die Sucht der Entdeckung neuer Länder zum Zwecke ihrer Eroberung und Ausbeutung hat zunächst mit der Geographie unserer Erdoberfläche bekannt gemacht, hat das geistige Auge auf die mannigfachen wunderbaren Erscheinungen des Meeres gelenkt und, wenngleich oft auf vielverschlungenem Pfade, zur Erkenntniß ihres Grundes und Gesetzes geführt. Das Bestreben, die monatelangen, gefahrvollen Seereisen nach jenen entfernten Welttheilen abzukürzen und nach Thunlichkeit zu sichern, hat zuerst auf das Studium der Meeresströmungen, sowie auf das der periodischen Windrichtungen hingelenkt und den schwachen Anfangsgrund zu der in unseren Tagen so gewaltig an Umfang gewinnenden meteorologischen Forschungen gelegt; die Nothwendigkeit, unter den gesteigerten Anforderungen des internationalen Verkehres das elektrisch beschwingte Wort auch über den Ocean zu tragen, hat den ersten Anstoß zu den hochwichtigen Tiefseemessungen gegeben, welche den Horizont unseres Wissens zu einer jetzt kaum noch abzuschätzenden Ausdehnung erweitert haben, welche uns Massenablagerungen organischer Stoffverbindungen in ungeahnten Abgrundstiefen verriethen, in denen vielleicht der Urkeim des Werdens und Lebens aufzufinden uns beschieden ist. Was vordem geschehen war, beschränkt sich auf wenige Tiefseesondirungen, die kaum einen Einblick in das wahre Profil des Seebodens, und daher mitunter die irrigsten Meinungen zuließen. Wiederholt wurde behauptet, daß der Boden der Oceane dieselben Rauhheiten zeige wie unsere den feindseligen Angriffen der Witterung preisgegebene trockene Erdoberfläche. Auf der Sohle der Oceane fänden sich, sagt man, Gebirge und Thäler so gut wie auf dem mit der Luft in Berührung stehenden festen Lande. „Dieser systematische Wahn entsprang eben zu jener Zeit, wo man von Meerestiefen nichts kannte, als diejenigen, welche seichte Ufer umsäumen. Es fehlen aber im Meeresgrund alle die Unebenheiten, deren Urheber die verheerenden Kräfte unseres Luftkreises sind, also alles das, was wir unter Erosion verstehen. Alle geschichteten Gesteine, die in der Tiefe des Meeres abgesetzt wurden, zeigen uns eine horizontale Lagerung, folglich dient eine Versenkung festen Landes unter das Meer früher oder später zu einer Ausfüllung aller Falten und Furchen, die es sich vor seinem Hinabtauchen zugezogen hatte. Statt der Gebirge wird auf der Sohle der Oceane eine Ter-

Digitized by Google

raſſenbildung vorherrſchen, obgleich wir uns die Abſtürze ſo ſteiler, unterſeeiſcher Terraſſen, wie ſie ſich hart vor der Küſte Irlands und Schottlands in das atlantiſche Meer ſenken, doch immer wieder ſo ſanft denken müſſen, daß ohne Krümmung des Weges ein Fußgänger an ihren Böſchungen ohne ſonderliche Anſtrengung der Lungen aufwärts ſchreiten könnte." (Peſchel, Neue Probleme der vergleichenden Erdkunde. S. 40—41.) Damit ſoll natürlich nicht beſtritten werden, daß die Tiefen der Oceane unter einander ſehr verſchieden ſind. Im Allgemeinen hat man gefunden, daß die See auf der Höhe tiefer iſt, als an den Küſten.

Das baltiſche Meer zwiſchen Deutſchland und Schweden iſt nicht über 36½ M., das Oſtſeebecken zwiſchen Gothland und Windau an ſeinen tiefſten Stellen dagegen 180—220 M. tief. Das adriatiſche Meer zwiſchen Venedig und Trieſt beſitzt nicht über 52, und der Canal La Manche nicht über 100 M. Tiefe, während ſüdweſtlich von der iriſchen Küſte der Meeresboden ſich bereits um 1000 M. ſenkt. Die Tiefe des Mittelmeeres öſtlich von Gibraltar beträgt 2130, und an den ſpaniſchen Küſten 1830 M. Größere Tiefen, die bis jetzt mit der Sonde gemeſſen worden ſind, erreichen 4880 bis 5180 M., und befinden ſich in den auſtraliſchen Meeren. Dr. Young ſchätzt die Tiefe des Stillen Oceans auf 6100 M. Es ſind uns aber heute ſchon Tiefen von 14,487 bis 15,600 M. bekannt. Wir wollen hier raſch hinzuſetzen, daß in Bezug auf den atlantiſchen Ocean und beſonders auf deſſen nördlicheren Theil wir die größeren Tiefen allein auf das Daſein des Golfſtromes zu ſchieben haben, während die flacheren auf Rechnung des Polarſtromes kommen. Doch iſt man in allen drei Oceanen auf Stellen geſtoßen, wo man mit der Sonde den Meeresgrund nicht zu erreichen vermochte.

Dieſe Ergründung coloſſaler Meerestiefen, welchen gegenüber die höchſten bekannten Erhebungen der Erdrinde noch weit zurückſtehen müſſen, hat, wie ſchon oben betont, erſt in den allerjüngſten Decennien ſtattgefunden. Noch A. v. Humboldt konnte im „Kosmos" ſchreiben: „Die Tiefen des Oceanes und des Luftmeeres ſind uns beide unbekannt." Seither veranlaßten aber die mehr oder weniger zufälligen Ergebniſſe der Kabellegungen die engliſche Admiralität, drei Expeditionen zur ſyſtematiſchen Tiefſee-Unterſuchung auszurüſten: den „Lightning" (1868), die „Porcupine"-Expedition (1869 und 1870) und die „Challenger"-Expedition (1872—1876). An der O.-Küſte von Nordamerika wurden durch eine Reihe von Jahren Unterſuchungen der Meeresküſten durch Agaſſiz und Pourtalès ausgeführt. Außerdem verdankt man noch den Dänen, Schweden und Norwegen viele wichtige Entdeckungen. Ein deutſches Unternehmen dieſer Art war die Expedition der „Gazelle". Dank dieſen Forſchungen ſind wir bis jetzt wenigſtens im Stande, für das nordatlantiſche Becken die orographiſchen, phyſikaliſchen und biologiſchen Verhältniſſe mit einiger Sicherheit angeben zu können. Das atlantiſche Becken iſt eine ungeheure Längenfurche, welche in nordſüdlicher Richtung in die feſte Erdkruſte eingegraben iſt und ſich von Pol zu Pol erſtreckt; eine uralte De-

Digitized by Google

preſſion, die im mittleren und ſüdlichen Theile vielleicht ſchon ſeit der Jura-Formation ununterbrochen von den Fluthen des Weltmeeres erfüllt iſt.

In der arktiſchen See wurden bei Spitzbergen Tiefen bis 2740 M. gemeſſen; ſüdlich davon erhebt ſich ein weites Plateau, circa 914 M. unter dem Meeresſpiegel gelegen, durch welches Island, die Färöer-, Shetlands- und übrigen britiſchen Inſeln mit Norwegen und Frankreich verbunden ſind. Weſtlich von Irland ſinkt der Meeresboden im Allgemeinen bis zu 3650 M., eine Tiefe, welche nach W. hin bis nach Neufundland anhält und nur an wenigen Punkten übertroffen wird. Es iſt dies das ſogenannte Telegraphen-Plateau. Ein circa 900 M. weites und 3650 bis 4660 M. tiefes Thal zieht ſich, nahe an der SW.-Küſte von Irland beginnend, längs den Küſten von Europa und Afrika bis gegen die capverdiſchen Inſeln, wo es ſich mit einem aus dem ſüdatlantiſchen Becken nach N. ſtreichenden, viel breiteren Thale vereiniget. Das letztere, faſt den ganzen ſüdlichen und äquatorialen Theil der Coloſſalfurche erfüllend, wendet ſich nach N., zieht ſich in einem ungeheuren Bogen an der amerikaniſchen Küſte hin, erreicht hier nördlich von der Inſel Sombrero und St. Thomas die größte bisher ſicher ſondirte Tiefe von 7083 M. und läßt ſich bis nach Grönland hin verfolgen. Hier zeigt ſich eine Gabelung: ein Aſt dringt in die Baffins-Bay, der andere, immer noch mit Tiefen von 2740 M., zieht ſich an der O.-Küſte von Grönland in das arktiſche Becken. Zwiſchen dieſen beiden Abgründen erhebt ſich ein weiter, faſt ebener, von 20° n. Br. bis in die Breite von Irland reichender ſubmariner Rücken, faſt überall 2740 M. unter dem Meeresniveau. Seine Culmination bildet die Vulcan-Gruppe der Azoren, deren höchſter Berg, der Pico, 2405 M. hoch in die Wolken ragt, ſich alſo circa 4000 M. über die unterſeeiſche Plateaufläche erhebt. Unmittelbar ſüdlich von den Azoren befindet ſich ein mächtiger Einſturz, der wohl vulcaniſchen Urſprungs ſein dürfte. — Ob auch im ſüdlichen Theile des Atlantic zwei Thäler ſich befinden, iſt nicht ſicher bekannt. Die im ſüdatlantiſchen Becken herrſchenden Temperaturverhältniſſe der Meerestiefen machen es aber wahrſcheinlich, daß ſich von St. Paul eine zuſammenhängende Bodenerhebung bis Aſcenſion und St. Helena hin ausdehnt.

Nach erſt ſeit Kurzem überwundenen Vorſtellungen ſollten die größeren Meerestiefen jedes organiſchen Lebens bar, alſo völlig verödet ſein. Der ſchottiſche Naturforſcher Edward Forbes hatte nämlich die Anſicht aufgeſtellt, daß in einer Tiefe von unter 550 M. kein organiſches Weſen mehr leben könne, und die hohe Autorität ſeines Namens verſchaffte dieſer Anſicht die allgemeinſte Annahme.

Zur Unterſtützung der Forbes'ſchen Anſicht gab es der Gründe genug. Licht iſt unter allen Umſtänden eine Lebensbedingung. Nun ſind aber die Lichtſtrahlen, welche eine Meerestiefe von 150 M. erreichen, ſchon ſo matt, daß ſie nur mehr die undeutlichen Umriſſe der Dinge wahrzunehmen geſtatten, während alles was tiefer liegt in ſtockdunkler Nacht ruht. In ſolcher Finſterniß kann nimmer thieriſches Leben gedeihen. Man ließ dabei außer Acht, daß die Grottenbewohner, darunter Spinnen, Krebsthiere, ein Fiſch (Amblyopsis speläus) und ſogar ein Reptil, der bekannte Protens, ihr ganzes Leben in vollſter Finſterniß verbringen, daß alſo das Licht, wenn gleich ein Bedürfniß für die meiſten, dies doch nicht für alle Thiere iſt. Nicht beſſer verhält es ſich mit den Temperaturverhältniſſen. Die Fortſchritte der Bathometrie (Tiefſeemeſſungen) verſcheuchten erſt kürzlich den allgemeinen Irrthum, daß in allen Meeren das Waſſer in beſtimmter Tiefe eine Temperatur von etwa 4° C. = 3,20° R. habe und daß dieſe Temperatur bis auf die größte Tiefe unverändert dieſelbe bleibe. Gegenwärtig wiſſen wir, daß im Allgemeinen in den Meeren außerhalb des Polarkreiſes die Temperatur allmählig mit der Tiefe abnimmt, nicht nur bis unter 4°, ſondern daß ſie, wo die See nur tief genug iſt, bis zum Gefrierpunkt und ſogar 1° darunter ſinkt, ſo daß man mit großer Wahrſcheinlichkeit in allen ſehr tiefen Seen, ſogar der Wendekreiſe, in der Nähe des Bodens eine Temperatur von 0° und ſogar etwas darunter zu finden hoffen darf.

Digitized by Google

Auch dies ist kein Hinderniß für die Entwicklung des thierischen Lebens, wie zur Genüge die Fülle der nordischen Fauna in den Polarmeeren beweist. Auch den Druck der Atmosphäre, welcher von 10 zu 10 Meter um die Wucht einer ganzen Atmosphäre zunimmt, machte man zu Gunsten des Forbes'schen Gesetzes von der azoischen Meerestiefe geltend, indem man mit Recht annahm, daß keine Luftblase einem solchen Drucke zu widerstehen im Stande sei. Am allerwenigsten könnte sie jähe Uebergänge von bedeutenden Tiefen zur Nähe der Oberfläche und umgekehrt vertragen, vielmehr müßte hiedurch ein Zerplatzen des Thieres herbeigeführt werden. Man hat bei diesem, an sich völlig richtigen Einwande nur übersehen, daß die Organismen solcher Meerestiefen eine Schwimmblase nothwendig nicht besitzen müssen, ja daß sie aller Wahrscheinlichkeit nach ohne Luftgehalt und nur mit Wasser gefüllt sind. In diesem Falle bleibt dann naturgemäß der Druck einer noch so colossalen Wassersäule ebenso unwirksam wie für die Bewohner des Luftmeeres jener der Luftsäule über ihrem Haupte. Da verschiedene Seethiere, darunter sogar eine Haigattung, bekannt sind, welchen die Schwimmblase thatsächlich fehlt, so steht der gleichen Annahme für die Thierformen der Seegründe nichts im Wege. Noch konnte man endlich fragen, ob denn im Wasser tiefer Meere hinreichend Sauerstoff für das Athmen der dort lebenden Thiere vorhanden sei. Obwohl nun die seither angestellten Proben als Regel ergaben, daß mit der Tiefe der Gehalt an Sauerstoff ab-, jener an Kohlensäure zunehme, so hat sich doch gleichzeitig erwiesen, daß selbst im Wasser aus sehr großen Tiefen noch genug Sauerstoff zum Athmen vorhanden ist.

Die Sondirungen mit Schlepp- oder Scharrnetz haben die Unhaltbarkeit der Forbes'schen Meinung dargethan und die überraschende Thatsache ergeben, daß gerade in größeren Tiefen ein üppigeres Thierleben gedeiht als an den Küsten; mit Recht kann Darwin behaupten: „die Wälder des Festlandes sind lange nicht so sehr von Thieren belebt wie die Wälder des Meeres."

Eine eigenthümliche Erscheinung, speciell des atlantischen Oceans, sind die umfangreichen Krautwiesen, gemeiniglich als Golfkraut oder Sargassum bekannt; die Anhäufungen desselben innerhalb gewisser Längen- und Breitegrade haben dieser Meeresfläche den Namen Sargasso-Meer verschafft. Es erstreckt sich von 20° bis etwa 65° n. L. v. Gr. und ist zwischen 20° und 45° n. Br. von beträchtlicher Ausdehnung; es verengert sich von 12° in seinem breitesten Theile bis zu 4 oder 5°, wo es am wenigsten entwickelt ist, während die übrigbleibenden 20° westlicher Ausdehnung die Form eines schmalen Gürtels verschiedener abgesonderter Strecken einnehmen, auf welche in Betreff der Lage örtliche Strömungen Einfluß üben, und welche durchschnittlich nur 4° oder 5° breit sind. Man kann sich von dieser Fläche einen Begriff machen, wenn man Maury's Aeußerung darüber beachtet, der behauptet: sie komme an Größe dem Mississippi-Thale gleich; oder, vielleicht noch besser, wenn man die Schätzung Humboldt's in's Auge faßt, welcher meint, daß sie etwa sechsmal so groß sei wie Deutschland.

Diese Gras-Inseln, welche bis zu mehreren Morgen Fläche halten, bestehen nach der Beschreibung, welche Prof. Wyville Thomson von ihnen liefert (Nature 1873, VIII. Bd., Nr. 200, S. 348), aus locker mit einander verbundenen Büscheln von Sargassum bacciferum, welches Linné Fucus natans, Gmelin Fucus sargasso nannte.

Digitized by Google

Jeder hat in seiner Mitte einen braunen, verzweigten Stamm, Büschel auf welchen kugelige Luftgefäße mit kurzen Stielen sitzen, die eine hübsche weiße Bryozoe mit ihrem Netzwerk umstrickt; sind sie dann völlig überkrustet, so brechen sie ab und daher ist in der Nähe solcher Gras-Inseln das Meer ganz voll von den kleinen weißen Kugeln. Nahe am Centrum beginnen die schmalen, weidenartigen Blätter der Pflanze, an ihrer Wurzel braun und steif, weiterhin aber von zarter Olivenfarbe und beweglich; die Luftblasen auf ihnen sind gewöhnlich mit den gestielten Gefäßen einer Campanularia besetzt. Die allgemeine Färbung der Pflanzenmassen ist olivengrün durch alle Schattirungen, unter welchen jedoch das Goldgrün der jungen Schößlinge bei weitem überwiegt. Die blaue Farbe des Meerwassers bringt in diesen Farbenton reiche und wechselvolle Schiller, und die blendendweißen Maschen der Bryozoen-Netze zeichnen in anmuthigem Contraste von diesem Untergrunde sich ab.

Die Sargassobänke verdanken ihre Entstehung ursprünglich dem Golfstrome, denn wie das Festland hat auch das Meer seine Ströme aufzuweisen und zwar größere und großartigere als die Continente. Es sind bald Oberflächenströmungen, welche am Meeresspiegel hinziehend die Wassermassen in horizontaler Richtung fortbewegen, bald sind es submarine Ströme, welche in der Tiefe unter anderen Wasserschichten hinfließen. Ihre Ufer sind nicht wie bei den Festlandsflüssen Erde oder Felsen, sondern werden von ruhenden Wassern gebildet; selbst als Boden ihres Bettes dient das flüssige Element. Ihren Ursprung haben sie im Meere selbst; wo sie mit besonderer Markirung auftreten, nehmen sie gerne ihren Anfang in geräumigen Buchten; den Kreislauf der Wasser vollziehen sie im Meere selbst, bald in größeren bald in kleineren, immer in großen Circulationen. Sie fließen meistens langsamer, je weiter sie vordringen, werden breiter mit der Länge und haben in der Mitte eine größere Stromschnelle als an den Rändern. Wie bei den Festlandsströmen kann auch hier die Bewegung der Wassermassen hauptsächlich nur durch eine Störung des Gleichgewichts hervorgebracht werden. Letztere entsteht wiederum durch Aenderungen des specifischen Wassergewichtes an verschiedenen Meeresstellen. Diese Verschiedenheiten haben ihren Grund einmal in der Verschiedenheit der Temperatur des Meerwassers, dann auch in der Salzhaltigkeit. Naturgemäß ist das wärmere Wasser leichter und steigt deßhalb an die Oberfläche, auf der es sich auszubreiten trachtet. Es muß also das wärmere Meerwasser der Aequatorialzonen zu den Polen hin abzufließen suchen und zwar im Allgemeinen an der Oberfläche. Aus dem gleichen Grunde muß aber umgekehrt das schwerere, weil kältere Wasser der Polarregionen sich nach dem Aequator hindrängen und zwar meistens submarin. Weitere Ursachen für die Strombewegung des Meeres liegen in der Axendrehung der Erde und in den Winden.

Im atlantischen Ocean begegnen wir einem vom Südpole gegen den Aequator längs der W.-Küste Afrika's bis in den Busen von Guinea dringenden kalten ant-

Digitized by Google

arktischen Strome, und einer ähnlichen Strömung an der O.-Küste Südamerika's. Auf ihrem Wege nach NO. stößt sie schon bald gegen einen vom Aequator herandringenden warmen Strom, unter den sie hinabsinkt und durch den sie zum Theil nach O. abgelenkt wird. Die Mitte des atlantischen Oceans zu beiden Seiten des Aequators durchzieht in der gewaltigen Breite von 1260—1480 Km. ein W.-Strom, hervorgerufen durch die Rotation der Erde. In dem Busen von Guinea beginnend, gabelt er sich vor der O.-Spitze Südamerika's, mit seinem südlichen Arm nach SW. sich wendend, mit dem westlichen seine Massen der amerikanischen Küste entlang in das caribische Meer und den mexicanischen Golf wälzend, in welch' letzterem die bekannteste und berühmteste Meeresströmung, jener mächtige Seefluß des nordatlantischen Beckens, der Golfstrom entspringt. Er bricht durch die Florida-Straße hervor, bespült die O.-Küsten Nordamerika's, zieht dann südlich von der Neufundlandsbank quer durch den atlantischen Ocean, theilt sich in zwei Aeste, deren einer nach S. zurückkehrt, der andere aber die Gestade des westlichen Europa erreicht, dem seine Wärme ein mildes Klima bereitet, und sich bis in den arktischen N. fortsetzt. Welches das Schicksal Europa's und europäischer Civilisation sein würde, wenn je der warme Golfstrom eine andere Richtung einschlüge, darüber belehrt ein Rückblick auf die jüngste, mit den Anfängen des Menschengeschlechtes bereits verkettete geologische Epoche, die Eiszeit der Alten Welt, welche wahrscheinlich den Golfstrom in solch' veränderter Richtung fließen sah. Treffend bemerkt in dieser Beziehung Dr. Petermann: „Durch die Kenntnißnahme des Golfstromes beleuchten wir ein Phänomen, dem Europa — und dadurch die ganze Welt — seine Culturstellung verdankt." (Dr. Joh. Kayser. Physik des Meeres. Paderborn 1873. 8°. S. 299—359).

Den atlantischen Ocean bevölkern, indeß blos sporadisch, einzelne Inseln und Inselgruppen, von welchen einige hier Erwähnung finden mögen. Dabei haben wir nur jene im Auge, die nicht naturgemäß in anderen Abschnitten ihre Stelle finden. Solche atlantische Eilande sind auf amerikanischer Seite die Bermudas, Fernando de Noronha und St. Paul, Trinidad; in hoher See liegen Tristan da Cunha, St. Helena und Ascension, welche beide letztere gewöhnlich zu Afrika gezählt werden. Diesem Welttheile noch näher gerückt liegen, von einigen Küsteneilanden abgesehen, die Archipel der Capverdischen und Canarischen Inseln, dann Madeira und die Azoren. Diese letztgenannten vier Gruppen sollen in einem späteren Abschnitte besonders behandelt werden.

Die meisten dieser atlantischen Eilande sind in jüngster Zeit von der Challenger-Expedition besucht und auch untersucht worden: in erster Linie die Bermudas. Die Zahl der Bermudas beträgt nach ungefährer Zählung an 350 Inseln und Felsenriffe, von denen aber nur fünf bewohnt sind. Die größten sind Bermuda oder Long-Island mit dem Regierungssitze Hamilton, St. Georgs, St. Davids, Somerset und Irland. Auf der ersteren befindet sich der höchste Punkt, 55 M. über dem Meeresspiegel; viele der kleineren dagegen erheben sich kaum über die Wasserfläche. Die Gesammtoberfläche der Bermudas beträgt nicht mehr als eine Quadratmeile, ihre Bevölkerungszahl, welche nur geringen Schwankungen unterliegt, beläuft sich auf 12,785 Köpfe. Als eine Station der Dampferlinie Lissabon-Port-

Digitized by Google

Royal haben die Bermudas-Inseln ihren Haupthandel nach den Vereinigten Staaten.

Die mittlere Jahres-Temperatur der Inselgruppe beträgt 16,8° R., das mittlere Minimum im Juli und August 29,6°, das mittlere Minimum im Januar 4°. Die jährliche Regenmenge betrug im Jahre 1872 54,6 Zoll, der größte Regenfall traf in die Monate October und November, der geringste in den Monat Juni. Der vorherrschende Wind ist SW., und wenn er aus dem Viertel zwischen SW. und SO. bläst, so bringt er feuchte und drückende, aus W. und N. dagegen helle und frische Luft. Die kleine Inselgruppe steht merkwürdig isolirt inmitten naher Oceansabgründe von über 3650 M.; sie besteht aus Korallenfelsen, wobei freilich die Frage offen bleibt, bis zu welcher Tiefe diese sich erstrecken, und welche Gesteinsart ihnen zur Grundlage dient. Der Berg, dessen zahlreiche Gipfel als die Bermudas-Inseln über dem Meeresspiegel erscheinen, muß im Allgemeinen sehr steile Abhänge nach allen Seiten besitzen, und es muß dies ebenso bei jeder einzelnen seiner Spitzen der Fall sein; die Schifffahrt zwischen den einzelnen Inselgruppen entbehrt nicht der Gefahr und muß von kundigen Piloten geleitet werden. Einen herrlichen Contrast bilden die grellrothen Küsten und Eilande gegen das azurne Grün der Meeresarme, die zwischen ihnen sich hindurchschlingen.

Einen Grad nördlich vom Aequator zwischen Afrika und Südamerika liegen die unbewohnten St. Pauls-Felsen, nicht zu verwechseln mit der bekannten Insel St. Paul im indischen Oceane, zwischen dem Cap der guten Hoffnung und Australien.

Fernando Noronha, eine Inselgruppe 320 Km. nordöstlich vom brasilianischen Cap St. Roque, ist eine Strafcolonie Brasiliens. Sie besteht außer der Hauptinsel, welche $6^1/_2$ Km. in der Länge hält, aus mehreren kleinen am östlichen Ende der ersteren, bekannt als Platform, Booby, Egg und Rat Island und St. Michaels Mount. Die Hauptinsel trägt vulcanischen Charakter, ist bergig und steigt an mehreren Punkten bis zu 180 M. hoch auf. An der N.-Küste erhebt sich ein Gipfel sogar 300 M. hoch, welcher kurzweg als der „Pik" bezeichnet wird. Er stellt eine eigenthümlich geformte Masse nackten Felsens dar, deren Spitze jeder Spur von Vegetation ermangelt und durchaus unersteiglich ist. Die Klippen rund umher bestehen aus säulenförmigem Basalt. Am östlichen Ende der Insel zeigen sich einige Sandsteinfelsen und dort sind auch einige Dünen aus kalkigem Sand aufgeworfen. St. Michaels Mount ist ein gegen 100 M. hoher Phonolithkegel, welcher nur theilweise begangen werden kann; die übrigen Inselchen sind flach und bestehen aus Sandstein, dem einige vulcanische Auswurfsproducte beigemengt sind. (Nature, IX. Bd., S. 388.)

Ganz im S. des atlantischen Oceans stoßen wir auf die Gruppe Tristan d'Acunha (ipr. Akunja). Tristan d'Acunha, die einzig bewohnte Insel dieser Gruppe des südatlantischen Oceans, steigt in nahezu senkrechten Klippen schwarzen vulcanischen Gesteins aus dem Meere empor und bietet in seiner Structur einige Aehnlichkeit mit der Ansicht des großen Corrals auf Ma-

Digitized by Google

deira; ihr Gipfel hat die bedeutende Höhe von 2300 M. über dem Meeresspiegel. Am Fuße der Felsen breiten Halden herabgestürzten Getrümmers sich hin, und das Ufer bildet ein enger Streif Tieflandes von bald felsiger bald sandiger Beschaffenheit; auf einer Verbreiterung dieses Küstensaumes liegt die Niederlassung der seit 1821 hier angesiedelten Engländer, Amerikaner und Hottentotten, welche unter englischem Schutze leben.

Tristan d'Acunha wurde nämlich zum erstenmal bevölkert während der Zeit der Gefangenschaft des ersten Napoleon auf St. Helena. Der damals auf der Insel stationirte Wachtposten wurde nach dem Tode Napoleons nach England zurückberufen; ein Corporal und ein Soldat mit ihren Frauen zogen es jedoch vor, zu bleiben, und ihre Nachkommenschaft sowie Einwanderer aus dem Caplande bilden die gegenwärtige Einwohnerschaft. Die Insel ist nur klein, ihr Flächeninhalt beträgt 41,5 □Km.; trotz der Steilheit ihres Aufbaues ist die Ersteigung des Randes sehr erleichtert durch die tiefen, zwischen den Klippen eingerissenen Schluchten. Die Temperatur der auf dem Meeres-Niveau gelegenen Süßwassertümpel wurde zu 9,8° R. gefunden, die der Bäche, welche über die Felsabhänge sich herabstürzen, zu 8° R.; die Differenz kam augenscheinlich auf Rechnung der Schneewasser, welche die Hochzone spendet. Rund um die Insel wächst ein Gürtel von Macrocystis pyrifera Ag., ein riesiger Seetang, welcher über die ganze südliche gemäßigte Zone bis zu den Polarregionen seine Verbreitung hat. Einzelne Pflanzen-Individuen desselben erreichen 200 — 300 M. Länge mit mannsdicken Stämmen, und solche von 60 M. Länge sind sehr gewöhnlich.

Die vulcanische und mit Lava bedeckte Insel Ascension erstreckt sich von 70° 53′ bis zu 7° 59,5′ s. Br. und von 14° 18′ bis zu 14° 26′ w. L. v. Gr., liegt demnach in der Mitte etwa zwischen Afrika und Amerika, ungefähr auf der Höhe von Cap Branco in Südamerika, recht in der Richtung des SO.-Passates, der Ascension von St. Helena aus rasch zu erreichen ermöglicht, außerdem mit St. Helena und Trinidad in einer Art Becken des atlantischen Oceans, das von drei Meeresstromgebieten, der Aequatorialströmung im N., der südatlantischen im O. und der Brasilströmung im S. und W. umschlossen wird.

In neuerer Zeit dient die Insel als Sammelplatz für das zur Unterdrückung des Sklavenhandels bestimmte Geschwader; ferner bildet sie eine Erfrischungsstation für Walfischfänger und Ostindienfahrer, sowie hauptsächlich ein Asyl für Fieberkranke von der westafrikanischen Küste, die hier recht bald wieder in den Besitz ihrer vollen Gesundheit gelangen sollen. Vom Meere aus gesehen, bietet die Insel einen öden, trostlosen Anblick, der nur um weniges durch schön geschwungene Gebirgsformen gemildert wird. Einzelne Partien dagegen fesseln das Auge wieder mehr, wie z. B. ein breites weißes Band angeschwemmten Meersandes, das sich am Strande hinzieht und von dem kahlen vulcanischen Gestein ausnehmend gut abhebt, oder die sich an den schwarzen Lavablöcken brechende, ziemlich heftige Brandung. Ein ganz hübsches Bild gewährt das durchaus praktisch angelegte Städtchen Georgetown mit dem dahinter liegenden 265 M. hohen Berge Groß-Hill, von wo die englische Flagge herabweht, und dem auf einer Art von Bergsattel im NO. der Stadt errichteten Gouvernementsgebäude, dessen grüne Fensterläden bei seinem blendendweißen Anstriche dem Auge zu einem angenehmen Ruhepunkte verhelfen. Dicht vor Georgetown liegt, auf einem Felsen im Meere erbaut, das Fort Thornton. (Dr. A. Wittstein in der: Beil. zur Allg. Ztg. vom 4. August 1875.)

Digitized by Google

Südöstlich von Ascension liegt unter 15° 55′ s. Br. und 5° 38′ w. L. v. Gr. das britische, nur etwa 300 □Km. haltende Eiland St. Helena, das als Verbannungsort des Kaisers Napoleon I. zu allgemeiner Berühmtheit gelangte. Die Insel ist eine einzige, im Dianenpik 820 M. hohe und besonders im N. mit fast senkrechten Wänden aufsteigende, wild zerklüftete Basaltmasse, die im Inneren eine wellige Fläche bildet und durch Kegelberge unterbrochen wird. Das Klima ist ziemlich feucht, aber gesund und angenehm; das Innere hat zahlreiche Quellen und Bäche, welche das klarste und frischeste Trinkwasser spenden, und ist reich mit Grün bedeckt. Das enge Thal, an dessen Eingange der Hauptort Jamestown liegt, birgt eine üppige tropische Vegetation; doch ist die einheimische Flora arm, dagegen gedeihen eingeführte Pflanzen aus allen Welttheilen sowie die europäischen Hausthiere ganz vortrefflich. Unter den 7000 Einwohnern, wovon ein Drittel Europäer, bilden die Mehrzahl Neger und andere Farbige aus Afrika und Asien neben zahlreichen Mischlingen.

St. Helena.

Digitized by Google

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R L

Digitized by Google

Allgemeines.

Ungeschlachter, plumper denn irgend ein anderer Welttheil, das australische Festland ausgenommen, tritt uns Afrika auf dem Kartenbilde entgegen. Seine Gestalt erinnert, wie wir schon einmal erwähnten, lebhaft an jene von Australien und von Südamerika und steht an Zierlichkeit der Contouren weit hinter Europa und Asien, ja selbst hinter Nordamerika zurück. Halbinseln fehlen durchaus, und das einzige Osthorn der Somâli, dem die Insel Socotora vorlagert, kann man kaum als einen schwächlichen Versuch dazu gelten lassen. Damit versteht sich von selbst, daß auch die Buchten- und Bayenbildung höchst unentwickelt sein muß. Wohl bemerken wir an der N.-Küste das sogenannte Syrten-Meer, an der W.-Küste den Golf von Guinea; es sind dies jedoch so wenig tiefe und wenig geschlossene Landeinschnitte, daß die Bezeichnung als Golf ihnen gegenüber fast als Schmeichelei klingt. Einen wahren Golf bildet, etwa dem californischen Meerbusen in Nordamerika vergleichbar, nur das Rothe Meer, doch gehört dessen östliches Gestade schon dem asiatischen Arabien an. Auch des Schmuckes zahlreicher Küsteninseln entbehrt Afrika. Einige wenige liegen im Golfe von Guinea, die bedeutendsten Ansammlungen, nämlich die Cap Verden und die Canarien an der großen westlichen Ausbauchung des schwarzen Erdtheiles, die Azoren, jedoch schon so weit von demselben entfernt, daß man sie überhaupt kaum mehr zu Afrika zu zählen versucht wäre. Besser ist die O.-Küste Afrika's mit Eilanden bedacht, und hier bewahrheitet sich abermals das Gesetz, daß größere Inseln nur im O. der Erdtheile auftreten. Wir stoßen hier in der

Digitized by Google

That auf das geräumige Madagascar, welches freilich beinahe einen kleinen Welttheil für sich ausmacht, wie es denn wahrscheinlich ein Rest von Lemuria ist, jenes größeren Festlandes und Heimath der Halbaffen, die sich an Stelle des jetzigen indischen Oceans bis nach Ceylon, ja vielleicht bis zu den Kilings-Inseln oder noch weiter östlich erstreckt haben mag. Indessen bezeugen Korallenriffe zwischen Moçambique und Mombas ein Aufsteigen der afrikanischen O.-Küste, und das Gleiche gilt von Madagascar sammt den Seychellen, sowie von den Zuckerinseln Bourbon und Mauritius. Auch die afrikanischen Ufer des Rothen Meeres rücken empor, gleichzeitig mit den gegenüber liegenden arabischen. (Peschel. Neue Probleme. S. 107.)

Die Monotonie, welche die Küstenumrisse Afrika's beherrscht, macht sich auch in der senkrechten Gliederung des Welttheiles geltend. Strenge genommen ist ganz Afrika, so könnte man sagen, nichts als eine einzige große Hochebene, in der es nur mehr oder minder hohe Stufen gibt. Allerdings kommt auch Tiefland vor, ja sogar Depressionen, welche unter dem Meeresniveau liegen, allein diese Gebiete sind auf eine äußerst geringe Ausdehnung beschränkt. Eben so arm wie an Niederungen ist aber Afrika auch an Gebirgen. „Die in großen Massen emporgetriebenen Theile der Erdrinde scheinen auf Ostafrika beschränkt, wo sich, mit dem abessinischen Tieflande beginnend, eine die Schneegrenze erreichende und dieselbe überragende Alpenbildung bis mehrere Grade südlich vom Aequator entwickelt findet. Großartig tritt uns freilich auch die Gebirgsnatur in den Systemen der mauretanischen Höhen entgegen, und vereinzelte Gipfelerhebungen zur Seite des Rothen Meeres, an den Quellen des Kuara und des Oranje-Stromes machen sich als nicht zu übergehende Culminationspunkte geltend; aber im Ganzen herrscht doch in dem gewaltigen Continente, das fast $^2/_3$ Asiens ausmacht, die horizontale Ausdehnung einer mäßig erhobenen Hochebene auf das Entschiedenste vor; und wo sich Bergketten über sie erheben, da erscheinen dieselben über weite Erdräume hin in derselben einförmigen Gestaltung von steilen Wänden mit tafelförmiger Begrenzung nach oben, wie sie aus der Natur des den größten Theil dieses Continentes bildenden Sandsteins hervorgeht." (A. v. Klöden. Handb. der Erdk. III. Bd. S. 388.) Natürlich gilt diese Monotonie der Bodenplastik nur im Allgemeinen von den großen geographischen Zügen, nicht im Besonderen; vielmehr wechseln auch dort mit den Wüsteneien und öden Steppen der Hochländer Striche tropischer Vegetation und Ueppigkeit, mit eintönigen Tafelflächen Gebirgslandschaften von formenreicher Schönheit, den erhabensten Bildern der Alpen würdig zur Seite tretend.

Digitized by Google

Dieses afrikanische Hochland wird von großen Strömen durchschnitten, deren Zahl indeß zu der Ausdehnung des Continentes in keinem Verhältnisse steht; also auch hierin wiederum eine auffallende Armuth. Der Nil, der Niger, der Congo und der Zambesi sind die bedeutendsten darunter und rivalisiren zum Theil an Länge mit den gewaltigsten Strömen der Erde, an Wasserreichthum stehen sie ihnen aber weit zurück. „Wenn man den Nil, den Niger und den Zambesi zusammenfaßt, so würde ihre Vereinigung nicht hinreichen, einen Strom von der Fülle des Amazonas zu schaffen.“ (Peschel. Neue Probleme. S. 137.) Dagegen birgt das Innere, das eigentliche Central-Afrika, eine ansehnliche Zahl von Süßwasserseen, wovon einige, wie der Ukerewe, Luta N'zige, Tanganyika-See u. s. w., Wasserspiegel von imponirender Größe darstellen.

Unter allen Erdtheilen gilt uns Afrika als der vollendetste Repräsentant der Tropenwelt, und mit Recht, denn es liegt, was bei keinem anderen der Fall, mit seiner weitaus überwiegenden Masse innerhalb der Wendekreise; nur relativ kleine Ländertheile im N. und S. ragen über die Tropenzone hinaus. Dazu kommt noch, daß das nördliche Segment völlig der subtropischen Region angehört, denn Tunis, nahezu Afrika's nördlichste Stadt, befindet sich so ziemlich unter einer Breite mit Saint Louis und San Francisco in Amerika, mit Tschi-fu in China oder Yedo in Japán. So lernt man nur auf den Hochplateaus Südafrika's den Begriff der Kälte kennen, und dies nur in bescheidenem Maße, denn die Lage der Capstadt entspricht jener von Montevideo und Buenos Ayres oder auch von Santiago de Chile in Südamerika, sowie von Sydney in Australien.

Unentwickelt wie die topographische Gliederung des Continentes ist auch die afrikanische Menschheit. Unwillkürlich stellt sich, hören wir Afrika nennen, der Begriff des Negers ein, den wir in Folge einer althergebrachten Anschauung fast als den alleinigen Bewohner dieses Erdtheils betrachten. In der That ist eine gewisse Einförmigkeit auch in der afrikanischen Menschheit unverkennbar, verzeihlich daher, wenn früher bei weniger vorgerückter Forschung die verschiedenen Völkerstämme in der Gesammtbezeichnung Neger aufgingen. Erst genauere Beobachtung konnte lehren, daß die eigentlichen Neger blos einen verhältnißmäßig geringen Theil Afrika's einnehmen und sich kaum südlich vom Aequator erstrecken. Südlich von ihnen gehört der ganze Raum den sprachlich von den Negern durchaus verschiedenen Bantu-Stämmen, zu welchen die Kaffern, Betschuanen, Basuto u. a., nicht aber die Hottentotten und Buschmänner gehören, deren erstere einen Stamm für sich bilden, dermalen

Digitized by Google

freilich nur mehr eine Racen- sowohl als eine Völkerruine, während die letzteren eine Gruppe von noch zweifelhafter Verwandtschaft sind. In Westafrika treffen wir die Fulah-Stämme und im N. der Neger eingewanderte Hamiten und Semiten, also Völker der mittelländischen Race; zu dieser und zwar zu ihrem hamitischen Zweige gehören auch die Galla und Somäli im äußersten O. Afrika's. So ist es in neuester Zeit gelungen, sämmtliche Völkerschaften des afrikanischen Festlandes in fünf große Gruppen, vier einheimische (Fulah, Neger, Kaffern, Hottentotten) und eine eingewanderte (Semiten und Hamiten) zu classificiren. Auf den Inseln, besonders im O., kommen wohl auch noch andere Racen vor; am wichtigsten darunter sind die Howas auf Madagascar, welche ganz entschieden der malayischen Völkerfamilie zuzuzählen sind.

Die menschenleere Oede, die lange in Afrika geträumt wurde, zeigt in Wahrheit sich belebt von mehr oder minder dichter, stellenweise überdichter Bevölkerung; nicht unbehindert schwärmt sie umher in der unbewohnten Weite, nahrungspendende Plätze zu zeitweiligem Aufenthalte zu suchen. Auch dort hütet seine Grenzen Reich gegen Reich; auch dort werden Kriege geführt um Besitz und Land, um Herrschaft und Einfluß; auch der schwarze Mensch hat seinen Staat und seine Politik. Er greift zur Waffe, wenn der allwahre Grundsatz, daß Stärke das beste Recht ist, zu seinen Gunsten spricht. Er schließt Frieden und Verträge, und wenn er sie nicht hält, so ist dies keine unüberschreitbare Kluft, die ihn von der weißen Race scheidet. Auch im Inneren Afrika's vollziehen sich die Wandlungen des Völkerlebens, die wir als Umgestaltungen der Landkarte bezeichnen würden, wenn wir bisher genaue Karten von jenen Ländern und Kenntniß der dortigen Vorgänge besessen hätten. Manch schwarzes Genie weiß auch dort die Eigenthümlichkeiten, die Vorzüge seines Stammes zu nützen, um die Grenzen seiner Herrschaft in's Unglaubliche zu erweitern und in gewissem Sinne ein Weltreich zu begründen, welches, nachdem der starke Arm erstarrt, der es zusammenhielt, in blutigen Bürgerkriegen wieder zerfällt. Gleichwohl entbehrt dieses Treiben der afrikanischen Menschheit für uns fast jeglichen Interesses, denn es erhebt sich auf der Basis einer äußerst niedrigen Gesittung, die es in den Künsten des Lebens zu nur schwächlichen Leistungen gebracht hat. Ohne die ureigenthümliche Civilisation der Negerreiche wie Bornu, Bagirmi u. s. w. zu übersehen oder gar zu unterschätzen, muß man doch erkennen, daß von Spuren höherer Gesittung in Afrika einzig und allein nur dort die Rede sein kann, wo Europäer oder zum mindesten Araber Fuß faßten. Ja, in mancher Hinsicht ist der Einfluß der Letzteren ein noch mächtigerer, weil der Culturabstand zwi-

Digitized by Google

schen Beiden kein so gewaltiger, kein so schroffer ist. Daraus wohl zunächst erklären sich die staunenswerthen Erfolge, welche der Islâm in Afrika erzielt; schon ist er bis an den Aequator, in das Herz des schwarzen Erdtheils gedrungen, geräuschlos und ohne die Mithülfe eigener Sendboten, während das Christenthum trotz des Eifers seiner Missionäre aller Secten nur wenige Anhänger zu gewinnen vermag. Und ist die Lehre Muhammeds auch nur die letzte unter den Culturreligionen der Gegenwart, so wirkt sie doch gewissermaßen civilisatorisch gegenüber dem crassen Fetischismus der Schwarzen. Indeß dürfen wir auch an das Vordringen des Islâm keine übertriebenen Hoffnungen knüpfen, seitdem sich die Thatsache herausgestellt hat, daß die Berührungen mit den fremden Einflüssen den Afrikaner in vielen Beziehungen zu auffallenden Rückschritten führen.

Den verschiedenen Culturstufen seiner Bewohner nach theilt nämlich der gelehrte Reisende Georg Schweinfurth Afrika in drei Gebiete ein, deren Grenzen den von seinen peripherischen Theilen aus auf die Binnenmasse einwirkenden Bewegungen des Welthandels entsprechen. Zunächst der Küste haben wir das besonders auf der N.-Hälfte des Continents tief eingreifende Gebiet der Feuerwaffen, welches mit Europa einen mehr oder minder starken Handelsverkehr unterhält. Tiefer im Innern treffen wir eine Region, welche der europäische Markt durch Vermittlung des eingebornen Handels nur noch mit Baumwollenzeugen zur Kleidung der Bewohner zu versorgen vermag. Im innersten Centralkerne Afrika's endlich breitet sich das von jeder Berührung mit der europäischen Welt fast noch gänzlich intact gebliebene Gebiet aus, worin die geringe Kleidung des Eingebornen sich auf selbstgefertigte Rindenzeuge und Felle beschränkt. Zwischen den beiden letzteren könnte man ein Uebergangsgebiet einschalten, worin Kupfer und Glasperlen die Hauptwerthe im Verkehre der Völker unter einander bilden; es ist zugleich das Hauptgebiet des Sklavenhandels. Diesen Culturkreisen entspricht auch die Stufe des Kunst- und Gewerbefleißes der jeweiligen afrikanischen Stämme, nur hat hier das Umgekehrte von dem stattgefunden, was der Entwicklungsgang der historischen Völker lehrt. Internationale Wechselbeziehungen aller Art, Handelsverbindungen, friedliche und kriegerische Einwanderung pflegen vielen Völkern zu höherer Cultur zu verhelfen. Andere werden wiederum durch den Contact mit einer überlegenen Cultur verdrängt und ausgerottet. Keinen dieser beiden Vorgänge sehen wir am heutigen Afrika sich vollziehen; die jetzigen europäischen Einflüsse wirken dort nur zerstörend, statt zu befruchten und zu beleben, wie sich an den einheimischen Künsten der Afrikaner zeigen läßt. Je größer die

Digitized by Google

Fortschritte gewesen, welche hin und wieder in unserer Zeit ein afrikanisches Volk auf der Bahn der äußeren Gesittung gemacht, um so geringfügiger gestaltete sich die eigene Productionskraft, um so größer wurde die Abhängigkeit in allen Bedürfnissen eines verfeinerten Lebens von der europäischen Industrie; denn diese, unaufhaltsam sich aufdrängend, schließt von vornherein jede inländische Concurrenz aus und erstickt jede Regung eines angebornen Nachahmungstriebes. Die muhammedanischen Völker, welche einen großen Theil der N.-Hälfte Afrika's innehaben, liefern dafür einen noch schlagenderen Beweis, indem sie von Jahr zu Jahr sich immer weniger productiv an eigenen Erzeugnissen der Kunst und des Gewerbfleißes zeigen, und einen gleichen Einfluß, wie die europäische Welt auf diese, haben sie wiederum auf die Völker in dem zweiten der vorhin erwähnten Gebiete ausgeübt; dies gibt sich am deutlichsten in den Negerstaaten des mittleren Sudân zu erkennen, wo, seitdem sie dem Islâm verfallen, ein gradueller Rückschritt auf der Bahn der äußeren Cultur sich offenbart und die letzten Spuren eines einheimischen Gewerbfleißes in kurzer Zeit zu verschwinden drohen. (Georg Schweinfurth. Artes africanae. Leipzig 1875. Fol°. S. VII—IX.)

§. 1. Das Atlas-Gebiet.

Nach ganz allgemeinen Umrissen gliedert sich Afrika in eine Reihe geographischer Individuen. Nehmen wir eine Karte zur Hand, so fällt uns sogleich als scharf abgetrennt von den südlichen Gebieten der gebirgige Landvorsprung in's Auge, welcher etwa die westliche Hälfte der vom Mittelmeere bespülten N.-Küste Afrika's einnimmt. Er reicht vom atlantischen Ocean bis zum Golf von Gabes oder kleinen Syrte im Mittelmeere und findet seinen Abschluß gegen S. durch eine Reihe von Gebirgen, welche nach der Großen Wüste oder Sáhara hin abfallen. Es ist dies das Gebiet, worin das Kaiserthum Marokko, die französische Colonie Algerien und die Regentschaft Tunis liegen, doch erstrecken sich alle drei auch noch südlich über den nördlichen Theil der Sáhara. Der allgemeine Verlauf der gedachten Gebirgsketten streicht im Wesentlichen der N.-Küste parallel und lange prunkte dasselbe auf den Karten unter dem Namen des Atlas-Gebirges. In Wahrheit aber ist der Atlas, in der That ein gewaltiges Gebirge, auf Marokko be-

Digitized by Google

schränkt, welches er von SW. nach NO. durchzieht. Man würde irren, wollte man die Gebirge Algeriens zum Großen Atlas rechnen; mögen die französischen Geographen auch die dort der Küste parallel laufenden Gebirge als Großen und Kleinen Atlas bezeichnen, wer beide Länder bereist hat, sagt Gerhard Rohlfs, wird finden, daß Algerien nur ausgedehnte Hochebenen mit davor liegenden Gebirgsketten besitzt, der Große Atlas ist nur in Marokko, und in dieser Beziehung gilt auch das Zeugniß der Alten, welche den Großen Atlas beim Cap Ghir am atlantischen Ocean entspringen und beim heutigen Vorgebirge el Deir im Mittelmeere enden ließen, oder umgekehrt. (Gerhard Rohlfs. Mein erster Aufenthalt in Marokko und Reise südlich vom Atlas durch die Oasen Draa und Tafilet. Bremen 1873. 8°. S. 36.)

„Im Großen, kann man sagen, hat der Atlas eine hufeisenförmige Gestalt. Geöffnet nach NW., ist die Spitze seines einen Schenkels das Vorgebirge Räs el Deir, die Spitze des anderen das Vorgebirge Ghir. Der Atlas bildet eine Hauptkette, welche durchschnittlich nach dem NW., d. h. also nach der dem eigentlichen Marokko zugekehrten Seite durch breite Terrassen allmählig in's Tiefland sich hineinzieht. Nach dem SO. zu senkrecht und steil abfallend, zweigt sich indeß auch ungefähr 31° n. Br. und 5° 40′ w. L. v. Gr. eine bedeutende Kette nach SSW. ab, und läuft demnach fast mit der Hauptkette des Atlas parallel. Der Abzweigungspunkt gibt dem Sus Ursprung. Etwas weiter von diesem Punkte haben wir überhaupt den eigentlichen Knotenpunkt des Großen Atlas, den ‚St. Gotthard' dieses Gebirges. Wie bei den Schweizeralpen ist aber auch hier nicht der höchste Gebirgspunkt, dieser scheint im SW. zu liegen, etwa südlich von der Stadt Marokko." Dort liegt der Dschebel Miltsin mit 3475 M. Von diesem Knotenpunkte aus werden noch einzelne Ketten nach O. und S. gesandt, im Ganzen hört aber der Charakter als Kette nach diesen Richtungen auf; das Gebirge erweist sich mehr als ein Gewirr von einzelnen schroffen Felsen und zerklüfteten Bergen. Aber die Hauptkette des Atlas ist erhalten, sie geht mittelst der Dschebelaya (Gebirgsland, von Dschebel, Berg) und dem Dschebel Garet direct nach N., um mit dem Räs (Cap) el Deir am Mittelmeere zu enden. Vorher jedoch, auf etwa 3° 40′ w. L. v. Gr. und 34° 40′ n. Br. entsendet diese Hauptkette einen Zweig gegen NW.; es ist das Rif-Gebirge, welches an der Straße von Gibraltar sein Ende erreicht. Außerdem schickt der Große Atlas zahlreiche kleinere Aeste in das von ihm umschlossene Dreieck zwischen Räs el Deir und Räs Ghir. (Rohlfs. A. a. O., S. 36—39.)

Von der nördlichen Kante des Atlas bis zum atlantischen Ocean und zum Mittelmeere ist in Marokko alles Land vollkommen culturfähig. In Algerien bezeichnet man das culturfähige Land als „Tell", in Marokko ist dieser Ausdruck unbekannt, macht man überhaupt keine solchen Unterschiede, welche nur in Algerien, durch die Bodenbeschaffenheit bedingt, existiren. Der einzige Strich im N. Marokko's, d. h. auf der Abdachung nach dem Mittelmeere zu, der nicht die Fruchtbarkeit des vollkommen culturfähigen Landes besitzt, ist das sogenannte Angad, südlich vom Gebirge der Beni-Snassen und vom mittleren Laufe der Muluya durchschnitten. Aber keineswegs ist dieser Boden wüstenhaft, steril und vegetationslos, ebensowenig wie es die Hochebenen Algeriens südlich von Sebda, Saida oder Tiaret sind. Wenn

Digitized by Google

nur der feuchte Niederschlag reichlich ist und zur rechten Zeit erfolgt, sehen wir überall den Boden in Acker umgewandelt.

Einfacher noch als in Marokko liegen die plastischen Verhältnisse in Algerien, wo man ganz deutlich drei Zonen unterscheiden kann: das Tell, die Region der Hochebenen oder das Steppenland und die algerische Sáhara. Das Tell beginnt an der Küste des Mittelmeeres und erstreckt sich in der ganzen Breite des Landes bis zum Fuße des mittleren Atlas der französischen Geographen. Es ist dies der fruchtbarste Strich Algeriens, wo die Cerealien, Hülsenfrüchte, Gemüse, Reis, Tabak, Baumwolle und sogar Wein gedeihen, und der sich für den permanenten Anbau eignet; schöne Wälder, besonders große Eichen- und Cedernwaldungen, und üppige Wiesengründe kommen hier in Menge vor; zahlreiche Gewässer (Wady, Wad oder Uad genannt), Sümpfe und Gebirge durchschneiden in mannigfacher Richtung das Tell, welches eine Gesammtausdehnung von etwa 140,000 □Km. besitzt und eine durchschnittliche Breite von nur 75 Km. erreicht; im W. ist diese Breite indeß größer als im O. des Landes; selbstverständlich liegen in diesem Tell und zwar an der Küste die wichtigsten Städte Algeriens.

Da sich das Land ziemlich rasch vom Meeresniveau zu einer beträchtlichen Höhe erhebt, so wird hierdurch die Zugänglichkeit des Innern ungemein erschwert. Mit der Küste parallel und ihr ganz nahe streift nämlich, wenn auch theilweise unterbrochen, ein Küstengebirge, ähnlich jenem, das wir in Venezuela oder in Californien kennen lernten. Die Franzosen nennen dies den Kleinen Atlas, in Wirklichkeit aber ist es mehr eine Reihe einzelner Gebirgsketten, wie des Dschebel Udschda, des Tessala-Gebirges, des Dschebel Dahra, des Algier-Gebirges, des Kleinen Atlas, des Dschudschura (2317 M.) und des Großen Babor (1993 M.). Dieser letztere, im O. der Stadt Algier, zwischen der Mündung des Isser und jener des Kebir gelegene Landstrich wird mit dem Namen „Große" und „Kleine Kabylie" bezeichnet. Stellenweise werden diese Gebirgsgruppen durch breite, zum Theil überaus fruchtbare Ebenen, wie jene von Metidscha bei Algier und von Mleta bei Oran unterbrochen. Unmittelbar hinter diesen Höhenzügen, die wir das „algerische Küstengebirge" nennen wollen, meist in directer Verbindung mit denselben, ragen als eigentliche südliche Grenze des Tell nicht minder hohe, zerklüftete Parallelketten empor, welche manche französische Schriftsteller als Atlas moyen bezeichnen, wofür wir jedoch die Benennung „algerisches Mittelgebirge" vorziehen würden.

Die zweite, der Küstengebirgsstufe des Tell sich anschließende Zone besteht aus einförmigen, nur dürftig mit Gräsern bedeckten Hochebenen (région des plateaux) mit einer langen Reihe von Salzseen, hier Schott oder Sebkha genannt, und erhebt sich bis zu 1170 M. Meereshöhe.

Diese Region nimmt schon im östlichen Theile Marokko's, an der Abdachung des gegen N. gerichteten Zweiges des Großen Atlas ihren Anfang und erstreckt sich fast ohne Unterbrechung bis nach Tunisien. Von W. gegen O. fortschreitend begegnen wir der Ebene, worin der lange Schott-esch-Schergui liegt, am S.-Fuße des Saida-Gebirges, dem Saghes-Plateau mit einigen Höhenzügen, dem Hodna-Plateau mit dem Schott-es-Saida und der Hochebene der Sbach, von der

Digitized by Google

vorigen durch den niedrigen Höhenzug des Bu-Thaleb geschieden. Flüsse besitzt diese weite, zumeist steinige Steppenregion, in der man anfängt das Gefühl der Wüste zu empfinden, nur sehr wenige, und auch diese führen Wasser nur in der Regenzeit. Getreide gedeiht hier nur an einigen bevorzugten Punkten: nach dem Winter aber bedeckt sich diese afrikanische Steppe mit kleinen aromatischen Kräutern und hohen Gräsern, die sich zur Nahrung des Viehes eignen, welches die spärlichen Bewohner jener Landschaften ziehen. Es trifft sich auch mitunter, daß einige Wasserkümpel von den Regengüssen übrig bleiben. Solche Redirs — so heißen derartige Pfützen — sind von großer Wichtigkeit, weil sie dem Vieh Tränke gewähren und das Wasser in Schläuchen gespart wird. Im westlichen Theile dieses Wüstengebietes findet man nichts als reinen Flugsand.

Diese Hochlandstufe wird im S. von einer neuen Parallelkette, der dritten von der mittelländischen Küste an gerechnet, begrenzt. Die Franzosen nennen sie den Großen Atlas; da aber, wie wir oben sahen, dieser Name nur dem in Marokko streichenden Hauptzuge zukommt, so möchten wir für dasselbe die Bezeichnung „Sáharisches Randgebirge" vorschlagen. In der That lehrt ein Blick auf eine gute Karte, daß diese Kette südlich und parallel mit dem Hauptaste des marokkanischen Atlas streicht, quer durch Algerien als südliche Begrenzung der Steppenregion fortzieht und sogar nach Tunisien übertritt, dessen plastische Bodengestaltung in jeder Hinsicht durch die Ausläufer der algerischen Höhenzüge bedingt wird. Auf dieser ganzen langen Strecke, vom atlantischen Ocean an bis zum Cap Bon (Rás Addar) in Tunis, welches man vielleicht als das östlichste Ende dieses Zuges gelten lassen kann, bildet er die Grenze gegen jene Landstriche, welche in geographischer Beziehung dem Gebiete der Wüste Sáhara angehören und als deren Vorwüste betrachtet werden. Die Benennung „Sáharisches Randgebirge" scheint demnach nicht ganz unpassend. Dem Charakter nach ist es, gerade so wie das algerische Küsten- und Mittelgebirge, kein zusammenhängender, sondern ein vielfach zerrissener, 9—10 Stunden breiter Gebirgszug mit namhaften Erhebungen, die bis Ende März mit Schnee bedeckt zu sein pflegen. Wir nennen darunter hauptsächlich das Auras-Gebirge, welches im Mhammel 2315 M. und in Scheliha 2320 M. erreicht und sich im Um Debben nach Tunisien hin fortsetzt. Gegen S. fallen diese Gebirgsketten von einer durchschnittlichen Höhe von 1790 M. ziemlich steil und jäh ab; noch rapider ist der Absturz in dem östlichen Theile; hier liegt der Engpaß El Kántara am Fuße der mächtigen Auras-Gebirge nur noch in 518 M. und das noch eine Tagreise weiter nach S. vorgeschobene Biskra gar nur noch in 125 M. Höhe über dem Meeresspiegel.

Die Natur des geschilderten Bodenreliefs Nordafrika's ist begreiflicherweise der Stromentwicklung nicht besonders günstig und findet sich an der ganzen hier betrachteten N.-Küste kaum Ein Fluß, der für das Hinterland eine be-

Digitized by Google

sondere Bedeutung besäße. In Tunis und Algerien brechen die ansehnlicheren Wasseradern fast alle aus der Steppenregion hervor, müssen also, ehe sie das Mittelmeer erreichen, das algerische Mittelgebirge und die Küstenkette, sicher die letztere durchsetzen. Manche, wie der Scheliff, krümmen sich dann dergestalt, daß sie eine Zeitlang der Küste parallel fließen. In Marokko entspringen, die Muluya ausgenommen, die gleichfalls von der Steppenzone herabkommt, die meisten Ströme am NW.-Abhange des Atlas und eilen dann selbstverständlich dem atlantischen Ocean zu, so der Wad Kus, der Sebú, die Um-el-Rhea (Mutter der Kräuter) und der große Tensift. Uebersteigt man sodann die Ausläufer dieses Gebirges und das Gerippe, welches im Cap Ghir endet, so erreicht man den ostwestlich fließenden Sus. Weiter nach S. verzeichnen die Karten den Wad Nun, doch bedeutet dieser Name nichts als eine Landschaft oder Provinz, während der dortige Strom Wad Asaka oder Aksabi heißt. Endlich noch südlicher, jenseits des Saharischen Randgebirges, fließt der Wad Draa, ein echter Wüstenstrom.

Der Wad Draa, ein Sechstel mindestens länger als der Rhein, hat beständig Wasser, auch im Hochsommer, bis zu dem Punkte, wo der Strom von der S.-Richtung eine westliche einschlägt. Die Wassermenge, die der Draa fortschwemmt, ist in den oberen Theilen des nordsüdlichen Stückes dennoch nicht bedeutender als etwa jene der Spree bei Berlin; sie wird dann am südlichen Ende des von N. nach S. fließenden Theiles, nachdem der Strom sogar mehreremal verschwindet und viel Wasser durch Irrigiren verbraucht hat, so gering, daß man diesen großen Strom zur Herbstzeit hinsichtlich der Wasserarmuth kaum einen Bach nennen kann. (Rohlfs. A. a. O., S. 45—46.)

Das Klima Nordafrika's ist im Allgemeinen warm aber gesund; unter allen Staaten jedoch in Marokko am gesundesten. Der Grund davon ist zum Theil in der bedeutenden Erhebung des Landes zu suchen, in den erfrischenden Winden vom Mittelmeere und vom Ocean, in der Abwesenheit sumpfiger Niederungen wie man sie in Algerien so häufig beim Anfange der Besiedelung durch die Franzosen antraf; dann in den reichen Waldungen der Stufen des Atlas, welche die Hitze mildern und zugleich den Flüssen, in Verbindung mit dem Schnee der Gipfel, im Sommer das Wasser constant erhalten; endlich in der Abwesenheit jener Schotts oder flachen Seen und Sümpfe, wie sie Algerien und Tunis von W. nach O. durchziehen.

Der Atlas bildet die natürliche Scheide in den Temperaturverhältnissen. Während nördlich am Atlas die Regenmonate im October beginnen und bis Ende Februar anhalten, ist der Regenfall südlich vom Atlas nur im Januar und der ersten Hälfte des Februar und erstreckt sich landeinwärts etwa bis 7° 40′ w. L. v. Gr., so daß die Draa-Provinzen in ihrem südlichen Theile nicht davon berührt werden. In der Oase Tafilet ist Regenfall schon äußerst selten, und in Tuat regnet es höchstens alle 20 Jahre einmal. Eine Regenlinie wäre also südlich vom Atlas etwa so zu ziehen: vom 7° 40′ w. L. und 29° n. Br. in schräger nordöstlicher Linie mit

Digitized by Google

Löwenjagd.

dem Atlas parallel zu den Figig-Oasen. Der feuchte Niederschlag ist in den nördlich vom Atlas gelegenen Theilen sehr bedeutend, ebenso auf dem Atlas selbst, südlich davon nur mäßig. In der Zeit vom October bis Februar herrschen fast nur NW.-Winde, und am wechselvollsten ist der Februar, wo an einem Tage sechs- bis siebenmal Winde mit einander kämpfen. Im März sind N.-Winde vorherrschend, und dann von diesem Monat an bis Ende September OSO.- und S.-Winde. An den Küsten des Oceans weht in den Sommermonaten von 9 Uhr Morgens an ein stark kühlender Seewind bis Nachmittags, wo der SO. wieder die Oberhand gewinnt. Die SO.- und S.-Winde führen oft Heuschreckenschwärme mit sich, so in

Digitized by Google

den Jahren 1778 und 1780. Indeß scheint der Atlas ein wirksamer Damm gegen diese Eindringlinge zu sein, da sie im N. des Gebirges nur vereinzelt beobachtet werden. In Algerien und Tunis ist das Klima außerordentlich beständig und beinahe dasselbe wie jenes von Spanien, Portugal, Italien, der Provence und Griechenland. In der Sahara, d. h. jenseits des Saharischen Randgebirges, hingegen ist es geradezu tropisch. Schon in Biskra ist die Hitze sehr drückend und für manchen Europäer verhängnißvoll. Auf den Hochebenen des Tell unterscheidet man ebenso wie in Centraleuropa vier Jahreszeiten, und der Uebergang derselben ist sanft. Die heiße Zeit dauert von Mitte Juni bis etwa Mitte September, und in dieser Frist fällt kein Tropfen Regen auf den algerischen Boden. Dann beginnen die wohlthätigen Herbstregen, zwischen denen die Sonne noch sehr warm scheint, so daß Anfang Octobers das Land wieder im schönsten Vegetationsschmucke prangt. Diese Regenzeit dauert bis zum März. Die Küstengebiete sowie die Wüste haben indeß eigentlich nur zwei Jahreszeiten: einen gewöhnlich sehr heißen Sommer und einen sehr regnerischen Winter. Im großen Ganzen ist das Klima Algeriens gesund, mit Ausnahme der morastigen Stellen an der Küste und der tiefliegenden Oasen im S. Auch der Europäer, der zur rechten Zeit (im Januar und Februar) ankommt und sich durch Mäßigkeit und große Vorsicht die Acclimatisirung erleichtert, kann es vertragen; doch hat es sich bisher im Allgemeinen den Einwanderern nicht günstig gezeigt. Einzelne Punkte hingegen sind kranken Europäern sehr zu empfehlen. Die Stadt Algier selbst ist für Brustkranke ein heilsamer Aufenthalt, wirksamer als Nizza und gegenwärtig von Leidenden in der That viel besucht.

An Naturproducten mannigfacher Art ist Nordafrika außerordentlich reich. Die großen Raubthiere, wie der Löwe, der Panther, der Schakal und die Hyäne, letztere zwei sehr zahlreich, aber durch Vertilgung der Aeser so nützlich, daß in Algerien z. B. ihre Tödtung verboten ist, charakterisiren das Land sofort als einen Theil des großen afrikanischen Continents. Daneben leisten indeß als Hausthiere Pferd, Maulthier, Kameel, Dromedar, Rind, Schaf und Ziege die nützlichsten Dienste. Ichneumons, Gazellen, Schildkröten und Blutegel kommen in Menge vor. Die Vegetation hat die auffallendste Aehnlichkeit mit der des Languedoc und der Provence. Hier wie dort wachsen Olive, Lorbeer, Orange, Citrone, Mandelbaum, Feigenbaum, Myrthe, Lentiskenbaum, Kiefer von Aleppo, weiße Pappel, Aloe, Oleander. Aber der afrikanischen Mittelmeerregion ist ein stark tropischer Charakter aufgeprägt; deßhalb ist ihr Klima wärmer, ihre Luft weicher als Luft und Klima der europäischen Mittelmeergebiete. Deßhalb endlich findet man außer den Pflanzen der letzteren noch viele andere Arten, welche aus dem Orient stammen oder Specialitäten dieses Theiles von Afrika sind. Die ausschließlich tropischen Gewächse gedeihen in den Oasen des S. Das Mineralreich liefert Eisen, Blei, Kupfer, Zinnober, selten Steinsalz, jedoch weder Edelmetalle noch Steinkohle.

Digitized by Google

§. 2. Das Sultanat Marokko und sein Volk.

Von den drei nordafrikanischen Staaten, deren Bodenplastik wir betrachteten, ist Marokko der westlichste und größte. Da Grenzen in Afrika sehr selten festgezogen sind, so ist es fast niemals möglich, die Ausdehnung eines Gebietes mit Sicherheit anzugeben; man muß sich mit bloßen Schätzungen sowohl für den Flächeninhalt als die Bevölkerungszahl begnügen. Ersterer mag demnach 662,000 □Km., letztere nach Rohlfs' Annahme 6½ Millionen Köpfe betragen. Marokko ist ein muhammedanisches Sultanat, dessen einheimischer Name Maghreb-ul-Akfa lautet, und der Sultan, den wir Kaiser nennen, ist wohl vielleicht der unumschränkteste Monarch der Erde. Von den inneren staatlichen Einrichtungen ist nicht viel bekannt, auch scheinen dieselben nur geringes Interesse zu bieten. Das Reich zerfällt in Bezirke, von welchen jedoch einige vom Sultan niemals besucht werden; der Sebu-Strom bildet nämlich die Grenze nach N., welche die Sultane, außer in Kriegszeiten, niemals überschreiten; die drei Städte, wo sie abwechselnd Hof halten, nämlich Fez, Marokko und Mekinez, sowie die Doppelstadt Saleh'-Raba't, die sie allemal passiren, um sich von Fez nach Marokko zu begeben, liegen südlich vom genannten Flusse.

Die Lage von Fez, einer Stadt von 100,000 Einwohnern, schildert der neueste Besucher, der italienische Reisende Edmondo de Amicis, als sehr schön. Sie dehnt sich in Gestalt eines riesigen Achters zwischen zwei von den Ueberresten ehemaliger Festungen gekrönten Hügeln aus. Jenseits dieser Hügel begrenzt ein Kranz von Bergen den Horizont. Mitten durch die Stadt fließt der Perlenstrom und theilt sie in zwei Theile, das alte Fez am rechten und die Neustadt am linken Ufer. Rings herum zieht sich ein alter, theilweise zerfallener, aber häufig von mächtigen Thürmen unterbrochener Zinnenwall. Von den vorerwähnten Höhen aus umfaßt das Auge die ganze Stadt, welche mit ihren unzähligen weißen Häusern, ihren flachen Dächern, den grünen Kuppeln, den zierlich gebauten Minareten und den vielen Zinnenthürmen, zwischen denen riesige Palmen und sonstige grüne Gewächse ihr Haupt erheben, einen überaus mannigfaltigen und anziehenden Anblick gewährt. Sofort erkennt man auch den Umfang der alten Metropole, von welcher die heutige Stadt nur mehr so zu sagen das Gerippe ist. In der Nähe der Thore und auf den nächsten Anhöhen überdecken Trümmer und Baureste weithin das Land: Kuben, Behausungen von Heiligen, Bogen einstiger Wasserleitungen, dann Gräber, Befestigungen und Bauwerke aller Art sind hier bunt durcheinander anzutreffen. Der niedrigere der beiden Hügel, an die sich die Stadt lehnt, wird von Tausenden von Aloën gekrönt, deren viele doppelte Mannshöhe erreichen. Nicht so günstig ist das Bild, welches de Amicis von dem Inneren der Stadt entwirft, die doch einst das Mekka des W. hieß. „Rechts und links hohe nackte Mauern, wie die Mauern einer Festung, dann wieder hohe Häuser ohne Fensteröffnung, häufig klaffende Risse zeigend; die Straßen bald steil ansteigend, bald jäh abwärts führend, immer aber mit Schutt und Steinen angefüllt, was das Gehen wesentlich erschwert; dazu alle Augenblicke ein langer gedeckter Durch-

Digitized by Google

Ein Fonduk in Marokko.

gang, wo man vor Finsterniß mit den Händen vorwärts zu tappen genöthigt ist, zuweilen Sackgassen der schauerlichsten Art, Höhlen, finstere Löcher, enge feuchte Winkel mit den Gebeinen todter Thiere und allerhand verfaulenden Gegenständen besäet; alles dies in ein Halbdunkel gehüllt, welches melancholisch wirkt. An einzelnen Stellen ist der Boden so zerklüftet, der Staub so hoch, der Gestank so penetrant, das in der Luft schwirrende Mückenungeziefer so dicht, daß man stehen bleiben muß, um Athem zu schöpfen. In weniger wie einer halben Stunde hat unser Weg so viele Krümmungen und Windungen beschrieben, daß zu Papier gebracht eine der verschlungensten Arabesken der Alhambra dadurch zum Vorschein kommen würde. Von Zeit zu Zeit vernehmen wir das Gepolter eines Mühlrads, das Rauschen eines Gewässers, das Klappern eines Webstuhls, den Gesang näselnder Kinderstimmen, der angeblich von einer Kinderschule herrühren soll; allein mit den Augen ist nirgends etwas zu entdecken. Wir nähern uns dem Mittelpunkte der Stadt: das Volk auf der Straße wird häufiger, die Männer schauen uns verwundert nach, die Weiber kehren sich um oder verstecken sich, die Kinder schreien und entfliehen oder zeigen uns von weitem die Faust. Wir kommen an einzelnen mit reichen Mosaiken geschmückten Fontainen, an edel gewölbten Eingangsthoren und mehreren Höfen mit schönen Bogenreihen vorüber. Alle Augenblicke befindet man sich aber, der gedeckten Gänge wegen, im Finstern, dann wieder ein matter Lichtschimmer, dann sofort wieder im Finstern. Endlich biegen wir in eine der Hauptstraßen der Stadt, etwa 2 M. breit, ein. Alles richtet die Blicke auf uns, Alles drängt sich an uns heran; die uns begleitenden Soldaten haben Mühe, uns die Leute vom Halse zu halten. Alle paar Schritt müssen wir stillstehen, um irgend einen Mauren zu Pferd, oder einen mit blutigen Schöpsenköpfen beladenen Esel, oder ein eine verschleierte Dame tragendes Kameel vorbei zu lassen. Zur Rechten und zur Linken öffnen sich die mit Menschen angefüllten Bazars; Eingangsthore und Höfe der Handlungshäuser, mit Waaren aller Art angefüllt, Pforten der Moscheen, durch die man das zum Gebet niedergeworfene Volk der Gläubigen erblickt. Alle Leute machen den Eindruck, als gingen sie auf den Fußspitzen. Die Luft ist mit einem starken Geruch von Aloë, Gewürzen, Weihrauch und Kif geschwängert. An uns vorüber kommen ganze Schaaren von Kindern mit Grindköpfen und allerhand Wunden und Narben; häßliche alte Weiber ohne Kopfbedeckung und mit entblößter Brust; beinahe völlig nackte Narren mit Blumen bekränzt und einem Zweig in der Hand, die fortwährend lachen, singen und hüpfen. Bei einer Straßenwendung begegnen wir einem „Heiligen", ein übermäßig fetter, vom Kopf bis zur Zehe nackter alter Mann, der sich mühsam des Wegs einherschleppt, indem er mit der einen

Digitized by Google

Hand sich auf eine mit rothem Tuch überzogene Lanze stützt. Scheel blickt er uns an und murmelt im Vorübergehen ein paar unverständliche Worte. Kurz darauf führt uns der Zufall vier Soldaten in den Weg, die einen unglücklichen, ganz zerfetzten und blutigen Menschen mit sich schleifen, — offenbar ein auf der That ertappter Dieb, denn die hintendrein folgende Kinderschaar ruft unausgesetzt: Die Hand! Die Hand! Die Hand abhauen! — In einer andern Gasse begegnen wir zwei Männern mit einer offenen Tragbahre, worauf ein zur Mumie verdorrter Leichnam, in einen Sack aus weißer Leinwand gehüllt, der am Halse, um die Taille und an den Knieen zusammengebunden ist, ruht. Unwillkürlich frage ich mich, ob ich wache oder träume; ob die Städte Fez und Paris wohl auf demselben Gestirn liegen!"

Mekinez, die dritte Residenzstadt der marokkanischen Kaiser, schildert der italienische Reisende, im Gegensatz zu Fez, als sehr freundlich, licht, und mit krummen aber breiten Straßen. Die Häuser sind nicht übermäßig hoch, auch die Gartenmauern niedrig, so daß man allenthalben die anmuthigen Contouren der um die Stadt sich hinziehenden Hügel erblickt. Auch mannigfaches schattiges Laubwerk ziert diese heitere Stadt, nicht blos in den Höfen und Gärten, sondern selbst in den Straßen und auf den öffentlichen Plätzen. Ueberall athmet man frische, duftige Landluft; über den ganzen Ort ist eine gewisse wohlthuende Stille, der vornehme Hauch einer zwar von ihrer einstigen Höhe herabgesunkenen, keineswegs aber erstorbenen Stadt ausgebreitet. Der Palast des Gouverneurs ist ein großer monumentaler Bau, reich mit Mosaik geschmückt, der auf einem weiten, ziemlich verödeten Platze steht.

Marokko oder Marrakesch ist seiner Einwohnerzahl nach, welche 50,000 nicht übersteigt, die zweite Hauptstadt des Reiches, liegt aber auch um vieles südlicher als die beiden soeben geschilderten Plätze, am Wad Tensift und so zu sagen am Fuße des Großen Atlas-Gebirges. Von ungeheuren Gärten umgeben, die die wüsten Stadttheile bedecken, ist Marokko eine ganz heruntergekommene Stadt, welche von Europäern nur selten besucht werden kann. Gerhard Rohlfs verweilte dort zwei Tage und verließ das Fundúk (Gasthaus) nur Abends, um nicht erkannt zu werden. Seither sind 1872 die Hrn. Dr. v. Fritsch und Dr. J. J. Rein gleichfalls in Marokko gewesen und haben dort eine gute Aufnahme gefunden. Ganz entgegengesetzt zu Fez hat die Stadt Marokko mit wenigen Ausnahmen nur einstöckige Wohnungen, und an den Seiten der breiten Straßen findet man oft große Gärten. Nur im Handelscentrum der Stadt verengen die engstehenden Häuser die Straßen. An öffentlichen Gebäuden ist die Stadt arm, und der Palast des Sultans, obschon äußerst umfangreich, zeichnet sich durch nichts aus.

Nebst den genannten drei Hauptstädten zählt Marokko noch einige nicht unwichtige Küstenplätze, wovon jedoch die bedeutendsten am Mittelmeere den Spaniern gehören. Die wichtigsten darunter sind Mlila (Melilla), Tetuan und Ceuta, letzteres am östlichen Ausgange der Straße von Gibraltar, welche Afrika von Europa scheidet. An der atlantischen Küste aber liegen Tanger (Tandscha der Marokkaner) mit 20,000 Einwohnern, El Arisch, Rabat, Asamor und Mogadór. Alle diese Städte werden von Arabern, Berbern, Juden und Negern bewohnt, aus welchem Gemische die marokkanische Bevölkerung sich zusammensetzt. Den Grundstock bilden die Nachkommen der alten Numidier, die Berber, welche bis zum Jahre 1050 fast die alleinigen Bewohner des ganzen nördlichen Afrika waren; erst um diese Zeit erfolgten jene Einwanderungen der Araber, welche mit dem Islâm dem nordafrikanischen Staatswesen ein neues, besonderes Gepräge aufdrückten. Was Zahl und Ausbreitung beider Völker anbetrifft, so finden wir in Marokko,

Digitized by Google

daß die Berber nicht nur bedeutend zahlreicher, sondern auch über einen viel größeren Raum des Landes verbreitet sind. Mit Ausnahme der großen Städte und Ortschaften, in denen die Araber überall das überwiegende Element bilden, kommen sie sodann nur noch sporadisch vor. Man kann also fast behaupten, daß an Land die Berber vier Fünftel besitzen, gegen ein Fünftel, welches auf die Araber kommt. Der Zahl der Bewohner nach dürfte das Verhältniß so sein, daß zwei Drittel Araber sind.

In Marokko hat sich das berberische Urvolk von den Arabern fern und unvermischt erhalten. Allerdings kommen wohl in den Städten und größeren Ortschaften Heirathen zwischen beiden Völkern vor, im Ganzen stehen sich aber heute Araber und Berber so fremd gegenüber wie zur Zeit der ersten Invasion. Die von den Berbern gesprochene Sprache ist das Tamasirht oder Schellah, nämlich eben die, welche die Tuareg der Sahara Temahak im N. und Temaschek im S. nennen, und der wir in Audjila und noch ferner im äußersten O. in der Oase des Jupiter Ammon begegnen. Allerdings sind die Unterschiede der verschiedenen Dialecte dieser Sprache äußerst groß, wie das ja auch nicht anders sein kann bei einer Sprache, welche über einen Raum verbreitet ist, welcher ungefähr den vierten Theil von Afrika ausmacht. Dennoch aber sind sie nicht so groß, um nicht leicht eine Verständigung zwischen den verschiedenen, berberisch redenden Völkern zu ermöglichen. Die Berber in Marokko haben und kennen keine Schriftzeichen wie ihre Brüder, die Tuareg. Die einzigen berberischen Schriftzeichen befinden sich in Tuat und rühren jedenfalls von Tuareg her, die früher vielleicht weiter nach dem N. hinauf kamen.

Was die Berber am entschiedensten von den Arabern trennt, ist eben die Sprache, obschon die Berber natürlich viel Worte aus der arabischen Sprache aufgenommen haben, wie die marokkanischen Araber solche dem Berberischen entlehnten. Die übrigen Unterschiede sind äußerst gering. Derselbe Körperbau auf dem Flachland wie im Gebirge (wegen der vielen Wanderungen), das heißt schlanker, sehniger Wuchs mit stark ausgeprägtem Muskelbau, gebranntem Teint, kaukasischer Gesichtsbildung, stark gebogener Nase, schwarzen feurigen Augen, schwarzem schlichten Haare, spitzem Kinn, etwas stark hervortretenden Backenknochen, spärlichem Bartwuchse — alles dies haben Berber und Araber gemein. Allerdings sind im Allgemeinen die Gebirgsbewohner heller, aber das gilt sowohl für die berberischen Bewohner des Rif-Gebirges, wie für die arabische Bevölkerung der Gebirge der Andjera-Landschaft. Bei den Frauen beider Völker muß wohl auffallen, daß das Weib des Arabers durchschnittlich kleiner sein dürfte als das des Berbers. Im Uebrigen sind auch sie nicht äußerlich zu unterscheiden. Man kann von beiden sagen, daß, sehr früh entwickelt, sie in der Jugend hübsche volle Formen haben, meist regelmäßige Gesichtszüge besitzen, aber schnell altern, durch unzulängliche Nahrung äußerst mager und im Alter wegen ihrer überflüssigen Hautfalten überaus häßlich werden. Hervorzuheben ist, daß bei den Berbern die Stellung der Frauen eine bedeutend hervorragendere ist als bei den Arabern. Indeß ist das Lied der meisten Reisenden, als sei die Frau bei den Arabern weiter nichts als eine Magd, ein auf oberflächlicher Anschauung beruhendes. Kommt die Zeit der Arbeit für den Mann heran, dann ist der Berber sowohl wie der Araber bei der Hand: das Feld wird von den Männern bestellt, das Einheimsen des Getreides besorgen die Männer, ebenso die Abwartung der Gärten, wo solche vorhanden sind, das Hüten der Heerde, das Abschlachten des Viehes, kurz alle schwerere Arbeit, wie sie eben auch bei andern Völkern von der stärkeren Hälfte verrichtet wird.

In Marokko herrscht nur Einweiberei, sowohl bei Arabern als bei Berbern; die wenigen Ausnahmefälle, wo ein reicher oder hochgestellter Araber sich einen Harem hält, kommen kaum in Betracht, und ein Berber, mag er eine noch so hohe Stellung einnehmen, heirathet nie mehr als eine Frau. In der Regel ist die Heirath eine zwischen Eltern oder Verwandten für die betreffenden Personen abgemachte Sache, doch kommen auch häufig genug Liebesheirathen vor. Es hat dies

Digitized by Google

seinen Grund darin, weil alle Frauen und jungen Mädchen unverschleiert gehen, mithin hat der Freier Gelegenheit, seine Zukünftige kennen zu lernen. Solche Liebesheirathen gelten meist für Lebzeiten, während die Ehebündnisse, welche aus Convention geschlossen sind, gemeiniglich keine Dauer haben. Ein eigentlicher Kauf der Frauen findet nicht statt; der betreffende Bräutigam erlegt nur dem zukünftigen Schwiegervater die Geldsumme, welche dieser für die Anschaffung der Kleidungsstücke und Schmucksachen seiner Tochter nöthig hat. Gibt die Frau Grund zur Scheidung, oder aber beantragt sie die Scheidung, so muß das Geld zurückbezahlt werden; verstößt aber der Mann seine Frau, so bleibt sie Eigenthümerin ihrer Sachen und ihr Vater behält obendrein das Geld.

Beschneidung ist durchweg eingeführt, doch gibt es einige Berberstämme, welche sie nicht üben. In Marokko hält man die Beschneidung als nicht unbedingt erforderlich für den Islam. Ueberhaupt haben die Berber Eigenthümlichkeiten bewahrt, die bei den Arabern nicht zu finden sind; so essen sämmtliche Rif-Bewohner das wilde Schwein trotz des Koran-Verbotes. Alle Berber rechnen nach Sonnenmonaten und haben dafür die alten von den Christen herrührenden Benennungen; ja südlich vom Atlas haben auch die dort hausenden Araber diese Zeitrechnung angenommen. Das Leben in der Familie ist ein patriarchalisches und man hält außerordentliche Stücke auf Verwandtschaft und Sippe; eigenthümliche Familien-Namen nach unserem modernen Sinne haben weder Araber noch Berber, Familien-Namen werden nur von der ganzen Sippschaft oder dem Stamme geführt. In diesen Stämmen setzt dann jeder den Namen seines Vaters, manchmal auch den seines Großvaters und Urgroßvaters hinzu. Bei den Arabern haben wir fast nur biblische und koranische Namen, sowohl bei den Männern als Frauen. Die Berber haben sich auch hierin apart gehalten und fahren fort heidnische oder berberische Namen zu führen, Buko. Rocho, Atta ꝛc., obschon natürlich arabische Namen vorwalten. Eine eigentliche Erziehung wird den Kindern nicht gegeben, die ganz jungen Kinder bleiben circa zwei Jahre auf dem Rücken ihrer Mütter, welche dieselben wenigstens zwei Jahre stillen. Allerdings hat jeder Tschar (Dorf aus Häusern), jeder Duar (Dorf aus Zelten), jeder Ksor (Dorf einer Oase) seinen Thaleb oder gar Faki, der die Schule leitet, aber die meisten bringen es kaum dazu, die zum Beten nothwendigen Korankapitel auswendig zu lernen, geschweige daß sie sich an's Lesen und Schreiben wagten. Beim Heranwachsen stehen die Töchter den Müttern in der häuslichen Beschäftigung bei, während die männliche Jugend zuerst zum Hüten des Viehes verwendet wird, in der Pflanzzeit den Acker mit bestellen helfen muß, und schließlich nach einer kurzen Arbeitszeit im Jahre die liebe lange Zeit mit Nichtsthun hinbringt. Tabak und Haschisch sind ganz allgemein, jedoch in keinem unmäßigen Gebrauch. Opium ist mit Ausnahme der Städte und der Oase Tuat nicht eingebürgert. Desto allgemeiner ist in der Weinlesezeit und kurz nachher der Genuß des Weines. Denn Marokko ist ein an Weinreben ungemein reiches Land. Von der dabei herrschenden Unmäßigkeit und Rohheit entwirft G. Rohlfs ein wenig schmeichelhaftes Bild. Ueberhaupt zeichnet sich das ganze marokkanische Volk durch eine gewisse Rohheit, wenig edle Gefühle und wenig sanfte Neigung aus. Bei den Berbern, namentlich am N.-Abhange des Atlas, streift die Rohheit sogar an's Thierische. (Rohlfs. A. a. O., S. 60—74.)

Hier mögen zwei Worte über die marokkanischen Duars einen Platz finden, welche Hr. de Amicis ausführlich beschreibt. „Ein Duar besteht gewöhnlich aus 10, 15 oder höchstens 20 Familien, welche in der Regel durch verwandtschaftliche Bande unter einander verbunden sind; jede Familie hat jedoch ihr eigenes Zelt. Die Zelte sind in Zwischenräumen von beiläufig 30 Schritten in zwei parallelen Reihen derart aufgestellt, daß sie in der Mitte gewissermaßen einen viereckigen, an beiden Enden offenen Platz bilden. Diese Zelte sehen sich beinahe alle gleich. Sie bestehen aus einem großen Stück schwarzen oder chocoladefarbenen Stoffes, entweder aus Kameelhaar oder aus Fasern der Zwergpalme gewoben, welches von zwei starken Pfählen, über die eine Querstange das Dach bildet, getragen wird. Ihre Gestalt ist noch ganz jene der Wohnungen der Numider des Jugurtha, welche Sallust mit einem umgestürzten, d. h. den Kiel nach oben gekehrten Schiffe vergleicht. Im Winter ist die Leinwand bis an den Boden gespannt und daselbst an Pflöcken befestigt, um Wind und Regen den Zutritt zu verwehren; im Sommer dagegen läßt man ringsherum eine ziemlich breite Oeff-

Digitized by Google

Marokkanisches Duar.

nung zum Durchzug der Luft, wogegen das Zelt von einem Zaun aus Binsen, Rohr und Brombeerstauden umgeben ist. Auf diese Weise sind die Zelte im Sommer kühler und in der Regenzeit besser geschützt, als die weder mit den nöthigen Oeffnungen noch aber mit Fensterscheiben versehenen maurischen Häuser in den Städten. Keines dieser Zelte ist über 2½ M. hoch, während die größte Länge 10 M. beträgt. Eine Binsenwand theilt den Raum in zwei Theile; auf der einen Seite schlafen die Eltern, auf der anderen die Kinder und sonstigen Familienglieder. Was den gewöhnlichen Hausrath eines solchen Zeltes betrifft, so besteht er in ein oder zwei aus Weidenzweigen geflochtenen Matten, einer buntbemalten Holztruhe, einem runden Venezianer Spiegel, einem Dreifuß aus Rohr, der als Waschgestell dient; ferner in zwei schweren Steinen zum Mahlen des Korns, einem alterthümlichen Webstuhl, einem rohen Leuchter aus Blech, etlichen irdenen Gefäßen und dergleichen. In einer Ecke thront allemal eine Bruthenne.

So wie man zur Zeit Abrahams aß, aus einer Schüssel am Boden hockend, so ißt noch heute der Marokkaner. Er kennt noch nicht den Gebrauch der Messer und Gabeln. Auch der Löffel ist nicht überall eingebürgert. Die Männer essen getrennt von den Frauen, diese essen mit den Kindern des Hauses. Selbst bei den Berbern hat der Islam dies durchzusetzen gewußt. Fleisch wird von den Bewohnern auf dem Lande nur bei Gelegenheit eines Festes gegessen, und auch dann nur in geringer Quantität. Der in den Städten sehr beliebte Thee wird auf dem Lande nur noch bei vereinzelten Vornehmen und Reichen gefunden; das allgemeine Getränk ist Wasser. Nirgends kennt man in Marokko die Bereitung von Busa oder Lackby, d. h. ersteres ein gegohrenes Getränk aus Getreide, letzteres der den Palmen abgezapfte Saft. Es würde den Marokkanern ein großes Verbrechen sein, eine Dattelpalme derart für das Tragen der Früchte unbrauchbar zu machen oder gar zu tödten. Gastfreundschaft wird ohne Prunk, ohne Ceremonie, als etwas Selbstverständliches in Marokko überall geübt. In den meisten Duars, in fast allen Tschars gibt es eigene Häuser oder Zelte, Dar und Gitun el Diaf genannt, welche für die Reisenden bestimmt sind. Der Fremde hat dagegen keinerlei Verpflichtung. Im Gegentheil, wird man nicht ordentlich verpflegt, so hat man das Recht, Beschwerde zu führen. Natürlich wird man bei dieser Gelegenheit von Allen über Alles ausgefragt, denn Zurückhaltung und Schweigsamkeit kennt in dieser Beziehung der Marokkaner nicht. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß die arabischen Stämme bedeutend liberaler sind als die berberischen.

Digitized by Google

Die Bevölkerung von Marokko hat keinen eigentlichen Adel in unserem Sinn. Die vornehmste Classe sind die Schürfa, d. h. Abkömmlinge Muhammeds; selbstverständlich sind diese arabischen Stammes. Da sie sich unglaublich vermehrt haben, gibt es ganze Ortschaften, die fast nur aus Schürfa bestehen; man erkennt sie daran, daß sie vor dem Namen das Prädikat „Sidi“ oder „Mulei“, d. h. „mein Herr“, führen. Die gegenwärtige Dynastie von Marokko besteht aus Schürfa. Das Scherifthum ist nicht erblich durch die Frau; heirathet z. B. ein gewöhnlicher Marokkaner eine Scherifa, so sind die Kinder keine Schürfa. Aber ein Scherif kann eine Frau aus jedem Stande nehmen und die aus der Ehe entspringenden Kinder werden alle Schürfa. Sogar eines Scherifs Heirath mit einer Christin oder Jüdin (die in ihrer Religion verbleiben können), oder mit einer Negerin (eine solche muß aber den Islam angenommen haben), hat auf das Scherifthum der Kinder keinen vernichtenden Einfluß, ebenso sind die im Concubinat erzeugten Kinder vollkommen gleichberechtigt mit den in gültiger Ehe erzeugten. Die Schürfa werden überall in Marokko als eine besonders bevorzugte Menschenclasse angesehen. Sie haben das Recht, andere Leute zu insultiren, ohne daß man mit gleichen Waffen antworten darf. Der Muhammedaner schimpft dann am stärksten, wenn er Beleidigungen auf die Vorfahren oder Eltern des zu Beschimpfenden häuft. Der Nicht-Scherif darf dies nicht erwidern, denn den Vorfahr oder Vater eines Nachkommen des Propheten beleidigen wäre ein Verbrechen gegen die Religion. Er hat aber das Recht, die Person des Scherif selbst zu schimpfen. Die sogenannten Marabutin, heilige Personen oder Nachkommen solcher Heiligen, stehen in Marokko in bedeutend geringerem Ansehen, sie werden zu sehr von den Schürfa verdunkelt.

Ueber die geistige Begabung der Marokkaner läßt sich wenig sagen. Hervorragende Männer hat die Neuzeit nicht hervorgebracht, und edlerer Regungen ist der Marokkaner kaum fähig. Indeß ist die Unmoralität beim Volke lange nicht so schlimm wie in den Städten. Ausschweifungen, eheliche Ueberschreitungen oder andere Laster hört man im Volke fast nie vorkommen. Diebstahl, Lug und Betrug kommen zwar oft genug vor, namentlich einer Tribe gegen die andere, indeß wird dies kaum als sündhaft betrachtet. Lügen ist überhaupt den Arabern und Berbern so eigen, daß es wohl kaum ein Individuum gibt, das die Wahrheit spricht. Und professionsmäßige Lüge hat wohl immer Betrug und Diebstahl im Gefolge. Das Faustrecht, der Raub und Mord sind in all' den Theilen des Landes, die nicht von der Armee des Sultans erreicht werden können, an der Tagesordnung, und niemand findet auch etwas Außerordentliches darin. Daß der Gastfreund den Marokkanern eine geheiligte Person sei, ist eine Farce, in vielen Gegenden respectiren die Bewohner nicht einmal die Schürfa.

Die Juden in Marokko, welche in den Städten überall in besonderen Vierteln (Milhas) wohnen, sind direct aus Palästina hergewandert, zum Theil aus Europa zurückvertrieben. Im Allgemeinen sind die Juden schöner und kräftiger als die Araber, aber der entsetzliche Schmutz, den sie zur Schau tragen, die nachlässige und ärmliche Kleidung, der sie sich bedienen müssen, entstellt sie mehr, als es unter anderen Umständen der Fall sein würde. Die Jüdinnen namentlich zeichnen sich durch Schönheit der Körperformen und reizende Gesichtszüge aus, müssen dafür aber auch oft genug sind sie in der Nähe eines Großen und Vornehmen, in dessen Harem wandern. Die direct von Palästina hergekommenen Juden reden kein Spanisch, sondern nur Arabisch, und in rein berberischen Gegenden Schellah oder Tamasirht. Man wird wohl kaum übertreiben, wenn man die Zahl der in Marokko lebenden Juden auf circa 200,000 Seelen angibt. Auch die schwarze Race ist in Marokko vertreten, und zwar sind es vorzugsweise Haussa-, Sonrhai- und Bambarra-Neger, die man antrifft. Sie haben dazu beigetragen, das arabische Element kräftig zu durchsetzen, obschon auf dem Lande die Mischung mit den Schwarzen seltener ist als in den Städten. Es ist weniger im arabischen Volke Sitte, eine Negerin zu nehmen, als bei den Großen. Die ganze Familie des Sultans, alle ersten Familien der Schürfa haben heute ebensoviel Negerblut in ihren Adern, als rein arabisches. Die Berber mischen sich nie mit den Schwarzen, sie würden glauben sich dadurch zu degradiren. Als Sklaven werden die Schwarzen in Marokko gut behandelt und fast immer nach längerer oder kürzerer Zeit in Freiheit gesetzt. Die Zahl der Schwarzen in Marokko, welche stets durch neue

Digitized by Google

Zufuhren aus Centralafrika erneuert wird, dürfte sich auf circa 50,000 beziffern. (Rohlfs. A. a. O. S. 75—85.)

Von einer eigentlichen Industrie kann in Marokko nicht die Rede sein; nur einige Industriezweige haben sich auf ihrer alten Höhe erhalten. Besonders gilt dies von der Lederbereitung. Bedeutend ist ferner die Fabrikation der rothen orientalischen Mützen zu Fez, welche auch darnach ihren Namen haben, der starken rothen Wollbinden und der kostbaren Leibgürtel. Haupthandelsstadt ist Fez. Es unterhält diese Stadt, außer vielfachen Beziehungen zu England, Frankreich und Spanien, einen äußerst lebhaften Verkehr und Transithandel mit dem Innern von Afrika, wohin alljährlich unabsehbare Karawanen mit Stoffen aus Fez, englischen Tüchern, venezianer Glaswaaren, italienischen Korallen, Pulver, Waffen, Tabak, Zucker, Spiegeln aus Deutschland, holländischen Federn, Tiroler Schachteln, englischen und französischen Quincaillerie waaren, endlich Salz, welches sie unterwegs in den Oasen der Sáhara sammeln, u. dergl. abgeben. Ein solcher Karawanenzug ist gleichsam ein ambulanter Markt, wo fortwährend die eigenen Waaren gegen Landesproducte, wie Goldstaub, Straußenfedern, weißen Gummi aus Sénegal, Goldgeschmeide aus Nigritien, allerhand Gewürze, endlich auch gegen Negersklaven eingetauscht werden. Dieser rege Verkehr mit dem Innern ist nicht blos der wichtigste, sondern auch der älteste Zweig des marokkanischen Handels.

§. 3. Die französische Besitzung Algerien.

Marokko's östlicher Nachbarstaat ist Algerien, seit 1830 eine Besitzung der Franzosen, welche den früheren Dey von Algier vertrieben. An Flächenraum nur um weniges kleiner als Marokko, ist Algerien doch weit geringer bevölkert, da das culturfähige Land auf das „Tell" beschränkt und dieses nur ein relativ schmaler Streifen Landes ist. Die Einwohnerzahl mag 2½ Millionen betragen, und treffen wir auch hier — von den eingewanderten Europäern abgesehen — auf die nämlichen ethnischen Elemente wie in Marokko. Von untergeordnetem Belange sind die in allen Städten vorkommenden Juden und die seit 1848 insgesammt freien Neger; den Grundstock bilden wieder die Berber, doch sind die Araber in viel größerer Anzahl im Lande vorhanden. Beide, Berber und Araber, stehen aber als gemeinsame Feinde den europäischen Ansiedlern gegenüber, welche nicht nur in den Städten, sondern auch

Digitized by Google

im Tell ihren Wohnsitz aufgeschlagen haben. Diese europäische Bevölkerung mag etwa an 250,000 Köpfe betragen, wovon natürlich die Franzosen die Hälfte einnehmen, während die anderen Nationalitäten sich auf die übrige Hälfte vertheilen.

Unter diesen anderen Nationalitäten zeichnen die Spanier, Malteser und Italiener sich durch starken Zuwachs aus, während die Deutschen seit 1862 zurückgehen. Man zählte Deutsche 1851 2660, 1855 6040, 1862 5830, 1866 5436, 1872 4933. Daß aber diese Zahlen sich nicht durch eine, begreiflicherweise in den letzten Jahren verminderte Einwanderung der Deutschen allein erklären, zeigt folgende Uebersicht der Geburts- und Sterblichkeitsverhältnisse der verschiedenen Nationalitäten. In den Jahren 1853—1856 starben von 1000 Bewohnern: bei den Deutschen 56, bei den Franzosen 47,5, bei den Spaniern, Italienern und Maltesern 30. In demselben Zeitraum wurden Kinder geboren auf 1000 Bewohner: bei den Deutschen 31, bei den Italienern 38,5, bei den Franzosen 41, bei den Maltesern 44, bei den Spaniern 47,5. Auch im Jahr 1865 und für den Zeitraum 1867—72 zeigen die Deutschen (mit 50,5 Todesfällen auf 1000 Bewohner) die höchste Sterblichkeit, welche die Geburtsziffer (40,1) um mehr als 10 Procent überbietet. Dr. E. Vallin zieht daraus den richtigen Schluß, daß die deutsche Nationalität rasch in Algerien verschwinden würde, wenn sie sich nicht durch Einwanderung ergänzte. (Allg. Ztg. vom 19. August 1876.) Nach dem letzten deutsch-französischen Kriege hat auf Vorschlag des um die Hebung Algeriens sehr verdienten Dr. Warnier die Regierung in der That 100,000 Hectaren Landes den auswanderungslustigen Elsaß-Lothringern geschenkt und überhaupt viele Millionen darauf verwendet, um auf diesem afrikanischen Boden denen, die mit der deutschen Herrschaft in den Reichslanden unzufrieden sind, einen Zufluchtsort zu bieten. Es ward aber kein günstiges Resultat erzielt. Viele der Einwanderer sind dem algerischen Klima erlegen. Am besten ertragen noch das Klima die Spanier, deren Ländereien sich vor allen anderen durch ihren guten Zustand und Ertrag auszeichnen. Die wahre Colonisation besteht übrigens in Algerien wie überall im Urbarmachen unbebauter Strecken, wozu sich kein Franzose und auch die Elsässer und Lothringer nicht hergeben. Diese begehren allein die den Arabern weggenommenen fruchtbaren Gebiete, um Weizen oder sonst ein Getreide darauf zu säen, die Ernte mittelst spanischer Tagelöhner, welche die besten und billigsten sind, einzuheimsen und den Ertrag in Absynth und Cognac und einem bequemen Leben zu verzehren. Ueberdies sterben die Kinder der Europäer, welche nicht wie die Spanier und Malteser in benachbarten Ländern geboren sind, häufig in der frühesten Jugend, wenn sie nicht ihre Eltern, wie die Engländer in Indien, zur Erziehung nach Europa schicken. Wahrscheinlich sind die genannten Völker und die Südfranzosen allein zur Ansiedlung in Algerien geeignet.

„Wer Algerien kennt," sagt Haus Wachenhusen, „der weiß, daß außer den wenigen Fruchtgärten, dem von Tlemcen in Oran, der Metidscha in Algier und den Oasen in Constantine, Alles Wüste ist und daß selbst die Metidscha erst künstlich zum Fruchtgarten umgeschaffen wurde — Wüste, meine ich, nach unseren europäischen Begriffen. Man steige zu Pferde an der Küste, wo man will; Tage lang führt der Weg durch Steppen, und dennoch ist man im ‚Tell', im culturfähigen Lande, zum Unterschiede von der Sahara, der eigentlichen Steppe. Algerien kennt nichts von dem Ramleh, dem Sande Ober-Aegyptens, von jenem Ramleh Alexandria's, das aus fußtiefem Sande zum fettesten Humus geworden. Algeriens Steppen sind meist unerbittlicher, harter Kies, der nur mit der salzigen Sebkha wechselt. Nur der arabische Nomade weiß sich die Weide- und Saatplätze zu suchen, versteht ihnen eine, auch zwei Ernten abzulocken, um dann seine Heerde weiter zu treiben; der Europäer muß in dieser Steppe zu Grunde gehen, und selbst wenn er sich erhält, wird er das Leben eines Deportirten, eines Sträflings führen müssen. Wahr ist es, daß Strecken vorhanden, die den Mühen eines tüchtigen Landmannes nicht trotzen würden; aber entspricht die Frucht der Anstrengung all' den Entsagungen, den Steuern, den Plackereien unter dem ewigen Kriegszustande der Sub-Divisionen, der jetzt nach dem letzten Aufstande der Araber sicher nicht beseitigt werden dürfte? Dahinzu kommt, daß der Ansiedler sein Gourbi,

Digitized by Google

seine Hütte inmitten der arabischen Duars wird aufschlagen müssen, daß er von Dieben umgeben sein Eigenthum wie ein Kettenhund zu bewachen hat, wenn er nach jahrelangen Mühen dem dürren Boden durch artesische Brunnen die nothdürftigste Fruchtbarkeit gegeben, wenn seine Baumpflanzungen endlich ihm ein wenig Schatten gewähren, einen Schatten, den er sonst meilenweit sucht, da der nomadisirende Araber ganz andere Lebensbedingungen kennt, als der Europäer. Der Araber will Sonne, heiße, verzehrende Sonne; es ist als habe der Himmel ihn bestimmt, sein Haupt immer nur in der Sonne zu baden, als sei er bemüht, dem Sohne der Wüste jeden leisesten Schatten zu ersparen. Man sieht es am Bau selbst der Palme, die ihre Krone wie einen Federbusch in die Höhe streckt, und damit die Dattel, die Frucht, selbst in den Zweigen keinen Schatten verursache, ließ der Himmel sie am Fuß der Krone wie einen Kranz dicht um den Stamm des Baumes wachsen." Dieses trübe Bild hat indeß seine Kehrseite in der Thätigkeit, welche in der Gegenwart in Algerien entfaltet wird. Allenthalben bilden sich industrielle und Ackerbaugesellschaften. Die Einen beschäftigen sich mit der Gewinnung des Halfa, dessen die Engländer sich bedienen, um Papier anzufertigen, und bauen eine lange Eisenbahn, um diese kostbare Pflanze von den hohen Gebirgsebenen, wo sie wächst, bis an's Meer, wo man sie einschifft, zu führen. Das Halfa ist eine wildwachsende Grasart (Machrochloa tenacissima), welche auf den südlichen Höhenzügen des Departements Oran allein einen Flächenraum von mehr als 4 Millionen Hectaren bedecken soll, dessen Production also fast kostenfrei ist. Andere verwerthen die Zwergpalme, welche hier so häufig ist wie das Gras in Frankreich; durch ein ganz einfaches Verfahren macht man daraus eine Art Pflanzenhaare, welche nach Paris verschickt werden. Noch andere beuten den prächtigen antifebrilen blauen Gummibaum (Eucalyptus globulus) aus, einen Baum, welcher binnen 10 Jahren eine erstaunliche Größe erreicht und dessen Früchte und Blätter außerordentliche Eigenschaften besitzen, oder die Korkeiche, oder den Rosenlorbeer, welcher nützliche Essenzen liefert u. s. w. Der Waldreichthum ist unerschöpflich, die mineralischen Schätze ebenfalls, und ihre allenthalben beginnende Verwerthung wird große Capitalien nach Algerien ziehen.

Was die Franzosen während der letzten Jahre in Algerien geleistet haben, ist jedenfalls höchst merkwürdig und widerlegt die gewöhnliche Phrase, daß sie nicht zu colonisiren verstünden. Als sie das Land in Besitz nahmen, fanden sie, daß dasselbe sumpfig war, ein veränderliches Klima hatte und von den sandigen Winden, schweren Thauen, dicken Nebeln und einer raschen Aufeinanderfolge von Hitze und Kälte heimgesucht wurde. Sie sahen sich daher anfänglich für einen großen Theil ihrer Unterhaltungsmittel auf die Hülfsquellen des eigenen Landes angewiesen, und waren mehr oder weniger in Verlegenheit um frisches Fleisch und Brod; auch das einheimische Wasser war nur spärlich vorhanden. Auf den Ebenen waren sie den Ausdünstungen großer seichter Seen brackischen Wassers ausgesetzt, an deren Ufern Seegras wuchs und welche Brutnester von Fiebern bildeten. Auf den Bergen hatten sie abwechselnd mit den Wirkungen des Scirocco, der einen feinen gelben, feinen Lauf durch die Luft bezeichnenden Sand mit sich führt, und der N.-Winde zu kämpfen, welche die Temperatur an ungeschützten Plätzen fast um 7° R. erniedrigten. Auf ihren Kriegszügen mußten sie bei Tage die Hitze des Marsches und bei Nacht die plötzlich hereinbrechende Kälte ohne allen äußeren Schutz ertragen. Während sie die sumpfigen Ebenen bebauten, triefen sie häufig von Schweiß inmitten eines dichten Nebels, der die ganze Vegetation tief durchnäßte. Die Städte betrachtete man als unbewohnbar für Europäer, auch hatten sie neben ihrer schlechten Lage keine Abzugsgräben. Alle diese Umstände im Verein führten in den ersten Jahren der französischen Occupation eine ungeheure Sterblichkeit herbei. Es gab eine Zeit, in welcher es schwer war, Kinder aufzuziehen, und die Todesfälle überschritten die Zahl der Geburten. Die Franzosen in Algerien haben nun gezeigt: daß die Aufgabe, die Todesfälle von 80 im Tausend auf 14 im Tausend herabzubringen, obgleich keine geringe, doch keine Unmöglichkeit. Bona, in einer sumpfigen Ebene gelegen, war 1834 noch so ungesund, daß ganze Regimenter hinweggerafft oder zum Militärdienste untauglich gemacht wurden. Die Zahl der jetzt in dieser Stadt vorkommenden Todesfälle wird als die nämliche angegeben, wie die der gesünderen Städte Frankreichs. Ein allgemeines Austrocknungssystem hat das schlammige Marschland von Bufarik in trockenen,

Digitized by Google

weichen und gesunden Boden umgewandelt, und Malaria ist jetzt in der Stadt unbekannt. Durch die Austrocknung des Hallula-Sees hat man 13,758 Hectaren Land gewonnen, welches dem Wachsthum selbst der feinsten Baumwolle günstig ist. Die Wechselfieber, welche früher den schlimmsten Charakter hatten, verschwanden und mit ihnen die Schwärme von Mosquitos, welche das Leben fast unerträglich machten. In neuester Zeit haben die im Großen betriebenen Anpflanzungen des Eucalyptus globulus nicht wenig dazu beigetragen, das Land von den Fiebern zu befreien. Selbst die afrikanische Wüste ist nicht ein von Natur verwunschener Landstrich. Der Boden ist ein tiefer kalkartiger Sand, und überall wo man das Wasser zur Berieselung verwendet, gibt es üppige Ernten. Die Franzosen haben in der Sahara eine Menge artesischer Brunnen mit ähnlichen Ergebnissen gebohrt. Ueberall wo ein solcher angelegt ward, hat er sich erfolgreich erwiesen, ringsum ist Gras aufgekeimt, und Anbau und Bevölkerung folgten nach.

Algerien ist in die drei Departements Algier, Oran und Constantine eingetheilt, deren jedes wieder in Civil- und Militärdistricte, letztere Sub-Divisionen genannt, zerfallen. Sitz der Verwaltung ist die Hauptstadt Algier, in überraschend herrlicher Lage, mit dermalen 52,000 Einwohnern. Der Golf, welcher sich im Halbkreise viele Kilometer weit hinzieht und mit dem Cap Matifou endet, ist umrahmt von dem lieblichen, mit dem eigenthümlichen südlichen, rosigen Hauche übergossenen Sahelgebirge, welches hier allmählig abfällt, und freundliche weiße Villen, inmitten einer üppigen Vegetation in alle Höhengrade hineingewebt, laden traulich zum Besuche ein. Algier, die Silberstadt, liegt so ziemlich in der Mitte der algerischen Küste, die reich ist an wichtigeren Plätzen; wir finden westlich von der Hauptstadt die Hafenorte Scherschel, Mostaganem und Oran, im O. dagegen Dellys, Bougie, Philippeville, Bona und La Calle.

Die ganze Fahrt an diesem Küstensaume geht an Gestaden von großer landschaftlicher Schönheit hin. Höher und immer höher heben sich vom Wasser aus die Berge, deren Ketten in wunderbarer Verknotung oder Lösung immer neue grotesktschöne Bilder vor uns aufrollen. Doch sind sie nicht nackt, wie der größte Theil derjenigen Alpen, deren Fuß an der Riviera di Ponente auf europäischer Seite das Meerwasser benetzt; die Natur hat sie hier züchtiger, fast überall in Grün gekleidet. Der Hafen von Dellys ist ein natürlicher; die kleine Stadt, wirklich pittoresk an den felsigen Wänden vom Meer aus aufsteigend und von Ringmauern und Forts umgeben, hat vieles gemein mit dem in Europa gegenüberliegenden Villafranca bei Nizza. Die zauberische Bay von Bougie erinnert lebhaft an den Comersee, denn auch ihre Ellipse ist überall bis auf den Eingang von großartiger Berglandschaft eingerahmt. Aus der nahen Kabylie bringen die Kabylen gerne die Producte ihres Landes, Wolle, Kortholz, Oel, Felle, Feigen, zu weiterer Versendung auf den Markt von Bougie, der sich denn auch aus diesem Grunde ziemlicher Bedeutung erfreut. An dem halbinsularisch gelegenen Dschidschelli vorüber gelangt man zur prächtigen Rhede von Stora-Philippeville, zwei hübsche Städtchen, französische Neubauten, welche durch eine ½- oder ¾stündige Straße am Bergabhange mit einander verbunden sind. Stora ist ein Hauptplatz für den Sardellenfang. Bona liegt eben, da die Berge des El Edoagh etwas weiter zurücktreten, doch geben sie ihr von weitem immerhin ein prächtiges Relief und schützen sie vor manchen Winden; sie ist eine aufblühende, mindestens zur Hälfte französische, zur anderen kleineren jedoch von Mauren, Israeliten und Negern bewohnte Stadt von etwa 12,000 Einwohnern. (Otto Schneider. Von Algier nach Tunis und Constantine. Dresden 1872. 8°. S. 2—11.)

Digitized by Google

Beduinenlager.

Von den Städten im Inneren des Landes sind Gelma, Constantine, Setif, Batna, Biskra, ferner Blidah, Orléansville, Tlemcen und Nemours die nennenswertheften. Eine 540 Km. lange Eisenbahn verbindet, Blidah und Orléansville berührend, Algier mit Oran.

Die Herrschaft der Europäer in Algerien hat mit schweren Hindernissen zu kämpfen, welche die eingeborenen Völkerschaften entgegenstellen. So groß auch die seit 40 Jahren erzielten Fortschritte sind, so kommen sie doch fast ausschließlich den europäischen Einwanderern zugute. Die Eingebornen sind unserer Gesittung nur insoferne nähergerückt, als die Gewalt sie dazu zwingt. Der Islâm, dem gleichmäßig alle nichteuropäischen Elemente anhängen, führt eine so scharfe Scheidewand zwischen diesen und den Herren des Landes auf, daß bis jetzt nichts dieselbe einzureißen vermochte. Wie in ganz N.-Afrika haben wir auch in Algerien zwischen Berber und Araber zu unterscheiden; letztere zerfallen wieder in Städtearaber oder Mauren und in Wüstenaraber oder Beduinen, die ein nomadisches Leben führen. Es ist völlig vergebliche Hoffnung, daß letztere je zu einem seßhaften Leben sich bequemen möchten.

Folgender Zug ist geradezu charakteristisch und sagt mehr als lange Beschreibungen. Die Franzosen, um die Araber zur Seßhaftigkeit zu bewegen, dachten, das beste Mittel hierzu sei, die eingebornen Häuptlinge zur Erbauung fester Wohnhäuser zu veranlassen; denn der Araber hat eine große Verehrung für die Autorität und ahmt gerne dem Beispiele seiner Häuptlinge nach. Diese, wiederum aus Respect vor der Autorität, duldeten gerne, daß die Franzosen ihnen feste Wohnhäuser bauten. Als nun einmal ein Scheich von dem Genieoffizier, welcher ihm das Haus erbaut hatte, gefragt wurde, was er dazu sage, antwortete der Araber: „Ich bin ganz entzückt; die Franzosen sind in der That ganz außerordentliche Leute; sie haben mir einen Dienst erwiesen, wofür ich ihnen lebenslang erkenntlich sein werde; seitdem mein Haus vollendet ist, habe ich kein einziges Schaf mehr verloren; ich lasse sie jeden Abend in das Haus sperren, und in der Frühe fehlt nie ein einziges Stück." — „Wie denn?" frug der Offizier erstaunt, „und wo bleibst denn Du?" — „Oh ich," antwortete der Scheich mit einer Miene

Digitized by Google

aristokratischer Ueberlegenheit, „du begreifst, ein Mann wie ich, ein Mann von Blut kann nur unter einem Kameelhaarzelte wohnen." (F. Hugonnet. Souvenir d'un chef de bureau arabe. Paris 1858. 8°. S. 123.)

Diese nomadischen Beduinen sind es, welche das Emporkommen Algeriens am meisten gefährden, und es gibt wohl kein anderes Mittel, als sie gewaltsam aus dem Lande zu vertreiben, sie zurückzudrängen in die Wüste, wohin sie gehören. Die bisherige Politik, welche die Araber mit Güte zu gewinnen trachtete, hat sich als völlig verfehlt erwiesen. Der Bewohner der Steppe, der Nomade, ist einmal kein Culturmensch in unserem Sinne, kann nie ein Mitglied eines nach unseren Begriffen civilisirten Staatswesens sein; seiner ganzen Natur nach geht er vielmehr auf dessen Zerstörung aus; man hat nur die Wahl, auf letzteres oder auf ihn selber zu verzichten. Anders verhält es sich mit dem Berber, oder wie man ihn in Algerien vorzugsweise nennt, dem Kabylen, jenem Volkselemente, welches in Marokko den Grundstock der Bevölkerung bildet. Obwohl lange den Einflüssen des Araberthums ausgesetzt, deßhalb gleichfalls dem Islâm ergeben und heftige Feinde der Europäer — die Kabylen waren am schwersten zu bändigen und haben sich am öftesten in blutigen Aufständen gegen die französische Herrschaft erhoben — besitzen sie doch für die Civilisation werthvolle Eigenschaften. Der Kabyle bewohnt fast ausschließlich die höheren Gebirgsregionen, wohin ihn seinerseits der arabische Eindringling verdrängt, ist aber ein seßhafter Mann, welcher mit Leidenschaft an seinem heimathlichen Boden hängt, den er mit Fleiß und Sorgfalt bebaut; er zieht Getreide, Kartoffeln, pflegt den Obstbaum und pflanzt Wein. Auch in den Künsten des Lebens sind die Kabylen nicht unerfahren, sie besitzen eine durchdachte politische und sociale Organisation, die auf durchaus demokratischer Basis ruht, ihre Dörfer (Thadders) gründen sich auf das Einzeln- oder Privateigenthum im Gegensatze zu den Beduinen, welche nur das Gemeineigenthum kennen; ihr Name selbst rührt von K'bila (Vereinigung) her, und K'baïle, woraus verderbt Kabyle gemacht wurde, bedeutet eigentlich Genossenschaftsmensch. In religiösen Dingen ohne jeglichen Fanatismus sind die Kabylen ausgezeichnete Krieger und die natürlichen Feinde der Araber. (Siehe Henri Aucapitaine. Les Kabyles et la colonisation de l'Algerie. Paris et Algier 1864. 8°. S. 7—32.) In Algerien dürfte ihre Kopfzahl zwar nur etwa 500,000 betragen, es unterliegt aber keinem Zweifel, daß gerade ihnen in ganz N.-Afrika die Zukunft gehört und die europäische Colonisation vor Allem diesen bisher vernachlässigten berberischen Theil der Bevölkerung zu gewinnen trachten muß, indem sie ihn wieder in die Herrschaft über die Ebene, sein ursprüngliches Besitzthum, einsetzt.

Digitized by Google

§. 4. Die Regentschaft Tunis.

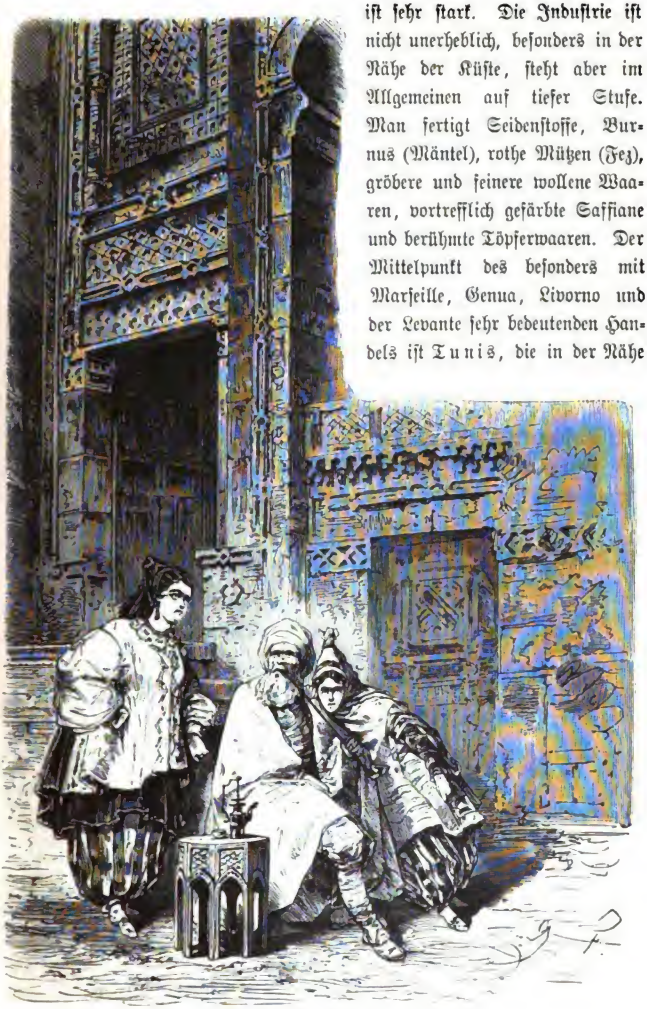
Der kleinste der drei Staaten des westlichen N.-Afrika ist die Regentschaft Tunis oder Tunisien, welche sowohl in ihren physikalischen Zügen als in der Zusammensetzung ihrer Bevölkerung fast gar keine wesentlichen Unterschiede mit dem benachbarten Algerien aufweist. An der Spitze des noch unabhängigen Staates, der zu der hohen Pforte in einem, wenngleich sehr losen Abhängigkeitsverhältnisse sich befindet, steht der Bey, welcher das Land mit großer Ungenirtheit zu seinem eigenen Vortheile ausbeutet. Auf einem Flächenraume von etwa 118,400 □Km. leben ungefähr 2 Millionen Menschen: Berber oder Kabylen, Araber, Kulugli, nämlich Mischlinge aus türkischem und maurischem Blute, endlich Juden und einige Neger. Alle diese Leute verschiedenen Ursprungs verachten und hassen sich gegenseitig und führen ein möglichst isolirtes Leben. So heirathen die Mauren oder Städtearaber, hier Hadars genannt, nur unter sich, und verbinden sich nie mit den von ihnen gründlich verachteten, nomadisirenden Arabern, deren es übrigens nur sehr wenige im Lande gibt. Die nämliche Antipathie besteht zwischen Arabern und Kabylen, welch letztere in Tunisien freilich stark verdrängt sind; ebenso leben die Juden nur für sich und unterhalten zu den übrigen Bewohnern des Landes nur Interessen- und Handelsbeziehungen.

In ihrer Tracht weichen die tunisischen Juden vollständig von denen in Algier und Marokko ab. Die Körperfülle namentlich der Frauen, die schreiendsten, brennendsten Farben der Kleider, dazu die Versicherung, daß die alten Juden der Ueberlieferung zufolge genau ebenso gekleidet gewesen seien, alles zusammen läßt den Fremden, welchem diese Costüme zum ersten Male entgegentreten, dieselben mit einer großen Verwunderung und Neugier betrachten. Der moralische Werth der tunisischen Juden ist aber durchaus kein hoher, steht vielmehr tiefer als derjenige der dort ansässigen Franken — so nennt man die Europäer in muhammedanischen Ländern — die an Ehrlichkeit, Anstand und Rechtschaffenheit keineswegs als Muster aufgestellt werden können. Im Ganzen kommt die tunisische Judenschaft gut fort, materiell wie numerisch, namentlich seitdem es ihr erlaubt wurde, auch außerhalb ihres Ghetto, hier Hara genannt, zu wohnen. (Globus XXIX. Bd., S. 86.)

Die Bewohner Tunisiens pflegen nur wenig den Ackerbau, zu dem das Land großentheils sehr geeignet ist, sondern beschäftigen sich hauptsächlich mit Gartencultur und Baumzucht, welche hier einen leichten Ertrag liefern. Oelbäume werden in den nördlicheren Gebieten, dann in Susa und Gafsa, Dattelpalmen (Phoenix dactylifera) in ganzen Wäldern in den Ebenen des S., dem sogenannten Biled-ul-Gerid, Dattellande, gepflegt; auch die Viehzucht

Digitized by Google

ist sehr stark. Die Industrie ist nicht unerheblich, besonders in der Nähe der Küste, steht aber im Allgemeinen auf tiefer Stufe. Man fertigt Seidenstoffe, Burnus (Mäntel), rothe Mützen (Fez), gröbere und feinere wollene Waaren, vortrefflich gefärbte Saffiane und berühmte Töpferwaaren. Der Mittelpunkt des besonders mit Marseille, Genua, Livorno und der Levante sehr bedeutenden Handels ist Tunis, die in der Nähe



Tunesische Juden.

Digitized by Google

In Bardo bei Tunis.

der Ruinen des altberühmten Carthago gelegene Hauptstadt und zugleich die einzige Stadt des Landes, welche Anspruch auf besondere Beachtung erheben darf.

Tunis ist eine noch ziemlich unberührt orientalisch gebliebene Stadt mit 100,000 bis 150,000 Einwohnern. Die Zahl bewegt sich deßhalb in einem so großen Spielraume, weil die Muhammedaner die Zählung nicht lieben und eine solche daher auch bei ihren Sitten, die den Einblick in's Privatleben der Häuser verbieten, kaum durchzuführen wäre. Man begnügt sich deßhalb mit dem Taxiren, was also eine Durchschnittszahl von 125,000 ergeben würde, von denen 30,000 auf einheimische Juden und 11,000 auf Europäer kommen. Die Stadt liegt von W. nach NW. an dem seichten Meerarme, Bahira genannt, ist von S. nach N. breiter als von O. nach W. und landeinwärts überall von einer starken Mauer umgeben, aus der 9 Thore nach außen führen. Zwischen dieser und der gleichfalls mit einer Mauer umgürteten, 7thorigen inneren Stadt befinden sich südlich die Vorstädte Bab Sunga, nördlich Bab Dschesyra, sowie östlich der neue Stadttheil, in welchem das Zollamt, die Seedepotsbaulichkeiten und das Corsoleben zu suchen sind. Es gibt im Verhältnisse der Größe von Tunis darin wenig größere Plätze; die vom frühen Morgen an von dem buntesten Leben durchströmten Straßen sind fast ohne Ausnahme krumm, eng und winklig, kein Schild nennt uns den Namen des Platzes, der Straße, oder diente zur Bezeichnung des Hauses. Bei Nacht erhellt kein Gas, Oel oder Talg den Pfad, man muß sich dazu der Traglaterne bedienen. Trotzdem kann man auch zu dieser Zeit ohne Furcht ausgehen; es wird einem so leicht Niemand etwas zu Leide thun. Die Straßen gelten überhaupt für sicher und Verstöße dagegen kommen selten auf Rechnung der friedlichen muhammedanisch-afrikanischen, vielmehr der christlich-europäischen und besonders der sicilischen Bevölkerung, welche sich hier unter allen Nationen am wenigsten eines guten Rufes erfreut. Doch um auf die Straßen zurückzukommen, sei noch erwähnt, daß sie meistentheils ungepflastert und ungepflegt auf dem Boden, wie er sich eben gestaltet, hingehen und, ohnedies eng, noch durch Schmutzhaufen, welche Niemand wegräumt, oft noch weiter verengt werden. Es läßt sich daher denken, in welchen unsäglichen Koth dieselben einige Regentage verändern können. Eine andere und zwar Hauptstraße, welche den Verkehr in der inneren Stadt durch das Frankenviertel vermittelt, ist wohlgepflastert und fahrbar, hat aber an einer Stelle ein paar Prellsteine, an die der

Wagen regelmäßig anrempeln muß. Wenn Fenster von den Häusern auf die Straße gehen, so sind sie stets vergittert; eine Ausnahme machen nur die beiden für Aufnahme von Europäern bestimmten Gasthäuser, einige Consulate und sonstige von Europäern bewohnte Gebäude. Wenn schon die Toleranz der jetzigen Regierung nicht mehr so wie sonst die Franken, Spanier, Juden auf besondere Quartiere der Stadt beschränkt, so wird doch thatsächlich das Herkommen noch ziemlich beibehalten. In der Vorstadt Bab Dschesyra wohnen nur Mauren und zwar meist Kleinbürger, doch findet man auch mehrere Kubas, Grabkapellen oder Marabuts darin, welche ziemlich heilig gehalten werden. An einem Theile der Außenwand der innern Stadt liegen viele Sak (Gehöfte), in oder vor welchen gewisse Zweige des Handels oder Gewerbs ihre Artikel fabriciren, feilbieten oder doch ihre Dienste bereit halten, so die Pantoffelmacher, Riemer, Dattelhändler, Eßwaarenverkäufer, Barbiere, Schuster u. s. w. Die westlich gelegene Citadelle der Stadt, die Kasbah, sieht von außen trotz der Risse in den Mauern des großen quadraten Hauptbaues doch ziemlich imposant aus. Dieser Eindruck verschwindet aber, wenn man in's Innere tritt, wo sich dem Auge nicht viel mehr als ein Conglomerat weitläufiger Ruinen zeigt, über welchem sich einzig wohlerhalten nur ein sehr hübsches stuckverziertes Minaret im Giraldastyle erhebt, welches die drei großen übereinandergestellten vergoldeten Kugeln schon von weitem als Gebetstätte erkennen lassen. (Otto Schneider. A. a. O. S. 21—23.) Etwa 3 Km. nordwestlich von Tunis entfernt liegt der Bardo oder Regierungssitz, welcher eine kleine Stadt von Palästen, Wachthäusern, Wohnungsgebäuden, Werkstätten und Bazars für sich bildet, eigene Mauern und Thore besitzt und gegen 2000 Einwohner fassen soll. Dort wohnen nicht nur die sehr zahlreichen Glieder der fürstlichen Familie, sondern auch an hundert Beamtenfamilien, und außerdem umschließt der Bardo noch die Militärschule, aus welcher fast alle hohen Beamten hervorzugehen pflegen. Eine Eisenbahn verbindet Tunis mit dem am Cap Carthago gelegenen kleinen Städtchen Goletta.

Unter den übrigen Städten Tunisiens seien nur noch die Küstenplätze Susa und Sfakes erwähnt. Susa macht einen entschieden wohlthuenden Eindruck; Mauern, Thore, Befestigungswerke sind gut im Stande; der Ort weist mehrere recht stattliche Neubauten auf; der nicht unbeträchtliche Handel versammelt stets eine Anzahl von Schiffen auf der Rhede, kurz das Ganze hat ein sehr civilisirtes Ansehen. Die Stadt zählt innerhalb ihrer zinnengekrönten Mauern 8000 Einwohner, darunter 1000 Juden und 500—600 Malteser und Sicilianer. Sfakes ist das Centrum von S.-Tunis; das arabische Quartier birgt 12,000 Einwohner, darunter 2000 Juden, während die gesammte Bevölkerung seines Weichbildes 40,000 Köpfe zählen soll. Ein Telegraph von 350 Km. Länge verbindet die Stadt mit Tunis. Der Handel ist auch hier nicht unbedeutend. Stapelartikel sind die trefflichen Datteln aus der Landschaft Dscherid, die Teppiche von Burnusse der Oase Gafsa und der nahen Insel Dscherba, Olivenöl von Sahel, Halfagras aus der umliegenden Wüste, Schwämme aus der Syrte und endlich das in Tunis und Constantinopel viel begehrte Jasmin- und Rosenöl aus den Gärten der Stadt selbst.

Digitized by Google

§. 5. Tripolitanien.

Die östliche Hälfte der afrikanischen N.-Küste, durch die starke Einbuchtung des weiten Syrtenmeeres durchschnittlich um volle 4—5 Breitengrade gegen S. hinabgedrückt, gehört den beiden Staaten Tripolitanien und Aegypten an. Das Gebiet von Tripolis oder Tripolitanien, eines türkischen Vasallenstaates, welches wir hier allein in's Auge fassen, nimmt den Hintergrund des ganzen Syrtenmeeres ein und erstreckt sich tief landeinwärts in den Bereich der Sáhara-Wüste, doch ist die Abgrenzung gegen S. eine ganz und gar unsichere. An dieser Stelle interessirt uns nur das eigentliche tripolitanische Küstenland, da die Sáhara-Gebiete in einem nächsten Abschnitte betrachtet werden sollen. Von der tunisischen Grenze ostwärts dehnt sich eine 90—160 Km. nach innen sich erstreckende Küstenebene aus. Hoch und felsig ist dagegen der östliche Theil des Landes, das Plateau von Barka, das alte Cyrenaica mit seinen zahlreichen Ruinenstädten, das als große compacte Landmasse in das Mittelmeer hervortritt. Weiter nach der ägyptischen Grenze hin verflacht sich jedoch das Plateau allmählig. Im S. der genannten Ebene erhebt sich ein Binnenplateau, dessen südliche Stufe, ein Tafelland oder Hammada, sich bis zu 900 M. erhebt und dann südwärts zum Oasenlande Fezzan abfällt. Die Küstenebene ist mit geringen Unterbrechungen eine unfruchtbare, wasserlose Sandwüste, desgleichen das südliche Plateau; nur Barka ist an seinem N.-Rande an Quellen und Wäldern reich, bietet aber im Uebrigen auch nur kahle Felsen und waldlose Weiden. Mit dieser im Ganzen trostlosen Bodenbeschaffenheit steht das heiße, trockene Klima im besten Einklang. Unerträglich ist die Temperatur, wenn der glühendheiße S.-Wind (Samum) weht; doch mildern die Seewinde einigermaßen die Hitze. In den höher gelegenen Theilen ist das Klima gesund, der S. wird aber von gefährlichen Fiebern heimgesucht. Zum Ackerbau eignet sich Tripolitanien wenig, dagegen producirt es Südfrüchte und die dem ganzen N.-Rande Afrika's eigenthümlichen Gewächse. Auch die Thierwelt bietet keine Besonderheiten. Die Bewohner, auf höchstens 1,200,000 geschätzt, setzen sich aus den nämlichen Bestandtheilen zusammen, wie in den westlichen Nachbarstaaten, nur sind die berberischen Urbewohner hier noch mehr zusammengeschmolzen und treten viele freie Negerstämme auf. In den Städten leben Türken als Beamte.

Digitized by Google

Von den Städten ist das einzige Tripolis oder Tarabúlús an der Mittelmeerküste von Wichtigkeit; sowie Tunis ist es der natürliche Seehafen für die Producte des Sudan und versorgt zugleich das innere Afrika mit europäischen Waaren. Man gibt ihm 30,000 Einwohner. Die Industrie Tripolitaniens ist ganz und gar unbedeutend.

§. 6. Die große afrikanische Wüste.

(Sáhara.)

Nach den besten und neuesten geographischen Lehrbüchern wird der Flächeninhalt der Sáhara zu 6,310,000 □Km. angenommen, d. h. ein Raum dreimal so groß als das Mittelmeer, zehnmal so groß wie Deutschland. Rechnen wir aber, sagt Gerhard Rohlfs, wohl einer der gründlichsten Kenner der Sáhara (im: Ausland 1872, Nr. 45, S. 1057) die Partien Landes ab, die noch einen regelmäßigen feuchten Niederschlag haben: ein breiter Saum längs des atlantischen Oceans, dann im S. Vorsprünge, die sich in die Sáhara hinein erstrecken und in der Regel mit zur großen Wüste gerechnet werden, aber kein Sáhara-Gebiet sind, so würde der Flächeninhalt wohl um ein Erkleckliches geringer ausfallen. Man muß vor allem erst feststellen was unter Sáhara zu verstehen ist, und die beste Antwort ist die, wo jeder (wenigstens der regelmäßige) feuchte Niederschlag fehlt, deßhalb absoluter Mangel an Pflanzen ist, welche des Regen bedürfen, und wo große, reißende Vierfüßler nicht existiren.

Daß die Sáhara, welche keineswegs, wie ältere Vorstellungen wollten, ein weites Tiefland, sondern im Gegentheile eine Sandstein-Hochfläche mit stellenweise eingesenkten Becken aus festem Thonboden ist, einst vom Meere bedeckt gewesen, ist wohl ganz zweifellos. Die zahlreichen Versteinerungen und Muscheln, letztere zum Theil noch von solchen, die heute in den angrenzenden Meeren lebendig anzutreffen sind, bestätigen es. Namentlich sind aber die colossalen Sandanhäufungen der Sáhara der sicherste Beweis der ehemaligen Ueberfluthung dieses Raumes. Man findet Sandanhäufung, Dünen, dermaßen viel verbreitet, daß man sich bis noch nicht vor langem die Sáhara als ein einziges großes Sandmeer vorzustellen pflegte. Davon ist man aber jetzt zurückgekommen. Wenn die Entstehung der Dünen durch das Meer

Digitized by Google

zu erklären, so hängt andererseits die Form, die äußere Gestaltung derselben, nur vom Wind ab. Im Ganzen genommen präsentiren sich die Dünen wie Wellen, als ob Wogen des Meeres plötzlich feste Form angenommen hätten, namentlich von der Vogelperspective aus betrachtet müssen die mit Sand bedeckten Gegenden so erscheinen. Im Allgemeinen streichen dieselben von S. nach N., und die große Ausdehnung der Sandwüsten in der Sáhara ist nur eine von W. nach O. oder umgekehrt; so weit wir bis jetzt die Sáhara kennen, findet man keine vom N. nach dem S.

Wie im Allgemeinen die Sáhara sich durch dunkle Färbung aller Gegenstände auszeichnet, durch äußere Einflüsse hervorgerufen, so zeigen auch die Gebirgsmassen, die Felsen durchweg ein schwärzliches Colorit. Es würde aber irrig sein, deßhalb immer gleich auf vulcanischen Ursprung der Gesteinsmasse zu schließen. So weit uns bis jetzt die Theile der Sáhara bekannt sind, ist die vulcanische Natur der Gebirge allerdings bedeutend überwiegend, daneben findet man aber fast überall Kalk und auch Sandsteinformation. Granitische Bildung erscheint erst südlich vom 17.° n. Br. an, wie denn überhaupt nordwärts von dieser Linie nur auf den höchsten Theilen des großen Atlas der Granit sich an's Tageslicht gearbeitet hat.

Wenn die Gebirge der Sáhara auch bedeutend (so weit uns bis jetzt bekannt) niedriger sind als die von Europa, so sind sie an Ausdehnung keineswegs unbedeutender, z. B. das Harudsch-Gebirge dürfte dieselbe Länge wie die Italien durchziehenden Apenninen haben. Die Ahagar-Gebirge, eng verbunden mit den Adrar, Tasili und Muydir-Höhen sind an räumlicher Ausdehnung den Alpen Europa's gleich. Als höchsten bis jetzt bekannten Punkt der Sáhara steht der Tussíde im Gebirge des Landes Tu (Tibesti) da. Dr. Nachtigal, während er selbst die Paßhöhe, wo er den Hauptgebirgszweig überschritt, zu 2000 M. gemessen hat, schätzt die Höhe des Tussíde noch mindestens um 300 M. höher. Nichts ist schauerlicher und grauenvoller als ein Gebirge in der Sáhara. Die vollkommene Nacktheit der Bergwände ohne alle Vegetation, das schwarze düstere Aussehen der Gesteinsmasse, die sonderbare Form und eigenthümliche Gestaltung der Felsen, zum Theil hervorgerufen dadurch, daß man es meist mit vollkommen nackten, aller Erde entbehrenden Gebirgen zu thun hat, ein solches Sáhara-Gebirge mahnt den Reisenden viel mehr daran, daß er in der großen Wüste sich befindet, als die ausgedehntesten Sanddünen.

Den bedeutendsten Raum in der Sáhara nehmen die mehr oder weniger ganz flachen Hochebenen ein. Sind diese mit scharfkantigen Steinen überfäet, so heißen sie Hammada oder Tanesruft, sind sie mit kleinen Kieselchen bedeckt, so haben sie den Namen Serir. Hammada und Serir sind immer vollkommen vegetationslos. Es könnte fast scheinen als ob eine Hammada nicht unter Meer gewesen sei, wegen der scharfkantigen Steine, indeß findet man auf jeder Hammada so zahlreiche Versteinerungen, daß man wohl nicht daran zweifeln kann. Jede Hammada und Serir besteht, was die Beschaffenheit des Bodens anbetrifft, aus Thon, der manchmal fast zu Stein er-

Digitized by Google

härtet ist; meist ist die Farbe des Thonbodens durch starke Beimischung von Eisenoxyd eine rothe. Die Ebenen, welche am Saume der Sáhara sich befinden und schon Spuren von Vegetation zeigen, nennt man Sahel.

Entgegengesetzt den Hochebenen sind die Tiefebenen, Einsenkungen oder Depressionen. Man bezeichnet sie im Allgemeinen mit Hofra oder Djof. Eine wirkliche, d. h. tiefer als der Ocean gelegene Depression ist bis jetzt in der Gegend südlich vom sogenannten libyschen Wüstenplateau nachgewiesen und auch dort nur in drei Richtungen, nach W., N. und S. Die Gegend des Schott el Mel-Rhir ist ebenfalls eine Einsenkung, die sich vielleicht einst mittelst des Schott Rharnis und Schott el kebir bis zur kleinen Syrte fortsetzte. Höchst wahrscheinlich bestehen auch noch andere Einsenkungen in der Sáhara, namentlich dürfte die auf den Knoten im W. der Sáhara als „el Dschuf" bezeichnete Region, vielleicht eine tiefer als der Ocean gelegene Gegend sein. Viele aber von den Wüstenbewohnern mit „Hofra" bezeichnete Gegenden sind keine Depression in unserem Sinne, sondern nur relative Einsenkungen, tiefer gelegen als das sie umgebende Land.

Eine wichtige Rolle in der Wüste spielen die Oasen, welche nur dort entstehen, wo die Bodenbeschaffenheit im Verein mit dem Wasser dieses ermöglicht. Aber auch überall da wo Wasser ist, und wäre dieses selbst brakischer Natur, sehen wir daß Grün hervorsproßt, daß Pflanzen gedeihen: es bilden sich Oasen. H. Barth schon betont es, daß selbst der anscheinend unfruchtbarste Sand bei Befruchtung sogleich ein reiches Pflanzenleben erzeugt.

Die Entstehungs- und Existenzbedingung einer Oase ist verschieden, so daß man danach auch verschiedene Arten von Oasen hat. Zuerst kann man nämlich unterscheiden zwischen Oasen, die oberflächlich fließende, natürliche, oder unterirdisch fließende, natürliche Bewässerung erhalten. Dahin gehören z. B. die Oase des Wad Draa, deren ganze Vegetation durch den oberflächlich fließenden Draa bewässert wird, das obere Tafilet, das aus dem Sis seine Oasenbildung bekommt. Zu den zweiten Oasen, die durch unterirdisch fließendes Wasser erzeugt werden, gehören z. B. Tafilet, d. h. nur das eigentliche Tafilet südlich von Ertib, der größte Theil der nördlichen Oasengruppe von Tuat, und viele andere kleinere, südlich vom Atlas. Sodann hat man Oasen, die gebildet werden durch stark aus der Erde hervorsprudelnde Quellen, z. B. Rhadames und die Jupiter-Ammon's-Oase. Oder solche, die entstehen, weil eine unterirdische nicht fließende Wassermenge existirt, von der Erdoberfläche nur durch 0,3—0,6 M. Sand oder Humus entfernt, z. B. die Oase Kanar, viele Oasen von Fezzan. Endlich solche wo die Wasserschicht so tief ist (4—10 M. tief), daß man es künstlich an die Oberfläche befördern muß, viele Oasen von Fezzan, von Suf und andere. Endlich solche, wo das Wasser so entfernt von dem Sand- oder Humusterrain ist, daß es nur durch künstliche Leitung aus der Umgegend hergeleitet und dann erst Veranlassung zur Oasenbildung gibt, so in Tidikelt und einigen anderen Oasen südlich vom Atlas. Die zuerst erwähnten Oasen mit an der Oberfläche rieselndem Wasser finden sich nur an den Ab- und Ausgängen großer Gebirge, namentlich südlich vom großen Atlas. Es ist natürlich, daß mit der Länge des Laufes das Wasser immer spärlicher wird. Die Berieselung der unzähligen Felder, die enorme Verdunstung, die das Wasser in der trockenen Sáhara erleidet, sind die Hauptursache daran. Nur nach außer-

Digitized by Google

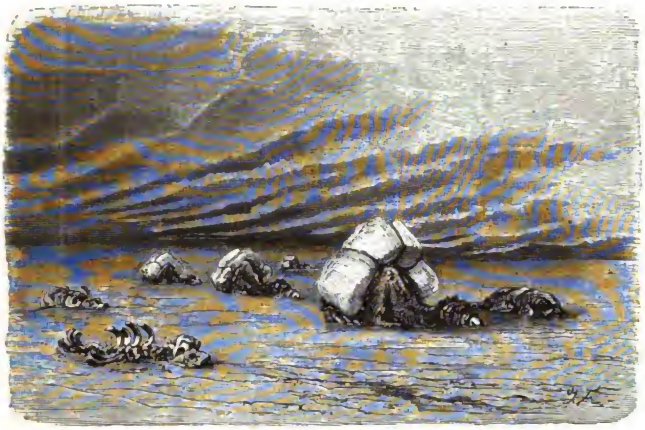
ordentlichem Regen, verbunden mit Schneeschmelzen, ist Frühjahrs der Draa im Stande den Ocean zu erreichen; andere Flüsse aber bilden um die Zeit von ihrem Ueberflusse Sebkha, Sümpfe und Seen. Oasen mit oberflächlich rieselndem Wasser sind die glücklichsten von allen. Das reichliche Wasser nöthigt die Bewohner nicht auf ängstliche Zeiteintheilung bei Bewässerung der Culturen zu sehen, und das oberflächlich rieselnde Wasser erniedrigt zugleich die Temperatur, theilt der Luft im Thale Feuchtigkeit mit, so daß auch Fruchtbäume der Mittelzone in diesen Oasen gedeihen. Da der Boden in diesen Flußoasen nicht gleichmäßig sich abdacht, so haben als erste und einzige größere Arbeit die Bewohner nur für größere Canäle zu sorgen, die, von der Quellgegend herausgehend, auf ihr entsprechendes Unterland sich verästeln.

In der ganzen Sáhara gibt es kein einziges Flußbett, welches beständig Wasser fortschwemmte. Beanspruchte man den Draa noch für die Sáhara, so weiß man, daß derselbe nur ausnahmsweise sein Wasser zum Ocean sendet, in der Regel fließt es nur bis zu dem Punkte, wo er seinen Lauf von der südlichen Richtung in eine westliche umändert, aber unterirdisch fließt er das ganze Jahr. Das Flußthal, welches der Entstehung zur Oase Tuat Veranlassung gibt und im N. aus einem zahlreichen Astsystem entsteht, hat nur an ganz einzelnen Stellen oberflächlich Wasser. Der Mia und der Irharhar, Flüsse mit colossalen Betten, haben fast nie oberirdisch fließendes Wasser. Aber welche colossale Wassermenge mußte dazu gehört haben, um Flußbette zu bilden und auszuschwemmen, wie wir sie jetzt in der Wüste finden. Der Irharhar z. B. hat eine Breite, die an manchen Stellen mehrere Stunden beträgt. Und wie tief und vom Wasser ausgewaschen sind die Ufer dieser Flüsse. Wir sind also wohl zur Annahme berechtigt, daß einst bei anderen orographischen Verhältnissen andere klimatische in der Sáhara waren, und die zahlreichen Versteinerungen ganzer Wälder sagen deutlich genug, daß einst bei anderen Bedingungen mehr Vegetation in der Sáhara war, folglich auch mehr Regen fiel; daher die vielen und oft erstaunlich langen, breiten und tiefen Flußbetten.

Nicht minder erstaunlich ist, wie reich die Sáhara an Seebecken, ja auch an Seen ist. Am häufigsten finden wir diese da, wo Depressionen sich befinden, aber auch an anderen hoch gelegenen Oertlichkeiten, z. B. in Fezzan. Wie stark muß aber der unterirdische Zustrom von Wasser sein, um in der Sáhara bei der ungeheuern Verdunstung, die Tag für Tag stattfindet, einem See das Wasser zu erhalten.

Verdunsten diese Seen, so findet Sebkha-Bildung statt, das heißt, es bildet sich eine harte Oberfläche mit schlammiger, sumpfiger Unterlage. Es gibt Seen, die so salzhaltig sind wie z. B. der von Bilma, daß statt einer salzerdigen Kruste sich eine reine Salzkruste bildet; ähnliche Vorgänge kann man an andern Orten der Sáhara beobachten. Es ist eigenthümlich, daß nach der Verdunstung des Wassers die Sebkha-Oberfläche immer in sehr regelmäßige, meist sechseckige Polygone zerklüftet. Ist aber das Terrain des Bodens sehr salzhaltig, so entstehen

Digitized by Google



Chamsin in der Sahara.

trockene Wellen oder Schollen. Der Sebkha von Tamentit machte auf Rohlfs den Eindruck eines plötzlich erstarrten Meeres, dessen Oberfläche gekräuselt gewesen. Sebkha mit gekräuselter Oberfläche sind indeß weit seltener als die mit polygonaler Zerklüftung. Es gibt Sebkha von großer Ausdehnung, auf Inseln darin ragen manchmal Oasen daraus hervor. Sebkha-Bildung kommt ebenfalls im N. von der Sahara auf den Atlashochebenen vor, man nennt sie dort Schott.

Ganz verschieden von sämmtlichen Klimaten der Welt zeigt sich das der Sahara. Die dortige außerordentliche Trockenheit der Luft ist aber nicht etwa eine Folge des sterilen Bodens, sondern der herrschenden Winde. Wir wissen schon, daß im Allgemeinen die O.-Winde und die mit O.-Wind verbundenen die herrschenden sind. Diese O.-Winde sind nun keine Wolken bringenden Seewinde, sondern nur Landluftströmungen aus Asien. Wehen aber ausnahmsweise W.-Winde, die vom atlantischen Ocean Wolken herbeibringen, so ist in den meisten Fällen die strahlende und aufsteigende Hitze der Art, daß die Wolken zerstreut werden, ehe es zur Regenbildung kommt.

Die in der Sahara vorherrschende östliche Luftströmung ist es denn auch, welche sich in eine südliche verwandelt, wenn sie N.-Afrika und das Mittelmeer erreicht, an die Alpen schlägt und unsere Gletscherbildung in den Alpen so reducirt hat wie wir sie heute finden. Daß diese Winde, die man je nach der Oertlichkeit Gebli oder Chamsin nennt, in der That aus der Sahara stammen, dafür liegen hinlängliche Beweise vor. Der wegen der Hitze hoch in die Atmosphäre getriebene vorwaltende O.- und SO.-Wind der Sahara kommt in der Regel als S.-Wind, als Föhn an unsere Alpen, vermöge des Drehungsgesetzes; mit vollem Rechte

Digitized by Google

möchten wir daher die schönen Worte Desors: Die Sahara ist der große Regulator unseres Klima's, unterschreiben. Ein Gebli zeigt sich meistens schon einige Stunden vorher dadurch an, daß die Sonne gluthroth gefärbt erscheint, namentlich ist dies der Fall, wenn die Sonne Morgens noch tief am Himmel ist. Es ist entsetzlich, wenn sodann die schreckliche Wolke sich naht, und wie beim tief umwölktesten Himmel tritt Finsterniß ein. Nichts widersteht, aufgeschlagene Zelte, wenn auch durch eiserne Pflöcke an dem Boden gehalten, zerreißen, handgroße Steine rollen über den Sand, und dieser selbst, wenn er auf die bloße Haut getrieben wird, erregt ein schmerzhaftes Gefühl. Instinctartig drehen sich gleich die Menschen und Thiere von der Windseite ab, die Kameele machen ohne Commando Halt und knieen nieder, die Pferde suchen ängstlich Schutz bei den Menschen, und es bleibt nichts anderes übrig als mit Geduld das Ende dieses rasenden Orkans abzuwarten. In der Regel dauern diese Orkane, welche wenigstens eine Geschwindigkeit von 30 M. in der Secunde haben, einige Stunden, höchstens einen halben Tag; nur ausnahmsweise beobachtet man Orkane, die mit gleicher Heftigkeit mehrere Tage anhalten. Nirgends vielleicht in der Welt hat man Gelegenheit so viele Wirbelstürme wahrzunehmen, weil alle sichtbar sind durch den mehr oder weniger mitgeführten Staub; kleinere Windhosen kann man täglich beobachten, sie sehen aus wie eine umgestürzte Rheinweinflasche und zeigen die um sich selbst drehende Bewegung, dann eine andere nach der Richtung des Windes. Größere Windhosen erreichen eine Höhe von mehreren hundert Fuß, kleinere sind 7—16 M. hoch, erstere jagen oft mit rasender Geschwindigkeit vorüber. Höchst eigenthümlich sind die elektrischen Erscheinungen, die jedesmal im Gefolge der SO.- und S.-Winde sich zeigen. Die Luft ist nämlich derart mit Elektricität geladen, daß man aus wollenen oder seidenen Kleidungsstücken knisternde Funken schütteln kann, die Nachts sichtbar sind. Gewitter sind in der eigentlichen Sahara äußerst selten, desto häufiger beobachtet man an den Grenzen der Wüste Wetterleuchten. Bei vollkommener Windstille hat die Luft eine ungemeine Durchsichtigkeit, so daß man entfernte Gegenstände leichter und deutlicher wahrnehmen kann; aber äußerst selten sind diese vollkommen ruhigen Tage, daher es denn auch nicht häufig ist, daß man einen ganz klaren Himmel sieht; sondern dieser erscheint mehr oder weniger schmutzig blau oder verschleiert. Auffallend häufig beobachtet man Mondhöfe, manchmal zur Zeit des Mondes jede Nacht. Sobald die Sonne einige Stunden geschienen hat, erzeugen sich die Fatamorgana-Erscheinungen. Es scheint, daß diese Luftspiegelungen an gewisse Oertlichkeiten stets gebunden sind. Man beobachtet sie indeß nicht nur auf Ebenen, sondern auch im durchschnittenen Terrain. Die aufgeregte Phantasie mancher Reisenden erzählt von Schlössern, lachenden Gärten, Blumen, Rossen und Reitern. Dergleichen hat Rohlfs nie wahrnehmen können. Wie bei uns in heißen Tagen die Luft in zitternde Bewegung geräth, so ist das in der Sahara in noch verstärktem Maße der Fall. Dieses Zittern, Wellenschlagen der Luft im Vereine mit der Strahlenbrechung erzeugt jene Bilder, die im höchsten Grade sich ausnehmen als ob man einen See sähe.

Im Allgemeinen kann man sagen, daß das Klima der Sahara, obschon an einigen Theilen die größte Hitze herrscht, die man überhaupt auf der Erde beobachtet hat, ein sehr gesundes ist. Die oft absolute Trockenheit der Luft scheint keineswegs einen nachtheiligen Einfluß auf die Gesundheit auszuüben. Namentlich scheint die trockene Luft den wohlthätigsten Einfluß auf die Lungen auszuüben, und ist ein sehr wirksames Mittel selbst bei vorgeschrittener Tuberculose.

Aber einst wird die Sahara verschwinden, das Verbreiten der Pflanzen vom S. nach dem N. ist im Zunehmen begriffen, der Boden wird dadurch nach und nach in Humus umgeschaffen werden, sich mit Wäldern bedecken, und die regelmäßigen feuchten Niederschläge von Centralafrika werden weiter

Digitized by Google

nach N. zu rücken. Gehen auch noch Tausende von Jahren darüber hin, einst wird die große Wüste keine Wüste, sondern Culturland sein. (Gerhard Rohlfs im: Ausland 1872, Nr. 45, 46 u. 47). Einen wichtigen Schritt hierzu würde wohl die Ausführung jenes Projectes thun, wonach Capitän Roudaire vom Mittelmeer Wasser in den Schott el Mel-Rhir im algerischen Departement Constantine, südlich vom Aures-Gebirge zu leiten und auf solche Weise ein Sáharameer wieder herzustellen beabsichtigt.

Daß der Schott el Mel-Rhir tiefer als das Mittelmeer gelegen ist, unterliegt keinem Zweifel; neuere Messungen geben ihm 14 M. unter dem Niveau des Meeres und wenn der Rharnis oder Garnis und Schott el kebir ebenfalls echte Depressionen sind, würde in der That die Inundirung dieses ganzen Gebietes vom Mittelmeer aus mit nicht allzu großen Schwierigkeiten verknüpft sein. Allerdings sieht man auf allen besseren Karten die Schott-Region vom Mittelmeer durch eine Gebirgskette abgetrennt. Ob aber in Wirklichkeit ein Gebirgszug existirt, ist sehr zu bezweifeln. Die im Winter 1874—75 zur genauen Untersuchung der Sachlage ausgesandte wissenschaftliche Expedition constatirte, daß das Project möglich ist und daß der betreffende Canal vom Mittelmeere bis in die Wüste nur eine Länge von 16 Km. haben würde. Der unendliche Vortheil, der dem ganzen umliegenden Lande dadurch erwachsen würde, liegt auf der Hand. Jedenfalls aber ist die wiederholt in Deutschland und der Schweiz ausgesprochene Befürchtung vollkommen unbegründet, daß eine Unterwassersetzung der Schott-Region eine Verschlechterung des Klima in Europa zur Folge haben werde. Die Strecke, welche unter Wasser gesetzt werden soll, ist zur großen Sáhara eine verhältnißmäßig kleine, und zum Theil ja auch jetzt schon im Winter mit Wasser bedeckt. Es kann daher, sagt Gerhard Rohlfs, höchstens eine locale klimatische Veränderung im S. der Provinz Constantine und von Tunisien, vielleicht auch im N. der Sandregion, welche angrenzt, erfolgen. Nimmermehr aber hat Europa irgend Grund einer Verschlechterung seines Klima's durch eine Inundation der Schottregion entgegen zu gehen. So sehr wir der oben erwähnten Meinung Desors beipflichten, in der Sahara den großen Regulator für unser Klima in Europa zu erblicken, so genügt doch ein Blick auf die Karte, um das Ungereimte der Behauptung zu erweisen, wir würden eine Erkältung unseres Klima's erleben durch die Bildung eines Binnenmeeres südlich von Constantine und Tunisien. Anders verhielte es sich freilich wenn das von Engländern ausgeheckte Project zur Ausführung gelangen könnte, welches von der W.-Küste Afrika's einen Canal zu graben vorschlägt, durch den der atlantische Ocean in die Sáhara fließen und dieselbe in einen Landsee verwandeln würde. Glücklicherweise ist dieses Project nichts weiter als die Ausgeburt einer erhitzten Phantasie.

§. 7. Staaten und Völker in der Sahara.

Die bisher gemusterten Staaten des nördlichen Afrika, besonders Marokko, Algerien und Tunis, gehen im S. in einen Landstrich über, welchen man passend die Vorwüste der großen Sáhara nennen kann. Für Marokko ist darunter der Raum zu verstehen, der sich hinerstreckt vom atlantischen Ocean bis zur Grenze Algeriens einerseits, vom S.-Abhange des Atlas bis zu den Breiten, welche durch die S.-Punkte der großen Oasen gehen anderer-

Digitized by Google

seits. In Algerien gehört zur Vorwüste jenes Gebiet, welches die dritte und südlichste der drei Zonen bildet, in die sich das Land zerlegen läßt, nämlich jenes, welches an dem saharischen Randgebirge seine N.-Grenze erreicht. Es ist die von fruchtbaren Oasen stellenweise unterbrochene Sandwüste der „algerischen Sáhara" (Sahara algérien oder petit désert), von den Eingebornen in ihren südlichen Gebieten El Erg, nämlich die Region der Sanddünen geheißen. Auch Palmenzone (région des palmiers) wird sie bisweilen genannt, weil in der That hier die Palme als charakteristisches Merkmal für die Vegetation aufzutreten beginnt. In dieser Sáhara liegen die Oasen El Aghuat, El Gerara und Ghardaja im Lande der Beni-Mzab-Araber, die Oase Tuggurt, El Wad, endlich Warghla (Ouargla der Franzosen), genannt die „Königin der Oasen" und El Golea. In Tunisien fällt besonders das „Dattelland", Biled-ul-Dscherid in den Begriff der Vorwüste, während in Tripolitanien dieselbe eigentlich fehlt, indem hier die große Sáhara sozusagen bis an's Meer tritt.

Das Relief dieses höchst merkwürdigen Gebietes ist in Algerien sehr eigenthümlich. Von N. und W. fällt es gegen O. bedeutend ab, steigt aber dann, wenn auch unmerklich, gegen die tunisischen Gebirge wieder an. Auch gegen S. hin erheben sich die Sanddünen wieder im Niveau, so daß eigentlich eine Art Trichter gebildet wird, in dem sich die Oase Tuggurt und als tiefste Stelle der Mel-Rhir-Sumpf befinden. Dort hebt dann das Biled-ul-Dscherid an, der Hauptsitz der Dattelpalme, welche dort unstreitig die Königin der Vegetation ist. Sie liefert verschiedene Fruchtsorten, nämlich die Degla, die Hora, die Hamma und endlich die Dattel von Gabes, wovon die erste die beste ist, während die beiden letztgenannten von bedeutend geringerer Qualität von den Beduinen zur Bereitung eines mittelmäßigen Teiges verwendet werden; auch dienen sie den Pferden, Kameelen und Maulesel zur Nahrung, indem man sie in die Gerste oder das Gras mischt. Der Bewohner des Dscherid wacht mit der größten Sorgsamkeit über seine Dattelpflanzung und verfolgt mit Aufmerksamkeit all ihre Phasen, von dem Tage, an dem er sie dem Boden anvertraut hat, bis zum Augenblicke ihres Absterbens.

Der westliche Theil der großen Sáhara, die zwischen Marokko im N. und dem gewaltigen Senegalstrome im S. sich ausdehnt, im W. von den Wellen des atlantischen Oceans bespült, ist bis zur Stunde ein noch lange nicht genügend untersuchtes Gebiet. Zwei Franzosen, Panet (1850) und Vincent (1860), dann der Araber Bu-el-Moghdad sind jene, denen wir die meiste Kenntniß über diesen Landstrich verdanken. Weiter östlich liegt die Route von René Caillié, welcher 1828 von Sierra Leona (an der afrikanischen SW.-Küste) über Timbuktu die Sáhara durchquerend nach Tanger in Marokko gelangte. Eine südliche Grenze der Sáhara ist schwer zu ziehen, doch muß man im Allgemeinen die Senegal- und Nigergebiete als schon außerhalb derselben gelegen betrachten. Weiterhin gegen O. ziehen am S.-Rande der Sáhara die sogenannten Fellatah-Staaten mit dem Tsad-See-

Digitized by Google

Gebiete, darn Wadaï und Darfur hin, welche mit Kordofan sich an das südliche Aegypten anschließen. Im N. dieses ägyptischen Sudan liegt aber fast bis an die Ufer des Nil wieder die ächte, unverfälschte Wüste; der nördliche Theil dieses äußersten O. der Sáhara ist als „libysche Wüste" bekannt und erst 1873—1874 durch die Rohlfs'sche Expedition genauer erforscht worden. Von W. gegen O. fortschreitend, wollen wir so gut es geht an der Hand bewährter Führer ein Bild der sehr mannigfaltigen Verhältnisse der Sáhara zu entwerfen versuchen.

Für den W. vertrauen wir uns der Leitung Vincent's an, der 1860 über den rothen brennenden Boden der Sahara dahinzog. In der Nähe der Senegalregion tummeln sich zahlreiche Lager berberischer Hirten, denn überall findet sich Wasser in seichten Brunnen und daneben treffliche Weideplätze. Die Männer lassen den Oberleib unbekleidet; ihre Hautfarbe ist roth, das Auge voll Verstand, die Nase gebogen, die Haare eher kraus als lockig. Ihre Frauen verschleiern das Gesicht nicht, tragen aber ein langes Gewand, welches von den Schultern bis auf die Fersen fällt. Diese Berberstämme erscheinen von sehr sanfter Gemüthsart, sie zählen dafür auch zu den Marabuts, worunter man im dortigen Afrika Muhammedaner versteht, die keine Waffen tragen, sondern sich besonderer Frömmigkeit befleißigen. Bei allen Stämmen der westlichen Sáhara traf Vincent nicht einen Berber, der mehrere Frauen besessen hätte. Diese nämlich dulden eine Theilung der Ehe nicht und haben offenbar ihre Männer unter dem Pantoffel, die sich die größte Mühe geben ihnen zu huldigen. Als Entschädigung für die Vielweiberei ist die Ehescheidung außerordentlich leicht. Die freien Frauen verrichten keine Arbeit und gehen auch nie zu Fuß. Die Männer sind von der Sonne tief gebräunt, die Frauen dagegen würden völlig weiß erscheinen, wenn nur ihre Hautfarbe erst hinter der Schmutzrinde ihres Körpers zum Vorschein käme. Sie hüten sich aber vor jedem Wasser, und eine Frau, die Vincent befragte, hatte ihre Vorsicht so weit getrieben, daß ihr seit 7 Jahren nie die Uebereilung begegnet war sich zu waschen. Die Kost dieser Leute besteht im Ertrage der Heerden. Die Kameelmilch ist ungemein nahrhaft und die Schafe vervielfältigen sich außerordentlich. Diese Thiere liefern übrigens keine Wolle, sondern etwas ähnliches wie Ziegenhaare. Vincent sprach dann die Gastfreundschaft der Tinab, eines ehemaligen, später geistlich (Marabut) gewordenen Kriegerstammes, an. Als die Franzosen Wein zu trinken begannen, zogen sich die Berber voll Abscheu aus dem Zelte zurück. Vincent fragte daher seinen Wirth, ob er ihm mit dem Weintrinken zuwider sei, worauf der gastliche Wüstensohn die schönen Worte sprach: „Und kommt du mit Nattern, vom Augenblicke wo du mein Zelt betrittst, bist du gern gesehen." Als sich die Reisenden der Bank von Arguim näherten, stießen sie auf berberische Fischerstämme, welche mit Schleppnetzen ihr gefahrvolles Handwerk betreiben, da die Arguimbank von Haifischen schwärmt. Ganz sicherlich ist die Arguimbank einer der fischreichsten oder der fischreichste Winkel der Erde, und da sich ganz in der Nähe natürliche Salzlager finden, so würde das benachbarte Weiße Vorgebirge (Cap Blanco) eine vortreffliche Fischereistation bieten. Eine eigenthümliche Jagd wird dort auch auf Strauße angestellt. Zwischen 21° und 23° n. Br. liegen die Reviere der Uled-Delim, eines Nomadenstammes des Innern, berühmt durch die Schönheit seiner Frauen und Mädchen. Wirklich verdienen sie auch Bewunderung wegen ihres glatten Haares, der großen, schattig bewimperten Augen, der griechischen Nase, der blendenden Zähne, ihrer schlanken Formen, und der außerordentlichen Zartheit der Füße und Hände, an welch letzteren die Nägel mit Henna rosig gefärbt werden. Die Familienbande sind aber bei diesen Berbern möglichst locker, denn die Heirathen werden dort sämmtlich nur auf kürzeste Kündigung geschlossen. Bei seinen Querzügen kam Vincent häufig in die Nähe berberischer Städte, deren Bevölkerung sich bis auf 7000 Köpfe belief und die sich vom Ertrag ihrer Dattelgärten, sowie ihrer Hirse-, Mais-, Gerste- und Weizenfelder ernährt, die aus seichten aber höchst ergiebigen Brunnen bewässert werden. Der

Digitized by Google

wichtigste Punkt darunter ist Schingeti oder Schingit, wo sich eine Niederlage von Steinsalz befindet, welches 5 Tagreisen im NNO. aus unerschöpflichen Lagern gebrochen und dann nach dem Sudan in die Länder zwischen dem oberen Senegal und dem Niger ausgeführt wird. (Bulletin de la Société de géographie de Paris 1861. S. 5—37.)

Aderer, worin die Stadt Schingeti nebst drei anderen liegt, ist in der westlichen Sahara die bemerkenswertheste Landschaft, ein von Berbern bewohntes Bergland mit Dattelcultur, im N. von einem schrecklichen Gürtel hoher Sanddünen umsäumt, die den Namen Maghter oder Mör'thir führen. Von hier führt eine Karawanenstraße nordwärts an dem Tiris genannten, 3—5 Tagereisen breiten Gürtel ungeheurer Sandhügel nach Tafilet oder Tafilelt, der bedeutendsten der südmarokkanischen Oasen, unter denen wir noch Ktaua, Ertib und Boanan nennen.

In Tafilet, welches in mehrere Provinzen zerfällt, zählt man gegen 300 befestigte Dörfer. Der Hauptort ist Abuam, dessen Marktplatz, der sich vor den Thoren befindet, einen eigenthümlichen Anblick gewährt. Von Weitem würde man glauben; er sei mit großen Maulwurfshügeln bedeckt, kommt man aber näher, so sieht man, daß man eine große Menge steinerner, oben gewölbter Buden vor sich hat. Dreimal in der Woche wird ein bedeutender Markt abgehalten; er ist der größte im S. des Großen Atlas. Man findet dort Alles, was man in Fez von europäischen Producten verkauft, außerdem sämmtliche Producte des S. Der Ort, welcher jährlich zwei Karawanen nach Timbuktu sendet, heißt Suttu und liegt eine Stunde südlich von Abuam. Die Bevölkerung Tafilets ist sehr gemischt, vorwiegend Schürfa und Araber; zu Letzteren muß man auch die Beni-Mhamed rechnen, obgleich ihnen das Schellah so geläufig ist wie das Arabische. Letztere, ebenfalls am Draa sowie im Sus ansässig, sind die Hauptvermittler der Karawanen. (G. Rohlfs. Reise durch Marokko. Bremen, 1869, 8°, S. 87.)

Oestlich von der früher erwähnten führt die Karawanenstraße von Tafilet nach Timbuktu durch die zwar mit hohen Sandhügeln bedeckte aber palmenreiche Region Gidi oder Jgidi. Südlich davon dehnt sich eine furchtbare und berüchtigte Gegend, eine Tanesruft aus festem Salzthon aus; von ihr steigt man nach S. zu der Afelele oder kleinen Wüste heran, welche hübsche Thäler und Hügel, sowie einen Reichthum an Brunnen, ja sogar einige Bäche hat. Zwischen ihr und Timbuktu dehnt sich die unfruchtbare Landschaft Asauad aus, worin vier Ortschaften liegen; ihr südlicher Theil heißt Tagânet. Im SO. liegt Aderâr, nicht zu verwechseln mit Aderer im W., das schöne Hügelland der Auelimmiden, für Kameel- und Viehzucht geeignet. Andererseits findet sich im NW. von Asauad der weite Landstrich El Dschuf, die große Einsenkung voller Steinsalze und ganz ohne Kräuter, welche der Leib oder Magen der Wüste genannt wird; im SW. hingegen eine wasserlose, aber an Kameelfutter und Wassermelonen reiche Wüste Akela, von 10 Tagemärschen Ausdehnung. Schwach südwestlich davon folgt Bâghena, der von der Natur begünstigtste Theil der Landschaft El Hödh, d. h.

Digitized by Google

Metilli von der Oſtſeite.

des Baſſins, weil es von einer Kette von Felshöhen oder Kodia umgeben iſt. Die gewöhnlichſten Bäume ſind hier die rieſigen Baobab oder Brodfruchtbäume (Adansonia digitata) und Dattelpalmen; man baut Duchn oder Hein und Durrha oder Saba, ſowie wilden Reis in den Sümpfen, welche in der Regenzeit entſtehen. Reis wird auch in ganz Hödh gewonnen. Von hier gegen NW., d. h. gegen Aderer hin, begegnen wir der anſehnlichen ſorgfältig gebauten aber höchſt ungeſund gelegenen Stadt Walata und weiterhin der Landſchaft Taganet, die in ihrem ſüdlichen Theile aus fruchtbaren Thälern voller Palmen beſteht, aber von zahlreichen Elephanten und Löwen heimgeſucht wird. (Klöden. Hdb. d. Erdk. III. Bd. S. 434—436.)

Das hier in Rede ſtehende Gebiet der weſtlichen Sáhara wird vorzugsweiſe von berberiſchen Stämmen bewohnt; öſtlich von der Karawanenroute zwiſchen Tafilet und Timbuktu tritt man in den Bereich der Tuareg (ſpr. Tuáredſch) oder Imoſchagh, welche die eigentliche Centralſáhara innehaben. Der 12.° ö. L. v. Gr. bezeichnet etwa die ungefähre Grenze der Tuareg gegen O. hin und gegen die Tibbus, welche im öſtlichen Abſchnitte der großen

Digitized by Google

Hausterrassen in Tuggurt.

Wüste wohnen. Der alleröstlichste Theil, jener gegen Aegypten hin, scheint freilich völlig unbewohnbar zu sein. Wir wenden uns nunmehr dem centralen Abschnitte der Sáhara zu, welcher an den S. Algeriens und Tunisiens, sowie eines Theiles von Tripolitanien anschließt.

Von den Oasen der algerischen Vorwüste, welche in diesen Abschnitt gehören, ist Warghla unstreitig die namhafteste. Sie liegt in 32° n. Br. von Sand umgeben, einem grünen Eilande inmitten eines Oceans von Feuer vergleichbar, und gehört jetzt zu Französisch-Algerien, Colomieu kam im Jahre 1862 dahin und sein Zug von der kleinen südalgerischen Stadt Géryville im Departement Oran nach Warghla ist interessant genug um hier kurz erwähnt zu werden. Die kleine Sáhara betrat er durch den Cheneg el Melh, d. h. den Engpaß des Salzes, am Salzgebirge, einen der wenigen und daher stark besuchten Durchgänge, welche aus dem Departement Oran nach der Großen Wüste führen. Nach sechsstündigem Ritt gelangte er zum Ksor Tadscheruna, einer Oase, die weder Grün noch Datteln hat und in einer muschelartigen Vertiefung der Ebene liegt. Dann ging es weiter nach dem 237 Km. entfernten Metlili; auf dieser ganzen Strecke ist kein Wasser vorhanden, außer zu Ain Massin, das nur 12 Stunden von Metlili liegt und einen Brunnen hat, dessen Wasser jedoch stark schwefelhaltig ist und Ekel erregt. Das Ain Massin-Thal ist eine gigantische Schlucht in der ungeheuren Felsplatte der Sebtha, die man erst erblickt, wenn man am Rande der Steilwand steht, von welcher eine Titanentreppe zu ihr hinabführt. Metlili bietet einen eigenthümlichen Anblick dar, der Ort befindet sich auf einem Hügel zusammengedrängt und auf der höchsten Stelle des letzteren erhebt sich eine Moschee, die in schlechtem Stande ist. Mauern besitzt Metlili nicht, weil es derselben nicht bedarf, denn es wird von den Schaamba Berasgha beschützt, die ihm treue Verbündete sind. Diese Araber, welche den herrschenden Stamm bilden, theilen sich in zwei Gruppen, deren jede ihren Kaid hat, und diese beiden Häuptlinge stehen unter einem dritten, einem Oberkaid, dessen Gewalt aber nur nominell ist; doch leben alle drei in gutem

Digitized by Google

Einvernehmen. Im Thale bei Metlili kommt schon die Asclepias gigantea vor, welche zu Kuka und am Tsadsee als Charakterpflanze auftritt. Sie wird hier etwa 2 M. hoch und gleicht aufgeschossenem Kohl. Warghla selbst liegt in einer palmenreichen Niederung. Die Straßen sind so eng, daß an manchen Stellen ein Reiter nicht würde umwenden können; die aus getrockneten Backsteinen ausgeführten Häuser haben nur ein Erdgeschoß und an den Thüren gewöhnlich eine Inschrift aus dem Koran. Der Markt ist zugleich Schlachtplatz, riecht nach Blut, und das von Fliegenwolken umschwärmte Fleisch von Kameelen und Hunden liegt in der Sonne. Warghla ist sehr ungesund und von Fiebern heimgesucht. Es wohnen hier vier verschiedene Stämme neben und durch einander, nämlich: Araber, Mosabiten, d. h. Leute aus der Region Mzab, Aratiner, Urbewohner die einen besonderen Stamm bilden, und Neger. Letztere wissen sehr wohl, daß sie durch die französische Gesetzgebung frei geworden sind, aber kein einziger hat seine Freiheit verlangt.

Die wichtigsten Reisen im Gebiete der algerischen Sáhara und weiter hinein in das Land der Tuareg hat zweifelsohne der große französische Reisende Henri Duveyrier ausgeführt. Er besuchte Tuggurt, die Hauptstadt des Wad Rhir, das im S. von Biskra liegt und in der Sáhara weit berühmt ist. Die Stadt ist mit einer kreisrunden Mauer umgeben und zählt etwa 3000 Einwohner. Von Biskra ging er im Juni 1859 nach der Oase Ghardaja, wobei er El-Gerara berührte. Dieser Ort steht auf einem Hügel, besitzt Mauern in gutem Stande und die Häuser haben Arkaden. In der Nähe fand Duveyrier Jujubenbäume und Therebinthen von kräftigem Wuchse und sah er eine Straußenheerde; auch kommt hier die gehörnte Viper sehr häufig vor. Ghardaja liegt im Wad Mzab, einem Einrisse in das ausgedehnte Plateau, welches etwa eine Tagereise nördlich von Ghardaja beginnt und sich bis weithin südlich über Metlili hinaus erstreckt. Die Bewohner dieser Gegend, welche gegenwärtig den Bund der Beni Mzab bilden, haben viel strengere Principien als die anderen Muhammedaner, von denen sie doch wie eine Art Ketzer betrachtet werden. Die einzelnen Genossenschaften lagen häufig mit einander im Streite, bis die Franzosen in's Thal kamen. Diesen sind nun die sieben Städte tributpflichtig. Dem Beni Mzab ist die Lüge ein Abscheu; auch hält er auf Reinlichkeit; Straßen und Häuserterrassen Ghardaja's werden sauber gehalten. Die Frauen müssen in strenger Abgeschlossenheit leben. Gelehrte und Geistliche, Tolba's genannt, bilden eine kleine Welt für sich, leben auf allgemeine Kosten und besitzen Palmengärten. Von Ghardaja aus ging Duveyrier in südwestlicher Richtung nach der Oase El-Golea, die er, als der erste Europäer, nach einer Wanderung von sechs Tagen erreichte. El-Golea oder El-Menia mit einer Einwohnerzahl von 1200—1300, besteht aus zwei Städten; die obere ist auf dem Gipfel eines Felsens erbaut und mit einer ziemlich hohen Mauer umgeben, die untere liegt zwischen dem eben genannten Hügel und einem anderen kleinen Gipfel. Rings um die Stadt sind einige Pflanzungen von Dattelbäumen ohne Ordnung zerstreut. Die Häuser von El-Golea bestehen blos aus vier Thonwänden, mit Palmenzweigen bedeckt; man theilt die Wohnung in 2—3 Zimmer und fügt einen kleinen Hofraum hinzu. Eine Terrasse haben die Häuser hier nicht.

Südwestlich von El-Golea und schon in der echten großen Sáhara liegt der Oasen-Archipel Tuat (so lautet die berberische Form für das Wort Oase); er besteht aus fünf Oasengruppen, von denen Tidikelt die südlichste ist; den Hauptort derselben bildet In-Salah (d. h. Stadt Salah); es ist der wichtigste Mittelpunkt für den Handel des Archipels mit Centralafrika, Algerien, Tunis und Tripolitanien und liegt in annähernd gleich weiten Entfernungen von Timbuktu, Mogador, Tanger, Algier und Tripolis. Tuat bildet eine unabhängige Conföderation von 3—400 kleinen Ortschaften und hat eine Ausdehnung von N. nach S. von etwa 300 Km., von W. nach O. von 160 Km. Den Verkehr mit Algerien kann es nicht entbehren, denn es bekommt von dort Getreide, Fleisch und Wolle, die ihm von den Stämmen Algeriens regelmäßig zugeführt werden. Die Tuater Conföderation von Republiken, wenn dieser Name erlaubt ist, hat nicht einmal eine allgemein anerkannte Oberbehörde und ebensowenig eine Centralgewalt für das Ganze. Alles ist zerklüftet und jedes kleine Centrum hat seine eigene und eigenartige Regierung. In den von Berbern bewohnten Dörfern findet man demokratische Ortsbehörden; in den arabischen Dörfern ist die Gewalt in adeligen oder Marabutfamilien erblich; wo Negerblut vorherrscht, ist die Obergewalt aristo-

Digitized by Google

kratisch und in den Händen von wenigen dunkelfarbigen Menschen. Die Oasengruppen sind stark bevölkert und deßhalb wanderu viele Leute aus. Man findet die Tuater weit und breit, in Timbuktu, Aghades, Rhat, Ghadames, Tripoli, Tunis, Tlemsen, in der westlichen Sahara und in allen größeren Städten Marokko's.

Die bisher besprochenen Oasen liegen alle mehr oder minder auf einer Linie, welche etwa von Biskra gegen SW. gezogen wird. In südöstlicher Richtung von diesem Platze stoßen wir gleichfalls auf Oasen, deren wichtigste Ghadames oder Rhadames ist; sie liegt an der äußersten SO.-Ecke des französisch-algerischen Gebietes, steht aber schon unter tripolitanischer Oberherrschaft. Ghadames ward vor wenigen Jahren von Tuggurt aus durch den französischen Reisenden Victor Largeau besucht. Dieser bewegte sich zuvörderst dem ausgetrockneten Bette des alten Igharghar-Flusses entlang, dessen gewundenen Lauf durch eine mit spitzen Steinen bedeckte und daher nur mühsam zu passirende Ebene er aufnahm; dabei versicherte er sich, daß in einigen Theilen wenigstens dieses große Becken schon von den Dünen in Besitz genommen wird, welche bis zu 150 M. Höhe erreichen. Largeau verließ dann das Becken des Igharghar, um, sich gegen SO. wendend, seine Richtung nach dem Salzwasserbrunnen Haßi-Botin zu nehmen. Immer gegen SO. sich bewegend, marschirte er zehn Tage lang durch ein Land, welches die Schaamba selbst im Winter kaum zu betreten wagen; es ist mit hohen Bergen eines röthlichen Sandes bedeckt, der aus der Verwitterung eines eisenhaltigen Sandsteines entsteht, welcher die östlicheren Ebenen bildet. Inmitten dieser Dünen weiden Antilopen und Gazellen das spärliche Strauchwerk ab.

Die Ghadamesen oder Rhadamser bilden einen Theil des Stammes der Berber, welche die arabischen Geographen „Molâthemin", d. h. die Verhüllten, nennen, weil sie, wie die Tuareg, eine Binde über dem Gesichte tragen. Allein obwohl sie verhüllt sind und obwohl sie zu den Berbern gehören, sind sie doch keine Tuareg, denn sie weichen von ihnen ab durch ihre Abstammung, ihre Mundart, ihre Kleidung, ihre städtischen Gewohnheiten und durch ihr besonderes Geschick für die Industrie und den großen Handel. Die Physiognomie der Stadt Ghadames entspricht nach Duveyrier's Schilderung sehr gut dem Grade industrieller und commercieller Entwicklung ihrer Bewohner, ihrem Reichthume, ihrer Intelligenz und ihrer Sittlichkeit. Die umfangreichen, gut gelüfteten, weiß getünchten Häuser haben öfters mehrere Stockwerke. Die Straßen sind fast alle gedeckt, um sie so kühl als möglich zu erhalten. In den Hauptstraßen sorgen Kleinverkaufsbuden — Buden nach Art der Berberei wohlverstanden — aus einer Auslage und einem Sitz für die Krämer bestehend, für die täglichen Bedürfnisse der Bürger.

Im S. des beschriebenen Gebietes wohnen die eigentlichen Tuareg- oder Imorscharh, berberische Nomaden, die sich von Tuat nach NO. bis über Timbuktu hinaus erstrecken; im N. streifen sie bis an die südalgerischen Oasen und von da senkt sich ihre Grenze nach Ghadames zu; in der Nähe von Murzuk im noch östlicheren Fezzan werden sie mehrfach getroffen. „Einige ihrer Stämme sind sehr ausgedehnt und von großer Macht, aber unter einander leben sie in beständiger Fehde und ein Stamm spricht von dem andern mit Verachtung. Die Tuareg sind groß und wohlgebildet, der schönste Menschenschlag Afrika's. Sie bekleiden sich ganz und gar mannigfaltig; die westlicheren Stämme tragen ein enganschließendes Toben-Hemd, andere vorherrschend ein weites Gewand; auch das Beinkleid ist im W. kurz und eng, östlicher dagegen weit und lang. Der Stoff ist meist das baumwollene, dunkelblaue, fast schwarze Kano-Zeug. Charakteristisch ist für sie der Gesichtsshawl, „Litham" oder „Tessilgemist", welcher zweimal um das Gesicht

Digitized by Google

Tuaregs.

gewunden wird, ſo daß er Augen, Mund und Kinn verhüllt und nur den mittleren Theil des Geſichtes mit der Naſenſpitze freiläßt; er wird hinten am Kopf mit einer Schleife befeſtigt. Das kurzgeſchnittene oder einen Zopf bildende Haar bleibt oben unbedeckt; der Bart ſieht zuweilen unten hervor. Durch die Shawls ſind Augen und Mund vor dem Wüſtenſande geſchützt. Sandalen tragen ſie nur an den Grenzen der Wüſte. Auch ein vollſtändiger Leder-Anzug ſcheint national zu ſein. Die öſtlichen Stämme tragen am Ledergurt einen Lederbeutel, die weſtlichen eine kleine zierliche Taſche um den Hals, in der ſie außer Zwirn und Feder auch Pfeife und Tabak haben. Die Freien führen ein gerades, ſehr langes Schwert, einen Dolch am linken Handgelenk, einen 2 M. langen Speer und oft eine Flinte. Sie ſprechen einen Berberdialect, der faſt überall der nämliche ſein ſoll. Ihre Religion iſt der Islâm, von dem ſie aber ſehr wenig wiſſen. Aberglaube herrſcht überall unter ihnen; Hals, ja ſelbſt Arme, Beine, Bruſt und Gürtel ſind mit Amulets und Täſchchen behängt, in denen ſich Koranſprüche als Schutzmittel befinden. Die herrſchende Leidenſchaft iſt Liebe zum Putz und zu den Weibern. Die reineren Stämme zeichnen ſich durch ihren kriegeriſchen Sinn aus; ſie

Digitized by Google

befinden sich daher unter einander in stetem Kampfe und sind überall gefürchtet und gehaßt; sie sind jedoch nicht grausam und behandeln ihre Sklaven gut. Die Frauen gehen unverschleiert und mischen sich in die Angelegenheiten der Männer. Bei manchen Stämmen ist übrigens Vielweiberei eingerissen." (Klöden. Hdb. der Erdk. III. Bd. S. 438—439.)

Das weite Land der Tuareg ist im N. wie schon erwähnt von Duveyrier, im S. aber hauptsächlich von Heinrich Barth bereist worden, welch letzterer von Murzuk westlich nach der Oase Rhat oder Ghat sich wendend, von dieser aus das ganze Gebiet so zu sagen von N. nach S. durchzog, um nach dem sudanesischen Staate Bornu zu gelangen. Südlich schon von Ghat, welches jenseits der Hammada (Hochebene) liegt, die auf der SW.- und stellenweise auf der N.-Seite die Wüste zu umziehen scheint, erhebt sich in durchschnittlicher Höhe von 1300 bis 1600 M. das große Hochland der Asgar, welches weiterhin gegen N. in die Masse des Alpenlandes vom Dschebel Ahaggar übergeht. Auch dort herrscht die Plateaubildung vor, doch thürmen sich auch sehr hohe Berge von rother Farbe mit steilen Felswänden auf. Vom Asgar-Plateau südwärts steigt man allmählig auf eine neue Hochebene, jene von Air oder Asben, worauf sich Granit- und Basaltberge, das Asben-Gebirge mit dem Tengik oder Timge (1800 M.) und südlicher das Baghsen-Gebirge erheben. Es ist dies ein felsig rauhes Land, voll mehr oder weniger regelmäßiger, in 480 M. gelegener Einsenkungen, deren Fruchtbarkeit außer auf dem Regen auch auf ihrer Lage zu den größeren Erhebungsmassen beruht, welche die Regenmassen sammeln und ihnen zuführen. Die ganze Landschaft Air oder Asben hat eine Neigung von O. nach W. und daher sind die westlicheren, tiefer gelegenen Thäler die fruchtbarsten. Das schönste unter ihnen ist das Wad Tiggeda, im N. des majestätischen Bergkegels Dogene (1400—1600 M.), das Rinder und Kameele nährt und einen unendlich üppigen Baumwuchs, namentlich Akazien, besitzt. Auch der südliche Theil des Thales von Tintellust hat eine Vegetation, von deren Fülle man sich kaum eine Vorstellung machen kann. Ganz Asben ist eigentlich ein Labyrinth von Thälern, die durch felsiges Terrain von einander getrennt sind, und auf diesen erheben sich dann noch Berggruppen von 600—1000 M. Höhe. Im S. steigt der Boden wieder zu einer 600 M. hohen sandigen, mit wenig Kraut und Akazien bekleideten Ebene auf, welche, die wahre Heimath der Giraffe und der Leucoryx-Antilope, sich durch einen großen Theil von Afrika zu erstrecken scheint und den Uebergang der Wüste zur fruchtbaren Zone des Sudän vermittelt. (Klöden. A. a. O. S. 434.)

Den östlichen der drei großen Abschnitte der Sáhara bewohnen, wie schon erwähnt, vornehmlich die Tibbu. Die Eingangspforte in dieses Gebiet ist Tripolis und von dort sind auch die meisten Reisenden aufgebrochen, welche über Murzuk nach S. quer durch die große Wüste an die Gestade des Tsad-See gelangen wollten. Es gibt zwei Straßen von Tripolis nach Murzuk, deren eine, kürzere, westlichere über den Dschebel Ghurian, Wadi Um-el-Cheil und den westlichen Theil des Dschebel es-Soda directer südlich führt, während die andere, längere, eine beträchtliche Abweichung nach O. in ihren ersten zwei Dritteln erleidet. Jene wurde zu ihrem größten Theile von Barth, Overweg, Rohlfs bereist, diese ist vorzüglich durch Lyon, Denham und Clapperton, Vogel und Duveyrier bekannt geworden. Ihr folgte, da sie trotz ihres nicht unbedeutenden Umweges doch die eigentliche Karawanenstraße ist, weil sie sich regelmäßiger Wasserstationen erfreut und in den Populationscentren

Digitized by Google

von Beni Ulid, Bundschem und Sokna erwünschte Ruhepunkte bietet, auch der neueste Besucher jener Gebiete, Dr. Gustav Nachtigal.

Am 18. Februar 1869 brach Dr. Nachtigal, dessen Führung wir uns hier theilweise anvertrauen wollen, von Tripolis auf, um nach 36tägiger Wanderung nach Murzuk zu gelangen. Der Charakter der Wüstenlandschaft, die sich hinter dem großen Küsten-Gebirge ausbreitet, ist bekannt genug; dasselbe bildet die steile Terrasse zu hochgelegenen, mit Gebirgsstöcken und isolirten Berggruppen gezierten Ebenen, welche von zahlreichen Thälern durchschnitten sind. Bei Beni Ulid erquickt ein schöner Olivenwald zum letztenmale das Auge des Reisenden, der zwischen Bundschem und Sokna sich mitten in der Wüste befindet. Hier reist man vier Tage lang auf einer wasserlosen, noch durch zahlreiche, wenn auch nackte Hügelreihen unterbrochenen und gewellten Ebene. Sokna liegt etwa unter dem 29.° n. Br. Der nunmehr zu überschreitende Dschebel es-Soda bildet die natürliche N.-Grenze Fezzans, dessen Hauptstadt Murzuk ist.

Ein starrer, breiter Gürtel, sagt ein anderer Beobachter, Dr. A. E. Brehm, umgibt das Wüstenland Fezzan: die Wüste selbst, — aber die Wüste in ihrer fürchterlichsten Gestalt; eine entsetzliche Nacktheit charakterisirt sie; kein Tropfen Wasser fließt, keine Pflanze grünt in ihr, kaum einen Brunnen findet man. Ein ewig blauer Himmel, an welchem die glühende Sonne jedes feuchte Wölkchen verzehrt, liegt hier schwer über der öden, traurigen, todten Landschaft, in welcher der wie von Todesfurcht gejagte Mensch nur dann und wann auf kurze Zeit als lebendes Wesen erscheint. Die Landschaft Fezzan gleicht einem frischen Garten der Hammada gegenüber. Ganz Fezzan dürfte nicht über 60,000 Einwohner enthalten. Die Bewohner der Stadt Murzuk leben größtentheils vom Handel mit Sklaven und anderen Erzeugnissen des Innern, sowie Salz, Natron, Arzneipflanzen und dergleichen; die Sklaven sind aber der Hauptgegenstand des ganzen Verkehres. Gewerbserzeugnisse liefert Murzuk nicht; die Natur selbst ist der beste Arbeiter der Kaufleute; übrigens sind nur die wenigsten der bedeutenderen Kaufleute dauernd hier ansäßig; sie kommen und gehen, wie es ihre Geschäfte erheischen. Der wirkliche Kern der Bevölkerung ist ein Gemisch, wie wir es in anderen Oasen kennen lernten; aber das frische Volksleben anderer Wüstenorte scheint Murzuk zu fehlen. Der Platz ist wichtig für den Handel zwischen der Küste und dem Inneren, in jeder anderen Hinsicht aber ein unbedeutender, trauriger Ort. (Globus, VI. Bd., S. 305 bis 306.)

Von Murzuk unternahm Dr. Nachtigal einen Ausflug nach Tibesti. Tibesti oder Tu ist eine Oase in der östlichen Sahara, südöstlich von Murzuk gelegen und von dem Tibbu-Stamme der Reschade, einem der verruchtesten und ihrer Habgier, Falschheit und Grausamkeit wegen berüchtigsten Völker Afrika's, bewohnt. Kein Europäer hatte noch je Tibesti erreicht, Lyon, Ritchie, Denham, Clapperton, Oudney, Barth, Beurmann, Duveyrier, Rohlfs, sie Alle vermochten nicht nach Tibesti vorzudringen, Nachtigal gelang es. Seine Route führte ihn zunächst auf der geschlagenen Straße nach S.; beim Brunnen Tymmo jedoch, fünf Tagereisen von Tedscherri, bog er nach SO. ab und erreichte nach einem mühevollen Marsche durch die wasserlose Wüste den gebirgigen District Afafi. Kalkstein und dunkelgefärbter Sandstein bilden die geologische Structur dieses Gebietes, und große Basaltblöcke liegen über die Gegend zerstreut, welche von zahlreichen Strombetten durchschnitten und durch die lebhaft gefärbten Talhabäume (Gummi-Akazien, Acacia gummifera Willd.) belebt wird, zu denen die grotesken Formen des Gebirges den Hintergrund bilden. Nachtigal zog dann über ödes, sandiges oder steiniges Flachland, aus dem vielfach einzelne Gruppen kastellartig gebauter, dunkler Sandsteinhügel emporragten. In den Strombetten allein fand sich spärliches Futter für die Kameele, nirgends aber sah Nachtigal eine Spur von Einwohnern. Eine auffallende Veränderung in der Physiognomie der Landschaft ließ sich beobachten, als Nachtigal sich dem Strombette Enneri-Tollobu näherte. Ein lichtes poröses Gestein von wechselnder Farbe trat an die Stelle des Sandes oder Kalksteinfelsens und bildete eine wellige, jeder Vegetationsdecke baare Fläche. Am 13. Juli 1869 erreichte unser Forscher Tao den ersten bewohnten Ort in Tibesti und in etwa 640 M. Seehöhe. Tao ist genau genommen kein Dorf, denn es besteht lediglich aus ein

Digitized by Google

paar zerstreuten Hütten aus Dumpalmmatten in der Nähe einer ergiebigen Quelle. Zur Zeit des Nachtigal'schen Besuches war Tao, so gut wie alle andern Ortschaften am W.-Abhange des Tarso-Gebirges, welches Tibesti von N. nach S. durchzieht, vollkommen verlassen, denn Nahrungsmangel hatte die Einwohner veranlaßt, sich in die Gebirge zurückzuziehen, oder nach Bardaï zu wandern, dem wichtigsten Platze im Lande, auf der andern Seite der Tarso-Kette, wo man den baldigen Beginn der Dattelernte erwartete. Das Tibbu-Land ist in der That gar nicht allzu verschwenderisch mit Nahrungsmitteln ausgestattet. Wohl gibt es Ziegenheerden, doch wird Fleisch nur an hohen Festtagen, oder wenn ein Kameel natürlichen Todes vereudet, genossen; auch läßt sich nur im Herbste, wo der in Folge der Regen üppigere Graswuchs dem Kameele gestattet hat, zu Kräften zu kommen, den sonst unergiebigen Stuten Milch abzapfen. Mehl wird aus dem Korne von Panicum colonum bereitet, Datteln jedoch führt man aus Fezzan und anderen Nachbarländern ein, denn was davon im Bardaï-Thale gezogen und gewonnen wird, genügt lange nicht für den Bedarf der Bevölkerung. In Zeiten großen Mangels nimmt endlich der Tibbu seine Zuflucht zu den Blättern der Dum-Palme, ein Artikel von so geringem Nährwerthe, daß sich damit allein das Leben nicht fristen läßt. Nachtigal trat nun ein in den Gebirgsdistrict von Tibesti und wanderte zunächst in das herrliche Zuar-Thal, wo das Wasser reichlich quillt, die Vegetation üppig, die Landschaft malerisch ist und Thierleben, obwohl, soweit seine Beobachtungen reichten, auf Affen, Gazellen und Vögel beschränkt, die Scenerie einigermaßen belebt. In Zuar (704,69 M. ü. d. M.) vereitelte indeß eine Anzahl Häuptlinge, welche seinen Zug durch das Thal schon mit Mißbehagen wahrgenommen hatten, seine Absichten, weiter nach S. vorzudringen. Nur ungern lenkte unser Wanderer seine Schritte nach Tao zurück, um sich nach Bardaï zu wenden, dessen heiße Quellen eine starke Anziehungskraft auf ihn ausübten. Die Hügel, über welche der Weg führte, bestanden aus Sandstein, von Kalkstein überlagert. Wiederum lagen Basaltblöcke rings umher, und wiederum zeigte sich, weite Strecken bedeckend, der oben erwähnte poröse Fels, als Nachtigal sich der Paßhöhe näherte. Unweit davon kam er an eine merkwürdige Natrongrube von mulden- und kreisförmiger Gestalt mit etwa 16—24 Km. im Umfange. Am Grunde dieser Mulde erhob sich ein konischer Hügel mit einem im Innern natrongefüllten Krater am Gipfel. Der Tusidde, die höchste Spitze in Tibesti, erhebt sich noch etwa 365 M. über den Paß zu einer Gesammthöhe von 2400 M. Am östlichen Hange des Gebirges niedersteigend, erreichte Nachtigal nach sechstägigem Marsche Bardaï, wo sein Empfang seitens der Bevölkerung nichts weniger denn freundlich sich gestaltete. Muhammedanische Fanatiker, erregt durch den übermäßigen Genuß von Palmwein, hetzten die Menge auf, den Christenhund zu erschlagen, der nur Dank der persönlichen Dazwischenkunft Arami's, eines der einflußreichsten Häuptlinge, das Haus seines Beschützers in Sicherheit erreichen konnte. Hier wurde er aber in strengem Gewahrsam gehalten. Der Sultan weigerte sich, ihn zu empfangen, und von der hübschen Stadt Bardaï mit ihren Palmblatthütten, welche Gärten und Dattelpflanzungen umgeben, vermochte er nur wenig zu sehen. Da er nur geringe Hoffnung auf die Möglichkeit weiterer Forschungen hatte, so war es ihm darum zu thun, ehebaldigst nach Fezzan zurückzukehren, und nach langer Ueberredung willigte sein Beschützer endlich ein, ihm zur Flucht behülflich zu sein, die er auch, wenngleich mit unsäglichen Nöthen und Mühsalen, glücklich nach Murzuk bewerkstelligte.

Den O. des O. — die **lybische Wüste** — endlich, welche bis so zu sagen an das ägyptische Nilthal reicht, hat erst eine 1873—74 dahin gerichtete Expedition mit Gerh. Rohlfs an der Spitze einigermaßen aufgehellt. Darnach ist dieselbe einer der ödesten, wenn nicht der ödeste Theil der Sáhara und wohl der einzige, auf den die älteren Vorstellungen von einem ausgedehnten Sandmeere passen. Die libysche Wüste ist in der That nichts als ein einziges Sandmeer, durchzogen von hohen Sanddünen, welche wie große

Digitized by Google

Oase in der lybischen Wüste.

erstarrte Wellen darauf ruhen; sie ist aber keine Depression, wie man glaubte, sondern wie die übrige Sáhara eine Hochebene. Als O.-Grenze dieser Wüste kann man Fezzan und die von dort in südlicher Richtung über die Oase Kauar (Bilma) nach Bornu führende große Karawanenstraße annehmen; nach den übrigen Richtungen ist die lybische Wüste natürlich begrenzt: im N. durch das mittelländische Meer, an dessen Küste allerdings die im schönsten Schmucke südeuropäischer Vegetation prangende Cyrenaica (Barka), das „grüne Gebirge" (Dschebel achdar), sich inselartig der Wüste vorlagert, im O. durch das Nilthal, im S. durch die mehr oder weniger culturfähigen Strecken der Sudánlandschaften Kordofan, Darfur, Wadai und Kanem, zu denen ein mehr oder weniger breiter Steppengürtel den Uebergang bildet. Das ungeheure, so umschriebene Gebiet, ungefähr so groß als das europäische Rußland, gehört noch heute zu den unbekanntesten Theilen der Erdoberfläche.

Die orographischen und geologischen Verhältnisse der lybischen Wüste sind ebenso einfach als durchaus ungeeignet für das organische Leben. Betreten wir dieses Gebiet von der Mittelmeerküste aus, so haben wir zunächst ein ziemlich

Digitized by Google

schroff sich erhebendes, von der Großen Syrte bis zum Nildelta reichendes Kalkplateau zu ersteigen, welches am nordwestlichen Ende die größte Höhe, über 700 M. erreicht, und hier, wie bemerkt, zwischen den Städten Benghasi und Derneh die wasserreiche, üppig bewachsene, culturfähige Landschaft Cyrenaica darstellt. Der Küstensaum zwischen dieser und Aegypten bietet wohl hier und da bei den dort nicht fehlenden Winterregen dem umherschwärmenden Beduinenstamm des Uled-Ali günstige Stellen für vorübergehende Bodencultur; im Großen und Ganzen kann man indeß behaupten, daß der Wüstencharakter des Plateaus sich in dieser Landschaft bis an's Meer erstreckt; von den Ufern der Großen Syrte gilt dies sogar ohne Einschränkung; hier reicht die ödeste Sandwüste bis an die Meeresküste. Die Kalkplatte des lybischen Wüstenplateau dehnt sich landeinwärts nur etwa bis zum 30.° n. Br. aus, wo sie steil in eine langgedehnte, nahezu von der Syrte bis in die Nähe der Nilmündungen reichende Einsenkung abfällt, deren Sohle vermuthlich größtentheils unter dem Meeresspiegel liegt. In dieser Depression liegen die zwei schon im Alterthume berühmten Oasengruppen Audschila und zwölf Tagereisen östlich davon Siuah oder die Jupiter Ammon's Oase. Die Bewohner derselben gehören größtentheils dem Berberstamme an, stehen aber, wie der landschaftliche Charakter beider Oasen, in einem bemerkenswerthen Gegensatze. Siuah ist ein kleines Paradies; zwischen den dunkelblauen Spiegeln ausgedehnter Seen erheben sich üppige Palmenwälder und Fruchtgärten voll Orangen, Feigen und Oliven; die Bevölkerung aber ist träge und verläßt ihre Heimath nie, wogegen die Bewohner Audschila's wie ihre Stammesgenossen in Rhadames durch ihre kühnen Handelsreisen in ganz N.-Afrika berühmt sind. Im S. der Depression steigt die Wüste so allmählig an, daß sie unter 25° n. Br. noch kaum eine Meereshöhe von 500 M. erreicht hat. Im O. bildet sie ein gegen das Nilthal überall mauerartig abfallendes Kalkplateau, in welches die Uah-Oasen: Bacharieh, Farafrah, Dachel, Chargeh einige hundert Meter tief eingesenkt sind. Mehrere Tagemärsche westlich von diesen Oasen, wo der sicher den größten Theil des Wüstenbodens bildende nubische Landstrich an die Oberfläche tritt und im S. von der Depression scheint sich ein zusammenhängendes Sandmeer zu erstrecken, dessen Grenzen nach S. und W. ganz unbekannt sind. Im NW. dieses unbekannten Gebietes liegt die bis jetzt allen Unternehmungen europäischer Reisenden trotzende Oasengruppe Kufara. Völlig abweichend ist der Charakter der südwestlichen Landschaften der lybischen Wüste. Hier erhebt sich ein langgestrecktes, aus Kalk und Sandstein bestehendes Gebirge, welches einige Tagereisen an der SO.-Grenze von Fezzan beginnt und in südöstlicher Richtung gegen die N.-Grenze von Darfur hinzieht, mit dessen Bergen es vielleicht in Verbindung steht. Die in diesem Gebirgskamme entspringenden, sich nach einigen Tagereisen in der Wüste verlierenden Thäler bilden die bewohnbaren Striche der Oasenlandschaften Tibesti, Borku, Wanjanga und Ennedi, welche sich in dieser Ordnung von NW. nach SO. folgen. (Aſcherſon im: Ausland 1875, Nr. 51, S. 1006—1007).

§. 8. Der Sudan.

Naturgemäß schließt sich an die große Wüste jener Abschnitt Afrika's an, welcher mit der freilich etwas schwankenden Benennung Sudân bezeichnet wird. Wir verstehen darunter die Gebiete im S. der Sáhara, im W. und S. begrenzt durch den atlantischen Ocean, so weit derselbe reicht; vom Golf von Guinea an landeinwärts gibt es jedoch keine bestimmte Linie mehr, sondern mag dafür etwa der 5.° n. Br. gelten, jedoch nicht weil dieser viel-

Digitized by Google

leicht einen wirklichen Abschnitt markirt, sondern blos weil über die Länder und Völker südlich von demselben wir absolut nichts wissen, den O. ausgenommen, wo die neuesten Forschungen im Nilgebiete tiefer nach S. herabreichen. Diese Nilgebiete sind es auch, welche gemeiniglich die O.-Abgrenzung des Sudâns bilden, obgleich derselbe sich eigentlich bis an den Fuß der abessinischen Hochlande erstreckt; moderne Karten haben deßhalb auch sehr richtig für jene östlichen Gebiete, welche unter anderen Senaar, Kordofan und Darfur umschließen, die passende Benennung „ägyptischer Sudân" eingeführt. Der Sudân ist also strenge genommen ein breiter Streifen Landes, der sich quer durch ganz Afrika, von der atlantischen W.-Küste fast bis an die vom Rothen Meere bespülte O.-Küste hinzieht, und die wahre Heimath der Negervölker. Wenn einmal unsere Kenntnisse des Inneren Afrika auf gesicherterer Grundlage beruhen, und wir die Verbreitung der Neger geographisch genau zu bestimmen vermögen werden, dürfte es sich empfehlen, den Sudân geradezu auf alles von Negern bewohnte Land auszudehnen.

Begreiflicherweise sind Bodenplastik und sonstige physikalische Verhältnisse dieses weiten Gebietes ebenso mannigfaltig, wie die Völker, welche dasselbe bewohnen. Uns kommt es hier natürlich nur darauf an, die allgemeinen Umrisse dieser, vom großen Weltverkehr noch abgeschiedenen Länder und Stämme zu zeichnen, und begnügen uns deßhalb hervorzuheben, daß sie in jeglicher Hinsicht einen vollendeten Gegensatz zu der benachbarten Großen Wüste bilden, die wir soeben verlassen haben. Der Uebergang aus derselben nach dem Sudân ist freilich unmerklich und durch einen flachen Steppengürtel hergestellt; dann aber mit dem 12.° oder 11.° n. B. beginnen Hügel- und Gebirgslandschaften, welche streckenweise von Hochebenen unterbrochen und von mächtigen Gewässern durchschnitten werden. Die wichtigsten dieser Ströme sind der Senegal und der Gambia im W., der Assinie, der Volta und vor allen der Niger im S. Der Lauf des letzteren gewaltigen Stroms bildet mit der afrikanischen S.-Küste fast ein Dreieck und kann trefflich zur Abgrenzung bestimmter Gebiete in dem weiten Raume des Sudâns dienen. Was westwärts vom Oberlaufe des Niger liegt, begreifen wir unter dem allgemeinen Namen Senegambien. Der Raum zwischen den beiden Schenkeln des Nigerdreiecks gehört, wenigstens im N. den Fulah oder Fulbe an, ist aber noch außerordentlich wenig bekannt, in seinem größten Theile noch nie von eines Europäers Fuß betreten worden. Nur über den Küstenstreifen, welcher die dritte Seite des gedachten Dreieckes bildet, sind wir genauer unterrichtet, weil hier europäische Nationen und hauptsächlich die Engländer Niederlassungen

Digitized by Google

gegründet haben. Man nennt diese Küste die Ober-Guinea-Küste und zerfällt dieselbe wieder in verschiedene, mit besonderen Namen ausgezeichnete Theilstrecken, wie, von W. gegen O. fortschreitend, die Sierra-Leone, die Windwärts- oder Pfeffer-Küste, an welcher die lächerliche Negerrepublik Liberia liegt, die Zahn- oder Elfenbein-Küste und die Gold-Küste, deren Neger die unter britischem Schutze stehende Conföderation der Fanti bilden, während tiefer landeinwärts das Negerreich Aschanti sich ausdehnt. Sein östlicher Nachbar ist das ob seiner blutgierigen Grausamkeit verrufene Königreich Dahomeh an der sogenannten Sklavenküste. An diese reiht sich der Landvorsprung, welchen das vielverzweigte Delta des hier in den Ocean sich ergießenden Niger gebaut hat. Im O. des Stromes und des von ihm gebildeten Dreiecks treten wir nunmehr in den Bereich der Fellatah-Staaten, an welche die civilisirten Negerreiche Bornu und Bagirmi im Gebiete der großen Tsad-Niederung grenzen. Dieser enorme, inselreiche See liegt zwar nicht, wie man bisher glaubte, an der tiefsten, immerhin aber an einer der Stellen der sudanesischen Aushöhlung und nimmt zahlreiche Gewässer auf, darunter den von SO. kommenden mächtigen Schari, dessen Oberlauf noch durchaus unsicher ist. Hier befinden wir uns im wahren Centrum Afrika's, an der Schwelle des bis unlängst fest verschlossenen Staates Wadaï, an welchen sich die oben aufgezählten Landschaften des ägyptischen Sudân anreihen.

Statt der wasserlosen Wüste mit ihren ausgetrockneten Strombetten, ihrer mageren, artenarmen Vegetation, ihren weiten, menschenleeren Flächen, ihrer spärlichen Bevölkerung roher Nomaden, bietet also der Sudân das Bild eines reich bewässerten, abwechslungsvollen, fruchtbaren und reich bebauten Landes mit kräftig entfaltetem Thierleben und einer Vegetation von tropischer Ueppigkeit, worin in dichten Massen eine seßhafte Bevölkerung wohnt, welche es sogar theilweise zu einem eigenthümlichen Grade von Gesittung gebracht hat.

§. 9. Der westliche Sudan oder Senegambien.

Das Land südlich vom Senegal-Strome bis zur Sierra-Leone-Küste nennt man Senegambien, ohne daß dieser Bezeichnung eine bestimmte Begrenzung nach O., d. h. landeinwärts zukäme. Die Küste ist, mit Ausnahme einiger kleinen Niederlassungen der Briten an der Gambia-Mündung mit dem Haupt-

Digitized by Google

orte Bathurst, ausschließlich in den Händen der Franzosen, welche auch im Inneren eine gewisse Herrschaft ausüben und anerkennenswerthe Anstrengungen machen, sowohl den Handel des inneren Sudân in ihre Niederlassungen an der senegambischen Küste zu leiten, als auch quer durch die Wüste eine Verbindung mit ihren algerischen Besitzungen herzustellen. Sitz der Verwaltung ist die Stadt Saint Louis an der Mündung des Senegal, mit etwa 12,000 Einwohnern, buntscheckig an Farbe und Lumpen, vielen üppigen Signaren (Halbnegerinnen) und einigen Europäern; Handelshauptstadt jedoch Dâkar am Grünen Vorgebirge, von etwa 2000 Negern und 2—300 Weißen (Franzosen) bewohnt. Es ist diejenige französische Colonie, welche am meisten gedeiht.

Einen Kilometer von Dâkar entfernt liegt am Eingang in die tiefe Bucht des eigentlichen Hafens von Dâkar die Hafenfestung Gorée, eine Felseninsel aus Basaltgestein, von nicht bedeutender Größe. Doch hat Gorée mit seinen 3042 Einwohnern mehr Bauwerke und Civilisation aufzuweisen, als Senegambiens Colonialhauptstadt Dâkar. Da wo in Dâkar keine Häuser oder Hütten stehen, ist der ganz vegetationslose Boden mit Unrath aller Art bedeckt. Die Hütten der Eingeborenen, welch' letztere in einem ganz separaten Theil der Stadt hausen, stehen ziemlich dichtgedrängt und bilden unter sich wieder besondere Quartiere von je 50 Stück, welche zusammen von einem aus Bambusrohr geflochtenen Zaun umgeben sind. Die Hütten selbst sind etwa 4—5 M. hoch, 3 M. breit und tief, und in Gestalt eines Heuschobers, aus einer Art Binse oder Rohr verfertigt. Vier bis fünf Personen bewohnen eine solche Hütte zusammen, die auch keine weitern Abtheilungen enthält. Um die Hütte herum geschieht des Tags über jede Verrichtung, welche ein Haushalt mit sich bringt, und hier ist denn auch das eigentliche Zuhause der Insassen. Ein wahrer Schmuck der Gärten und Gehöfte sind die Oleander mit ihren Purpurblüthen und der üppig gedeihende Trompetenbaum. An den Wegen stehen vielfach die bei uns so sorgfältig gepflegten fleischigen Cacteen; es ist aber nicht rathsam, dieselben anzufassen oder wegen ihrer schöngelben Blüthen abzupflücken, theils wegen der oft microskopisch feinen Stacheln, theils wegen des vielen Ungeziefers. Unter der Zahl von circa 20 steinernen Gebäuden sind 3 bis 4 sogenannte Hotels, welche die stolzen Namen Hôtel de France, Hôtel des Messageries nationales u. s. w. führen. Gleichzeitig mit der Hoteleinrichtung, d. h. einer Gaststube mit Billard oder Tischen und Stühlen im Freien, vor und hinter dem Hause, ist ein Kaufladen verbunden, in welchem man Alles erhält, was das Herz begehrt, und wohl eben so leicht Strohhüte oder seidene Kleider als ein Stück Käse erhandeln kann. Die Hotelbesitzer sind Franzosen, während die Bedienung der Gäste und Käufer nur durch Neger versehen wird, deren Treiben sich hier schon ganz gut beobachten läßt. Abends kauern sie vor der Thüre dieses Baues um ein Kohlenfeuer gelagert, und verzehren aus einem großen Topf oder aus Schüsseln von Kürbisschalen ihr größtentheils aus Mais bestehendes, doch auf verschiedene Art zubereitetes Abendbrod. Die Kinder sind ganz nackt und außer den Amuletten noch mit einer Menge Schmuck von Glasperlen, Achat u. dergl. m. behangen. Leider sind die Kleinen und Großen so mit Schmutz überzogen, daß man sich sehr in Acht nehmen muß, um nicht diese oder jene Abart der Insektenfamilie Pediculus durch ihre Berührung sich anzueignen. Die Mütter tragen die kleinen Kinder stets bei sich, und zwar indem sie dieselben sich derart auf dem Rücken befestigen, daß die Beinchen der Kleinen um die Hüfte der Mutter geschlungen sind. Dabei ist allein der Kopf des Kindes sichtbar, während der Körper desselben ganz durch das Tragetuch, dessen Enden vorne zu einem Knoten geschürzt sind, bedeckt wird. Ganz kleine Kinder, d. h. Säuglinge, werden in gleicher Art umgekehrt auf der Brust aufgebunden, so daß das Kind ad libitum hier gleich seine Nahrung zur Hand hat. Die Mütter verrichten mit diesen Anhängseln alle Beschäftigungen, ohne den armen Würmern eine weitere besondere

Digitized by Google

Beachtung zu schenken. Trotzdem hört man die Kleinen nur selten schreien, und befinden sich dieselben in der anscheinend so unbequemen Situation ganz wohl und munter. Selten sieht man ein leidlich hübsches Gesicht, dagegen ist der Körperbau nicht gerade unschön. Man begegnet vielen muskulösen Gestalten, bei welchen höchstens die langen Beine mit den schlecht proportionirten Formen der Waden als häßlich in die Augen fallen. Eine ungemein häufige Erscheinung ist, beiläufig bemerkt, eine vortretende Mißgestaltung des Nabels, die wohl durch die gänzliche Vernachlässigung der Kinder bei der Geburt hervorgerufen wird. Gibt man den Weibern in den Hütten einige Soustücke, so tanzen sie bereitwilligst ihren Nationaltanz vor. Eine von ihnen trommelt auf einer großen umgekehrten Kürbisschale, während die Andern tanzen und unter den sonderbarsten Gliederverrenkungen herumspringen; eine Art Gesang, welchen sie dazu murmeln, besteht in der steten monotonen Wiederholung von zwei oder drei Worten und Tönen. Der Tanz selbst heißt Tam Tam, und ist zugleich der Ausdruck der Freude über irgend ein erhaltenes Geschenk. Die Liebe zu ihren Kindern, sagt Oscar Canstatt, dem wir diese Schilderung entnehmen, erscheint bei den Negern nicht allzu groß, denn einem meiner Begleiter wurde ein kleiner Negerjunge von seiner Mutter für den billigen Preis von 2 Francs feil geboten. „Wir begaben uns nun auf den täglich stattfindenden Markt, der sich inmitten Dakars auf einer Sandinsel befindet, anders wüßte ich nicht diesen Platz zu benennen. Zwölf bis zwanzig Weiber und Knaben kauerten auf der Erde und hielten in Kürbisschalen vor sich die Gemüse und Früchte des Landes zum Verkauf. Die Auswahl unter den Waaren ist sehr erbärmlich, und bestand nur in einer Art schwarzer Bohnen, kleinen Orangen, Eiern und verschiedenen mir unbekannten Früchten, welche man uns als sehr wohlschmeckend anpries, die aber alle einen mehr oder weniger bittern Geschmack hatten. Auch Cocosmilch gab es zu kaufen, und eine Sorte Brod von ganz flacher, halbtellergroßer runder Façon. Der Markt ist nur von Negern besucht, welche die alleinigen Liebhaber ihrer Producte zu sein scheinen. Auch ist es nicht gerade sehr appetitlich von dem Brode zu essen, oder von der Cocosmilch sehr zweifelhaften Aussehens zu trinken.“ Der Typus der Dakar'schen Negerrace ist im Allgemeinen nicht schön. Die Schwarzen haben nämlich ungewöhnlich weit hervorspringende Unterkiefer und Unterlippen und äußerst spärlich wolliges Haupthaar. Die Hautfarbe ist dabei weder braun noch schwarz, sondern eher dunkelgrau und etwas in's Bronzene spielend. Am Halse, sowie an Händen und Beinen, tragen sie größtentheils mit sonderbarer Würde Amulette, Ringe, Münzen und alle erdenklichen Dinge. Am häufigsten sieht man sie aber mit einem oder mehreren Leinwandpacketchen behangen. Dieselben haben die Größe eines Viertelkartenblattes und enthalten eine feste und dicke Substanz, welche in graues Leinen eingenäht ist und niemals gezeigt wird. Manche tragen diese Talismane auch an einem Haarbüschel befestigt auf der Mitte des Kopfes. Andere haben ihr Haupt ganz geschoren mit Ausnahme einer bis auf die Stirne herabhängenden Art Skalplocke, oder eines Kranzes von Haaren, etwa in der Art, wie sich unsere Mönche tragen.

Die hier geschilderten Neger sind Glieder jener Familie, welche die weiten Alluvialebenen zwischen dem unteren Senegal, dem Gambia und dem Falemeflusse bewohnt; es sind die Serere-Wolof (Dscholof, Zolof). Weiterhin im gebirgigen Inneren des Landes hausen die Mandingo oder Malinke und Soninke, die mit gutem Rechte für die Juden Afrika's gelten; Handel und Schacher gehen ihnen über alles. Diese Völkerschaften leben am W.-Abhange des Gebirges, welchem der Senegal, der Gambia und auch der gegen O. fließende Niger entspringen. Früher bezeichnete man wohl dieses Bergsystem als Kong-Gebirge, doch scheint dieser Name allmählig von den Karten zu verschwinden. Ein Zweig desselben zieht, mit dem Meerbusen von Guinea parallel, gegen O. hin, in Senegambien aber entwickelt sich das Ge-

Digitized by Google

birge zu einem noch nicht genügend untersuchten Stufenlande, an dessen westlichem und nördlichem Rande die genannten Soninke und Mandingo bis zum Niger und darüber hinaus sitzen. Den mächtigsten Zweig derselben bilden die Bambarras, die sich für viel mehr und besser als alle Anderen, sogar in Bezug auf die Sprache halten. Sie wohnen zwischen 11° und 15° n. Br. und ihr Land ist theilweise sehr gut bevölkert. Ganz verschieden von den genannten ist der große, von O.-Afrika her eingewanderte Stamm der Peul oder Pul, auch Fulbe, Fule, Fulah oder Fellatah. Diese sind keine wahren Neger, denn sie haben eine rothe Haut, sind hoch und schlank gewachsen, haben weit hübschere Gesichtszüge, auch nicht so wolliges Haar, und sind für die Civilisation empfänglicher. Sie wohnen hauptsächlich in den höher gelegenen Theilen Senegambiens, erstrecken sich aber weit über den Niger bis nach den Fellatah-Staaten, welche von ihnen den Namen haben. In Senegambien bevölkern sie in Gemeinschaft mit den Malinke die Landschaft Futa-Dschiallon, mit welcher die Forschungen des französischen Reisenden Lambert uns näher vertraut machten.

Fulah.

Futa Dschiallon ist das starkbevölkerte Gebirgsland, auf dessen centraler Hochebene die Quellen des Niger, des Senegal, Faleme, Gambia, des Rio Grande und noch zwanzig anderer Ströme liegen. Lambert trat seine Wanderung dahin von der Factorei Bel Air an der Mündung des Rio Nuñez, einer Einbuchtung des Meeres an, in welche, etwas aufwärts von Kakandy, der kleine Fluß Taquileuta oder Tankilita sich ergießt; die ganze Uferlandschaft ist schön und fruchtbar; bis zum Orte Kakandy kommen Palmöl und Erdnüsse in den Handel; Kaffee wächst weiter landein im Gebirge wild. Die Wanderung führte durch einen von bunten Vögeln belebten und von Bächen durchzogenen Wald, der von Honig duftete und in welchem es von Bienen schwärmte. Viele Bäume erreichen eine colossale Höhe, vor allen der gewaltige Bombax mit seiner mächtigen Verzweigung, und der Netteh, einer der schönsten aus der Familie der Leguminosen. Dieser ist über den ganzen Sudân verbreitet; seine Frucht gleicht einer Bohnenschote und die Körner enthalten eine süße, breiartige Masse, welche in den Monaten April bis Juni einen nicht unwesentlichen Bestandtheil der Nahrung für die Karawanenleute bilden. Reißende Thiere bemerkte Lambert in diesen Wäldern nicht, wohl aber hundsköpfige Affen in Menge. Besonders die Mandrille (Cynocephalus mormon)

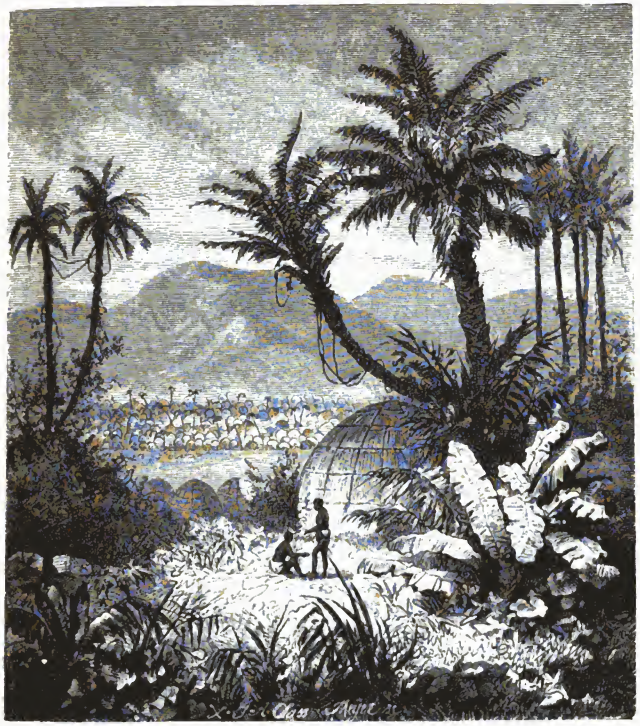
Digitized by Google

benahmen sich sehr dreist. Das Flußthal des Rio Nuñez endet nach O. in einer waldigen Hochebene, und über eine 150 M. hohe Anhöhe erreicht man das Thal des Cogon, dessen Becken von S. nach N. um das Thal des Taquilenta herumzieht und dann in gerader Richtung nach W. bis an's Meer läuft. In dem malerischen Dorfe Gueme sind die Oeffnungen der Hütten so klein, daß man hineinkriechen muß; zwischen den einzelnen Wohnungen befinden sich Mauern von Erde oder lebendige Zäune von einer Euphorbiacee. Oestlich von dem weiteren Orte Kompeta beginnt die Wasserscheide, welche das Becken des Cogon von jenem des Tomine scheidet; dieser letztere ist der Hauptzufluß des Rio Grande und bildet einen prächtigen Wasserfall, welcher in der Regenzeit das ganze Thalbecken in einen unruhigen See verwandelt. Deßhalb heißt auch die Gegend Donhol, d. h. Land des Wassers. Die Menschen leben auf der Hochebene. Dort findet man die Fuhlago's, Dörfer der Fulahhirten, und die Rumbde's, Weiler der Sklaven, welche für ihre nur Viehzucht treibenden Herren und Gebieter den Boden beackern müssen. Ein steiler Bergabhang führt durch eine üppige Waldvegetation in das Flußbecken das Kakriman hinab, dann am Wasserlaufe des Digue hin; diesem fallen von den Höhen herab unzählige Bäche zu, und die meisten derselben bilden anmuthige Kaskaden. Die Gebirgsmasse, welche vom Kakriman und dessen Zuflüssen durchschnitten wird, fällt gegen O. hin in breiten unbewaldeten Hochebenen ab; die Fulah als ein Hirtenvolk roden nämlich an Oertlichkeiten, die zur Weide geeignet sind, das Gestrüppe aus und kappen die Bäume. Anderes Ackergeräth als eine rohe Hacke kennt man nicht; als Dünger verwendet man Rasenasche und Stoppeln. Ueber Assanquere zog Lambert durch eine Reihenfolge von Hochebenen und Thälern, welche theils nach SW. theils nach NO. abfallen, nach Fokumba, der heiligen Stadt von Futa Dschiallon und Wiege des Muhammedanismus in diesem Lande, und nach der Hauptstadt Timbo, ein kleiner Ort, welcher am Fuße eines 300 M. hohen Berges liegt und kaum den Umfang oder die Einwohnerzahl von Fokumba hat, also höchstens 3000 Köpfe zählt. (Globus, II. Bd., S. 1—11.)

Die nördlichen Theile des inneren Senegambien gehören noch immer zu den wenigst bekannten Gebieten Afrika's; es ist selbst für einen einzelnen Reisenden höchst schwierig, vom Senegal nach Timbuktu zu gelangen; das ganze Land ist im Besitze von kleinen Negerkönigen, wovon einzelne zwar in guten Beziehungen mit den Franzosen, die meisten aber in einem Zustande beständiger Fehde unter einander leben. Das Vordringen islamitischer Glaubenseiferer gegen das alte, urwüchsige Heidenthum der Schwarzen entzündete die Brandfackel des Krieges in jenen Ländern und verschloß sie vollends für jeden Fremden. Dennoch ist es in den Jahren 1863—1866 den beiden französischen Offizieren E. Mage und Dr. Quintin gelungen, vom Senegal bis Segu am Niger vorzudringen.

Die Expedition mußte, da der Senegal selbst mit einem Nachen unbefahrbar ist, am Lande längs dessen Ufern hinziehen bis zum Fort Bakel, von wo an viele Neben- und Zuflüsse des Senegal zu überschreiten waren. So gelangte man nach Medine, dem am weitesten vorgeschobenen Posten der Franzosen am Senegal, in dessen Nähe der Strom die Kataraften von Feln macht. Von den Anhöhen um Natiaga genoß Mage eine herrliche Aussicht. Bis nach Dingira hin überblickte er die Krümmungen des Stromes, und die Wasserfälle und Stromschnellen schimmerten im Silberglanze, während die Berge von Natiaga einen majestätischen Anblick gewährten. Zur Rechten lagen die prachtvollen Berge von Maka-Geian. Der Boden ist unglaublich fruchtbar, Wasser in Fülle vorhanden, und in den Flüssen wimmelt es von Fischen. Auch fehlt es weder an Gold noch an Eisen; die Stromschnellen bieten Wasserkraft in beliebiger Menge dar. Aber die Menschen wissen mit allen diesen Schätzen nichts anzufangen, sie haben nicht einmal angemessene Kleidung; die Frauen gehen halb nackt, die Wohnungen sind armselig, die Hausgeräthschaften und Ackerwerkzeuge dürftig. Nur mit unseligen Schwierigkeiten vermochte Mage

Digitized by Google



Timbo.

mit seiner Expedition auf und an dem Strome vorzudringen und Kundian zu erreichen, welche eine aus Steinen erbaute wahrhafte Festung in gold- und getreidereicher Umgebung ist. Nun mußte man drei Tage lang durch eine Art Wüste wandern; es war das Land Bafing. Hier hatte die Expedition das Thal des Senegal verlassen und zog nun durch die Malinke-Landschaften bis Morena, wo zum erstenmale unter den Frauen eine andere, viel hübschere, originellere Haartracht als die der Malinke beobachtet wurde. Die Provinz Diangunte mit ihrer von hohen Mauern umgebenen Hauptstadt Diangirte gehört schon zu dem Reiche Segu, dessen Grenze bald darauf überschritten wurde. Die Gegend wird mehr und mehr hügelig; den Ebenen folgt bewaldetes Land, Thalschluchten unterbrechen die Einförmigkeit, von Zeit zu Zeit ragt ein Fels aus dem Boden hervor und in der Nähe der Dörfer werden die Tabaksfelder immer häufiger. So wurde endlich Jamina, die zweitwichtigste Hauptstadt im Königreiche Segu, und bald darauf die Capitale Segu selbst am Niger erreicht.

§. 9. Die Länder der nördlichen Guineaküste.

Die wichtigsten Punkte der nördlichen Guineaküste befinden sich in den Händen der Briten, welche hier Handelsniederlassungen gegründet haben. Der Zunahme des Handels stehen dort mannigfache Hindernisse entgegen, das meist ungesunde Klima, die Trägheit und Unehrlichkeit der Eingebornen u. dgl. m. Aber obwohl der europäische Unternehmungsgeist in dieser Weise vielfach entmuthigt wird, werden doch ungeheure Quantitäten Palmöl, Nüsse, Ingwer, Pfeffer u. s. w. zum Verkauf oder Vertauschen an die Küste gebracht. Eine große englische Colonie existirt zu Bathurst am Flusse Gambia, wo die eingeborne Bevölkerung aus hochgewachsenen, athletischen und im Handel schlauen Negern besteht. Zu Freetown in Sierra Leone sind die Neger träge und leichtsinnig und die Geschäftshäuser kommen daher dort in Verfall. Monrovia, die Hauptstadt von Liberia, ist gut gelegen, hat aber nur einen kleinen Handel, und die ganze Revenue der Republik reichte nicht einmal hin, die Zinsen der vor einiger Zeit auf den englischen Markt gebrachten Anleihe zu decken. Cap Palmas kommt sodann an die Reihe; dort werden Kulis in großem Maßstabe für die Arbeit importirt. Die dort wohnenden Krumänner sind zwar stark und auch verhältnißmäßig intelligent, aber sehr diebischer Natur. Auf der Elfenbeinküste werden stark Elfenbeine von den Eingebornen an englische Kaufleute im Tauschgeschäfte hergegeben. Zu Lagos, Benin und am Niger wird starker Handel mit Palmöl getrieben, und dieser würde riesig sein, wenn die Wassercommunication mit dem Inneren besser wäre. Bonny kann als Haupthandelsplatz der ganzen Küste betrachtet werden. Oel und Elfenbein bilden die hauptsächlichsten Handelsartikel daselbst, aber das dortige Creditsystem und die Schwierigkeit, die eingekauften Producte zu verschiffen, haben bisher der Ausbreitung des Handels eine nicht zu bewältigende Schwierigkeit geboten. Auch die Insel Fernando Po und der Cameruns-District treiben einen bedeutenden Handel. Der Sklavenhandel wurde dort zum großen Theil unterdrückt; ganz abgeschafft kann er nur, wenn überhaupt, durch eine nachdrückliche Blocade werden.

Der beabsichtigte Austausch der englischen Besitzungen am Gambia gegen einige französische Plätze an der Sierra-Leone-Küste, wodurch das englische Besitzthum an der W.-Küste von Afrika näher zusammengerückt und die Schwierigkeit der Verwaltung etwas erleichtert werden sollte, ist bis jetzt nicht zu Stande gekommen und dürfte auch kaum verwirklicht werden. Zwar zählen die Besitzungen,

Digitized by Google

Freetown.

um die es sich handelt, nur etwa 15,000 Einwohner, fast durchwegs Neger, aber sie beherrschen den Handel auf dem weit in's Land hinein schiffbaren Gambia, ihr Hauptort Bathurst ist von Liverpool aus in zehn Tagen zu erreichen und liegt wiederum nur 46 Tagereisen von Timbuktu entfernt, lauter günstige Verhältnisse, die für die Zukunft hohen Aufschwung versprechen; doch abgesehen davon ist der Handel am Gambia auch jetzt schon beträchtlich genug (4½ Millionen RM. Ein- und Ausfuhr im Jahre 1873) und die Colonie besitzt die Mittel, ihre eigenen Verwaltungskosten zu bestreiten, was nicht von allen ähnlichen kleinen Besitzungen behauptet werden kann.

Südlich von Senegambien, wo neben den Engländern auch die Portugiesen einige Punkte besitzen, so unter anderen den kleinen Archipel der Biffagots, stoßen wir auf die englische Colonie Sierra-Leone mit der Hauptstadt Freetown in mäßig fruchtbarem Boden und höchst gefährlichem Klima. Die socialen Zustände in dieser Colonie sind eben nicht sehr erfreulich. Die Missionäre, wenigstens die katholischen, arbeiten hier, wie übrigens auch in Senegambien und vielen anderen Theilen Afrika's, mit ziemlichem Mißerfolg, und mit knapper Noth gelingt es ihnen, einige Kinder zu gewinnen. Die protestantischen Sendboten aber, zum größten Theile selbst Neger, bilden eine wahre Plage Sierra-Leone's; allen erdenklichen Secten angehörig, bauen sie überall Gotteshäuser und predigen überall, und haben es richtig so weit gebracht, daß die unehelichen Geburten in der Stadt 90 Procent

Digitized by Google

betragen. Die britische Regierung hat, angeblich um die Schwarzen zu gewinnen, ihnen völlige Freiheit gegeben, zu thun und zu sprechen, was sie wollen. Auch sind sie deßhalb von einer unvergleichlichen Unverschämtheit und betrachten sich als den Weißen weitaus überlegen. Um dem Principe der Gleichheit zu huldigen, ward den Negern sogar das Recht verliehen, als Geschworene zu fungiren. Sie bildeten die Majorität und es geschah, was überall in solchen Fällen zu geschehen pflegt (z. B. in den Vereinigten Staaten Nordamerika's oder auf Sicilien), sie gaben nämlich regelmäßig den Weißen Unrecht gegenüber ihren schwarzen Brüdern, so daß ihnen dieses Recht wieder entzogen werden mußte. Alles in allem genommen, sind die Zustände Sierra Leone's keineswegs geeignet, von den Colonisationstalenten der Engländer einen hohen Begriff zu geben.

Die Neger Sierra Leone's gehören zu den sogenannten Gallinas, welche viele der Gebräuche und Gewohnheiten ihrer Vorvorderen, die wahrscheinlich reine Mandingos waren, beibehalten haben; sie gebrauchen noch immer Pfeil und Bogen, zeigen ziemlich viel Scharfsinn im Erbauen von Verschanzungen, und verstehen Holz, Palmnüsse u. dgl. auszuschnitzen, daraus hölzerne Löffel und Teller, außerdem auch noch verschiedene Arten Eisenarbeit zu machen. Der Boden des von der gewaltigen Python-Schlange (Python hieroglyphicus) heimgesuchten Gallinas-Landes ist sandig, unfruchtbar und zum Anbau unpassend, und es ist ein Irrthum, wenn man annimmt, daß dieses Land irgend einen Ausfuhrsartikel erzeuge. Die Gallinas-Neger sind in der Regel arge Feiglinge und eingefleischte Spieler; sie bekennen sich alle, mehr oder weniger, zum Islâm, was sie nicht hindert außerordentlich abergläubisch zu sein.

Bei allen Negern Afrika's steht die Sklaverei in üppigster Blüthe; sie ist dort nicht etwa von außen eingeführt, sondern ein urwüchsiges, durchaus nationales Institut, so daß man keck sagen kann, in Afrika ist die eine Hälfte der Menschheit in der Sklaverei der anderen Hälfte. Zur Sklaverei geben verschiedene Ursachen Veranlassung; obenan die Kriege, denn alle Kriegsgefangenen werden Sklaven, dann Hungersnoth, welche manchen Freien zwingt, seiner Unabhängigkeit zu entsagen. Die Zahlungsunfähigkeit ist die dritte Ursache der Sklaverei; als vierte gelten gewisse Verbrechen, wie Mord, Ehebruch und Zauberei, welche nach den afrikanischen Rechtsgewohnheiten mit dem Verluste der Freiheit bestraft werden. Wo die Sklaverei herrscht, dort treffen wir auch sicher den Sklavenhandel, denn dort ist sie zu einem Bedürfnisse geworden, welches befriedigt sein will. Wo aber ein Bedürfniß einmal vorhanden, dort läßt die Befriedigung desselben nie lange auf sich warten. Deßhalb sind auch alle Bemühungen den Sklavenhandel zu unterdrücken bislang im Allgemeinen völlig fruchtlos geblieben. Wohl konnte man durch sorgfältige Ueberwachung der Küsten den transatlantischen Sklavenhandel verhindern, welcher lange von der W.-Küste Afrika's aus getrieben wurde, nicht aber jenen, der im Innern des Continentes selbst stattfindet. Verlegt man ihm den einen Weg, so sucht und findet er einfach einen andern; dies ist Alles; sein Ziel erreicht er aber unter allen Umständen. Dies lehren die neuesten Erfahrungen, denen wir auch die Kenntniß verdanken, daß die günstige Rückwirkung auf die Schwarzen, welche schwärmerische Menschenfreunde von der Unterdrückung des Sklavenhandels durch europäische Kriegsschiffe erhofften, ausgeblieben ist.

Wesentlich in Verbindung mit dem Sklavenhandel und der Sklaverei steht die Gründung der Republik Liberia an der Pfefferküste, welche als das einzige auf europäischer Grundlage errichtete Staatswesen afrikanischer

Digitized by Google

Neger besondere Beachtung verdient; denn hier leben nur freie Schwarze, und die Negerrace konnte am besten in Liberia den Beweis führen, zu welcher Culturhöhe sie sich, wenn sich selbst überlassen, emporzuschwingen vermöge; die Resultate sind aber überaus trübselige gewesen, denn sie haben Liberia zu einem wahren Zerrbilde eines civilisirten Staates gemacht.

Im Jahr 1816 bildete sich in Washington ein Comité, welches sich die Aufgabe stellte, die in Folge der Abschaffung der Sklaverei frei gewordenen Schwarzen und Farbigen wieder in Afrika anzusiedeln. Es gelang ihm 1822 an der Pfefferküste Ober-Guinea's ein Stück Land zu erwerben. Die neue Colonie erhielt den Namen Liberia, weil sie nur freie Leute aufnehmen sollte. Im Jahr 1847 erklärte sich die Colonie als unabhängige Republik; die Constitution des neuen Staates war eine Nachbildung der Verfassung der Vereinigten Staaten. Einige Jahre später erhielt der junge aufblühende Staat einen bedeutenden Zuwachs durch seine Vereinigung mit der unter ganz ähnlichen Verhältnissen entstandenen Colonie Maryland. Die beiden Gebiete von Liberia und Maryland haben zusammen beiläufig 1160 □Km., und zählten 1867 eine Bevölkerung von 18,000 civilisirten Negern und 700,000 Eingebornen. Bei der Gründung der Colonie Liberia beabsichtigten die Amerikaner durch freigelassene, mit dem bürgerlichen und industriellen Leben christlicher Völker vertraut gewordene Neger den Segen der Civilisation im Herzen von Afrika zu verbreiten. Im Laufe der Zeit wurde es klar, daß bei weitem nicht alle Eingebornen geneigt und Willens sind sich unter das Joch des Aufgebens der einheimischen und traditionellen Sitten und Gebräuche zu beugen, wie es der neue Stand der Dinge gebieterisch forderte. Im Jahre 1871 und 1872 haben Ereignisse stattgefunden, welche auf eine tiefe Demoralisation in den leitenden Kreisen Liberias hinweisen; die amerikanischen Neger haben nicht etwa einen civilisirenden Einfluß auf die afrikanischen ausgeübt, sondern es findet gerade das Umgekehrte statt: die amerikanischen fallen in die Barbarei zurück. Die Schulen befinden sich im armseligsten Zustande, die Ehescheidungen nehmen überhand, und das durch schwere Steuern gedrückte Volk geht in Lumpen und Fetzen. Am schlimmsten aber steht es im Punkte der Moral; Männer verkaufen für ein paar Blätter Tabak ihre Frauen, Eltern ihre oft noch im zartesten Alter stehenden Töchter, eines weiteren, ekelerregenden Gebrauches im sogenannten Teufelswald, bei dem Aberglaube und Unmoral mit einander wetteifern, gar nicht näher zu erwähnen. Monrovia, die Hauptstadt, ist nicht viel besser als ein deutsches Dorf; seine Wege für die Fußgänger bestehen in ausgetretenen Wiesenpfaden; sie bilden die eigentliche Trottoirs. Die Mitten der Straßen, in denen außer Gras auch noch andere Vegetation üppig emporschießt, sind natürlich um ein Bedeutendes schlechter und schwieriger zu passiren, ganz abgesehen von den frei umherlaufenden Schweinen, Ziegen, Rindern, Schafen und zahmen Affen. Mit Recht kann man sagen: „es gibt selbständige Negerreiche in Afrika, z. B. Bornu, welche weit über dieser ‚civilisirten', so riesig von den ‚Philanthropen' aufgepufften Republik stehen, die in der That ein erbärmliches Zerrbild ist." Neuestens erhoben sich am Cap Palmas und dessen Umgebung mehrere Stämme gegen die liberische Regierung, welche durchaus nicht im Stand ist derartigen Angriffen erfolgreichen Widerstand entgegenzusetzen. In einem am 10. October 1875 erfolgten Gefecht bei Harper in der Provinz Maryland wurden die liberischen Regierungstruppen gänzlich geschlagen; in regelloser Flucht davonlaufend, überließen sie dem Feinde drei Kanonen sammt Munition.

Eine bedeutende Rolle spielen in Liberia die von der nahen östlich von Liberia gelegenen und nominell noch zu diesem Lande gerechneten Krukküste kommenden fleißigen herculischen Kru-Neger, welche überall im äquatorialen Afrika eingeführt werden und alle Arbeit in jenen Gebieten verrichten, wo die Einwohner selbst die geringste Arbeit als entwürdigend betrachten. Sehr

Digitized by Google

interessant ist die Thatsache, daß diese Kru-Neger, die ferne von ihrer Heimath, der Cultur völlig gewonnen erscheinen, sowie sie in ihr Vaterland zurückkehren, auch in ihre alte Barbarei versinken. Während sie in der Fremde leicht fremde Sprachen erlernen und den Weißen mitunter sogar Beweise von wahrer Anhänglichkeit und Aufopferung geben, nehmen sie sich, nach Hause zurückgekehrt, alle Mühe, das Erlernte schleunigst zu vergessen, und wehe dem Weißen, der sich in ihr Land wagt! Und am seltsamsten bleibt, daß jeder Kru, man möge ihn noch so vorzüglich behandeln, nach wenigen Jahren den Dienst der Europäer wieder verläßt, um in seine barbarische Heimath zurückzukehren. So wenig Anziehungskraft übt auf den Natursohn unsere gepriesene Civilisation!

Die Küste, an welcher Liberia und die Heimath der Kru-Neger liegt, ist im Allgemeinen flach und sandig, nur an den Vorgebirgen hoch, im SO. steil und felsig; etwa 40—50 Km. landeinwärts erhebt sich das Land zu waldigen Hügeln und noch weiterhin zu Bergen, zwischen denen fruchtbare Thäler liegen. Das Klima ist an der Küste wie im Innern für den Weißen tödtlich und auch gefährlich für den in der gemäßigten Zone geborenen Schwarzen, für den Eingeborenen dagegen nicht ungünstig. Der Boden führt Metalle, namentlich Eisen und Kupfer, trägt schöne und zahlreiche Tropenbäume, viele wichtige Nutz- und Färbehölzer, Ebenholz, Gummiakazien und den Kopalbaum. Unter den verschiedenen und nützlichen Palmen ist die Oelpalme die wichtigste. Nebst manchen Medicinalpflanzen gedeihen Reis und Mais; die Hochebenen des Innern liefern Weizen, Gerste und Hafer; Baumwolle, Zuckerrohr und trefflicher Kaffee werden gewonnen. Aus der Thierwelt sind nur selten noch Elephanten, Flußpferde, Leoparden, Krokodile, Rothwild zu sehen, dagegen sind die Wälder reich an Affen, Guanos, Chamäleons, Eidechsen und Ameisen, von welch letzteren einige Arten die Häuser von Insecten und Gewürm reinigen.

Im O. folgt auf die nach den Körnern des Malaguetta-Pfeffers (Amomum granum paradisii) benannte Pfefferküste die flache, einförmige, nur Cocoshaine tragende Zahn- oder Elfenbeinküste, welche fast ihrer ganzen Länge nach von einer Lagune begleitet wird, in welche die Küstenflüsse münden. Die Franzosen besitzen an dieser Küste die Forts Assinie und Grand Baßam, einen der wichtigsten Goldmärkte, doch ist seit einigen Jahren letztere Niederlassung aufgelassen.

An dieser Küste herrschen sehr eigenthümliche Sklavenverhältnisse. Darnach bemächtigt sich oft Lebensüberdruß dieser Unglücklichen; sie verkünden ihren Entschluß ihrem Herrn, der ihnen dann eine Flasche Rum verabreicht, woran sie sich

Digitized by Google

berauschen; in diesem Zustande schlägt ihnen der Scharfrichter mit einem Knüppel den Hirnschädel entzwei; ihr Leichnam bleibt aber ohne Beerdigung den Vögeln des Himmels und den Thieren des Waldes zur Speise überlassen. In Groß-Buba ist die Sache aber nicht so einfach. Der Herr führt seinen lebensüberdrüssigen Sklaven zunächst zum Dorfältesten, der ihm alle möglichen Vorstellungen macht. Sind diese nutzlos, so beraumt er eine Tagsatzung aller Aeltesten an, welche den Patienten verhören; es ist sehr selten, daß dieser seinen Sinn noch ändert, dann wird er an einen Baum gebunden und die ganze Gesellschaft stürzt sich wie eine Horde reißender Bestien auf ihn. Im Nu ist er in Stücke zerrissen, jeder der Theilnehmer an dieser Festlichkeit zahlt aber dem Besitzer des Sklaven einen Tribut, wodurch dieser völlig entschädigt ist und sich einen anderen, minder melancholischen Diener kaufen kann. Menschenopfer werden zur Zeit des Ignamenfestes, welches gewöhnlich in den October fällt, regelmäßig dargebracht, und oft bringt man die Sklaven um, welche die Beerdigung eines Häuptlings vollzogen, ähnlich wie die Gallier und andere Völker des Alterthums gethan. Gleichheit herrscht bei den Wilden weder im Leben noch im Tode, den abergläubische Gebräuche begleiten. In Groß-Baßam besitzt der Gemahl auch das Recht über Leben und Tod seines Weibes, und ein Häuptling erzählte gesprächsweise und sehr gelassen dem Admiral Fleuriot, wie er Trauer trage um sein Weib, das er getödtet habe. Auf die Vorstellungen des Franzosen begnügte er sich, ohne in seiner Verrichtung sich stören zu lassen, zu antworten: „Was ist denn am Ende weiter daran? Sie war schon alt und konnte keine Kinder mehr erhalten." Seine Unthat war ihm nie zum Bewußtsein gekommen, und doch predigt man uns, daß es für alle Menschen nur Ein Moralgesetz gebe.

Die Goldküste befindet sich heute vollständig im Besitze der Briten. Im Jahre 1872 verkauften die Holländer ihre Besitzungen an der Goldküste an England. Sie bestanden aus der wichtigen Niederlassung Elmina, mit dem Sitze des Gouverneurs und einem Fort, und den Factoreien Axim, Boutry, Chama, Apam, Winnebah und Accra. Die Einfuhren betrugen in den letztverflossenen Jahren durchschnittlich 1,400,000, die Ausfuhren 1,300,000 RM. Die Regierungseinnahmen waren kaum der Rede werth, die Ausgaben dagegen nicht unbedeutend, so daß Holland zuzahlen mußte und nur, weil es hier Negersoldaten für seine hinterindischen Colonien warb, den unfruchtbaren Besitz beibehielt. Die holländischen Factoreien lagen aber mitten zwischen den britischen, deren Hauptort an der Goldküste Cape Coast Castle ist, und nur weil England seinen Besitz abrunden konnte, kaufte es die niederländischen Factoreien, wie es 1850 bereits die dänischen dort gelegenen erworben hatte. Ein materieller Gewinn ergab sich daraus für England nicht; im Gegentheil, es zog sich nur seine alten Erbfeinde, die Aschantis, wieder auf den Hals. Das im Inneren des Landes, hinter den englischen Besitzungen gelegene Negerreich Aschanti zwischen den beiden Strömen Assinie und Volta ist nun so gut wie ganz von der Küste abgesperrt, sein Handel hat nach dieser Richtung keinen Abfluß mehr, oder er muß den weiten und unsichern Umweg über Assinie, die französische Niederlassung an der Mündung des gleichnamigen Stromes, einschlagen; bedroht ist er aber allemal auch durch die Fantis, den Küstenstamm, welcher

Digitized by Google

die Herrschaft der Briten anerkannt hat und mit den Aschantis fortwährend in Erbfehde lebt. Darüber kam es 1873—74 zu einem blutigen Kriege zwischen den Engländern und den Aschantis, wobei die Hauptstadt ihres Reiches, Kumassi, niedergebrannt und der ganze Aschantistaat niedergeworfen wurde. Dieser Aschantikrieg hat insofern günstig auf die Goldküste gewirkt, als er die englische Regierung nöthigte, ihr früheres Protectorat mit unbestimmten Competenzen in eine wirkliche Herrschaft zu verwandeln und aus strategischen Gründen Straßen zu bauen. Endlich, im December 1874, ward die Sklaverei aufgehoben und damit eine völlige Umwandlung der socialen Verhältnisse an der Goldküste angebahnt.

Die Goldküste, seit 1366 bekannt, folgeweise von Franzosen, Portugiesen, Holländern, Engländern, Dänen und vorübergehend Brandenburgern besiedelt, besteht aus einer $4^1/_2$ Stunden breiten, landeinwärts von Bergen mit Urwäldern begrenzten Ebene. Außer dem Gold, welches von Negern in rohester Weise aus dem Schwemmland gewaschen wird, sind die Hauptproducte: die Oelpalmen (Elais Guineensis), deren Product in immer steigender Menge ausgeführt wird und zu einem außerordentlich regen Schifffahrtsverkehr Veranlassung gibt; trotz dieser enormen Menge wurde das ganze Quantum bis zur Aufhebung der Sklaverei krugweise auf den Köpfen der Eingeborenen zur Küste transportirt; ferner die ölgebende Erdnuß, Yams und Mais; der Versuch, Rindvieh und Pferde einzuführen, ist bis jetzt an dem Biß der giftigen Tsetse-Fliege (Glosina morsitans) gescheitert. Ueber das Klima hat seit 1827 das Personal der Basler Mission Gelegenheit gehabt, Erfahrungen zu sammeln. Die ersten Missionäre, etwa bis 1841, starben alle bis auf einen. Allmählig hat man den Gefahren des Klima's trotzen gelernt; Wechselfieber, Ruhr, Leberleiden und der Guinea-Wurm sind die herrschenden Krankheiten. Die Bewohner der Goldküste sind Neger von verschiedenem Habitus und Stamm. Im Bereich von 5 Tagereisen gelten nicht weniger als vier Sprachen. Die Missionäre haben (mit Unterstützung von Professor Lepsius in Berlin) erst ein Alphabet der an der Goldküste gesprochenen Sprachen aufstellen müssen; jetzt gibt es eine reiche pädagogische Literatur, 27 christliche Gemeinden und ein ausgebildetes Schulwesen mit gegen 1200 Schülern. Ein großes Hinderniß findet die Civilisation des Landes in der Völlerei der Eingeborenen, da früher Branntwein nebst Schußwaffen und Tabak die einzigen Tauschartikel gegen Sklaven waren. Die Gerichtshöfe fassen ihre Beschlüsse bei der Branntweinflasche; der Schuldige wird außer zu einer Geldstrafe auch zu einer Buße an Branntwein verurtheilt; unter den Hochzeitsgeschenken spielt Branntwein eine Hauptrolle ꝛc. ꝛc. Auch die Industrie verdankt ihre Anfänge den Missionären. Während man früher geschnittene Tannenhölzer zum Bau der Häuser aus N.-Amerika mußte kommen lassen, obgleich das weiche Holz eine Beute der Termiten wurde, wird jetzt das harte, den Termiten unangreifbare Holz der nahen Urwälder von einheimischen Schreinern verarbeitet. Auch die nothwendige Schlosserarbeit besorgen sie, was um so willkommener ist, als in diesem Klima kein Europäer die Arbeit am Feuer aushalten kann.

Allzu großartig dürfen wir uns indeß die Fortschritte der Missionäre nicht vorstellen, und die weitaus größte Menge der Neger huldigt noch ihrer heidnischen Denkweise. Die Afrikaner stehen in fortwährendem Verkehr mit Wesen einer andern Welt. Der Fanti unterläßt nie, wenn er eine mit Palmwein gefüllte Kürbisflasche aufnimmt, ein wenig auf den Boden zu gießen und seinen Schutzgott zum Trinken aufzufordern. Unglaube ist unter den Wilden unbekannt; es mag wohl ein Mann seine Götter vernachlässigen, ihnen Opfer verweigern, selbst ihrer Macht trotzen, aber er bezweifelt nie ihre Existenz, und wenn er von einer Krankheit oder einem Unglück heimgesucht wird, schreibt er dies sofort den beleidigten Göttern zu, macht ihnen Geschenke und fleht um Vergebung. Er schreibt ihnen ein menschliches Temperament zu; er betrachtet sie genau so wie tyrannische Häuptlinge oder

Digitized by Google

Könige. Er sagt, daß einige von ihnen gut seien, aber nicht allgütig, denn sie können beleidigt werden; und einige schlecht, aber nicht durchaus schlecht, denn sie können beschwichtigt werden. Die Afrikaner verehren zwar nicht ganz so wie in den Ebenen von Babylon das Princip des Bösen, aber doch insofern daß sie mehr Gebete und Opfer den bösen als den guten Göttern darbringen, ganz so wie sie einem Tyrannen mehr Tribut als einem wohlwollenden Könige zahlen. Loyalität kennt der Afrikaner nicht; er zahlt Steuer einfach aus Furcht, und so ist er auch mit seiner Religion. Die Cardinaltugend der Wilden ist Familienanhänglichkeit, und diese erstreckt sich über die Grenzen des Lebens und der sichtbaren Welt hinaus. Die Mitglieder derselben Familie oder selbst desselben Stammes sind durch eine merkwürdige Treue geeinigt. Gegen andere mögen sie verrätherisch, unehrenhaft, barbarisch sein, unter einander aber sind sie liebevoll und treu. Der Todte wird oft in dem Hause begraben, in welchem er bei Lebzeiten zu wohnen pflegte. Seine Verwandten denken ihn nicht als einen von Würmern angefressenen Körper, sondern als eine ätherische Seele, die um sie herumflattert und ihnen Gesellschaft leistet. Oft setzt man für ihn etwas zu essen oder eine Bowle Palmwein beiseite; denn die Afrikaner glauben auch an eine Seele der Speise, die der Geist genießen kann, während die Materie der Nahrung wie der Körper des Menschen der Verwesung anheimfallen. Sagt man einem Afrikaner, die Seelen der Todten seien in weiter Ferne, dann lächelt er mit überlegener Weisheit und erzählt von Geistern, die er Nachts gesehen, und Tönen, die sein Ohr vernommen. Ueberdies, weiß er denn nicht, daß die Geliebten um ihn sind? Fühlt er denn nicht, daß sie da sind? Er kennt keine Einsamkeit; wenn er keinen menschlichen Gefährten hat, sind die Geister der Todten an seiner Seite und ihnen singt er von seinem Kummer, von seiner Freude.

Weniger bekannt sind vielleicht nachstehende Sitten und Gebräuche westafrikanischer Völkerschaften, besonders der Fanti. Für die ganze männliche wie weibliche Bevölkerung gibt es nur die sieben männlichen und weiblichen Namen der Woche. Da diese Auswahl natürlich nur sehr beschränkt ist, nimmt man zu Spottnamen seine Zuflucht. Eine originelle Sitte oder Unsitte auf der Goldküste ist das Menschenverpfänden. Väter und Mütter verpfänden ihre Söhne und Töchter, Männer ihre Frauen, und Frauen ihre Männer mit derselben Gemüthsruhe, mit welcher ein deutscher Student seine Uhr verpfändet. Das Schlimmste ist, daß das weibliche Pfandstück ganz und gar der Willkür des Pfandinhabers ausgesetzt ist. Stirbt ein verpfändeter Mensch, dann wird der Leichnam hoch in der Luft an die Zweige eines Baumes, den die Thiere nicht erklettern können, befestigt. Da die dortigen Stämme, wie wir soeben vernommen, an eine Unsterblichkeit der Seele glauben und auch der Ueberzeugung sind, daß der Todte seine Wanderung zu den ewigen Regionen nicht eher antreten kann, als bis die Ueberreste beerdigt sind, thun die Verwandten alles Mögliche für die Befreiung des verpfändeten Leichnams. Der Fanti erfreut sich des Besitzes zweier Teufel, von denen Abonsam im Himmel die Seelen der Ruchlosen beherrscht, Sasabonsam, ein großes, menschenähnliches, rothfarbiges, langhaariges, den Zauberern und Hexen gewogenes Ungeheuer, die Erde beherrscht. Herr Sasabonsam residirt in den tiefsten Schluchten des düstern Waldes und zwar in der Nähe eines riesengroßen Seidenbaumes. Die Sitte, den Tod eines Menschen durch überaus verschwenderische Gelage u. s. w. zu feiern, herrscht auch dort und hat die bekannten und oft gerügten Folgen. Unverhältnißmäßig groß ist die Sterblichkeit unter den Kindern an der Goldküste.

Der letzte Aschantikrieg hat uns mit den Verhältnissen in dem eigenthümlichen Negerreiche der Aschanti besser vertraut gemacht. Nach den Mittheilungen Winwood Reade's gehören die Aschantis derselben Familie von Negerstämmen wie die unter britischem Protectorate stehenden Fantis an, und ihre respectiven Dialecte weichen nur in geringem Grade von einander ab. Der Sage nach trennten sie sich jedoch einst, als sie auf einem Kriegszuge Hunger litten, und der eine Stamm wurde durch den Genuß des Krautes

Digitized by Google

Aschanti.

Fan erhalten, daher Fantis (Fan-Esser), der andere durch den Genuß der Pflanze Schan, daher Schantis, d. i. Schan-Esser. Das A vor Schantis wird von den Aschantis selbst kaum gehört. Das Genie zweier oder dreier Edelleute schuf die Aschanti-Nation, gründete ihre Hauptstadt Kumassi, entwickelte die Goldminen des Landes und breitete schließlich ihr Reich nach der Meeresküste im W. und im O. nach Buntuku, einer halb moslemitischen Stadt, aus, die noch niemals von irgend einem Europäer erreicht wurde.

Der König von Aschanti ist ein constitutioneller (?) Monarch, aber mit vieler absoluter Gewalt. Bei seiner Thronbesteigung wird er von seinen Hauptedelleuten gewarnt, daß er, wenn er nicht gewisse Fundamentalgesetze befolgt, entthront werden würde; aber andererseits kann er den Einzelnen tyrannisiren. Er spricht Recht in Person und wird nur von Gerichtsassessoren oder, wie sie im Lande heißen, Sprachkundigen unterstützt. Diese hören und untersuchen die Aussagen der Parteien und Zeugen, und der König fällt nach einiger Berathung das endgiltige Urtheil. Er und sein Volk sind Heiden, obwohl es ein moslemitisches Quartier in der Hauptstadt gibt; die Muhammedaner sind Handelsleute von den Ländern, die durch den Niger bewässert werden. In Aschanti begleitet die Königin-Mutter einen höheren Rang als alle Weiber des Königs. Sie ist die einzige Frau, welche sich

Digitized by Google

in Staatsgeschäfte mischen und frei und unverschleiert ausgehen darf. Der König darf sich 3333 Weiber halten, aber nicht mehr, nach andern Angaben ist jedoch die Anzahl der Frauen unbestimmt. Einige dieser Damen sind blos Sklavinnen, die in den königlichen Plantagen arbeiten und den Hof mit Cassada und Feigen versehen; andere wohnen in luxuriös (?) möblirten Zimmern, mit größter Eifersucht bewacht von 150 Eunuchen, und sich dem Genuß von Tabak und Palmwein in echt orientalischem Styl hingebend. Intrigue mit einer Frau des Königs wird mit dem Tode bestraft; die Henker martern den Delinquenten von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang, indem sie ihn durch die Stadt führen und vor den Häusern aller Häuptlinge und distinguirten Fremden an seinem Leibe mit Messern Phantasien ausführen. Endlich wird er zum Könige geführt und vor dem Thron buchstäblich in Stücke gehauen. Diese schreckliche Hinrichtungsart kommt nur für das erwähnte Vergehen und für das Verbrechen des Mordes in Anwendung. Auch werden nur die Frauen des Königs so sorgfältig bewacht, alle anderen können ungehindert umhergehen. Es ist ein merkwürdiger Gebrauch in Aschanti, daß, wenn der Verurtheilte ein gewisses Wort oder eine Phrase ausruft, er nicht getödtet werden kann, es gibt ihm das Recht des Schutzes; um dies zu verhindern, überfallen die Henker ihre Opfer von hinten und beginnen ihr Werk, indem sie ihm einen Dolch durch beide Wangen stoßen, wodurch der Delinquent wirksam geknebelt ist. Wenn der König stirbt, tödtet sich eine Anzahl Kammerherren, um ihm auf der Reise nach dem Schattenlande als Escorte zu dienen. Diese Personen werden Okras oder „Seelen" genannt und tragen ein eigenthümliches goldenes Ordenszeichen, das ihr Amt anzeigt. Zu dieser Zeit wird auch eine blutige Saturnalie gefeiert; Hunderte von Menschen werden geopfert, und die jungen Männer des königlichen Hauses rennen durch die Stadt und erschießen wen sie wollen, selbst die höchsten Persönlichkeiten des Landes. Die Aschantis glauben an ein Leben nach dem Tode. Ihr Hades oder Scheol ist unterirdisch; dort nimmt das Leben seinen Fortgang und wird ewig. Der König nimmt seine Königswürde wieder auf und der Sklave bleibt Sklave. Der Tod ist für sie daher nur eine Auswanderung und sie sterben mit Gleichmuth. Unter der Küstenbevölkerung gibt es mit Bezug auf die von den Aschantis verübten Grausamkeiten ein Sprichwort: „Die Aschanti-Suppe ist zu sehr gesalzen." Einmal des Jahres zieht der König feierlich zur Jagd; dies geschieht indessen nur der Form wegen, und gewöhnlich ist die Jagd resultatlos. Der König geht niemals barfuß, sondern trägt stets reich mit Juwelen besetzte Sandalen und wird auf Reisen in einer Hängematte getragen und ist unter dem Volke kenntlich durch die Pracht und den Glanz seiner Tracht. Er und die Häuptlinge tragen in Kriegszeiten weite türkische Hosen aus verschiedenfarbigen Stoffen, die Gemeinen aber nur eine Tunica und keine Hosen. In Kumassi gibt es viele Goldschätze. An Galatagen erscheinen die Häuptlinge auf dem Marktplatze, an den Armen so schwer mit Goldklumpen beladen, daß sie genöthigt sind, dieselben an den Hälsen der Sklaven zu stützen. Die Aschanti-Armee ist die Nation. Wenn die Marschordre gegeben ist, schließen sich alle tauglichen Männer ihren Compagnien an und verlassen die Stadt, eine Art Mal als Lebensmittel mit sich nehmend. Die Frauen versammeln sich dann auf den Straßen, und, wenn sie einen Nachzügler erblicken, prügeln sie ihn unbarmherzig. In der Schlacht nehmen die Generale in der Nachhut Stellung und hauen alle Retirirenden nieder. Wenn die Schlacht verloren ist, tödten sie sich selber.

Kumassi ist die Hauptstadt von Aschanti, wenn auch nicht die bevölkertste. Die Stadt war vor ihrer Niederbrennung im letzten Kriege schön gebaut und hatte breite Straßen. Der Königspalast war ein mächtiges, aus behauenen Steinen aufgeführtes Gebäude; die Bevölkerung der Stadt zählte 70—100,000 Köpfe. Sataga, die Hauptstadt des Fürstenthums Jabon, gilt für die volkreichste Stadt in Aschanti, etwa 280 Km. von Kumassi an der oberen Volta gelegen und berühmt wegen der dort gezüchteten Pferde. Zu Kumassi wird viel Tuch fabricirt, das durch feines Gewebe und Dauerhaftigkeit sich auszeichnet.

Oestlich von Aschanti treffen wir an der Sklavenküste auf das Ewe-Gebiet, welches sich vom Meere in nördlicher Richtung bis an das Wirma-Donto-Gebiet erstreckt und westlich von der Volta begrenzt wird. Der Küsten-

Digitized by Google

saum enthält mehrere Lagunen; von hier zieht sich eine Tagereise weit nach innen eine flache öde Steppe, in der anmuthige Cocoswäldchen mit Städten und Dörfern liegen. Nach und nach nimmt die Fruchtbarkeit zu, indem Flüßchen, welche zur Regenzeit bedeutend anschwellen, die Ebene durchschneiden. Von der Küste aus gesehen, erhebt in nebelgrauer Ferne, 20 Stunden landeinwärts, der Atakla frei aus der Ebene seinen sargförmigen Rücken, das sehr schroff abfallende Antlitz aus einer Höhe von 500 M. dem Aufgange der Sonne zugewendet. Hinter ihm erhebt sich in anmuthigen Wellenzügen nach und nach das Terrain zu dem etwa 530 M. hohen Gebirgslande. Die Neger dieses Gebietes nennen sich Eweawo, d. h. Eweer.

An das Ewe-Gebiet grenzt im O. das Königreich Dahomeh, welches ob der dort im Schwange gehenden blutigen Gräuel sich nicht des besten Leumundes erfreut. Die Größe dieses westafrikanischen Staates wurde lange überschätzt, jetzt aber weiß man, daß Dahomeh nur eine unbedeutende Provinz des großen Joruba oder Jarriba und rings von feindlichen Stämmen eingeschlossen ist. An der östlichen Küstenstrecke sind die Plätze Fort William, Porto Novo und Badagry bereits in den Händen der Europäer. Die wichtigste Küstenstadt Dahomeh's ist indeß Whydah (spr. Waida), welche gleich allen Negerstädten einen sehr ausgedehnten Raum einnimmt, weil die Hütten von Gärten umgeben sind und offene Plätze nicht fehlen. Die im Innern des Reiches gelegene Haupt- und Residenzstadt ist Abomeh mit wahrscheinlich nicht mehr als 30,000 Einwohnern.

Die Straßen Abomeh's, welches 20—24 Km. im Umfange, einen sehr breiten und tiefen Graben und eine etwa 7 M. hohe Umfassungsmauer von gestampftem Lehm besitzt, sind breit und leidlich sauber, aber wenig belebt; die Häuser sind alle von großen Hofräumen umgeben; auf den großen Plätzen stehen prächtige, hohe Bäume. In der Mitte des geräumigsten Platzes sieht man ein kleines, unscheinbares Haus, dessen rundes Dach von hölzernen Säulen getragen wird. Das ist der Tempel für die Menschenopfer, in welchem namentlich Kriegsgefangene abgeschlachtet werden. An jenem Platze liegt auch des Königs Palast, wenn man diese Bezeichnung anwenden kann auf ein wirres Durcheinander von Hütten, zwischen denen Hofräume und Gärten liegen. Dort wohnen die Frauen, die Kriegerinnen und Sklaven, welche den König bedienen; dort verwahrt auch dieser seine Schätze. Besondere Gemächer hat der König nicht, er wohnt bald in dieser, bald in jener Lehmhütte bei einer seiner Frauen. Alle zum Hüttenpalaste gehörigen Gebäude sind mit einer 5—6 M. hohen Lehmmauer umgeben; in dieser befinden sich viele eiserne Haken, an denen Menschenköpfe hängen; manche sind schon gebleicht, an anderen hängen noch Stücke verfaulten Fleisches, noch andere sind frisch, weil sie erst vor Kurzem vom Rumpfe abgeschnitten wurden. (Richard Oberländer. Westafrika vom Senegal bis Benguela. Leipzig 1874, 8°, S. 229.) Es sind dies die sichtbaren Reste alljährlich wiederkehrender grausamer Opferfeste. Doch dienen diese fürchterlichen Festopferungen weniger der Befriedigung grausamer Lust, als abergläubischer Furcht und der frommen Tradition; ja schon beginnt der europäische Einfluß einiges Nachdenken über diese bisher als förmlich naturnothwendig angesehene Feste zu veranlassen. Die Dahomeh-Neger sind alle dem Fetischismus ergeben, der gleichwie andere Religionsformen seine Priester hat,

Digitized by Google

und diese sind in Afrika nicht minder mächtig und einflußreich als anderwärts. Jeder beliebige Gegenstand kann durch Einweihung des Priesters, welcher magische Worte hermurmelt, in einen Fetisch verwandelt werden. An der Küste nimmt dieser Fetischismus die Form des Schlangencultus (Ophiolatrie) an, und in Whydah gibt es einen eigenen Schlangentempel, worin mehr denn hundert dieser geheiligten Thiere erhalten werden.

Im Allgemeinen sind die Neger von Dahomeh, Ffons genannt, zwar nicht von großer Gestalt, aber sehr kräftig gebaut; sie klettern wie Affen an den hohen Oelpalmen hinauf, trinken Palmwein sehr mäßig, sind aber um so mehr auf Branntwein erpicht. Ihre Gemüthsart ist heiter, man kann mit ihnen bequem verkehren, doch haben sie einen unwiderstehlichen Hang zum Stehlen. Alles im Lande, Lebi, Leben und Habe sämmtlicher Bewohner gehört eigentlich dem Könige. Der Thron vererbt sich auf den ältesten Sohn. Der wichtigste Würdenträger ist der Mehu, Premierminister, und jede Provinz hat einen Vizekönig, den Avoghan. Dieser stellt die nöthige Anzahl von Soldaten; doch besitzt der König außerdem noch eine weibliche Leibgarde, ein wahres Amazonencorps, dessen Tapferkeit sehr gerühmt wird. Alle Frauen dieser Truppe gelten für Weiber des Königs, in Wahrheit aber leben sie im Cölibat.

Schädelthor in Abomay.

Einen Theil der Sklavenküste haben die Engländer in Besitz genommen und hier liegt die volkreichste Stadt der W.-Küste, Lagos, welche mit Liverpool regelmäßige Dampfschiffverbindung und für den europäischen Handel große Bedeutung gewonnen hat. Sie liegt auf einer Insel, welche durch eine Lagune von dem etwa 24 Km. entfernten Festlande getrennt wird; auf diesem beginnt gleich undurchdringlicher Urwald. Das Klima ist durch die lagunenartige Gegend ein sehr ungesundes und erzeugt unter Eingebornen und Fremden eine große Sterblichkeit; doch scheint sich in Folge sanitätspolizeilicher Maßregeln das Klima zu verbessern. Das Hinterland von Lagos ist das schon genannte Joruba, in welchem die ziemlich bekannte Stadt Abbeokuta mit angeblich 80,000 zum Eba-Stamme gehörigen Einwohnern liegt.

Digitized by Google

Es ist dies einer der wenigen Punkte in Afrika, wo das Christenthum nicht ohne Erfolg Fuß gefaßt hat. Die Joruba-Länder, welche im N. und O. vom Unterlaufe des Niger begrenzt werden, sind besonders durch die denkwürdigen Wanderungen Gerhard Rohlfs' einigermaßen bekannt geworden.

Wir schließen unsere Ueberschau der Küste von Ober-Guinea mit der Betrachtung des Nigerdelta's und der im Meerbusen von Guinea liegenden Inseln.

Bis zu dem im innersten Winkel der großen afrikanischen Bucht, dicht der Insel Fernando Po gegenüber sich erhebenden, 4620 M. hohen vulcanischen Cameun-Gebirge ist das Land fast vollkommen flach. Der Niger, ein ansehnlicher Strom, beginnt unterhalb Abo sich in zahlreiche Arme zu zertheilen, die vielfach untereinander in Verbindung stehen oder Hinterwasser bilden, und verliert dadurch viel an Breite und Tiefe. Die Zahl seiner Mündungen beträgt 22. Die Hütten der Bewohner auf den Inseln des Delta sind von der rohesten Bauart, und die durch die dunkle Kupferfarbe ihrer Haut ausgezeichneten Eingebornen, ein wildes rohes Volk von meist unangenehmem Aussehen, bei dem der gräßlichste Aberglauben, Menschenopfer und Kannibalismus, allem europäischen Einflusse zum Trotze, mehr denn je im Schwange gehen. Vornehmlich berüchtigt ist die Stadt Bonny, wo die barbarische Sitte herrscht Zwillinge, gleich nach der Geburt lebendig zu begraben. In Neu-Calabar, in Alt-Calabar und Abo werden nicht nur alle Zwillinge, sondern alle Kinder, bei welchen die Oberzähne zuerst zum Durchbruche kommen, als Opfer geschlachtet. In einigen Theilen von Benin herrscht der Brauch, an jedem Neumonde zwei Menschen zu opfern. Das geistliche Oberhaupt dieser Neger ist der Fetischkönig, welcher bei allen Feierlichkeiten nicht nur gleiches Ansehen, sondern sogar den Vorrang vor dem Monarchen genießt. Ueberall erheben sich die Dschudschu-Häuser (Fetischtempel). Dschudschu bedeutet eigentlich Fetisch, hat aber einen mannigfaltigen Sinn und erinnert lebhaft an das Tabu der Südsee-Insulaner. Im Jahre 1859 war zu Duketown am Flusse Alt-Calabar auf öffentlichem Markte Menschenfleisch zum Verkaufe ausgestellt, gerade wie Ochsenfleisch auch. In Braß und Bonny verzehrt man alle Kriegsgefangenen und glaubt, daß man dadurch tapfer werde, ein auch in Australien verbreiteter Wahn. Beide Geschlechter verunstalten sich durch Hauteinschnitte in Gesicht, Brust und Armen. Die Kleidung ist sehr einfach; selbst die vornehmsten und reichsten Oelhändler tragen nur ein schmales Stück Zeug um die Hüften, und die Weiber gehen gekleidet wie die Männer. Ausnahmsweise tragen die Eingebornen europäische Stoffe, ja sogar, wie dies die Neger überall gerne thun, lackirte Hüte und Fracks, sehen aber darin gerade wie angeputzte Affen aus. Das Haupthandelsproduct am Niger bildet das Palmöl, das man von den Früchten der Oelpalme gewinnt.

Im Guineabusen liegen in der Richtung von NO. nach SW. fünf Inseln vulcanischer Natur: Fernando Po (spanisch), die größte, Ilha do Principe oder Prinzeninsel und Sao Thomé mit der kleinen Ilha de Rolos (alle drei portugiesisch) und endlich Annobom (spanisch) die kleinste. Das wichtigste dieser Eilande ist Fernando Po mit seinem 3500 M. hohen Pik, der ein vollkommener Kegel ist. Bis zur Spitze ist er mit schönem Holze bestanden und er macht die Clarence-Bay zum schönsten Punkte auf der afrikanischen W.-Küste. Die Insel wird von einem sehr eigenthümlichen Volksstamme bewohnt, den Aniyo, welche die Engländer Bubis nennen. Es ist dies ein sehr sanftes Volk, doch haben sie eine ganz besondere Abneigung gegen jede Civilisation und gehen splitternackt. Die Prinzeninsel wird als ein „vulcanischer Blumengarten" geschildert, und die Bay, an welcher das Städtchen San Antonio liegt, ist die Bühne des schönsten Amphitheaters, das man sich denken kann. Sao Thomé (St. Thomas) besitzt sowie Fernando Po einen himmelanstrebenden Pik und ein sehr nettes Städtchen Santa Ana de Chaves, doch ist es wegen ihres ungesunden Klimas verrufen. Ueberaus gesund dagegen ist das malerische Annobom von kühnen, wunderbar geformten und zerrissenen Basaltfelsmassen durchzogen. Ein schöner, romantischer Bergsee im bewaldeten Innern der Insel erfüllt einen erloschenen deutlichen Krater.

Digitized by Google

§. 10. Die Länder am Niger.

Der Niger ist einer der größten Ströme des afrikanischen Continents und im westlichen Afrika zweifelsohne der bedeutendste. Seinen Ursprung nimmt er an dem sogenannten Kong-Gebirge, fließt zuerst gegen W., dreht sich dann gegen N. und NO. und gelangt dabei in das saharische Wüsten- und Tuareg-Gebiet; plötzlich, nach einer Strecke fast westöstlichen Laufes, wendet er sich gegen SO. um endlich in dem geschilderten Delta den Ocean zu erreichen. Ein Theil seines Unterlaufes ist noch nicht sicher erkundet und auch die obersten Strecken sind unerforscht. Er führt dort den Namen Dscholiba, in seinem Mittel- und Unterlaufe den Namen Quorra oder Kuara; doch gibt es auch noch andere Bezeichnungen für Theilstrecken des Stroms, welchen die europäische Geographie mit Nutzen fortfahren wird den Niger zu nennen, weil ein allgemeiner Namen in Afrika selbst fehlt. Als Dscholiba markirt er für uns die O.-Grenze Senegambiens und fließt durch das Gebiet der Mandingos und Bambarras, deren Hauptstadt Segu an seinen Ufern liegt, von Erdmauern umgeben ist und viereckige, mitunter zweistöckige, geweißte Lehmhäuser mit flachen Dächern hat. Stromabwärts liegt der Ort Sansandig, der kein Dorf ist, wie man sich die Negerdörfer sonst vorstellt, sondern eine Stadt von 30—40,000 Einwohnern, wo ausnahmsweise jedermann arbeitet und großer Reichthum herrscht.

Man kann dort die Besitzer reicher europäischer Stoffe, von Gewehren, Edelsteinen, Thee, Zucker, sowie von tausend Gegenständen, welche die Ausfuhrsartikel der von Marokko und Tuat durch die Wüste ziehenden Karawanen bilden, nach Hunderten zählen, und das Gold nach Millionen; denn dieser oder jener Häuptling würde aus seinem Magazin eine Million in Gold leichter herausholen als viele europäische Banquiers; außerdem gibt es daselbst Sklaven, diesen großen afrikanischen Reichthum, in Fülle. Das Geld dieses Landes ist das Kauri, eine kleine einschalige Muschel der indischen Meere (Cypraea moneta, das Otternköpfchen); ganze Schiffsladungen davon kommen an die Küste, besonders in Dahomeh; von dort gelangt dieses Geld nach Segu, Timbuktu, Haussa, überschreitet aber Segu weder westlich noch nördlich; es wird indeß nur für die laufenden Auslagen und als Rechnungsmünze verwendet. Als courantes Geld dient in Segu ein anderes, nämlich ein lebendiges, der Sklave, der hier ein fictiver Werth ist. Der schönste Jüngling des Landes, der einen guten Sofa abgeben kann, d. h. ein fünfzehnjähriger Kriegersklave, ist die höchste Landesmünze: er gilt zuweilen soviel als zwei Gefangene. Ein schönes Mädchen, im Besitz aller ihrer physischen Vorzüge und zu einer Tara geeignet, macht ihm indeß bisweilen den Preis streitig. Die eigentliche courante Zahlungswaare ist aber die 18—30jährige Frau, wenn sie keine große Schönheit und besonders wenn an ihr nichts eine vornehme Herkunft verräth. In Segu finden sich alle Typen des westlichen Sudân vereinigt; man findet dort den reinen Pul oder Fulah und alle Mischungen mit den verschiedenen

Digitized by Google

mauriſchen Racen, den Souinke, Mahuke, Joloff und Bambarra. Unter Toucouleurs verſteht man Bewohner der Landſchaft Futa, welche Beimiſchung von Fulah-Blut in den Adern haben. Der ſchönſte Typus wird unſtreitig erzeugt durch die Vermiſchung der Fulah- und der berberiſchen Race; ſie übertrifft vielleicht an Schönheit ſelbſt den reinblütigen Pul.

Das öſtlicher gelegene, faſt bis zum Mittellaufe des Nigers reichende Gebiet zerfällt in mehrere Staaten und Nationen, ſcheint aber doch von einer einzigen Völkerrace bewohnt zu ſein. Die wichtigſten Nigerſtaaten ſind die des Hauſſa-Volkes, das dem intelligenteſten aller afrikaniſchen Stämme, nämlich dem der Fulbe, Fulah oder Fellatah angehört. Die wenigſten dieſer Reiche haben Anſpruch auf beſondere Beachtung, weßhalb wir, alles überflüſſige Detail bei Seite laſſend, nur die wichtigſten Punkte hervorheben. Zu dieſen zählt der an der großen Nigerinſel Mäſſina gelegene Platz Dſchenne mit etwa 8000 Einwohnern, ein Hauptort für den Sudânhandel, der durch ſeinen Salz- und Goldhandel emporgekommen iſt, in erſter Reihe aber, am weſtlichen Knie des Niger gelegen, aber faſt 14 Km. entfernt, die Stadt Timbuktu mit 13,000 Einwohnern, ein berühmter, für den Verkehr zwiſchen dem N. und den Nigerſtaaten äußerſt wichtiger Handelsplatz. Obwohl im Lande der Tademekkes liegend, iſt ſie eigentlich herrenlos und beſtändigen Streitigkeiten ausgeſetzt. Im O. wohnt, hauptſächlich in der Stromrinne des Niger, das an 2 Millionen Köpfe zählende Volk der Sonrhai-Neger mit einer armen, urſprünglich einſylbigen Sprache. Südlich vom Timbuktu und öſtlich von Mäſſina erſtreckt ſich das Reich Gando, aus locker verbundenen Theilen beſtehend, die im Gebiete des Niger und ſeiner Nebenflüſſe liegen und zum Theil zu den ehemaligen Hauſſa-Staaten gehörten. Dieſes Hauſſavolk iſt für den ganzen N. Afrika's von großer Wichtigkeit, lebhaft, intelligent, liebevoll, geſellig und ſehr induſtriös; doch ſcheint es keinen politiſchen Beruf in ſich zu fühlen. Seine Sprache iſt die ſchönſte, klangvollſte, reichſte und lebendigſte im ganzen Negerlande. Oeſtlich von Gando breitet ſich der geſchwiſterliche Fellatahſtaat von Sókoto mit der gleichnamigen Hauptſtadt aus, ſo groß wie Großbritannien und Irland, und im O. an das Negerreich Bornu grenzend. Zu Sókoto gehört die vom Tſchadda oder Benue, dem namhafteſten linksſeitigen Zufluſſe des Niger, durchſtrömte Provinz Adamaua, deren Bewohner, im Hauptſtamme Batta genannt, ebenfalls ſehr intelligent und induſtriös, von gelblich-rother Hautfarbe und ſchöner Körperbildung. Die Geſammtheit dieſer Fellatah-Reiche nehmen einen Flächenraum ein ſo groß wie Oeſterreich, Bayern, Württemberg, Baden nebſt der Schweiz.

Den allgemeinen Charakter dieſer Fellatah-Reiche lernen wir am beſten durch die Reiſen von Heinrich Barth und Gerhard Rohlfs kennen; erſterer wanderte

Digitized by Google

Sokoto.

von der Hauptstadt Bornu's, Kuka am Tsadsee, in nahezu nordwestlicher Richtung nach Timbuktu, letzterer von der nämlichen Stadt südwestlich nach Lagos. Wir wollen das Wichtigste aus Barth's Reiseroute in Nachstehendem mittheilen. Anfangs 1853 überschritt Barth die Grenze von Bornu und Sókoto, nämlich den Streifen Wildniß, welcher zwischen den Grenzen der afrikanischen Reiche offen gelassen und von Räubern als ihre Domäne betrachtet wird. Der Gau, den man zunächst durchzog, wurde von Busaue oder Tuaregmischlingen bewohnt. Dort an einem großen Baume gewahrte Barth einen jungen Stier, der dazu benutzt wurde, in einem großen ledernen Schöpfeimer Wasser heraufzuziehen. Dies war der erste Beweis größerer Betriebsamkeit im Sudân, insofern thierische Kräfte anstatt menschlicher Hände zu jenem Geschäfte verwendet wurden. Ueber Kurrefi, eine Stadt von 8—9000 Einwohnern, gelangte Barth nach der Stadt Bunka, die, mit Mauern und Verhack geschützt, etwa 5000 Köpfe zählt und nur 10 Km. von Sürmi, einem höchst bedeutenden nördlichen Grenzplatze des Reiches Sókoto, entfernt liegt. Die nächste größte Ortschaft war das umwallte Badaraua, wo gerade ein sehr lebhafter, von etwa 10,000 Menschen besuchter Markt abgehalten wurde. In einem kleinen Dorfe hinter diesem Platze gegen W. sah Barth den ersten Rubu. Dies ist ein häusliches Bauwerk, welches vollkommen unsern pilzförmigen Strohtempeln gleicht. Es besteht aus einem kegelförmigen Strohdach, auf vier Pfählen oder Stangen ruhend. Auf einer Leiter und durch ein viereckiges Loch steigt man unter das Dach, worauf der Eingang fallthürartig mit Matten verschlossen wird. In diesem Behälter schlafen die Einwohner des Nachts um sich vor den Mückenschwärmen zu schützen. Der eigentliche Sitz der Herrscher des Reiches ist Wurno, die Hauptstadt aber Sókoto. Diesen Platz, am Rande einer Anhöhe erbaut, fand Barth dünn bevölkert und die Bewohner in Armuth, theilweise in Elend. Gando, die Hauptstadt des Nachbarstaates, war nun das nächste und nahe Ziel; es ist ein sehr todter Platz und nur anziehend durch seinen freundlichen Pflanzenschmuck und die Fruchtbarkeit des Stadtgebietes, so daß Bananen von vorzüglicher Güte und in Fülle gezogen werden. Die nächsten Stationen waren Kebbi, eine neue Stadt, Kola, auf einer Felsenhöhe gelegen und umwallt, endlich Sogirma mit 7—8000 Einwohnern. Auf die wohlbebauten und

Digitized by Google

bewohnten Striche folgte jetzt ein ziemlich dichter Wald mit spärlichen Weilern, der sich nach dem sonnigen und anmuthigen Thale Foga öffnete. Dort erreichte Barth die Grenzscheide der Sonhray, welche den Fulbe zwar auch unterworfen sind, aber viel ungeduldiger das Joch des Eroberers tragen. Das ungastliche Wesen dieses Volkes stieß ihn ab und hinterließ in seiner gedrückten, erniedrigten Stellung einen unfreundlichen und düsteren Eindruck. Jetzt nahte Barth dem mächtigen Niger; an dem Punkte, wo er ihn zum ersten male sah, nämlich Say oder der Flußstadt gegenüber, ist er 1000 Schritt breit und fließt 20 Km. in der Stunde durch ein felsiges Rinnsal von 7 bis 10 M. Erhebung über den Flußspiegel. Die Stadt Say selbst ist im Viereck erbaut und jede ihrer Seiten mißt circa 2000 Schritt. Im Innern des Erdwalles stehen aber zerstreut die Behausungen, bei denen das Frauengemach so viel Raum einnimmt, daß die Häuser mehr für das weibliche als das männliche Geschlecht gemacht zu sein scheinen. Die Hitze war hier so drückend, „als ob jemand dem Europäer die Kehle zuschnürte". Von Timbuktu nach Say beschreibt der Niger einen flachen Bogen, und Barth wählte daher den geraden Weg, d. h. die Sehne des Bogens; bald kam er nach Tschampagore, dem Sitz eines mächtigen Fulbehäuptlings. Das Reich Gando streckt zwar noch einen Zipfel über das rechte Ufer des Niger und die Häuptlinge betrachten sich als Lehensleute des westlichen Reiches, doch scheinen sie ziemlich unabhängig und befehden sich unter einander. Die Einwohner tragen nicht die bei den Fulah nationalen weißen, sondern hellblaue Toben (Hemden). Einen eigenthümlichen Anblick gewähren ihre Kornmagazine. Es ist dies ein Bauwerk, welches wie unsere Möbel auf vier kurzen Füßen steht, um die Angriffe der Ameisen abzuwehren. Immer gegen NW. dringend, gelangte man durch eine wohlbebaute Gegend, wo aber nur die Fulah allein Viehzucht treiben. Dann kreuzte man ein nicht unbedeutendes Seitengewässer des Niger, den Sirba, und gelangte nach dem

Der Niger bei Say.

Digitized by Google

Homboriberge.

Sonrhay-Dorfe Boſſebango. Die Männer, leidenſchaftliche Raucher, trugen kurze blaue Hemden und lange weite Beinkleider; die Frauen waren von kleiner Statur, ohne ſymmetriſche Formen, und behingen ſich Nacken und Ohren mit Perlenreihen, trugen aber keinen Naſenring. Die Landſchaft, welche man in den nächſten Tagen durchzog, wurde waldig und der Boden bedeckte ſich mit einem Teppiche von Blumen (Liliaceen), die bei der Farbenarmuth der afrikaniſchen Vegetation das Auge labten. Sebba, die Hauptſtadt einer Fulbeprovinz, iſt ein armſeliger Ort von 200 Thonhütten; in der nächſten Landſchaft Libtako, der letzten, welche die Oberherrſchaft von Gando anerkennt, ſteigerte ſich das tägliche Ungemach der Reiſe durch quälende Fliegen und durch Blutegel, die wie ihre Vettern im Terai des Himalaya aus dem Graſe an die Beine der Pferde krochen und dieſe Thiere ſo verwundeten, daß „das Blut in Strömen herabrieſelte“. Aribinda und Tinge ſind unabhängige Sonrhay-Ortſchaften. Die Bewohner bauen ſehr geräumige Wohnungen, tragen indigoblaue Hemden, führen als einzige Waffe Lanzen, ſelten Schwerter, und verunſtalten — wenigſtens das gemeine Volk — ihr Geſicht durch Einſchnitte in die Backen. Als dieſe freien Landſchaften durchſchritten waren, betrat man das Gebiet der Fulbe von Mäſſina. Eigenthümlich wird dort die Bauart der Städte und Dörfer. Die Thürme, welche als Kornſchober dienen, haben ein ſpitzes Strohdach, und da die hohen Mauern der Gehöfte mit dieſen Thürmen verbunden ſind, ſo erhält die Ortſchaft völlig das Ausſehen einer mittelalterlichen Stadtmauer mit Wachtthürmen, nur daß der Graben und die Zugbrücken fehlen. Seit Barths Abreiſe von Kuka war der Anblick des Fruchtlandes Innerafrika's ziemlich eintönig geweſen. Bebaute Fluren wechſelten mit Wald oder auch wohl dürren Strecken, und nur ſanfte Höhenzüge ſtiegen aus dem Flachland auf. Jetzt aber betrat Barth wieder ein Gebirgsland voll maleriſcher Reize. Es war der Hombori-Zug, deſſen Felſen, aus der Ferne geſehen, wie

Digitized by Google

Kabara.

Hände und Finger durch das flache Schuttland aufragten. Je mehr man sich näherte, wurden die Formen der Berge immer malerischer. Die Felsen bestanden aus vierseitigen Säulen mit senkrechten Wänden, herrlich zerklüftet, während am Fuße des aufragenden harten Gesteins der Schutt einen Kegel bildete, so daß jeder Berg einer Schloßruine auf einer zuckerhutförmigen Anhöhe glich. Uebrigens waren die Berge nur 240 M. über die Ebene erhaben, die Ebene selbst aber schätzt Barth auf 460 M. absoluter Höhe. Beim Austritte aus diesem malerischen Gebirgslande befand er sich wieder auf einem Streifen unabhängigen Gebietes, welches von Tuareg bewohnt wurde. Bald jedoch hatte man wieder das Fulbeland Mássina unter den Füßen und erreichte das wichtige Bambarra, in dessen Nachbarschaft ein beträchtliches Wasserbecken an die Nähe des netzartig verbreiteten oberen Nigerstroms erinnert. Von Sarayamo, dem Hauptorte der Fulbeprovinz Kiffo, fuhr dann Barth den Niger stromabwärts nach Timbuktu. Krokodile und Kaimane zeigten sich im Wasser, etwas später auch Flußpferde, die ihre ungeschlachten, kastenförmigen Köpfe über den Spiegel hoben. Der Fluß nahm dann vollständig den Charakter eines edlen Stromes mit majestätischer Fülle an, auf dem man sich Kabara, dem Hafenplatze Timbuktu's, näherte. Kabara besteht aus 150—200 Thonhäusern und einer Menge Rohrhütten, und wird von etwa 2000 Köpfen, der Mehrzahl nach Sonrhay, bewohnt. Die kurze Strecke zwischen dem Niger und Timbuktu ist völlig öde, und der schmale Vegetationssaum an den Ufern hört nach etlichen Schritten schon, wenigstens in der trockenen Jahreszeit, auf, da der Strom durch eine Wüste dort seinen Lauf nimmt. Jene Strecke führt den unheimlichen Namen Ur-immandeß, „er hört es nicht", nämlich nicht das Angstgeschrei des Einzelnen, der dort in die Hände der Räuber fällt. Timbuktu selbst gewährt mit den regelrechten Straßen des vornehmen Stadttheiles und den stattlichen Behausungen der reichen Kaufleute aus Ghadames einen großartigen Eindruck. Die Stadt bedeckt einen dreieckigen Raum, der nur wenige Meter Erhebung über dem mittleren Spiegel des Niger besitzt. Die ansässigen Einwohner belaufen sich nur auf 13,000 Köpfe, aber in der „Saison" vom November bis Januar steigt

Digitized by Google

Timbuktu.

die Zahl der Meßfremden auf 5—10,000. Da Timbuktu nichts selbst producirt, so verdankt es dem Meßhandel allein sein Dasein, denn nur sehr wenig Feldfrüchte werden von den Bewohnern selbst erzeugt und die übrigen Lebensmittel müssen den Niger herabschwimmen. Die einzigen Gewerbsartikel, welche der Stadt angehören, nämlich sehr zierliche und geschmackvolle Lederarbeiten und Lederstickereien, sind Erzeugnisse der Tuareg-Frauen. Drei Welthandelsstraßen kreuzen sich in Timbuktu, nämlich der obere Fluß selbst, der die Producte des SW. bringt, denn von Timbuktu stromabwärts hört jeder Handel auf, und die beiden Karawanenpfade durch die Wüste, wovon der eine von Marokko, der andere von Ghadames, Nordafrika mit dem großen Marktplatz des Sudân verbindet. Den Hauptgegenstand des Handels bildet Gold, dann Salz, denn es fehlt überall in dem Fruchtlande des Sudân an diesem großen Gewürz. Der dritte Einfuhrsartikel sind Guro- oder Kola-Nüsse, Früchte der Sterculia acuminata und St. macrocarpa. Im Besitze dieser Nuß fühlen die Eingebornen den Mangel des Kaffee's nicht, welcher in vielen Gegenden des Sudân einheimisch zu sein scheint. Baumwollenzeuge aus Manchester, rothes Tuch und Thee, welcher von den Arabern gern genossen wird, sind die einzigen Artikel, die aus dem europäischen Handel herrühren.

§. 11. Der mittlere Sudan.

Zwischen den Fellatah-Reichen im W. und dem sogenannten „ägyptischen Sudân" im W. breiten sich im mittleren oder centralen Sudân die Neger-Königreiche Bornu, Bâghirmi und Wadaï aus; das erstgenannte, Sóko-

Digitized by Google

to's nächster Nachbar, ist eigentlich das Land der Tsad-See-Niederung, jenes großen See's Centralafrika's, den wir aus den Berichten der jüngsten Besucher, Rohlfs und Nachtigal, erst etwas genauer kennen gelernt haben. Es ist ein schönes, fruchtbares Land, ausgestattet mit allen Reizen der Tropenwelt, aber auch von ihren Plagen heimgesucht, und bewohnt von dem jetzt freilich schon sehr viel mit Sklaven und fremden Stämmen vermischten Volke der Kanuri, welche eine eigene Sprache reden. Bornu sowie auch die übrigen Staaten des mittleren und des ägyptischen Sudân sind muhammedanisch, doch erstrecken sich im S. weite Heidenländer, über welche uns freilich noch fast alle Kunde mangelt. Bághirmi, das im O. an Bornu und mit einem Uferstücke an den Tsad-See grenzt, kann man das Land des Schari nennen, der es bewässert. Es ist dies wohl der bedeutendste Fluß Innerafrika's; er ergießt sich in den Tsad und kommt aus dem S., richtiger SO., sein Ursprung ist aber unbekannt, und ob der Uelle, von dem wir später im NW. des Gebietes der großen Seen hören werden, wirklich der Oberlauf des Schari ist, wie Dr. Nachtigal vermuthet, ist noch nicht festzustellen. Das Volk, die Bághirma, zeichnen sich durch schöne Körperbildung und ihr kriegerisches Wesen aus; sie sind nicht ohne Industrie, aber blutdürstig und grausam. Im NO. von Bághirmi liegt das in seinem nördlichen Theile vom Batha durchflossene Sultanat Wadaï oder Uadaï, welches bis in die allerjüngste Zeit ein für Europäer fest verschlossenes Gebiet geblieben war. Der wackere Eduard Vogel hatte das Wagniß in Wadaï einzudringen mit dem Tode bezahlen müssen, und erst dem trefflichen Nachtigal, welchem die Erdkunde für die Aufhellung Centralafrika's so tiefen Dank schuldet, ist es gelungen, quer durch Wadaï nach dem östlich benachbarten Darfur zu wandern und zum erstenmale zuverlässige Nachrichten über dieses Land zu sammeln. Wir glauben nicht besser thun zu können, als im Nachstehenden diese merkwürdigen Landschaften des mittleren und des ägyptischen Sudân an der Hand so bewährter Führer wie Rohlfs und Nachtigal zu schildern; voraussenden wollen wir nur, daß Bornu wie Bághirmi uns durch das Bild einer eigenthümlichen Negercivilisation überraschen. Diese Civilisation erscheint uns in vielen, ja in den meisten Punkten barrock, auch barbarisch; läugnen läßt sich aber nicht, daß hier ganz selbständige Versuche einer originellen Staatenbildung vorliegen. Wir sehen hier eine völlig organisirte Verwaltung, einen Hofstaat mit allen seinen Aemtern und Würden, ein für Centralafrika geordnet zu nennendes Heerwesen und Völker, welche arbeiten, den Boden bebauen und in manchen Künsten des Lebens erfahren sind, die man nimmer als „Wilde" betrachten kann, wenngleich

Digitized by Google

sie vielen Praktiken noch nicht entsagten, welche uns als barbarische gelten. So ist beispielsweise das ganze Staatswesen noch auf der Grundlage der Sklaverei aufgebaut, und Sklavenhandel, besonders nach dem N. durch die Wüste nach Fezzan und Tripolis, steht im ganzen muhammedanischen Sudân allgemein in üppigster Blüthe.

Rohlfs' Wanderungen in Bornu unterrichten uns über den größten Theil dieses Reiches, dessen Beherrscher „Mai" Omar, wie der offizielle Titel des Sultans lautet, den europäischen Besuchern seines Landes mit seltener Freundlichkeit entgegenkommt und durch seine ausgiebige Unterstützung viel zum Gelingen ihrer Bestrebungen beigetragen hat. Rohlfs betrat sein Reich im N. nach seinem Zuge durch die Sâhara. Beim Brunnen Belkaschifari erreicht die Wüste ihr Ende und die Landschaft nimmt nun rasch veränderte Charakterzüge an. Zunächst machen sich Gräser bemerklich, darunter manche, welche genießbares Korn tragen; dann folgt der große Mimosenwald, welcher in einem 4—5 Tagereisen breiten Gürtel den afrikanischen Continent von der W.-Küste bis zum Rothen Meere zu durchziehen scheint; freilich nicht ein undurchdringlicher Urwald, wie sie sonst den Tropenländern eigen sind, sondern mehr einer lichten, luftigen Parkanlage gleichend, mit ausgedehnten Grasflächen zwischen den Gebüschen. Immer dichter zeigt die Gegend sich von Thieren bevölkert, namentlich kommen roth- und weißgefleckte Antilopen in ganzen Heerden zu Gesicht, auch sieht man Giraffen und Spuren des Löwen. So erreicht man den offenen, aus spitzen Rohrhütten aufgebauten Ort Ngigmi, die erste Wohnstätte an der N.-Grenze von Bornu, am NO.-Ende des Tsad-See's.

Der Tsad- oder Tschad-See (beide Schreibarten sind richtig), dieses große centralafrikanische Süßwasser-Becken bildete durch eine lange Reihe von Jahren den Gegenstand der widersprechendsten Behauptungen europäischer Gelehrter. Rohlfs gibt von dem See die folgende Beschreibung. Der Umfang des Tsad ist auf 71,000 □Km. während der trockenen Jahreszeit zu schätzen, in der nassen Jahreszeit mag der Umfang wenigstens das fünffache betragen. Ein See in der vollen Bedeutung des Wortes kann der Tsad eigentlich nur zur Zeit des Hochwassers genannt werden; im Monate August beginnt er sich zu füllen und dann steigt er im Niveau um 6—10 M. In der trockenen Jahreszeit bietet der See vielmehr den Anblick eines ungeheueren Sumpfes. An den meilenweit in den See hinein mit Schilf und Papyrus bewachsenen Ufern ist die Heimstätte des Flußpferdes, das man hier in Heerden von hundert Stück und darüber sehen kann. Seltener sind Elephanten und Rhinocerosse; selbstverständlich fehlt der Kaiman nicht in diesen schilfigen Sümpfen. Wasservögel von allen Arten gibt es in solcher Menge, wie wohl an keinem anderen Orte der Welt, und der außerordentliche Reichthum an Fischen ist von allen Reisenden, die den Tsad besuchten, hervorgehoben worden. In der Mitte des See's befindet sich ein Archipel zahlreicher, im Sommer unter sich und theilweise auch mit dem Festlande zusammenhängender Inseln. Sie werden von den heidnischen Yedina oder Bubduma, einem von Bornu unabhängigen Negerstamme berüchtigter Piraten, bewohnt, welche den Tsad mit flachen Schiffen befahren. Die Höhe des Tsad-Spiegels über dem

Digitized by Google

Meere beträgt nach Rohlfs etwa 350 M. Der Tsad ist, wie wir jetzt mit Bestimmtheit aus den Nachtigal'schen Untersuchungen wissen, nicht das tiefste Becken im nordcentralafrikanischen Continent, aber jedenfalls dasjenige, welches das meiste Flußwasser in sich sammelt. Im W., wo sich sein Gebiet bis zum 8.° n. Br. erstreckt, empfängt er die am N.-Rande des Goro entspringenden Flüsse, darunter den Komadugu Wäube, dessen Länge der des deutschen Rheins nichts nachgibt. Vom S. fließt der sehr bedeutende Schari-Fluß, verstärkt durch den fast ebenso großen Logeme, in den See, welcher, wie es nun durch Nachtigal unzweifelhaft festgestellt ist, durch das Bahr el Ghasal abfließt, dessen Wasser sich von da nach NO. über die weite Niederung von Bodele ausbreitet. (Rohlfs. Quer durch Afrika I. Bd., S. 326—335.)

Nach Ueberschreitung des so eben erwähnten, von breiten Sümpfen und Hinterwassern eingesäumten Komadugu Wäube langte Rohlfs (am 22. Juli 1866) in Bornu's neuerbauter Hauptstadt Kuka oder Kukaua, unfern vom W.-Ufer des Tsad in trostloser Umgebung gelegen, an. Sie besteht aus zwei neben einander liegenden, durch einen Platz getrennten, Städten, deren jede ummauert ist, beide von kleinen Dörfern und Hüttengruppen umgeben. Mit Ausnahme des „Dendal", der großen Haupt- und Verkehrsstraße, der stets voller Leben, ist die Stadt still. Auf dem Markte, den Bewohner fast aller Provinzen besuchen, sammeln sich 15—20,000 Menschen. Man bezahlt mit Toben (Hemden). Die Gegend südwestlich von Kuka ist eine Art Wüste, obgleich dicht bewaldet; nur vereinzelte Brunnen spenden Wasser aus dem saudigen Boden. Weiterhin wird der Wald immer dichter und wimmelt von Gazellen, Antilopen und Wildschweinen. Das ganze südwestliche Bornu ist eine flache, zuweilen etwas wellige Gegend, welche in sehr allmähliger Ansteigung ziemlich beträchtlich über das Niveau des Tsadsee's sich erhebt. In diesem Gebiete liegen die Städte „Magommeri, Nassaram, der bedeutende Ort Mogodom, in dessen Nähe ein schöner See mitten im Walde liegt, und die ansehnliche Stadt Gudjba von 20,000 Einwohnern.

Im S. von Bornu liegt Uandala, ein Sumpf- und Wasserland, welches während der ganzen Regenzeit theils durch die vom Gebirge herabkommenden Flüsse und Bäche, theils durch den austretenden Tsadsee überschwemmt wird; auch haben seine Bewohner nichts gemein mit den weiter südlich wohnenden Bergvölkern, während sie mit den Anwohnern des Tsad in ziemlich engem Verwandtschaftsverhältnisse stehen. In der Provinz Udsche hatte Rohlfs' den Wald von Budumasseli mit seinen riesigen Tamarinden, Anim- und Komaua-Bäumen zu durchschreiten, und Urwälder von gleicher Pracht folgten noch wiederholt in den südlicher gelegenen Landstrichen. In der Nähe der Stadt Mai-dug-eri beginnt die Zone der Kuka-Adansonie, und hier zeigt sich auch zum ersteumale der Kirgalibu, ein mächtiger, den Königsadler an Größe übertreffender Raubvogel. Die Stadt Mai-dug-eri hat gegen 15,000 Einwohner vom Stamme der Gamergu, welche von den Kanuri des nördlichen Bornu sich wesentlich unterscheiden, dagegen den Uandala nahe verwandt sind. Ihre Hautfarbe ist schwarzbraun und ihre Physiognomie zeigt den ausgeprägten, doch nicht gerade häßlichen Negertypus. Die Umgebung des ziemlich bedeutenden Marktplatzes Kuintaga ist theilweise mit Argum-, Mattia-, Koltsche- und Baumwollenfeldern bebaut, weiterhin aber folgt wieder fast undurchdringlicher Urwald. Die Residenz des Herrschers von Uandala liegt an einem kleinen Flusse, der die größere westliche Hälfte der Stadt von der östlichen, an den Bergen gelehnten scheidet. Der Sultan von Uandala lebt in völliger Abhängigkeit von jenem Bornu's. Die S.-Grenze seines Landes bildet ein Halbkreis von Gebirgen, über welche der Granitgipfel des Sremarda (620 M. üb. d. M.), nahe bei Doloo gelegen, einen ausgedehnten Ueberblick eröffnet.

Ueber die Gebiete im NO. Bornu's haben die Ausflüge, welche der unermüdliche Dr. Nachtigal 1871 von Kuka aus unternahm, ein lange ersehntes Licht verbreitet. Die Resultate dieser Expedition faßte Dr. Petermann folgendermaßen zusammen: Es war zwar bekannt, daß das Bahr el Ghazal ein mit dem Tsad-See in Verbindung stehendes ausgedehntes, fruchtbares Thal und

Digitized by Google

Flußbett sei, ob dasselbe aber in den See hineinmünde oder umgekehrt, ließen alle bisherigen Nachrichten und Forschungen ungewiß. Nach Dr. Nachtigal ist es nun unzweifelhaft, daß das Wasser des Tsad-See's in das Bahr el Ghazal hineinströmt, und daß, wie er annimmt, sogar Borku, weit im NO. gelegen, eine große tiefe Depression bildet, die noch unter dem Niveau des Tsad liegt. Das Bahr el Ghazal selbst erstreckt sich vom Tsad-See nicht nördlich, wie bisher angenommen, sondern nordöstlich, um nach einem Laufe von mindestens 250 Km. etwa auf 16° n. Br. und 19° ö. L. v. Gr. zu enden, und weiter nordwärts gegen Borku in eine ausgedehnte, kesselartige, fruchtbare Niederung mit vielen Brunnen, das Land Bodele überzugehen. Jenseits Bodele folgt Borku, dessen nördliche Theile rasch zu einem ausgedehnten, ansehnlichen Gebirge emporsteigen, welches Nachtigal in seinem westlichen Theile besucht, sehr hoch gefunden und unter anderem eine Paßhöhe von nicht weniger als 2401,17 M. gemessen, den Höhenverhältnissen nach also ein Alpengebirge entdeckt hat. Nach den Beobachtungen und Erkundigungen des Reisenden scheint sich dieses Gebirge in einem riesigen Bogen von etwa 1500 Km. von Tibesti im W. bis nach Darfur im O. zu erstrecken und mit dem Centralgebirge Marrah dieses Landes in Verbindung zu stehen.

Im SO. von Bornu liegt das Land Bághirmi, welches lange ein eigenes, selbständiges Reich gebildet hatte und im O. an das Land Wadaï grenzt, dessen Sultan seinerzeit Eduard Vogel köpfen ließ. Die nunmehrigen Zustände in diesen Gebieten waren zur Zeit von Nachtigals Besuch durchaus verworren und sind es wohl noch zur Stunde. In Wadaï war nämlich in dem jungen Sultan Aly ein Eroberer erstanden, welcher die Gründung eines großen centralafrikanischen Reiches anstrebte und im Jahre 1871 Bághirmi mit Krieg überzog, welcher mit der Eroberung Massenna's, der wallumgürteten Hauptstadt Bághirmi's, endete. Wie es scheint, befindet sich Bághirmi dermalen in dem Verhältnisse eines Vasallenstaates zu Wadaï.

Dr. Nachtigal wollte den entthronten Fürsten in den südlichen Landestheilen besuchen und brach zu diesem Behufe am 27. Februar 1872 von Kuka auf. Am 14. März hielt er seinen Einzug in Logon-Birni oder Karnak-Logon, eine größere Stadt von etwa 12,000 Einwohnern und am Balogou gelegen, der hier etwa 270 M. breit ist. Den Schari überschritt man bei Miskin, wo der Fluß 384 M. breit und beträchtlich tief ist, dann zog die Karawane seinem Ufer entlang bis Mafalin, wandte sich von hier gegen S. und erreichte, nach einer Wanderung durch viele verlassene Dorfschaften, das Lager König Muhammeds im Gaberi-Gebiete. Der König, dessen zeitweilige Residenz aus etwa tausend, ein großes Viereck umgebenden Hütten bestand, empfing Dr. Nachtigal in der zuvorkommendsten Weise und gestattete ihm, sogar vor seinen königlichen Augen mit Fußsocken bekleidet zu erscheinen, während sonst die königlich

Digitized by Google

bâghirmische Hofetikette vorschreibt, barfuß und am Oberkörper völlig unbekleidet zu sein. Wahrscheinlich waren auch die Vorräthe und Pferde, welche Nachtigals Karawane brachte, nicht ganz ohne Einfluß auf diese wohlwollende Aufnahme geblieben. Nachtigal ward in seinen Bewegungen in keiner Weise behindert und begleitete sogar mehrere Raubzüge, welche nach den benachbarten Dörfern, um Korn und Sklaven zu bekommen, unternommen wurden. Sehr oft aber waren die heidnischen Einwohner im Stande, ihren Verfolgern eine Nase zu drehen. Sie verließen ihre gewöhnlichen Wohnplätze und flüchteten sich mit ihren Vorräthen und Vieh in die Zweige riesenhafter Bombax-Bäume, wo sie sich verschanzten und mitunter in einem Baume zu mehreren Familien Schutz fanden. Solche Bäume konnten nur auf Kosten schwerer Verluste an Menschenleben erstürmt werden und da die Bâghirmi-Leute nicht mit den nöthigen Werkzeugen versehen waren, um diese Baumriesen zu fällen, so mußten sie sich damit begnügen, hier und da mit ihren Flinten einen Eingebornen zu erlegen, dessen herabstürzenden Körper sie dann in der barbarischesten Weise verstümmelten.

Nachtigals Reise nach Bâghirmi hat unsere Kenntnisse über den Schari mit seinen vielfachen Verzweigungen, die in heißen Sommern zu einfachen Wasserlachen zusammenschrumpfen, dann über die südlichen Heidenländer ähnlich erweitert. Als Typus der Bewohner jener größeren Gebiete dürfen die Sonrhay-Neger gelten, die von mittlerer Statur und angenehmen Gesichtszügen sind; nur in seltenen Fällen darf man sie abstoßend häßlich nennen. Die Männer überragen das weibliche Geschlecht an Schönheit des Antlitzes, hinsichtlich der Gestalt stehen sie aber unter demselben. Ihre Bekleidung besteht aus einem schmalen Stück Fell von der Ziege, der Gazelle oder Wildkatze, das um die Lenden geschlungen wird. Ihrem Haarschmucke, welchen sie in der sonderbarsten Weise frisiren, wenden sie große Sorgfalt zu; sie flechten kleine Zöpfe, die sie kammartig ordnen oder zu kleinen Hörnern gestalten oder endlich konisch über der Stirne aufbauen. Als Waffen dienen ihnen Lanze und Messer; das Fußvolk trägt auch schmale, aber zwei M. lange Schilde aus Büffelhaut oder Flechtwerk. Die Sonrhay sind gute Reiter und sitzen vortrefflich ohne Sattel und Bügel auf ihren lebhaften Ponies, deren Rücken auf künstliche Weise wund gemacht wird. Die Kleidung der Frauen ist noch bescheidener als jene der Männer, denn sie beschränkt sich auf einen dünnen Strick oder eine Perlenschnur, welche um die Hüften gewunden und zwischen den Beinen durchgezogen, vorne befestigt wird. Dazu kommen Kaurimuschel-verzierte Lederstrumpfbänder, Perlenhalsschnüre und ein Stückchen Glas oder Holz, das durch eine oder beide Lippen gesteckt wird. Sie scheeren entweder das ganze Haupt oder zum mindesten die Stirne, in welchem Falle das übrige Haar kurz getragen wird. Beide Geschlechter schlagen sich einen der Schneidezähne aus.

Die Sonrhay glauben an ein höchstes Wesen, welches zu ihnen mittelst des Donners spricht. Das Symbol dieser Gottheit besteht in einem Baumstrunk, von dem ringförmig die Rinde abgeschält und das in einer kleinen Hütte in der Nähe der Wohnhäuser untergebracht ist. Weiber und Kinder haben keinen Zutritt zu diesem Heiligthume, wo die verschiedensten Opfer niedergelegt werden. An Zauberei glauben sie steif und fest, und der Tod einer bedeutenden Person oder sogar eines Lieblingspferdes wird unabänderlich der Thätigkeit eines Zauberers zugeschrieben, behufs dessen Entdeckung die verschiedenen Stämme zu verschiedenen Mitteln ihre Zuflucht nehmen. Bei den Sonrhay wird der Verstorbene auf die Köpfe von zwei Männern gelegt, wobei die Füße sich nach der Richtung des Hauses wenden, wo der Schuldige wohnt; dort angekommen, können die Träger angeblich nicht mehr weiter; der Zauberer wird herausgeholt und getödtet, seine Familie aber in die Sklaverei verkauft. Leute, die epileptischen Anfällen unterworfen sind, stehen im Verdachte vom Bösen besessen zu sein und werden deßhalb gleichfalls umgebracht. Die Todten begräbt man in kreisrunden Gräbern und legt eine Ziege, ein paar Krüge mit Honig und Melissa (Hirsebier), sowie eine Schale mit Kaurimuscheln dazu. Die Nyellem und mehrere andere Stämme haben die Gepflogenheit, einen lebenden Knaben und ein lebendes Mädchen mitzubegraben, angeblich um dem Todten die Fliegen zu wehren, doch sinkt dieser Brauch immer mehr in Verfall.

Polygamie geht, wie natürlich zu erwarten ist, in allgemeinem Schwange und die Anzahl der Frauen hängt für jeden Einzelnen lediglich von der Anzahl Pferden oder Hunden ab, welche er den Angehörigen der Braut zu zahlen vermag

Digitized by Google

Weiber, die kinderlos bleiben, können in die Sklaverei verkauft werden; hat eine aber drei Kinder geboren, so kann sie in das elterliche Haus zurückkehren; man nimmt dann an, der Gemahl hätte ein genügendes Aequivalent für seinen Kaufpreis erhalten. Die Sonrhay, gleich den anderen Heidenstämmen im Süden Baghirmi's, sind eifrige Ackerbauer; Durrah, Negerhirse, ist das Haupterzeugniß des Bodens, welches sie gegen Tabak, Perlen und Kaurimuscheln vertauschen. Die Dorfschaften werden von Giraffenbäumen (Karage), Deleb und Dumpalmen, Kautschuk- und Feigenbäumen umrahmt. Die Häuser sind aus Stroh erbaut, die Kornmagazine ausgenommen, die man aus Lehm, konisch, mit einer einzigen Oeffnung an der oberen Spitze herstellt. Nebst den Pferden werden Ziegen, Schafe und Hunde gehalten, welch letztere als Nahrungsmittel insbesondere sehr geschätzt sind. Dagegen ist Hornvieh selten und unsere Hauskatzen scheinen diese Stämme gar nicht zu kennen. (Geographical Magazine 1874, S. 277—281.)

Ueber den durch die energische Regierung seines jetzigen Herrschers, Scheich Aly, zu so hoher Bedeutung gelangten Staat Wadaï hat Dr. Nachtigal werthvolle Nachrichten mitgebracht. Der deutsche Gelehrte verließ Kuka Anfang März 1873 und zog im S. des Tsadsee's über Fittri nach Abeschr (Besche), welches seit der Zerstörung von Wara die Hauptstadt von Wadaï ist. Abeschr liegt ungefähr einige Minuten nördlich von dem 14. Parallel und einige Minuten östlich von dem 21.° ö. L. v. Gr. Der Marsch bis dahin dauerte einen Monat. Scheich Aly empfing Nachtigal mit unerwarteter Freundlichkeit und legte seinen Bewegungen nicht das geringste Hinderniß in den Weg.

Was den Fremden in Wadaï vorzüglich frappirt, schreibt Nachtigal, ist die Rohheit der Einwohner, die Armuth des Landes und die Vorzüglichkeit der Regierung Sultan Aly's. In Gesittung steht in der That der Einwohner von Wadaï weit hinter dem von Bornu zurück, sowohl durch Rohheit des Gemüthes, als den Mangel an aller Kunst und Industrie. Die einfachsten Hausgeräthe aus Kürbisschalen u. dgl. zeugen von einem Mangel an Geschicklichkeit, an Schönheits- und Kunstsinn, der die Bewohner in dieser Beziehung auf die niedrigste Stufe stellt. Ihre Strohhütten sind bedauerlich weit von praktischer und künstlerischer Vollendung entfernt, und die Heiden südlich von Baghirmi überragen sie in dieser Beziehung weit. Dabei ist der eigentliche Wadaimann gewaltthätig, streitsüchtig, grausam, besonders unter dem Einflusse der Melissa (gegohrenes Duchn- oder Durrah-Bier), deren Mißbrauch an der Tagesordnung ist. Diese Eigenschaften mit seinem Stolze und seinem Hasse gegen Fremde würden den Handel mit der Küste bald beendigen, wenn nicht die kraftvolle Regierung des jetzigen Herrschers wäre. Und noch jetzt erzeugen die Melissa und die Vorliebe für Liebesintriguen fast täglich Mord und Todtschlag. Die Gewebe (Tokaki) sind von entsetzlicher Grobheit, und nur einzelne Stämme zeichnen sich durch ihre Kunst, feinere Gewebe zu machen, aus. Mit diesem Mangel an Kunst und Industrie hängt wohl die Armuth des Landes zusammen. Doch leiden viele Theile des Reiches an Wassermangel, und wenn auch überall genug Negerhirse producirt wird, so ist das Land doch weit entfernt, so verschiedenartige und vielfache Producte zu liefern, als Bornu. Die Pferde sind selten und kümmerliche Repräsentanten ihrer Race. Rindvieh, Schafe und Ziegen sind zahlreich vorhanden, doch gelingt es in Abeschr niemandem, auch nur eine Maas Milch zu kaufen. Das Kameel hat sich hier besser akklimatisirt als in Bornu. Der Markt in Abeschr, der Residenz, hat nicht den zehnten Theil der Bedeutung des täglichen Nachmittagsmarktes in Kuka, gar nicht zu reden vom großen Wochenmarkte ebendaselbst. Vom auswärtigen Handel sind Sklaven, Elfenbein und Straußenfedern zu erwähnen, die jedoch insgesammt nur spärlich vertreten sind. Der Handel mit der Außenwelt ist in den Händen der Mod-

Digitized by Google

jabra und der Djellabu (Ayal el Bahar); jene führen über Djalo nach Aegypten aus, diese nach Darfur. In Wadaï kann es, Dank dem Herrscher, nicht vorkommen, daß jemand eine Schuld nicht bezahlt oder jemanden um das Seinige betrügt. Aly ist von unerbittlicher Strenge. Der Tod ist die Strafe, welche auf den meisten Vergehen steht, denn durch eine geringere Strafe würden sich die Leute nicht abschrecken lassen. Diebstahl, Ehebruch, Feigheit vor dem Feinde ꝛc., wenn sie vor den Sultan kommen, ziehen den Tod nach sich, oder man entmannt die Schuldigen, oder schneidet ihnen Nase, Ohren, Gliedmaßen u. dgl. ab. Erst seit zwei Jahren wagen die Araber in Abeschr frei herum zu gehen.

Im S. des Bahar es Sálamát, der Grenze des eigentlichen Wadaï, liegt Rúnga oder Dar Rúnga, das jetzt als ein integrirender Theil des Reiches angesehen werden muß. Wenn auch ein besonderer König von Rúnga existirt, so ist doch derselbe in viel bestimmteter Weise von seinem Lehnsherrn abhängig, als sonst wohl Chefs von Vasallenstaaten der großen muhammedanischen Staaten Central-Afrika's. Die eigentlichen Rúnga-Leute sind Muhammedaner, aber die stammverwandten Kuti im südwestlichen Theile des Landes sind noch Heiden. Kaufleute aus Dar Banda und Bornu haben sich bei ihnen niedergelassen, und das meiste Elfenbein, welches aus Wadaï nach Darfur kommt, stammt von hier. Die Gewässer Rúnga's fließen westwärts dem Schari zu, und der Bahr Kuta, ein ansehnlicher Strom, sieben Tagereisen jenseits der südlichen Grenze Rúnga's, ist wahrscheinlich mit dem Uelle identisch, welchen Schweinfurth für den Oberlauf des Schari hält.

Die Gegend westlich von Rúnga und Kuti ist voller Rebut (Regenwasserteich); nach O. und S. steigt das Land an und wird gebirgig. Südlich von diesen Landschaften existiren als Hausthiere nur Hühner, Ziegen und Hunde; Pferde, Rinder und Esel fehlen. Von wilden Thieren erscheinen Löwe, Leopard, Hyäne, Wildschwein, Elephant, Rhinoceros, Büffel, Antilopen-Arten, Erdschwein, Ameisenbär, Stachelschwein; doch soll die Giraffe kaum vorkommen. Von Kuti ab nach S. finden sich der Seide-Baumwollebaum, der Butterbaum, die Oelpalme, die Delebpalme, zahlreiche feigenartige Bäume, die Parkia biglobosa („Runo" der Kanuri), die Banane, der Kumbapfeffer, verschiedene eßbare Wurzelknollen und virginischer Tabak. Die Stämme, welche südlich von Kuti am Bahar el Abiad, Bahar el Azref, Bahar el Ardhe und auf dem N.-Ufer des Bahar Kuta wohnen, fassen die Leute von Rúnga und Kuti und die dort angesiedelten Fremden unter dem Namen „Banda" zusammen, und nennen sie auch wohl, da die meisten dem Kannibalismus ergeben sind, „Nyamanyau", das eigentlich der Plural von „Nyam nyam", hier aber auch Singular geworden ist. Nachtigals Gewährsmann aus Bornu behauptet sogar, daß sie durch Spracheinheit verbunden seien, und gab ihm Proben von dieser „Banda-Sprache", der er sich mit großer Fertigkeit bediente. Im ganzen Dar Banda scheint Felsboden und sandgemischter Humus vorzuwalten, obgleich die Angaben, daß hauptsächlich Durrah, sehr wenig Duchn gebaut werde, es wahrscheinlich machen, daß auch der thonige Boden nicht fehle. Einige Gegenden sind sehr gebirgig, andere zeigen nur vereinzelte Felspartien, andere sind wieder ganz eben. (Nachtigal in der: Zeitschrift der Gesellsch. f. Erdk. in Berlin 1875, S. 115—116.)

Mit Darfur, dem östlichen Nachbarstaate Wadaïs, am südlichen Saume der Wüste und im W. Kordofan's gelegen, betreten wir den sogenannten „ägyptischen Sudân". Von Wadaï aus führt eigentlich nur Ein Weg nach

Digitized by Google

Darfur, wenigstens nur Eine Heer- oder Karawanenstraße, welche mehr oder weniger direct nach O. führt. Die jetzige Hauptstadt des Landes ist Faſcher am Teiche Tendelti, in etwa 600 M. Meereshöhe gelegen. Darfur, obgleich es an Gegenden grenzt, die öfter erforscht worden sind, ist noch immer ein sehr wenig gekanntes Land, weil dessen Beherrscher seit der Zeit, wo Mehemed Ali seine Feldzüge und Unternehmungen im Sudân begann, die Uebergriffe Aegyptens befürchtend, ihr Land allen europäischen Reisenden, die sie für ägyptische Spione ansahen, versperrten. Nun aber hat Dr. Nachtigal, welcher von Wadaï aus seinen Rückweg nach Aegypten über Darfur und Kordofan nahm, den Schleier gelüftet, welcher auch auf diesem Gebiete lag.

Seit vielen Jahrzehnten schon kam jährlich eine Karawane mit Elfenbein, Gummi, Straußfedern und Sklaven nach Aegypten, die sie dort sehr gut verwerthete, und kehrte mit Manufacturen, Waffen, Schießpulver, Augengläsern, Perlen und ähnlichen Artikeln beladen wieder in ihre Heimath zurück. Der Haupt-Ausfuhrartikel Darfurs waren aber die Sklaven, der Mehrzahl nach Eigenthum des Emir, der überhaupt der vornehmste Handelsmann seines Landes war. Die Fauna und Flora von Darfur scheinen nichts Merkwürdiges zu bieten. Der Boden ist unfruchtbar und wasserarm. Anstatt des üppigen Pflanzenwuchses, den man in den Gärten im Nilthale bewundert, findet man zwar in Darfur majestätische Bäume, aber der Reisende kann in ihrem Schatten nicht ruhen, denn das Erdreich, wo sie gepflanzt sind, ist dicht mit Dornen bewachsen. Auch ist von diesen Anpflanzungen kein Nutzen zu erwarten. Hier und da nur erblickt man einige Akazien, welche etwas Gummi liefern; doch bedeckt sich während der Regenzeit, welche drei Monate, von Mitte Juni bis Mitte September währt, der Boden mit der prächtigsten Vegetation. Das Centrum von Darfur ist das Marrah-Gebirge, und das Charakteristische die zahlreichen Flußbetten, welche den W., SW. und S. des Landes durchziehen. Diese sind zwar nur Regenwasserbetten, d. h. führen nur während der Regenzeit Wasser, sind jedoch sehr wichtig und die eigentlichen Vertheiler des Wassers, denn sie führen alle in ihrem sandigen Eisbette unter der Oberfläche das befeuchtende Naß. Entsprechend diesen Boden- und Wasserverhältnissen verhält sich die Bevölkerung und die Bodencultur. Das Centrum, der W., der SW. und der S. sind reich bevölkert, der N. und O. nur sehr mäßig. Die Einwohner, welche Muhammedaner sind, muß man eintheilen einerseits in Centralafrikaner und Araber, andererseits in eigentliche Herren des Territoriums und unterworfene Stämme. Neben den Dadscho wohnen die For oder Fur im Gebirge und auf seinen Abhängen; im N. die Zoghawa und verschiedene Araberstämme, im W. die Maſſalat, im S. ebenfalls einige Araberstämme, im SO. die Bego und Birgid, im NO. die Berti, und im Centrum die Tündschur, wirkliche Araber. (Nachtigal in: Petermann's Geographischen Mittheil. 1875, S. 281—284.)

Darfur ist 1874 von dem Vizekönig von Aegypten seinem Reiche einverleibt worden; das gleiche Schicksal erfuhr schon früher die bedeutend kleinere Landschaft Kordofan, welche sich zwischen Darfur und dem Nilthale ausbreitet. Ihre Hauptstadt ist El Obeidh, welches niedriger als Foscher, in 520 M. Meereshöhe liegt. Der größte Theil Kordofans, wenigstens der O. gehört schon zur großen Ebene des Nil, welcher Strom beinahe die O.-Grenze des Landes bildet oder wenigstens sehr nahe an ihr hinzieht. Westlich von ihm erstreckt sich die Landschaft einförmig bis Obeidh. Sie besteht

Digitized by Google

aus wellenförmigen Flächen, mit langem braunen Grase bedeckt, von Gruppen und Wäldern aus Mimosen ohne Blätter, in denen sich Gazellen bergen. Hier und da bemerkt man abwechselnd nackte, sandige Flächen, auf denen zur Regenzeit Duchn gebaut wird. Man findet da Tokels (konische Hütten) zu Dörfern gruppirt, mit 30 bis 50 M. tiefen Brunnen, von Rinder-, Schaf- und Ziegenheerden umgeben.

Der Ackerbau steht in diesem Lande auf der tiefsten Stufe. Zur Zeit des Cherif (Regenzeit) reinigt man den Boden von den abgestorbenen Gräsern, legt den Samen in Vertiefungen und scharrt diese mit den Füßen zu; das Uebrige überläßt man der Natur. Die einzige wichtige Ernte ist jene des Duchn. Stellenweise sieht man Spuren des Baumwollenbaues und zuweilen pflanzt ein industrieller Scheich etwas Maloschie oder Bamié; immerhin wird der Mangel an Wasser in dieser Gegend einer großen Entwicklung des Ackerbaues im Wege stehen; denn hier sind alle Pflanzen von der Cultur ausgeschlossen, welche nicht innerhalb der dreimonatlichen Regenzeit zur Reife gelangen, und überdies sind die jährlichen Regengüsse viel weniger sicher, als man gewöhnlich annimmt. Nothwendigerweise beschränkt der Mangel an Wasser auch die Benützung des Bodens zur Weide, da sich die Viehheerden beständig in der Nähe der Brunnen halten müssen. Als Landesproduct ist der Gummi von Bedeutung. Die rothe Farbe des Bodens deutet auf das Vorkommen von Eisen hin. In der Entfernung von 40 Km. östlich von Hursi wird Eisenerz gegraben, welches man in unregelmäßigen Stücken 2 bis 3 M. tief im Sande findet.

§. 12. Das Nil-Gebiet.

Von der W.-Küste Afrika's mählig fortschreitend, sind wir bis an die Ufer des Nils gelangt, jenes ehrwürdigen Stromes, mit dem die Gesittung des vielleicht ältesten Culturlandes unserer Erde unlöslich verknüpft ist. Wer nennt den Nil und denkt nicht an Aegypten und die Pyramiden, die aus einsamer Wüste emporragen, die gigantischen Zeugen einer längst entschwundenen großen Vergangenheit, welche erst der modernen Forschung zu entschleiern gelungen? Aber das Land der Pharaonen ist nur ein kleines Stück jenes Gebietes, welches der Nil bespült und befruchtet und das sich vom Erdgleicher bis an das Mittelmeer erstreckt. Geheimnißvoll wie die Vergangenheit Aegyptens blieb lange auch, ja länger noch als diese, der Ursprung seines segenspendenden Stromes, des Nils. Erst die jüngsten Tage haben das Problem der Nilquellen wenn nicht völlig so doch genügend gelöst, um in die geographischen Verhältnisse Innerafrika's klar zu sehen. Die Ergebnisse der bisherigen Untersuchungen werden wir weiter unten kurz zusammenzufassen trachten. Einstweilen genügt es zu wissen, daß der Nil, dieser gewaltigste

Digitized by Google

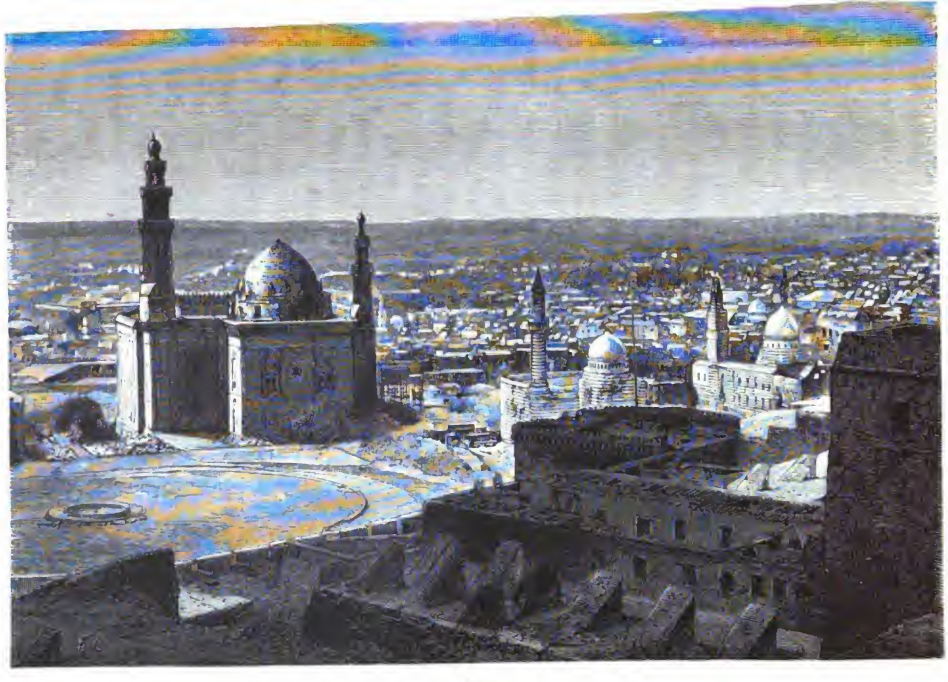
aller afrikanischen Ströme, aus dem großen Ukerewe-See herausfließt, welcher in seinem nördlichsten Theile, sowie sein westlicher Nachbar, der Mwutan- oder Luta Nzige-See vom Aequator durchschnitten wird. Unter Nil-Gebiet verstehen wir demnach alles Land an beiden Ufern des Stromes zwischen dem Aequator und dem Mittelmeere, d. h. einen Raum von mehr denn 30 Breitegraden. Fast das ganze nördliche Ostafrika ist hierher zu rechnen, sendet dem Nile den Tribut seiner Gewässer.

Wollen wir in großen Strichen ein Gemälde dieses weiten Gebietes entwerfen, so fangen wir im Gegensatze zu dem üblichen Fortschreiten von der Quelle bis zur Mündung des Stromes, umgekehrt mit dieser an, und steigen seinen Ufern entlang immer tiefer und höher hinauf in das tropische Afrika. So war ja auch der historische Gang der Entschleierung des Nilgeheimnisses, der im Allgemeinen trotz mannigfacher Windungen und Krümmungen ziemlich genau die südnördliche Richtung einhaltende Strom selbst der Führer in die langen unbekannten Regionen seines Oberlaufes. Dort wo der ermüdete Strom in mehrere Arme sich splittert, in der Jetztzeit aber seine Fluthen hauptsächlich nur mehr durch die zwei großen Arme von Damiette und Rosette in das Mittelmeer wälzt, das berühmte fruchtbare Nildelta bildend, stoßen wir, wie es der Natur der Sache nach nicht anders sein kann, auf ein flaches, dermalen im Sinken begriffenes Uferland, dessen Küstensaum fast unmerklich in das blaue Meer verrinnt. Zwar rückt der Nil seine Uferleisten beständig in das Meer hinaus, gleichzeitig aber senkt sich die Flur des angeschwemmten Landes, wodurch Lagunen entstanden, welche dem N.-Rand des Delta seinen amphibischen Typus geben. Die meisten derselben sind indeß im Austrocknen begriffen, mit Ausnahme des Menzaleh-See's, welcher sich vergrößert und ehemals dicht bewohntes Marschland in neuerer Zeit überschwemmt hat. (Peschel. Neue Probleme. S. 108. 135). Dies ist Unter-Aegypten, der eigentliche Kern eines Staates, der in der Gegenwart seine Grenzen nach allen Richtungen hin, wenn nöthig mit bewaffneter Hand ausdehnend, wenn nicht zum mächtigsten, so doch zum größten Reiche in Afrika angeschwollen ist. Denn ägyptisch ist beinahe Alles, was zum Nilgebiete gehört, und ägyptische Vorposten stehen an den Gestaden des Mwutan. In Wahrheit aber ist Aegypten auf das schmale, nur wenige Stunden breite Thal des Nils beschränkt, und nur in Unterägypten gestattet die besenartige Ausbreitung der Stromarme ein weiteres Culturgebiet. Hier liegen auch die wichtigsten Städte des Landes, Alexandria, der prächtige Handelshafen am Mittelmeer, Kairo oberhalb der Gabelungsstelle des

Digitized by Google

Nils, die Haupt- und Residenzstadt des Reiches; hier blüht auf dem altehrwürdigen Boden der Pharaonen und Pyramiden das Zwitterding einer halb europäischen, halb orientalischen Cultur, hier vermittelt ein stattliches Schienennetz den Verkehr zwischen den bedeutendsten Orten und streckt sogar, gleich einem Fühlhorne, einen seiner Zweige das Nilthal hinauf bis nach dem oberägyptischen Siut aus, hier erhebt sich stolz die muhammedanische Moschee neben dem europäischen Opernhause, streift der Burnus des trotzigen Arabers an den Frack des geschmeidigen Franken, hier endlich empfängt der unerfahrene Fremdling den Eindruck als ob eine Capitale Europa's nur ihre Lage mit einer südlicheren vertauscht hätte, bis längerer Aufenthalt ihn belehrt, daß Alles blos Schein, blos Tünche ist, unter den sich noch die alte Barbarei des Orients verbirgt. Eilt er hinweg von den Stätten dieser Pseudogesittung, so steht er in der Wüste, die links und rechts die Stromufer umgürtet. Im W. ist es die gefürchtete libysche Wüste, welche das ganze linke Nilufer begleitet, durch Mittel- und Oberägypten fort bis an den ägyptischen Sudân, wobei sie bisweilen bis hart an den Strom tritt. Das an der N.-Grenze Mittelägyptens gelegene Fayûm darf man fast als eine Oase betrachten, wie es die von Faráfroh oder Dachel in der wirklichen Wüste sind. Am rechten Ufer breitet sich neben dem Deltalande die Ebene nach O. aus und auf der jetzt vom meereverknüpfenden Canale durchschnittenen Landenge von Suez verschwimmen in dem Wüstensande Afrika und Asien. Südlich aber erhebt sich längs des Golfes von Suez und die ganze Küste des Rothen Meeres entlang ein Gebirgsland, welches mehr oder weniger den Raum zwischen der afrikanischen O.-Küste und dem Nile einnimmt. Im N. nennt man es die östliche oder arabische Wüste, weiter im S., dort wo der Nillauf ein verkehrtes S nachahmt, fällt es in die Nubische Wüste ab; nur die Meeresküste fährt es fort als Höhenzug zu begleiten, der zwischen 15 und 10° n. Br. sich zu dem imposanten Hochlande Abessiniens erweitert. Dieses allein sendet mächtige Wasseradern gen NW., welche die Landschaften Fazol und Senaar durchströmend sich mit dem Nile vereinigen, der bis zur Einmündung des Atbara nicht Einen Zufluß, weder von rechts noch von links empfängt. Wichtiger als der Atbara ist der südlicher einmündende Bahr-el-Azrak oder blaue Nil, der aus dem Alpensee Tsana auf dem abessinischen Hochplateau von Amhara hervorbricht. In dem Vereinigungswinkel der beiden Ströme liegt Chartum, der bedeutendste Handelsplatz des ägyptischen Sudân. Der Nil, den wir nunmehr zum Unterschiede vom blauen den weißen Nil oder Bahr-el-Abiad nennen, kommt hier in fast ganz

Digitized by Google



Cairo.

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R L

Digitized by Google

geradem Laufe von den Regionen herab, wo er im O. den Sobat aufnimmt, deſſen Mündung, wenn wir ſo ſagen dürfen, einen Wendepunkt in der Stromgeſchichte des Nils bezeichnet. Der Sobat entquillt wahrſcheinlich dem noch wenig bekannten Gebirgsmaſſiv, in welchem ſich das abeſſiniſche Hochland nach S. fortſetzt, und in dem Schoa und Kaffa liegen. Gegen O. fällt daſſelbe nach den Ländern der Galla ab, welche mit den der Meeres-Küſte näher gerückten Somäli das Oſthorn Afrika's inne haben; gegen W. hin ſendet es mehrere noch unerkundete Gewäſſer dem Nilbecken zu. Allein nicht auf dieſem ſeinem rechten, öſtlichen, ſondern am linken, weſtlichen Ufer geht die große Veränderung in der Phyſiognomie des Nillaufes vor ſich, indem im S. von Kordofan und Darfur ſo zu ſagen plötzlich der Bahr-el-Ghafal oder Gazellenfluß und der Bahr-el-Arab ihm ein förmliches Netz von Gewäſſern zuführen, die an ſeiner Linken eine Reihe paralleler, ſüdnördlich gerichteter Flußadern darſtellen und in den Gebirgen im NW. des Mwutan-See's ihren Urſprung nehmen. Hier liegt das Gebiet einer Anzahl höchſt intereſſanter Negerſtämme, wie der Nuehr, der Dinka und Bongo, der menſchenverzehrenden Nyamnyam und Monbuttu, deren Leben und Treiben der Reiſende Dr. Georg Schweinfurth vor wenigen Jahren zuerſt beobachten konnte. Südlich von dieſen hauſt das Zwergvolk der Akka, welche der Italiener Miani beſuchte und hier kommen von den blauen Bergen, welche den W.-Rand des Mwutan ſäumen, Gewäſſer herab, welche in den noch unerforſchten W. fließen, darunter der bedeutende Uelle im Monbuttu-Lande, in dem man vielleicht, wie wir ſchon wiſſen, den Oberlauf des Schari vermuthen darf. Der weiße Nil ſelber bricht aus dem N.-Ende des Mwutan hervor und windet ſich durch das Bergland, welches dieſem See im N. vorlagert, in die tieferen Ebenen hinaus. Ein mächtiger Waſſerſtrang, welcher den Mwutan mit dem Ukerewe-See verbindet, gilt jedoch allgemein als der weiße oder Victoria-Nil, ſo daß vorläufig dieſes Becken als die Geburtsſtätte des Vaters der Ströme anzuſehen iſt. Ob nun einer der ſüdlichen oder ſüdöſtlichen Zuflüſſe des Ukerewe noch als weitere Fortſetzung des Nils aufzufaſſen ſei, ſcheint uns eine ziemlich müßige Frage, mit deren Erörterung vorläufig mindeſtens der geneigte Leſer nicht gequält zu werden braucht.

Digitized by Google

§. 13. Das ägyptische Reich.

Aegypten ist ein Vasallenstaat der Türkei, d. h. es steht in gewissem Abhängigkeitsverhältnisse zum Osmanenreiche in Europa, muß demselben einen jährlichen Tribut von 15,900,900 RM. zahlen und im Kriegsfalle Hilfs-Truppen senden. Der gegenwärtige Beherrscher Aegyptens, welcher früher den Titel eines Vicekönigs führte, verstand es jedoch die Suzeränitätsrechte der hohen Pforte immer mehr abzuschütteln, errang für sich und seine Nachkommen den Titel eines Khedive oder Khidiv und schob die Grenzen seines Staates immer weiter nach S., so daß er heute entschieden der mächtigste Potentat in ganz Afrika ist. Aegypten ist durch ihn ein angesehenes selbstständiges Reich geworden, welches seiner völligen Loslösung von dem ohnehin fast nur nominellen Vasallenverhältniß immer mehr entgegenschreitet. Wie groß dermalen der Flächenraum dieses unter unseren Augen aufgebauten Staates ist, läßt sich kaum sagen, und wenn wir seine Volksmenge auf etwa 10 Millionen Köpfe, einschließlich der Gebiete von Kordofan und Darfur, beziffern, so ist auch dies nur eine sehr unzuverlässige Schätzung. Auf das eigentliche Aegypten, nämlich das so überaus fruchtbare Nilthal bis Wady Halfa, entfällt aber höchstens die Hälfte dieser Ziffer. Von diesen 5 Millionen sind 3,800.000 seßhafte Araber, 200,000 Türken und deren Stammverwandte, 400,000 Beduinen oder wandernde Araber; die muselmännische Bevölkerung beträgt also 4,400,000. Die Zahl der Christen beläuft sich auf 600,000 nämlich 350,000 Kopten und 250,000 Franken und Levantiner.

Der Araber ist entweder seßhaft oder Zeltaraber; die letzteren, die Beduinen, sind die unvermischten Nachkommen der echten Araber mit allen Nationaleigenthümlichkeiten, Charaktervorzügen und Schwächen der nomadisirenden Wüstensöhne. Von den arabischen Einwanderern und Eroberern vermischten sich aber Viele mit den ägyptischen Landeseinwohnern, den damals schon sehr herabgekommenen Nachkommen der alten Aegypter: so entstand die große Masse der heutigen Bewohner: die Fellahs, d. i. Pflüger, und die in der Stadt Handel und Gewerbe treibenden Araber. Andererseits blieb aber auch ein Theil der Landeseingebornen, sowie ein Theil der Araber vermischt. Die ersteren sind die heutigen Kopten, die directesten Nachkommen der alten Aegypter, monophysitische (jacobitische) Christen, äußerlich das Christenthum bekennend, aber manchen muhammedanischen Gebräuchen, z. B. der Beschneidung, folgend; sie ernähren sich im Allgemeinen als Schreiber, Notare, Buchhalter im Privat- und subalternen Staatsdienst, doch gibt es auch reiche koptische Grundbesitzer und Kaufherren; alle gelten aber als verschmitzt. Außer den koptischen Christen, welche übrigens wie die Griechen in unirte und nichtunirte zerfallen, sowie außer den Katholiken und einer geringen Anzahl von Protestanten, gibt es auch armenische und maronitische Christen in Aegypten. Diejenigen Araber, welche ganz unvermischt blieben, sind im Wesentlichen die heutigen

Digitized by Google

Zelt- und Wüstenbeduinen. Ein Theil hat sich seßhaft gemacht, z. B. im Fayum und namentlich in der Provinz Kenneh, dem Nomadenzelte folgte die Wohnung aus Palmenzweigen und Durrahhalmen, und dieser endlich das aus Ziegeln gebaute Haus. Außer der Vieh- und namentlich der Schaf- und Kameelzucht, nähren sie sich vom Transport oder Geleit der Karawanen, von Herstellung und Verkauf der Holzkohlen (meist vom Tamariskenstrauch), Verfertigung von Palmflechtwerken, sowie bis zu Mehemed Ali's Zeit vom Räuberhandwerk. Die Europäer und Levantiner (Griechen, Syrer, Italiener, Franzosen, Engländer, Deutsche — das wird ungefähr der Zahl nach ihre Reihenfolge sein) haben meistens den Großhandel und die Schifffahrt, die Bank- und Industrie-Unternehmungen, die Gasthöfe und Apotheken in den größeren Städten Unteregyptens in den Händen, treiben Buchhandel und anderen Ladenverkauf, oder sind Aerzte, Sprachlehrer, Professoren und zum sehr kleinen Theile Künstler. Ueberdies befindet sich eine nicht geringe Anzahl von Europäern, namentlich Italienern und Franzosen, im Dienste der Regierung. Die Juden können bei der grenzenlosen Verachtung, mit welcher ihnen die Moslims begegnen, in Aegypten nicht so üppig aufkommen, wie in anderen Ländern. Die Zigeuner haben sich an Zahl vermindert; nur noch vereinzelt trifft man sie auf den Wochen- und Jahrmärkten als Taschenspieler, Schlangenbändiger, Akrobaten, und ihre Frauen und Töchter als Wahrsagerinnen und als öffentliche Tänzerinnen, sogenannte Ghawazi. (Heinrich Stephan. Das heutige Aegypten. Leipzig 1872. 8°. S. 60—64.)

Unter der Regierung des jetzigen Khedive haben Aegypten und seine Bevölkerung in mancher Hinsicht einen unverkennbaren Aufschwung genommen. Mit jedem Jahre führt der Khedive europäische Sitten und Gebräuche immer mehr ein. So hat er das Polizeiwesen nach früherem österreichischem Muster einrichten lassen; auf keinem Culturgebiete sind aber die Fortschritte größer als auf jenem des öffentlichen Unterrichtes. Die ägyptischen Schulen zerfallen in Militär- und Specialschulen, welche die Regierung allein unterhält, in Armen- und Waisenschulen, auf Kosten der Regierung und der Wakufverwaltung, in Centralschulen in den Provinzial-Hauptorten, an deren Unterhaltung auch die Familien theilnehmen, in Pensionate zu Kairo und Alexandrien, welche von den Wakuf und freiwilligen Schenkungen bestehen, und endlich aus National-Collegien auf Kosten der Eltern und Studirenden. Die Schulen der verschiedenen Culte zu Kairo, welchen die Regierung ebenfalls reiche Schenkungen zuwendet, sind hierin nicht einbezogen, auch nicht die übrigen Fremdenschulen des Landes, welche größtentheils bedeutende, in dem Unterrichtsbudget nicht figurirende Regierungssubventionen beziehen. Es sind meist Missionsanstalten, Waisenschulen, Pensionate, koptische, griechische, israelitische, katholische und Klosterschulen.

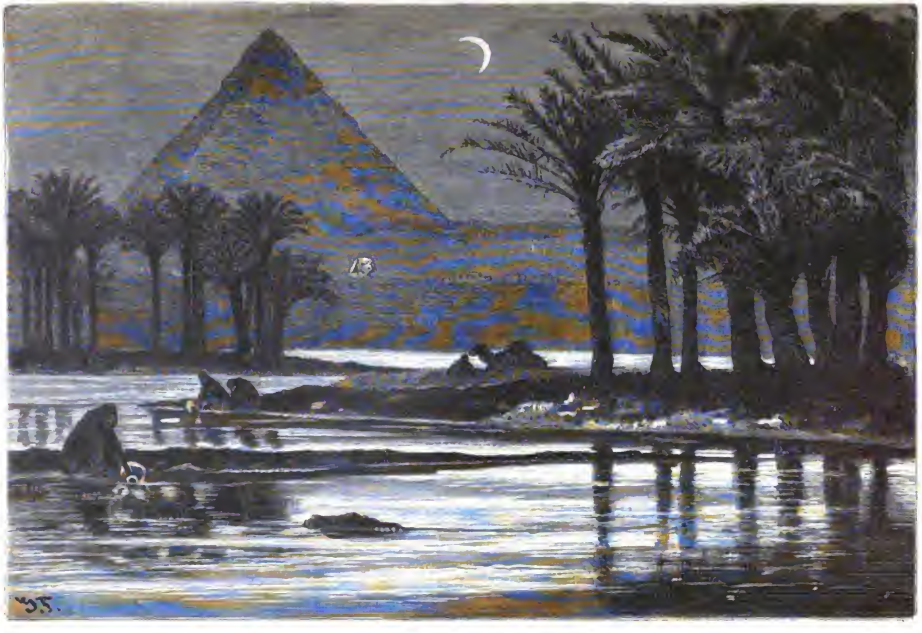
Ueber die fortschrittlichen Veränderungen, welche sich in Aegypten unter der gegenwärtigen Regierung vollzogen, sprach sich der bekannte Reisende Charles Beke aus wie folgt: „Nichts überraschte mich, der ich Aegypten seit 1840 mehrmals besucht, bei meiner jetzigen Reise — namentlich auf der Strecke von Alexandrien nach Kairo — mehr, als die vielen vortheilhaften Veränderungen, die ich im ganzen Lande beobachtete. Ist man erst am Mareotis-See und an dem wüsten Landstrich westlich von dem Rosette-Nilarme vorüber, so zeigt das Land ringsum unverkennbare Zeichen höherer und ausgebreiteter Cultur. Man sagte

Digitized by Google

mir, daß in dieser Gegend Aegyptens, wo 1850 nur 250,000 Morgen Landes urbar gemacht waren, nun die doppelte Anzahl cultivirt ist. Die Baumwollernte ist nun eben zu Ende und die Felder werden umgepflügt. Einmal sah ich, was ich vordem nie gesehen, ein Kameel den Pflug ziehen. Ueppig wogt weit umher ein grünes Saatenmeer, und viele Rindvieh-, Esel-, Schaf- und Ziegenheerden grasen auf dem reichen Weidelande. Nicht nur längs den Straßen sind Bäume angepflanzt, sondern ganze Strecken sind damit so dicht bepflanzt, daß sie beinahe Wälder bilden. Der Weg über das Delta war an dem sonnigen, heiteren Tag, an dem ich ihn zurücklegte, wahrhaft reizend, und ich mußte mir öfter vorsagen, daß ich wirklich in Aegypten sei, so ganz verändert war das Bild, denn hier und dort ragten noch überdies zwischen den Baumwipfeln oder aus den Dörfern die hohen Rauchfänge von Fabriken empor. Aegypten wird eben bald nur mehr geographisch zu Afrika gehören und in allem Uebrigen Europa zuzählen. Auch der Zustand der unteren Classen hat sich wesentlich gebessert. Die Ophtalmie (Augenentzündung), vielleicht der ärgste Fluch Aegyptens, ist weder so allgemein herrschend, noch so intensiv als vordem, und sind die Leute jetzt auch nicht besser, so sind sie nun doch mindestens genügend genährt. Jene in den Städten sind auch augenfällig besser gekleidet; ich sah in Kairo ungleich weniger Barfüßige als ehedem, und die Leute begnügten sich nicht mit Pantoffeln, sondern trugen europäische Stiefel. Auch die Fellahs oder Bauern sind entschieden besser daran, ihre Lehmhütten sind besser construirt und namentlich besser eingedacht. Ja hier und da gewahrt man sogar Bauernhäuschen, welche sich dem europäischen Typus derselben nähern. Anderseits sind wieder elende Dörfer von dereinst ganz verlassen und im Verfall. Kein Zweifel, daß dieser rasche Fortschritt in Aegypten auch seine Schattenseiten hat. Wie dereinst die Kinder Israels, arbeiten die Leute nicht für sich selbst, sondern in schwerer Knechtschaft und nahezu über ihre Kräfte. Allein unläugbar ist diese „Entwicklung unter Hochdruck“ ganz ungemein zu Gunsten des Landes. Die größte und wohl wichtigste, weil eingreifendste Veränderung ist wohl jene des Klima's durch die Urbarmachung des Bodens und namentlich die zahlreichen Baumanpflanzungen. Aegypten ist auf dem Wege, seinen sprüchwörtlich gewordenen Ruf der Regenlosigkeit einzubüßen. In Alexandrien ist der Regen jetzt bis zum Ueberdrusse häufig, und Kairo, von dem der Prophet aller Reisenden, Murray, in seinem „Handbook“ noch aufführt, daß es sich höchstens fünf oder sechs leichter Regenschauer im Jahre erfreue, hatte im abgelaufenen nicht weniger als einundzwanzig zu verzeichnen. Ich selbst habe hier einen Regentag erlebt, wie er in England nicht ärger vorkommt. Die Folge davon war, daß die ungepflasterten Straßen schuhtief mit Koth bedeckt waren und aller Verkehr, der nicht zu Wagen, gänzlich aufhörte; sogar in der Oper war wegen Mangels an Publikum „riposo“. Selbstverständlich rechnen die unwissenden Araber diese Veränderung übernatürlichen Einflüssen zu und schreiben, da dieselbe mit der Thronbesteigung Muhammed-Ali's zusammenfällt, ihm und seiner Dynastie die entsprechenden Zauberkräfte zu.“

So anerkennenswerth die gemachten Fortschritte sind, so kann doch nicht verschwiegen werden, daß viele nur auf blendende Aeußerlichkeiten hinauslaufen. Die Dienerschaft des Vicekönigs trägt nun Livrée, wobei selbst der Hut nicht fehlt, der den Muhammedanern ein Gräuel ist. Im Theater ist eine Loge für die Damen des Harems eingerichtet worden; auch hat, unter dem Vorwande, Fremde heranzuziehen, eine europäische Gesellschaft die Pacht einer Spielbank erhalten und sich dagegen verbindlich gemacht, jährlich eine gewisse Summe zur Verschönerung Kairo's zu verwenden. Die Damen aus Sr. Hoheit Harem sind bereits so weit auf dem Pfade der Emancipation gekommen, daß sie im offenen Wagen, mit Ausnahme eines ganz dünnen Schleiers europäisch gekleidet, mit englischen Kutschern und Bedienten in rothen, goldgestickten Liv-

Digitized by Google



Die Pyramiden von Gizeh.

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R L

Digitized by Google

reen ihre Spazierfahrten machen. Auch in den Bureaux der Regierung beginnt ein anderer Wind zu wehen; die Divans in den verschiedenen Amtsgebäuden wurden durch europäische Sophas und Stühle ersetzt, und den Beamten befohlen, sie sollen, wie ihre europäischen Kollegen, sich während der Dienststunden der Genüsse des Tabaks und Kaffee's enthalten, damit der Ton im Ganzen ein mehr geschäftlicher werde.

Alle diese Neuerungen hindern nicht, daß die Rechtsunsicherheit in Aegypten noch eine sehr große ist und eine Justizreform nothwendig machte, die am 1. Jan. 1876 endlich in's Leben trat und die früher übliche Consulargerichtsbarkeit beseitigte. Die Farben, mit welchen übrigens das Europäerthum in Aegypten von unparteiischen Beobachtern, wie Moriz Lüttke, gemalt wird, sind diesem keineswegs schmeichelhaft. Die weitaus größte Zahl der Verbrechen wird von Italienern und Griechen, die meisten von den letzteren, begangen. Man muß Alexandria besucht haben, um auch noch die letzte Spur idealistischer Vorstellungen von den jetzigen Griechen, die man etwa noch besaß, zu verlieren. Sie sind wahrhaft gefürchtet; denn es ist bekannt, daß Mord und Todtschlag keine Dinge sind, vor denen sie jemals zurückschrecken. Selbstverständlich ist hier nur vom niederen Volke und im Allgemeinen die Rede. Zudem kommt zu bemerken, daß Vieles, was wir als Mißstände zu bezeichnen pflegen, was uns mitunter einen Schrei der Entrüstung auspreßt, was uns oft geradezu unbegreiflich, unfaßbar dünkt, in seinem tiefsten Grunde mit dem Islâm unlöslich zusammenhängt. Hierher gehört die Polygamie, deren Wirkungen als ungemein düster geschildert werden, und die Sklaverei.

Natürlich sind alle Civilisationsbestrebungen vorläufig auf Unterägypten beschränkt, wo die wichtigsten Städte des Reiches, das glänzende Alexandrien und die Hauptstadt Kairo liegen.

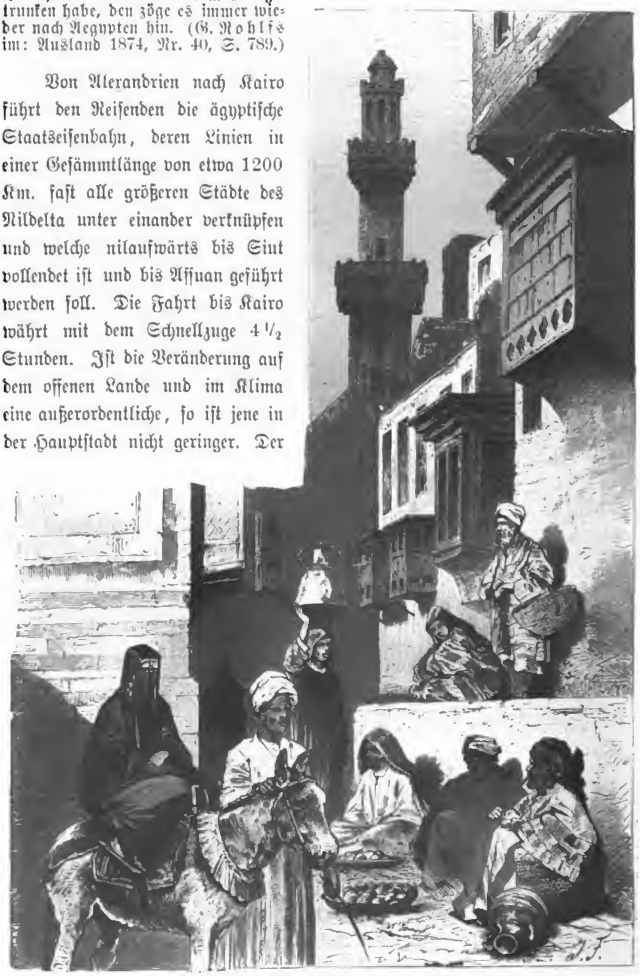
Alexandrien mit etwa 200,000 Einwohnern zerfällt in zwei Stadttheile, von denen der eine von der europäischen Bevölkerung, der andere von der eingebornen bewohnt wird. Der arabische Stadttheil ist im NW. und W. gelegen, die Straßen sind eng, unregelmäßig, im Sommer staubig, im Winter mit undurchdringlichem Schmutz erfüllt; die Häuser meist einstöckig und höchst launenhaft gebaut. Hier steht eins mit halber Front, diagonalartig zur Straße, dort hängt eins mit dem oberen Stockwerke über, hier ist eins in die Straße selbst hineingebaut, dort ist eins, welches einen weiten Hof vor sich hat. Fenster sind spärlich vorhanden, namentlich im Erdgeschosse; ist eine Beletage vorhanden, so findet man häufig sehr viele, mit feinem Holzgitter verschlossene Fenster. Sehr praktisch ist der zickzackartige Bau des oberen Geschosses, der Art, daß regelmäßig vorspringende Winkel, mit Fenstern versehen, angelegt sind. Alte Gebäude findet man in der Alexandrinischen Araberstadt fast gar nicht, so daß sie keineswegs ein interessantes Aussehen hat, sich höchstens gut bei Mondscheinbeleuchtung ausnimmt.

Ganz anders erscheint das europäische Quartier, welches eine eigentliche Schöpfung der Neuzeit ist. Breite und gerade Straßen, zum Theil mit schönen Baumreihen bestanden, hier und da ein reizender Platz mit immergrünen Pflanzen und duftigen Blumen, an den Seiten prächtige, mehrstockige Häuser, massive Bauten mit den elegantesten Läden, herrliches Pflaster (die Steine dazu hat man von Triest kommen lassen, jedes Stück hat ca. 4 Mk. gekostet, bei einer Größe von 15 Ctm. quadratischer Oberfläche auf 20 Ctm. Tiefe), mit schönem Trottoir für Fußgänger, machen das europäische Alexandrien zu einer der schönsten Städte am Mittelmeere. Dazu kommt eine ausreichende Gasbeleuchtung und eine künstliche Wasseranstalt (auch die arabische Stadt wird mit Wasser aus derselben versorgt), welche bei Moharrem-Bay Nilwasser in ein Reservoir pumpt, aus der die ganze Stadt mit dem besten Trinkwasser der Welt versorgt wird. Die Eingebornen und auch fremde Araber und Berber behaupten, daß das Nilwasser das süßeste und beste der Welt sei, und sagen, wie die Römer von ihrer Fontana

Digitized by Google

Trevi, wer einmal aus dem Nil getrunken habe, den zöge es immer wieder nach Aegypten hin. (G. Nohlfs im: Ausland 1874, Nr. 40, S. 789.)

Von Alexandrien nach Kairo führt den Reisenden die ägyptische Staatseisenbahn, deren Linien in einer Gesammtlänge von etwa 1200 Km. fast alle größeren Städte des Nildelta unter einander verknüpfen und welche nilaufwärts bis Siut vollendet ist und bis Assuan geführt werden soll. Die Fahrt bis Kairo währt mit dem Schnellzuge $4\frac{1}{2}$ Stunden. Ist die Veränderung auf dem offenen Lande und im Klima eine außerordentliche, so ist jene in der Hauptstadt nicht geringer. Der



Straße in Kairo.

Digitized by Google

Khedive scheint Kairo zum Paris der Levante machen zu wollen. Der westliche Theil der Stadt ist beinahe ganz neu erbaut und gegen den Nil hin bedeutend ausgedehnt; in den anderen Stadttheilen wurden große Straßendurchschnitte durchgeführt. Es ist nur zu wünschen, daß man in dem Eifer, die Stadt zu europäisiren, nicht allzu sehr ihren orientalischen Charakter verwische, was ihr einen großen Theil ihres Reizes und Zaubers rauben würde.

„Das Erste, was der Fremde thun soll, wenn er nach Kairo kommt, ist, sich auf die Citadelle zu begeben. Die Citadelle liegt auf einer unbedeutenden, aber auf dieser weiten Fläche wichtigen Bodenanschwellung und enthält außer

Barbier in Kairo.

einigen Regierungsgebäuden eine neue prächtige Moschee mit dem Grabmal Mehemed Ali's. Die Aussicht, die man von dem Walle der Citadelle genießt, ist eine wirklich entzückende, und jedenfalls — nach dem unbeschreiblichen Panorama des Bosporus — das herrlichste Schauspiel, das der ganze Orient bietet. Zu unseren Füßen breitet sich die ungeheure Stadt aus, und zwar in einer Ausdehnung, die beinahe jener von Wien gleichkommt. Masr el Kahira — die Siegreiche, so nennt der Araber stolz die Königin des Nilthals. Ein Meer von Häusern, überragt von einem Walde von schlanken Minaretthürmen, die Zahl der Moscheen von Kairo soll gegen 400 betragen, Niemand scheint sie noch genau gezählt zu haben; stolze Kuppeln, im Hintergrunde die gelblichen Berge der Wüste, über welche sich die helle, blaue Himmelsdecke spannt. Hinter der ungeheuren Stadt eine grüne Ebene, bespült vom Nil, der sich zu einem See ausgedehnt hat, das Schlachtfeld der Pyramiden mit den zwei riesigen Pyramiden, darunter die 6000-jährige der Cheops, die unlösbaren Räthsel einer unbegreiflichen Vergangenheit; im S., in größerer Ferne, die Pyramiden von Sakarah, im O. das weiße Gebirge

Digitized by Google

von Mokattam und die Gräber der Kalifen, und die weite trostlose Wüste — dies ist in wenigen Pinselstrichen das großartige Gemälde, welches sich vor unseren trunkenen Augen aufrollt. Die Stadt ist in ihrem ganzen Umfange mit einer ziemlich gut erhaltenen Mauer versehen. Die Häuser sind ein bis drei Stockwerke hoch, ohne Giebel, Schornsteine und Fensterscheiben. Statt der Dächer gibt es Terrassen; die Fenster sind durch dichte hölzerne Gitter verwahrt. Auch die Balkone sind ringsum vergittert und haben größtentheils baldachinartige Dächer, mit Schnitzwerk verziert. Bei allen Häusern ragt das erste Stockwerk oder wenigstens ein Theil desselben über das Erdgeschoß vor. Die Hausthüren werden mit einem hölzernen Riegel geschlossen und sind mit einem Ring zum Anklopfen versehen. Auf den meisten sieht man irgend einen Spruch des Korans, was zur Abwendung des bösen Blickes dienen soll. In den Ritzen mancher Thüren stecken Zähne, was für ein Präservativmittel gegen Zahnschmerzen gehalten wird. In den meisten Häusern

Aegyptische Frauentracht.

der größern Straßen findet man Kaffeeschänken, Garküchen, Werkstätten, Kaufläden ꝛc.; am zahlreichsten sind die Ateliers von Schuhmachern, Schneidern, Sattlern und Pfeifenrohrdrechslern, denn wir sind in einem Lande, wo Alles raucht und reitet. In den Kaufläden sieht man meistens Droguen, Gewürze, riechende Wässer, schöne Teppiche, denn jeder Muselmann verrichtet sein Gebet knieend auf einem solchen, große weiße Wolldecken, Burnusse, Fesze, Shawls, Seidenstoffe, Tücher ꝛc. Interessant sind auch die großen Fruchtläden, in denen ganze Pyramiden und Berge von Bananen, Feigen, Datteln, Orangen aufgeschichtet sind. In den Garküchen wird meist Pilaw (Reis mit Fleisch) gekocht, sonst auch Fleisch und Fisch gebraten. Diese Artikel werden nicht nur im Lokale selbst, und zwar mit Hülfe der Finger verzehrt, sondern auch für ganze Familien abgeholt, da in vielen Häusern gar nicht gekocht wird. In den offenen Barbierstuben sieht man, wie die Köpfe der Rechtgläubigen bis auf einen kleinen Schopf am Scheitel glatt

Digitized by Google

Fruchthändler in Kairo.

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

Digitized by Google

rasirt oder mittelst gewisser Haarvertilgungsmittel kahl erhalten werden. Die Kleidermagazine des Orientalen enthalten meist nur zweierlei Arten Kleidungsstücke: lange Kaftans und Pluderhosen. Die Schuhwerkläden sind mit großen Vorräthen fertiger Schuhe aus rohem oder rothem und gelbem Leder angefüllt. Sehr interessant für Fremde sind die Bijouterie-Boutiquen, in denen die reichste Auswahl von Finger-, Ohr- und Nasenringen von bizarrer orientalischer Fassung ausgestellt ist. Ebenso sehenswerth sind die Waffenläden, in denen man mitunter prächtige türkische Säbel, Yatagans, reich verzierte Flinten und Pistolen findet. Das Gewühl in den Hauptstraßen ist noch viel bunter und größer als in Alexandrien, und der Lärm wirklich betäubend. Zahlreich sind die Wasserträger, meist arme Leute, welche das Wasser in Ziegenschläuchen auf dem eigenen Rücken tragen oder auf Lastthieren in alle Theile der Stadt schaffen. Wenn man bedenkt, daß die ganze Bevölkerung von Kairo auf das Nilwasser angewiesen ist, da die Brunnen nur ein schlechtes salzhaltiges Wasser liefern, so wird man sich die große Zahl der Wasserträger leicht erklären. Die Fellahs tragen ihre Erzeugnisse in Körben oder käfigartigen Behältern, die auf ihren Köpfen ruhen, zu Markte. Hin und wieder bedienen sie sich auch zu diesem Zwecke ihrer Esel, die oft nicht nur die Waare, sondern auch ihren Herrn tragen müssen. Oder diese laufen nebenher und halten sich, um schneller vorwärts zu kommen, an den Packsätteln oder Schweifen der Thiere und lassen sich von diesen sozusagen ziehen. Häufig begegnet man Reitern auf prächtigen Pferden, die mit ihrer malerischen orientalischen Equipirung einen herrlichen Effect machen. Türken, Araber, Armenier, Franken, Juden, Kopten, Schwarze, Bettler, darunter eine Unzahl Blinde, Alles bewegt sich in chaotischem Gedränge und mit lärmendem Getöse durcheinander. Die einheimischen Frauen sind alle verschleiert und ihre bauschigen Kleider gestatten nicht einmal ihre Formen zu unterscheiden. Die Kaffeeschänken sind klein, haben aber große Bogenfenster in hölzernen Wänden. Sie sind meist stark besucht, denn die Orientalen leben vornemlich im Kaffeehause — hier werden Tschibuks, Haschisch und Opium geraucht, Märchenerzähler und Musik angehört."

Wer das eigentliche Aegypten, d. h. das Nilthal, sehen und kennen lernen will, der tritt am besten eine Nilfahrt an, wobei man sich des Nilfahrzeuges, der Dahabié, bedienen muß. Gegenwärtig ist die Reise bis an die zweite Nil-Kataraкte bei Wady Halfa kaum mehr denn ein Touristenausflug, welcher höchstens eine wohlgefüllte Börse erfordert.

Die ersten Objecte des Nilthales, welche die Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, sind die weltberühmten Pyramiden von Gizeh, die Ruinen von Memphis, die Pyramiden und Gräberfelder von Sakarah und Daschur. Eine Fahrt von 249 Km. bringt die Dahabié nach Minieh, einer ziemlich bedeutenden Fabrikstadt (18,000 Einwohner), unter 28° n. Br. gelegen. Auf der Fahrt bis dorthin, wie überhaupt im Nilthale aufwärts, treten bald von der östlichen Seite die arabischen Gebirge zwischen dem Nil und dem Rothen Meere, bald von W. die Hochränder des libyschen Wüstenplateaus dicht an den Fuß heran und zieren seine Ufer mit malerischen Felsengruppen, welche ihrerseits wieder häufig den Denkmalen uralter Architektur zum Piedestal oder Rahmen dienen. Beni Hassan, nahe südlich von Minieh, ist der erste Punkt, an welchem der Nilreisende das bekannte und vielgenannte Ungethüm der afrikanischen Gewässer, das Krokodil, in seiner natürlichen Freiheit zu sehen erwarten darf. An der schroffen Wand des Dschebel Abu Foda, einer der landschaftlich schönsten, aber auch der gefährlichsten Stellen der Nilschifffahrt, sieht man sie bereits häufiger in Höhlen und Felsenspalten im Sonnenscheine ruhen, und weiter gegen S. werden sie bald zu gewöhnlichen Erscheinungen an den Ufern und auf den Sandbänken des Flusses. Siut, auf dem Schutt des alten Lykopolis erbaut, ist Hauptstadt der gleichnamigen Provinz und die bedeutendste Stadt (25,000 Einwohner) Oberägyptens; die hier einmündende große Karawanenstraße nach Darfur verleiht ihr einen lebendigen und wechselvollen Anstrich. Von Siut nach Beleni, eine Strecke, auf welcher die antike Geographie eine Reihe von blühenden Städten aufführt, bieten sich dem heu-

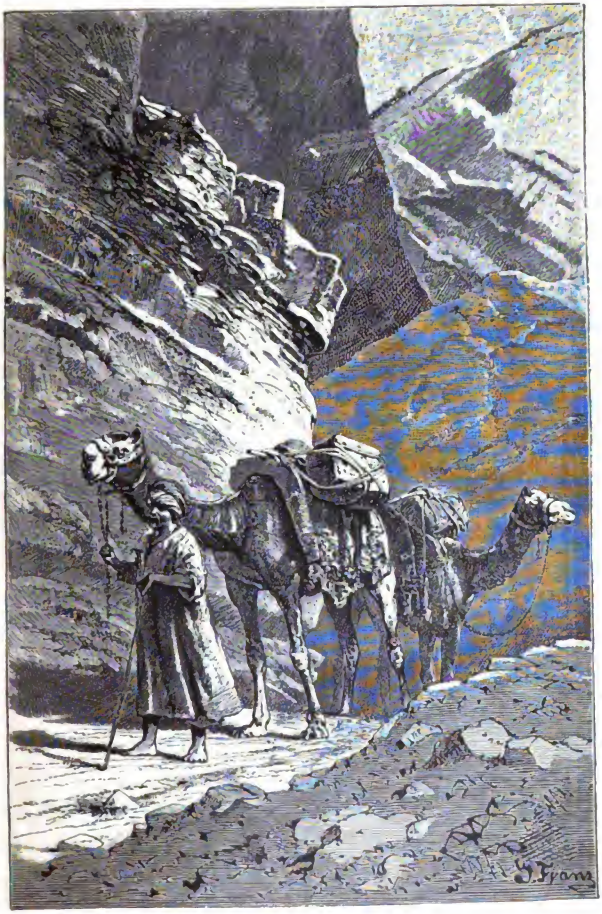
Digitized by Google

tigen Beschauer nur sehr unansehnliche Reste. An den Ufern tritt nunmehr die Dum-Palme (Hyphaene thebaica, auch Pfefferkuchenbaum) auf, welche gegen S. zu rasch an Häufigkeit und Höhe ihres Wuchses gewinnt. Oberhalb Beleni fließt der Nil in fast rein ostwestlicher Richtung und erreicht bei Kenneh (15,000 Einwohner), von wo eine 4 Tagereisen lange Straße nach Kosseir am Rothen Meere führt, den östlichsten Punkt seines Laufes in Aegypten. Kenneh gegenüber liegt auf dem linken Nilufer der große Tempel von Denderah; südlich davon öffnet sich das nach dem Rothen Meere hinaus leitende Thal von Hamamat, welches zahlreiche antike Steinbrüche und Denkmale birgt. Von W. her tritt ein Vorsprung des libyschen Gebirges in kräftigen Umrissen hart an den Nil heran, während dem arabischen Gebirge eine schöne reiche Ebene zum Vordergrunde dient. Bald aber weitet sich auch dort das Nilthal, von den über 300 M. hohen schroffen Gipfeln des libyschen Wüstenrandes amphitheatralisch umschlossen, es erscheinen die Tempel von Qurna, das Ramasseum, die Memnonscolosse, die Ruinen von Karnak und Luqsor, die stolzen Ueberreste, des „hundertthorigen" Theben. Südlich von den Wundern dieser Todtenstadt führt die Fahrt durch einen vom arabischen Gebirge und einem mit schroffer Felswand abstürzenden Ausläufer des Libyschen gebildeten Engpaß,

Kalifengräber.

wohl den Rest eines ehemaligen, durch stete Abwaschung des weichen Kalkgesteins bereits ausgeglichenen Kataraks. Nicht ferne davon steigt aus Palmenhainen das stattliche Esneh am linken Nilufer empor. Die kurze Strecke zwischen Esneh und dem in weiter Thalebene gelegenen Edfu bietet nur wenig Bemerkenswerthes, dafür Edfu selbst desto mehr. Etwa 28 Km. oberhalb Edfu tritt der schluchtenreiche Dschebel Serag auf dem östlichen Ufer hart an den Nil. Die Landschaft nimmt einen wilderen, düsteren Charakter an, die beiderseitigen Gebirge rücken näher, das bebaute Land schrumpft zu einem schmalen Striche zusammen, die Ortschaften sind spärlich vertheilt und ärmlich. Kaum 300 Schritte breit windet sich der Nil durch den eine Viertelstunde langen Paß Dschebel Silsileh, und bei dem Austritte aus dem letzteren sieht man vor sich eine neue, ihrem Charakter nach bereits zu Nubien zählende Gegend. Die nur etwa 60 M. hohen Berge weichen zu beiden Seiten zurück und geben der Wüste Raum, deren wellenförmige Linien auf der arabischen Seite einen vorherrschend grauen, auf der libyschen einen gelben Ton zeigen. Der Anbau hört beinahe gänzlich auf. Man darf an dieser auffallenden Landschaftsgrenze vielleicht die S.-Grenze des einstigen Aegypten suchen. An der palmenumsäumten Insel Elephantine vorüber segelt man dem Ankerplatze von Assuân (6000 Einwohner) zu. Der Nil hat hier den Anschein eines Sees, als

Digitized by Google



Aegyptische Lastkameele.

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R L

Digitized by Google

dessen S.-Rand die dunklen Massen des granitischen Kataraкten-Gebirges erscheinen. Die gleich oberhalb Assuân beginnende Kataraktenfahrt hat bei niedrigem Wasserstande ihre Schwierigkeiten, während zur Zeit der Ueberschwemmungen die Dahabién und sogar Dampfschiffe leicht darüber hinwegfahren. Ein eigentlicher Wasserfall findet sich in denselben freilich nicht, und selbst an der schwierigsten Stelle, im sogenannten Kataraktenthor (Bab-e-Schelal) beträgt das Gefäll nicht mehr als 10 auf 150. In grotesken Gestalten ragen die schwarzen Felsenmassen in den schäumenden Strom hinein und die von ihnen herabgestürzten Rollblöcke bilden stellenweise Inseln von 40—60 M. Höhe. Die Bergfahrt durch die Kataraкten kann zuweilen nicht an Einem Tage vollendet werden, während thalwärts das Schiff in wenig mehr als einer Stunde durch dieselben hinabfließt.

Die ersten Nilkataraкten bilden die Grenze von Aegypten und Nubien. Oberhalb derselben weitet sich das Nilthal zu dem herrlichen Becken von Philä, umsäumt von wilden, zerrissenen Felsgebirgen. Das Felsenthor von Kelabsche engt mit seinen schwarzen Wänden den Strom wieder auf 150 Schritte Breite ein. Einige Stunden weiter südlich passirt man, an dem Tempel von Dandur vorübersegelnd, den Wendekreis des Krebses, die Grenze der Tropenzone. 114 Km. trennen das Felsenthor von Kelabsche von Korosko, dem Ausgangspunkte der Karawanenstraße nach Abu Hammed, welche die gewaltige Krümmung des mittleren Nillaufes abschneidet. Von Korosko nach Derr (18 Km.) ist der Nil rückläufig von N. nach S., ein großes Hinderniß für die Segelfahrt bei anhaltendem N.-Winde. Der Landschaftscharakter ist im Allgemeinen fortwährend der der Wüste mit ihren den Flußufern bald näher, bald ferner rückenden grotesken Felsgestaltungen, zwischen welchen hin und wieder die Reste antiker Bauwerke sich zeigen. Von Derr ab geht der Cours wieder gegen SW.; der Nil ist auf dieser Strecke mächtig breit, große schönbebaute Inseln wechseln mit langen Sandbänken, dem Lieblingsaufenthalte der Krokodile. Abu Simbl hinterläßt in seinem gewaltigen Felsentempel noch eine Erinnerung, kaum weniger unauslöschlich als jene an die Cheopspyramide oder an die Riesenhalle von Karnak. Nach einer weiteren Fahrt von 62 Km. ist Wady Halfa, der Einmündungspunkt des gleichnamigen Wüstenthales am östlichen Nilufer, erreicht. Kurz oberhalb dieser Stelle beginnen die zweiten oder großen Nilkataraкten, welche für größere Schiffe gänzlich unfahrbar und nur zur Ueberschwemmungszeit für kleine Kähne zu passiren sind. Diese zweiten Kataraкten bieten den Anblick eines weiten, von der Fluth umschäumten Klippenmeeres; gewaltige Felsenformen fehlen ihnen, da der grobkörnige, eisenschüssige Sandstein, welchen hier der Nil durchbricht, der Wasserwirkung weniger Widerstand zu leisten vermag, als der Granitrücken zwischen Philä und Assuan. Obgleich weniger großartig als diese letzteren, entfalten die Kataraкten von Wady Halfa mit ihren zahllosen, aus gelbem und röthlichem Gesteine aufgethürmten, im Bereiche des Wassers mit einer glänzend schwarzen Kruste überzogenen Inseln und Klippen, Alles im Rahmen der unendlichen Wüstenlandschaft, ein Bild von eigenthümlich ernstem Reize. (Ausland 1875, Nr. 23, S. 462—463, nach A. Graf von Prokesch-Osten. Nilfahrt bis zu den zweiten Kataraкten. Ein Führer durch Aegypten und Nubien. Leipzig 1874. 8°.)

Die Nilfahrt von Kairo nach Wady Halfa, an geradliniger Erstreckung ungefähr der Fahrt auf der Donau von Ulm bis Neusatz in der österreichischen Militärgrenze gleichkommend, umfaßt noch nicht die Hälfte des Nillaufes von Chartum bis Kairo, nur zwei Fünftheile des eigentlichen Nil, von der Vereinigung des Sobat mit dem Bahr el Abiad an gerechnet, und nur ein Viertheil der ganzen Länge der Wasserstraße vom N.-Ende des Mwutan-Sees bis in's Mittelländische Meer. Oberhalb Wady Halfa aber tritt an Stelle der genußreichen Stromfahrt der mühevolle Karawanenmarsch; das Schiff der Wüste löst die Dahabié in ihrem Amte ab.

Digitized by Google

§. 14. Die oberen Nil-Regionen.

Als Nubien oder Dongola bezeichnete man früher und wohl noch heute das Land südlich von Assuán, doch lassen sich nur schwer bestimmte geographische Grenzen für diesen Begriff ziehen, der gegenwärtig wenigstens im S. des in Rede stehenden Gebietes, immer mehr durch die Benennung „ägyptischer Sudân" verdrängt wird. Wer von Wady Halfa, dem Ende der Schifffahrt auf dem hier einen gewaltigen Bogen beschreibenden Nil, nach Chartûm, der Hauptstadt dieses ägyptischen Sudân, will, setzt seine Wanderung zu Kameel fort durch die öden Felswüsten der nubischen Provinz Batn-el-Hadscher, durch das Dattelland Sukkot und Mahaß, und erreicht nach dreizehntägigem Ritte die Stadt Neu-Dongola am Nil, von wo man wieder eine Nilbarke bis zur Stadt El-Dabbeh benützen kann. Der Weg nach Chartûm führt nun wieder zu Land durch die nicht ganz sterile und hier und da mit guten Brunnen versehene Bajuda-Steppe.

Chartûm (in 451 M. Meereshöhe) mit 40,000 Einwohnern ist der größte Ort und erste Handelsplatz des Landes, wo alle Karawanenstraßen zusammentreffen, aber nur eine einförmige, schmutzig graue, blos von einem Minaret überragte Masse inmitten einer unfruchtbaren Sandebene ohne Bäume und Gesträuch. Chartûm hat nur eine Hauptstraße, und mitten innen noch große Gärten, in denen man selbst Weizen baut, aber auch Palmengruppen und Citronenhaine. Die Häuser bestehen aus luftrockenen Ziegeln, und die Dächer derselben müssen nach jedem Gewitter ausgebessert werden. Zahlloses Ungeziefer, Skorpione, Taranteln, Eidechsen, Vipern und Hornisse erfüllen jeden dunklen Fleck. Die Bewohner sind Türken, Europäer, Griechen, Juden, Aegypter, Nubier, Abessinier, Gallas und Neger.

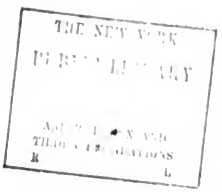
Bei Chartûm findet die Vereinigung des aus den Bergen Abessiniens kommenden Bahr-el-Azrak (blauen Fluß) mit dem weißen Nil (Bahr-el-Abiad) statt. Wir wenden uns zunächst den Landschaften am blauen Nile zu, welche ein junger hochverdienter Oesterreicher, Ernst Marno, in den jüngsten Jahren erforscht hat, und werden darnach auf das merkwürdige Gebiet am linken Ufer des Bahr-el-Abiad übergehen, wo wir hauptsächlich den Spuren G. Schweinfurth's folgen müssen.

Das weitere Gebiet am linken Ufer des Bahr-el-Azrak, von diesem und dem Bahr-el-Abiad umschlossen, führt den Namen der Dschesireh Sennaar und ist wahrscheinlich mit der alten Insel Meroë des Strabo zu identificiren. Der nördliche Theil dieses Landes, welcher zu äußerst in die Landzunge zwischen dem blauen und dem weißen Nil verläuft, wo Chartûm gelegen ist, und

Digitized by Google

Tempel zu Philae.

Digitized by Google



Digitized by Google

ebenso die Ufer des Bahr-el-Azrak, tragen den Stempel einer etwas höheren Cultur in ziemlich zahlreichen Städten und Dörfern, sowie in ausgiebigem Feldbaue, und werden von einer außerordentlich stark gemischten Bevölkerung bewohnt; das Innere des Landes, welches ausgedehnte Steppen und Buschwälder birgt, wird von nomadisirenden Araberstämmen durchzogen, und im südlichen Theile, welchen man nach den durch die Bodenbeschaffenheit, sowie durch Vegetations- und politische Verhältnisse gezogenen Grenzlinien passend als Süd- oder Hoch-Sennaar bezeichnen könnte, findet sich eine Anzahl von Negerstämmen, welche in geographischer und ethnographischer Beziehung einen Uebergang zu den Negern des centralen und westlichen Afrika vermitteln.

Die Gegend am blauen Nil oberhalb Chartûm bietet zuerst wenig Interesse und auch größere Ortschaften an den Ufern werden anfangs vermißt. Der erste nennenswerthe Ort ist Woad Medineh, eine jetzt herabgekommene und sehr verödete Station. Nordwestlich breitet am linken Ufer des blauen Nil eine baumlose, unabsehbare Fläche sich aus, auf viele Stundenweiten hin ein einziges großes, braunes Feld. Dies ist die große Culturebene des Landes, die Korn- oder richtiger gesagt die Durrhakammer des Sudân, denn von hier aus wird Chartûm und das ganze Nilland bis Berber hinab mit Durrha versorgt. Auf dem fruchtbaren Boden dieser Ebene hin zerstreut liegen die aus Kothziegeln erbauten Dörfer der Halauin, hier und da wohl auch ein weißübertünchtes Scheich- oder Fagirgrab. Die zweitgrößte Stadt am Bahr-el-Azrak ist Sennaar, welche auch dem ganzen Lande seinen Namen gegeben haben soll. In früheren Tagen groß und volkreich, ist auch Sennaar stark herabgekommen. Die Umgebung bildet eine ebene Steppe von ungeheurer Ausdehnung, auf deren Fläche jedoch bereits die ersten Vorposten des südlicher gelegenen Gebirgslandes, die Dschebel Saqadi und Moyeh sich erheben. 85 Km. oberhalb Sennaar liegt am rechten Ufer der Marktflecken Karkodsch, der letzte Ort, welcher für den Handel von einiger Bedeutung ist; die Schifffahrt auf dem blauen Nil erstreckt sich daher auch nicht über diesen Punkt hinaus; seine Umgegend ist ziemlich kahl und erst in größerer Entfernung machen an den Flußufern Buschwälder mit Mimosenarten und der überall häufigen Bauhinie sich geltend; hier und da zeigen sich auch einzelne Gruppen Gomrah (Adansonia digitata) und Delebpalmen (Borassus aethiopicus), während in größerer Entfernung vom Flusse der hauptsächlich aus der rothstämmigen Falsa (Acacia gummifera) und Suffarah (A. fistulosa) gebildete Steppenwald beginnt. Oberhalb Karkodsch beherrscht der gleiche eintönige Wechsel von Busch- und Hochwald, Baum- und Grassteppen die Gegend, nur daß hier und dort ein Gipfel der vereinzelt in der Ebene aufragenden Gebirgsstöcke einen lebendigeren Zug in die Landschaft bringt. Zahlreiche Dörfer beleben das Ufer und die nächste Nachbarschaft des Flusses. Bei Sera, etwas südlich von Karkodsch, beginnt am westlichen Flußufer ein neues ethnographisches Element mit der ohnehin schon bunt genug zusammengewürfelten sudanesischen Bevölkerung sich zu vermischen; es sind die Hammedsch, ein Zweig der großen äthiopischen Negerfamilie, welche man treffend als jene Hoch-Sennaars bezeichnen könnte, und welche eine Mittelstellung zwischen den Arabern und den centralafrikanischen subäquatorialen Negern einzunehmen scheint. Auf dem rechten Ufer gelangen diese Hammedsch erst viel weiter oberhalb zu einiger Haltung; im Innern des Landes, östlich vom blauen Nil aber sitzen die Aqalin-Araber, ein schöner Stamm mit auffallend heller Hautfarbe und von großer Ebenmäßigkeit der Gliederformen, was auf eine fast völlige Reinerhaltung von der Vermischung mit Negerblut hindeutet.

Wir kehren nunmehr nach Chartum zurück, um von hier aus auf dem Bahr-el-Abiad oder weißen Nil weiter vorzudringen in das wenig betretene

Digitized by Google

Innere der oberen Nilregionen. An die theilweise mit dichten Sannutwäldern bewachsenen Ufer des Bahr-el-Abiad grenzt östlich die soeben beschriebene Dschefireh Sennaar, westlich das Gebiet der Baggara-Selim-Araber, an welche südlich die wilden Schilluk sich anreihen.

Mit der Insel Alba im Bahr-el-Abiad, südlich des dreizehnten nördlichen Breitegrades gelegen, beginnt die schönste Uferpartie des Flusses, mit prachtvollen, von unzähligen Affen (Cercopithecus griseoviridis) bevölkerten Sannutwäldern, Mimosengebüschen, Weiden, Ambag, Ciffus und Winden bewachsen, deren dichtes Pflanzengewirre häufig natürliche Lauben bildet. Hier liegt der Ort Faschoda, welcher als der Hauptwachposten gegen die feindlichen Schilluk und neuestens auch, mit allerdings zweifelhaftem Erfolge, gegen den Sklavenhandel am weißen Flusse einige Bedeutung beansprucht; oberhalb dieses Platzes ist die westliche Uferstrecke mit zahlreichen Schillukdörfern besetzt, der Ueberfälle dieser wilden Neger halber aber auch ziemlich verrufen. Von O. mündet dann der Sobat ein, welcher aus den südabessinischen Gebirgen sein milchweißes Wasser dem Nil zuführt und in etwa halber Breite wie dieser selbst mit ihm sich vereinigt; so weit der Blick nach O. schweift, begleitet einförmige Steppenfläche seine Ufer; noch etwas oberhalb mündet der Bahr-el-Seraf (Giraffenfluß), welcher von dem Bahr-el-Dschebel, dem Flusse Gondokoro's oder Hauptzweige des Nils, unter $7\frac{1}{2}^0$ n. Br. abzweigt, um nach einem vielgewundenen Laufe von ungefähr zwei Breitegraden geradliniger Erstreckung mit ihm sich wieder zu vereinigen. Das ganze Land zwischen dem Bahr-el-Dschebel und dem Bahr-Seraf, sowie östlich des letzteren bis zu noch unbekannter Erstreckung, ist von unzähligen Flußbetten durchzogen und bildet zur Regenzeit einen einzigen, großen Sumpf, in welchem die Mosquitos in Schaaren hausen und wo die schwimmenden Grasinseln und die festgeschlossenen Schilfwälle der Schifffahrt schwer zu durchbrechende Schranken entgegensetzen. An seiner Mündung in den Bahr-el-Abiad ist der Bahr-Seraf noch ziemlich tief, und seine hohen, steilen Ufer säumt ein Streifen wilden Zuckerrohrs (Saccharum Ischaemum). Bald aber dehnen sich zu beiden Seiten die Grassteppen endlos bis an den Horizont, nur mit einzelnen Bäumen und Buschpartien besetzt und mit Termitenhügeln übersäet. Hier und dort tritt die Delebpalme mit ihren in der Mitte bauchig verdickten Stämmen auf, welche jedoch erst weiter südwärts ausgedehnte Wälder bildet. Ein solcher befindet sich südlich der Seriba Dauer, der ersten Niederlassung am Bahr-Seraf. Die ungesunden klimatischen Verhältnisse in diesen Sumpfdistricten, in welchen der Mangel an trockenen Plätzen ein so

Digitized by Google

großer ist, daß die meisten derselben blos dieser seltenen Eigenschaft wegen mit eigenen Namen belegt werden, erweisen sich nicht allein dem Europäer, sondern auch dem Nubier und Berberiner als verderblich.

Bewohner dieser traurigen Gegenden sind die Nuehr, welche als nahe Verwandte der südlicher sitzenden Djankhe oder Denka (Dinka, welche Schweinfurth am rechten Ufer des Gazellenflusses erwähnt) sich darstellen; ihre körperliche Constitution liefert einen neuen Beleg zu dem Erfahrungssatze, daß die Bewohner sumpfiger Tiefländer mit schwerer, feuchtwarmer Atmosphäre einen geringer entwickelten Brustkorb besitzen, als die der gebirgigen Landstriche mit dünner und leichter Luft. Der größte und nahezu auch der einzige Reichthum der Nuehr besteht in ihren Rindviehheerden, an denen sie mit größerer Zärtlichkeit hängen, als an Weib und Kind. (Ernst Marno, Reisen im Gebiete des blauen und weißen Nil, S. 315—361.)

Oberhalb der Seriba Qauer wird der Fluß immer seichter und dichter verschilft, während andererseits seine Ufer sich weiten und deren Grenze gegen das feste Land oft kaum zu bestimmen ist. Die häufigsten gefiederten Bewohner dieser Schilf- und Graswälder sind Sporenkuckuke (Centropus Monachus Rüpp.) und die zierliche Ortygometra erythropus, welche auch in den Sumpflandschaften des westlichen Afrika sich findet. Auch Mönchsgeyer, Schmarotzer-Milane und Seeadler zählen zu den häufigsten Vögeln; die schlammigen, vom Graswuchse freien Uferstellen bevölkern Klaffschnäbel, weiße und schwarze Ibisse, der Nimmersatt und der prachtvolle, anderwärts ziemlich seltene Sattelstorch, der Balaeniceps Rex und der Marabu, sowie kleine Flüge von Kibitzen, Dickfüßen und Strandläufern, während Wolken von Pelikanen in den Lüften kreisen. In 9° 30′ n. Br. erscheint zum ersten Male die Papyrusstaude, welche einstens bis Unterägypten verbreitet war und jetzt bis in das Innerste Afrika's sich zurückgezogen hat. Je weiter die Fahrt am Bahr-el-Abiad ostwärts geht, um so häufiger und ernstlicher werden die Hindernisse. Am See No, jener Weitung des Nil, an welcher der Fluß von Gondokoró mit dem Bahr-el-Ghasal oder Gazellenfluß sich vereinigt, liegt eine ungeheure Grasbarre, zumeist aus einem Wasserfarn der Gattung Azolla und der den Reisenden auf afrikanischen Strömen nur allzu wohlbekannten Pistia stratiotes bestehend. Oberhalb des Nuehr-Gebietes zeigt sich die erste Waldung am Gazellenfluß und es erscheinen die baumartigen Euphorbien, deren Zweige gleich Armen eines Candelabers senkrecht in die Höhe stehen. An die Nuehr grenzen im S. die Dinka-Neger.

Das Gebiet der Dinka umfaßt beinahe das ganze Tiefland, welches am rechten Ufer des Gazellenflusses sich hin erstreckt. Es ist dies eine ungeheure Ebene angeschwemmten Thon- und Lehmbodens, deren Einförmigkeit auch nicht durch einen einzigen Berg oder durch irgend welche hervortretende Felsmasse unterbrochen wird; hier und dort vorkommende Waldungen sind von sehr beschränkter Ausdehnung. In dem Maße, als sie den Djur- und Bongo-Ländern sich nähern, ver-

Digitized by Google

lieren die Dinka-Steppen viel von ihrem parkartigen Charakter; seine wahren Grenzen findet das Dinka-Gebiet an jenem ungeheuren, aus meist eisenschüssigen Bodenarten aufgebauten Hochplateau, welches, nur durch leichte Terrainfalten oder durch isolirte Kuppen krystallinischer Gesteine unterbrochen, bis an den Aequator sich erstreckt. Die Gegend ist von Meiereien und Seribas bedeckt, mit welch letzterem Namen, der eigentlich Dornenzaun bedeutet, man die Niederlassungen der Kaufleute in den Negerländern bezeichnet. Eine große Anzahl dieser Seribas, meist Kaufleuten nubischer Abkunft gehörig, wurde im Verlaufe der letzten Jahre in dem Gebiete des oberen Gazellenflusses gegründet, welches daher wohl auch geradezu als Seribendistrict bezeichnet wird.

Einzelne Stämme der Dinka gehören zwar einem großen Menschenschlage an, im Allgemeinen jedoch übersteigt das Mittelmaß dieser Neger nicht 1,7 M. Ihre Hautfarbe ist von der tiefdunkelsten Schattirung. Das spärlich wachsende Haar scheeren sie sich bis auf einen Schopf, und nur Stutzer tragen dasselbe voll und möglichst lang. Beide Geschlechter haben die Sitte, die vorderen Schneidezähne sich auszubrechen, infolge dessen ihre Sprache sehr unarticulirte Laute vernehmen läßt. Der Hauptreichthum der Dinka besteht in ihren Heerden; das Rindvieh gehört der Zeburace an, und außer diesem besitzen sie auch Schafe, Ziegen und Hunde. In Bezug auf ihre Kochkunst können die Dinka den Vergleich mit den Nubiern vortheilhaft bestehen, und ihre Mehl- und Milchspeisen gleichen den besten Producten dieser Art aus europäischer Küche. Zu ihren Waffen, Geräthen und Zierrathen findet das Eisen die weitgehendste Verwendung und steht im Werthe auch höher als das Kupfer; da jedoch das Land der Dinka, in seinen westlichen Districten zumal, das Eisenerz nicht liefert, so besitzen die Bewohner auch nicht die Kunstfertigkeit in seiner Verarbeitung, wie ihre Nachbarn. Hinsichtlich ihrer religiösen Vorstellungen sind die Dinka um Vieles aufgeklärter als ihre nubischen Unterdrücker und verwerfen namentlich den orientalischen Glauben an die Wirksamkeit des bösen Blicks.

Gehöft der Dinka.

Die Djur, welche die untere Terrassenstufe des centralen Hochlandes bewohnen, zeichnen sich dagegen durch ihre Virtuosität in Ausschmelzung des Eisenerzes und in allen Zweigen des Schmiedehandwerks aus. Außerdem sind sie eifrige und geschickte Fischer, und vor Beginn der Saatzeit, im März, pflegt Jung und Alt die festen Wohnsitze zu verlassen und der Hüttenarbeit oder dem Fischfange nachzugehen. Die Familien der Djur sind in der Regel zahlreich, und die Liebe der Kinder zu ihren Eltern ist bei ihnen schärfer ausgeprägt als bei irgend welchem anderen centralafrikanischen Stamme. Gegenwärtig ernähren sich diese fleißigen und intelligenten Djur neben den Erträgnissen der Jagd und des Fischfanges hauptsächlich von ihrem Hausgeflügel und ihren Ziegen, sowie vom Feldbau, dessen alljährliche Erträgnisse jedoch großentheils den Nubiern zur Beute fallen.

Der dritte bedeutende Volksstamm des Seribendistricts sind die Bongo oder Dor. Das Land der Bongo liegt zwischen dem 8. und 6.° n. Br., am südlichen Rande des Tieflandes vom Gazellenstrom-Becken. An Flächenraum kommt es dem heutigen Belgien gleich, aber die Bevölkerungsdichtigkeit ist eine sehr geringe; das Volk soll im Aussterben begriffen sein. Das Bongo-Land zieht sich von NW. nach SO. von den Ufern des Roah bis zu denen des Pango und nimmt den Mittellauf der meisten das Becken des Gazellenstromes speisenden Flüsse ein. Begrenzt sind die Bongo im N. von den Djur (Schilluk-Stamm), im NO. von den Dinka,

Digitized by Google

im SO. von den Mittu, im S. von den Babukur, Bellanda und Niamniam, im W. von den Sere und Golo.

Ihren Lebensunterhalt gewinnen die Bongo theilweise von der Viehzucht, Fischerei und Jagd, hauptsächlich aber vom Ackerbau. Unter allen Völkern im Gebiete des Gazellenflusses verwenden die Bongo am meisten Sorgfalt auf den Bau ihrer Häuser; dieselben sind ausnahmslos im Kegelstyl errichtet, zeigen aber dabei einen großen Spielraum der Formen. Die Spitze des Kegeldaches trägt einen wohlgeformten runden Strohpolster, der als Sitz dient, um von erhöhtem Standpunkte aus die durch hohe Kornfelder verdeckte Fernsicht über das flache Land zu gestatten. Zu jeder Hütte gehört ein Kornspeicher, auf hohen Pfählen getragen, um die Vorräthe gegen Bodennässe, Ratten und Termiten zu schützen. Die Hautfarbe der Bongo ist wie die der benachbarten Mittu, Niamniam und Kretsch ein erdiges Rothbraun; den Bongo gegenüber erscheinen die Dinka, Nuehr und Schilluk von tiefschwarzer Farbe. Auch im Körperbau unterscheiden sich von diesen die Bongo, Niamniam, Mittu und Kretsch durch ihre meist nur mittlere Körpergröße, den gedrungeneren Bau der Gliedmaßen, durch eine schärfer ausgeprägte Muskulatur, vornemlich aber durch das Ueberwiegen der Länge des Oberschenkels, verbunden mit einer breiteren Schädelbildung; ihre Haare sind kurz, kraus und wollig, kommt nur bei festlichen Gelegenheiten in Anwendung. Große Vorliebe zeigen aber beide Geschlechter für Schmucksachen und Zierrathen, bestehend in Glasperlen, welche in Schnüren um den Hals getragen werden. Durch einen eigenthümlichen Schmuck suchen sich die Frauen der Bongo auszuzeichnen. Gleich nach der Verheirathung eines Mädchens beginnt man die Unterlippe zu durchlöchern und durch Einführung von Holzpflöcken nach und nach derart zu erweitern, daß sie endlich das Fünf- und Sechsfache ihres natürlichen Volumens erreicht; in die gleichfalls durchlöcherte Oberlippe wird ein kupferner Nagel oder ein Ring gesteckt. Ebensowenig intact bleiben die Nasenflügel, in welche je ein bis drei Strohhälmchen eingezogen werden; durch die Knorpel der durchbohrten Nasenscheidewand wird ein Kupferring getrieben, wie bei den Büffeln und Zuchtstieren, um sie lenksamer zu machen. Oberarm, Brust und Bauch werden in Zickzacklinien tätowirt. Die äußere Erscheinung der Bongo-Frauen entspricht nicht sehr unseren Begriffen weiblicher Reize. Alle ausgewachsenen Weiber dieses Volkes erreichen einen so hohen Grad von Beleibtheit und tragen so erstaunliche Fleischmassen an sich herum, daß man beim Vergleich mit den nervigdürren Gestalten ihrer Männer nicht genug über den Contrast der beiden Geschlechter staunen kann. Die Schenkel erreichen häufig die Stärke des Brustumfangs schlanker Männer und die Hüftenpartie ist nach Art der Hottentottenweiber stark aufgetrieben. Dazu trägt der lange Bastschweif noch das seinige bei, um einer gravitätisch einherschreitenden fetten Bongo-Frau die frappant ähnlichen Formen eines tanzenden Pavians zu verleihen.

Bongoweib.

auf die Pflege derselben wird wenig Sorgfalt verwendet. Die Männer tragen stets einen Schurz von Fell oder Zeug, den sie an einer um die Lenden geschlungenen Schnur befestigen, die Frauen dagegen binden sich Blätter oder Gräser um die Hüften; sehr häufig ist bei ihnen auch ein Schweif aus dem Baste der Sansevieria in Gebrauch, der, einem schwarzen Roßschweife gleich, hinten lang herniederwallt. Alle übrigen Körpertheile bleiben bei beiden Geschlechtern unbedeckt, und ein Kopfputz von Federn

Selbst die wohlhabendsten Bongo freien nicht mehr als höchstens drei Frauen, ärmere begnügen sich mit einer einzigen. Der Bräutigam zahlt dem Vater der Braut den Preis, in der Regel 10 Zpfündige Eisenplatten und 20 Lanzenspitzen; für Geringeres gibt es nur alte Frauen. Die so geschlossene Ehe kann auch leicht

Digitized by Google

wieder gelöst werden. Wer es will, darf sein Weib dem Schwiegervater zurückschicken, in der Regel ist aber doch nur Kinderlosigkeit der Grund zur Ehescheidung. Indeß ist der Kindersegen gewöhnlich sehr bedeutend. Die Bongo begraben ihre Todten und zwar die Männer mit dem Gesichte nach N., die Weiber nach S. gekehrt. Von einem Fortleben nach dem Tode, einer Seelenwanderung u. dgl. finden sich bei den Bongo nicht die leisesten Begriffe, dagegen ist der Glaube an Geister, Teufel und Hexen sehr verbreitet.

Die obigen Nachrichten über diese bisher fast gar nicht näher bekannten Völkerschaften verdanken wir dem Eifer des unermüdlichen Dr. Schweinfurth, welcher auch die Gegenden westlich und südlich vom Seribendistricte durchwanderte. So erhielten wir Kenntniß von den sehr verwickelten Wasserläufen jener Region; darunter ist der Djur-Fluß, dessen Quellen Schweinfurth nochmals am Mount Baginze im östlichen Niamniam-Lande entdeckte, eines der bedeutendsten Gewässer, welche dem Bahr-el-Ghasal tributpflichtig werden. Je weiter man vom Djur in westlicher Richtung sich entfernt, nimmt die allgemeine Erhebung des Bodens in immer fühlbarerem Maße zu und deutet dadurch die Nähe der Grenze des Gazellenbeckens gegen das centrale Hochland Afrika's an. Die weiten Landstriche zwischen dem Djur und dem östlich davon fließenden Tondy dienen den Elephanten und Antilopen zur Weide. Eine eigenthümliche Erscheinung bieten dem Auge die zahlreichen Termiten- oder Ameisenhügel, welche in regelmäßiger Pilzgestalt, mit nach oben sich verjüngendem Stiele und einem, denselben breit überdachenden Hute von einer kleinen Ameise, Termes mordax, errichtet werden. Noch weiter im O. als der Tondy stoßen wir auf den Roah und den Rohl; obgleich zwischen diesen beiden Flüssen der einzelnen Völkerschaften mehrere sind und mit verschiedenartigen Namen sich belegen, so ähneln sie in Bezug auf Körperbildung, Sprache und Lebensweise einander so sehr, daß Dr. Schweinfurth dem Gebrauch der Chartumer Kaufleute gemäß sie mit dem gemeinsamen Namen Mittu belegen zu dürfen glaubt. Am nächsten verwandt zeigen diese Mittu sich den Bongo, welchen sie jedoch in körperlicher wie in geistiger Hinsicht nachstehen. Der

Mittu.

Digitized by Google

Boden, welchen sie bewohnen, ist fruchtbar; an Hausthieren züchten sie nur Ziegen, Hunde und Geflügel, und werden daher von den Dinka, den reichen Viehbesitzern, ebenfalls mit dem verächtlichen Namen Djur, d. i. Wilde, bezeichnet.

Das wichtigste Unternehmen Schweinfurth's war indeß seine Reise nach dem S. in's Land der Niamniam. Lange bewegte er sich dabei im Quellgebiete des Djur. Dort fließt der Unduku oder Linduku dem Yubbo entgegen. Dann ging es durch gebirgiges Land, bergauf, bergab, gleichwohl jedoch merklich einer nahen Höhengrenze entgegen. Als das letzte Zweiggewässer des Unduku, welches den Weg der Karawane begleitet hatte, im Rücken geblieben war, als im S. neue Landstriche dem Auge sich erschlossen, zeigte das Aneroidbarometer die Höhe von 900 M. an. Vor den Füßen des Reisenden lag ein neues Thal, durch welches, in 20 M. tiefen Felsenschlund eingezwängt, der Naporuporru, ein Parallelfluß des Uelle und wahrscheinlich dem letzteren tributär, seinen Lauf nimmt. Dr. Schweinfurth stand, als der erste von N. vordringende, der erste längs des ägyptischen Stromes heraufkommende Europäer, auf der Wasserscheide des Nil. Die größte Masse des Niamniam-Landes, in dem er sich nun befand, fällt zwischen den 4. und 6.° n. Br., in seiner ganzen von O. nach W. gerichteten Mittellinie mit dieser Wasserscheide zwischen dem Nil- und Tsadsee-Becken zusammenfallend. Der Flächenraum wird auf 14,000 □Km. und die Einwohnerzahl auf etwa zwei Millionen geschätzt. Hinsichtlich der physiognomischen und osteologischen Merkmale zeichnet Schweinfurth die Niamniam in folgendem Bilde: Lange Haarflechten und Zöpfe, stets das feingekräuselte Haar der sogenannten echten Negerrace, häufig über die Schultern bis zum Nabel herabhängend, bedecken den runden, breiten Kopf, dessen Proportionen sich auf den unteren Stufen der Brachycephalie bewegen; eine beispiellose Größe und Offenheit der mandelförmig geschnittenen, etwas schräggestellten Augen, welche, von dicken, scharf abgezirkelten Brauen beschattet, in ihrem weiten Abstande von einander eine ebenso außerordentliche Schädelbreite verrathen, ertheilt dem Gesichtsausdruck ein unbeschreibliches Gemisch von thierischer Wildheit, kriegerischer Entschlossenheit und dann wieder Zutrauen erweckender Offenheit; die Nase von gleicher Länge und Breite, ein von sehr breiten Lippen veränderter, selten die Nasenbreite überragender Mund, ein rundes Kinn und wohlausgepolsterte Wangen. Der Körper ist unterseßt, zur Fettbildung geneigt, ohne scharf ausgeprägte Muskulatur und übersteigt selten die durchschnittliche Höhe mittelgroßer Europäer; die Hautfarbe zeigt ein erdiges Roth.

Niamniam.

Dörfer und Städte gibt es hierzulande nirgends. Die Hütten, zu kleinen Weilern gruppirt und von je einer Familie bewohnt, finden sich weithin über das Culturland zerstreut. Auch der Hof eines Fürsten besteht nur aus einer größeren Anzahl der von ihm und seinen Weibern bewohnten Hütten. Die Bauart derselben entspricht jener der oben bei den Bongo beschriebenen Hütten, nur ist das Kegeldach von höherer und spitzigerer Gestalt. Eigenthümlich geformte kleine Hütten „Bamogih" mit glockenförmigem Dache sind als Schlafgemächer für die halbwüchsigen Knaben der Vornehmen errichtet. Den Weibern obliegen die Ge-

Digitized by Google

schäfte des Feldbaues und des Hauswesens; sie leben viel zurückgezogener und abgeschlossener als jene der Bongo und Mittu, und namentlich Fremden gegenüber beobachten sie eine strenge Zurückhaltung. Die Häuptlingswürde, welche bei den Niamniam erblich vom Vater auf den ältesten Sohn übergeht, bringt keine anderen Vortheile mit sich, als daß ihrem Inhaber der Ertrag der Jagd an Elfenbein und die Hälfte des Elephantenfleisches zufällt. Die Machtbefugniß des Häuptlings besteht darin, daß er die waffenfähigen Männer zu Jagd- und Kriegszügen zusammenzurufen hat und in dieser Hinsicht ist seine Autorität eine unbedingte; außerdem vollzieht er eigenhändig die Hinrichtung der zum Tode Verurtheilten. Alle Art von Auszeichnung und von äußerem Prunk ist dem Niamniam-Häuptling fremd. Die geringe Kleidung, deren der Niamniam bedarf, wird von ihm am liebsten aus verschiedenfarbigen Fellen zusammengesetzt und in einen Lendenschurz ziemlich malerisch drapirt; die Tätowirung beschränkt sich bei Männern wie bei Frauen auf das Einritzen einiger weniger einfachen Figuren. Verstümmelungen des Körpers zu Schönheitszwecken kommen bei den Niamniam nicht vor, ausgenommen, daß sie die unteren Schneidezähne spitz feilen, um sich ihrer im Handgemenge als einer wirksamen Waffe zu bedienen. Bei aller naturwüchsigen Wildheit besitzen die Niamniam ein ziemlich erregbares Gemüth und finden namentlich viel Freude an der Musik, für welche sie mehrere einheimische Instrumente ersonnen haben. Auch Sänger von Profession, wenngleich nicht immer von sonderlicher Stimme und Begabung, ziehen unter ihnen in phantastischem Aufzuge umher und lassen bei Gelegenheit eines Festes oder Abendschmauses sich vernehmen. Die Niamniam-Sprache, oder richtiger gesagt, der Zandey-Dialect (Zandey ist der Name, mit welchem das Niamniam-Volk sich selbst bezeichnet) gehört, wie alle Sprachen am oberen Gazellenflusse, dem großen Nubisch-Libyschen Sprachstamme an. Ausdrücke für abstracte Begriffe fehlen derselben fast gänzlich. Eine bestimmte Benennung eines göttlichen Wesens konnte Dr. Schweinfurth in derselben nicht entdecken, doch haben die Niamniam einen Ausdruck für Gebet oder Gottesdienst. Der Glaube an böse Geister und Gespenster ist unter ihnen sehr verbreitet, ebenso werden Ordalien in Criminalprocessen und Wahrsagekünste bei wichtigen Unternehmungen, namentlich bei Krieg, hoch in Ehren gehalten. Der weitverbreitete Ruf des Cannibalismus der Niamniam ist ein wohlbegründeter. Sie rühmen sich selbst ihrer wilden Gier und tragen voll Ostentation die Zähne der von ihnen verspeisten Menschen, auf Schnüren gereiht, am Halse und schmücken die Pfähle an ihren Wohnungen mit den Schädeln ihrer Opfer. Verspeist werden nicht nur alle Kriegsgefangenen, sondern auch Leute, welche eines plötzlichen Todes starben; als besonders werthvoll geschätzt wird das Fett von Menschen. Einzelne Niamniam-Stämme sollen jedoch der Anthropophagie abgeneigt sein.

Von der Wasserscheide des Nil herab gelangte Dr. Schweinfurth in das Quellengebiet des Mbrwole-Flusses, welcher in westlicher Richtung dem Uelle zufließt; die Landschaft ist außerordentlich sumpfig, und kein anderes Beförderungsmittel für Waaren, als durch menschliche Träger, wäre in diesen Gegenden denkbar. Weiter nach S. durchzieht man das Land der A-Banga, welche von den Niamniam ziemlich merklich sich unterscheiden und einen gewissen Uebergang von diesen zu den Monbutta bilden. Das Land zeigt eine ziemlich fühlbare Absenkung, und seine Oberfläche wird unebener, je mehr man dem Uelle sich nähert. Dichter Urwald, von zahllosen kleinen Bächen und Flußläufen durchschnitten, deckt die Gegend an der N.-Grenze des vom Uelle durchflossenen Monbuttu-Landes. Dieser Strom entsteht aus zwei mächtigen Quellarmen, dem Gadda und dem Kibaly, welche in den blauen Bergen am W.-Ufer von Mwutan N'zige ihren Ursprung haben müssen. Vom Uelle

Digitized by Google

Felsentempel bei Ibsambul (Nubien).

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
B L

Digitized by Google

bis zur Residenz des seither verstorbenen Monbuttu-Königs Munza führt durch eine Gegend von wahrhaft paradiesischer Schönheit. Beiderseits der Karawanenstraße zeigen sich die idyllisch einfachen Wohnungen des Monbuttu-Volkes in fast ununterbrochener Reihenfolge. Zwei runde, gegen 100 M. hohe Hügel von Gneiß bilden eine hübsche Staffage in der Landschaft.

Schweinfurth's Audienz bei König Munza fand mit allem barbarischen Gepränge statt in einer ungemein geräumigen und hohen Halle, deren eleganten und doch soliden Bau man Afrikanern kaum zutrauen möchte. In langen Reihen saßen, jeder auf seinem eigenen Stuhle, die Großen von Munza's Reich, in vollem kriegerischen Schmucke. Unter dem Schall der Hörner und Kesselpauken erschien nach längerer Zeit der König, ein kräftiger, schöner Mann, mit einem für Afrikaner ungewöhnlich reichen Vollbarte; gekleidet war er in der Weise der Monbuttu-Krieger, deren Gewand, aus der Rinde des Feigenbaums (Urostigma Kotschyana) verfertigt, oberhalb wie unterhalb des Gürtels einen Theil des Körpers bedeckt; auf dem Haupte trug er eine cylinderartige Kappe aus Schilfrohr mit rothen Papageienfedern verziert. Arme und Beine waren mit dem Schmucke kupferner Ringe und Ketten förmlich belastet und in der Hand schwang der Herrscher ein kurzes, sichelartiges Schwert von blankem Kupfer.

Akka.

Die Hautfarbe der Monbuttu ist eine merklich lichtere als die ihrer Nachbarn im N. der Niamniam. Eigenthümlich genug ist, daß sich bei Schweinfurth, der von N. vordrang, die gleiche Beobachtung wiederholt, wie bei Livingstone, der von S. kam: im innersten Kerne Afrika's nämlich eine hellfarbigere Race anzutreffen. Von Dr. Schweinfurth wurden unter den Monbuttu auch zahlreiche Individuen mit hellen Haaren beobachtet, welche auch außerdem ziemlich deutliche Anzeichen des Albinismus an sich trugen. In ihrer Physiognomie zeigen die Monbuttu manche Annäherung an den semitischen Typus, namentlich ist es die lange und gebogene Nase, welche den Negern sie gänzlich fremd stellt. Polygamie herrscht unter ihnen ohne jede Beschränkung, dabei nehmen jedoch die Weiber ihren Männern gegenüber eine sehr selbständige Stellung ein und auch gegen Fremde beweisen dieselben sich keineswegs so zurückhaltend, wie die gesitteten Frauen der Niamniam. Die Häuptlinge und Könige der Monbuttu stehen sich besser als jene der Niamniam, da ihnen außer ihrem Monopole des Elfenbeins und Kupfers noch eine besondere Abgabe von dem Ertrage des Feldbaues geleistet wird. Die Anthropophagie ist bei den Monbuttu noch weit mehr im Schwange als bei ihren nördlichen Nachbarn und es sind dieselben vielleicht die ärgsten Cannibalen ganz Afrika's. Aeußerlich unterscheiden die Monbuttu von den Niamniam sich hauptsächlich durch ihre Rindenkleidung und durch ihren Haarputz, welcher, aus vielen Wülsten übereinandergehäuft, den Hinterkopf gleichsam in einen starken Cylinder verlängert.

Eines der merkwürdigsten Resultate von Dr. Schweinfurth's Reise nach Munza's Residenz ist die Feststellung der wirklichen Existenz jener Zwergvölker des aquatorialen Central-Afrika, von welchen zahlreiche Berichte alter Schriftsteller sowohl als neuerer Reisender melden, ohne daß jedoch bis dahin ein unantastbares Zeugniß für die Wahrheit solcher Behauptungen hätte beigebracht werden können. Dr. Schweinfurth aber sah die Akka, diese afrikanischen Pygmäen, deren Körperhöhe im Mittel nur 1,46 M. beträgt, leibhaftig am Hofe des Monbuttu-Königs, in dessen Nähe ein Theil dieses Volkes sich angesiedelt hat, und hält sie mit Ent-

Digitized by Google

schiedenheit für eine Aboriginer-Race des centralen Afrika. Besonders auffällig ist ihr großer, auf einem schwachen, dünnen Halse schaukelnder Kopf. Die Prognathie erreicht bei ihnen den höchsten Grad, so daß Gesichtswinkel von 60° entstehen. Die dem entsprechend stark vorstehenden, jedoch nicht aufgeworfenen Lippen umgeben den halboffenen Mund mit einem scharf abgegrenzten Saume, ein Merkmal, welches ihnen eine starke Affenähnlichkeit verleiht. Die Gelenke ihrer Glieder sind eckig und vorspringend, die Kniee allein von plumper, runder Gestalt, und sie kehren, im Gegensatze zu der Gewohnheit der übrigen Afrikaner, beim Gange die Füße nach einwärts. Ihren eigenen Angaben zufolge sind die Akka, auch Tikkitikki genannt, ein Jägervolk, welches keine anderen Hausthiere kennt, als Geflügel. Ueber das Gebiet der Akka hinaus sollen die gebirgigen Länder der Nemeigeh, der Bissanga und der Domondu liegen, in welchen man mit einiger Wahrscheinlichkeit die westliche Abdachung der Blauen Berge am W.-Ufer des Mwutan erblicken darf.

Die Rückreise aus dem Niamniam-Lande bot Dr. Schweinfurth Gelegenheit zu noch manchen Ausflügen und Erkundigungen, so z. B. nach der im Quellgebiete des Djur gelegenen gewaltigen Masse des Baginze-Gebirges; etwas nördlich davon erhebt sich der spitze Dampo-Pik, von dessen Scheitel man den Anblick einer wahren Gebirgslandschaft genießt. Vom Baginze-Gipfel können gegen hundert Berggipfel gezählt werden und im N. schweift der Blick weithin über die Flachlande, welche der Oberlauf des Tondy bespült, über das Gebiet der feindlichen Babuckur, welche den Ruf des Cannibalismus mit den Niamniam und Monbuttu theilen; besonders malerisch zeigen sich die Vorläufer des Baginze-Gebirges, welche weit in diese Ebenen hinaustreten und mit plötzlichem Absturze auf deren Fläche niedersetzen. Die nördlichsten derselben sind der Bonduppa- und Magongohzug. Eine spätere Excursion führte unseren Forscher in die entgegengesetzte Richtung, nach W. in die weiter zum Theile von den Golo bewohnten Landstriche, theils unbewohnten Wildnisse von Dar-Fertit, wo die Quelladern des Bahr-Dembo und des Biry, der großen Nebenflüsse des Bahr-el-Arab sich sammeln. Ein mächtiger Gneißberg, der Ida genannt, begleitete linkerseits den Pfad des Reisenden, welcher auf fühlbar ansteigendem Terrain gegen W. zog. Dieser Idaberg, dessen relative Höhe ungefähr 150 M. betragen mag, ist der nördlichste Vorläufer des Cosangagebirges, welches weiter südlich das Thal des Pongo säumt. Der Charakter der Gegend war ein durchaus felsiger; losgetrennte Gneißmassen von fast regelmäßiger Kugelform überdeckten den Boden; die Wälder bestanden auf weite Strecken hin ausschließlich aus hohen Humboldtien, und der Baumwuchs zeigte an manchen Stellen sich nicht minder üppig, als im Niamniam-Lande. Die Bewohner dieser Gegend, die Golo, gleichen äußerlich in vielen Stücken den Bongo, sprechen jedoch einen gänzlich verschiedenen Dialect. Im NNO. sitzen die Nduggo, ein Stamm der Kredsch, deren Gebiet weithin gegen N. sich erstreckt und dort von den Baggara-el-Homr begrenzt wird, welche an den Ufern des Bahr-el-Arab sitzen. Die Kredsch sind nach Dr. Schweinfurth's Urtheil die häßlichsten Eingeborenen in den Landstrichen des Bahr-el-Ghasal. Ihr Gliederbau ist von mangelhafter Proportion, Mund und Lippen zeigen den Negertypus im übertriebensten Grade, und nicht zufrieden mit diesen Angebinden der Natur verschönert der Kredsch sich noch durch Zuspitzen oder gänzliches Ausbrechen der oberen Schneidezähne. Im SO. dagegen ist die Gegend am oberen Pongo von den Sehre-Negern bevölkert, welche weit mehr Verwandtschaft zu den Niamniam, als zu den ihnen benachbarten Bongo zeigen.

Von den merkwürdigen Gebieten und Völkern im W. des Nil müssen wir uns wieder an diesen selbst begeben, um seinen Oberlauf weiterhin zu verfolgen. Derselbe bietet nichts Bemerkenswerthes bis Gondokoró, welcher Punkt wie das ganze umgebende Territorium neuestens den Namen „Ismailia" erhielt. Doch ist der Name Gondokoró wenigstens in den Annalen geographischer Forschungen auf diesem Gebiete schon zu oft verzeichnet, um wieder verwischt werden zu können.

Digitized by Google

Freilich ward der Ort Gondokoró gänzlich aufgegeben, weil sich der Hauptstrom des Bahr-el-Dschebel von dem steilen O.-Ufer, auf dem Gondokoró lag, während der letzten zwanzig Jahre allmählig nach W. verschoben hat und das Ufer von Gondokoró nunmehr blos von einem „Chor" (Regenbett) oder Nebenarm bespült wird, der stagnirend die Luft mit Miasmen erfüllt. Der nahe Dschebel Regaf (Berg der Erdbeben von den Bari Logwek genannt) wird für die Ursache der in dieser Gegend alljährlich mehrmals vorkommenden Erdstöße gehalten, wahrscheinlich wegen seiner auffallend kegelförmigen Gestalt. Gondokoró und ihr gegenüber Ladó liegen im Lande der Bari. Dieses ist im W. des Nils offen, eben und parkähnlich; die zerstreut stehenden Negerweiler, die einzelnen oder gruppenweise stehenden großen, grünen, dicht belaubten Bäume (Kurulen und Kigelien), das von Gras und Busch freie Land, durchzogen von dem großen, vielgewundenen Chor Lurit, im Hintergrund die Berge, machen diese Gegend zu einer der schönsten in Afrika. Schon um Ladó beginnt das Erdreich jene eigenthümliche, rothe, von einem reichen Eisengehalt herrührende Färbung zu zeigen, die weit durch Innerafrika verbreitet ist; analog der großen Einförmigkeit der geologischen Verhältnisse, welche hauptsächlich nur altkrystallinisches Gestein, dessen Zerstörungsproducte und Alluvium aufweisen. Auch die Flora erscheint von großer Gleichförmigkeit, während man von der Thierwelt sehr wenig zu sehen bekommt; die riesigen Pilzen gleichenden Termitenbauten (Termes mordax), sind hiervon wohl das Auffallendste. Südlich von Gondokoró enthält der zwischen Bergen eingeengte Nil Kataraкten, welche ihn leider unschiffbar machen. In der 10—12 M. hohen Fota oder Mekade-Kataraкte (3° 39′ n. Br.) stürzt sich der auf 120 M. Breite eingeengte Fluß durch eine enge Schlucht mit senkrechten Klippen. Erst von Dufilé an soll der Strom wieder schiffbar werden. Dort endigen die Berge auf beiden Ufern plötzlich. So weit man sehen kann, erstreckt sich dann ein flaches, öde aussehendes Hochland, bedeckt mit Palmen und einigen anderen größeren Bäumen, bis an die N.-Ufer des Mwutan, aus welchem der weiße Nil breit, tief und ruhig sich in eine üppige Ebene ergießt, welche „Ibrahimyha" benannt wurde. Südlich davon liegt Fatiko, ein Paradies Afrika's. Smaragdgrüne Hügel, von Wäldern gekrönt, sind über die saftige, reichlich von Flüssen durchzogene Ebene verstreut. Daß der Bahr-el-Dschebel, wie hier der weiße Nil genannt wird, wirklich aus dem Mwutan hervorkommt, ist durch Romolo Gessi, der auf dem Nil in den See bis Magungo hineinfuhr, sichergestellt. Bei Magungo, einem Orte an der NO.-Küste des Mwutan und ganz unfern vom Ausflusse des Bahr-el-Dschebel, fließt jedoch ein anderer mächtiger Strom in den See wieder hinein, und dieses von SO. kommende Gewässer läßt sich wiederum bis in den südlicheren Ukerewe-See verfolgen. Man nennt diesen Strom den Somerset-Fluß oder Victoria-Nil; er tritt aus dem Ukerewe an dessen N.-Ufer nur wenig nördlich vom Aequator aus und bildet sogleich die Ripon-Fälle, fließt nach N. und verliert sich in einem 32—40 Km. langen See, Ibrahim Pascha-See oder Long's-See genannt, welcher das große Reservoir nicht allein der Gewässer des Ukerewe, sondern auch jener des großen nach N. sich ausdehnenden Plateau's zu sein scheint, die wirkliche Quelle des Nil. Aus diesen Wasserbecken neuerdings hervorgetreten, bildet der Victoria-Nil bei Foweira die Karuma-Fälle und weiter unten, ehe er den Mwutan erreicht, die Murchison-Kataraкte und jene bei der Aufina-Insel.

Die Länder am Victoria-Nil mit ihren Völkern können wir nur schwer von der Schilderung des Gebietes der großen central-afrikanischen See'n trennen, wo dieselben ihre Stelle finden werden; wir beschränken uns daher zu erwähnen, daß Aegypten auch hier schon Fuß gefaßt hat. Aegyptische Garnisonen sind über das Gebiet vertheilt und der Chedive herrscht gegenwärtig unbestritten bis an den Somerset-Fluß oder Victoria-Nil in 2° n. Br. Das Aequatorialgouvernement beginnt am Bahr-el-Ghasal und Sobat und umfaßt die Gebiete am Bahr Dschebel bis nach Unyoro. Letzteres Land ist

Digitized by Google

wenigstens zum Theil noch unabhängig, wogegen das südlich benachbarte Uganda sich in freundliches Einvernehmen mit den ägyptischen Machthabern gesetzt hat.

§. 15. Die Küste des Rothen Meeres.

Vom Nilgebiete wird die Küste des der Schifffahrt so gefahrvollen Rothen Meeres durch Hochländer geschieden, welche im N. die arabische und südlich vom Wendekreise des Krebses den Rand der nubischen Wüste bilden, dann aber längs der Meeresküste sich zu einem ausgesprochenen Gebirgslande verdichten, welches dem großen Massiv Abessiniens vorgelagert erscheint. An der heißen Küste des Rothen Meeres zieht wohl ein schmaler Streifen ebenen Bodens hin, und hier liegen die drei wichtigsten Hafenplätze an der W.-Küste dieses Binnenmeeres, nämlich Kosseir im N. in gleicher geographischer Breite mit dem oberägyptischen Kenneh am Nil, dann im S. Suakin und Massáuah, letzteres dem wegen der dort betriebenen Perlenfischereien berühmten Dahlak-Archipel gegenüber. Den eigentlichen Abschluß findet diese Küste mit der berühmten Meerenge oder Straße von Bab-el-Mandeb, wo das Afrika gegenüber liegende Gestade der asiatischen Halbinsel Arabien sich so sehr nähert, daß das Rothe Meer wie eine völlig abgeschlossene Sackgasse erscheint. Der Canal von Suez setzt dasselbe zwar mit dem Mittelmeere in Verbindung, der südliche Verschluß, die Straße von Bab-el-Mandeb, ist aber für den Verkehr zwischen dem Mittelländischen Meere und dem Indischen Ocean kaum weniger wichtig. Denn in dieser Meerenge liegt die kleine Insel Perim, welche sich im Besitze der Briten befindet. Diese haben dort einen befestigten Leuchtthurm errichtet, und die Durchfahrten zwischen Insel und Festland sind so schmal, daß die Kanonen von Perim jedes hindurchsegelnde Schiff sicher erreichen. Perim ist also der Schlüssel des Rothen Meeres und der Herr dieses kleinen Eilands beherrscht auch den Suez-Canal.

Den Charakter der arabischen Wüste mit ihren so selten besuchten Gebirgseinöden hat Dr. Schweinfurth in Gesellschaft des Dr. Paul Güßfeldt durch eine Reise erforscht, welche die beiden Herren im März 1876 von Beni Suef am Nil nach der Küste hin unternahmen. Zahlreiche Wady-Systeme sind in diese Wüste eingeschnitten, in welcher sich verschiedene Gebirge erheben. Vegetationsleere „Serir"-Flächen, weite tischebene Hochflächen von Nummulitenkalk wechselten auf diesem Theile der Wanderung mit vielverzweigten Thalsenkungen, welche von einer Krautvegetation von stellenweise überraschender Ueppigkeit erfüllt waren. Den Vegetationscharakter in der Kalkregion der arabischen Wüste bezeichnet zwischen 28° und

Digitized by Google

Am Nil bei Assuan.

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

Digitized by Google

29° 30' n. Br. vor allem ein weißblühender Ginsterstrauch, Retama Raetam F., der weder südlich noch nördlich von der angegebenen Begrenzung zu finden ist.

Die südlichen Theile dieser Gebirgsregion sind von Dr. Schweinfurth wiederholt, in neuester Zeit (Ende 1874) von Ernst Marno durchstreift worden. Von den drei Wegen zwischen Suakin und Berber am Nil beging Marno den nördlichsten zum Theil, vom Wadi To-Blal an, wohin er über Wadi Aben und einen vorher unbekannten Paß des Dschebel Abdarak gelangte. Nach seinen Aneroïd-Beobachtungen überschreitet dieser nördlichere Weg bei weitem nicht so bedeutende Höhen, wie der von Schweinfurth begangene südliche. Auch die Vegetation zeigt die bedeutend höhere Lage der südlichen Strecke. Die diesem Gebirge eigenen Drachenbäume (Ombet), die Quolqual-Euphorbia, Aloën und Stapelien, welche Dr. Schweinfurth in so reicher Menge auf dem Erkauit-Gebirge bei Singat an der südlichen Straße fand, traf Marno auf der nördlicheren theils gar nicht, theils weit seltener und dürftiger. Während die Drachenbäume dort charakteristisch sind, gehören sie hier geradezu zu seltenen Erscheinungen.

Im N. des fast ausschließlich aus vulcanischen Gebilden zusammengesetzten Hochlandes von Abessinien (beiläufig unter 15° n. Br.) nehmen mehrere, zur Zeit der Sommerregen gewaltige Ströme ihren Ursprung: der Mareb, welcher als Chor el Qasch nordwestwärts dem Atbara zuströmt, jedoch auch an den Barka Wasser abgeben soll; der Chor Barka oder Baraka, welcher sich in mehr nördlicher Richtung sein breites Bett gegraben hat und unsern Tó-kar das Meer erreicht; endlich ein beträchtlicher Zufluß des letztgenannten Chor, der Anseba.

Das inselartig einerseits vom Rothen Meer, andererseits vom Barka umschlossene Gebiet wird fast ausschließlich von den Hirtenstämmen der Beni-Amer und Habab bewohnt; erstere reichen übrigens noch ein gutes Stück weiter nach der Provinz Takah bis gegen den Atbara hinüber. Beide Völkerschaften sprechen ein Idiom der äthiopischen (Geez-) Sprache, während die Bevölkerung von Tó-kar und nordwestlich vom Barka sich des Bedschah-Dialectes oder Tó-Bedauieh bedient. In ihrer äußeren Erscheinung, sowie in Sitten und Gewohnheiten gleichen die Habab und Beni-Amer mehr ihren nördlichen Nachbarn im Bedschah, als den Abessiniern, sie mögen aber im großen Ganzen als eine aus den zwei zuletzt erwähnten Nationalitäten hervorgegangene Mischung gelten, obwohl es auch an einigen älteren und neueren fremden Elementen nicht fehlt. Die Beni-Amer bekennen sich schon lang zum Islâm, wogegen ein großer Theil der Habab, sowie ihre Nachbarn, die Mensa, Takue und Bogos noch vor wenigen Jahrzehnten, dem Namen nach, abessinische Christen waren. Seit die Provinzen Massauah und Suakin dem ägyptischen Reiche einverleibt sind, ist es auch gelungen, die übrigens wenig kriegerischen Stämme der Habab und Beni-Amer vollends auf friedlichem Wege gänzlich zu unterwerfen. Theodor von Heuglin hat im Frühjahre 1875 das bisher noch wenig bekannte Gebiet der Beni-Amer und Habab, besonders die Gegend zwischen dem Regenstrom (Chor) von Falkat und Aquig bis Tokar (17° 30' bis 19° n. Br.) bereist, und verdanken wir ihm darüber wichtige Nachrichten. (Siehe: Ausland 1875, Nr. 10, S. 368.)

Digitized by Google

Die Stadt Massáuah, sowie das benachbarte Küstenland bis Suakin, stand früher unter unmittelbarer Oberhoheit der Pforte, welche das Gebiet aber vor zehn Jahren an der Chedive von Aegypten abgetreten hat. Gleichzeitig unterwarf der Vicekönig das Bogos-Land und einige angrenzende Districte, die ganze Ebene der Danakil, südwärts bis zum Golf von Tadschurra, endlich Bulhar und den vortrefflichen Hafenplatz Berberah an der Somáli-Küste. Wesentliche und umfangreiche Veränderungen in Betreff der Administration der neuerworbenen Provinzen wurden sofort angebahnt, welche den Zweck haben, den Wohlstand des Landes zu heben und den Verkehr zu fördern. Eine Telegraphenlinie und eine bequeme Karawanenstraße verbindet jetzt Massáuah mit Takah, der reichsten Provinz von O.-Sudan. An geeigneten Punkten und Hafenplätzen sind Militärstationen errichtet, um über die öffentliche Ordnung und Sicherheit zu wachen.

§. 16. Das abessinische Hochland.

Zwischen den östlichen Zuflüssen des Bahr-el-Azreq (blauen Flusses) und der afrikanischen O.-Küste des Rothen Meeres, im S. von Nubien, zwischen dem 16. und 8.° n. Br. entsteigt den ungesunden und glühenden Sandwüsten und Steppen, die es allseitig umgeben, einer ungeheuern Bergfeste gleich, das Hochland Abessinien oder Habesch mit seinen Alpengebirgen, seinen zahlreichen Hochlandschaften und Tafelbergen, ausgestattet mit allen Wundern der Tropenwelt, gepaart mit wilder Hochlandsnatur, eine Landschaft welche in ihrer physischen Beschaffenheit wesentlich von den westlichen, unter derselben Breite gelegenen Gebieten Afrika's abweicht. Es ist eine von W. her allmählig ansteigende Felsenburg, welche nach O. hin mit einem hohen, steilen Rande plötzlich zu den Hügellandschaften des 3 bis 8 Tagereisen breiten Küstenstriches der Habab, der Samhára und zu wasserlosen Ebenen und Vorbergen abfällt, im S. aber von tief eingerissenen Stromthälern zerschnitten ist, dergleichen übrigens auch sonst überall zwischen den Hochflächen hindurchziehen. Die N.-Grenzen bilden Gebirgslandschaften und das unwirthliche Steppenland des Barka und Mareb oder Chor el Qasch. Die W.-Abfälle Abessiniens sind durch den Gürtel eines größtentheils unbewohnten, feuchten, mit Bambu, und Waldregion bedeckten neutralen Gebietes von den Ebenen O.-Sennáar's ge-

Digitized by Google

schieden. El-Mokádah, Makádoh, Mekjádeh, pflegt der Bewohner der umliegenden tieferen Gegenden die ganze Felsburg zu nennen. Die ganze Platte, von welcher die abessinischen Hochebenen Theile sind, ist in einer Linie von Massáuah am Rothen Meere über das Semién-Gebirge, Godscham, Enarea, Káfa u. s. w. nach S. hin erhoben, so daß sie sich nach N. neigt. Die aus derselben nach N. fließenden Ströme scheinen einen auffallenden Parallelismus einzuhalten. Im S. von Massáuah erhebt sich das vom oberen Mareb umflossene Plateau von Serawè zu mäßiger Höhe; etwas südlicher liegt Adowa in 1780, Axum in 2025 M. Höhe.

Diese Plateaus erscheinen meist als ausgedehnte, sehr häufig grasreiche, großentheils aber völlig wald- und selbst baumlose Hochebenen, deren mittlere Erhebung über dem Meeresspiegel etwa 2—2500 M. beträgt. In dem alpinen Semien-Gebirge erheben sich die Berg-Colosse zu 4200 M. und darüber. Weiterhin nach S. sind die Gebirgs-Landschaften noch beinahe gänzlich unbekannt. Einen Grad östlicher läuft von dieser Erhebungslinie ein zweiter Kamm, durch eine Reihe von Seen bezeichnet; in der Gegend des Zuaï-Sees befindet sich eine Lücke in demselben, die durch einen vulcanischen Einsturz entstanden ist. Die Hochebenen haben 2400—3000 M., die Gipfel dieser Randkette 3000—4000 M., der O.-Fuß der Kette etwa 600—1000 M. Höhe. Im O. des letzteren senkt sich die breite Ebene allmählig zum Rothen Meere hin, behält aber noch 5 Meilen von demselben 2000 M. Seehöhe. Unmittelbar am Meere hin zieht sich der aus sandigen Flächen, in welchen die Flüsse versiegen, bestehende Küstenstreif Samhára. Im SW. des Assal-Sees befindet sich eine Region erloschener Vulcane. Der von der Hitze tiefaufgerissene Boden ist mit Gras, hohen Disteln und bis 3 M. hohen Termitenkegeln bedeckt und von Zebras und Antilopen bewohnt; den von S. nach N. bis zum Aosa-See fließenden Hawásch (in 1000 M. Seehöhe) begleiten dichte Wälder. Ist der steile Rand erreicht, so findet man sich zwei Stunden aufwärts einer glänzenden Pflanzenwelt gegenüber: 1000 M. unterhalb entfaltet sich das prächtige Grün der Wiesen, das Goldgelb der Felder, die glänzenden Flüsse und die zerstreuten Dörfer. Ueber diesem ersten Plateau muß man sich dann ein zweites, darauf noch höher ein drittes denken, alle durch tiefe Einschnitte zerspalten. Zuweilen sind die tiefen, schluchtenartig engen Risse so steil und senkrecht, daß die Inseln, welche, wie z. B. die westabessinische Landschaft Gudern, zwischen den tiefen Spalten stehen geblieben, fast unzugänglich sind. Die seltsam gewundenen Horizontlinien kann man sich nicht vorstellen, wenn man sie nicht gesehen hat. Tafelberge (Ambas) wie zertrümmerte Mauern erscheinend, runde Massen in Gestalt von Domen; gerade, geneigte, umgestürzte Kegel, spitz wie Kirchthürme; Basalte in Form von ungeheuern Orgeln; alle diese Formen drängen sich, bauen sich über einander auf, so daß man sie für die zerstörte Arbeit von Titanen halten möchte. In der Ferne verschmelzen sie mit den Wolken und dem Himmel, und in der Dämmerung meint man ein aufgeregtes Meer vor sich zu sehen. Der O.-Abhang ist etwa zwölfmal so steil als der allmählige Abfall nach W. zum Nil hin, so daß, von der Samhára aus gesehen, er den Anblick eines sehr jäh aufsteigenden Gebirges gewährt. Nur sehr wenige und noch dazu schwierig passirbare, treppenartige Pässe führen auf das Hochland. Die auf der großen, schiefen, abessinischen Hochebene stehenden Ketten sind mannigfacher Art, zuweilen sehr hoch, zuweilen zu kleinen Hochplateaus sich verflachend. Sie umgrenzen namentlich die im Mittel 2200 M. hohe Hochebene, auf welcher in 1859 M. Höhe der etwa 66 Km. lange und über 37 Km. breite herrliche Alpensee von Tana oder Tsana mit zahlreichen Inseln liegt, von hochgepriesenen Landschaften umgeben, eingesäumt von grünenden Matten und reichen Culturebenen, durch welche in Schlangenwindungen zahlreiche Bergwasser rinnen. Die ringsum sich erhebenden vereinzelten Berge bestehen fast überall aus Trachyt, Basalt oder anderen vulcanischen Massen, so daß das Becken des ungefähr im Mittelpunkte von Amhára gelegenen Sees, welches die

Digitized by Google

meisten Gewässer von Godscham, Begemeder und Dembea sammelt, als ein ungeheurer, vom Hochlande umlagerter, versunkener Krater betrachtet werden kann. Ueber die trachytischen Höhen im N. des Sees führt ein 2450 M. hoher Paß zu der 1316 M. hoch gelegenen sumpfigen Qola hinab, die sich zu den wasserreichen Provinzen Walkait und Waldubba am Takazze senkt. Im S. des Sees lagert das basaltische, große, 2350 M. hohe Plateau von Godscham, das südlich durch das fünf Meilen breite Thal des Abai begrenzt wird, dessen Bett hier 755 M. Seehöhe hat. Eine Folge der bedeutenden Höhendifferenzen in den Flußthälern an wenig von einander entfernten Stellen sind die zahlreichen Kataraktе und großartigen Wasserfälle, in denen sie herabbrausen. Außerdem steigen aus den Hochebenen mehrere ansehnliche, aber, wie es scheint, meist gänzlich isolirte Gebirgszüge auf, deren Gipfel sich entweder der unteren Grenze der Schneeregion bereits sehr nähern, oder vielleicht ganz in dieselbe hineinragen.

Eine Region, nicht minder interessant als die Gebirge, ist der ganz eigenthümliche, von der Beschaffenheit des übrigen Landes total verschiedene Küstenstreifen, die Samhára, welche sich längs dem Rothen Meere von der Straße Báb-el-Mandeb bis nördlich nach Massáuah erstreckt.

In dieselbe Kategorie gehören auch die längs des indischen Oceans und außerhalb Báb-el-Mandeb bis zum Hawasch gelegenen Ebenen, welche meist nur wenig über den Meeresspiegel sich erheben und an ihrer südöstlichen Grenze mit der Oberfläche des Assal-Salzsees (Bahr-el-Assal) sogar 174 M. tief unter den Spiegel des Meeres hinabreichen und erst im Innern allmählig gegen das südabessinische Hochland ansteigen. Alle diese Tiefebenen bilden ein fürchterlich heißes und einförmiges, durchweg ödes, wasser- und pflanzenloses Gebiet, dessen Oberfläche theils nackter Fels ist, theils aus flüchtigen Sandablagerungen unmittelbar über dem Fels besteht. In Massáuah erreicht die Hitze im Juli 53, in der Tadschurrabay 60°. Die Neigung dieser Flächen gegen O. ist so schwach, daß alle vom Hochlande herabkommenden Gewässer im Sande versiegen. Durch diese Pflanzen- und Wasserlosigkeit wird die Passage durch die Samhára und das südlich daran stoßende Adálland sehr erschwert und einen großen Theil des Jahres sogar unmöglich gemacht. Der Küstensaum der eigentlichen Samhára besteht bis in die Nähe von Cap Sedschan fast durchgängig aus jungem Korallenfels, weiter südlich aus hochaufsteigenden Gebirgen vulcanischer Natur. Sehr wenig Buchten, wie der Busen von Arkiko bei Massáuah, die Annesleybay, die Busen von Howakil, Amphila, Edd, Bilur und Rahieta, dann die inselreiche Assabay nebst der Tadschurrabay dringen in ihm ein. Der bedeutendste Vorsprung ist die Landzunge zwischen der Annesley- und der Howakilbay, welche den Pik Hurtaw trägt. Gute Häfen und sichere Ankerplätze fehlen, mit Ausnahme der Bay von Arkiko und der darin gelegenen Insel Massáuah, dem ganzen Küstensaume.

Die Samhára ist trotz aller Regen noch immer nicht zur Steppe geworden, sondern ist eher als Wüste anzusehen, obgleich sie streng genommen als ein Mittelglied zwischen dieser und der Steppe betrachtet werden muß. Auf große Strecken hin erinnert sie noch vollkommen an die Wüste, nur in wenigen Thälern ähnelt sie der Steppe, und blos da, wo das Wasser so recht eigentlich waltet, beweist sie, daß sie innerhalb des Regengürtels liegt. Aber nicht die Lage macht die Samhára zu dem, was sie ist, sondern ihre Beschaffenheit. Sie ist nichts anderes, als eine Fortsetzung des Gebirgsstockes selbst, obgleich sie, die Ebene, nur von niedrigen Hügeln unterbrochen wird; sie ist gewissermaßen das Schlackenfeld am Fuße eines gewaltigen Vulcans. Eine Menge von Hügeln zum guten Theil aus Lava bestehend, wechselt hier mit schmäleren oder breiteren Thälern ab und bildet ein Wirrsal von Niederungen, welche, dem Faden eines Netzes gleichbar, zwischen den Hügeln und Bergen verlaufen. So niedrig diese Hügel auch sind, so schroff erheben sie sich, und deßhalb verliert auf ihnen das Wasser seine Bedeutung; denn so schnell wie es gekommen, rauscht es zur Tiefe nieder, und nur in der Mitte des Thales gewinnt es Zeit, das Erdreich zu tränken. Wohl sieht man vom Meer aus ein frischgrünes, üppiges Land, welches die Küste besäumt; aber man

Digitized by Google

würde sich täuschen, wollte man glauben, daß jenes Grün von der Fülle der Tropen spräche. Die Schora (Avicenia tomentosa) ist es, welche hart am Meeresstrande schmale, jedoch fast undurchdringliche Dickichte bildet; man betritt aber die Wüste, wenn man dieses Gestrüpp hinter sich läßt; man sieht eine Ebene vor sich, in welcher indeß der nackte Boden lebendigere Farben zeigt, als die Pflanzenwelt.

Die äquatoriale Lage des Landes, verbunden mit der außerordentlichen absoluten Höhe, die fruchtbare Dammerde, welche fast überall aufgelagert ist, und die reichliche Bewässerung durch die regelmäßig eintretende Sommerregenzeit sind die Ursachen der Entwicklung einer wunderbaren Vegetation, die immer auch mit einer verhältnißmäßig ebenso reichhaltigen und mannigfaltigen Fauna Hand in Hand geht. Alle Klimate von der alpinen Region bis herab zur üppigsten Tropenzone sind hier vertreten.

Auf den im Mittel 2000 M. hohen Hochebenen ist das Klima milde. Der Abessinier unterscheidet indeß drei Regionen: 1. Die Oolas von 600, 1000, 1460 und 1520 M. Höhe, 20—28° R. mittlerer Wärme, mit prachtvoller Vegetation, welche sich aber durch die während der heißen, trockenen Jahreszeit abfallende Belaubung der Bäume und Sträucher auszeichnet. In diesen Tieflandsregionen gedeihen die Baumwolle, der wilde Indigo, Gummibäume, Ebenholz, der Boabab, die Tamarinde, der Mekkabalsambaum, der Safran, Sesam, das Zuckerrohr, der Kaffeebaum, der Büschelmais, die Banane und Dattelpalme, sowie eine Menge medizinischer Pflanzen, die Durrha und Dagussa, aus deren Körnern das beliebteste Getränk bereitet wird. Die ungesunde sumpfige Oola ist meist mit dem dichsten Urwalde bedeckt und von Menschen nur spärlich bewohnt; dagegen hausen darin Löwe, Elephant, Panther, Zebra, Giraffe, Eber, Antilope und Gazelle, ungeheure Schlangen, tödtliche Scorpione und eine Fülle schädlicher Insecten. 2. Die Woina-Degas, zwischen 1460—2750 M. Seehöhe, die ganze mittlere Gegend des Takazze-Bassins. In dieser üppigsten Zone, in welcher die volkreichsten Orte liegen, in der Wärme des südlichen Spanien und Italien, schwankt die Temperatur zwischen 11—12½°; hier gedeihen die Gräser Europa's, die Getreidearten und die Hülsenfrüchte. Unter den Bäumen sind am häufigsten: die Wanza, der Kolkwal, der Wachholder, Wälder von dem schönen Moira oder dem wilden Oelbaume, mehrere Arten von Sykomoren, der Kossa und Zegba, der die Höhe der höchsten Fichten im nördlichen Europa erreicht; an den Flüssen wächst das Bambusrohr. In dieser Region gedeihen die Therebinthe, der Weinstock, die Orange und Citrone, die Pfirsich und die Aprikose und die Dattel bis in 2225 M. Seehöhe. Ueberall ist fruchtbares Land und im Gegensatze zur Oola fast ausschließlich immergrüner Baumschlag; die Felder sind hier und da bedeckt mit Getreide und fetten Weiden, und das Land nährt alle Hausthiere Europa's, mit Ausnahme des Schweines. 3. Die Degas zwischen 2750—4200 M., wo die Temperatur des Tages gewöhnlich 7—8° R. ist; auf den höchsten Punkten fällt das Thermometer nicht selten unter 0°. Die Degas sind weite, mit wenig Wald bedeckte, an Kleewiesen und Feldern reiche Hochebenen, deren Bewohner sich in Felle kleiden. Die Vegetation ist mager; man baut nur Gerste und Hafer, erstere noch in mehr als 3650 M. Seehöhe. Von Bäumen trifft man nur den Kossо, der bis in 3280 M. aufsteigt, eine seltsame Mimosenart, und die Gibara, eine Abessinien eigenthümliche, krautartige Pflanze, welche 5 M. erreicht, hellgrüne Blätter mit rothen Rippen trägt, nur einmal blüht und dann ausgeht. Sie ahmt die Palmenform bis in die vegetationslosen Höhen von 4050 M. nach. Darüber hinaus zeigen sich nur Disteln, Moose und Flechten, und jenseits dieser finden sich nur düstere Trachyt- und Basaltfelsen, welche der Landschaft einen trostlosen Charakter verleihen. Auch hier irren, namentlich auf den höchsten Plateaus, ungeheure Heerden von Ochsen, Ziegen und Schafen mit langer Wolle frei umher; die Raubthiere, ausgenommen die Hyäne, erheben sich nicht in diese Region.

Digitized by Google

Sycomore.

Der O.-Abhang Abessiniens ist in den niedrigen Regionen überall mit lichtem Gesträuch bewachsen und enthält in seinen Thalschluchten da, wo fließendes Wasser vorhanden ist, Gruppen von hochstämmigen Bäumen, namentlich von Sykomorfeigen. Höher hinauf sind dichtstehende, colossale Kronleuchter-Euphorbien und aloëartige Pflanzen vorherrschend; nach diesen kommt dorniges, rankendes Gesträuch, und auf der Gebirgshöhe selbst steht eine Art lichten Waldes von großen Wachholderbäumen, die zuweilen 2½ M. im Durchmesser haben, und deren Zweige mit langen Flechten bedeckt sind. Die Hochflächen können hier und da zum Ackerbau benützt werden; aber die nach W. zum Takazzé geneigten Ebenen sind trocken und öfters dem Mißwachs ausgesetzt, in einzelnen Gegenden nur zu Wiesen geeignet und ganz ohne Waldpartien. Besonders charakteristisch für die Vegetation dieser Sandsteinflächen ist hier, wie im Caplande, die Menge der zwiebelartigen Gewächse. An den Ufern einiger wasserlosen Strombetten gewahrt man mittelgroße Adansonien, sowie hier und da einige colossale Sykomoren. Das heiße Thal des schäumenden Takazzé hingegen ist ganz mit hohen Bäumen bewachsen.

Fast alle Ströme des reich bewässerten Landes gehören zum Nilgebiete; ja der rechte Arm des „Vaters der Gewässer", der sogenannte blaue Nil, blaue Fluß, der Bahr-el-Azreq der Araber, nimmt in Abessinien selbst seinen Ursprung. Als sein Hauptquellland muß das Tana-Seebecken betrachtet werden. An der Grenze Lasta's und Begemeders entspringend, fließt er unter dem Namen Abaï in den See, entströmt demselben durch eine enge Felsspalte an seiner südöstlichen Ecke, umfließt in spiralförmigem Laufe, sich den Grenzen Schoa's nähernd, Godscham und Damot und nimmt erst in Fazoql und den Ebenen von Sennâar einen nordwestlichen Lauf an, welchen er beibehält bis zu seiner Vereinigung mit dem weißen Nil, Bahr-el-Abiad, bei Chartûm. Sehr charakteristisch ist es für den Lauf der abessinischen Flüsse, daß viele der größeren derselben große Spiralen bilden, wodurch bedeutende

Digitized by Google

Landstriche halbinselartig umschlossen werden. Nirgends mehr auf Erden zeigt sich eine ähnliche Häufung dieser merkwürdigen Thalbildung.

Abessinien zerfällt gegenwärtig in zwei Reiche, ein nördliches, welches ein Emporkömmling, Negus d. h. Kaiser Johannes II., nach dem Tode des von England bekriegten Theodorus II. an sich gerissen, und ein südliches, gewöhnlich unter dem Namen Königreich Schoa bekannt, wo der kräftige junge König Menelek regiert und Gesetz und Ordnung aufrecht erhält, während in N.- und W.-Abessinien unter Kaiser Johannes die Anarchie und Rebellion kein Ende nehmen. Schoa's Hauptstadt ist Ankober, Kaiser Johannes residirt aber in Gondar, der alten äthiopischen Königstadt, deren „Gemp" (Schloß) leider mehr und mehr zerfällt. Ueber die Volkszahl des abessinischen Gebietes wissen wir nichts Verläßliches; im Ganzen ist das Land nicht schwach, einige Provinzen sogar dicht bevölkert, am wenigsten die tiefe, ungesunde Qola.

Gondar.

Große Städte gibt es nicht und keine derselben dürfte jetzt mehr als 8 bis 10,000 Einwohner zählen.

In dem Umfange des alten abessinischen Reiches wohnen verschiedene große Völkerschaften, nicht etwa ein einziges gleichartiges Volk. Dies merkt man deutlich an der Hautfarbe der verschiedenen Einwohner, welche vom Schwarzen durch Braun und Rothbraun bis zum Olivenfarbigen wechselt. Als die Reste der ehemaligen großen äthiopischen Völkerfamilie können die eigentlichen sogenannten Abessinier gelten.

Diese Abessinier wohnen auf dem nördlichen Hochlande, dann in Schoa und Gurägne, aber nirgends in tieferem Niveau als 1000 M. über dem Meere, und zeigen so große Verschiedenheiten unter sich, daß es schwer ist, für sie eine allgemeine Charakteristik aufzustellen; doch weist der physische Typus derselben auf einen gemeinsamen Charakter und auf eine Verwandtschaft mit den Arabern hin.

Digitized by Google

Vorherrschend ist bei ihnen die reine braune Hautfarbe, die bei den Bewohnern der nördlichen Landstriche fast weiß, im S. beinahe schwarz zu nennen ist. Auch bei der Bevölkerung der tiefen Thäler und der Mittelstufe ist sie durchweg dunkler. Man unterscheidet unter den Abessiniern drei Hauptstämme, nämlich: 1. Die Bewohner von Tigré, in den Provinzen von Hamasé und in den Landschaften Enderta und Gueralta. Sie besitzen lange, bemerkenswerth schmale Schädel, eine lang gebogene Nase, dickere Lippen, lebendige, etwas geschlitzte Augen, wie etwa die Araber, vorstehende Backenknochen, wolliges Haar nebst einem wohlproportionirten Körper. Sie sind tapfer, gewandt und geschickt. 2. Die Bewohner Lasta's; bemerkbar durch die Kleinheit ihrer Schädel, griechische Stirn, offene Gesichtszüge, Kleinheit der Extremitäten und zierlichen Körperbau. Zugleich haben sie eine verhältnißmäßig sehr helle Hautfarbe und einen intelligenten, lebhaften, selbst heftigen, aber keineswegs zuverlässigen Charakter. Obgleich in sehr hohem Gebirgslande wohnend, gehören die Lastaer zu den besten Reitern und Kriegern Abessiniens. 3. Die Bewohner Amhára's, Schoa's und Gurágue's; sie tragen am meisten den Charakter einer Mischlingsrace, haben breite Schädel, schönes, großes Auge, angenehmen Blick, vorstehende Backenknochen, gekräuseltes Haar, wohlproportionirten Körperbau und im Allgemeinen dunkelolivenbraune Haut. Ihr Charakter ist gastfrei, heiter, gefällig und ansprechend, dabei aber auch eitel, schlaff, aufschneiderisch und bei den Männern sehr träge, während die Weiber, welche in ganz Abessinien das männliche Geschlecht an Schönheit weit überragen, sehr thätig sind. Diese verschiedenen Stämme sprechen auch nicht dasselbe Idiom; zwei Sprachen herrschen vielmehr noch jetzt unter ihnen; im S. und W. vom Takazzé die Amhárasprache, im O. das Tigré oder das neuere Gheez. Beide weichen von einander vollständig ab. Die Amhárasprache ist sehr alt, hat in S.- und Central-Abessinien nach und nach immer mehr Boden gewonnen und ist auch zur Hofsprache geworden.

Außer den sogenannten eigentlichen Abessiniern leben noch die Agow, besonders in Lasta und in Agamèder, nebst den Falaschas gleichfalls auf dem nördlichen Hochlande, dann die schwarzen Galla in den südlichen trockenen Hochflächen und jetzt auch theilweise in Käfa, Yedschou und Godscham nebst den mit ihnen stammverwandten Danákil und Adál in den trockenen Flachländern längs dem Rothen Meere und dem Indischen Ocean und landeinwärts bis zum Fuße des abessinischen Hochlandes; die Gongas in den südlichsten Bergländern und nördlich in einzelnen Stämmen bis zum Abaï in Godscham, endlich die Schánkala oder Schangalla in den waldigen und sumpfigen Flachländern. Nebst den Danákil und Adál treffen wir in den wasserlosen Ebenen und Vorbergen des O. noch die Teroa und Afaorta, muhammedanische Hirtenvölker, welche theils ein Idiom des Gheez, theils Galla-Dialecte sprechen. In den Gebirgslandschaften der N.-Grenze wohnt ein Theil des Stammes der Beni-Amer. Zu den N.-Abessiniern gehört auch das kleine Volk des Bogos.

Der bei weitem überwiegende Theil der Bevölkerung bekennt sich zum Christenthume und zwar zur Secte der Monophysiten, wie die Kopten und orthodoxen syrischen Christen. Ihr kirchliches Oberhaupt führt den Titel Abuna, d. i. unser Vater, mit dem Range eines Patriarchen; der Abuna wird in Alexandrien geweiht, sollte aber nur die Stellung eines Erzbischofes haben; er residirt in Gondar, ihm zunächst stehen die Bischöfe und der niedere Clerus. Das ganze Land ist überschwemmt mit Geistlichen, Mönchen, Nonnen und Schriftgelehrten, die im All-

Digitized by Google

gemeinen eben nicht sehr im Geruche der Heiligkeit stehen, vielmehr durch Sittenlosigkeit und Indolenz excelliren. Der Beruf der Mönche namentlich ist, zu faullenzen. Sie nähren sich von reichlichen Kirchengütern, Ablaßkrämerei und schmutzigem Bettel und Betrug. Die ganze Religion besteht in der Befolgung leerer, völlig unverstandener Ceremonien. Für Volksbildung geschieht sehr wenig, am wenigsten von Seite der Geistlichkeit, die durch ihr eigenes schlechtes Vorbild den geringen noch vorhandenen guten Kern vollends erstickt. Nur die für den Kirchendienst bestimmten Kinder erhalten einen dürftigen Unterricht; die übrigen wachsen wild auf und werden mit 5—6 Jahren zur Arbeit herangezogen. Ist auch seine geistige Freiheit beschränkt, so zeigt die Gebirgsnatur des Abessiniers im bürgerlichen und staatlichen Leben um so mehr Neigung und Gefühl für Unabhängigkeit. Die wenigen Muhammedaner und eingebornen Juden, die Falaschas, stehen aber in sittlicher Beziehung hoch über den abessinischen Christen; die Muhammedaner beschäftigen sich mit Handel und Zollpacht, die Juden hingegen, zum Unterschiede von ihren europäischen Glaubensgenossen, sind fleißige Ackerbauer und treiben alle möglichen Handgewerbe. Sie rühmen sich unmittelbar von Abraham, Isaak und Jacob abzustammen und ihr jüdisches Blut rein erhalten zu haben. Die Ausschließlichkeit, welche diese Viertel-Million Menschen beobachtet, hat sie vor der Ausschweifung und Sittenlosigkeit bewahrt, welche unter den Christen Abessiniens allgemein ist. Merkwürdig erscheint die Thatsache, daß diese abessinischen Juden dem Handel äußerst abgeneigt sind, ihn geradezu verachten und für unverträglich mit dem mosaischen Glauben halten. (Martin Flad. Kurze Schilderung der bisher fast unbekannten abessinischen Juden (Falaschas). Basel 1869. 8°.) Die christlichen Stadtbewohner hingegen sind größtentheils an Handels-Unternehmungen betheiligt und stehen ihren semitischen Brüdern, den Arabern und Phöniziern an Krämergeist nicht nach; ja der Abessinier ist meist ein feiner Speculant, wobei ihm sein weites Gewissen sehr zu Statten kommt. Die übrige Bevölkerung lebt von Ackerbau und Viehzucht, der männliche Theil widmet sich häufig dem Soldatenstande, für den er nebst dem Kaufmannsstande die größte Vorliebe hegt. Er dient überhaupt lieber um wenig Lohn bei irgend einem großen Herrn, als daß er sich dazu verstehen würde, ein Handwerk zu lernen. Aermere höchstens treten als Diener bei Kaufleuten und Reisenden ein; Viele suchen selbst in Aegypten Unterkunft und zeichnen sich durch Fleiß, Gewandtheit und Anhänglichkeit an ihre Vorgesetzten aus. Dem Aethiopen kann auch im Allgemeinen ein hoher Grad von natürlicher Intelligenz keineswegs abgesprochen werden; ein gewisser Anstand drückt sich in seinem ganzen Benehmen aus, und so indifferent und arbeitsscheu er ist, so zeigt er doch andrerseits sehr lebhaftes Wesen in der Conversation. Die eigentliche Geistesbildung steht indeß noch auf sehr niedriger Stufe, obwohl das Volk eine Menge gelehrter Werke, namentlich theologischer Natur, besitzt; nebst dieser theologisch-ascetischen, meist aus dem Griechischen übersetzten Literatur, entbehren sie auch nicht der Geschichte, die freilich nur im Chronikenstyl gehalten und fortgesetzt wird. Die abessinischen Theologen sind sogar sehr stark in Spitzfindigkeiten und halten viel auf das Auswendiglernen. Der Abessinier ist überhaupt sehr wißbegierig, liest gerne, was man ihm gibt, und entwickeln die Studenten in Gondar eine bewundernswerthe Unverdrossenheit und rastlose Thätigkeit. Dafür sind sie abergläubisch und hängen an den abnrdesten Lehren. Auch in anderer Richtung kann man von den Abessiniern kein günstiges Bild entwerfen. Das Volk ist dem Trunke ergeben, lügnerisch und fanatisch; Thiere, Sklaven und Weiber behandelt es zwar milde, seine Feinde aber barbarisch. Die Vornehmen und Reichen leben im Müßiggange und überlassen ihr Hauswesen den Weibern und Sklaven. Die Wohnungen starren von Schmutz, und die Häuser sind Hütten der rohesten Art, aus Erde und Zweigen aufgeführt, so daß Wind und Wetter Durchgang finden; sie haben nur eine Oeffnung, die Thür, wodurch auch der Rauch abzieht; das in der Mitte des Zimmers befindliche Feuer schwärzt alle Gegenstände. Die Ehe wird durch die Kirche geschlossen oder vor Zeugen; die letztere ist wieder lösbar; wer kann, hält sich Concubinen. Die Sittlichkeit steht jedenfalls auf trauriger Stufe; ja gewisse Urtheile behaupten, alle Laster der civilisirten Welt befleckten den abessinischen Charakter und machten ihn verächtlich; keine Spur von Scham und Anstand sei im Volke zu finden; alle Classen seien die unverschämtesten Bettler und die elendesten Kriecher. Ihre Kriegsführung sei eine räube-

Digitized by Google

rische; sie überfallen die nichts Ahnenden, schlachten alles ab, brennen alles nieder und rauben, was sie können; selten kommt es zu einem Gefecht.

Bei solchen Verhältnissen ist es nicht zu wundern, daß auch die Cultur des Landes noch auf sehr tiefer Stufe stehe. Ackerbau wird in ganz Abessinien in höchst einfacher Weise betrieben, und beschränkt man sich dabei auf Cerealien und Baumwolle. Der Bergbau ist gleichfalls unbedeutend. Wichtiger als Ackerbau und Bergbau ist hingegen die Viehzucht, zu deren Betrieb sich vorzüglich die herrlichen Wiesen des Hochlandes und die Savannen des südlichen Theiles von Abessinien eignen. Doch trifft man auch in den zum Ackerbau vorzüglich geeigneten Umgebungen des Tanasees zahlreiche Rinderheerden und weniger bebautes Land. Besonders wird die Rinderzucht auf den Alpenwiesen, Kameelzucht in den Küstenebenen, Pferdezucht von den Gallas und Schafzucht von den Bewohnern von Begemeder betrieben. Die gewerbliche Industrie Abessiniens ist von wenig Belang. Der industriöseste Theil der Bevölkerung sind die Falaschas, die fast ausschließlich Maurerei und das sonst im Lande verachtete Schmiedgewerbe, in N.-Abessinien auch Eisenschmelzerei treiben. Hauptsitz der Gewerbethätigkeit ist die Stadt Gondar. Doch werden auch zu Adowa und in einigen anderen Orten feine Gewebe und viel ordinäre Baumwollenstoffe angefertigt. Auch gutes Leder wird in einigen Districten erzeugt.

§. 17. Das Osthorn Afrika's.

Den Abstürzen des abessinischen Hochlandes im O. liegt der östliche Zipfel Afrika's, welcher auf unseren Karten noch durch eine trostlos gähnende Leere auffällt. Hier breitet sich die Samhára aus mit dem Danákil-Lande, an welches die Gebiete der Somâli und, südlicher noch, der Galla sich anreihen. Gleich von vornherein wollen wir sagen, daß wir über das Innere dieses weiten Landes absolut nichts wissen, lediglich Vermuthungen besitzen, womit der freundliche Leser möglichst verschont bleiben soll. Blos die Küste mit der nächsten Umgebung, und diese nur sehr unzulänglich, sind bis jetzt erforscht und möge das darüber Bekannte in Kürze erwähnt werden. Die W.-Grenze des Somâli-Gebietes pflegt man am heißen Golfe von Tadschurra, südlich von der Bab-el-Mandeb-Straße anzunehmen; eingedrungen in's Innere

Digitized by Google

des Continentes ist von der Somâliküste aus noch Niemand zu großer Entfernung; von Tadschurra und von der Küste des Rothen Meeres aus stehen dagegen Wege nach dem Innern Abessiniens dem Reisenden offen. Am tiefsten binnenwärts drangen von der Küste des Golfes von Aden, wie jener Theil des indischen Oceans heißt, der sich zwischen dem O.-Horne Afrika's und Arabien zur Bab-el-Mandeb-Straße verengert, der britische Reisende Richard Burton 1854 und im Jahre 1874 der Schweizer Haggenmacher vor, während dieser südlich von dem wichtigen Küstenplatze Berberah bis Libaheli sich bewegte, erreichte und entdeckte, so zu sagen, der Erstere die bis dahin von keinem Europäer noch betretene Stadt Harar oder Härrär, welche am 11. October 1875 von ägyptischen Truppen in Besitz genommen und dem ägyptischen Reiche einverleibt wurde.

Die Stadt Harrar, die Hauptstadt des früheren Emirats, zählt eine Bevölkerung von mehr als 30,000 Seelen. Das Emirat von Harrar besteht größtentheils aus Somâlis und einer Mischung von Arabern und Gallas, welche im Ganzen mehr als 1½ Millionen ausmachen können. Die Bevölkerung ist fleißig und widmet sich dem Handel. Man schildert das Land als ausnehmend von der Natur begünstigt, reich und ohne Mühe alle Producte Aegyptens erzeugend, außerdem Myrrhen, Weihrauch und besonders Kaffee in einer wo möglich noch besseren Qualität als Yemen in Arabien.

Das Innere der großen Somâlihalbinsel soll aus einer Reihenfolge hoher Gebirgsplateaus bestehen, von tiefen Thälern durchbrochen, in welchen zur Regenzeit wilde Hochwasser dahinbrausen. Seen, Teiche und permanente Wasserläufe sollen gänzlich fehlen. Von der N.-Küste aus, welche der Golf von Aden bespült, sieht man diese Gebirge schroff und scharf begrenzt emporsteigen, das stillschweigend anerkannte Eigenthum und zugleich die Grenze der Nomaden. An dieser N.-Küste, welche 1857 von Th. v. Heuglin und in den Jahren 1870 und 1871 von Richard Brenner befahren und geographisch durchforscht wurde, liegen mehrere für den Handel wichtige Plätze, wie Berberah und Bender Mirajeh, wovon die erstere gleichfalls vor Kurzem von Aegypten annexirt ward.

Oestlich von Bender Mirajeh ragt Râs Ulula, der nördlichste Punkt der Halbinsel, und noch weiter Cap Guardafui, die östlichste Spitze Afrika's, ein gut bewaldetes Plateau und reich an werthvollen Harzen, in's Meer hinaus. Ihm gegenüber liegt die klimatisch ungesunde Insel Socotora oder Socotra, deren Inneres sich gleich dem afrikanischen Festlande terrassenförmig zu beträchtlicher Höhe emporbaut, zwischen beiden aber das kleine Felseneiland Abd-el-Kuri, dessen baumloses Gebirge von einigen 70 Arabern mit ihren halbwilden Ziegen bewohnt wird. Die von Cap Guarda-

Digitized by Google

fui nach S. gewendete Küste bleibt kahl und unfruchtbar bis zu Cap Hafun, welches ein weit in den Ocean vortretendes Landviereck bildet, auf dessen Anhöhen während der guten Jahreszeit Kameele, Hornvieh, Pferde und Schafe eine reichliche Weide finden. Bis zum Râs Auad, Cap der Veränderung, herrscht nur eine Felsküste mit stärkeren Erhebungen, dann aber nach S. hin ein öder, hafenarmer Strand. Korallenklippen umsäumen ihn und lassen zwischen sich und dem Ufer einen Canal seichten stillen Wassers. Hier liegen die Küstenorte Makdischu oder Magadoxa, Marka, beide nahe dem hier Denok genannten Wobbi-Flusse, und Brawa, über welche sich, wiewohl nur nominell, die Herrschaft des Sultans von Sansibar erstreckt. Der Lauf des fast unterm Aequator mündenden Dschuba-Stromes bildet, soweit er bekannt ist, die Grenze zwischen dem Somäli- und dem Galla-Lande. Die Quellen des Dschuba sind zweifelsohne tief im Binnenlande zu suchen und vielleicht ist er mit dem Godscheb-Flusse Abessiniens identisch; wir kennen ihn indeß nur und zwar als schiffbaren Strom aufwärts zur Stadt Bardera, wo 1865 sein Erforscher Baron von der Decken den Tod fand. Bardera liegt auf dem hohen, steil abfallenden linken Ufer des Dschuba in 109 M. Meereshöhe; hinter der Stadt breiten die endlosen Flächen des Somälilandes sich aus. Die Bauart der Stadt läßt auf arabischen Ursprung schließen; die 120—130 Hütten, welche sie enthält, haben eine bienenkorbähnliche Form. Bardera's Bewohner treiben nur wenig Handel, da die Stadt abseits von der großen Handelsstraße liegt, welche das weit wichtigere Brawa mit Ganane am oberen Dschuba verbindet. Südlich von der Dschubamündung beginnt das eigentliche Gebiet des Sultanats von Sansibar, das sich an der afrikanischen O.-Küste bis zu Cap Delgado in 10° 45′ s. Br. erstreckt. Den nördlichen Küstenstrich, d. h. den Theil zwischen den Mündungen des Dschuba und des Sabaki, kann man als die Galla-Küste bezeichnen, weil das Volk der Galla, die südlichen Nachbarn der Somäli, sich bis hierher ausbreiten. Eine Reihe wellenförmiger Hügelzüge (100 M.) fassen bis 2° s. Br. die weiterhin sich völlig verflachende Küste ein. Wo immer man vom indischen Oceane her das Festland betreten mag, blickt man nach der Ersteigung des ersten Küstengürtels bis an den fernsten Horizont über endlos ebene Flächen hinweg. Ein kleiner Archipel, die Witu-Inseln, unterbrechen die Monotonie dieses von Mangrovesumpfwäldern bedeckten Küstenstriches; an den Flüssen entlang erstreckt sich der eigentliche Urwald; das Innere nehmen theils Gestrüppwälder ein, vorherrschend aus Akazien und Mimosen bestehend, theils große Grasebenen, die mit Baobabs, Tamarinden, Dumpalmen und Gesträuchen verschiedener

Digitized by Google

Art bestanden sind. Vegetationslose Steppen, wie sie in dem Somâlilande sehr häufig sind, fehlen dagegen im südlichen Gallagebiete gänzlich. (Herm. von Barth. Ostafrika vom Limpopo zum Somalilande. S. 479—507.)

Wenden wir uns nach dieser Betrachtung des Landes den Einwohnern zu, so sind Somali und Galla zu einander eben so verwandt als feindlich gegen einander gesinnt. Von den Negern müssen beide scharf geschieden werden. Die Somali schildert Capitän Miles (Proceedings of the Roy. geographical Society. 1872, XVI. Bd., S. 149—157) als freundlich, ruhig und arbeitsam, jedoch in Armuth versunken. Andere Beobachter schreiben ihnen Raubgier, Mordlust, Treulosigkeit und Europäerfeindlichkeit zu, von welcher es in der That an traurigen Beispielen nicht mangelt. Stolz ist eine hervorragende Nationaleigenschaft, deßgleichen aber Neugierde und Zudringlichkeit; mit der Ehrlichkeit und Wahrheitsliebe leben sie sehr oft auf gespanntem Fuße; in Glaubenssachen nehmen es nur einige Stämme streng, den meisten Somali jedoch hängt der Islâm, dem sie ohne Ausnahme zugethan sind, nur lose auf den Schultern. Ihre Obrigkeit besteht in dem Sultan, der übrigens nur geringen Einfluß besitzt, und in den Kadis oder Richtern der einzelnen Stämme. Ihre Hütten sind rund, mit Dornhürden (Kraals) für die wenigen Schafe und Ziegen versehen, aus Zweigen geflochten, mit Fellen bedeckt und mit Matten tapezirt; darin finden sich ein Bett, Matten und Strohgefäße. Im Allgemeinen ruht alle Arbeit auf den Frauen; die Feldarbeit indeß verrichten Sklaven, meist von Sansibar eingeführt; dieselben werden äußerst milde behandelt und leben kaum anders als Familienmitglieder. Die Stämme im Inneren sind nomadische Hirten, ziehen Vieh, jagen und sammeln Gummi, lieben Milch und Kameelfleisch und verstehen aus Kuh- oder Ziegenmilch flüssige Butter, Semen, zu bereiten. Sie rauchen nicht, kauen aber die Tabaksblätter. Alle Somali gehen bewaffnet mit der Sagaie oder Lanze und einem langen Dolchmesser, auch wohl mit Bogen und Pfeilen und einem Schilde aus Rhinocoroshaut, das die benachbarten Gallas verfertigen. Die äußere Erscheinung der Somali ist sehr verschieden; manche Stämme haben zuweilen fast ganz kaukasischen Typus, andere gehören zu den schwärzesten und häßlichsten.

Auch die Galla nehmen in physiologischer Beziehung einen hohen Rang unter den afrikanischen Racen ein und haben mit dem Neger nicht mehr als die dunkle Hautfarbe gemein. Ihre Kleidung besteht aus einem doppelten Schurztuche aus grober Baumwolle; als Schmuck tragen die Männer messingene Halsketten, die Frauen eiserne Hand- und Fußringe, Perlen dagegen sind nicht beliebt. Die Waffen bestehen nur aus Speeren mit 15 Cm. breiter Klinge; außerdem tragen die Männer am kleinen Daumen und am Zeigefinger der rechten Hand eiserne Schlagringe mit einem 2 Cm. langen Stachel; ein wohlgezielter Faustschlag im Handgemenge, der beliebtesten Kampfweise der Galla, ist fast immer tödtlich. Die Stellung der Frauen ist ausnahmsweise frei und geachtet; Mädchen genießen das Recht, einen ihnen nicht zusagenden Heirathsantrag abweisen zu dürfen; die Frau muß zwar die Lasten des Hauswesens tragen, hat aber dafür auch innerhalb der Schranken des Haushalts das gebietende Wort zu führen. Monogamie ist bei den Galla die Regel und auf Sittenreinheit vor der Verheirathung wird strenge gesehen. Die politische Organisation ist so wie bei den Somali eine patriarchalische; an der Spitze jedes Stammes steht ein Heitsch oder Sultan, der jedoch keine absolute Gewalt besitzt; die Religion der südlichen Galla ist nicht der Islâm, sondern besteht in dem Glauben an ein höchstes Wesen Waka, dessen Definition oder vielmehr Nichtdefinition dem Gottesbegriffe hoch entwickelter Culturvölker ziemlich nahe kommt.

Die hier zuletzt betrachteten Galla-Völker haben ihre Wohnsitze nach S. hin bis an den Fuß einer Gebirgsregion, welche unbestritten die merkwürdigste ganz Afrika's ist, weil hier die höchsten Spitzen des schwarzen Erdtheils zum Himmel streben und das überraschende Schauspiel eistragender Schneeberge fast unter dem Aequator gewähren. Einen besonderen Namen führt dieses

Digitized by Google

leider noch sehr ungenügend durchforschte Gebiet nicht, wir müssen es daher am zweckmäßigsten nach dem dasselbe charakterisirenden Hochgipfel des Kilima-Ndscharo benennen. Es liegt südlich vom Aequator zwischen der afrikanischen O.-Küste und der erst in jüngster Zeit erkundeten Region der großen Binnensee'n, die wir alsbald näher kennen lernen sollen. Zwei unzweifelhaft aus diesem Gebirgslande hervorbrechende Ströme, welche nach ziemlich parallelem von NW. nach SO. gerichteten Laufe in den indischen Ocean münden, der Dana im N. und der Pangani oder, wie er in seinem Oberlaufe heißt, der Rufu (Lufu) im S. begrenzen etwa diesen Abschnitt. Der Rufu fällt bei Pangani, einer Stadt mit nur schlechtem Hafen aber beträchtlichem Handel mit dem Binnenlande, namentlich mit den Masei, welche Elfenbein liefern, in die See und durchzieht die salzreiche Landschaft Kahe, dann die zwei ausgedehnteren Gebirgsländer Pare und Usambara, deren letztere Hauptstadt Fuga vom Missionär Krapf besucht worden ist. Im Allgemeinen kann man sagen, daß Usambara einem Walde von Bergen gleiche, welche sich auf der einen Seite steil erheben, auf der andern schroff niederstürzen, indem sie bald breitere, bald schmälere Thäler von meist hervorragender Fruchtbarkeit zwischen sich lassen.

Im N. des Usambara- und Pare-Gebietes erstreckt sich der Küste entlang das Land der Wanika. Hier liegt auf einer Insel inmitten einer tief eingeschnittenen, gabelförmig verzweigten Meeresbucht die Stadt und Festung Mombas. Südlich davon steigen in geringer Entfernung von der Küste die Schimba-Berge auf, welche ungefähr 300 M. Höhe besitzen; weiterhin gegen W. dehnen sich wellige Ebenen von Gras mit einzelnen Gehölzen bestanden. Sie werden immer steiniger und unfruchtbarer, bis man in die Wildniß — Njika der Eingeborenen — hinabsteigt, die gegen N. bis an die Gallaländer, gegen S. bis Usambara und gegen W. bis an die Pare- und Dschaggagebirge sich erstreckt. Sie erhebt ihre Fläche allmählig bis zu 600—700 M. und trägt hier einzelne Berge und Gebirgsrücken, welche übergangslos aus den Ebenen emporspringen. Wo Gebirge, da ist Bevölkerung; das ebene Land ist menschenleere Wildniß. Die drei Bergstöcke Kadiaro, Bura und Udara kann man gemeinsam als das Teitaland bezeichnen, welches von etwa 152,000 in 608 Dörfern vertheilten Wateita bewohnt wird. Im W. dieser Gebirge breitet die einförmige, von sehr geringen Wellenerhebungen unterbrochene Ebene nach dem Jipe-See, einer seichten, schilfumkränzten Wasserfläche etwa von der Größe des Zürichersee's, dem Kilima-Ndschara und seinen Vorbergen sich aus. Statt des dornigen Akaziengebüsches und des

Digitized by Google

Dickichts der Euphorbien zeigt sich hier mehr hochstämmiger Wald, während den Boden ein sehr lästiges Stachelgras überdeckt; große Heerden von Elephanten, Büffeln, Giraffen und Antilopen durchstreifen die Wildniß, welche auch Rhinocerosse und Löwen beherbergt. Weiterhin gegen W. nimmt die Gegend mehr den Charakter bald einer offenen Heide, bald eines Grassteppenlandes an; sie findet ihre Grenze am Lumi-Flusse, welcher in den See Jipe fällt, und jenseits dessen das Culturland von Dschagga beginnt. Im N. und NO. der Steppe sind die Gebirgsketten von Ngolia und Kikumbuliu sichtbar, welche an der Grenze von Ukambari stehen. Im S. dagegen erheben sich die massigen Gebirge von Ugono mit Gipfeln von nahe an 2000 M. Höhe. Westlich von Ugono liegt das Bergland Aruscha, zwischen beiden die Landschaft Kahe. Binnenwärts dehnen sich von dort die Ebenen, welche die als Krieger berühmten, als Räuber gefürchteten Nomadenstämme der Masai oder Wakuafi bewohnen. Wir stehen nun bereits an den Wurzeln des Kilima-Ndscharo.

In einer Breitenausdehnung, welche jener der Berner Alpen gleichkommt, erhebt sich im O. der Masaiebene der von Rebmann, v. d. Decken, und 1871 von Charles New erforschte Bergriese (Kilima = Berg, Ndscharo = Größe, — Berg der Größe); die ganze Masse seines Fundamentes culminirt nur in zwei mit ewigem Eise bedeckten Häuptern, im W. ein prachtvoller mit blendendweißem Mantel umhüllter Dom, 5670 M. üb. d. M., im O. eine um 760 M. niedrigere Masse jäh abfallender Säulen und Riesenpfeiler, welche die Schneegrenze nicht um Vieles überragt und an deren schroffen Abstürzen nur wenig von den Staubkrystallen des Wassers zu haften vermag. Beide verbindet ein langgeschweifter Bergsattel. An den sich regelmäßig abdachenden Flanken gewinnt vom Schnee abwärts die Vegetation der Tropenländer allmählig das Uebergewicht; der Fuß ist tief zerrissen und durchschluchtet von den verzweigten Quelladern der Flüsse, welchen die Firnlager des Gipfelhauptes und die Gewässer, die seine Höhe den Wolken entzieht, den Ursprung geben. Ueber die wahre Gestalt des ostafrikanischen Riesenberges wissen wir nichts Bestimmtes, doch ist es am wahrscheinlichsten, daß der Kilima-Ndscharo ein alter, durch Einstürze theilweise zerstörter Feuerspeier ist. Durch eine Ebene von ihm getrennt erhebt sich westlich vom Kilima-Ndscharo der Meru-Berg zu 4450 M. Höhe: er stellt als isolirter, kegelförmiger Pik sich dar, welcher die Schneegrenze nicht erreicht. Die südlichen Abhänge des Kilima-Ndscharo-Gebirges sind nur zwischen 1000 und 1500 M. Meereshöhe bewohnt, 300 M. höher reichen die Bananenpflanzungen, oberhalb dieses Gürtels aber hört Anbau und Besitz auf, beginnt herrenlose Wildniß, Urwald, Grasflur, Steinfeld, zuletzt Schnee und Eis. Der schmale bewohnte Gürtel zerfällt in mehrere „Königreiche", welche freilich oft nicht mehr Umfang besitzen, als bei uns zu Lande ein kleiner Verwaltungsbezirk. Der Kilima-Ndscharo ist der Vorposten einer Anzahl ähnlicher, vielleicht noch höherer Schneeberge, welche sich bis jenseits des Aequators hinziehen. Von ihnen haben wir bis jetzt nur sagenhafte Kunde, und nur einen, den massigen Kenia der Wakamba, den Oldonioeibor (weißer Berg) der Wakuafi hat der kühne Missionsreisende Krapf mit eigenen Augen gesehen. Seine Gestalt gleicht, von SO. aus, einer ungeheuren, einem Dachfirste ähnlichen Mauer, über der sich nahe bei einander zwei große, thurmartige Hörner erheben, ganz verschieden von der regelmäßigen Kuppelform des Kilima-Ndscharo. Im Vergleiche mit jenem darf man die Höhe des Kenia auf mindestens 5400 M. veranschlagen. (Nach Herm. v. Barth, Ost-Afrika.)

Digitized by Google

§. 18. Die Suaheli-Küste.

Zwischen dem Aequator und 10½° s. Br. erstreckt sich die Suaheli- oder Sanſibar-Küſte, in commercieller Hinſicht zweifelsohne die wichtigſte Strecke der ganzen afrikaniſchen O.-Küſte. Ihr gegenüber liegen dem Feſtlande ſehr nahe die Inſeln Pemba, Sanſibar und Mafia, welche alle ſowie die ganze Suaheli-Küſte unter der Herrſchaft des Sultans von Sanſibar ſtehen. Früher waren dieſe Landſtriche im Beſitze des Imam von Maskat in Arabien, doch vor 12—13 Jahren, nach dem Tode des letzten Imam, fand zwiſchen deſſen zwei Söhnen eine Theilung dahin ſtatt, daß der eine gegen eine jährliche Subſidie das Sultanat Sanſibar als ſelbſtändigen Staat übernahm. Am Feſtlande erſtreckt ſich das Gebiet des Sultanats nirgends tief landeinwärts, ſondern iſt faſt geradezu auf die Küſte ſelbſt beſchränkt, an welcher nebſt Mombas und Pangani noch andere nicht unbedeutende Plätze, wie Bagamoyo, der Stadt Sanſibar gegenüber, Dar-es-Salam und Quiloa (Kiloa) liegen. Die Bewohner der Küſte wie der Inſeln ſind die Suaheli, mit welchem Volke die Araber eine ſo enge Miſchung eingegangen, daß man die Suaheli jetzt ſelbſt meiſtens Araber nennt. Alle ſind Muhammedaner und halten nicht allein an dieſem Glaubensbekenntniſſe feſt, ſondern ſuchen auch, wo immer ſie in das Innere des Landes vordringen, den Islâm zu verbreiten; ſie ſind dabei ein energiſches und eifriges Handelsvolk, welches faſt den ganzen Verkehr an der afrikaniſchen Küſte in ſeinen Händen hat. Hauptſtapelplatz des Handels und Mittelpunkt des Verkehrs bleibt aber die Inſel Sanſibar mit ihrer an der W.-Seite gelegenen gleichnamigen Hauptſtadt.

Die Inſel liegt 4450 Km. von der S.-Spitze von Indien, ebenſoweit vom Cap der guten Hoffnung wie auch von der Meerenge von Suez. Sie iſt ſehr flach und erhebt ſich nur einige Meter über den Meeresſpiegel. Von den wenigen Hügeln iſt keiner über 100 M. hoch. Die Einwohnerzahl beläuft ſich auf 300,000 bis 350,000, etwa im Durchſchnitt 145 auf 1 □Km. Die Stadt ſelbſt überraſcht durch ihre hübſche Bauart, ſie beſteht durchweg aus weißen Steinhäuſern, wie ſie der Reiſende in der Reſidenz eines oſtafrikaniſchen Sultans durchaus nicht erwartet. Intereſſant iſt das bunte, fremdartige Leben am Strande, wo die Handelsartikel der Inſel, wie Elephantenzähne, Gewürznelken, türkiſcher Pfeffer, Häute, Baumwollenzeug in Fäſſern und Ballen, und früher hauptſächlich Sklaven u. ſ. w. feilgehalten werden. Ferner die Forts, wo die arabiſchen Landesvertheidiger der für ſie ſehr angenehmen Beſchäftigung des Nichtsthuns obliegen. Der Sultan beſitzt einen vorzüglichen und prächtigen Marſtall, an deſſen Eingange — ein ſehr großes Schwein liegt. Letzteres hat die Beſtimmung, den böſen Geiſtern, welche ſich gelüſten laſſen ſollten, in die Pferde zu fahren, als Ableiter zu dienen. Dennoch ſind die Einwohner durchaus nicht abgeneigt, den Weißen für gutes Geld den Genuß

Digitized by Google

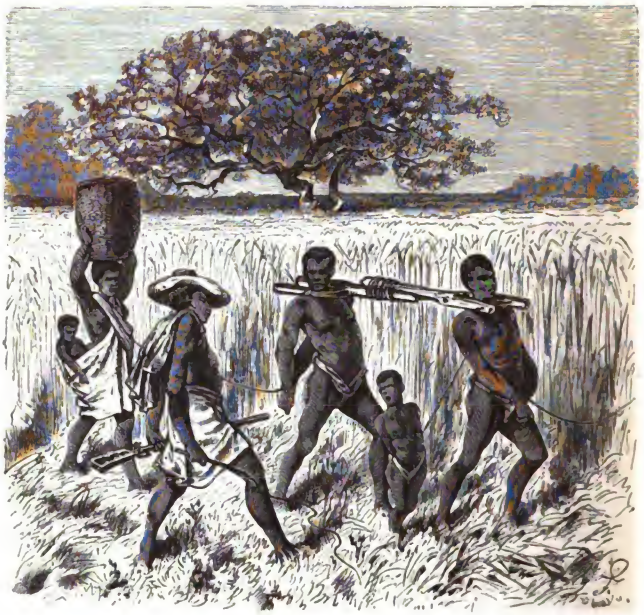
eines Schweinebratens zu verschaffen, und wer von diesen ein Ferkelchen verzehren will, der kauft es im Marstalle des Sultans. Seine Pferde stellt der Letztere Fremden wie Einheimischen zur Verfügung, es kostet nur ein kleines Trinkgeld an die Stalldiener. Die Frauen werden sehr streng bewacht, doch hat der Umgang mit den Europäern schon eingewirkt. Die Grüße der Letzteren werden nicht selten sehr freundlich erwidert. Auch die Familienglieder des Sultans sind gegen die Fremden, namentlich wenn sie Geschenke darbringen, sehr freundlich.

Da es vorzüglich der Handel ist, welcher Sansibar und der Suahelikküste eine so hohe Bedeutung verleiht, so wollen wir hier einen Blick auf den Handel an der O.-Küste Afrika's überhaupt werfen und zugleich die damit eng zusammenhängende Frage des Sklavenhandels in Kürze erörtern. Ueberdies ist seit der Eröffnung des Suez-Canals die O.-Küste Afrika's den europäischen Staaten wieder näher gerückt, und obwohl zwei vor nicht langer Zeit daselbst entdeckte Steinkohlenlager nahe der Küste bis heute noch nicht aufgeschlossen sind, so bilden sie nicht minder ein für die Dampfschifffahrt in jener Gegend beachtenswerthes Moment.

Bemerkenswerth ist zunächst, daß nicht blos der Kleinhandel, sondern selbst das Engrosgeschäft an der O.-Küste Afrika's in den Händen von ostindischen Eingeborenen ruht; man trifft sie nicht blos überall längs der continentalen Küste, sondern auch auf allen Inseln daselbst, wie auf Pemba, Sansibar, Mafia, Comoro und Madagascar. Im Jahr 1873 hielten sich über 4000 Inder aus allen Kasten, von jeglichem Handelszweig und Beruf an den Küsten auf. Die Landeskinder selber, wie Suahelis, Somalis, Comoros u. s. w., treiben nämlich nur im Kleinen einen Victualienhandel, hauptsächlich mit gesalzenem Haifisch, Fleisch, Hühnern, Obst, süßen Kartoffeln und Cassava, während die Araber sich vorzugsweise dem Ackerbau, wenn nicht dem einträglicheren Sklavenhandel, zuwenden; ja es ist beinahe ohne Beispiel, daß ein Araber einen Kaufladen besitzt. Durch die Unthätigkeit der übrigen Nationalitäten sind also die Inder die Haupthändler an der afrikanischen O.-Küste geworden und ihre Dhows (spr. Dhau) bedecken dort alle Meere. Man nennt sie allgemein Hindis oder Banyans. Die Hindis theilen sich in Inder muhammedanischer Religion, in Khojahs, Bohrahs und Mehmnons; die Banyans in Bhattias und Johannas. Der Fleiß und die Ausdauer der Inder im Geschäft ist außerordentlich; sie leben so einfach und sparsam, daß kein Europäer es ihnen gleichthun kann. Obwohl viele derselben Waaren aus Europa direct und im Großen beziehen, sind sie doch auch die Kleinhändler der europäischen Häuser. Ihre Waaren stammen hauptsächlich aus Deutschland und Amerika; die Baumwollenstoffe und Glasperlen kommen aus den vorgenannten Ländern, selten aus Frankreich, doch trifft man hier und da blaue Baumwollenstoffe, welche von Surat und Guzerat eingeführt wurden. Ihre Bücher sind bei doppelter Buchführung in der hindostanischen, Cutchi- oder Guzerati-Sprache, und zwar sehr sauber geführt. Hat ein Inder Vermögen erworben, so kehrt er in die Heimath zurück, selten wird sich ein oder der andere in Afrika oder auf den Inseln selbst niederlassen. Die Wenigen, die es thun, sind Bohrahs und Khojahs, von welchen in Madagascar Familien seit vier bis fünf Generationen ansässig sind. Das Haupt der Familie geht jedoch jährlich mit dem SW.-Monsun nach Indien und kehrt in seinem mit Waaren beladenen Dhow mit dem NO.-Monsun zurück. Ihre Kinder werden stets zum Unterricht nach Indien geschickt, und zwar, wenn die Familie auch aus Cutch oder Surat stammt, fast immer nach Bombay.

Bei alledem werden aber die reichen Handelsressourcen der afrikanischen O.-Küste von den Indern noch lange nicht genügend ausgebeutet, und unternehmenden Kräften steht hier jedenfalls noch ein weites und ergiebiges Feld offen. Das Wachsthum des Handelsverkehrs an der ostafrikanischen Küste ergibt sich übrigens am deutlichsten daraus, daß seit Januar 1873, wo die britisch-indische Dampfschifffahrts-

Digitized by Google



Sklaventransport.

Gesellschaft eine directe monatliche Dampfschiffverbindung zwischen Aden, Sansibar und Madagascar eröffnete, die Nachfrage nach Frachtgelegenheit in stetem Steigen begriffen ist. (Kölu. Zeitung vom 4. Mai 1874.)

Da die Juder als tüchtige Handelsleute nicht leicht eine Gelegenheit vorübergehen lassen, wo Geld zu verdienen ist, so ist es natürlich, daß sie auch an dem so einträglichen Sklavenhandel Geschmack fanden; dieser für sie neue Erwerbszweig hatte vor 60—70 Jahren in diesen Gegenden Eingang gefunden und in den letzten Jahren solchen Umfang angenommen, daß er die Aufmerksamkeit der englischen Regierung auf sich zog. Ueber die Details dieses wichtigen Handelszweiges hat man erst vor wenigen Jahren nachstehende Einzelnheiten in Erfahrung gebracht: Der Handelsverkehr wird durch arabische „Cutch-Buggalos" (Zweimaster) vermittelt. Die indischen Firmen in Afrika richten Häuser und regelmäßige Agentien im Innern des Festlandes ein. Das eigentliche Handelshaus betreibt das Engros-Geschäft, die Agentien beschäftigen sich mit dem Detail. Araber und Somalis von Aegypten, Arabien und Maskat kommen mit Buggalos an die afrikanische O.-Küste, um Sklaven zu kaufen, und mit diesen stehen die Hindu-Kaufleute in geheimen Geschäftsbeziehungen. Der arabische Käufer wendet sich im Allgemeinen an den Vorsteher eines Dorfes, der auch ein Araber oder Afrikaner ist, und macht durch dessen Vermittlung das Geschäft mit den indischen Firmen ab. Diese Vorsteher treiben den Handel auch für eigene Rechnung, fangen Sklaven aus dem Innern ein und verkaufen sie. So geschieht es, daß die Kaufleute von Bunnia und Bhattia im

Digitized by Google

Allgemeinen in Handelsgenossenschaft mit den Arabern stehen. Die indischen Sklavenhändler gehen nicht selbst in das Innere des Landes. Sie bleiben an der Küste und senden afrikanische oder arabische Häuptlinge mit Waaren dahin, welche die letzteren dort verkaufen und dagegen Sklaven einhandeln. Sie nehmen Pulver, Gewehre, Cutschi-Tuch, falsche Perlen und andere ähnliche Waaren mit. Sobald sie in das Innere gelangen, unterhandeln sie mit andern Leuten wegen Einfangung von Sklaven, und diese letzteren nehmen es immer auf sich, die Sklaven binnen einer gewissen Frist an die Küste zu liefern. Jedes Individuum, welches einem Dorfe von zwanzig Hütten vorsteht, wird Mukhi, d. i. Häuptling, genannt. Diese halten beständig eine gewisse Anzahl Sklaven vorräthig, um den Markt zu ernähren, während die Zwischenhändler ihrerseits in gewissen Zwischenräumen von diesem oder jenem Häuptling einige Sklaven kaufen, um zu zeigen, daß eine beständige Nachfrage nach dieser Waare ist. Die Sklavenbesitzer stehen in der Regel auf der untersten Stufe der Cultur. Sie kennen den Werth des Geldes gar nicht und tauschen ihre Sklaven gegen Gewehre, Schießpulver und ordinäre Schmucksachen ein. Das Pulver gebrauchen sie zu ihrem Vortheil. Sie versetzen die Dörfer durch blinde Gewehrschüsse in Angst und Schrecken, und nehmen dann, die Verwirrung benützend, ganze Familien gefangen. Oft gerathen die Häuptlinge selbst mit einander in Streit. Sie ziehen Schießpulver allen andern Waaren vor. Im Allgemeinen bedecken sie sich mit Häuten und verwenden selten Tuch für ihre Bekleidung. Es ist sehr leicht, für Schießpulver Sklaven einzutauschen. Jedes Faß enthält 2½ bis 12½ Kg. Pulver, und für 2½, ja selbst für 1 Kg. kann man einen Sklaven kaufen. Für ein Gewehr sind zwei Sklaven zu haben. Diese Gewehre und das Pulver werden aus Frankreich und Amerika bezogen. Die Häuptlinge geleiten die Sklaven an die Küste und verkaufen sie durch Vermittlung der Hindu-Kaufleute an die Buggalo-Wallahs. Jeder Sklave kostet 16 bis 32 RM., während die Araber sie für 48 bis 60 RM. das Stück verkaufen. Mehrere indische Kaufleute haben fabelhafte Reichthümer durch diesen Menschenhandel gesammelt. (Wanderer vom 4. Jänner 1873.)

Zur Unterdrückung dieses Sklavenhandels schloß England 1873 mit dem Sultan von Sansibar einen Vertrag, der mit vieler Mühe erlangt und als ein großer diplomatischer Sieg gefeiert wurde; indeß erweist sich derselbe mehr und mehr als ein todter Buchstabe; das einzige erzielte Resultat ist jenes, den Preis der Sklaven um 10 RM., welche früher als Zoll für den Sultan entfielen, herabgedrückt zu haben. Die Küste von Sansibar ist nämlich bei weitem nicht der einzige Punkt, wo der Menschenhandel noch in Blüthe steht. Ein Gleiches ist der Fall auf der Insel Socotora (siehe: Globus XXIII. Bd., S 30) und im ägyptischen Sudân, wo Samuel Baker zur Unterdrückung desselben ganz nutzlose Anstrengungen machte (siehe: Mitth. der k. k. geograph. Gesellschaft in Wien 1872, S. 249—252, und: Globus XXII. Bd., S. 119—120). Wie zu erwarten war, hat sich der Sklavenhandel, da ihm der Seeweg versperrt ist, auf den Landweg verlegt, und dort ward der Transport sogleich systematisch eingerichtet, so daß Tausende von Sklaven nach N. befördert werden. Allmählig beginnt man doch zu begreifen, daß, so lange der Verkauf von Sklaven im Orient nicht ganz abgeschafft ist, was in islamitischen Ländern völlig unthunlich, dem Handel in Afrika sich nicht Einhalt thun läßt. Wie wir schon wissen, hat die häusliche Sklaverei in Aegypten während der letzten Jahre nicht nur keineswegs abgenommen, sondern vielmehr größere Verbreitung gefunden. Die Nachfrage nach Sklaven hat ferner nicht abgenommen in Arabien, Persien und Madagascar. Dagegen ward ein neuer Sklavenmarkt am afrikanischen Festlande unter den Somâlis am Cap Guardafui ausfindig gemacht. Diese Entdeckung ist geeignet, das Hoffnungslose aller Unternehmungen gegen den Sklavenhandel in's rechte Licht zu setzen, denn es gibt kein Mittel, denselben am Festlande unter den Negervölkern selbst hintanzuhalten. Zu einer Jahreszeit, wo es für europäische Schiffe fast unmöglich ist, an der afrikanischen Küste bis 2 oder 3° n. Br. vorzudringen, wird der Sklavenhandel nach Brava und den Küstenplätzen nördlich vom Aequator auf offener See betrieben. Bisher dachte man, daß Brava ein Stapelplatz sei, wo die Sklaven am Ende eines Monsuns gelandet werden, um dort bis Beginn des nächsten Monsun zu bleiben, dann aber nach dem rothen Meere und persischen Golfe überführt werden. Nun stellt sich heraus, daß der im Somâli-Lande herrschenden Nachfrage wegen dieser

Digitized by Google

Handel in Brava, Merka oder Mogodora thatsächlich schon sein Ziel erreicht hat. Alle Einschränkungen, welche die Engländer demselben in Arabien auferlegt, haben also den Strom dieses Handels keineswegs verstopft, sondern nur in ein anderes Bett gelenkt. Indem sie jetzt den Sklavenmarkt in Sansibar gesperrt, haben sie auch nichts gethan, als ein neues, gleichfalls auf Sklavenarbeit gegründetes Handelscentrum geschaffen. Die Wenigsten, welche über diesen Menschenhandel schreiben, denken fühl genug, um zu erwägen, daß derselbe genau den nämlichen Gesetzen folgt, wie der Verkehr mit jeder andern beliebigen Handelswaare. Der Sklavenhandel wird bestehen, so lange es dafür ein Angebot und eine Nachfrage gibt. Damit diese beiden aufhören, dies beginnen die Engländer erst jetzt einzusehen, müßte Afrika in die Reihe der civilisirten Länder treten. Aber nicht nur die Neger, auch ihre Nachbarn ringsumher müßten durchaus civilisirt sein. Wenn nun auch die Engländer alles Ernstes an die Civilisirung des schwarzen Welttheiles schreiten wollten, so wird jedenfalls noch viel Zeit vergehen, ehe auch nur Spuren ihres civilisatorischen Wirkens daselbst sichtbar werden.

§. 19. Das Seen-Gebiet im östlichen Central-Afrika.

Noch nicht allzu lange ist es her, daß Afrika für einen durchaus wasserarmen Erdtheil galt, und es war keine geringe Ueberraschung, als die rastlose Forschung der letzten Decennien etwa zwischen dem Aequator im N. und dem mächtigen Zambesi-Strome im S. nach und nach eine Ansammlung stehender Gewässer aufdeckte, wie sie in gleicher Großartigkeit, Nordamerika ausgenommen, nirgends mehr auf unserem Planeten getroffen wird. Nehmen wir eine den neuesten Standpunkt unserer Kenntnisse zur Anschauung bringende Karte zur Hand, so bemerken wir als weitestes Wasserbecken vor Allem den großen Ukerewe-See und nordwestlich davon den kleineren Mwutan, südlich von diesem aber den langgestreckten Tanganyika-See, förmlich umgeben von einem Kranze größerer und kleinerer Wasserspiegel, worunter der Bangweolo im SW. und der Nyassa im SO. am meisten auffallen. Alle diese Seen und die dazwischen liegenden Gebiete wollen wir auf Grund der neuesten Forschungen und an der Hand der jüngsten Reisenden durchwandern, zumal vom Gesichtspunkte des Geographen kein anderes Gebiet der Erde dieser weiten Seenregion, deren Schooß die Quellen der zwei mächtigsten Ströme Afrika's, des Nil und des Congo birgt, an Interesse gleichkommt. Commander Cameron, der erst im Jahre 1875 den Riesenmarsch quer durch den afrikanischen Continent von der Suaheli-Küste bis nach Benguela vollendete, zunächst dann den Amerikaner Henry Stanley zum Führer nehmend, werden wir mit ihnen von Sansibar aus eindringen in

Digitized by Google

das Innere des Landes und nach einander die Probleme studiren, welche die centralafrikanische Geographie so lange beschäftigten und theilweise noch in Athem halten. Erst wenn wir solchergestalt den Continent durchschritten und an der W.-Küste angelangt sind, können wir Südafrika, dem südlich vom Zambesi gelegenen Theile Afrika's, uns zuwenden.

Nach den nördlichen Seen.

Capitän Richard Burton, der tüchtigsten Kämpen einer auf dem noch jungfräulichen afrikanischen Boden, zerlegt das Gebiet zwischen der O.-Küste des Continentes und dem von ihm selbst 1858 entdeckten Tanganyika in fünf Regionen. Die erste, etwa 130—150 Km. breit, ist die Uferregion und erstreckt sich bis zu den Gebirgen Usagara's, einem Hochlande, welches sich zu O.-Afrika wie die Ghauts zum westlichen Indien verhält. Die zweite Region umfaßt die Usagara-Gebirge selbst. Daran schließt sich als dritte Region ein flaches Tafelland vom westlichen Fuße Usagara's bis nach Tura, die Landschaft Ugogo und eine Breite von beiläufig 220 Km. umfassend. Dürr, trocken und unfruchtbar liegt dieser Landstrich leewärts von einem Gebirgszuge, dessen Höhe die feuchten SO.-Passate hintanhält, andrerseits aber weit entfernt von der inneren Seenregion, welche als Reservoir zur Ausgleichung der Feuchtigkeit in der Atmosphäre dient. Der vierte Terrainabschnitt enthält das hügelige Tafelland von Unyamuesi und Uvinza, in einer Breite von gleichfalls 220 Km. an die östlichen Ufer des Malagarazi-Flusses heranreichend, dessen oberer Lauf noch ziemlich unbekannt ist. Hier haben wir nach Burtons Ausspruch den Garten des tropischen Afrika vor uns. Das Alluvialthal des Malagarazi bis an den Tanganyika-See, 150 Km. lang, bildet die fünfte Region. Wir betreten hier das Gebiet eines Sprachenkreises, welcher nordwärts bis über die Nilseen hinaus und in das Gallaland, westwärts zu noch unbekannten Grenzen sich erstreckt; es sei hier auf eine Eigenthümlichkeit dieses Sprachgebietes aufmerksam gemacht, welche in ihrer häufigen Wiederkehr für geographische Namen von Belang ist. Die Präfixen U, Wa und M. bedeuten bei allen diesen Völkern das Land, seine Bewohner und die einzelne Person; so bedeutet Ugogo das Land, seine Bewohner sind die Wagogo und ein Einzelner davon ist ein Mgogo.

Fast alle Erforscher des östlichen Centralafrika und auch Commander, damals Lieutenant Cameron traten ihre Wanderung in Bagamoyo an, einer Stadt, welche der Insel Sansibar gegenüber und in nur geringer südlicher Entfernung von der Mündung des Kingani-Stromes liegt. Etwa 48 Km. nördlich

Digitized by Google

von Bagamoyo mündet bei dem kleinen Hafenplatze Whimbe der Wami-Strom, welcher nach den Aussagen des Amerikaners Henry Stanley bis zu dem beiläufig 300 Km. landeinwärts liegenden Orte Mbumi für leichte Dampfer schiffbar sein soll.

Von Bagamoyo kann man mehrere Wege in's Innere einschlagen. Ueber Kidunda und Zungomero waren im Jahre 1857—1858 Burton und Speke längs des Kingani durch die erste Küstenregion nach den Hochgebieten Usagara's und Ugogo's hinaufgestiegen, wo sie schon auf die Tsetsefliege stießen, deren Stich für das Vieh tödtlich ist. Stanley nun, als er 1871 auf die Suche des berühmten, verschollen gewesenen Missionärs David Livingstone ausging, überschritt den Kingani in einer völlig neuen Gegend, und der eingeschlagene Weg von diesem Strome nach den Usagara-Bergen über Rosako, wo noch in geringer Distanz von der Meeresküste die Physiognomie des Bodens sich merklich verändert, ist eine seiner Entdeckungen. Cameron und seine Expedition, welche demselben Livingstone zu Hülfe kommen sollten, nahmen ihren Weg zwischen jenem Stanley's und dem Kingani über eine freie, parkartige Landstrecke mit Dschungelstreifen und Waldbäumen, unter denen sich öfter Wildspuren zeigten. Auf dem Wege lagen keine Dörfer, und nach drei Tagen behaupteten seine Leute, Lebensmittel auftreiben zu müssen. Bis Msuwah glich das Land dem schon durchzogenen, von da aber begann es sich zu heben. Vom Makata-Flusse bis zu den Usagara-Bergen war der Weg eben und bis auf ein paar Sümpfe gut. Zwei Hauptgebirgsketten durchziehen Usagara, die Mukondokwa-Berge im N. und die Kiringawana im S.; während seinerzeit Burton die letzteren überstieg, nahm Stanley seine Route über den nördlicheren Höhenzug und erklomm einen der westlichen Usagara-Berge, von dessen Gipfel er sich eines entzückenden Rundblickes erfreute. Cameron schildert die Gegend mit folgenden Worten: „Unser Weg führte uns nun über das Usagara-Gebirge, Hügel auf, Hügel ab, über schlüpfrige Quarz- und Granitflächen. Aber trotz ihres felsigen Charakters sind diese Höhen bis hinauf bewaldet und zumeist mit Akazien. In den Vertiefungen fanden wir Wasser angesammelt, und in den Schluchten erhob der Mparamusi sein majestätisches Haupt. Es ist dies wohl einer der prachtvollsten Bäume der Welt. Der glatte Stamm steigt 50 bis 70 M. hoch empor, ohne irgend eine Biegung oder Unebenheit, und ist mit reichem grünen Laubwerke gekrönt. Wenn die Eingebornen etwas als über ihre Kräfte gehend bezeichnen wollen, so bedienen sie sich des Sprüchwortes: ‚Ich habe schon viele Bäume erklommen, das aber ist ein Mparamusi, den kann man nicht erklimmen.' Nachdem wir die erste Bergreihe überstiegen hatten, gelangten wir in einen Paß, durch den der Mukondokwa braust. Wir mußten an einem so steilen Abhange lagern, daß wir uns wie auf einem Dache fühlten. Am nächsten Tage überschritten wir den reißenden, knietiefen und 8 M. breiten Fluß, nach dem alten Dorfe Kadetamaré zu, dann zogen wir durch üppige Felder mit Mtama- und Kafferukorn, dessen Stengel 5—6 M. hoch waren. Dann ging es wieder auf das rechte Ufer des Mukondokwa, einen sehr gefährlichen steilen Felsenpfad entlang, von dem das leiseste Ausgleiten durch einen Sturz in den schäumenden Fluß gestraft worden wäre. Die Hügel bestanden zumeist aus Granit, doch bildeten auch hier und dort Massen rothen Sandsteins einen schönen Contrast zu dem Laubwerke der Bäume, den Schlinggewächsen und der düsteren Färbung des verwitterten Granits. Zweimal noch mußten wir den Fluß übersetzen, ehe wir an den See Ugombo kamen, an dem es eine Menge Flußpferde und Wasservögel in Fülle gibt. Auf den zwei langen Märschen zum Mpwapwa ist kein Wasser zu finden. Am zweiten Tage kamen wir an das sandige Bett des Mpwapwa, in dem wir hier und dort durch Aufsickern gefüllte Gruben fanden. Mpwapwa, am Abhange der Hügelkette gelegen und wohlbewässert, ist ein Land der Fülle, dennoch aber waren die Lebensmittelpreise sehr hoch, da die Wadirigos, ein räuberischer Gebirgsstamm, die benachbarten Dörfer arg geplündert hatten. Die Wadirigos sind schön und männlich aussehend; sie tragen einen großen Schild von Ochsenhaut und einen schweren Speer. Sie gehen wie Wesen einer höheren Gattung unter den Dörflern einher und erklären ganz kaltblütig, deren Bodenproducte und Heerden als zu ihrer freien Verfügung stehend zu betrachten. Mpwapwa ist ein sehr beliebter Halteplatz, da es zwischen dem See Ugombo und der Wüste Marenga Mkali liegt." Die Marenga Mkali ist eine wüste Ebene, die sich vom Usagara-Gebirge gegen die östliche

Digitized by Google

Jagd auf Flußpferde.

Grenze Ugogo's erstreckt und von einer Menge kleiner Granithügel wie überstreut ist, wovon viele die konische Form tragen. Es gibt eine große Anzahl Wasserrinnen, die zur Regenzeit gespeist sind, und es ist Camerons Ueberzeugung, daß man bei Grabungen auf Wasser stoßen würde. Die Bewohner Ugogo's, die Wagogo, sind arge Schreier und Renommisten, doch, wie Cameron den Anschauungen anderer Afrika-Reisenden entgegen glaubt, auch Feiglige. Ihre elenden Hütten umgrenzen einen freien Platz, in dem des Nachts die Rinderheerden eingeschlossen werden; Schafe, Ziegen und Geflügel theilen mit ihren Besitzern das Innere der Behausungen. Die Kinder scheinen bei den Wagogos so zahlreich wie der Sand am Meere. Der Boden bedarf hier anstrengender Bearbeitung, um das Lebensnothwendige zu ergeben, und die Eingebornen bringen und verlocken Sklaven in's Land. Die Häuptlinge wie die Niedrigsten des Stammes müssen abwechselnd die Heerden betreuen, und die Privilegien, welche die Häuptlinge genießen, bestehen nur darin, daß sie mehr Weiber besitzen und sich häufiger betrinken können als ihre Unterthanen. Ihre Waffen sind Bogen, Pfeile und Speere, und im östlicheren Theile des Landes werden auch noch Hautschilde getragen, die weiß und roth bemalt sind. Ihre Ohren sind durchstochen und die Ohrläppchen häufig so in die Länge gedehnt, daß sie die Achsel berühren. Sie tragen Kürbisse, Tabaksdosen und die heterogensten Gegenstände darin. Ihr Haar ist in der phantastischesten und unkleidsamsten Weise aufgebaut.

In Mywapwa verlassen wir einstweilen Cameron, um uns dem Zuge Henry Stanley's nach den nördlichen Seen anzuschließen. Dieser unternehmende Amerikaner hatte am letzten Tage des Jahres 1874 die W.-Grenze Ugogo's erreicht und

Digitized by Google

ging nun von dort längs einer fast vollkommenen Ebene, die sich bis zum Ukerewe erstrecken soll, an der W.-Grenze von Derhumba entlang. Zwei Tagereisen nach N. brachten Stanley und seine Leute an die Grenze von Usandawi, einem wegen seiner Elephanten berühmten Lande; hier wandte sich der Weg nach NW. und sie betraten Ukimbu oder Uyanzi an seinem NO.-Ende. Nach anstrengenden Märschen durch ein Dickicht von Euphorbien und dornigen Akazien, dann über eine breite Ebene, gelangten sie in den District Suna in Urimi. An diesem Orte wohnt ein Volk, das bemerkenswerth ist durch seine männliche Schönheit, die edlen Verhältnisse des Körpers und die gänzliche Nacktheit. Bei all ihrem physischen Anstand und ihrem schönen Körperbau waren sie die argwöhnischsten Leute, die Stanley noch gesehen hatte. Sie besaßen keinen Häuptling, achteten aber die Befehle ihrer Aeltesten. Die nächste Station Tschiwyn liegt am Fuße der Wasserscheide, von welcher die jungen Gewässer nach dem Nil zu fließen beginnen. Bei dem Dorfe Vinyata kam man an den Fluß, der alle Bäche zwischen Tschiwyn und Vinyata aufnimmt. Er heißt Liwumbu und fließt von diesem Thale aus nach W. Selbst in der trockenen Jahreszeit ist er ein ansehnliches Gewässer, 6—7 M. breit und 1 M. tief, in der Regenzeit aber wird er ein tiefer gefährlicher Fluß. Mannigfaltig waren die Erlebnisse auf der Reise zwischen Mgongo Tembo in Iramba und dem Ukerewe oder Victoria Nyanza. Stanley und seine Leute durchzogen Usukuma seiner ganzen Länge nach, indem sie die Districte Mombiti, Usiha, Mondo, Sengerema und Marya passirten, und kamen nach einem Marsch von 1150 Km. am 27. Febr. 1875 an den Ukerewe-See.

Wagogo.

Da vom westlichen Ugogo an alles Land völlig neu ist, so sind Stanley's beschreibende Notizen darüber in hohem Grade interessant. Nördlich von Mizanza dehnt sich bis an die Grenze von Usandawi, d. h. 56 Km. weit, eine flache Ebene aus. In Mukondoku betrug die Höhe 850 M., in Mtiwi, 320 Km. nördlicher, 861 M. Von da gegen W. und NW. steigt man anscheinend den Abhang eines langgedehnten Bergwalles hinauf, bei der Ankunft auf der Höhe aber liegt ein weites, waldbedecktes Plateau vor dem Beschauer. Dieses Plateau hat an seinem O.-Rande eine Höhe von 1160 M., aber gegen W. hin steigt es bis auf 1370 M. Es umfaßt ganz Uyanzi, Unyanyembe, Usukuma, Urimi und Iramba, kurz den ganzen Theil Central-Afrika's zwischen dem Thal des Rufidschi im S. und dem Victoria Nyanza im N.; und die durchschnittliche Höhe dieses breiten Hochlandes kann nicht mehr als 1070 M. betragen. Die Entfernung von Mizanza zum Nyanza ist gegen 540 Km., aber nirgends auf dieser langen Reise zeigten die Aneroide eine

Digitized by Google

größere Höhe als 1550 M. über dem Meeresspiegel an. Von seinem O.-Rand bis Urimi ist das Plateau mit einem Akaziendickicht bedeckt, welches durch seine Dichtigkeit jede andere Art Pflanzenwuchs erstickt. Nur hier und da sieht man in einem Felsenspalt eine riesige Euphorbie als einzige Herrin dieser sterilen Domäne. Die Erde an der Oberfläche bildet eine dünne Schicht und besteht aus vegetabilischem Humus, reichlich gemischt mit Sand und dem Geröll der nackten Felsen, welche jeden Buckel und Rücken krönen und nur zu deutlich die Heftigkeit der periodischen Regen bezeugen. In Central-Urimi erhebt der Nil seinen ersten Tribut vom äquatorialen Afrika; wenn man auf der Karte eine Linie in der Breite von Udschidschi am Tanganyika-See nach O. bis 35° östl. L. zieht, so trifft man auf die Quellen des Liwumbu, des südlichsten Zuflusses zum Ukerewe; in Iramba, zwischen Mgongo Tembo und Mombiti, auf die Lumamberri-Ebene, die in früheren Zeiten ein Arm des Sees gewesen sein muß. Der Liwumbu nimmt in Usukuma den Namen Monangah-Fluß an.

Der Ukerewe-See.

Nach einem weiteren Lauf von 110 Km. ändert sich der Name in Schimiyu (Shimeeyu) und mit dieser Benennung mündet der Fluß östlich vom Hafen von Kagehyi in den Ukerewe. Annähernd mag der Schimiyu eine Länge von 560 Km. haben. Nachdem wir durch den Wald und das Dickicht im W. des Lumamberri hindurch gedrungen, kommen wir nach Usukuma, einem dicht bevölkerten, viehreichen Lande. Es besteht aus einer Reihe welliger Ebenen, auf denen hier und da; weit von einander eine Kette ausge-

Digitized by Google

Ripon-Fälle.

zackter Hügel sich erhebt. Der Abstieg nach dem See ist ganz sanft. (Petermann's Geograph. Mittheil., Dezember 1875, S. 455.)

Nach Stanley's Messungen liegt der Ukerewe-See 1160,5 M. über dem Meeresspiegel. Derselbe ward am 30. Juli 1858 von dem verstorbenen Capitän John Henning Speke entdeckt und für den Hauptquellsee des Nil erklärt. Die in England übliche Unsitte die Landkarten mit den Namen Albert und Victoria zu füllen, verleitete den Entdecker auch den guten einheimischen Namen Ukerewe durch Victoria Nyanza (Nyanza = See) zu ersetzen. Speke suchte auf einer zweiten, mit Capitän (jetzt Colonel) James Augustus Grant unternommenen Reise (1859—1863) den Zusammenhang dieses Sees mit dem Nil zu erweisen, doch gelang ihm dies nicht vollständig, und seine Darstellung fand deßhalb fast eben so viele Gegner als Anhänger. Besonders wurde ihm sein vormaliger Reisegefährte, Capitän Richard Burton, zum gefährlichen Feind, da dieser die Entdeckung des Victoria-Sees zu einer Sache ohne Bedeutung herabzuziehen, an seine Stelle eine Gruppe von kleineren Seen zu setzen und den Tanganyika als Hauptquellsee des Nil zu erweisen suchte. (R. F. Burton und J. Macqueen. The Nile Basin. London 1864). Stanley blieb es nun vorbehalten, die Speke'schen Angaben vollauf zu bestätigen, indem er in 80 Tagen eine vollständige Umschiffung des See's im März bis Mai 1875, dem er auch seinen wahren Namen Ukerewe wieder zurückgab, vollbrachte. Dadurch entrückte er die Einheit dieses Binnenmeeres, welches größer ist als das Königreich Bayern oder Schottland, jedem Zweifel. Stanley's Zeichnung zeigt ein rein gegliedertes Ufer mit zahlreichen davor liegenden Inselgruppen, während Speke meist nur unbestimmte Umrisse zeichnen konnte, aber im großen Ganzen stimmen Beide überein. Auch die Details stimmen da, wo Speke die Ufer selbst gesehen, also im S. und N., ganz befriedigend. So sehen wir denn nach einem Dutzend Jahren den Entdecker des See's gerechtfertigt und von den Verdächtigungen, leichtfertige Phantasiegebilde statt mühsam errungener Wahrheit gegeben zu haben, vollkommen gereinigt.

Aus diesem See strömt im N., wie wir schon erfuhren, der Victoria- oder Somerset-Nil, die Ripon-Fälle (spr. Reip'n) bildend, heraus, um seinen Weg nach dem nordwestlich gelegenen Luta N'zige oder Mwutan N'zige zu nehmen, den sein Entdecker Sir Samuel White Baker ‚Albert Nyanza'

Digitized by Google

Mtesay-Residenz.

getauft hatte. Im N. des Ukerewe befinden wir uns im Lande Uganda, dessen König Mtesa unsern vom See Hof hält; zwischen den beiden Seen aber breitet sich die Landschaft Unyoro aus. Ueber beide Gebiete hat der Zug des ägyptischen Obersten Long im Jahre 1874 neues Licht gebracht.

Im Gegensatz zu dem flachen, sumpfigen Unyoro macht das hügelige Uganda mit seinen breiten, reinlichen Wegen und seinen dicht bewohnten Bananen-Wäldern den besten Eindruck. Uganda ist bergig und malerisch, der Boden fruchtbar und birgt Eisen, Krystall und Töpfererde. Das Klima ist für Europäer ungesund und schwächend. Die Thäler werden von Sümpfen und Mooren durchzogen, in denen sich Heerden von Elephanten und Büffeln wälzen. Das Dschungel-Fieber herrscht und selbst der Eingeborene ist nicht sicher gegen seine tödtliche Wirkung. Producte sind: Kaffee, der wild wächst und von den M'gandi gekaut, nicht gekocht wird; Tabak von vorzüglicher Güte, der stark angebaut wird; Zuckerrohr, Mais, Bataten, Yams, Bohnen, Granatäpfel (nur in M'tesa's Garten und kommen nicht zur Reife) und Bananen von ausgezeichneter Qualität; das ganze Land ist ein Bananen-Wald. Die Bevölkerung schätzt Long auf eine halbe Million. Das Volk ist mild und kindlich, abergläubisch und furchtsam, keineswegs kriegerisch. Der M'gandi arbeitet nur wenig oder gar nicht, seine Pfeife und Merissa ist der Himmel seines Glücks. M'tesa ist ein absoluter Herrscher. Seit sechs Jahren hat er den Islâm angenommen, den einige Händler aus Sansibar in's Land brachten, von seiner Ausübung kennt man aber wenig. Einige Leute sieht man mit Bretstücken, auf denen mit arabischen Buchstaben Koransprüche geschrieben stehen, und die glücklichen Besitzer solcher Tafeln werden von ihren Landsleuten mit einer Art Ehrfurcht betrachtet. Long zu Ehren wurden bei seinem ersten Besuche bei Hofe 30, bei jedem folgenden 8—10 Unterthanen des Königs M'tesa geköpft. Ganz ähnliche barbarische Sitten herrschen auch in dem benachbarten Unyoro.

Eine Wasserscheide von 1680 M. erhebt sich bei dem großen Berge Kabuga zwischen dem Ukerewe und dem Mwutan-See, denn östlich von diesem Rücken läuft der Katonga-Fluß dem Ukerewe, westlich der Rusango dem Mwutan zu; im O. begrenzen den letzteren 300 M. hohe Plateaus; ein tiefer

Digitized by Google

Golf des See's, der Beatrice-Golf, wird durch das nach SW. auslaufende Usongora-Vorgebirge und das östliche Ufer des Golfes von den Ländern Irangara, Unyampaka, Buhuja und Upororo gebildet, deren Küstenlinie in beinahe südwestlicher Richtung läuft.

Zwischen Upororo und Usongora erstrecken sich die Inseln des maritimen Staates Utumbi. Westlich von Usongora liegt das angeblich von Cannibalen wohnte Ukonju auf dem W.-Ufer des Mwutan. Nördlich von Ukonju ist das große Land Ulegga (Bakers Malegga). Auf dem O.-Ufer des Sees finden wir Ruanda, sich von Upororo im O. bis Ukonju im W. erstreckend, und somit die ganze S.- und SO.-Küste des Mwutan einnehmend. Nördlich von Unyampaka auf der O.-Seite ist Irangara und nördlich von Irangara der District Toro. Unyoro nimmt die ganze O.-Seite ein, von dem Murchison-Fall des Victoria-Nils bis Upororo, denn Unyampaka, Toro, Buhuju und Irangara sind bloße Districte von Unyoro. Das große Vorgebirge Usongora ist das große Salzfeld, woher alle umliegenden Länder Salz beziehen, es soll einen Berg enthalten, der Feuer und Steine auswirft, einen Salzsee von bedeutendem Umfang, mehrere Hügel aus Steinsalz, eine große dick mit Salz und Alkali bedeckte Ebene u. s. w. Die Eingebornen zeichnen sich durch lange Beine aus, sind sehr tapfer und besitzen eine Hunderace von großer Wildheit. Sie leben ganz abgeschlossen und verheirathen sich nie mit Fremden; ihre einzige Nahrung ist Milch, daher sie auch ungeheure Viehheerden besitzen. Diese Nachrichten verdanken wir gleichfalls Hrn. Stanley, der am 1. Januar 1876 mit seinen Leuten von Uganda in nordwestlicher Richtung zum Mwutan marschirte. Dieser zweite Quellsee des Nils ward am 14. März 1864 von Samuel Baker entdeckt, nachdem ihn Speke, der Entdecker des Ukerewe, schon 1862 als Luta N'zige, erkundet hatte. Sein wahrer Name ist aber Mwutan N'zige, seine Höhe 829 M. üb. d. M. Baker hielt den See für unendlich groß, ja für größer noch als den Ukerewe, und huldigte der Meinung, daß derselbe sich weit südlich vom Aequator erstrecke und mit dem Tanganyika-See in directem Zusammenhange stehe. In letzterem Falle wäre also dieser für den eigentlichen Quellsee des Nil zu betrachten gewesen. Allen Zweifeln machte indeß die Beschiffung des Mwutan durch den Italiener Romolo Gessi ein Ende. Am 8. März 1876 verließ dieser Dufilé am Bahr el Dschebel, fuhr weiter den schon von Baker als schiffbar bezeichneten Nil hinauf, passirte die ganze, bisher noch unbekannte Strecke desselben bis zum Mwutan, fuhr in den letzteren selbst ein und kam am 31. März in Magungo an. Obgleich Gessi nicht die vollständige Umschiffung des See's machen konnte, bestimmte er dessen Länge auf 239 Km., die Breite auf 96. Als Hauptergebniß dieser Expedition läßt sich die jetzt definitiv festgestellte Verbindung des Weißen Nil mit dem Mwutan-See angeben, während zugleich nach obigen Größenangaben der See sich nicht weiter südlich als bis zum ersten Grade nördlicher Breite erstrecken und demnach höchstens ein Drittel der ihm von Baker gegebenen Größe einnehmen dürfte. Bildet er nun auch einen wirklichen Quellsee des Nil und nicht, wie auf Speke's Karte, ein bloßes Hinterwasser desselben, so ist er doch um so viel kleiner, als der Ukerewe und der Tanganyika, daß Speke's ursprüngliche Benennung des „kleinen" Luta N'zige gerechtfertigt erscheint. (Ausland 1876, Nr. 31, S. 602.)

Die westlichen Seen.

Wir kehren zurück zu dem dürren Hochlande von Ugogo, wo wir Cameron verließen, um uns dem nordwärts wandernden Stanley anzuschließen; jetzt folgen wir wiederum Camerons Spuren an die Gestade des Tanganyika.

So wie Stanley zog auch Cameron nach Unyanyembé, um erst dort die westliche Richtung einzuschlagen; insoferne jedoch die Route der beiden Reisenden nicht zusammen-

Digitized by Google

fallen und zur Charakteristik des Landes beitragen, sei auch aus Camerons Marsche das Erwähnenswertheste mitgetheilt. Der Weg führte ihn zuerst über eine Ebene, die zum Theile bebaut, zum Theile mit Strauchwerk bedeckt oder auch eine Sandfläche war. Durch schönes bewaldetes Land gelangte er dann nach Kanyenyé oder Groß-Ugogo, welches sich aber zwischen zwei Hügelketten ausstreckt. Die Ebene von Kanyenyé ist stellenweise mit einer Lage bitteren Natronsalzes bedeckt, das von den Eingebornen in der Form von Zuckerhüten verkauft wird. Am Ende der Ebene, eine steile Höhe empor, beginnt ein Plateau von gleicher Basis mit einer Reihe Felsenhügel, über die man nach Usethé gelangt, wo die felsfanst geformten Granitblöcke verstreut sind. Durch dichte Dschungeln kam Cameron zur nächsten Station Khoko, dann nach Mdabura, einem fruchtbaren Thale an einem Wasserbette desselben Namens, das zur Regenzeit ein reißender Strom ist, aber selbst in der ärgsten Trockenheit tiefe Tümpel aufweist. Dann ging's zu dem viel gefürchteten Mgunda Mkali oder „feurigen Feld", woselbst jedoch ziemlich viele Dörfer der Wakimbus stehen. Ueber den Mabinguru und einen Zufluß des Rwaha, einen der beiden Hauptströme, welche den Lufidschi bilden, geht es über Felsenhügel, Dschungelstreifen und Granitflächen in eine herrliche Gegend. Halbwegs dieses „feurigen Feldes" gelangten die Briten nach Jiwé la Singa und seine umliegenden Dörfer, alle von den unvermeidlichen Palissaden umgeben, später wieder durch unbewohnte Waldungen, in denen zahlreiche Spuren von Giraffen und großem Wilde. Am Ausgange dieser Wildniß liegt Urguru, dann führt der Marsch durch wilde Dschungeln, hier und da von Grasstreifen unterbrochen, nach den äußeren Ortschaften von Unyanyembé, der größten arabischen Niederlassung in Afrika, wo Cameron einen Tag verweilte, bis die arabischen Autoritäten, der afrikanischen Etiquette entsprechend, von seiner Ankunft unterrichtet worden waren. Die arabischen Kaufleute zu Unyanyembé — der Name des ganzen Districtes in der Landschaft Unyamuesi oder dem Mondlande — mögen sich vielleicht auf 200 belaufen. Alle Araber dort zu Lande besitzen zahlreiche Sklaven, sowohl als Lastträger wie zur Bebauung ihrer Gärten und Wirthschaften. Die ärmeren Wamerima und Wasuahili geben ihren Sklaven gar keine Nahrung, sondern die Weisung, sich dieselbe zu stehlen; es ist deßhalb nothwendig, stets bewaffnet umherzugehen.

Von Unyanyembé wandte sich Cameron nach dem cultivirten Gebiete von Ugunda und kam dann durch eine beinahe wasserlosse Ebene, nach dem South Ngombé Nullah. Hier war die Gegend wunderbar schön. Bewaldete Hügel, Haine und Gehölze umsäumen den Ngombé, einen Zufluß des Malagarazi, meilenweit. Vom Ngombé weiter zog der englische Offizier durch Ugara, das in drei Districte unter unabhängigen Häuptlingen getheilt ist. Das Land war einst gut bebaut und stark bevölkert, allein ein großer Theil der Eingebornen ist entweder in den vielen Kriegen, die stets statthaben, gefallen oder in die Sklaverei geführt worden. Mit Ausnahme einiger Hügel, so ziemlich im Centrum, ist ganz Ugara bis zur westlichen Grenze flach, aber ungemein fruchtbar. Von Schikurah, dem südlichsten Punkte der Route, steigt das Land unmerklich an, bis daß in der Nähe des Mtumbo-Flusses, welcher in Südwestendi entspringt, ein plötzlicher steiler Fall des Terrains eintritt, von Granitfelsen durchbrochen, über welche die Bergbäche schäumend sich hinabstürzen. In Uvenda blieb die Gegend überhaupt gebirgig, bis in die Nähe des Sindeflusses, welcher ebenfalls dem Systeme des Malagarazi angehört und die Grenze von Uvenda gegen Uvinza bildet. Die Berge, deren Abhänge nicht selten Granitwände von beträchtlicher Höhe zeigen, sind bis zu ihren Scheiteln bewaldet und ihre Gipfel werden von den Eingebornen Uvenda's bewohnt, welche der sklavenraubenden Araber und Wavinza halber die Ebene zu meiden sich genöthigt sehen. Dann mußte der Sindi und in der Landschaft Uvinza bei Ugaga, der schon dem Tanganyika zueilende, braune, reißende Malagarazi auf Canoes der primitivsten Art gekreuzt werden. Doch gestatteten die Leute nicht, daß die Esel durchgezogen wurden, ehe ein „Fetischmann Medicin machte". Jenseits des Malagarazi durchzieht man den Salz producirenden Theil von Uvinza und dann unbewohntes Gebiet, bis in Sicht des See's Tanganyika. Endlich kam Cameron am 22. Januar 1874 in der Hauptstadt Kawele oder Udschidschi am See an, der fünfte weiße Mann, der den Tanganyika erreicht hatte. Seine Vorgänger waren Burton, Speke, Livingstone und

Digitized by Google

Stanley gewesen. Kawele ist eine beinahe gänzlich arabische Niederlassung. Die Leute, die mit dem W. in Handelsverbindungen stehen, besitzen Häuser und ziehen auf ihren Grundstücken Weizen, Reis, Zwiebeln und andere gute Dinge. Cameron aber beschloß, den See rings zu umfahren, da er gehört hatte, daß es unmöglich sei, ihn zur Regenzeit westwärts zu umgehen. Die geographische Lage Udschidschi's wurde von Cameron zu 30° 4′ 30″ ö. L. v. Gr. und 4° 58′ 3″ s. Br. bestimmt. Die Höhe des Tanganyikaspiegels fand er zu 840 M., Resultate, welche jene Speke's und Livingstone's, indem sie deren Richtigkeit im Allgemeinen bestätigen, doch wesentlich genauer stellen.

Der von Richard Burton 1858 entdeckte Tanganyika bildet ein ungeheures, von NW. nach SO. gestrecktes Wasserbecken, welches sich in relativ geringer Breite fast durch 7 Parallelgrade hinzieht. Daß eine so gewaltige Wasserfläche nach irgend einer Seite einen Abfluß haben müsse, ließ sich von vorn herein vermuthen, doch war man lange im Unklaren, wo dieser Abfluß zu suchen sei. Burton und viele Andere vermutheten denselben am N.-Ende des See's, wo angeblich der Rusidschi-Fluß aus ihm hervorbrechen solle. Diesen Rusidschi dachte man sich in Verbindung mit dem südlichen Mwutan und dadurch den Tanganyika als den eigentlichen, südlichsten Quellsee des Nil. Als aber 1871 Livingstone mit Stanley das N.-Ende des Tanganyika untersuchte, fand sich dort nicht der vermuthete Ausfluß, sondern ein geschlossenes Becken mit unbedeutenden Bergströmen, wie es Speke dargestellt hatte. Der Rusidschi (oder Lusise) strömt nicht aus dem, sondern in den See. Da nun auch durch Gessi festgestellt ist, daß im S. des Mwutan kein Fluß in diesen mündet, so ist ein Zusammenhang zwischen Mwutan und Tanganyika nicht mehr denkbar, und letzterer kann unmöglich mehr zum Nilsysteme gehören. Endlich machte aber Cameron 1874 die hochwichtige Entdeckung, daß der Tanganyika wirklich einen Ausfluß, den Lukuga, diesen aber auf der W.-Seite besitzt und denselben dem Lualaba-Congo-Systeme zusendet. (Geographical Magazine, März 1875, S. 71—73.)

Werfen wir nunmehr einen Blick auf die Gestaltung Innerafrika's westlich von Tanganyika, wie die neuesten Forschungsreisen Livingstone's und Camerons sie darstellen, so erhalten wir in großen Zügen folgendes Bild. Der erwähnte Ausfluß des Tanganyika, der Lukuga, eilt in schwach südöstlicher Richtung einem mächtigen Strome zu, der aus dem S. kommt und auf der Strecke, wo der Lukuga sich mit ihm vereint, den Namen Luvwa führt. Dieser Strom durchfließt in seinem Oberlaufe zwei Seen, den Moero (914 M. ü. d. M.) und den ansehnlich größeren Bangweolo oder Bemba-See (1124 M.), an dessen sumpfigem S.-Ufer David Livingstone am 1. Mai 1873 verschied. Noch größer sind die Sümpfe im O. des Bangweolo, welcher hier unter anderen den vom Urungu-Gebirge herabkommenden Tschambesi auf-

Digitized by Google

nimmt. Die Urungu-Berge scheiden das Becken des Bangweolo von jenem des im NO. gelegenen Tanganyika, im S. umziehen den Bangweolo die Lokinga-, Muschinga- oder Babisa-Gebirge, welche, 2000 M. kaum beträchtlich übersteigend, dennoch gewaltig groß mit plötzlicher steiler Erhebung aus dem Tafellande, einer Alpenkette gleich, emporstreben, gegen welche die benachbarten Gebirgszüge nur wie zwerghafte Hügel sich ausnehmen. Wolken umhüllen nicht selten ihre Gipfel, deren Zug die Hauptwasserscheide Centralafrika's, nämlich die Wasserscheide zwischen dem Stromgebiete des südafrikanischen Riesenstromes Zambesi und dem Becken des Bangweolo, aufführen. Gleichwie ob man den Tschambesi für den Quellfluß des Luvwa gelten lassen will oder nicht, jedenfalls bleibt dem Bangweolo die Rolle des Quellsee's für den Luvwa gesichert, welcher am W.-Ende den See verläßt, auf der Strecke bis zu seinem Einflusse in den Moero jedoch den Namen Luapula trägt. Am rechten Ufer dieses Stromes, dem Moero unfern, liegt Cazembe's Residenz, in dessen Reiche eine ergiebige Quelle des Sklavenhandels und ein Ursitz echt afrikanischer Barbarei zu suchen ist. Das oft genannte Land des Cazembe, ein Tochter- und Vasallenstaat des Muata Janvo oder Molua, dessen großes Gebiet noch weiter im W. an den Quellen und Zuflüssen des Kassabi liegt, ist aber unlängst einer kleinen Macht arabischer Händler aus Unyanmuesi erlegen, wobei der Cazembe seinen Tod fand. Bald unterhalb der Lukuga-Mündung vereinigt sich der Luvwa mit einem neuen aus SW. kommenden Strome, dem Lualaba oder Kamorondo (Kamolondo), welcher genau so wie der Luvwa eine Reihe von Seen durchzieht. Von S. kommend durchfließt er zuerst den Lohemba-See, wendet sich nordöstlich zum Kassali- oder Kikondscha-See (533 M. ü. d. M.), bildet jenseits desselben noch einen dritten, etwas kleineren See Namens Kowamba, nimmt den Lufira aus SSO. auf und durchfließt noch eine ganze Kette von kleinen Seen, bevor er sich mit dem Luvwa vereinigt. Kaum aber ist dieser Anschluß vollzogen, so ergießt sich die vereinigte Strommasse neuerdings in den ansehnlichen, etwa zwischen 27—28° ö. L. v. Gr. hingestreckten Landschi-See, welchen der jetzt weiterhin auch Lualaba genannte Strom nur verläßt, um nach einer im Manyuema-Lande vollzogenen Veränderung seines Laufes aus N. nach W. und der Aufnahme verschiedener Zuflüsse, worunter der aus S. kommende Lomami der bedeutendste ist, abermals in den großen Sankorra-See zu münden, der von Cameron erkundet, aber noch von keines Europäers Auge geschaut worden ist. Hier endet vorläufig unsere Kenntniß von dem hydrographischen Systeme Centralafrika's; vieles aber spricht dafür, daß der Sankorra, in welchen

Digitized by Google

von S. her noch zwei große Flüsse einmünden sollen, einen westlichen Ausfluß besitzt, und daß dieser Ausfluß kein anderer sei als der an der afrikanischen W.-Küste den atlantischen Ocean erreichende Congo. Noch ist diese langgesuchte Lösung des Nil- und Congo-Quellen-Problems nicht außer jeglichem Zweifel, immerhin aber in so sehr hohem Grade wahrscheinlich, daß es kaum mehr möglich ist, an dem Zusammenhange des Lualaba mit dem Congo zu zweifeln. In diesem Falle haben wir in den genannten westlichen Seen Quellbecken des Congo-Systemes zu erblicken, dem auch der mächtige Tanganyika angehört.

Die vorangehende Darstellung beruht auf den Ergebnissen der Cameron'schen Reise, deren weiterer Verlauf von Ubschidschi am Tanganyika wir hier mittheilen zu sollen glauben. Von Ubschidschi fuhr er quer über den See nach Kasenge und von da über Nyangwé in Manyuéma nach der Hauptstadt von Urua, indem er eine Menge Flüsse überschritt, welche in südlicher Richtung sich in den Lukuga ergießen. Die Bevölkerung von Uguhha zeichnete sich aus durch geschmackvolle Anordnung des Haares, und ihre Bekleidung war nicht völlig so karg, als er auf der weiteren Reise beobachtete. Zwischen dem großen Reich von Urua, zu dem Uguhha gehört, und Manyuéma traf er auf eine Anzahl kleiner Stämme, deren jedes Dorf ein unabhängiges Haupt hat. Jenseits des Bambarré-Gebirges fand der Reisende ein Land von ganz neuem Charakter. Die Hütten bildeten lange Straßen mit Reihen von Olivenpalmen. Die Weiber trugen ihr Haar in höchst auffallender Weise — in Form einer altmodischen Haube mit lang herabhängenden Locken. Die Männer bedeckten ihr Haupt mit Lehmpflästerchen, zwischen denen der übrige Theil des Schädels rasirt war, so daß es schien, als hätten sie eine Art Helm auf dem Kopf. In den Schluchten der Bambarré-Berge wuchsen Bäume von enormer Höhe, über 160 M. Das Gras, worüber schon Livingstone in Manyuéma klagte, wird hin und wieder 4 M. hoch und so dick wie ein Finger, so daß man dasselbe erst niederbrennen muß, um vorwärts zu kommen. Die Bevölkerung, von recht schöner Körperbildung, ist nur bewaffnet mit Schild und Speer. Bogen und Pfeil sind ihr unbekannt. In der Bearbeitung des reichlich producirten Eisens sind sie als Schmiede sehr bewandert. Von dem Dorfe Kwakasongo erreichte Cameron in drei Tagen Kumbri am Lualaba, auf dem er dann in einem Boote bis nach dem Marktplatze Nyangwé fuhr, der Livingstone's fernster, westlichster Punkt auf seiner dritten Reise gewesen. Hier ist der Lualaba 1300 M. breit, 2—6 M. tief und voll von Krokodilen und Hippopotamos. In einem breiten Thale fließend, welches alle Gewässer jenes Theils von Afrika aufnimmt, drängt er sich bei Nyangwé durch eine Enge, in welcher er um die abwechselnd an beiden Ufern hervortretende Felsen in gefährlichen Wirbeln dahinbraust. Aus dem Manyuéma-Lande begab sich Cameron nun südlich längs des rechten Ufers des Lomami nach Kilema, der Hauptstadt des großen Reiches Urua, dem alle Häupter südlich vom Lualaba tributpflichtig sind. In Kilema, wo König Kasongo von Urua residirt, schloß Cameron sich an einen schwarzen Kaufmann aus Bihé, José Antonio Alviz, an, um mit diesem die Reise nach W. anzutreten, doch erwies dieser sich später als ein elender Betrüger. Mittlerweile fand Cameron Gelegenheit, den kleinen Möhrya-See zu besuchen, der aber nur von Regenniederschlägen lebt und offenbar mit dem hydrographischen Systeme Afrika's in keinem Zusammenhange steht. Interessant ist, daß Cameron dort mehrere kleine wahre Pfahlbauddrfer traf. Dann trachtete er, den Kassali (oder Kikonia) und den Koumba zu erreichen, zwei Seen am wahren Lualaba, doch gelang es ihm nur, den Kassali von ferne zu sehen. Es ward ihm berichtet, daß auf diesem sehr großen See viele vegetabilische Massen herumschwämmen, worauf die Urbewohner Bäume legten und darauf Erde, um ihre Hütten auf diese schwimmenden Inseln zu bauen. In der Station Lunga Mandi konnte Cameron Betrachtungen über den Sklavenhandel anstellen. Durch den Sklavenhandel der letzten Jahrhunderte ist das Innere Afri-

Digitized by Google

ka's so entvölkert, daß ein großer Theil der jetzt gefangenen Sklaven nach dem Innern, besonders nach dem Sekeletu-Gebiete, verkauft wird. Die Verkäufer erhalten dagegen Elfenbein, welches sie an die W.-Küste bringen, von wo es nach Europa geht. Es ist einleuchtend, daß durch dieses Handelssystem der Sklavenhandel im Innern Afrika's sich immer mehr ausdehnen und die Entvölkerung immer mehr zunehmen muß. Der Tauschhandel von Sklaven und Elfenbein scheint einen Mittelpunkt in dem oben genannten Nyangwé zu haben.

Sich beständig in südwestlicher Richtung bewegend, blieb Cameron nördlich von dem obern Laufe des Zambesi und zur Rechten des Lualaba. Cameron verläßt den Lomani, überschreitet den Luburi und andere Flüsse, die sich in den Lualaba ergießen, indem er ein schönes hügeliges und besonders an Olivenpalmen reiches Land durchwandert. Als er aber auf eine Höhe von 800 M. kam, hörte der Olivenpalmbaum auf. Der Staat von Ussambi, durch den die Reise führte, gehört auch zu dem Gebiete des „großen Kasongo", obgleich die Bewohner aus Furcht auch einen Tribut an den näheren Nachbarn Muata Yanvo zahlen. Das Reich dieses Fürsten, welches 26 Provinzen oder Staaten umfassen soll, liegt im W. von Ussambi und seine Hauptstadt Kabebe (in 9° s. Br.) an einem Nebenflüßchen des sich in den Lulua ergießenden Luize ist nach der Schilderung des Portugiesen J. Rodriguez Graça, welcher 1843—1846 das vortrefflich bebaute, an Erzeugnissen der Tropenzone reiche Land bereiste, von ansehnlicher Größe und von breiten, rechtwinklig sich kreuzenden Straßen durchzogen, auf welchen Ordnung und Reinlichkeit durch eine wachsame und wohldisciplinirte Polizei erhalten wird. Ueberall trifft dort der Reisende Beweise eines hohen Fortschrittes in Gesittung und Cultur, was nicht hindert, daß die blutigsten Gebräuche, der crasseste Despotismus, eine drakonische Strenge aller Gesetze ungeschwächt sich erhalten haben; ja sogar Menschenopfer sind dort noch stark im Schwange.

Ueber Ulunda, einer waldigen Wildniß, wo er die W.-Richtung einschlug, und Lovalé, einer von verschiedenen Racen, welche auch verschiedene Idiome reden, bewohnten Landschaft, und über die Quellen des Ulua und Zambesi hinaus kam Cameron zu einer enormen Ebene, welche sich ausdehnt zwischen den Zuflüssen des Congo (Lualaba) und Zambesi. Diese Ebene ist in der Regenzeit kniehoch unter Wasser und in dieser Zeit voll von Fischen. Die Umwohner errichten kleine Dämme in diesem Gebiet, innerhalb welcher die Fische beim Sinken des Wassers gefangen und dann getrocknet werden. Diese Fische bilden einen sehr bedeutenden Artikel für den Handel nach beiden Seiten. In Katembe kreuzte er die frühere Route Livingstone's und konnte auch die Lage von dessen See Dilolo bestimmen. Den großen Fluß Kassabi, welcher zwischen den Grenzen von Lovale und Ulunda, dann durch Muata Janvo's Reich nach N. und zweifelsohne in den Congo fließt, hatte er in einiger Entfernung zur Rechten. Er passirte Kebokwe, einen wald- und wasserreichen District, wohin viele Karawanen aus Bihé und Bailunda kamen, um Wachs zu kaufen. Nachdem er dieses Gebiet verlassen, überschritt er in dem mehr hügeligen Gebiete von Kimbandi den Coanza, der hier 4 M. tief und etwa 130 M. breit war. Von Komananti ging Cameron dann direct nach Bihé, der Hauptstadt des Königs Kagnombe, mit dem Beinamen Antonio, dem Beherrscher des ganzen Gebiets von Bihé. Die Stadt selbst hat 6—8 Km. im Umfang, eingeschlossen eine Menge Plätze für Vieh und Tabak. Bei der Audienz erschien König Antonio in schwarzer Kleidung, mit einem alten weißen Hut, einem schottischen Plaid und ohne Stiefel, scheinbar ziemlich betrunken. Vor diesem König dürfen die europäischen Kaufleute nur außerhalb des Hauses unter einem Bananenbaum erscheinen, wo der König auf einem hohen, die Kaufleute auf niedrigen Steinen Platz nehmen. Die Schönheit der Gegend besonders um Bailunda weiß Cameron nicht genug zu preisen. Zwei Tage weiter erreichte er den höchsten Punkt während der Reise, 1770 M. Von hier ging der Weg abwärts. Von Kisanji bis an die See sind keine Bewohner, der Weg geht über Granitblöcke und durch enge Felswege. 72 Km. von der Küste erblickte der Reisende dankerfüllt das Meer. Das Land vom Tanganika bis an die Küste, sagt Cameron, ist von einem unaussprechlichen Reichthum: Eisen, Kupfer, Silber, Gold, auch Kohlen finden sich neben Palmöl, Baumwolle, Muscatnüssen, Pfeffer und Kaffee, alles wildwachsend. Die Araber haben Reis, Weizen, Zwiebel und einzelne Fruchtbäume eingeführt. Die Gegend von Bihé und Bailunda ist für europäische Ansiedelung ganz vorzüg-

Digitized by Google

lich geeignet, und producirt alles was irgend im südlichen Europa wächst. Die Orangen, Rosen und Weintrauben in Bihe standen in üppigem Flor. Am 19. November 1875 langte Lieutenant Cameron zu San Paulo de Loanda an der westlichen Küste Afrika's wohlbehalten, nachdem er den afrikanischen Continent von O. nach W. durchquert, von einer Reise an, die zu den denkwürdigsten unserer ereignißreichen Zeit zählt.

Die südöstlichen Seen.

Im SO. des gewaltigen centralafrikanischen Beckens, welches den Tanganyika und die übrigen Seen des W. enthält, von diesen aber durch eine Wasserscheide getrennt, liegen der O.-Küste näher der große Nyassa und fast südlich von ihm der kleinere Schirwa-See, welche dem Stromgebiete des Zambesi angehören. Der große Nyassa wird von einem Kranze 1200 bis 1500 M. hoher Tafelränder umrandet, welche im S., wo sie den Schirwa-See umschließen, in einzelnen Gipfeln bis zu 1800 und 2400 M. emporsteigen. Im N. des Nyassa gehen sie in das an 2000 M. hohe Plateau von Lobisa über, welches, westwärts im Muschinga-Gebirge sich fortsetzend, die Grenze des Seengebietes bildet, die zahlreichen Quellen des zum Zambesi abfließenden Loangwa nährt und Anschluß an die Gebirge Usagara's sucht, welche das tief eingeschnittene Thal den Lufidschi oder Rufidschi begrenzt.

Dieser Strom mündet der Insel Mafia an der Suaheli-Küste gegenüber, etwa 200 Km. südlich von Sansibar, in einem ausgebreiteten Delta, welches Henry Stanley im October 1874 genauer untersuchte, und ist wahrscheinlich mit dem Rwaha Nullah in Ugogo identisch. Südlich vom Lufidschi finden wir an der Küste die wichtige Hafenstadt Quiloa (Kiloa) mit lebhaftem Verkehr, da aller Handel längs der Küste, von N. wie von S. her, wie in das Innere zum Nyassa-See, sich hier verbindet, ferner das Cap Delgado, an welchem der Rufuma oder Rovuma in die See mündet. Dieser Strom, welcher die Ausdehnung des Sultanats Sansibar nach S. begrenzt und mit welchem die Küste von der wichtigsten an ihr unter 15° s. Br. gelegenen Stadt Moçambique den Namen Moçambique-Küste zu führen anhebt, den sie bis zur Zambesi-Mündung behält, kommt von den Gebirgen her, welche den Nyassa im O. umsäumen und gegen das Meer hin abfallen. Diese Absenkungen bilden das noch wenig betrete Innere des Moçambique-Landes, welches zum Theile die Makua-Neger bewohnen, eine der körperlich wohlgebildetsten Racen, welche durch eine besondere Vorliebe zum Tätowiren sich auszeichnet.

Der Nyassa-See (464 M. ü. d. M.), am Mittag des 16. September 1859 von Livingstone entdeckt und nur einen Monat später, am 19. October, von dem

Digitized by Google

Deutschen Albert Roscher erreicht, ist scheinbar ganz von Bergen umgeben, doch sind diese an der W.-Seite nur der Abfall eines schön bewaldeten Tafellandes. In genau nordsüdlicher Richtung erstreckt er sich über $3^1/_2$ Breitengrade und ist, wie alle von Hochlanden eingefaßten Seen, starken und plötzlichen Stürmen ausgesetzt. Von keiner Seite empfängt er, so viel man weiß, bedeutendere Zuflüsse, sondern nur geringe Flüßchen, dagegen besitzt er selbst einen sehr ansehnlichen Abfluß. Es ist dies der Schire, welcher am S.-Ende des Nyassa austritt, den kleinen Pamalombe-See durchfließt und in ziemlich südlichem Laufe dem Zambesi zueilt, den er nur wenig oberhalb seiner Mündung in den indischen Ocean erreicht. Die Ufer des Nyassa ernähren eine überaus dichte Bevölkerung; überall erscheint der Boden wohlbebaut, namentlich stark mit Reis und süßen Kartoffeln, auch findet man Mais, Magira und Hirse; am südlichen Ufer zieht eine fast ununterbrochene Reihe von Dörfern hin. Die Umwohner sind ein keineswegs schönes Volk; die Frauen sind sehr häßlich und machen sich noch abscheulicher dadurch, daß sie in der Oberlippe das Pelele tragen; manche Damen, hiermit noch nicht zufrieden, tragen auch ein solches Ding in der Unterlippe. Alle Eingebornen sind vom Kopf bis zum Fuße tätowirt mit Figuren, welche als Charakterzeichen der einzelnen Stämme gelten. Die Matumboka oder Atimboka im W. des Sees erzeugen kleine Knötchen auf der Gesichtshaut, so daß sie wie mit Warzen überdeckt sind und die jungen Mädchen, die vorher ganz nett aussehen, dann wie gealtert erscheinen. Die Kleider sind nicht zu beschreiben, da das Material, aus welchem sie geschnitten werden, verschwindend klein ist, und die hübschen Zähne werden wie jene einer Katze zugespitzt.

Pelele.

Der Abfluß des Nyassa, der krokodil- und inselreiche Schire durchströmt ein enges Thal und gelangt mit dem raschen Sprunge seiner Kataraktен aus den Hochlanden in die nahe Tiefebene. Eine Reihe bedeutender Wasserfälle, unter welchen die letzten, die Mamwira-Kataraktен oder Murchisonfälle, die prächtigsten sind, dehnen sich auf eine Strecke von 60 Km. aus. Der ganze Fall vom oberen bis zum unteren Schire beträgt 360 M., und auf dieser weiten Strecke tobt und schäumt der Fluß überall wie ein Mühlwehr. Unterhalb dieser Stromschnellen tritt der Schire, der dann bald schiffbar wird, in eine Marschgegend, in der er den Ruo-Fluß aufnimmt, welcher an den Abhängen des Milandsche-Stockes seine Quellgewässer sammelt. Das Schirethal, dessen unterer Verlauf, von den Murchison-Kataraktен an, dem Zambesi fast parallel gerichtet ist, durchzieht nun das große Sumpfbecken, welches als Nyandscha Mukulu oder unter dem Namen ‚der Elephantenmarsch' bekannt ist, weil diese wilden Thiere, zu denen sich noch Zebra und Wasserböcke gesellen, hier besonders häufig hausen.

Digitized by Google

In den Hochlanden und den angrenzenden Bezirken des Schirethales lebt das Volk der Mangandscha, welche, wenn sie ihr Gesicht und ihren Körper nicht absichtlich verunstalten, im Allgemeinen etwas höher stehen als die übrigen Afrikaner. Die Ordnung des Haares bei den Männern nimmt viel Zeit in Anspruch und wird in endlosen Abwechslungen ausgeführt. Wer es am extravaganteſten treibt, gilt als ein Stutzer, gerade so wie in Europa. Die Stellung der Frauen ist bei den Mangandscha eine weniger gedrückte als bei andern Negern, und können dieselben sogar zur Würde eines Häuptlings gelangen. Sie tragen Ringe aus Meſſing, Kupfer oder Eisen an den Fingern und Daumen, am Halse, an den Armen und Beinen; ihr sonderbarster Zierath ist jedoch das verunstaltende Pelele, der Ring in der Oberlippe der Frauen, welches am oberen und am unteren Schire, sowie durch die ganzen Hochlande allgemein verbreitet ist; am Rufuma findet man es selbst bei den Männern. Die Mangandschas treiben Ackerbau, bearbeiten das Eisen, weben Baumwolle und flechten Körbe. In ihrer Rechtspflege üben sie das Gottesgericht, nämlich das Trinken des Muawe oder des Giftbechers; sie glauben fest an Hexen und Zauberei, aber auch an ein höchstes Wesen, das sie als „Mpambe“ bezeichnen; bei den benachbarten Ajawas heißt es „Mulungu“. Auch Spuren eines Glaubens an die Unsterblichkeit fehlen ihnen nicht gänzlich, wohl aber jeder Begriff von Reinlichkeit in unserem Sinne. Auch sind sie arger Völlerei ergeben und namentlich leidenschaftliche Biertrinker.

Ein ganz abgeschlossenes Becken bildet der in 550 M. Seehöhe liegende, am 18. April 1859 von Livingstone entdeckte Schirwa-See am linken, östlichen Ufer des Schire und nur wenig von dessen Austrittsstelle aus dem Nyassa entfernt.

Es ist ein leicht brakisches Wasserbecken von beträchtlicher Größe, welches sehr tief erscheint und dessen Ufer von Röhricht und Papyrusstauden umkränzt sind. Mehrere Inseln liegen in demselben; ein Abfluß existirt nicht, dagegen münden von SW. manche kleine Flüsse in den See. Die Umgebung ist eine wahrhaft malerische; im W. steht Mount Chikala, welcher mit dem 2130 M. hohen Zumbo zusammenhängt, einem gegen 30 Km. langen Gebirgsstocke. Gewaltige Bergketten, wohl 2400 M. üb. d. M. aufragend, zeigen sich am östlichen Ufer. Fern im S. erscheinen bald über bald unter den Wolken die Hörner des noch weit höheren Milandschegebirges. Im See selbst leben die in den Gewässern Afrika's nie fehlenden Krokodile und Flußpferde in großer Anzahl, namentlich aber auch zahlreiche Blutegel. Eine zweite Bezeichnung für den Schirwa, die jedoch weniger gebräuchlich ist, lautet Tamandua. (Nach H. v. Barth. Ost-Afrika.)

Südafrika.

§. 20. Allgemeine Uebersicht.

Ein Riesenstrom ersten Ranges, der Zambesi, welcher trotz mannigfacher, sehr stark von seiner allgemeinen Richtung abweichender Krümmungen im Ganzen den Continent von W. gegen O. durchströmt, darf vielleicht als die Abgrenzung jenes letzten Stückes Afrika's gelten, welches gemeiniglich als Südafrika bezeichnet wird. Strenge genommen müßte man diesem jedoch auch

Digitized by Google

alle jene Landſchaften beizählen, welche im N. des Zambeſi aber in deſſen Stromgebiete liegen. Nyaſſa und Schirwa-See würden demnach zu Südafrika gehören, und die Waſſerſcheide zwiſchen Zambeſi einerſeits und dem Congo-Gebiete andererſeits wäre die wahre Grenze Südafrika's. Den weiten Raum nun, der ſüdlich vom Zambeſi bis zum Cap der Guten Hoffnung ſich erſtreckt, werden wir der Bequemlichkeit halber, weil faſt ausnahmslos die bedeutendſten Erforſchungsreiſen in dieſer Richtung ſtattfanden, umgekehrt wie bisher, nämlich von S. nach N. durchwandern, vom Caplande ausgehend um an die Ufer des ſchäumenden Zambeſi zu gelangen.

Die S.-Spitze Afrika's nimmt die Capcolonie der Engländer ein, welche in vieler Hinſicht noch den Typus ihrer früheren Beſitzer, der Holländer, trägt. In noch weit höherem Grade iſt dies der Fall in den beiden ſüdafrikaniſchen Bauernrepubliken Oranje und Transvaal, wovon die erſtere unmittelbar an die Capcolonie grenzt. Sie leitet ihren Namen von dem Oranjefluß oder Garib ab, welcher Südafrika in oſtweſtlicher Richtung durchquert. Durchaus macht ſein Lauf die Grenze des Caplandes, zuerſt von W. an gerechnet gegen das Namaqua-Land und das Hottentotten-Gebiet, dann gegen das Griqua-Land, welches jetzt indeß von den Briten annexirt iſt, weiterhin gegen den Oranje-Freiſtaat bis zum Baſuto-Lande, in dem er ſeinen Urſprung nimmt. Auch die Baſuto haben ſich die Annexion an die expanſionsbedürftigen Briten gefallen laſſen müſſen und ſtellen nunmehr eine ununterbrochene Verbindung zwiſchen der Capcolonie und einer anderen engliſchen Beſitzung, der Colonie Natal, her, welche an der O.-Küſte Afrika's ſich ausbreitet. An dieſer Küſte beſteht jedoch noch eine Lücke im britiſchen Gebiete, denn zwiſchen der O.-Grenze des Caplandes und der W.-Grenze Natals ſchiebt ſich landeinwärts, bis zu den Storm-Bergen reichend, das Territorium der unabhängigen Kaffern, richtiger Kafirs genannt, ein. Nördlich von Natal aus, der Küſte entlang, ſtoßen wir auf die Landſchaften der Zulu-Kafirs, welche, ein relativ ſchmaler Streifen, die Transvaal-Republik vom Meere trennen und dieſelbe um ſo hoffnungsloſer in einen Binnenſtaat verwandeln, als die Engländer die Herrſchaft auch der Zulu-Küſte bis zur Delagoa-Bay beanſpruchen, welch letztere indeß durch einen Schiedsgerichtsſpruch des Marſchalls Mac Mahon den Portugieſen zuerkannt ward, die fortan gegen N. die unbeſtrittenen Herren der Küſte ſind bis zu Cap Delgado, d. h. bis an den Rufuma, wo des Sultans von Sanſibar Gebiet beginnt. Die vom Meere abgeſchiedene Transvaal-Republik wird im S. begrenzt durch den Vaalfluß, welcher dem Oranje zueilt, im N. durch den krummen Bogen des

Digitized by Google

Krokodilflusses oder Limpopo, welcher nördlich von der Delagoa-Bay in den Ocean sich ergießt. Zwischen Limpopo und Zambesi gibt es keine europäisch geordneten Staatsgebilde mehr, doch zeigt uns die Karte im Centrum das Matebele- und südöstlich davon Umzila's Reich, Bantu-Staaten, von denen wir jedoch gefaßt sein müssen sie wieder verlöschen zu sehen, wie jene des Cazembe und sonstiger afrikanischer Gewalthaber.

Das ganze hier abgesteckte Gebiet wird von dem riesigen Bogen einer in mäßigem Abstande der Küstencontour folgenden Bergkette durchzogen, die eigentlich nur den Rand des südafrikanischen Tafellandes bezeichnet. Sie führt auf ihrem langen Zuge von der Oranje-Mündung bis zum Limpopo sehr verschiedene Namen, erlangt aber in den Draken-Bergen Transvaals die höchste Entwicklung. In der Regel ist ihr, wie zumeist in solchen Fällen, eine Küstenkette vorgelagert, die in Südafrika am schärfsten im Caplande ausgeprägt ist. Zwischen dieser und der Hauptkette breitet sich dort die Karroo-Wüste aus. Zu beiden Flanken dieses Gebirges sitzen reine Kafirstämme, im O. die eigentlichen oder Küsten-Kafirs, im W. die Basuto oder Ost-Betschuanen. Jenseits der Grenzen Transvaals, also noch mehr im W., hausen nämlich wieder Betschuanenstämme, die man als West-Betschuanen zusammenfaßt. Sie erstrecken sich fast von den Ufern des Oranje bis an den Zambesi und werden von den Hottentotten, welche vorzugsweise den W. Südafrika's einnehmen, durch die große wasserlose Kalahari-Wüste geschieden. Im N. dieser letzteren, in der Nähe des Ngami-See's, welcher knapp an der Völkerscheide der Kafirs und Hottentotten liegt, treiben sich Buschmänner herum, welche übrigens eingesprengt in die Bezirke der Hottentotten wiederholt angetroffen werden, ihren Hauptsitz aber im S. des Oranje in der Capcolonie haben. Sehr merkwürdig ist es, daß, völlig abgeschnitten von seinen Verwandten, ein echter Kafirstamm, die Damara, ein großes nach ihnen benanntes Berggebiet im N. der Namaqua-Hottentotten und so zu sagen an der afrikanischen W.-Küste innehaben; so wie die Transvaal-Republik im O. trennt auch diese nur ein schmaler, von Hottentotten besetzter Landstrich vom Meere.

§. 21. Die Colonien und Bauernstaaten Südafrika's.

Von der Küste, deren südlichste Spitze das Cap Agulhas oder Nadel-Cap ist, steigt das Caplaud, dessen Flächenraum etwas mehr als jener von

Digitized by Google

Großbritannien und Irland beträgt, in mehreren nach einander folgenden Terrassen auf. Von einer durchschnittlich 60—70 M. hohen Küstenterrasse kommt man über steile, 1300—1670 M. hohe Gebirgsränder, im S.-Abfalle die Großen Schwarzen Berge genannt, zur zweiten Terrasse, der Karroo, einer 780—1040 M. hohen, 110—150 Km. breiten Hochebene.

Die Karroo- (d. h. hart) Ebene ist bei etwa 55,000 □Km. Flächeninhalt von einem ockerfarbigen, aus Sand und Thon, die durch Eisen gefärbt sind, bestehenden Boden gebildet, der im Sommer zur Festigkeit der Ziegel ausdorrt; wenige Meter unter ihm findet sich überall festes Gestein. Die die Karroo quer durchziehenden Flußbetten sind während neun Monaten im Jahre trocken, und es fehlt daher hier fast ganz an Vegetation, einige Mimosen am Rande der Flußbetten ausgenommen. Aber schon wenige Tage nach einem Regenfalle und namentlich in der Regenzeit keimen alle die unzähligen Zwiebelgewächse, welche der steinharte Boden einschließt, und die Ebene verwandelt sich in ein lachendes Blumen- und Grasmeer, namentlich mit Salz- und Alkalipflanzen geschmückt, mit Mesembryanthemen, Lilien, Amaryllis, Iris u. s. w. bedeckt, und sie ist dann ein treffliches Weideland, zu welchem die angrenzenden Gebirgsbewohner herabsteigen. Nur wenige mit Quellen versehene Oasen bleiben stets grün und erlauben Bodencultur. Dörfer und feste Ansiedlungen fehlen daher hier gänzlich. (v. Klöden, Hdb. d. Erdk. III. S. 523.)

Binnenwärts trennen wiederum mächtige Gebirge die Terrasse der Karroo von dem Hochlande des Oranje-Stromes, welches eine durchschnittliche Meereshöhe von 970—1620 M. hat und eine Fortsetzung des südafrikanischen Binnenplateau's ist. Zu den erwähnten mächtigen Bergketten gehören im W. das Roggeveld-, im S. das Nieuweveld-Gebirge, und die Winter- und Schneeberge, unter welchen der Compaß-Berg eine Höhe von 2590 M. erreicht. Der 2670 Km. lange Küstenrand des Caplandes ist im W. von der Mündung des Oranje bis zum Cap der Guten Hoffnung äußerst einförmig, und den niedrigen Dünen der Küste würde man es gar nicht ansehen, daß sie so gefährliche Riffe und Bänke in die See hinaus erstrecken. Die Monotonie dieser Scenerie unterbrechen indeß zwischen dem genannten Vorgebirge und der Tafelbay hohe Felswände, welche als die südwestlichen Ausläufer der Schwarzen Berge bis an's Meer hervortreten. Am Fuße dieser, des Löwenkopfs (665 M.), des Tafelberges (1082 M.) und des Teufelspik (1000 M.), liegt die Hauptstadt der Colonie, Capstadt oder Cape Town, in regelmäßigen Vierecken erbaut mit dermalen an 28,000 Einwohnern. Oestlich vom Cap der Guten Hoffnung öffnet sich die geräumige Falsche Bay (False Bay), im O. der Colonie die weite Algoa-Bay, an welcher die zweitwichtigste Handels- und Hafenstadt des Landes, das an einem Sandhügel sich hinaufwindende Port Elizabeth mit 11,000 Einwohnern sich ausbreitet. Dieser Platz ist es, welcher in der Gegenwart den meisten Aufschwung nimmt im Caplande; überall regt und dehnt es sich, wächst es; geselliger

Digitized by Google

Verkehr scheint aber noch gar nicht zu existiren, und die Einwohner sehen sehr gelangweilt, allein ungemein gesund aus. In der That ist das Klima das Caplandes bei der außerordentlichen Trockenheit und Reinheit der Luft und dem völligen Mangel an Sümpfen eines der gesundesten der Erde. Mit Ausnahme etwa der östlichen Districte ist das Land überaus wasserarm, und die wenigen fließenden Gewässer pflegen während der trockenen Jahreszeit zu versiegen. Ebenso fehlt es fast durchaus an Wäldern; blos in den Gebirgsschluchten und im O. am Fischfluße gibt es prächtige Waldstriche. Im Uebrigen ist die Flora des Caplandes außerordentlich reich, und in der Küstenzone gedeihen alle Getreide- und Fruchtarten Europa's, besonders der Weinstock, neben den tropischen Gewächsen. Der Capwein erfreut sich sogar eines weitverbreiteten Rufes. Obwohl schon vollständig in der gemäßigten Zone gelegen, kennt man doch im Caplande nur zwei Jahreszeiten: einen Sommer (September bis April) und einen Winter (Mai bis September). Auf den Hochebenen herrscht im Winter oft empfindliche Kälte, und Schnee und Eis sind dort nichts Außerordentliches.

Die sehr buntscheckige Bevölkerung des Caplandes darf man gegenwärtig in runder Zahl auf etwa 700,000 Köpfe schätzen, wovon die Weißen eingewandert sind. Diese Weißen, die sogenannten Afrikaner, sind theils niederländischer, theils französischer und deutscher Abstammung, und meistens wegen Glaubensverfolgungen nach Südafrika ausgewandert. Da seit etwa 200 Jahren kein bedeutender Nachschub mehr erfolgte, so ist ihre Sprache von der jetzigen holländischen sehr verschieden und wird auch als die niederdeutsche bezeichnet. Der Nahrungszweig der echten afrikanischen „Boers" (sprich Buhr, Bauern) ist fast immer die Viehzucht. Ihre Mahlzeit besteht gewöhnlich aus gestampftem Mais, Speck, gesalzenem Rindfleisch und Pampunen, einer Art Kürbis. Dazu ist Gerstenkaffee das einzige Getränk, Brod ziemlich ungebräuchlich. Das Benehmen der Boer selbst völlig Fremden gegenüber ist ganz rücksichtslos, und nachdem das erste Händeschütteln vorüber, beginnen sie sofort zu fragen: Wo gaht ge hemm? — War kommt ge von damm? — Wat well ge da doen? — In den östlichen Districten wiegen die Leute englischer Abstammung vor. Die Briten als politische Herren des Landes haben auch das Englische zur Amtssprache erhoben, doch wird dasselbe nur von dem kleinsten Theile des Volkes gesprochen. Zu den Eingewanderten zählen auch Schwarze aus Mocambique und Malayen, welch letztere, sowie auch ein Theil der Urbevölkerung dem Islâm anhängen. Diese Urbevölkerung gehört der südafrikanischen Völkerfamilie der A-Bantu an und zerfällt in die Hottentotten, welche im Caplande die vorherrschenden sind, und in die Kafirs, die nur ein kleines Stück im O., Britisch Caffraria innehaben, ein Gebiet, das erst seit 1847 definitiv britische Provinz ist. Haupthafen dieses Landes, freilich aber nur im Besitze einer offenen, für Schiffe von mehr als 1½—2 M. Tiefgang unzugänglichen Rhede ist East-London an der Mündung des Buffalo-River und durch eine sehr primitive Eisenbahn mit der im Innern gelegenen King William Town verbunden. Auch die Capstadt erfreut sich der Schienenverbindung mit einigen wichtigeren Plätzen, wie Malmesbury, Stellenbosch, Tulbagh und Worcester.

Hottentotten und Kafirs werden wir später genauer kennen lernen; wir beschränken uns demnach hier zu erwähnen, daß man von den ersteren vier Stämme unterscheidet: Colonialhottentotten, Klein Namaqua, Korana und Saab. Die Kafirs des Caplandes gehören sowohl den eigentlichen oder Küsten-Kafirs als den Basuto an; in Griqua Land West hausen auch Buschmänner; die östlichen

Digitized by Google

Griqua sind ein Bastardstamm von Weißen und Schwarzen. Das Basutoland, welches 1868 von den Engländern annexirt wurde, ist ein dichtbevölkertes, äußerst fruchtbares Land. Die Kafirs bearbeiten mitunter den Boden zum dritten Mal im Jahre. Von dem halben Districte wurden im Laufe des Jahres 1873 40,000 Malter Getreide, Mais, Waizen und Kafirkorn ausgeführt. In den Bergen befinden sich ungefähr 50,000 Schafe und etwa 30,000 Stück Ochsen und Pferde. Von weittragender Bedeutung ist das Auffinden einer sehr guten Kohle, an welcher das Land bisher Mangel litt; alle Industriezweige, die bisher auf den überseeischen Bezug von Kohle angewiesen waren, werden in Zukunft sich ungehemmt entwickeln können. Indeß ist die Zahl der Gewerbetreibenden in der ganzen Capcolonie noch ziemlich gering und das Land im Allgemeinen für die Bodencultur sehr wenig geeignet. Die hauptsächlichste und auf den höheren Terrassen in Folge der Bodenbeschaffenheit einzig mögliche Beschäftigung der Bewohner ist die Viehzucht.

Die Regierung der Colonie ist durchaus europäisch und steht ein von der britischen Krone ernannter Gouverneur, der zugleich Oberbefehlshaber der Truppen ist, an der Spitze der Verwaltung. Die legislative Gewalt ist seit 1. Juli 1854 einem aus zwei Kammern gebildeten Parlament überwiesen. Wie überall wo sie auftreten, legen auch in Südafrika die Briten eine seltene Ländergier an den Tag; schon 1868 wurde dort die Frage erörtert, ob es nicht nützlich sei, die britische Herrschaft noch über eine Anzahl kleiner Stämme außer den Basutos auszudehnen, so daß sich das englische Protectorat von der Mündung des Zambesi bis zu einem Punkte in demselben Breitegrade an der W.-Küste erstrecken würde. Seither ward sogar vom britischen Colonialministerium das Project zu einer Vereinigung der südafrikanischen Colonien zu einem Staatenbunde nach dem Vorbilde des canadischen Bundes angeregt und hat neuerdings Fortschritte gemacht.

Die englische Colonie Natal, dem Flächenraume nach größer als Griechenland, mit 290,000 Einwohnern, ist vom Caplande durch das inzwischen liegende Frei-Kafirland getrennt und seit 1843 im Besitze der Engländer. In jeglicher Hinsicht gleichen die Verhältnisse Natals, wie auch in vielen Punkten jene der beiden holländischen Binnenfreistaaten Oranje und Transvaal, jenen des Caplandes. Die Bevölkerung ist aus den nämlichen Elementen zusammengesetzt und das Land hat den nämlichen Charakter. Natal besitzt nur zwei nennenswerthe Städte: die Hafenstadt Port Natal oder D'Urban und die Hauptstadt Pieter Maritzburg oder wie sie kurzweg genannt wird Maritzburg.

Der Weg von D'Urban, einer Stadt, deren Straßen aus Staub construirt scheinen und die den Eindruck macht, als ob all' das Wasser im Hafen nicht hinreichen würde diesen Staub auch nur für eine halbe Stunde zu löschen, über den Flecken Pine Town nach Maritzburg wird in drei Tagen zurückgelegt und bietet kein sonderliches Interesse. Erfreulich ist nur, daß man in Natal und auch in Transvaal mit der Anpflanzung des aus Australien importirten blauen Gummibaumes (Eucalyptus globulus) in solchem Maße vorgegangen ist, daß dieser schöne Baum jetzt für viele Landschaftsbilder dieser Gebiete charakteristisch geworden.

Maritzburg liegt höchst malerisch am Umsindusi oder kleinen Buschmannsfluß (einem Nebenflusse des nördlich von D'Urban in's Meer fallenden Umgeni) auf einer breiten, sich etwas von SW. nach NO. senkenden Ebene, in 610,81 M. über dem Meere, und mochte 1869 eine Bevölkerung von etwa 11,000 Köpfen zählen, Weiße, Kafirs und ansäßige indische Kulis mitgerechnet. Von dem Gipfel des Hügels, an dessen Fuß sich die „Stadt" Maritzburg schmiegt, nimmt sich dieselbe, sagt Lady Barker, ein wenig aus der Vogelperspective betrachtet, ungleich besser aus als in der Nähe. Die Monotonie der geradlinigen Straßen wird so nicht bemerkbar, und der Uhrenthurm, dessen Uhr nicht geht, nimmt sich sogar ganz imposant aus. Im Ganzen aber ist die Stadt als ungemein zurückgeblieben zu be-

Digitized by Google

trachten. Nur in stockfinsteren Nächten wird Maritzburg durch einige Oellämpchen beleuchtet, die man beim geringsten Sternenschimmer für unnöthig hält. Zwei Gebäude allein sind irgend welcher Beachtung werth; das Government House mit seinem hübschen Porticus, in einem großen Garten stehend, das übrigens einem ganz gewöhnlichen englischen Pfarrhause gleicht, und das gegenüberstehende Haus des Colonial-Secretary, das frappant einem verfallenen Meierhofe ähnelt, jedoch innen hübsche Räume enthalten soll. Die geraden Straßen bilden entweder ein Kothmeer oder eine Staubwüste. Die wenigen gut ausgestatteten Läden, die sich zu Maritzburg befinden, stellen in unbegreiflicher Bescheidenheit nichts von ihren Schätzen in den Fenstern aus. In der Nähe der Stadt, d. h. im Bereiche der von dort zu machenden Ausflüge, liegen die Karkloof-Wasserfälle, jene des Umsindusi, welche einen Doppelsprung von je 24 M. machen, und jene des Umgeni. Uebrigens ist Natal nicht das Land, in dem das Spazierengehen, für Damen mindestens, besonders angenehm ist. Man muß sich strenge in dem ausgetretenen Pfade halten, und wehe, wenn man einen Tritt in das von der Sonnengluth ganz durchgebrannte Gras wagt! Man setzt dann den Fuß entweder auf eine Schlange oder allermindestens auf einen Frosch. Auch hat man in kürzester Frist die Beine voll bösartiger Zecken, die sich kopfüber in das Fleisch vergraben und lieber sterben als loslassen wollen. Myriaden heuschreckenartiger grüner und bräunlicher Thierchen springen umher und setzen sich in ganzen Klumpen an den Röcken fest. Eine andere Landplage sind die heißen Winde, welche manchmal den ganzen Vormittag mit so glühendem Hauche wehen, daß man die Haut vertrocknen fühlt. Am Nachmittag steigt dann urplötzlich eine dunkle Wolke auf, die so rasch westwärts zieht, daß sie, ehe man es sich versieht, über dem Hause steht. Und nun erfolgt ein Donnerschlag, der den Boden unter unseren Füßen erschüttert, es fallen ein paar große Tropfen kalten Regens und grollend verzieht sich Alles wieder binnen der nächsten Minuten.

Aufzug auf den Drakenberg.

Wer von Maritzburg nach der benachbarten Republik Oranje reisen will, welche im NW. an Natal grenzt, muß sich eines Ochsenwagens bedienen, welcher mit 10—14 Ochsen bespannt wird; ja manchmal reichen 30 Stück nicht hin, einen festgefahrenen Wagen frei zu machen. Jeder Ochsenwagen erfordert zwei Kafirs, einen als Leiter und den andern als Treiber der Ochsen, wozu der letztere einer 10—14 M. langen Peitsche bedarf. Eine solche Peitsche kunstgerecht zu schwingen ist ein Kunststück, das der Afrikaner von früher Jugend auf lernt. Kafirs kommen jedoch in der Leitung eines Wagens den Weißen nicht gleich.

Die Grenze Natals bilden gegen die Zulu-Kafirs der Tugela-Fluß, gegen die Oranje-Republik aber die Drakenberge, welche sich wie eine

Digitized by Google

senkrechte Mauer im W. den Blicken zeigen. Die Drakenberge sind eigentlich nur der hohe Rand eines hier beginnenden, und an dieser Seite etwa 2000 M. hohen Plateau's, und besitzen nur einzelne höhere Kuppen oder hervorragende Tafelberge, welche jedoch die absolute Höhe von 3000 M. nicht erreichen. Von der Höhe der Drakenberge erscheint Natal als ein wahres Terrassenland, die Freistaaten als ein wahres (Plateau) Tafelland, nur landeinwärts sanft abfallend und mit isolirten höheren Tafelbergen besetzt, die, je weiter landeinwärts, desto weniger zahlreich auftreten, dafür aber an Regelmäßigkeit der Form gewinnen. Die Tafelländer des Oranje-Freistaates und der weiter nördlich gelegenen Transvaal-Republik sind baum- und buschlos, nur mit Gras bewachsen, das im Winter jedoch meilenweit abgebrannt ist, so daß das Auge fast nur schwarze Flächen erblickt. Nördlich von dem Passe zeigen sich sehr interessant geformte Tafelkuppen der Drakenberge, südlich davon die Riesenwand derselben Bergkette, und nach wenigen Tagen auch die schneebedeckten Witteberge. Mit dem Ueberschreiten der Drakenberge vollzieht sich der erste und leichteste Schritt der Reise nach dem Innern hin. Von jetzt an liegen die Wohnungen der Menschen oft Tagemärsche auseinander, die Karawane ist mehr auf ihre eigenen Hülfsmittel angewiesen. Aus dem Reenanpasse heraus athmet die Brust des Wanderers hoch auf beim Anblicke der unendlichen Ebenen, die nun in überwältigender Ruhe vor ihm ausgebreitet liegen. Rechts zieht sich nordwärts zu die phantastische Nelson Kop Range, links bleibt der auffallende Rendskopberg mit seiner steilen Felswand noch einige Tage sichtbar. So gelangt der Reisende nach Passirung des Wilgebaches nach dem Städtchen Harrysmith, welches zum Oranje River Freistaat gehört.

Oranje mit 110,000 □Km. Flächeninhalt, worauf etwa 60,000 Menschen leben und der Hauptstadt Bloemfontein, und Transvaal mit nahezu 300,000 □Km. Areal, also etwas größer als das Königreich Preußen vor 1866, und 275,000 Einwohnern, sind zwei Schwesterrepubliken holländischer Boeren und stimmen in ihren wesentlichen Grundzügen vollständig überein.

Der größte Theil der älteren Bauern sind in der Cap-Colonie oder Natal geboren und Abkömmlinge von den deutschen, französischen und holländischen Emigranten, welche diese Colonien begründeten. Unzufrieden mit der englischen Regierung und ein freies, unabhängiges Leben den straffen englischen Gesetzen vorziehend, zogen sie sich allmählig in diese Gegenden zurück, die damals als eine „heulende Wildniß" bezeichnet wurden. Eine

Digitized by Google

starke und gesunde Race, so ungebildet und abergläubisch sie auch vom europäischen Standpunkte aus betrachtet werden muß, sind die Bauern ein besonders leutseliges, religiös gesinntes und gastfreies Völkchen. Kein Fremdling, sei er arm oder reich, wird von ihrer Schwelle gewiesen, sondern findet ein freundliches und bereitwilliges Obdach. Die Regierung ist in beiden Freistaaten im vollsten Sinne des Wortes republikanisch und das Volk genießt eine beinahe übertriebene Freiheit.

Die Landessprache ist eine Art Platt-Holländisch, mit vielen deutschen, französischen und englischen Wörtern und Ausdrücken vermischt. Die Häuser bestehen größtentheils nur aus stark gebauten Lehmhütten, mit einem Stroh- oder vielmehr Grasdache versehen. An der Stelle von Fenstern findet man gewöhnlich nur kleine Lucken, die am Tage geöffnet und Abends geschlossen werden. Die inneren und äußeren Wände des Hauses sind weiß getüncht, und der Fußboden, von Lehm gestampft, wird, um den Staub zu verhindern, alle fünf oder sechs Tage mit in Wasser aufgelöstem Kuhdung geschmiert. Das Mobiliar ist sehr dürftig und besteht meistens nur aus ein oder zwei Tischen, so wie einer eigenthümlichen Sitzbank und wenigen Stühlen, deren Sitze von in Streifen geschnittenen Thierfellen geflochten sind. „Der Boden ist sehr fruchtbar, und zahlreiche Flüsse, welche das Land in allen Richtungen hin durchkreuzen, so wie die vielen Quellen, welche man überall findet, lassen an Wasser zur Bewässerung keinen Mangel. Das Klima ist der hohen Lage des Landes wegen (etwa 2000 bis 3000 M. über dem Meeresspiegel) sehr gesund und im Sommer ist die Hitze durchaus nicht so drückend, als man nach der geographischen Lage voraussetzen könnte. Der Winter ist trocken und die Nächte sind dann oft schneidend kalt, den Tag über aber scheint die Sonne so warm als im deutschen Spätsommer. Die Tage sind sowohl im Winter als im Sommer nur sehr kurz, der kürzeste Tag nur 10, der längste nur 14 Stunden. Die Verschiedenheit des Klima's in den verschiedenen Districten des Landes begünstigt Schaf- und Viehzucht so wie den Kornbau in dem einen District, während es den Anbau tropischer und halbtropischer Erzeugnisse, wie Kaffee, Zucker, Baumwolle 2c., in dem andern District zuläßt. Früchte aller Art sind das ganze Jahr hindurch zu haben, da einige im Sommer, andere im Winter reifen. Tabak wird in bedeutenden Quantitäten und von guter Qualität gebaut und zusammen mit Getreide und Rindvieh nach der Cap-Colonie und Natal exportirt. Ungeheure Quantitäten Mais werden jährlich producirt, wovon der größte Theil im Lande, sowohl von den Weißen als von den Eingeborenen, consumirt wird. Die letzteren ernähren sich, so lange sie sich unter den Weißen befinden, von beinahe nichts Anderem als Mais, den sie in Wasser gekocht mit besonderem Wohlbehagen verzehren. Bei ihren Kraalen (Dörfern) wo sie sich diese Delicatesse versagen müssen, ernähren sie sich hauptsächlich vom sogenannten Kafirkorn, einer Getreideart, die dem Buchweizen sehr ähnlich ist, aber in Stauden von dreimal so großer Höhe wächst. Jede Art Gemüse, die in den nördlichen Klimaten gefunden wird, gedeiht hier vortrefflich. Baumwolle, Hanf, Flachs und Reis wachsen wild in verschiedenen Theilen des Landes, auch findet man im rustenburger District den wilden Kaffeebaum und die wilde Weintraube. Eine Art wilden Hanfs, von den Eingeborenen Dagga genannt, wächst überall an den Flußufern, er wird geschnitten und getrocknet von ihnen mit großem Behagen geraucht, ungeachtet der betäubenden Wirkung, die er auf die Sinnesorgane ausübt. An Mineralien ist das Land sehr reich. Wir zweifeln, ob es ein Land gibt, das einen größeren Reichthum von Erzen und anderen werthvollen Mineralien aufweisen könnte. Es hat Ueberfluß an Eisen, Zinn, Blei, Kupfer, auch Reißblei, Porcellanerde, Ocker, Alaun, Marmor, Salpeter und werthvollen Steinen. Steinkohlen kommen in allen Theilen des Landes vor und liegen in ungeheuren Strichen offen zu Tage." (Jeppe, die Transvaal'sche oder südafrikanische Republik. Gotha, 1868, 8°, S. 2—4.)

Das südafrikanische Tafelland ist eine der wenigen ergiebigen Diamanten-Fundstätten der Erde. Der erste südafrikanische Diamant wurde im März 1867

Digitized by Google

bei Hopetown am Oranje-River gefunden; bald aber stieß man auf ganze Diamantenfelder zu beiden Seiten des Vaal-River bei Klip Drift, Pniel und Hebron, ferner bei Dutoits-Pan und Fauresmith, in der Oranje-Republik, endlich bei Gobsberg in der Capcolonie. Die Trockengräbereien der beiden letztgenannten Orte sind sehr productiv und gleichmäßig mit Diamanten durchsäet. Die größten Felder liegen aber zweifellos am Vaal im Griqua-Lande, welches gleichfalls der Oranje-Republik gehörte. Plötzlich erinnerten sich aber die habgierigen Engländer, daß ein alter Kaffirhäuptling ihnen unter anderem auch diese Bezirke abgetreten habe, und setzten sich im October 1871 in ihren Besitz, ohne auf die Proteste der holländischen Bauern und deren Vorschlag zu achten, die Ansprüche durch den Kaiser von Deutschland prüfen zu lassen. Heute sind die Minen schon mit Menschen angefüllt; man schätzt z. B. die Zahl der Ansiedler in New-Rush allein auf 40,000, allerdings mit einiger Uebertreibung. Die Gasthöfe sind überfüllt. Die Wohnungen bestehen übrigens meist aus Zelten, da die Gegend gänzlich holzleer ist; man baut aber jetzt Magazine und kleine Häuser aus Holz mit unglaublichen Kosten; ein Tannenbrett kostet, wegen des weiten und beschwerlichen Weges, 16 Mk., ein Balken gar 64 Mk. Dazu sind die Arbeitslöhne enorm; man kann einen Menschen, der sich Zimmermann nennt, weil er einen Nagel einzuschlagen versteht, nicht unter 20 Mk. täglich haben. Ebenso sind die Loose sehr theuer; ein halbes Loos, 10 M. lang und 5 M. breit, das schon bis auf eine Tiefe von 15 M. durchgearbeitet war, kostete noch 480,000 Mk! Das ist auch der Grund, warum gegenwärtig so wenig von den Diamantengräbern verdient wird. Die Mehrzahl fristet eben nothdürftig das Leben; freilich gibt es auch viele reiche Leute, und diese leben sehr angenehm; sie haben gute Küche, Piano, Pferde, Wagen, gehen zu Concerten, Bällen, in's Theater, zum Roulettespiel u. dgl. In den Spielsälen werden dem Spieler Bisquits, Champagner, Cigarren und allerlei feine Erfrischungen ohne Bezahlung gereicht, was natürlich auch dient, die Leute anzulocken. Jeder hofft es soweit zu bringen, auch einmal auf großem Fuß leben zu können; jeder unerwartete Fund, von dem sich das Gerücht verbreitet, lockt Leute an; und solche Funde sind nicht selten. So fand ein Irländer in den ersten Stunden seiner Arbeit einen Diamanten, den er für 75,000 Frcs. absetzte; ein anderer entdeckte einen von 115 Karat auf einem Claim, dessen erster Besitzer es nach langer erfolgloser Arbeit verlassen hatte. (Revue des deux Mondes vom 1. Juni 1874.) Man kann sich keinen schrofferen socialen Gegensatz denken, als einerseits zwischen den holländischen einsamen Bauernwohnungen auf dem Wege, wo der Fremde durch die gegenseitige Anrede mit Ohm, Taute, Neffe ꝛc. gleich in die Familie aufgenommen wird, und die Frau, umgeben von kleinen farbigen Dienstboten, kaum ihren Platz verläßt, wo das Psalmensingen und Bibellesen nach alter Väterssitte Abends den ganzen Kreis vereinigt, und andererseits zwischen dem Diamantendistrict, wo eine bunt zusammengewürfelte Menge, auf jede denkbare Weise wohnend und sich vor dem Wetter schützend, nach strenger Arbeit am Tage, bei gutem Erfolg die Nächte durchjubelt.

Wie Oranje die Diamanten, so hat Transvaal das Gold, welches im N. des Staates durch den deutschen Reisenden Carl Mauch entdeckt ward, aber auch weiterhin im N. des Limpopo in Südafrika verbreitet ist. Indeß stellten sich die Goldfelder der Tati-Niederlassung in Motilikatse's Reich bald als sehr arm heraus, das im harten Quarze befindliche Gold ist nur in geringer Menge vorhanden und die Erwartungen der von allen Weltgegenden, sogar aus Australien zusammengeströmten Goldgräber wurden in arger Weise getäuscht. Dagegen sind in neuerer Zeit im nördlichen Transvaal bei Maraba's Stadt und Lydenburg Goldfelder entdeckt worden, von welchen die glänzendsten Meldungen kamen. Etwa 800 Goldwascher sind augenblicklich da und sie erzielen sehr gute Resultate. Das Gold, das sie dort gewinnen, ist von vorzüglichster Qualität und wird mit 78 Mk. per Unze bezahlt. Die Diamantenfelder werden von sehr vielen Arbeitern verlassen, die nach den Goldgruben stürzen. Meist wird Alluvialgold gefunden, aber auch Klumpen von 5—20 Unzen sind zahlreich. Die erfahrensten australischen Goldgräber sind der Ansicht, daß, allen Anzeichen nach zu schließen, sehr reiche Lager gefunden werden müssen. Die Transvaal-Regierung macht große Anstrengungen, eine Straße von Lydenburg nach der Delagoa-Bay zu bauen. Aber es ist nur möglich, mit Maulesseln dort fortzukommen, weil Ochsen selbst Nachts der tödtlichen Tsetefliege erliegen.

Digitized by Google

Die Transvaal'sche Republik ist das Eldorado des Jägers, der dort unbehindert durch Jagdgesetze umherschwärmen kann. Wild jeder Art ist im Ueberflusse vorhanden, Springböcke, Steinböcke, Gnus, Zebras; doch haben sich Elephanten, Nashörner, Seekühe, Büffel und Giraffen seit einigen Jahren nach dem N. zurückgezogen. Von wilden Thieren gibt es Löwen, Tiger, Wölfe, Schakale, Tigerkatzen 2c. Sie werden jedes Jahr in zunehmender Anzahl von den Bauern getödtet und ziehen sich mehr und mehr in unbewohnte Gegenden zurück. Von den drei hier befindlichen Löwenarten ist der mit fahlgelbem Körper und schwarzer Mähne der gefährlichste, doch hört man selten, daß er den Menschen anfällt, da Wild im Ueberfluß vorhanden ist. In Folge der hohen Preise, die in den letzten Jahren für alle Arten Straußenfedern bezahlt werden, sind Tausende dieser unschuldigen Thiere der Mode zum Opfer gefallen. Ungeheure Quantitäten dieses werthvollen Handelsartikels werden jetzt von den Colonial- und Natal'schen Häfen nach England ausgeführt, die ausschließlich aus Transvaal und aus den westlich unmittelbar angrenzenden Gebieten kommen, denn in der Cap-Colonie und im angrenzenden Oranje-Freistaate ist das Jagen des Straußes bei großer Strafe verboten. Eine wahre Landplage des ganzen südlichen Afrika bilden aber die Heuschreckenschwärme. An den Ufern des Vaal, der hier die Breite der Weser bei Bremen besitzt, im Schatten seines Wagens sitzend, bemerkte der Reisende Mohr am südwestlichen Horizont anscheinend mächtige Rauchsäulen, an deren gelblichem Schein seine Begleiter jedoch sogleich die geflügelte Pest Afrika's, die alle Vegetation vertilgenden Heuschrecken erkannten. Es fielen Einzelne, dann Dutzende, bald Tausende und aber Tausende von Heuschrecken vom Himmel herunter; sie kamen in so gewaltigen Schaaren, daß die Luft sich verdunkelte, daß man durch dieses fliegende Geschwirr und Gewirr mit bloßen Augen in die Sonne sehen konnte, die, obgleich hochstehend, roth und strahlenlos wie beim Untergange aussah. Schaaren von Heuschreckenvögeln machten unausgesetzte Angriffe auf dieses flatternde Insektenmeer, aber die Zahl der Thiere war Legion, unzählbar wie der Sand der Wüste. Weit und breit war alles Land mit Heuschrecken angefüllt, die Wasser des Vaal, bedeckt mit den Leibern dieser Thiere, zeigten eine graugelbe Oberfläche, und der kleine Garten bei der Farm, wo Mohr ruhte, war binnen wenigen Minuten kahl gefressen. Wie Türken mit der gelassensten Ruhe von der Welt saß die Boerfamilie im kleinen Häuschen und sah der Zerstörung ihrer Garten- und Feldfrüchte schweigend zu, was insofern vernünftig war, als sich ja eben absolut gar nichts dagegen thun ließ. Den Vorwärtsmarsch der Heuschrecken hemmt nichts; kommen sie an einen Fluß, so stürzen sie sich ohne Weiteres hinein, nach und nach bildet sich aus ihren Leibern eine schwimmende Schicht, über die die nachfolgenden Schaaren unaufhaltsam weiter hüpfen. Das Schlimmste bei der Sache ist, daß da, wo sie einfallen, sie sofort ihre Eier legen, so daß bei Beginn der nächsten Regenzeit unzählige Mengen junger Thiere aus dem Boden kriechen und flügellos weiter hüpfend alle Vegetation abermals zerstören; diese junge Brut nennen die Boers charakteristisch genug footloopers, Fußgänger, die fliegende Spring Haans. Mohrs Ochsen, Pferde, Schafe und Ziegen fraßen sie mit Gier, dem Elephanten und anderen grasfressenden großen wilden Thieren scheinen sie eine Art Leckerbissen zu sein, und alle eingeborenen Stämme SO.-Afrika's halten Heuschrecken für eine Delicatesse, die sie in Haufen sammeln und geröstet und gedörrt verzehren. So zubereitet kostete sie Hr. Mohr, fand sie aber ohne Salz gegessen durchaus geschmacklos. (Mohr. Zu der Wasserfällen des Zambesi. I. Bd. S. 114—116.)

Die Bevölkerung von Transvaal besteht aus 25—30,000 Weißen und etwa 250,000 Eingeborenen. Letztere heißen Makateesen und gehören meistens zu den Betschuanenstämmen. Es ist ein starker, gut gebauter Menschenschlag, doch haben sie zwei schlechte Eigenschaften, die man bei anderen Kafirstämmen nicht findet, sie sind nämlich träge und feig. Ihre Vorliebe für Perlen, Messingdraht, blanke Knöpfe und dergleichen Dinge, mit denen sie sich und ihre zahlreichen Weiber schmücken, lockt sie aus ihren Kraalen, wo

Digitized by Google

sie den größten Theil des Jahres im Nichtsthun hinbringen. Sie haben eine große Passion für Kleidungsstücke aller Art und eine besondere Vorliebe zum Plaudern und Schwatzen. Ihre Waffen bestehen meistentheils aus kurzen selbstgeschmiedeten Beilen und Assegaien. Sie tragen große Kupferringe an den Armen und Beinen, die sie selbst in den zahlreichen Kupferminen des Landes anfertigen, und eine Art Guitarre, der sie monotone melancholische Töne zu entlocken wissen, begleitet sie auf ihren Wanderungen. Von Natur sind sie gutmüthig, lernen leicht die Landessprache und wissen sich oft unentbehrlich zu machen. Das regierende Element der Bevölkerung sind natürlich die Weißen, die sogenannten Boeren. Die Hauptstadt des Landes ist das ganz im S. der Republik gelegene Potschefstroom oder Mooi River Dorp, wie die Stadt auch genannt wird. Potschefstroom, ein kleines Oertchen von 4—500 Einwohnern, ist angelegt wie alle von Boers gegründeten Niederlassungen: breite Straßen schneiden sich in rechten Winkeln, durch alle ist fließendes Wasser geleitet, jedes Erf oder Erbe mit einem Obst- und Gemüsegarten umgeben; für Orangen und Südfrüchte ist das Klima zu kalt. Was letzteres und die Bodenfruchtbarkeit anbelangt, so gehört Transvaal zu den gesegnetsten Ländern der Erde; nordwärts zu, in den Limpopo-Gegenden, herrscht im Sommer tropische Wärme; besonders heilsam erweist sich die trockene reine Luft für Lungen- und astmathische Krankheiten, und in neuerer Zeit kommen sogar Patienten, die von diesen Leiden heimgesucht werden, von England, ja selbst von Madeira dahin.

§. 22. Das Innere Südafrika's.

Wir haben nunmehr den weiten, der Cultur noch nicht erschlossenen Raum betreten, welchen wir nur aus den Zügen einzelner Reisender kennen und passend als das wahre Innere Südafrika's bezeichnen dürfen. Im P. ist es das Gebiet zwischen dem Limpopo im S. und dem Zambesi im N. Die Quellen des Limpopo, des zweitgrößten Stromes Ostafrika's, liegen auf dem Gebirgszuge von Gats Rand, nordöstlich von Potschefstroom; nahe an zwei Drittheile eines Kreisbogens beschreibt sein weit gegen N. ausgekrümmter Lauf; dreimal ist die gerade Linie von den Quellen bis zur Mündung in ihm enthalten. An der von ihm abgesteckten N.-Grenze Transvaals unter-

Digitized by Google

brechen zahlreiche Stromschnellen seinen Lauf, welche mit den Tolo-Azime-Fällen ihren Abschluß finden. Ein prachtvoller Wassersturz donnert in einen gähnenden Schlund hinunter und bildet einen der ganzen Reihe von Katarakten, durch welche der Limpopo einem tiefer gelegenen Landstriche entgegeneilt. Seine erst 1868 durch St. Vincent W. Erskine erkundete Mündung in dem indischen Ocean liegt unter 25° 15′ s. Br. in den Sümpfen von Inhampura.

Südlich von der Limpopo-Mündung zieht sich ein verhältnißmäßig schmaler Streifen Landes hin, welcher die Transvaalrepublik von dem Meere scheidet; im S. ist es das Land der Zulu-Kafirs, nördlicher das von den Boers beanspruchte Swazi-Territorium, welches das östliche und südliche Gestade der portugiesischen Delagoa-Bay bildet. Obwohl im Sommer sumpfig und von der verderblichen Tsetsefliege heimgesucht, ist das zwischen den goldhaltigen Bergen des Transvaal und der Delagoa-Bay gelegene, stark bewaldete Land doch während der Wintermonate nicht ungesund und von einem Flusse, dem Umzuti, durchströmt, welcher für kleinere Dampfschiffe leicht fahrbar gemacht werden kann. An der Delagoa-Bay erhebt sich die portugiesische Factorei und Stadt Lourenço Marques auf einer vom Meere beinahe völlig umringten Sandbank. Die Gegenden am unteren Limpopo stehen in auffallendem Contrast zu dem gebirgigen Terrain Transvaals; es ist ein offenes, seereiches, buschiges Land, in welchem nur selten einige Höhenzüge auftreten, zum großen Theile cultivirt von sogenannten Landeens, leibeigenen Bauern der verschiedenen Stammeshäuptlinge. Der Oberhäuptling am unteren Laufe des Limpopo ist Umzila (Umzeila), dessen berühmter Kraal unfern östlich von den noch räthselhaften Ruinen Zimbaoe's oder Zimbabye's liegt, die Karl Mauch am 5. September 1871 entdeckte. Wie weit sich Umzila's Reich erstreckt, steht nicht fest, denn die Küste im O. beanspruchen die Portugiesen, welche dort auch die Plätze Inhambane und Sofala besitzen, und ein Gleiches ist mit dem Unterlaufe des Zambesi der Fall. Gegen W. aber wird es von dem Reiche der Matebele begrenzt, welches in gewaltiger Ausdehnung vom Limpopo bis an den Mittellauf des Zambesi reicht.

Dieses Land der Matebele ist es, welches Eduard Mohr auf seinem Zuge von Schoschong nach dem Zambesi in seinem westlichen Theile durchschnitt. Schoschong, auch Bamangwato genannt, gehört noch nicht zum Matebele-Reiche, sondern ist die Residenz des Betschuanenchefs Matscheen und hat für den Handel insoferne eine gewisse Bedeutung, als hier ein Markt für kostbare Straußenfedern ist, ein Monopol in den Händen des Königs. Der Ort zählt etwa 30,000 Köpfe und ist jedenfalls eines der größten und bevölkertsten Dörfer in Südafrika; der Schmutz in den Straßen, wenn man Fußsteige, die sich zwischen den Hütten hinziehen, so nennen will, übersteigt aber gleichfalls alle Begriffe. Die Höhe über dem Meere beträgt hier 1005,82 M. und die Kälte war so groß, daß in der Nacht sich Eiszapfen bildeten. Man sieht daher hier auf der Breite von S. 23° 20′ Abends die Männer in Pelzmänteln und Kapuzen. Durch die Anfertigung der ersteren, der sogenannten Karosse, zubereitete und geschmackvoll zusamm engenähte Felle verschiedener Thiere, hat Schoschong sogar einen Ruf erlangt und werden diese Mäntel von hier über ganz Südostafrika verbreitet. Die hügelige Gegend um Schoschong besteht aus Grünsteinfelsen; aus ihren Spalten schießt hier und da mit großer Ueppigkeit und starkem Stamm und Wurzeln, die sich ep heuartig an die kahlen Klippen anschmiegen, ein auffallender, jedoch um diese Zeit blattloser Baum. Der Weitermarsch ging durch einförmigen Mimosen- und Mopani-Wald zum Mahalaspi- und Tenaui-Bach, dann durch völlig wasserloses Land und immer durch den nämlichen Wald, nur hier und da sieht man quarzige Hügel mit jenen eigenthümlichen, starren Euphorbienbäumen, die man so häufig in der Natallandschaft gewahrt. So erreichte Mohr den Gogwe und überschritt dann die periodischen Bäche Kaschani und Seribe, sowie den größeren Schascha, der dem Limpopo zufließt. Nackt und öde lag wasserlos ihr gelbes Sandbett da; in

Digitized by Google

demselben fanden sich die Spuren zahlloser Wildschaaren, die nach Wasserlachen suchten; ein Bach sieht aus wie der andere, auch ist ihre Richtung die nämliche, indem sie alle von SW. nach NO. sich hinschlängeln; bei dem einen wie bei dem andern sind die Ufer von dichten Hecken graublasser Dornbüsche eingefaßt, davor liegen lange mattgelbe Schilfgürtel, bei Tage ein Lieblingsaufenthalt des Löwen und des Bos Kafir. Sonst zeigt die Landschaft eine wogende Hügelgegend, hier und da ragen steil und phantastisch isolirte Granitkuppen heraus, die für diese Gegend und das Matebele-Land charakteristisch werden, im Uebrigen umgab die Reisenden ein einförmiger, anscheinend endloser Mopani-Wald. Das in der Mitte aufgeschlitzte Blatt dieser Bauhinia-Art steht mit den Kanten nach oben, und daher verleihen in diesem Lande des Durstes und der Sonne seine Aeste und belaubten Zweige so wenig Schatten, wie ein gegen die Sonne ausgespanntes Fischernetz. Nachdem sie diese einförmige, sonnenverbrannte Landschaft durchzogen, kam die Karawane bei der Niederlassung am Tati an. Vom Tati schlug Mohr die Richtung nach NO. ein und wanderte über die Ramakoban-Passage in's Matebele-Land nach Inyatin. Diese ganze Marschlinie liegt auf dem Rücken eines nach NW. und SW. zu sich senkenden Hochplateau's; man bewegt sich zwischen den Quellen jener periodischen Ströme und Bäche, die links von dem eingehaltenen Wege von SN. nach NW. in den Zambesi laufen, indem sie zuvor ihre Wasser in den von James Chapman entdeckten Guay entladen. Rechts vom Wege hingegen, und umgekehrt von NW. nach SO. laufend, fließen alle jene Gewässer, die dem System des Limpopo- oder Krokodilflusses angehören. Von Ramakoban an nach N. zu fängt das Land an fruchtbarer zu werden, nahe dem Flusse fiel die enorme Stammdicke der Bäume besonders auf. Der Marsch ging weiter durch wüste unbewohnte Waldlandschaft. Beim Passe von Monyama beginnt eine Gegend, die man mit Fug und Recht ein Felsenmeer nennen kann; in chaotischer Confusion liegen die enormen Granitmassen durcheinander gewürfelt da, von Horizont zu Horizont sich erstreckend, so weit das Auge reicht. Aus diesen Steintrümmern ragen hier und da alleinstehende Granitgebilde hervor, die aussehen wie halb verfallene Thürme oder alte verlassene Riesenburgen. Die Höhe des Plateau von Inyatin beträgt 1250 M. und ist das Land dort voll von giftigen Nachtschlangen; die schwarze M'hamba, eine Cobra-Art, und die scheußliche Puffnatter verlassen in der Dämmerung ihre Verstecke, der Löwe und andere große Raubthiere durchwandern die Wildniß.

In der Periode der Windstillen und größten Dürre beobachtete Mohr oft kleine Wirbel oder Drehstürme, deren Durchmesser am Boden wohl nur selten höchstens 5 M. erreicht, die aber dennoch mit brausendem, dröhnendem Lärm besonders in den Mittagsstunden urplötzlich entstehen; ihre Gewalt ist eine solche, daß Grasbündel und Büsche entwurzelt, ja selbst Baumäste abgebrochen und rotirend zu bedeutender Höhe emporgeschleudert werden.

Bei seinen Kreuz- und Querzügen kam Mohr in das Betschuana-Dorf Chikamabele; die bienenkorbartigen Wohnungen schmiegten sich unmittelbar an die Felsen an, etwa wie ein Schwalbennest an die Mauer. Dann ging's nach dem großen Kraal von N'Umkaniula; er liegt in einem Kessel, rings umgeben von Granitfelsen, die förmlich Mauern bilden; der schmale Eingang zu demselben ist noch durch einen Pallisadenverhau geschützt, so eng, daß nur zwei Mann in Front marschiren können; erst wenn man hier hindurch ist, sieht man die Hütten der Eingebornen. Diese vertrinken ihre Zeit zum Theile in Joalla-Bier, einem kühlen, etwas säuerlichen, äußerst reinlichen, nach frischgebackenem Brode riechenden Tranke. Ein anderesmal kam Mohr in den großen Makalaka-Kraal von Umsuase (1270 M.). Die Makalaka, die sich selbst Marririmo nennen und einen Dialect der Betschuanazunge sprechen, sind die Kornbauern der Matebele. Meilenweit erstrecken sich ihre Mais- und Durrhagärten; auch Kürbisse, Wassermelonen, Tabak, Erdnüsse und etwas Hanf zum Rauchen werden cultivirt. Sie bearbeiten ein ausgezeichnetes Eisen, dessen Qualität dem schwedischen gleich sein soll. Daraus wird die Lieblingswaffe des Landes, die Assegai, eine Stoßlanze — und jene massive plumpe Hacke verfertigt, mit der die Weiber die Felder bearbeiten. In genau nördlicher Richtung ging nun Mohrs Weg durch dicht bevölkerte Districte weiter zum nördlichsten Makalaka-Kraal, dem von Babas; von hier ab lag bis zum Zambesi hin ein unbewohntes, durch die Matebele unter Mosilikatse vollständig entvölkertes Land. Der Wald wurde dichter und dichter, so daß die

Digitized by Google

Aexte tüchtig gebraucht werden mußten. Zahlreiche Wasserteiche zeigten die Spuren von Büffeln, die hier Nachts zum Saufen kamen. Weiterhin lag ein kahles, ödes, strauchloses Terrain, dessen Boden aus Brackgrund bestand; Strauße, Quaggas und Giraffen tummelten sich hier umher. In den nächsten Tagen erreichte man den Tekuane oder Netni-Bach, der in die Nata fließt, dann den letztgenannten Strom selbst, an dessen N.-Ufer eine breite Wasserschicht strömte. Die Nata-Passage liegt noch fast 200 Km. vom Zambesi entfernt; die große Einöde bis zu diesem Strome hin wird von Tausenden von Elephanten durchwandert, und meilen- und meilenweit sieht man die furchtbaren Verwüstungen, die diese kolossalen Geschöpfe im Walde anrichten. Der Weitermarsch erheischte die größte Vorsicht, da man jetzt jeden Augenblick in den District der Tsetsefliege (Glossina morsitans Westw.) kommen konnte, und in 19° 11' s. Br. erreichte der Wagen in der That seinen entferntesten Punkt von der Küste, denn ausgesandte Boten brachten die Nachricht, daß die Tsetse dicht in der Nähe sei. Von da bewegte sich Mohr in nordwestlicher Richtung durch ein offenes, mit saftigem Grase bewachsenes Hügelland; hier und da bildeten die schattigen Marula-Bäume inselartige Laubgruppen. Nach N. zu traten die blauen Berge der unteren Gegend am Guay, der in den Zambesi mündet, immer deutlicher hervor. Wiederholt mußte der krokodilreiche Guay in sehr zerklüfteter Gegend gekreuzt werden, dann kam man an den Tschaugani, einen in den Guay sich ergießenden Gebirgsstrom. Die Gegend gestaltete sich immer mehr zu einem äußerst wilden Gebirgsland, meistens unangenehm dicht mit Wald bestanden, in welchem die riesigen Stämme der Boabab-Bäume immer häufiger werden. Die Ufer des Guay umrahmen wildromantische Felsbastionen, die oft steile Wände bilden. Mohr wandte sich deßhalb gegen W. nach der Daka zu, die so wie der Guay ein von S. kommender Nebenfluß des Zambesi ist. Die Daka ward mit Leichtigkeit passirt, und bald wurden Vegetationsformen und das Gras besonders frischer und üppiger, Spuren des Menschen, die die Wanderer in der großen Einöde seit Wochen vergebens aufgesucht hatten, wurden bemerklich, und endlich erblickten sie die wohlbestellten Maisfelder und ersehnten Hütten von Wanki's Dorf am Zambesi. Um 9 Uhr 12 Minuten am Sonntag Morgen den 12. Juni 1870 stand Eduard Mohr am Ufer des Zambesi.

Die Quellen des Zambesi, dieses gewaltigsten aller Ströme Ostafrika's, liegen, so weit bis jetzt bekannt, auf der sumpfigen Hochebene des sehr kleinen Dilolo-Sees (unter ungefähr 12° s. Br. und 22° ö. L. v. Gr.), doch ist es wahrscheinlicher, daß deren zahlreiche Zuflüsse, welche zum Liba sich vereinigen, Seitenarme des Zambesi bilden und dessen wahre Quellen im S. des gleichen Seengebietes zu suchen seien, welches die Wasser zwischen Nil und Congo theilt. In der That wissen wir, daß in dieser Gegend, welche der W.-Küste Afrika's schon beträchtlich näher liegt als der O.-Küste, Cameron auf den jugendlichen Zambesi stieß. Durch das Barotse-Thal fällt derselbe, welcher hier den Namen Liambai führt, gegen S. herab, durchfließt das große Reich der Makololo und kehrt erst in der Nähe von Linyanti, unter dem 18.° n. Br. etwa, sich der Küste des indischen Oceans zu. Kurz nachdem er diese Wendung nach O. vollbracht, stürzt der Zambesi mit dem Mosiwatunja (von Livingstone entdeckt und nach englischer Unsitte Victoria-Fall benannt), ein mit den Niagara-Fällen rivalisirendes Naturwunder, einem tiefer gelegenen Landstriche zu.

Wir entnehmen abermals Herrn Mohr eine Schilderung dieses großartigen Wasserfalles. „Das rollende Brüllen der fallenden Wasser, worin ein gewisser

Digitized by Google

pochender Tact zu liegen schien, war in der Nacht deutlich wahrnehmbar; um diese Zeit scheint man einen solchen Lärm entschieden weiter zu hören als bei Tage. Am nächsten Morgen ging's zu den Fällen. Die Landschaftsbilder wurden immer großartiger, und passirte man eine Gegend, die man den „Park der Fälle" nennen kann. Ostwärts von dem gewählten Lager erblickte Mohr den schon von Livingstone, Baines und Chapman beschriebenen Regenwald, der, was Ueppigkeit und Schönheit, nicht Mannigfaltigkeit der Pflanzenformen anbelangt, sich mit Allem messen kann, was Hr. Mohr in Hinterindien, auf Ceylon, der Malakkahalbinsel und in Java gesehen hatte. Die Farren nehmen baumartige Proportionen an, riesige Schlingpflanzen von der Dicke starker Schiffstaue laufen von Ast zu Ast, und hoch über Alles schwanken die gefiederten Häupter der Palmen, während herrliche Bambugruppen an die Gestade des Irawaddy erinnern.

In einer Breite von 2½ Km. kommt der majestätische Strom von NNW. und stürzt seine Fluthen 120 M. tief hinunter, in eine quer durch sein Bett setzende Felsenschlucht, deren Breite zwischen 72 und 90 M. schwankt. Oberhalb des Sturzes tauchen aus den Zambesifluthen viele Inseln auf, alle mit der reichsten Vegetation geschmückt. Die Ufer sind mit weitem, offenem Walde bestanden, hier kommen ganze Gruppen hochstämmiger Palmen vor, die der Landschaft den echten Stempel des Südens aufdrücken. Nahe dem Falle eilt das Wasser mit fliegender Schnelligkeit dahin, die langgezogenen Schaumbänder, die man überall sieht, verleihen dem Element das Ansehen, als ob es koche. Nahe dem westlichen Rande liegt eine kleine Insel, etwa 50 M. vom Ufer entfernt, der Zweig des Stromes hier scheint eine große Tiefe und das Bett eine starke Neigung zu haben, denn das Wasser stürzt sich heulend und in mächtigen Wirbeln brausend in einem Satze wie eine Meereswoge zur Tiefe hinunter. Nun kann man an dieser Stelle, ganz auf der westlichen Ecke, auf eine etwas hervorspringende Felskante heraustreten, was aber nur solchen Reisenden zu empfehlen ist, die ganz frei von Schwindel sind. Dann erblickt man links dicht neben und unter sich den eben beschriebenen Sturz, in Front die lange Linie des großen Falles, die aber natürlich immer nur theilweise sichtbar ist, denn die mit der Fluth herabgedrückte, zusammengepreßte und mit Wassertheilchen gefüllte Luft befreit sich gewaltsam, steigt wirbelnd zur Höhe empor und ist die Ursache der Dampf- und Nebelwolken, die geisterhaft hoch oben über diesem großen „Altar" der Wasser leuchten. Hat man von dieser Stelle aus eine Zeit lang in das unten tobende, spritzende, schäumende, wallende Chaos hineingeschaut, umrauscht von dem fürchterlichen Lärm des rasend gewordenen Elementes, ist man erschüttert durch das aus der Tiefe herauf dröhnende, Mark und Bein durchdringende Geheul, so wundert man sich, daß selbst die Felsen, diese harten Rippen der Erde, einer solchen Macht gegenüber Widerstand leisten können. — Hat der Zambesi seine Wasser durch jenen engen Paß hindurch gedrängt, so rollt er in 3—4 mächtigen Schlangenwindungen weiter; weil das Flußbett so eng ist, muß seine Tiefe eine ganz enorme sein, um alles Wasser fortschaffen zu können. Die Ufer bilden perpendikulär abfallende, 150—180 M. hohe Felsen; für den Menschen sind sie absolut unersteiglich, doch die vielen hier hausenden Baboons klettern mit Leichtigkeit darauf herum. (Mohr. Nach den Victoriafällen des Zambesi. II. Bd. S. 28—37.)

Es verdient Erwähnung, daß Wasserfälle und Stromschnellen bei keinem ostafrikanischen Flusse zu fehlen scheinen, was in dem terrassenförmigen Aufbau des ganzen Continents seine leichte Erklärung findet. So ist der Mosiwatunja nur der größte aber lange nicht der einzige Wassersturz im Zambesi. Durch die gebirgige Gegend des Batoka-Landes fließt dieser reißend in nordöstlicher Richtung dahin; die Kansora-Fälle, die Makabele-Fälle und die Kariba-Schlucht unterbrechen und engen seinen Lauf, und ihre Namen allein weisen die Hindernisse, auf welche eine Beschiffung des Zambesi stößt. Zahlreiche und theilweise starke Nebenflüsse empfängt er von beiden Seiten,

Digitized by Google

von S. aus den Matoppo- und Maschona-Gebirgen, von N. aus den Hochländern, welche das Seengebiet begrenzen. Die Kebrabasa-Stromschnellen vertiefen das Bett des Zambesi abermals rasch und beträchtlich, und durch den Engpaß der Lupata-Gebirge unterhalb Tete, welches, seitdem Zumbo verlassen, die fernste Niederlassung der Portugiesen im Zambesithale ist, windet er in südöstlichen Laufe aus dem Baniai-Lande sich hinaus nach der portugiesischen Station Senna und dem indischen Ocean, in welchen er mit breitverzweigtem Delta südlich von Kilimane sich ergießt. Kurz vorher hat er im Schirefluß noch die Beisteuer der Gewässer des Nyassasees empfangen. (Barth. Ostafrika. S. 14.)

Vom Zambesi bis etwa in die Breite des Oranje-Stromes kann man sich Afrika in drei Längsstreifen abgetheilt denken, deren jeder seine Besonderheiten hat in Hinsicht auf physische Beschaffenheit, Klima und Bevölkerung. Der östliche Streifen, den wir schon kennen, ist großentheils gebirgig und von den Landbau und Viehzucht treibenden Kafirs bewohnt. Der nächste oder mittlere Länderstrich ist kaum hügelig zu nennen und besteht größtentheils aus weiten, sanft wellenförmigen Ebenen. Durch diesen, welchen die Betschuanen bewohnen, haben uns die Wanderungen Mohrs geführt. Der westliche der drei Abschnitte aber ist noch ebener als der mittlere und wird nur in der Nähe der W.-Küste wieder etwas bergig. In ihm liegt die große, spärlich bewohnte Ebene, welche man die Kalahari-Wüste nennt.

Diese in mehrfacher Hinsicht merkwürdige Ebene, welche sich vom Oranje-Fluß bis hinan gegen den See Ngami erstreckt, entspricht nicht dem Bilde, das wir uns gewöhnlich von einer Wüste machen, denn sie ist keineswegs ohne Vegetation und Bewohner, obwohl sie keine Flüsse und nur sehr wenig Quellwasser hat. Nur einzelne ausgetrocknete Flußbetten beweisen, daß hier wie in ganz Südafrika das Wasser einst viel weniger selten war als heutigen Tages; sonst ist dieser Landstrich in seiner ganzen Ausdehnung merkwürdig eben. Der Boden ist im Allgemeinen leicht gefärbter weißer Sand, fast reiner Kiesel. Trotzdem aber bietet die Gegend nicht den Anblick einer Sandsteppe, sondern zeigt einen viel höheren Grad von Fruchtbarkeit als sich unter solchen Umständen erwarten ließe. Die Kalahari-Wüste ist größtentheils mit Gras bewachsen, das eine erstaunliche Höhe erreicht; es steht in getrennten Gruppen; die Zwischenräume sind, soweit sie nicht kahle Stellen bilden, mit einer mannigfaltigen Flora von kriechenden, knollenführenden Pflanzen, Wassermelonen und Kürbissen überzogen; an anderen Stellen finden sich große Gruppen von Gebüsch und selbst Baumwuchs. (Barth. Ostafrika. S. 46.) Im N. der Kalahari liegt der von David Livingstone am 1. August 1849 entdeckte Ngami-See, eine schöne Wasserfläche, die nur der Breite, nicht aber der Länge nach übersehen werden kann. Man hat die letztere auf etwa 90 Km. geschätzt und nach den Aussagen der Eingebornen soll man den seichten See in 3 Tagen umgehen können. Die Ufer desselben sind im Ganzen äußerst flach, sandig, schlammig und schilfig; während der Regenzeit erhält er beträchtliche Zuflüsse und sein Wasser ist dann süß, während es bei niedrigem Stande brackig und sandig schmeckt. Von dem Breitengrade an, unter welchem der Ngami liegt, nehmen Land und Leute einen völlig anderen Charakter an. Statt eines hohen, sandigen, wasserlosen Hochlandes, welches man vermuthete, findet sich in Wahrheit ein von Höhenzügen

Digitized by Google

eingefaßtes Becken von mächtiger Ausdehnung und einer Ueberfülle von Wasser. Der Ngamisee bildet nur die südliche Grenze dieser großen Einsenkung. Im N. des Sees zieht sie sich in weite Ferne hin, sie ist mit einem Netzwerk von Flüssen durchzogen, die aus höheren Gegenden des N. und des NW. herabsteigen, und bildet in trockenen Zeiten meist sumpfige Schilfebenen; vom April bis Juli aber, wenn die Flüsse anschwellen, entstehen Ueberschwemmungen, die weit und breit das Land unter Wasser setzen. Von den Wassermengen, die sich hierher ergießen, gelangt nur ein kleiner Theil in den südlichen Behälter, den Ngami-See. Dieser hat im O. einen Abfluß, den Zuga, welcher in einem Schilfsmoraſt endet, und wird von N. her durch den Tioge gespeist. Seine Ufer sind ziemlich einförmig und von ausgedehnten Schilfmoräſten eingefaßt, welche nur hier und da durch eine hübsche Gruppe von Fächerpalmen unterbrochen werden. Weiter stromaufwärts nimmt die Landschaft einen gefälligeren Charakter an; die Ufer erheben sich höher und es bedeckt sie eine üppige Baumvegetation von Palmen, Mimosen und Sycomoren. Doch ist und bleibt der Charakter der ganzen Umgebung der eines ungeheuren Sumpflandes, eines wahren Labyrinthes von Flußarmen, Bächen, Teichen und Moräſten, so verwickelt, daß selbst die Eingebornen auf ihren Kahnfahrten nicht selten sich verirren. Wo immer aber noch so wenig trockenes Land über den Wasserspiegel sich erhebt, da überkleidet es sich mit dem üppigſten und großartigſten Pflanzenwuchse der Tropenwelt. Das Thierleben am See und an den Flußufern ist so reich als mannigfaltig. Alle Großthiere, Elephant, Flußpferd, Rhinoceros, Büffel, Giraffe haben hier ihre Niederlaſſungen, außerdem mehrere Antilopenarten; das Wasser wimmelt von Krokodilen, die zuweilen eine riesige Größe erreichen.

Jenseit, d. h. im W. der Kalahari-Wüste und der geschilderten Region, sind längs der See hin die weiten Länderstriche der Namaqua-Hottentotten und der Damara wegen Wassermangel nur zum kleinſten Theile bewohnbar. In Namaqua lebt der ausgeprägteſte Typus der urſprünglichen Hottentotten-Race; es ist eine troſtloſe Region, die Vegetation beſchränkt sich auf vereinzelte Büſche des zarten Buſchmanngraſes, einige fußhohe, ſtachelige Büſche mit klebrigen Blättern, den fleiſchigen Speckboom (Portulacaria akra), den blaßgrünen Kanabos (Lasoxylon salsola), die immergrüne dornige Mimoſe und wilde Waſſermelonen. Die Küſte iſt ſandig und waſſerlos, der N. iſt indeß beſſer und hier wohnen die nomadiſirenden, kriegeriſchen Namaqua, welche Rinder der kleinſten bekannten Art ziehen. Kupfer wird an der Quelle des Up-Fluſſes gewonnen, etwas Elfenbein, Straußfedern und Gummi geſammelt, während auf einigen kleinen Küſteneilanden, namentlich auf Itſchaboe, viel Guano liegt. Deßhalb haben ſich hier und an ein paar Küſtenpunkten auch ſogleich die Engländer feſtgeſetzt. Die Thierwelt iſt hier die nämliche wie in den öſtlicheren Gebieten. Im N. des Namaqua-Landes erhebt ſich längs eines ſandigen Küſtenſtriches im W. ein geſundes, im Winter ſogar kaltes Hochland, das im O. in die Kalahari-Wüſte verläuft. Die Flüſſe, deren Quellgegend in etwa 2000 M. Seehöhe liegt, ſind nicht ſchiffbar; einzelne Berggipfel erheben ſich bis zu 2400, der Omatoka-Berg ſogar zu 2680 M. Der ſüdliche Theil dieſes Gebietes iſt das Damara-Land, welches ein breiter Landſtrich, mit ſtachelreichen Dickichten von Akazien und Kameeldorn bedeckt, vom

Digitized by Google

nördlicheren Ovampo-Lande trennt. In diesem Waldgürtel finden sich alle Arten großer Thiere Afrika's, an der Küste zeigen sich große Walfische. Die Bewohner sind die dunkelfarbigen, sehr häßlichen Ovampo, die schmutzigen Damara der Ebene und die räuberischen Berg-Damara.

§. 23. Die Völkerstämme Südafrika's.

Zwei große, von einander scharf geschiedene Racen sind es, welche sich in die Landschaften Südafrika's theilen: die Kafirs und die Hottentotten. Die Zusammengehörigkeit der Kafirvölker, welche in ethnographischer Beziehung die Kafir- und die Congovölker umfassen, geht aus den von ihnen gesprochenen Sprachen hervor, welche Abkömmlinge einer nun nicht mehr existirenden, in ihnen aufgegangenen Ursprache darstellen. Man ist übereingekommen, sie mit dem Ausdrucke Bantu-Sprachen zu bezeichnen. Der gebräuchlichste Namen für die A-bantu-Völker, Kaffern, ist ein Trivialname und entstammt dem arabischen Worte Käfir „Ungläubiger", ist also richtiger Kafer oder Kafir zu schreiben. Alle Stämme, welche zu den A-bantu gehören, zeignen sich aus durch eine dunkle, schwärzlich pigmentirte Haut und wolliges Haar, dessen Länge und Beschaffenheit sehr variirt, das aber nie schlicht oder straff wird. Die ebenfalls sehr veränderliche Hautfarbe geht durch die verschiedensten Nüancen, vom tiefen Sepia bis zum Blauschwarzen; der Körper ist meist kräftig entwickelt, der Schädel dolichocephal und hoch, die Gesichtsbildung bei reiner Race nie europäisch. Ihre Sprachen gehören sämmtlich zu der Gruppe der sogenannten präfix-pronominalen und bilden den Hauptkern derselben, indem sie außer der Bantu-Familie nur noch die viel unbedeutendere Mena- und Görfamilie in sich begreift. Die Bantu-Gruppe zerfällt nach ihrer geographischen Lage in die östliche Gruppe, welche Stämme nach ihren Hauptrepräsentanten als Ama-Zulu und Ama-Xosa oder eigentliche Kafirs unterschieden werden, in die mittlere, Betschuanen (Bechuana oder Be-tjuana), und die westliche O-va-herero oder Damara.

In leiblicher Hinsicht können die Ama-Xosa (d. h. Leute des Xosa) als die charakteristischsten Repräsentanten der ganzen Kafirgruppe gelten. Die ersten Beschreiber dieses Volkes haben dasselbe als einen geradezu ideal schönen Menschenschlag, als „lebendig gewordene Statuen" dargestellt, ein Wahn, welchen die sorgfältigen Messungen aller Körpertheile durch Dr. Gustav Fritsch, vielleicht den gründlichsten Kenner der südafrikanischen Völker, dessen Arbeiten wir diesen kurzen Mittheilungen zu Grunde legen, auf das Grausamste vernichteten. Nicht nur der

Digitized by Google

Schädel sondern auch das Skelett als Ganzes betrachtet unterscheidet sich sehr auffallend von den europäischen Racen, und der Knochenbau des Kafir verhält sich zu dem der Europäer eben so gut wie der eines wilden Thieres zu dem eines gezähmten derselben Gattung. Sein Körper zeichnet sich in Folge von Abhärtung mehr durch Zähigkeit und Widerstandsfähigkeit gegen schädliche Einflüsse als durch bedeutende positive Leistungen aus; wie die Muskulatur der A-bantu keineswegs Erstaunliches leistet, so übertreffen auch die Sinnesorgane solche europäischer Racen nicht in auffallender Weise; am bemerkenswerthesten ist noch die Schärfe des Gesichtes. Hinsichtlich der geistigen Fähigkeiten der Kafirs ist bezeichnend, daß sie die höchsten Gedanken religiöser Philosophie auf die platte Wirklichkeit zurückführen. Das Ideal des Kafir, der Gegenstand, für den er schwärmt und den er in seinen Liedern mit Vorliebe besingt, das sind seine Ochsen, d. h. sein werthvollstes Besitzthum. Die Sorge, sein geringes aber mühsam erworbenes Eigenthum oder wohl gar das unter Angst und Gefahr bewahrte Leben zu verlieren, also Alles was für ihn bei dem Mangel höherer Vorstellungen Werth haben kann, mischt seinem Charakter eine gewisse Feigheit bei. Vielfach werden die Kafirs als Helden gepriesen, mit Unrecht. Ein unverschämtes, bramarbasirendes Auftreten ist jedoch bei ihnen gewöhnlich, so daß man wirklich glauben kann, einen stolzen Krieger vor sich zu haben, während es nur ein erbärmlicher Wicht ist, der seinen Vortheil versteht. Diesen im Auge zu behalten ist die größte Tugend des A-bantu; alles Andere wird dem materiellen Vortheile untergeordnet. Wo es etwas zu erhaschen gibt, kümmert er sich wenig um die sonst von ihm bewahrte äußerliche Ruhe und Gelassenheit; gewaltsame Beraubung, obwohl häufig genug und zum Theil sogar gewerbsmäßig betrieben, ist indeß doch viel seltener als Stehlen, welches in der Form des Viehdiebstahls so verbreitet ist, daß es eine politische Bedeutung erhält. Die mit dem Diebssinne zusammenhängende Heuchelei ist gleichfalls stark ausgebildet. Dennoch entbehrt der Kafir durchaus nicht das Rechtsgefühl, ja er besitzt sogar eine bewundernswerthe Gewandtheit in Rechtsfragen zu urtheilen. Im Allgemeinen aber macht er über Alles, was nicht in den engen Kreis seiner wenigen Bedürfnisse und Neigungen fällt, sich ungern Sorgen; am liebsten gibt er sich einer gedankenlosen Fröhlichkeit hin und genießt das Heute, indem er den kommenden Tag für sich sorgen läßt; so lange er in dieser harmlosen Laune ist, zeigt er sich umgänglich, gastfreundlich und zuvorkommend. Er sucht Gesellschaft um sich zu unterhalten, und wenn er dann im Kreise guter Freunde um den Biertopf lagert, schwatzt und schnupft, erscheint er als der gutmüthigste Mensch von der Welt, während die Wildheit in seinem Charakter schlummert. Wird die ruhende Leidenschaft aufgeregt, so geräth der Kafir in einen Zustand der Raserei, in welchem ihm die größten Scheußlichkeiten ein besonderes Vergnügen zu machen scheinen; dagegen ist er weder nachtragend noch rachsüchtig. Die Neigung zur Gedankenlosigkeit ist ein bedeutendes Hinderniß seiner Bildungsfähigkeit; sein Geist besitzt nicht Elasticität genug, um die Belastung mit weittragenden Gedanken auszuhalten. Die religiösen Ideen der Kafirs stehen daher auf allertiefster Stufe; alle haben sie unklare Vorstellungen von einer Fortdauer nach dem Tode und die Geister der verstorbenen Vorfahren sind es, welche bei den meisten Gegenstand eines gewissen Cultus werden. Außer diesem Ahnencultus hegen die verschiedenen Abtheilungen der A-bantu selbstverständlich noch den mannigfachsten Aberglauben, worunter der Glaube an Hexerei obenan steht und eine entsetzliche Verbreitung zeigt.

Die nördliche Abtheilung der A-bantu-Stämme führt den Namen Ama-Zulu und gehört unter die besten Repräsentanten dunkel pigmentirter Racen. Die Zulu sind ein Volk von verhältnißmäßig guter Entwicklung des Körpers bei beträchtlicher Größe, welche die des Europäers durchschnittlich nicht übertrifft, und dürfen in Rücksicht auf die Gesichtsbildung einen entschiedenen Vorzug vor den Ama-Xosa beanspruchen. Am ausgebreitetsten, am reichsten an Zahl der verschiedenen zugehörigen Stämme sind aber die Betschuanen. Ihr gegenwärtiges Gebiet erstreckt sich von dem Oranje-Flusse bis hinauf zum

Digitized by Google

Zambesi, den innersten Theil des Continentes einnehmend, indem sie östlich die Quathlamba-Kette von den Zulu und Swazi, im W. die Kalahari von den Wohnplätzen der Namaqua scheidet.

Wie bei den eigentlichen Kafirs ist gewissenhafte Ehrlichkeit bei den Betschuanen auch da nicht zu Hause, wo der Einfluß der Civilisation noch nicht auf sie wirkte. Die Verschlagenheit gehört noch mehr zum Nationalcharakter als bei den Kafirs, ohne daß ein ebenso starkes Rechtsbewußtsein vorhanden zu sein scheint; es vereinigt sich mit dieser Verschlagenheit aber auch eine gewisse Gutmüthigkeit, so daß man ihnen wegen ihrer Unverschämtheit nicht böse sein kann. Neigung zu harmloser Fröhlichkeit und Geselligkeit herrscht bei den Betschuanen wie bei den anderen A-bantu-Völkern; stundenlanges Beisammensitzen unter Scherz und Gelächter ist eine beliebte Unterhaltung. Die sorglosere Gemüthsrichtung prägt sich ebenfalls in ihren Anschauungen über die zukünftigen Dinge und in der weniger düsteren Weise aus, in der sie über Zauberei denken; wohl glauben auch sie an Hexen und Zauberei und besitzen ihre „Nyaka", Zauberdoctoren, doch selten erreicht ihr Fanatismus dabei die furchtbare Höhe wie bei den Kosa und Zulu, und schreckliche Hinrichtungen wegen Zauberei sind nicht an der Tagesordnung. Der Gedanke, was aus ihnen nach dem Tode würde, macht den Betschuanen wenig Sorge, es existirt aber nach ihren Vorstellungen noch eine Classe von überirdischen Wesen, „Ba-rimi" genannt, welche mit den Schatten der Verstorbenen zusammenhängen.

Straße einer Betschuanenstadt.

An die Stämme der Betschuanen sich anreihend, lebt als am weitesten gegen NW. vorgeschoben ein Volk, welches die coloniale Bezeichnung Damara führt, sich selbst aber O-va-herero nennt. Es ist zu unterscheiden von einem anderen Stamme, den Berg-Damara, deren Natur nie recht festgestellt worden ist, welche ursprünglich aber sicherlich nichts mit den O-va-herero gemein hatten, wenn auch allmählig manche ausgestoßene Elemente derselben sich mit ihnen vereinigt haben mögen. Die wirklichen O-va-herero sind in ihrer äußeren Erscheinung wie in den übrigen Kennzeichen diesen Berg-Damara sehr unähnlich; in den Hauptpunkten entfernen sie sich hinsichtlich ihrer geistigen Fähigkeiten und ihrer Gemüthsrichtung nicht wesentlich von den übrigen A-bantu.

Digitized by Google

Mit der großen Familie der A-bantu haben die Hottentotten, richtiger Koi-Koin („Menschen") geheißen, keinen wesentlichen Charakterzug gemein, außer dem krausen Haar, das aber immer noch bedeutende Unterschiede zeigt. Der allgemeine Typus der Koi-koin ist der eines Volkes mit eigenthümlich fahler, gelbbrauner Hautfarbe, sehr krausem verfilzten Haar, schmaler Stirn, stark nach der Seite hervortretenden Backenknochen, spitzem Kinn, mittlerem, wenig kräftigem aber zähem Körper, mit kleinen Händen und Füßen; der Schädel ist platynocephal; bei dem weiblichen Geschlechte ist eine eigenthümliche Fettbildung, die Steatopyga, charakteristisch. Diese besteht wesentlich in einer gutartigen Hypertrophie der Fetthaut über bestimmten Regionen des Körpers, vornemlich der Hinterbacken, aber auch seitlich an den Hüften, sowie an der Außenfläche des Oberschenkels. Die an Schnalzlauten reiche Sprache der Hottentotten gehört zu den suffixpronominalen und unterscheidet vier Dialecte: den des Cap, den der östlichen Provinz, den Kora- und den Nama-Dialect. Mit dieser sprachlichen Eintheilung geht die ethnographische wesentlich Hand in Hand, nur daß dabei die Koi-koin des Cap und jene der östlichen Provinz nicht wohl auseinander zu halten sind. Man unterscheidet demnach drei Gruppen: die eigentlichen oder colonialen Hottentotten, welche am Cap und von da weiter östlich bis an die Grenzen des Kafirlandes wohnen, einen Gesammtnamen für die zu ihnen zu rechnenden Stämme aber nicht besitzen; die Korana, deren Niederlassungen größtentheils am rechten Ufer des Oranje und zwar am oberen Laufe, besonders längs des Baal- und Hart-Reviers liegen; endlich die Namaqua, deren Gebiet die westlichen Theile Südafrika's umfaßt, nördlich vom Oranje bis zur Walfisch-Bay, östlich begrenzt durch die Kalahari-Wüste.

Hottentotten.

Wie die physischen Eigenthümlichkeiten der Koi-koin auffallend verschieden sind von jener der A-bantu, so auch ihre somatischen und physischen Functionen. Die

Digitized by Google

Hottentotten sind bei aller Trägheit munterer und lebendiger. Obwohl bedeutend schwächer als die A-bantu, haben sie doch ihre Gliedmaßen mehr in ihrer Gewalt und nähern sich in diesem Punkte unseren Racen. Auch eigneten sie sich die körperlichen Fertigkeiten der Europäer, wie Reiten und den Gebrauch der Feuergewehre, viel schneller an als jene. Ihre Sinne sind besonders scharf und ihr Seh- und Spürvermögen übertrifft weitaus jenes der A-bantu wie der Weißen. Dagegen sind die Koi-koin als Volk mit einer Schnelligkeit dem Untergange verfallen, wie kaum jemals eine andere Bevölkerung. Der Grund dieser auffallenden Erscheinung liegt zum großen Theile in dem Charakter und sanguinischen Temperament der Nation: in ihrem bodenlosen Leichtsinn, welcher ihre mannigfachen guten Eigenschaften vollständig lahm legt. Die Intelligenz der Koi-koin ist keineswegs gering und eignen sie sich mit großer Leichtigkeit fremde Sprachen, aber auch fremde, zerstörend wirkende Unsitten an. Davon ist ihnen keine gefährlicher geworden als der Trunk, den man als nationales Laster bezeichnen kann. Auch in anderer Hinsicht ist von Moral nicht viel bei ihnen zu bemerken; sittliche Grundsätze für seine Handlungsweise zu suchen, fällt Niemandem ein. Wenn nicht die Furcht vor Strafe die Leute zurückhält, etwas Schlechtes zu thun, die Stimme des Gewissens dürfte selten stark genug dazu sein. Lüge, Diebstahl und Sinnlichkeit sind deßhalb weitere Laster dieser Stämme, doch stets nur wechselnde Erscheinungen der Gedankenlosigkeit und des Leichtsinns bei mangelnder Moral. Religiöse Instincte sind den Hottentotten indeß unstreitig eigen.

Die Namaqua erfreuen sich zum Theile noch einer gewissen Unabhängigkeit; ihre Leidenschaften sind leicht erregbar, doch nicht besonders heftig; während aber Sinnlichkeit und Selbstsucht als hervorstechender Charakterzug bezeichnet werden, findet sich andererseits lobende Erwähnung der ehelichen Zuneigung und der Verehrung der Kinder gegen ihre Eltern, obgleich das Aussetzen hülfloser alter Leute ziemlich allgemein behauptet wird. Ebenso soll Unzucht selten sein und, wenn entdeckt, schwere Körperstrafen im Gefolge haben. Die lebhafte Gemüthsart der Namaqua prägt sich auch in ihrer Neigung zu festlichen Tänzen aus, die indeß doch Cultus der Sinnlichkeit sind. Die Korana haben durch den Einfluß der Colonisten und der Betschuanen schon vieles Fremde aufgenommen; sie zeichnen sich durch Stumpfsinn und Mangel an geistiger Regsamkeit aus. Ihr Benehmen ist stiller, häufig fast mürrisch, und sie überarbeiten sich eben so ungern als die übrigen Hottentotten. Von Natur aus sind die Korana gutmüthig und verrathen wenig Neigung zu kriegerischen Unternehmungen, doch hält es nicht schwer, sie durch die Aussicht auf Beute zu reizen und in unbedachtsame Wildheit zu versetzen. Während die meisten von ihnen gewöhnlich friedlich in ihren Kraalen unter den Colonisten leben und der Umgegend in keiner Weise lästig fallen, gerathen die Leute bei unruhigen Zeiten in eine Art von Fieber, welches sie Thaten vollbringen läßt, die ihrer Natur sonst völlig fremd sind. In den Missionsschulen sind sie wegen ihrer Indolenz und Trägheit keine besonders erfreulichen Schüler; für geistige Bildung zeigen sie wenig Anlagen und noch weniger Lernbegier; so lange die Tabakspenden dauern, erscheinen sie wohl zu den Unterrichtsstunden, aber ohne solche Lockung ist es schwer, sie heranzubringen. Aus freien Stücken haben sie sich natürlich mit geistigen Dingen den Kopf auch nicht warm gemacht, doch fehlt es nicht an mancherlei Aberglauben, über den sie aber nur sehr ungerne sprechen. Die Korana sind leidenschaftliche Verehrer der starken Getränke, sowie des „Dacha“ und des Tabaks, und fröhnen einer hochgradigen Sinnlichkeit. Nicht nur dulden sie den Auswurf der weißen Bevölkerung *gern* unter sich, sondern sie leisten den Zügellosigkeiten dieser Menschen jeglichen Vorschub. Auch wurden die höchsten Lehren der christlichen Religion von ihnen in sinnliche, gemeine Beziehungen verdreht. Endlich ist ihnen ein Hang zum Diebstahl und zur Lüge nicht abzusprechen; wenn ihnen die Versuchung nahe tritt bei Gegenständen, deren Besitz ihnen Vortheil gewährt, so nehmen sie davon, ohne sich ein Gewissen daraus zu machen. Ein Missionär, der ihnen den fehlenden Begriff „Gewissen“ beibringen wollte und deßhalb auf das der Sünde folgende schmerzliche Unbehagen im Innern hinwies, erhielt später, als er seine Katechumenen frug, was sie sich also unter Gewissen vorstellen, die Antwort: „Leibschmerzen.“ (Dieser Abschnitt nach Dr. Gustav Fritsch. Die Eingebornen Südafrika's, ethnologisch und anatomisch beschrieben, nebst einem Atlas. Breslau, 1872. 8°.)

Digitized by Google

Aehnlich wie im Vorstehenden sprechen sich auch andere Stimmen über die Charakteristik der beiden Hauptfamilien Südafrika's, der A-bantu und der Koi-koin aus.

„Der Unterschied zwischen Kaffer und Hottentott (dieser Name als Gesammtname der Farbigen in der alten Colonie gebraucht) ist ein durchgehender. Der Hottentott hat keinerlei Gefühl für Nationalität; er bildet mit den 350,000 seines Gleichen auf keinerlei Weise ein Volk, während bei den Kaffern nur etliche Hundert bei einander wohnen dürfen, um sich als Kaffern zu fühlen. Der Hottentott ist von Geburt ein sklavisch gesinnter Mensch, der in dem Weißen seinen geborenen Herrn sieht, den er zwar belügen und betrügen möchte, dem er aber allzeit sklavisch gehorcht. Der Kaffer dagegen sieht den Europäer als den Eindringling an, den er fürchtet und haßt, dessen Joch er gern abwürfe, dem er aber nie als Sklave unterthan zu sein sich entschließen würde. Der Hottentott ist schwach, schlaff von Charakter, der Kaffer verschlagen, zäh festhaltend an seiner Meinung; der Hottentott kennt keinerlei Nationalsitte, der Kaffer ist von derselben bis in die innerste Faser beherrscht. Er hat seine angestammten Fürsten, denen er blindlings folgt und deren Macht er anerkennt, selbst wo sie von den Engländern gebrochen ist; er hat ein Familienbewußtsein, eine sehr energische Liebe zu seinen Blutsverwandten; nur mit Mühe gewöhnt er sich an den Gedanken, daß nicht das ganze Land mehr sein Eigenthum ist. Während der Hottentott den Werth des Geldes kaum achtet, sondern, wo er etwas besitzt, es sofort in Kleider und allerlei Tand verwandelt, daher auch, wenn der Missionar nur den richtigen Zeitpunkt abzupassen versteht, gern, willig und reichlich zu Kirche und Mission beiträgt, hält der Kaffer das Seine zäh und geizig zusammen und glaubt noch dem Missionar einen Gefallen damit zu thun, wenn er sich durch ihn mit den Gnadenmitteln bedienen läßt. Kein Hottentott würde es wagen, trotzig und ungehorsam dem Lehrer entgegen zu treten, während dies dem Kaffer in heftigen Augenblicken leicht begegnet. Einen auffallenden Contrast zu diesem Stolze und Selbstbewußtsein des Kaffern bildet sein Hang zum Betteln. Des Bettelns schämt sich ihr König so wenig als der geringste Knecht. König Sandile bettelte bei mir um einen Sixpence zu Tabak, um dieselbe Summe, wie die nackten Betteljungen in St. Vincenz. Der Kaffer ist hart und zähe und darum ein besserer, natürlicher Ackergrund, als der weiche, schwammige Hottentott, obgleich es andererseits ungemein schwer hält, in solch Steinherz einzudringen." (Dr. Wangemann. Ein Reisejahr in Südafrika. Berlin 1868. 8°. S. 213.) Ein anderer Beobachter sagt: „Die Hottentotten sind keineswegs so beschränkt, wie man sich allgemein vorstellt, doch sind echte unvermischte Hottentotten nur an abgelegenen Stellen Südafrika's noch zu finden. Der Hottentott unterscheidet sich in geistiger Hinsicht von dem Kaffer namentlich dadurch, daß er frei von Aberglauben ist. Sein Sinn ist noch mehr auf das Materielle gerichtet als der des Kaffern, so daß er sich der Bekehrung zum Christenthum allgemein entzieht. Von hervorragender Entschlossenheit haben sich die Hottentotten in ihren Kriegen mit den Engländern und den Eingebornen als gute Soldaten bewährt." (G. Haverland im: Ausland 1872, Nr. 42, S. 986.)

Noch erübrigt, mit einigen Worten der Buschmänner (Bosjemans) und ihrer eigenthümlichen Lage zu gedenken. Obgleich im Allgemeinen in die Gruppe der Koi-koin gezählt, bilden die Buschmänner doch einen Stamm, der sich scharf von der vorerwähnten Familie unterscheidet. In ihrem Idiom sind die phonetischen Besonderheiten der Hottentotten-Sprache bis zum Uebermaße gesteigert. Die größere Zahl der Wörter ist einsylbig, indem jede kleine Sylbe in einem Vocal oder Nasallaut endigt. Die Buschmänner gehören zu den am niedrigsten civilisirten Eingebornen Südafrika's und wohnten einst

Digitized by Google

vom Cap bis hinauf zum Zambesi und wahrscheinlich noch weit darüber hinaus. Daß sie schon frühzeitig einen eigenen Volksstamm bildeten, geht am besten aus ihren körperlichen Eigenschaften hervor, worunter in der äußeren Erscheinung ihre Kleinheit am auffälligsten ist. Gegenwärtig leben sie in vielen Theilen Südafrika's wie ein gehetztes Wild; die Matebele, z. B. halten sie für vogelfrei, und ein junger Krieger würde sich wenig daraus machen, sollte ihn die Laune anwandeln, die Schärfe seines Assegais zu prüfen, versuchsweise einen Buschmann damit niederzustechen. Man kann von ihnen sagen, daß sie die Zigeuner Südafrika's sind, denn auch sie besitzen jene unzähmbare Wanderlust, die sich niemals an feste Wohnsitze gewöhnen kann. Sie wissen mit viel Geschick verdeckte Fallgruben zu stellen, worin sie allerlei Wild fangen; der Boden liefert ihnen eßbare Knollengewächse, Honig die Bäume des Waldes; Reb- und Perlhühner schleudern sie, laufend oder im Fluge, und die Geier zeigen ihnen die Stelle an, wo in vergangener Nacht der Löwe Großwild tödtete, der ihnen die riesigen Markknochen des Bos elaphus, Bos Kafir und der Giraffe, die selbst sein Gebiß nicht zermalmen kann, überlassen muß. Mit einem Wort, ein Buschmann versteht in einer Wildniß noch recht gut zu leben, wo ein mit dem Wald unbekannter Europäer sicher verhungern würde.

Buschmann.

§. 24. Die Länder Süd- oder Nieder-Guinea's.

Mit dem Namen Süd- oder Nieder-Guinea bezeichnet man jene Strecke der afrikanischen W.-Küste, welche im N. des Berglandes der Damara sich bis in den Winkel des Golfes von Guinea erstreckt und dort an die nach S. gekehrte Küste Nord- oder Oberguinea's, die wir schon kennen, anschließt. Mit der Betrachtung der Landschaften Nieder-Guinea's, wozu selbstverständlich auch die landeinwärts gelegenen Gebiete gezählt werden, soweit sie bekannt sind, haben wir dann unsere Kreisfahrt am afrikanischen Continente vollendet. Der größte Theil dieser Küste von $5\frac{1}{2}$—$18\frac{1}{2}^0$ s. Br. ist im Besitze der

Digitized by Google

Portugiesen, welche wir ja auch an der O.-Küste als die Herren eines ausgedehnten Küstengebietes trafen; und obwohl nun ihre Herrschaft keineswegs auf die Meeresküste beschränkt ist, wie etwa jene des Sultans von Sansibar, sondern sich weit landeinwärts erstreckt, so ist man doch von keiner Seite weniger tief in das Innere Afrika's eingedrungen als gerade von der W.-Küste. Die Portugiesen gebieten über die Landschaften Mossamedes, Benguela, Angola und Congo, doch vermag keine Landkarte die östlichen Grenzen dieser Territorien zu bezeichnen. Nur für Angola gilt der Quango oder Coango, ein wahrscheinlicher, aber nur in seinem Oberlaufe bekannter Zufluß des Congo, als Grenze gegen O. Cassange, der fernste portugiesische Posten im Innern ist nicht mehr sehr weit entfernt von den Grenzen des wenig zugänglichen Reiches Muata-Janvo's am Kassabi. Das portugiesische Territorium beginnt im S. mit dem Cap Trio, dem bis Cap Negro eine flache einförmige Küstenzone folgt, durch welche der Cunene, einer der bedeutendsten Ströme der W.-Küste, welcher das Gebiet Mossamedes bewässert, das Meer erreicht. Nördlich von Cap Negro erheben sich unmittelbar aus dem Meere hohe Felswände, welche durch die sumpfigen Niederungen an den Mündungen des Coanza (Quanza) und des Zaire oder Congo durchbrochen werden, dann aber sich weit über das portugiesische Land bis zum Cap St. Catharina (1° 49′ s. Br.) ausdehnen; erst dort in der Nähe der Ogoway-Mündung weichen dieselben einer niedrigen, mit Sümpfen erfüllten Landschaft. Im Innern erheben sich mit Ausnahme der sumpfigen Gegend am Coanza, welcher den wichtigsten Theil der portugiesischen Besitzungen, nämlich Angola im S. begrenzt, immer höher und höher steigend, reich bewaldete Hügel, welche sich zuletzt mit dem bis zu 3000 M. Höhe aufsteigenden W.-Rande des Binnenhochlandes vereinigen. Wie natürlich liegen an der Küste die wichtigsten Plätze der Europäer, obenan S. Paulo de Loanda oder kurzweg Loanda, die portugiesische Hauptstadt Oberguinea's mit etwa 12,000 Einwohnern, welcher südlich Benguela und Mossamedes folgen; im N. der Zaire-Mündung liegt Cabinda. Von den Orten im Innern verdienen vielleicht Bembe, Bailundo und Bihe Erwähnung.

Mit dem Aufhören des Sklavenhandels, der hier früher schwunghaft betrieben wurde, erniedrigte sich die Ausfuhr Angola's sehr bedeutend und die Capitalien der Colonie flossen in wenigen Jahren nach Europa ab; in Folge dessen legten sich Schwarze und Weiße so energisch auf den Ackerbau, daß jetzt die Ausfuhr der Einfuhr ungefähr gleich ist. Die Hauptartikel, welche man cultivirt, sind: Kaffee, Baumwolle und Zuckerrohr, letzteres bis jetzt hauptsächlich zur Erzeugung von Branntwein. Der Kaffee Angola's wird fast ausschließlich in Deutschland, der Branntwein aber im Lande selbst verbraucht. Der Anbau von Baumwolle ward durch die enormen Preise während des amerikanischen Krieges hervorgerufen. Der

Digitized by Google

Handel in Oel hat zugenommen, der in Wachs und Elfenbein verhält sich stationär. Der Gummi, das Erzeugniß des Gummibaumes, von dem ganze Wälder existiren, findet erst seit einigen Jahren Beachtung, obwohl die Neger in ihren Geräthen die Verwendung desselben vielfach gezeigt hatten. Die Ausbeute hat am Zaire bereits große Dimensionen angenommen, doch in der Gegend von Loanda ist sie erst im Entstehen.

In den portugiesischen Besitzungen herrscht noch die Sklaverei, doch soll dieselbe innerhalb weniger Jahre zu Ende gehen, was in Afrika selbst für ein Unglück angesehen wird. Der Sklave eines Weißen ist nämlich in der Regel civilisirter als der freie Neger; er ist stets Christ, darf niemals in Vielweiberei leben, muß arbeiten und wird dafür gut genährt und gekleidet, während man bei den freien Negern überall das Gegentheil findet. Dieselben sind durchschnittlich gutmüthig, geistig beschränkt, trunksüchtig und diebisch.

Das Klima von Angola ist in den einzelnen Theilen sehr verschieden. Der S., namentlich Mossamedes, hat ein fast europäisches Klima. Das Innere — die ersten 70 Km. abgerechnet — ist bedeutend kühler und gesünder als die Küste und hat durchgängig gutes Trinkwasser, das an letzterer fehlt. Die Hitze übersteigt selten die Juli- oder Augusthitze in Deutschland; 24° R. sind selten. Die ungesundesten Monate sind März und April wegen der großen Regengüsse und der dadurch erzeugten Fieber; dies ist namentlich an der Küste fühlbar; die Monate von Mai bis September sind die gesundesten und kühlsten, doch hat man Nachts nur eine wollene Decke nöthig. (Ausland 1873, Nr. 17, S. 302.)

Ueber den südlichen Theil Angola's, besonders über Benguela sind wir durch die merkwürdigen Reisen des Ungarn Ladislaus Magyar näher unterrichtet; wir wissen, daß hier eine Anzahl Negerstämme wohnen, die zwar unter sich oft in Feindschaft und blutiger Fehde leben, ihrer Sprache und ihren Sitten nach aber doch einem Gesammtvolke angehören, welches Magyar mit dem Namen Kimbunda zusammenfaßt. Hierzu gehören alle Districte, die vom Coanza durchflossen werden. Von der Mündung dieses Stromes nach S. fortschreitend, stoßen wir zunächst auf die in fruchtbaren Landstrichen lebenden und Feldbau treibenden Kissama (Quissama), welche jedoch wie alle Kimbunda an Menschenfleisch besonders Behagen finden (siehe über diese Ausland 1873, Nr. 43, S. 858), dann auf die Mupinda, in deren Gebiete es von Elephanten, Flußpferden und Krokodilen wimmelt, die Sumbe, berühmt durch ihre besondere Geschicklichkeit im Schwimmen, und auf die viehzüchtenden Mumbombe-Stämme in der Umgebung Benguela's.

Ladislaus Magyar brach am 15. Januar 1849 von der Stadt Benguela auf und gelangte alsbald an den Catumbella-Fluß, welcher von den schwer zu passirenden vulcanischen Bimba-Bergen herabkommt. Dies thut er in dem prachtvollen Upa-Katarakt; wir haben schon gesehen, daß in Ostafrika die Wasserstürze und Stromschnellen eine unentbehrliche Zugabe aller Flüsse sind, und können nun bemerken, daß es sich auf der W.-Seite kaum anders verhält. Magyar erwähnt z. B. auch im nördlicheren Mupinda-Lande des schönen Katarraktes von Kahi, vom Mudschindschi am Abhange der Hama-Berge gebildet; erinnern wir uns endlich, daß wir in NW.-Afrika am Senegal gleichfalls Stromschnellen und Wasserfällen begegneten. — Nach Uebersteigung des Bimba-Gebirges befand sich Magyar im fruchtbaren Lande der räuberischen Kißandschi und wanderte durch das sehr interessante Thal des Kubale auf die Binga Yam Bambi, d. i. die Gazellenhörner zu; es sind dies zwei völlig gleich gebildete, schlanke und hohe Granitsäulen, die sich auf einem Gebirgsknoten von 1150 M. über dem Meere in einer

Digitized by Google

Entfernung von etwa 200 Km. von der Küste erheben und eine weithin sichtbare Wegmarke bilden. Nachdem man das Thal des Kubale verlassen hat, welches vielmehr an westindische oder brasilianische Wildnisse als an die Sceuerien erinnert, die man im Allgemeinen in Afrika zu finden gewöhnt ist, hatte man bis an den Fuß des Lingi-Lingi-Gebirges eine weite Hochebene zu passiren, die nur durch die Thalsenkung unterbrochen wird, in welchen der Kalmanda, ein Nebenfluß des Balomba, strömt. Die Höhe des Gebirges wird durch die gegen 1600 M. hohe Bergebene von Kiabera gebildet, von welcher man in das Land Hambo, berüchtigt ob des kriegerischen und räuberischen Sinnes seiner Bewohner, hinabsteigt. Nach Ueberschreitung eines neuen Gebirges, des Diamba-Gebirges, war das afrikanische Hochland, die 2000 M. hohe Ebene von Sambos, und bald darauf Bihé erreicht, wo Magyar sich in Mitte der Kimbunda befand. Diese Neger sind noch vielen höchst barbarischen Gebräuchen ergeben und mästen sich bei feierlichen Gelegenheiten, besonders bei der Krönung ihrer Könige, vom Fleische tapferer Feinde, welches sie, mit Büffel- und Hundefleisch vermischt, braten und verzehren, überzeugt, daß sie dadurch zu unwiderstehlichen Kriegshelden werden. Man kann aber auch an ihnen die allerwärts an Cannibalen bestätigte Beobachtung machen, daß sie geistig höher stehen als andere zahmere Stämme.

Als N.-Grenze der portugiesischen Besitzungen kann man den Zaire oder Congo ansehen, obwohl ein Stück derselben sich auch noch nördlich von seinem Unterlaufe erstreckt. Der Congo, welcher mit einem mächtigen Delta, in dem schwarze Seeräuber der gefährlichsten Art, sogenannte Shiffilongis hausen, hier in den atlantischen Ocean sich ergießt, ist unbestritten die gewaltigste Wasserader Nieder-Guinea's und spielt für diesen Theil Afrika's jene Rolle, welche im O. dem Zambesi zufällt. Leider ist nur eine relativ ganz kurze Strecke seines unteren Laufes bekannt und dieser wird wieder durch Katarakten, die Jellala-Fälle, für die Schifffahrt verschlossen. Oberhalb des fernsten östlichen von Tuckey 1816 erreichten Punktes (in ungefähr $14^1/_2{}^0$ ö. L. v. Gr.) durchströmt der Congo Gebiete, in die noch kein Europäer je den Fuß gesetzt. Sein Quellenrevier blieb bis unlängst völlig ungeahnt und erst die Nilquellenforschungen führten, wie wir wissen, zur Entdeckung des oberen Congo-Gebietes, wenn auch die Thatsache, daß der Lualaba der obere Congo sei, noch nicht autoptisch erwiesen ist.

An der Mündung des Congo hat die Rotterdamer „Afrikanische Handelsvereinigung" Niederlassungen gegründet, deren Centralplatz Banana ist. Diese Faktorei liegt auf einer in die Mündung des Congo hinausgestreckten Sandbank, welche einen kleinen Creek abschließt und dadurch einen sicheren und bequemen Hafen bildet. Stromaufwärts am Zaire liegt die holländische Faktorei Bomma oder Embomma, bis zu welcher Seedampfschiffe den Strom hinauffahren. Die Ufer des Congo sind von einer massig dichten, in ihrer Ueberfülle sich selbst erstickenden Vegetation bewachsen, aus welcher losgelöste Partien in malerischen Gruppen in die Fluthen vortreten. Weiter stromaufwärts lichtet sich die Umsicht und es tritt in der Ferne eine Hügelreihe hervor, welche besonders das linke Ufer begleitet. Von einem mit Waldgruppen gekrönten Höhenkamme fällt steil der Fels des Fetisch-Steines (Taddi Damungu) auf den Wasserspiegel herab, und nachdem man noch den rechts auf einem Hügel sich erhebenden Felspfeiler des Blitz-Steines (Taddi Umsasa) passirt hat, öffnet sich das in Bergkuppen schwellende Land, an dessen Ufersaum die Faktoreien Bomma's liegen.

Digitized by Google

Das Territorium im N. der Congo-Mündung theilt sich in die einheimischen Königreiche Loango, Kabinda oder Angoy und Kakongo, von denen das erstere, als das mächtigste, eine zeitweise Oberherrlichkeit über die beiden anderen ausübte, während in noch früherer Periode alle drei von dem Könige oder Kaiser von Congo abhängig gewesen zu sein scheinen. Oestlich von diesen Küstendistricten hebt der Continent sich zu seiner ersten Terrassenstufe empor, hier liegt die ausgedehnte, waldreiche Landschaft Mayombe oder Mayumba um das Gebiet Jangela am oberen Quillu.

Die Beherrscher der Küstenkönigreiche sind Priesterkönige vom reinsten Typus, bloße Werkzeuge der Fetischdiener, von welchen sie nach den umständlichsten, viele Jahre dauernden Vorbereitungen, Opfern an die verschiedenen Dämonen und reichlichen Beschenkungen der Priestercollegien, auf den Thron gebracht und in steter Abhängigkeit von dem geistlichen Elemente auf demselben erhalten werden. Jedem solchen Herrscher liegen unzählige Quirilles, d. i. Verbote, ähnlich dem polynesischen Tabu, auf, welche jede seiner Handlungen, sein Gehen und Stehen, sein Essen und Trinken, sein Schlafen und Wachen ceremoniös regeln. Dieser vielfältigen Schwierigkeiten wegen hat sich in der letzten Zeit auch schwer mehr Jemand finden lassen, welcher den unangenehmen Posten eines Loangesischen Königs zu übernehmen geneigt gewesen wäre; viele Jahre hindurch stehen die dortigen Throne verwaist, während welcher Zeit der Sarg des verstorbenen Königs nicht zur Erde bestattet werden darf und die Priesterkaste in seinem Namen die Herrschaft fortführt. Die eben genannten Quirille oder Xina obliegen jedoch nicht allein dem Könige, sondern jedem einzelnen Eingeborenen; sie beziehen sich auf die mannigfaltigsten Gegenstände des Genusses oder täglichen Gebrauches und sind theils solche, welche dem Individuum bei seiner Geburt bestimmt werden, je nach den ersten Dingen, die es berührt u. dgl., theils durch Familientradition ererbte, theils endlich werden sie im Verlaufe des Lebens erworben durch gelübde-ähnliche Verpflichtung zu einer Gottheit, deren Schutz man allgemein oder zu einem bestimmten, schwierigen Unternehmen zu genießen wünscht. Sie werden alle außerordentlich strenge gehalten und man hat Beispiele, daß ein Eingeborener, der unwissentlich eines seiner Quirille verletzte, aus Furcht vor den Folgen dieses Vergehens starb.

Die Loango-Küste ist ein hügeliges, sporadisch bewaldetes Land, das als Ausfuhrproducte Palmöl, Gummi, Orseille, Wachs, Kupfer, Elfenbein, auch Kaffee und Baumwolle liefert, und Mandioca und Bananen und andere Nahrungsmittel in genügender Menge hervorbringt, um eine für afrikanische Verhältnisse dichte Bevölkerung zu ernähren. Die Bewohner, wie die Congo-Neger überhaupt, durchschnittlich kleiner, schwacher Natur, reden eine der in Nieder-Guinea und im Innern weit verbreiteten Bunda-Sprache verwandte und daher weithin, bis selbst nach der O.-Küste Afrika's, verstandene Mundart. Sie gehören zu den entwickelteren Negerstämmen, die mancherlei Kunstfertigkeiten ausüben. Wenige Tagereisen von der Küste entfernt und weiter nach dem Innern wohnen Völkerschaften, die sich auf das Weben wohl verstehen, und aus Bast und Stroh feine, weich wie Seide anzufühlende Kleider zu verfertigen wissen. Der Anbau des Bodens wird nicht ohne Sorgfalt betrieben, und europäische Schiffe und Händler sind erwünscht; von einem besonderen Fetisch wird ihre Ankunft erbeten, wenn sie länger als gewöhnlich ausbleiben.

Die Loango-Küste ist auch der Schauplatz der jüngsten unglücklichen deutschen Expedition, welche von hier aus in das Innere Afrika's vorzudringen beabsichtigte. An der Spitze der aus vielen Köpfen zusammengesetzten Expedition stand Dr. Paul Güßfeldt; als Hauptstation ward die holländische Faktorei Chinchoxo (spr. Tschintschoscho) eingerichtet. Am 16. October 1873 verließ Dr. Güßfeldt Chinchoxo und begab sich zunächst nach der holländischen Station an der Mündung des Quillu, von wo aus er den Fluß hinauffuhr. Bei Kama-Chitomoo treten zuerst Felsstreine an den Ufern hervor, bei Maniamatal beginnen die Ufer sich zu heben

Digitized by Google

und die vor Kurzem erst eingerichtete äußerste Handelsstation liegt in der Nähe der Kataraktten von Bumina neben denen von Gotua. In seinen verschiedenen Fällen durchbricht der Quillu, ein mit dem Congo anscheinend parallel und nördlich von diesem fließender Strom, die mit der Küste parallel laufenden Bergketten, welche der Reisende nach einander zu übersteigen hatte. Anfangs bewegte er sich zwischen den Walddörfern der Bayumbe, welche an die Balumbo grenzen; mit dem Fortgange der Reise änderte sich der Charakter der Landschaft, die dichten Waldungen lichteten sich und trennten sich in parkartige Gruppen, kahle Bergkuppen erschienen in der Ferne, und bei Nunsi (700 M. üb. d. M.) öffnete sich der Blick über Jangela bis in's Land der Ba-Tetje auf Grasflächen mit gegen SW. erhobenen Gebirgszügen. Vom Dorfe N'Guella aus wurde am 13. November der obere Quillu gekreuzt und an seinem rechten Ufer kehrte Dr. Güßfeldt über Mayombe nach Chimbeke Mankussu zurück. Schon im nächsten Frühjahre 1874 wanderte Güßfeldt neuerdings nach N., diesmal aber nur bis zum Coango-Luz, einem kleineren Fluß, der zwischen Congo und Quillu der afrikanischen Gebirgsterrasse entströmt; er drang auch hier in das Flußthal ein und erreichte als fernsten Punkt Secossi, wo er vom 5. bis 9. März 1874 verweilte. Den Rest des Jahres verwendete er unter Anderem zu einer Bereisung der nördlichen Küste bis in die Nähe von Sette Kamas, am Uebergang in das Wassergebiet des Ogowan. Von der Lagune Banki, mit Loango im S. und Mayombe im N., begab er sich über Pouta de Norte nach der Mündung des Nyanga und fuhr diesen bis dahin fast unbekannten Fluß aufwärts bis Mongo Nyanga, wo der Strom zuerst zwischen Felsen hervortritt. Ueber Land seine Reise fortsetzend, erstieg er von dem Sitze der Balumbo (die auf Barili der Küste folgen) die erste Plateaustufe im Lande der Bajaka und fand dort in Cassoche eine freie Umgebung mit dem Blick auf blaue Bergketten, die aus dem Innern entgegenschimmerten. Der äußerste Punkt, Intinde, wurde am 30. September erreicht.

Für das Jahr 1875 ward eine größere Expedition geplant. Dem Eindringen in das Innere stellten sich aber immer mehr und immer größere Schwierigkeiten entgegen. Die Anhäufung von so vielen Menschen an der Station ließ zudem auch das Ausbrechen einer der an der afrikanischen W.-Küste häufigen Epidemien besorgen. Bislang freilich rühmte man die Lage Chinchoxo's in sanitärer Hinsicht, indeß hatte doch das verderbliche Klima einige Mitglieder der Expedition schon längst zur Rückkehr nach Europa bewogen. Güßfeldt selbst machte gleichfalls mehrere schwere Fieberanfälle durch, doch, meinte man, nur deßhalb, weil er auf seinen Orientirungsreisen gezwungen war, über den Bereich der Station hinaus ungesunde Sumpfdistricte zu durchwandern und sich dort jeder Art von Strapazen auszusetzen. Nun sollte sich das Klima Chinchoxo's auch den aus San Paulo de Loanda eingeführten Trägern verderblich erweisen; von 100 Menschen erlagen 70 dem Klima und ansteckenden Krankheiten! Dr. Güßfeldt selbst erkrankte endlich so ernstlich, daß er 1875 nach Europa zurückkehren mußte, worauf bald die gänzliche Auflösung der Expedition stattfand.

§. 25. Das westliche Aequatorial-Afrika.

Rücken wir noch um einen Schritt nordwärts von der Loango-Küste, so betreten wir das Strom-Gebiet des Ogoway und weiterhin des Gabun, welche der amerikanisirte Franzose Paul de Chaillu und in jüngster Zeit die Herren Marquis Victor de Compiègne und Alexandre Marche genauer erforscht haben. Die Küste zwischen diesen beiden Strömen des äqua-

Digitized by Google

torialen Afrika ist französischer Besitz und hinter ihr thürmen sich landeinwärts Parallelketten hinter Parallelketten auf, vom Ogoway durchbrochen, dem aus S. der zwischen diesen Ketten südnördlich strömende Onango zufließt. Wo der Ogoway entspringt, wissen wir nicht; der 1874 von Marche und Compiègne auf ihm erreichte fernste Punkt, läßt ahnen, daß er im Innern des Continents noch einen weiten Lauf zurückzulegen hat. Er ist so recht der Strom der afrikanischen Aequatorialgegenden, wofür man zuerst den Gabun zu halten geneigt, der jedoch nichts ist als ein hohles Delta von enormer Breite aber nur sehr geringer Tiefe; der Strom verengert sich sehr bald und kommt auch nur von den allernächsten Gebirgen herab, während der Ogoway sich jedenfalls einer reichlichen Stromentwicklung erfreut. Hier im westlichen Aequatorialafrika gesellt sich zu allen schreckhaften Thiergestalten des schwarzen Erdtheiles noch eine, und nicht die wenigst fürchterliche hinzu, der Gorilla (Gorilla gina Geoffi), der größte dem Menschen erschrecklich ähnliche Affe, der diese Reviere und die wärmeren Theile Niederguinea's überhaupt seine Heimath nennt, in deren Wäldern er mit noch drei anderen ihm nahestehenden Affenarten haust. Viele wollen zwar den Gorilla nicht als Zwischenglied zwischen Menschen und Thier gelten lassen; er sei weiter nichts als ein großer Affe. Interessant ist im Vergleiche dazu, daß mehrere Negerstämme das Fleisch dieses Affen verschmähen, weil — sie ihn für einen Menschen halten. Südlich von Ogoway, in den gedachten Parallelgebirgen, treffen wir das Aschira-Land, voll landschaftlicher Reize, belebt von einem Völkchen mit patriarchalischen Sitten, kräftig an Körper, arbeitsam und geschickt, friedlich unter sich und mit seinen Nachbarn; weiterhin hausen die Apingi, deren wichtigster Industriezweig die Weberei, die aber weiße Gäste nicht besser bewirthen zu können glauben als mit — einem fetten Sklaven zum Braten. Die Völkerschaft endlich, welche für unser heutiges Wissen die letzte, d. h. die am tiefsten im Innern sitzende ist, sind die Aschango. Ehe man ihr Gebiet erreicht, hat man jenes der Apono und der gutmüthigen, schön gewachsenen Ischogo zu passiren; wie die Otando und die Aschango gehören die Apono zu der Familie der Aschira und ihnen allen ist die Aschirasprache gemeinsam, während die Ischogo zu einer anderen Negerfamilie zählen und eine völlig verschiedene Sprache reden. Am unteren Ogoway und am Gabun herrscht das Mpongwé- oder Gabun-Idiom, welches bei allen Völkern der Küste und tief hinein in's Innere als Sprache des Handelsverkehres dient und verstanden wird, übrigens weder unschön noch besonders schwierig zu erlernen ist. Was nun das eigentliche Gabun-Gebiet anbelangt, so werden die beiden Ufer des Stromes von

Digitized by Google

den Schekianis, Bulus und Mpongwés bewohnt. Die beiden Erstgenannten (Waldmenschen) sind heute wenig zahlreich und leben in fast wildem Zustande in den Wäldern. Dem rohesten Aberglauben ergeben, werden sie sogar von den übrigen Negern, namentlich von den Mpongwés, verachtet, welch letztere sicherlich eine weit höhere Civilisation als alle ihre Nachbarn besitzen.

Um so überraschender ist es, daß man keine Spur einer historischen Tradition bei den Mpongwé entdecken konnte. Sie denken nicht über die Zeiten ihrer nächsten Väter hinaus. Aber auch sonst erfahren wir von ihnen nicht zu viel des Rühmlichen. Man hat ihnen zwar die christliche Religion gepredigt, doch haben sie mit wahrem Enthusiasmus eine einzige ihrer Vorschriften angenommen: die Sonntagsfeier. Zugleich platzen sie alle vor Eitelkeit, die sich in der drolligen Tracht am Sonntag am meisten äußert. Sobald ein Gabunese ein paar Groschen besitzt, kauft er sich einen Bund Schlüssel, den er am Hase trägt, damit man glaube, er besitze Koffer; wird er reicher, so schafft er sich solche auch wirklich an und stellt sie in seiner Behausung recht augenfällig auf, damit man meine, er besitze enorm viel Waaren. Un grand monde zu werden, ist die Ambition eines jeden. Un grand monde ist der, welcher viele Weiber, viel Rhum, einen Cylinderhut und Credit bei einem weißen Kaufmann besitzt. Hat einer dieses Ziel erreicht, so ist er aber sofort dem Neide seiner minder glücklichen Kameraden ausgesetzt und muß auf seiner Hut sein, denn das Gift spielt eine gar gefährliche Rolle in Afrika. So ein armer grand monde nimmt daher vorsichtshalber keine Nahrung zu sich, die nicht von seiner ersten Frau bereitet und von den übrigen Weibern einige Zeit zuvor gekostet worden ist. Da der Werth eines Mannes sich nach der Anzahl seiner Frauen bemißt, so liegt hierin eines der gewaltigsten Hindernisse für die Verbreitung des Christenthums. Der im Missionsgebäude erzogene Sohn eines Häuptlings kann nicht den Lehren der Patres folgen und nur Ein Weib nehmen, ohne sofort den beständigen Spöttereien, ja sogar der Verachtung seiner Landsleute ausgesetzt zu sein. Wegen der Frühzeitigkeit der Ehen und ihren Ausschweifungen sind die Mpongwé-Weiber in der Regel nur wenig fruchtbar; auch kommen viele Heirathen zwischen Geschwisterkindern vor. Andererseits kennen die gabunesischen Männer die Eifersucht nicht; ja, Sprödigkeit gegen einen freigebigen Liebhaber würde der Gemahl seiner Gattin mit dem Caßingo in der Hand bald austreiben. Uebrigens kann mittelst gewisser Formalitäten und Leistung bestimmter Abgaben an den Gemahl jedermann der gesetzlich anerkannte Liebhaber einer verheiratheten Frau werden; ein solcher Liebhaber heißt Conguié und der Gemahl ist gesetzlich verpflichtet, ihn zu dulden.

Kopftracht der Tschogo.

Digitized by Google

Im S. des Gabun, zwischen diesem und dem Ogoway, hausen die von Du Chaillu zuerst genauer geschilderten Fan, welche ihre ursprüngliche Heimath verlassen haben und einem geheimnißvollen Zuge folgen, der sie unablässig gegen W. drängt. Im Jahre 1867 schätzte Admiral Fleuriot de Langle auf 60,000 die Zahl der neu angekommenen Fan, die sich den französischen Niederlassungen am Gabun genähert hatten; seit jener Zeit ist ihre Zahl beständig gestiegen und wächst noch unablässig, so daß sie vielleicht in etwa fünfzehn Jahren das ganze Gabungebiet überschwemmt haben dürften.

Die Fan sind eingestandenermaßen Cannibalen, doch muß man zugeben, daß die Anthropophagie bei ihnen abnimmt, je mehr sie sich den Franzosen nähern; die Fälle von Menschenfresserei werden seltener und, was besonders wichtig, mehr im Geheimen verübt. Die Fan sind ein schöner Menschenschlag und in manchen Künsten wohl erfahren; das Eisen verstehen sie zu schmieden und früher verfertigten sie sich ihre eigenen Waffen, darunter scharf vergiftete Pfeile. Jetzt aber bedienen sie sich meist nur mehr Feuersteinflinten englischen Fabrikates und eines selbsterzeugten Dolchmessers. Im Uebrigen empfangen wir hier wiederum die von der Ethnologie so oft bestätigte Lehre von dem Fluche, welcher die Berührung mit der europäischen Gesittung begleitet. Bei den Stämmen, welche mit den Europäern noch in keinen Contact gekommen, sind die Sitten, zumal des weiblichen Geschlechtes, meist ehrbar und es herrscht große Fruchtbarkeit; bei den Fan erreichte die Fruchtbarkeit der Weiber sogar in Europa ungekannte Grenzen. Dies schwindet nun alles dahin, von der europäischen Civilisation nehmen sie alle Laster, aber nicht Eine Tugend an, je näher sie rücken, je länger sie unter den Weißen leben, desto fauler, räuberischer und betrügerischer werden sie; die Weiber geben sich den ärgsten Ausschweifungen hin und die Abnahme ihrer Fruchtbarkeit hält damit gleichen Schritt.

Nicht viel besser sieht es bei den Negern des Ogoway-Delta aus, und scheint die Moralität der Damen an der Ogoway-Mündung und am Fernando Vaz, einer großen Lagune, welche mit dem Ogoway durch einen engen, mit dichtem Schilf bestandenem Wasserweg, dem in der Regenzeit praktikablen Nyulume, in Verbindung steht, viel zu wünschen übrig zu lassen. Alle Augenblicke gibt es dort ein großes Palaver. Unter Palaver (offenbar vom spanischen palabra, Wort) versteht man an der ganzen Küste Afrika's eine schiedsgerichtliche Verhandlung; zwischen Weißen und Schwarzen finden solche Palavers leider sehr häufig, zwischen den Schwarzen unter sich fast beständig statt. Unzählige Ceremonien, endlose Reden, mitunter sogar blutige Zänkereien charakterisiren diese Verhandlungen, die wie gewöhnlich wegen Weibergeschichten entstehen. Fast überall im äquatorialen Afrika betrachtet man das Weib als einen lucrativen Besitz, dessen Reize mehr noch eintragen sollen, als die Arbeit des Sklaven. Daher die Ehemänner stets bereit sind, ihre Gattinnen dem Erstbesten zu überlassen, ja ihm anzubieten, denn ist er, der Fremde, reich, so wird er zahlen; ist er aber arm, so wird er der Sklave des Gemahls. An der Lagune des Fernando Vaz sind die Weiber übrigens nicht theuer; daß sie sich mit Vorliebe betrinken, ist noch das geringste ihrer Laster; doch ist ihre Behandlung eine viel schlimmere als am Gabun; noch trauriger ist das Loos der Sklaven, welche ihr Herr tödten kann, ohne jeglichen Vorwurf zu riskiren. Dort begegnen wir auch dem Wahne, daß Niemand eines natürlichen Todes sterben kann, ohne daß Andere durch Zauberei seinen Tod verschuldet hätten. Jene, welche die öffentliche Stimme als die Urheber des Todesfalles bezeichnet, haben sich durch die Probe des giftigen Mbundu-Trankes von dem Verdachte zu reinigen. Dieser schreckliche Wahn trägt mehr als alle Kriege zur Entvölkerung von Afrika bei. Compiègne schildert die Wirkungen des tödtlichen Mbundu-Trankes, fügt aber hinzu, daß wenn Jemand die Probe des Mbundu bestehe, die allgemeine Volkswuth sich sogleich gegen den Beschuldiger wende, es sei denn, dieser wäre ein Oganga (Fetischpriester), denn ein solcher hat immer eine triftige Ausrede zur Hand, um seine falsche Beschuldigung zu rechtfertigen.

Digitized by Google

Der wichtigste Platz am unteren Ogoway ist das Dorf Adanlinanlango, am Zusammenflusse des kataraktenreichen N'Gunie mit dem Ogoway. Die Samba-Wasserfälle bezeichnen den äußersten Punkt, den Weiße je zuvor erreicht hatten; hinter diesen liegen die bedeutenden Stromschnellen von Etambe, wobei sich der Fluß stark verengt, und in der Nähe auf einem ziemlich hohen, vom N'Gunie bespülten Pik die Negerstadt Buali, eine sehr ausgedehnte Ansammlung sehr netter Negerhütten; der unterhalb dieses Platzes in den N'Gunie mündende Akoio wird gleichfalls durch einen 2—3 M. hohen Katarakt unterbrochen. Am Ogoway bildete lange die Pointe Fetiche an der Einmündung des N'Gunie in den Augen der Eingebornen den Markstein, welchen kein Weißer je überschreiten durfte, bis Hr. Aymès 1867 dieses Vorurtheil zerstörte. Noch etwas weiter liegt der sogenannte Wald der Palaver, ein neutrales Gebiet, wo die angrenzenden Stämme ihre Zwistigkeiten schlichten. Hier beginnen nämlich am linken Ufer die Ansiedlungen der Bakales, während das rechte Ufer unbewohnt bleibt. Nach den Fan sind gewiß die Bakales der wichtigste Stamm Aequatorialafrika's, sowohl hinsichtlich ihrer Kopfzahl, als der Ausdehnung ihres Gebietes. Sie sind überaus grausam und unsäglich schmutzig, ihre Dörfer bilden einen ekelhaften Contrast zu den reinlichen Ortschaften der umwohnenden Inengas und Gallois. Südlich vom Ogoway und theilweise auch nördlich zeichnet die Umgebung Adanlinanlango's sich durch die Ansammlung mehrerer Seen aus.

Der größte unter diesen Seen, der Onangwe, liegt etwa 29 Km. südlich von Adanlinanlango in 1° s. Br. und 8 1' ö. L. Mit dem Ogoway steht er durch die drei Flüsse N'Gomo, Akambe und Bando in Verbindung. Seine Form ist beiläufig jene eines Rechteckes und er mißt in der Länge etwa 25 Km. bei einer mittleren Breite von 11—12 Km. Durch eine kleine Wasserstraße steht mit diesem der Ogwemunen-See in Verbindung. Im N. des Ogoway treffen wir den Azingo-See, den der auf den Karten noch nicht verzeichnete Akaloi-Fluß mit dem Ogoway verbindet. Der Akaloi hat einen gewundenen Lauf und ist stellenweise sehr enge, mitunter aber von kaum geringerer Breite als der Ogoway selbst; er nimmt drei oder vier Zuflüsse von gleicher Wassermenge auf wie er selbst und durchströmt zwei Seen, deren jeder fünf □Km. mißt. Von hier an wird der Fluß von erstaunlicher Schönheit und mündet dann sehr plötzlich in das prachtvolle, inselbedeckte Wasserbecken des Azingo-See's. Die Ufer des Akaloi werden dermalen von Ivilis bewohnt, einer aus dem S. gekommenen Race, welche im Ogoway-Gebiete täglich zahlreicher wird. Ueber die Gegenden und Völkerschaften stromaufwärts am Ogoway belehrt uns die weitere Bergfahrt der Herren Compiègne und Marche 1874. Am 16. Januar erreichten sie an der großen Ogoway-Insel Kamba das erste Dorf der Okota. Die Häuser sind aus Baumrinde gefertigt und alles bei diesen Wilden ist elend und schmutzig. Zurückgestoßen auf das linke Ufer des Ogoway durch die Osyeba, die sie von ihren Ansiedlungen jenseits des Stromes vertrieben, leiden die Okota viel durch Hunger, leben meist von einer großen grünen, etwas süßlichen und teigartigen Frucht, die in Menge in ihren Wäldern wächst, sind übrigens ein häßliches Volk, Männer sowohl wie Weiber, dabei böse und falsch. Die Keuschheit der Okota-Damen wird sehr übertrieben, doch herrschen bei ihnen nicht so viele Ausschweifungen, wie bei den übrigen

Digitized by Google

Stämmen am Ogoway. Der Sklavenhandel ist fast der einzige Handel der Okota, deren Sprache auffallende Aehnlichkeit mit jener der Benga von Corisco bietet; die meisten aber verstehen und sprechen selbst das Mpongwé.

Weiterhin, am rechten Ufer, erblickten die Reisenden den Rauch der ersten Osyeba-Dörfer, dieser Cannibalen, bei deren bloßem Namen die Okota, Apingi, Okanda und sogar die Bakale erzittern. Am Fuße des Pics Kondo-Kondo ergießt sich von rechts her ein bedeutender Fluß, der Okono, in den Ogoway; auch an seinen Ufern wohnen Osyeba. Endlich betraten die Franzosen das Gebiet der Yalimbogos, welche sich von den Okota merklich unterscheiden, obwohl sie die nämliche Sprache reden und zur nämlichen Familie gehören, wie diese. In körperlicher Hinsicht sind die Yalimbogo-Leute größer und schöner gewachsen; in moralischer sanfter, zuvorkommender und fleißiger. Den Yalimbogos folgen die Apingi, ein wenig zahlreicher Stamm, ein sanftes, fleißiges Völkchen, welches Kautschuk und Honig massenweise gewinnt und besonders den Haschisch pflegt. Sie wissen sehr feine Geflechte, dann Tondos (Haarnadeln) für die Weiber, und Geschirre zu erzeugen; auch besitzen sie Ziegen und Hühner, und könnten alles in allem sehr glücklich sein ohne die Osyeba, welche sie in einem Zustande beständiger Furcht erhalten. Unfern von dem Elendja-Wasserfalle liegt das erste Dorf der Okanda am linken Ufer des Ogoway, der hier wohl über 800 M. breit ist; dafür ist er mit Inseln, Sandbänken und Felsen dermaßen erfüllt, daß man sich nur mühsam durchwinden kann. Das Nachtlager schlug man am Fuße des Okeko-Berges auf und zog dann durch eine Stromenge von kaum 20 M. Breite nach dem Orte Lope, dem fernsten Punkte, den jemals Weiße am Ogoway betraten. Lope zählt kaum ein paar Hütten, aber hierher strömen die Okandas von allen Theilen des Landes zusammen, um ihre Palaver zu halten, hierher bringen sie alle ihre im Rufe großer Schönheit stehenden Weiber, um sie schamlos den fremden Gästen anzubieten. Compiègne versichert uns indeß, daß die Fama übertreibt, doch leugnet er nicht, daß die Okanda-Frauen mit den Gabunesinnen auf gleicher Stufe der Schönheit stehen. Leider besitzen sie auch nicht die leiseste Spur von Sittsamkeit oder Schamgefühl. Viel häßlicher sind die Weiber der Bangwens, eines volkreichen Stammes, der am linken Ufer des Ogoway neben den Okanda wohnt und offenbar zur großen Familie der Bakale gehört, von deren Sprache er auch einen Dialect redet. Das schöne Geschlecht hält es für nothwendig, sich durch seltsame blaue Tätowirungen zu verzieren, und erfreut sich einer wahrhaft herculischen Stärke. Die Banguenhäuser sind gleich jenen der Bakale aus Baumrinde gefertigt und stehen stets in einer geraden Linie. (Marquis de Compiègne. L'Afrique équatoriale. Gabonais, Pahouins, Gallois, — Okanda, Bangouens, Osyéba. Paris 1876. 8°. 2 Bde.

Die Ethnographie des äquatorialen Afrika ist deßhalb so wichtig, weil sie Schlüsse auf die Bevölkerung des noch völlig unbekannten Inneren gestattet. Als nämlich Compiègne die Osyeba-Cannibalen besuchte, erkannte er auf den ersten Blick, daß er hier Leute vom Schlage der Fan vor sich habe, deren nahe Verwandtschaft mit den von Schweinfurth besuchten, gleichfalls menschenfressenden Niamniam und Monbuttu schon mehrfach bemerkt worden ist. Compiègne glaubt daher, daß im Centrum Afrika's, etwas nördlich vom Aequator, ein ungeheurer Herd von Cannibalenvölkern liege, die sich gleichzeitig gegen W. und O. hin ausbreiten. Diese Annahme gewinnt an Bestand durch die Thatsache, daß die Monbuttu die unmittelbaren Nachbarn der Fan sind. Auch Compiègne bestätigt vollinhaltlich die Beobachtung anderer Forscher, wonach alle Anthropophagen ihren nicht menschenfressenden Nachbarn an physischen und geistigen Eigenschaften, an Körperstärke, an Muth, an Intelligenz, an Geschicklichkeit, an Fleiß, kurz in allem weitaus überlegen sind. In der

Digitized by Google

Nähe der Okanda soll auch ein Zwergvolk, Obongo geheißen, existiren, welches schon Du Chaillu als in der Nähe der Aschango lebende Waldmenschen, die in elenden Laubhütten wohnen, beschrieben hat. Compiègne bestätigt fast durchwegs dessen Schilderung und constatirt, daß es in Centralafrika auch eine Pygmäenrace gebe, zu der die Akka des Miani gehören, welche die Eingebornen Mabongo nennen und augenscheinlich vom Stamme der Obongo sind. Diese aber offenbaren eine so nahe Verwandtschaft mit den von Dr. G. Fritsch sorgfältig beschriebenen Buschmännern, daß man in ihnen allen die versprengten Reste einer afrikanischen Urrace erkennen muß, von welcher die kleinen braunen Doko in Sennaar ein östlicher Zweig sind.

§. 26. Die westlichen Inselgruppen.

Der nordwestlichen Ausbauchung des afrikanischen Festlandes unfern liegen einige Inselgruppen, die bis auf Eine in geographischem Sinne zu Afrika gehören, obgleich einige derselben in politischer Hinsicht von den Staaten, welche sie besitzen, zu Europa gezählt werden. Diese durchaus vulcanischen Inselgruppen sind von S. nach N. die Capverdischen, die Canarischen Inseln, der Madeira-Archipel und die Azoren oder Habichtseilande. Letztere allein liegen auf so hoher See, von allem Festlande entfernt, daß man sie allenfalls von der Verwandtschaft mit Afrika freisprechen kann. Alle mit Ausnahme der Canaren, über welche Spanien gebietet, gehören dem Königreiche Portugal. Wir wollen jede derselbe flüchtig in Augenschein nehmen und beginnen mit dem südlichsten Archipel.

Die portugiesischen Capverden (Ilhas do Capoverde), etwa 500 Km. vom Grünen Vorgebirge entfernt, zerfallen in zwei deutlich geschiedene Gruppen, eine nördliche mit fünf und eine südöstliche, in einem Viertelkreise gelegene Gruppe von sechs Eilanden. Von diesen brauchen wir uns jedoch nur die Namen der beiden wichtigsten einzuprägen, nämlich von S. Vicente aus der nördlichen und von Santiago oder St. Thiago aus der südlichen Gruppe. Als Station der europäisch-brasilianischen Telegraphenlinien sowie seines vortrefflichen Hafens wegen gewinnt S. Vicente, das gegenwärtig von den Schiffen fast sämmtlicher westafrikanischen, central- und südamerikanischen Linien angelaufen wird, täglich mehr an Bedeutung vor den übrigen Capverdischen

Digitized by Google

Inseln, hinter welchen es in jeder anderen Beziehung, so namentlich an Productionsfähigkeit seines Bodens, indeß weit zurücksteht.

. Auf S. Vicente begrüßt den Ankömmling aus Europa bereits der entschieden afrikanische Landschaftstypus, hier zunächst als vollständige Wüste ausgeprägt. Graue, braune, gelbliche und röthliche Farbentöne setzen das landschaftliche Bild zusammen, in welchem das Grün eines einzelnen Baumes oder einer kleinen Gruppe von solchen wie eine fremdartige, hierher gar nicht gehörige Erscheinung in die Augen fällt. Die Stadt bietet des Sehenswerthen wenig, besitzt aber ein Fort auf einem vorgeschobenen Hügel, von dem der Blick in der Ferne auf die gewaltigen Bergmassen von S. Antão schweift. Landeinwärts erstreckt sich eine braunröthliche und graue Steinfläche bis an den Fuß der nach der Punta Columna hinaustretenden Gipfelreihe, aus welcher der Pico da Spia (mit etwa 300 M. Meereshöhe) als besonders auffälliger Culminationspunkt in die Augen fällt. Die W.-Seite der Insel ist überaus felsig; überall ragen phantastisch gebaute Kegel, Zinken und Thürme von graubrauner bis schwarzer Farbe himmelan, hier durch zahnige Grate mit einander verbunden, dort getrennt durch jähe, finstere Schluchten und Klüfte oder weite, mit einem Chaos von Blockwerk und Getrümmer erfüllte circusförmige Kesselthäler.

Der Anblick von S. Thiago, der größten der Capverdischen Inseln, schildert ein ganz moderner Reisender mit folgenden Worten: „Neue und immer neue Gebirge treten im Innern hervor, breite Thäler münden aus ihrem Schooße nach der Meeresküste, von welcher das Land in sanft schwellenden Hügelterrassen emporsteigt; Alles in einem gelblich-grauen, hellen Farbentone, der ebenso sehr von der Farbe des kahlen Gesteines wie von jener der grünenden Wiesenflur abweicht, wohl aber mit den hohen, von einem halbverdorrten Graswuchse bedeckten Berggehängen in unseren Alpen verglichen werden kann. Es sind in der That dürre Wiesen und Felder, welche des nächsten Regens harren, um in frischem, lebensvollem Grün emporzuschießen; eine lange Zeit des Wartens noch, denn die nasse Jahreszeit beginnt auf den Capverde'schen Inseln erst mit dem Monat Juli, um bis in den September hinein zu dauern. Außer in diesen nassen Monaten fällt nur höchst selten einmal ein zufälliger Regenschauer auf den brennenden Boden nieder. Mit dem erwachenden vegetabilischen Leben aber stellen zugleich die verderblichen Malaria-Miasmen sich ein, von welchen wir, in der trockenen Jahreszeit ankommend, wenig zu besorgen haben. Auf den gelblichgrauen Flächen und Hügelgehängen erscheinen zerstreut, in großen Abständen von einander stehend, wie dunkelgraue Flecken die Tamarindenbäume, und hier und da wiegt wohl auch am Ufer eine Cocospalme ihre Fiederkrone im frischen Seewinde. Nicht selten auch gewahrt man die dunklen, braunen Hänschen der Einheimischen am Strande oder an den Abdachungen der Berge, bald einzeln, zu zweien und dreien, bald in kleinen Dörfern zusammenstehend. Unter den Gebirgen des Innern ragt besonders der doppelgipfelige Monte das Cinzas und weit zurückstehend ein hohes, spitzes Horn auf, welches stets die gleiche Entfernung von unserm Beobachtungsorte beizubehalten und nur in dem Maße, als unser Schiff auf seiner Rundfahrt um die Insel vorwärts schreitet, seinen Standpunkt langsam zu verändern scheint; es gibt sich dadnrch bereits, wie durch seine augenscheinlich mächtige, alles dominirende Gipfelhöhe als der Kernpunkt und das Haupt der Insel zu erkennen, und es ist auch in der That kein anderer als der Pico d'Antonia die höchste Bergspitze von S. Thiago (den englischen Seekarten zufolge 2250 M. hoch). Obwohl mit voller Dampfkraft fahrend, gleitet unser Schiff dennoch scheinbar nur langsam an dem weit aufgerollten Bergpanorama vorüber, und auch nur der Blick auf unsere nächste Umgebung, sowie in das tiefblaue, an den Felsenküsten aufschäumende Wasser mag uns daran erinnern, daß es eine Insel des atlantischen Meeres ist, welche uns dasselbe vorführt; wir würden anderenfalls unfehlbar in eine Tiroler oder Schweizer Alpenlandschaft uns versetzt glauben. Kleine Fischerboote segeln hart an der Küste hin, kreuzen hinüber und herüber oder liegen mit gerefften Segeln stille auf dem Wasser; sie fahnden nach den auf dem felsigen Grunde wurzelnden kostbaren rothen Korallen, für welche der Archipel der Capverde'schen Inseln eine der hauptsächlichsten Bezugsquellen bildet. Nachdem der Pico d'Antonia hinter uns zurückgeblieben, beginnt das Land sich zu verflachen und nur

Digitized by Google

einzelne kegelförmige Berge treten aus der sanft gegen Süden sich senkenden Ebene hervor; wir passiren noch die weißen, zum großen Theile in Ruinen liegenden Häuser, die doppelthürmige Kathedrale der Cidade da Ribeira grande, die ehemalige Hauptstadt der Insel und des ganzen Archipels, welche aber in der Neuzeit gegen die Praia mit ihrem guten, sicheren Hafen in den Hintergrund treten mußte und nun ziemlich verödet liegt. Noch ein langgestrecktes, flaches Vorgebirge wird umfahren, auf welchem schon von weitem ein weißes, hübsch gebautes Gebäude winkt, das Lazareth, welches zur Zeit der Herrschaft ansteckender Krankheiten, namentlich des gelben Fiebers, das schon zu wiederholtenmalen hier wüthete, zur Aufnahme der Kranken dient; dann tritt vor uns eine neue, steilfelsige Küste in Sicht, und links öffnet sich die weite Bucht, in welcher zu jeder Zeit Schiffe vor Anker liegen, auch ein Dampfkanonenboot der portugiesischen Regierung regelmäßig stationirt ist. Mit steilen Felsmauern erhebt sich mitten im Hafen eine kleine Insel, welche ebenfalls Gebäude und die großen Kohlenmagazine trägt, aus welchen die hier einlaufenden Schiffe der westafrikanischen Linien ihren Bedarf für die weitere Fahrt beziehen.

Die Stadt, Cidade da Praia de S. Thiago, gleichfalls auf der Scheitelhöhe eines nach allen Seiten steil abfallenden Felsenplateaus gelegen, dessen Ränder mit gemauerten Brüstungen versehen und stellenweise mit Geschützen schweren Kalibers armirt sind, erweckt beim ersten Anblick bereits einen günstigen Eindruck, welcher in der Folge, bei näherer Bekanntschaft, sich eher noch hebt, als vermindert. Ein kleiner, aber gut gebauter, gemauerter Quai nimmt den Ankömmling beim Aussteigen aus dem Boote auf, eine breite „Calçada" leitet seine Schritte empor in die Stadt, deren gerade, breite, gut gepflasterte Straßen gleichfalls wenig mit afrikanischer Uncultur zusammenstimmen; die Häuser, allerdings meist nur aus Erdgeschoß bestehend, oder einstöckig, sind europäisch gebaut, und macht auch an manchen Orten Verfall und Unsauberkeit sich bemerkbar, so ist dies sicherlich gleichfalls weit weniger, als von „Afrika" erwartet werden mochte. Der große Platz vor dem Communalgebäude und noch ein paar andere kleinere freie Plätze sind mit Anlagen von Bäumen und Blumen geziert." (Hermann von Barth. Angolafahrt. Im: Ausland 1876, Nr. 36, S. 704—705.)

Die Bevölkerung der Capverden besteht aus europäisch-afrikanischen Mischlingen, doch wiegt auf einigen Eilanden der Negertypus vor. Die katholische Religion ist die allgemein herrschende der Bewohner, welche sich mit Ackerbau auf dem überaus fruchtbaren Boden, mit Industrie, vornemlich Branntweinbrennerei, Zucker- und Oelraffinerie und Weberei, endlich mit ziemlich lebhaftem Handel beschäftigen. Die Einwohnerzahl dürfte 100,000 wohl nicht übersteigen.

Beinahe 15 Breitegrade nach N. gerückt und dem afrikanischen Festlande überaus nahe entsteigen dem Oceane in dem vortrefflichsten Klima der Erde die Canarien- oder Canarischen Inseln, die „glücklichen Inseln" der Alten. Der Archipel besteht aus sieben großen und sechs kleinen Eilanden, Islotas, Desiertos oder Despoblados genannt, und zerfällt deutlich in eine östliche und westliche Gruppe. In ersterer sind Lanzarote, Fuerteventura und Gran Canaria, in letzterer Tenerifa, Gomera, Palma und Hierro (ferro) die bemerkenswerthesten. Sie sind durchaus vulcanisch und haben, trotz ihrer Nähe, wohl nie mit dem Continente Zusammenhang besessen, sondern erheben sich steil aus sehr tiefem Meere, um ein deutlich zusammengehörendes

Digitized by Google

Ganzes zu bilden, das von gemeinsamen Erhebungsrichtungen abhängig ist. Die Ansicht, daß sie der Rest eines untergegangenen Continentes seien, der Atlantis, welche sich zwischen Afrika und Amerika erstreckt haben soll, fällt wohl damit, daß der Annahme eines solchen Welttheils schwere geologische Motive entgegenstehen. Die Inseln sind sämmtlich gebirgig und erheben sich zum Theile zu sehr bedeutenden Höhen. Am niedrigsten sind die Berge auf Fuerteventura und Lanzarote, auf welch letzterer eine Schaar von Zwergvulcanen, deren Kegel auf einander wie Soldaten in Reih' und Glied folgen, aus zwei parallelen Spalten herausgetreten ist, die wiederum, wie dies häufig vorkommt, von Querspalten gekreuzt worden sind. (Peschel. Neue Probleme. S. 30.) Am höchsten sind die Gipfel auf Tenerifa, die zugleich auch die größte dieser Inseln ist; auf ihr ragt der gewaltige Pico de Teyde, gemeiniglich als Pik oder Vulcan von Tenerifa bekannt, zu 3711 M. empor.

Seit Humboldt's denkwürdiger Besteigung des Pic de Teyde ist dieser wunderbare Hochgipfel wiederholt erklommen worden. Er gehört aber immerhin zu den interessanten Feuerbergen der Erde, weßhalb wir eine der neuesten Ersteigungen, jene das Botanikers Dr. Noll im September 1872, im Nachstehenden auszugsweise mittheilen wollen: „Die Region der subtropischen Bäume, der Orangen, Eucalyptus, Palmen und Bananen war bald durchschnitten und aufwärts ging's durch Getreidefelder (520—1250 M.), wo wir vielfach an unsere deutsche Heimath erinnert wurden. Stoppelfelder zogen sich an den Bergen hinab, der Mais harrte noch der ihn brechenden Hand und bei den Bauernhütten trugen Feigenbäumen und Birnbäume reichliche Frucht. Selbst Nuß- und Aepfelbäumen begegneten wir. Bald nahm uns der Wald auf, anfangs ziemlich dicht und Schatten gebend, bald aber zu niederem Gestrüpp herabsinkend. Es ist die baumartige Heide (Erica arborea), die dicht gedrängt hier sich bis zu Stämmen von 14 M. Höhe erhebt. Vergebens blickten wir uns nach den stattlichen Wäldern der canarischen Kiefer um, die Humboldt noch in dieser Höhe, freilich schon sehr gelichtet, getroffen hatte. Der herrliche Baum mit seinem harzduftenden Holz und fußlangen Nadeln beherrschte einst überall die Höhen; bei dem unvernünftigen Raubsysteme, das jetzt herrscht, ohne im mindesten für Nachwuchs zu sorgen, werden wohl bald auch die letzten dieser Bäume verschwunden sein. Bald hatten wir die Höhe des Portico (2009 M.) erreicht, eine Lavamasse, die den Kamm des die Insel bildenden Gebirges überflossen hat und in deren Spalten nur geringe Spuren einer Vegetation Fuß fassen konnten. Bald zeigt sich der Boden bedeckt mit gelblichem Bimssteingeröll, zwischen dem die merkwürdige Retama blanca (Spartocytisus nubigenus) hervorwächst, ein ginsterähnlicher Strauch, der die Aufmerksamkeit aller Reisenden in hohem Grade zu fesseln wußte, da er einzig und allein dem Pik von Tenerifa angehört, an dem er in der Höhe von 1916—3150 M. die vorwiegende Pflanze ist. Nachdem wir etwa eine halbe Stunde lang in der Region des Retama steiler als vorher empor gekommen waren, wurde mitten zwischen den 3 M. hohen Büschen Halt gemacht an der „Estancia de la Cera", der Wachsstation. So wird der Platz zwischen haushohen umherliegenden Lavablöcken genannt, weil an der Retamablüthe die Bewohner der umliegenden Orte ihre Bienenstöcke hier aufstellen, um sie mit Wachs und Honig beladen im Spätsommer wieder abzuholen. Die Felstrümmer der Estancia de la Cera verlassend, treten wir in eine merkwürdige Hochebene, die man als die Cañadas, auch wohl als den Circus des Pik von Tenerifa bezeichnet. Dieser Circus bildet eine mehr als 320 M. tiefe Einsenkung von elliptischer Form mit sehr schroffen Abhängen nach innen und einer Ausdehnung von 190 □Km. Hier in der Mitte dieser großen Einsenkung hat sich vorherrschend die vulcanische Thätigkeit geltend gemacht, indem sie hier den mächtigen Pik geschaffen

Digitized by Google

Pic von Teneriffa.

hat, „ein Gebirge im Gebirge“. Von der Ebene der Cañadas (2100 M.) erhebt sich als spätere Bildung in breiter Kuppel der Pico de Teyde bis zu 3711 M., während die ihn umgebenden Krater des Pico viejo 3106 M. und der Chajorra 2473 M., die Montaña blanca 2743 M. Höhe haben. Wir treten von NO. her durch den Portico in die Cañadas ein und sind anfangs überwältigt von dem Eindrucke, den das Gemüth durch die gewaltige Schöpfung der unterirdischen Kräfte erhält. Ist doch das Ganze so überschaubar und klar, daß man meinen muß, der Vulcan habe eben erst seine Thätigkeit eingestellt und daß man unwillkürlich hinaufsieht nach dem Gipfel, um etwa die Rauchwolke zu erspähen, die die letzten Athemstöße des Riesen bekundet. Er ist es, der unsern Blick zuerst fesselt und uns den Weg vor uns vergessen läßt. Merkwürdig klar treten in der reinen, dünnen Luft seine Formen uns entgegen, und obgleich wir wissen, wie gewaltig er ist, so ist uns doch bei dieser Durchsichtigkeit der Atmosphäre und bei dem Mangel aller menschlichen Bauwerke, wie der Bäume, die als Anhaltspunkte dienen könnten, der Maßstab für Größe und Entfernung abhanden gekommen. Zuoberst glänzt auf dem Berge wie ein spitzes Hütchen der Piton oder Pan de Azucar (Zuckerhut). Wie ein gekräuselter Kragen lagern sich unter ihm zahllose abwärts gerichtete Lavaströme und von diesen herab ziehen über den gewölbten Steinpanzer des Körpers einzelne mächtige Steinrippen, durch ihre dunkle Farbe scharf aus dem hellen Bimssteingrunde heraustretend. Die Basis des großen Berges ist an ihrer O.-Seite von einem abgerundeten, mit weißlichem Bimsstein bedeckten Vorberg, der Montaña blanca (2743 M.) maskirt und dieser reiten wir zunächst zu. Vor uns erheben sich aus der Hochebene, nicht fern von einander, fünf kleine Ausbruchkegel, Hügel von kegelförmiger Gestalt; ihre gerundeten Seiten und der zirkelrunde Kraterrand, der nur bei einem von einem Lavaguß unterbrochen ist, machen sie zu wahren Mustern kleiner Vulcane. Der Boden unter und vor uns bildet eine weite Ebene, eine wirkliche Wüste, in der zerstreut umherstehende Retamabüsche die einzigen Vertreter des organischen Lebens zu sein scheinen. Das Bimssteingeröll auf dem Boden ist so trocken und locker, daß die Hufe der Pferde völlig darin versinken; der Staub aber, der von den Tritten der Thiere aufgewirbelt wird, sinkt gleich wieder zu Boden, da ihn die feine Luft nicht zu tragen vermag. Blendend und heiß strahlt

Digitized by Google

die Sonne vom Himmel und ebenso wird sie von dem hellen Boden zurückgeworfen, so daß man gerne Tücher hervorholt, um Kopf und Augen zu schützen. Die Haut des Gesichtes ist geröthet und löst sich in trockenen Blättern ab, denn neben der Hitze setzt ihr die große Trockenheit der feinen Luft stark zu. Quellen finden sich wenige am äußern Rande der Cañadas, darunter einige schwach Kohlensäure haltige. Sonst bietet die ganze Hochebene kein Wasser außer demjenigen, das hoch oben an der Wand des Pik de Teyde selbst in einer „Eishöhle“ sich durch Schmelzen des kleinen unterirdischen Gletschers ansammelt, aber wegen seiner Lage nur schwer zugänglich ist. Der Mensch hat darum in den Cañadas keinen bleibenden Aufenthalt, und nirgends trifft man Spuren eines Anbaues oder einer Wohnstätte. Nur Ziegenhirten und Wächter über die Bienenstöcke halten sich längere Zeit hier auf, ein kärgliches Leben führend, und außer den Reisenden, die sich die Besteigung des Pik zum Ziel erkoren, sind es nur noch Landleute, die, um die Erzeugnisse ihres Bodens zum Verkauf auf die entgegensetzte Seite der Insel zu bringen, auf Saumpferden die Cañadas durchziehen. Von der Montaña blanca führt der Weg jetzt immer steiler hinan. Gegen 5 Uhr Abends zeigt man uns seitwärts in einer Vertiefung etwa ein halbes Dutzend riesiger Blöcke, die in stummer Gesellschaft beisammen liegen. Es ist eine Herberge, die Estancia inglesa, nach den Engländern so genannt, die früher hier zu übernachten pflegten. Nach einer bitter kalten Nacht ward am nächsten Morgen Altavista (3262 M.) erreicht, von wo das letzte Stück Weges zu Fuß zurückgelegt werden muß. Ueber die Steine kletternd, kamen wir ohne erheblichen Unfall, aber langsam vorwärts, bis zu einer neuen Station, der Rambleta, 3580 M. Hier trafen wir einige der „Narizes“, der Nüstern des Pik, Oeffnungen in der Seitenwand der Rambleta, aus denen ununterbrochen Wasserdampf von 56° C. ausströmt. Auf der kleinen Fläche der Rambleta, also auf dem abgestumpften Gipfel des nahezu kegelförmig zwischen Montaña blanca und Pico viejo (an der Westseite des Teyde) aufragenden Berges ist endlich noch ein kleiner Kegel von ca. 150 M. Höhe, als höchste Spitze des Teyde aufgesetzt, der bald als Piton (Horn), bald als Pan de Azucar (Zuckerhut) bezeichnet wird. Auf seinem Gipfel ist ein kleiner Krater eingesenkt, in dessen Wänden der innere Bau des kleinen Berges aufgeschlossen ist. Das Besteigen dieses Kegels verursachte noch die meiste Mühe, da der Fuß mit jedem Schritt in den leichten Boden einsank und rückwärts rutschte. Dazu kamen die Beschwerden, die durch die Feinheit und Trockenheit der Luft verursacht wurden: nach wenigen Schritten mußte man innehalten, um der wogenden Brust, in der das Herz mächtig klopfte, Ruhe zu gönnen. So wurde es 7½ Uhr, bis der größte Theil der Gesellschaft endlich an dem obern Rande des Kraters (3711 M.) eintraf. Dieser ist eine trichterförmige Vertiefung von etwa 70 M. Tiefe unter dem höchsten Kraterrand, während sein Umfang 4—500 Schritte beträgt. Er ist durch die Einwirkung schwefliger Dämpfe, die dem Krater aus zahlreichen Oeffnungen entsteigen, in stark verwittertem Zustand; gelbe und weiße Efflorescenzen (Kieselsäure und schwefelsaure Salze) übergießen den größten Theil, besonders in der Tiefe des Kraters. Eine Menge von Fumarolen, Oeffnungen, denen Dämpfe entströmen, finden sich am Rande wie in der Tiefe des Trichters; sie stoßen Wasserdampf aus, doch in so geringer Menge, daß man fast niemals eine Dampfwolke am Gipfel des Pik bemerkt. Die Wärme des Bodens um den Krater im Verein mit der Feuchtigkeit und den schwefligen Dämpfen wirken auf das Lederwerk wie auf die Kleidung höchst verderblich ein, und die Sohlen unserer Schuhe blätterten sich vollständig ab. Bei heiterem Wetter genießt man vom Pik von Teyde eine Umsicht über 300,000 □Km. Mächtig ist der Eindruck, den der Blick auf die Insel Teneriffa selbst macht. Man sieht da die zahlreichen Häuser der Bewohner, weiß aus ihrer Umgebung im Schein der Sonne heraus leuchtend, unzählige zerstreute Hütten und Häuschen der Landbau treibenden Bevölkerung, viele Dörfchen und Dörfer, und hier und da größere Städte meist am Saume des Meeres, und endlich das unendliche Meer selbst, aus dem die „glückliche Insel“ mit ihren Schwestern emportaucht.“ (Dr. C. F. Roll. Der Pik von Teneriffa und die Cañadas, im: Jahresbericht des Vereins für Geographie und Statistik zu Frankfurt a. M. 1871—72. Frankfurt 1873. 8°. S. 62—106.)

Die Spanier betrachten die Canarien als ein zum Mutterlande gehöriges Königreich und rechnen sie deßhalb noch zu Europa. Die 240,000 Bewohner

Digitized by Google

sind ein Mischvolk von Spaniern mit den eingebornen Guanchen, versetzt mit normännischem, flandrischem und maurischem Blute. Die Ureinwohner, die Guanchen, waren ein tapferes friedliches Hirtenvolk von großer Milde und Sittenreinheit, welches man bisher als dem Berberstamme angehörend, betrachtete, bis in allerneuester Zeit versucht wurde, sie für versprengte Vandalenreste, also Germanen, auszugeben. Ackerbau, Viehzucht, seit einigen Jahren Cochenillenzucht und Schifferei geben den Leuten genügende Beschäftigung; die Industrie ist dagegen äußerst gering. Die wichtigsten Städte sind S. Cristobal de la Laguna und Orotava auf Teneriffa, Las Palmas auf Gran Canaria und Puerto del Arecife auf Lanzarote.

Nördlich von den Canarischen Inseln in der Breite des mittleren Marocco liegt der kleine Madeira-Archipel, welcher indeß aus einer einzigen größeren von 115,000 Köpfen bewohnten Insel, des ob seines milden Klima und früher seines Weines halber weltberühmten Madeira, dann dem kleinen Inselchen Porto Santo und drei felsigen Desertas ohne Vegetation und Bewohner besteht. Kein Land bietet dem aus Europa Ankommenden einen fremdartigeren Anblick als Madeira. In Gesellschaft von Rosen, Myrthen, Lorbeer und Cypresse, wie sie auch im Süden unseres Erdtheiles gedeihen, erscheinen Magnolien, Granatäpfel, Mangos, Bananen, Kaffee und Zuckerrohr, welch letzteres stark gebaut wird, während zwei Factoreien das Auspressen des Rohres betreiben. Der Mangel an ordentlichen Straßen wird von den Eingeborenen tief empfunden, denn das einzige Mittel, um das auf der N.-Seite der Insel wachsende Getreide nach Funchal zu bekommen, ist, es in Fässer zu laden und auf Booten durch die Gegenströmung durchzubringen. Funchal, die Hauptstadt der Insel, ist aber zugleich die Perle der Landschaft.

Die Stadt mit etwa 30,000 Einwohnern hat einen durchaus europäischen Anstrich, die Häuser und Straßen unterscheiden sich kaum von denen Lissabons, nur das Fuhrwerk bietet einiges Eigenthümliche; es sind durchweg Schleifen, stark gebaute Schlitten in Gebrauch, welche von Ochsen über das plattgeriebene Pflaster, freilich langsam und holperig genug fortgezogen werden. Auch der Typus der Bewohner bietet nichts sonderlich Auffallendes, und in Gesichtsbildung und Hautfarbe wird man wenig Unterschied von den Portugiesen wahrzunehmen vermögen. Dagegen ist die Lage Funchal's einzig schön; es breitet sich am Meeresstrande hin, — blendend weiß, treppenförmig am Ufer hinansteigend und von einer Schaar freundlich aus dunklem Grün hervorleuchtender Villen umkränzt; hoch oben vom Bergeshange winkt mit ihrem Doppelthurme die Kirche Nossa Senhora do Monte, und höher noch bauen die Kämme und Gipfel der gegen S. vortretenden Gebirgsgruppen sich auf, von Kieferwäldern und Wiesenmatten bedeckt, aus welchen häufig genug der graue und braune Fels hervortritt. In geradlinigen Terrassen erheben sich über der Stadt die Zuckerrohrplantagen, deren helles, grelles Halbgrün in scharfem Contraste steht zu dem tiefen, schwärzlichen Farbentone der Mandelwälder und dem matten Graugrün der hohen Bergwiesen, welches im ersten Augenblicke bereits völlig an die Landschaftsbilder aus unseren heimischen Alpen erinnert. (Herm. v. Barth im: Ausland 1876, Nr. 29, S. 561.)

Digitized by Google

Als letzten und gegen W. am äußersten vorgeschobenen Vorposten Afrika's oder nach portugiesischer Anschauung Europa's sind die vulcanischen Azoren zu betrachten. Wegen ihrer nördlichen Lage — bis fast unter 40° n. Br. also etwa die Breite von New-York und Lissabon — sind Klima und Producte jenen des südlichen Europa sehr ähnlich. Das Klima ist milde und gleichmäßig, zwar feucht aber gesund. Eine Viertelmillion fleißiger und mäßiger Menschen spanischer und portugiesischer Abkunft lebt hier auf noch ziemlich niedriger Culturstufe von Ackerbau, auf einigen Eilanden auch von Weinbau und Zucht von Südfrüchten, welche exportirt werden. Die im Allgemeinen herrschende Armuth zwingt indeß zu einer relativ bedeutenden Auswanderung, welche sich vorzüglich nach Brasilien wendet. Unter den neun Inseln der Azorengruppe sind San Miguel, Terceira, Pico und Fayal die wichtigsten. Auf Terceira liegt zwar die politische Hauptstadt des Archipels, Angra, auf S. Miguel jedoch, welches auch die größte der Inseln ist, die reichste Stadt und der Haupthandelsplatz, Ponta Delgada, mit etwa 20,000 Einwohnern.

San Miguel und speciell Ponta Delgada besitzen einen reizenden Ausflug in das Val da Furnas an der O.-Seite der Insel, 30 Km. von der Stadt entfernt. Auf der längs der S.-Küste hinlaufenden Straße, durch Rosto de Cao hindurch, kommt man bald zu den Wein- und Orangengärten, welche den Hauptausfuhrartikel der Insel liefern. Nachdem Alagoa passirt ist, wird die Gegend offener, und die Landschaftsbilder zu beiden Seiten des Weges bieten einen raschen und anmuthigen Wechsel. Die Straße selbst läuft an manchen Stellen an den lanken steiler Höhen hin, deren Wände dieselbe drohend zu überhängen schienen. Von Villafranca aus wird die merkwürdige Insel Ilheo da Villafranca gesehen, der Gipfel eines nur wenig über den Seespiegel aufragenden Vulcans, dessen Krater 11 M. tief mit Wasser erfüllt ist; kleine Schiffe können durch einen engen Canal in dieses Becken einsegeln. Von Villafranca ab werden die Wägen, deren man sich bis dorthin bedient, mit Eseln vertauscht, in steilem Aufstiege geht es nach Pico Cedros empor und eine plötzliche Biegung des Weges eröffnet die entzückende Aussicht über das Thal von Furnas mit seinem See. Der letztere, über 1½ Km. lang, liegt ungefähr 250 M. üb. d. M., während die jäh abfallenden Berge seiner Umgebung wohl mehr als 600 M. absolute Höhe erreichen.

§. 27. Madagascar und die afrikanischen Inselgruppen des indischen Oceans.

Wir haben die Beschreibung Afrika's vollendet, der an den Anblick des Kartenbildes gewohnte Leser wird aber noch die Schilderung der an der afrikanischen O.-Küste sich ausbreitenden Eilande, besonders der großen Insel Madagascar vermissen, welche allgemein zu Afrika gerechnet werden. Dem

Digitized by Google

alten Gebrauche folgend, wollen auch wir dieselben an dieser Stelle behandeln, sogleich aber berichtigend hinzufügen, daß wir es hier mit einem durchaus selbständigen Welttheile zu thun haben, der trotz seiner Nähe weder geographisch noch ethnographisch zu Afrika gezählt werden darf, daher durchaus nicht nothwendig hier seinen Platz finden muß. Im indischen Ocean, also im S. und O. der alten Welt, muß ehemals, wie schon einmal erwähnt, ein größeres Festland gelegen haben, das sogenannte Lemuria oder die Heimath der Fuchs- oder Halbaffen. Zu ihm gehörten Madagascar, die granitischen, jetzt sinkenden Seychellen, die Malediven, Ceylon, ja es mag sich vielleicht bis zu den Kiling-Inseln oder noch weiter östlich erstreckt haben. Von diesem ungeheuren, nunmehr überflutheten Continente ragen jetzt blos einige meist vulcanische Felsengipfel: die Mascarenen, Rodriguez, die Seychellen, die Comoren und die Almiranten auf, während Madagascar, dem Fläschenraume nach etwas größer als das Deutsche Reich, einen seiner mächtigsten Pfeiler im W. bezeichnet.

Von der O.-Küste Afrika's nur durch den Canal von Moçambique getrennt, bildet Madagascar oder Nossi-Dambo ein langgestrecktes, relativ schmales Festland, welches, obwohl an der W.-Küste, gleichwie die Mascarenen im Aufsteigen begriffen, beinahe voraussichtlich einem gänzlichen Erlöschen entgegengeht. Längs der Küste dehnt sich mit Ausnahme des SW. eine 75—100 Km. breite sumpfige Zone aus, dann erhebt sich der Boden im W. allmählig, im O. mauerartig, um eine weite baumlose und grasreiche Hochebene zu bilden. Der physikalische Haupt-Charakterzug Madagascars ist aber eine ungeheure centrale und axenverlaufende Gebirgsmasse, welche an ihrem nördlichen Ende beginnt und kurz vor ihrem südlichen abschließt. Dieser Höhenzug ist, wie er sich von der westlichen Küste aus darstellt, gewissermaßen dreimal terrassirt. Im S. verliert er sich in der windgepeitschten Ebene, in welcher der um die Erforschung der Insel am meisten verdiente französische Gelehrte Alfred Grandidier die Knochenüberreste des Epiornis maximus, einer Madagascar eigenthümlichen, ausgestorbenen Geiergattung, aufgefunden. Das große Plateau ist mit Gneis- und Granithügeln vulcanischen Ursprungs bedeckt. Allein auch das Wasser war ein mächtiges Agens bei der gegenwärtigen Bildung des Landes, wie es eine gewaltige Schichte rothen Mergels bezeugt, die sich über einen großen Theil der Insel ausbreitet. Es ist bemerkenswerth, daß sich ganz dieselbe Gattung rothen Mergels auch auf den Seychellen vorfindet.

Digitized by Google

Während man früher vulcanische Vorgänge auf Madagascar nur muthmaßte, hat man nun entdeckt, daß die Provinzen im Mittelpunkt der Insel der Schauplatz von vulcanischen Phänomenen in ganz ungewöhnlichem Maßstabe gewesen seien. Die Ankarat-Berge, welche die Imerina-Ebene im SW. begrenzen, sind von der Hauptstadt aus sichtbar und bedecken ein Terrain von ungefähr 33,000 □Km. Die fünf mittleren Gipfel, die jedoch keine Krater aufweisen, sind mit Lavatrümmern bedeckt und erreichen eine Höhe von 2440 bis 2600 M. über der Meeresfläche. In der Nachbarschaft des See's Itasy, 40 Km. von diesem vulcanischen Centrum entfernt, findet sich eine andere vulcanische Region, die hier Krater um Krater aufweist. Ueber vierzig Krater wurden hier besucht und aufgenommen und noch andere werden nordwärts zu gemuthmaßt. 80 Km. nach S. zu findet sich noch eine andere Vulcangruppe. An einem derselben ist die Lava so schwarz und scharf, als wäre sie gestern erst ausgeworfen worden. Die Ankarat-Gruppe gar nicht in Berechnung gezogen, zählt man nicht weniger als hundert ausgebrannte Krater in einem Bogen von 150 Km. Dieser vulcanische Gürtel setzt sich nordwärts fort und steht offenbar mit dem System vulcanischer Gipfel, welche die Inseln Nosibé, Mayotte und Johanna bilden, im Zusammenhange. Der große Comoro ist jetzt noch ungemein activ und es finden häufig Eruptionen in großartigem Maßstabe statt. Auch ist es nicht unmöglich, daß ein Zusammenhang mit den entfernten Vulcanen von Mauritius und Bourbon besteht. (Nach Dr. Joseph Mullens. Twelve Months in Madagascar. London 1875. 8°.)

Die arenverlaufende Gebirgsmasse Madagascar's darf man sich indeß durchaus nicht als einen centralen, die Insel in zwei nahezu gleiche Theile trennenden Gebirgskamm vorstellen; allerdings umfaßt die Insel zwei deutlich unterschiedene Theile, einen nördlichen und östlichen ganz gebirgigen und einen südlichen und westlichen verhältnißmäßig flachen. Grandidier hat aber das Vorhandensein von fünf Bergketten entdeckt, die alle mehr oder weniger derselben Richtung von NNO. nach SSW. folgen. Die drei ersten dieser Bergketten werden von einander durch sandige Ebenen oder sterile, von nicht tiefen Schluchten durchzogene Hochflächen getrennt. Das große centrale Granitmassiv, sehr unregelmäßig, mißt durchschnittlich nicht mehr als 1000—1200 M. an Höhe. Es gibt dort eben so wie in der ganzen östlichen Region kein anderes Flachland als die kleinen Thäler, welche von den Eingebornen zum Reisbau benützt werden. Südlich von dem Granitgebirge breiten sich weite leicht gewellte Ebenen der Secundärformation bis an die Küste aus. Im ganzen S. und W., fast die Hälfte der Oberfläche von Madagascar einnehmend, ist der Boden wenig fruchtbar und das Land fast nur längs der ziemlich seltenen Gewässer bewohnt. Die ganze Masse der plutonischen Gebirge westlich vom O.-Abhang ist noch unfruchtbarer, mit Ausnahme der Thäler, die von ehemaligen, durch den Detritus der benachbarten Berge verschütteten Seen oder Sümpfen gebildet worden sind. Der gegen den indischen Ocean gewendete O.-Abhang ist dagegen sehr fruchtbar, dank den beständigen Niederschlägen, welche die O.-Küste befruchten. Er zeigt eine schmale, aber von N. nach S. ununterbrochene Linie von Wäldern, die sich an die der W.-Küste anschließen und somit einen Gürtel bilden, in dessen Mitte nichts als Wüste und Oede herrscht. Hinsichtlich der hydrographischen Verhältnisse kann man Madagascar in zwei Hauptstromgebiete trennen: den kurzen O.-Abhang, der keinen einzigen, weiter als 15 Km. von der Mündung selbst für die kleinsten Kähne schiffbaren Fluß besitzt, und den breiten W.-Abhang, welcher Flüsse aufzuweisen hat, die durch Länge und Wassermenge bedeutend sind. Dagegen hat der S. und SW. überhaupt nur sehr wenige Flüsse. (Petermann's Geogr. Mitth. 1872, S. 15—16.) Das Klima auf den Hochebenen und auch an den westlichen Küstengegenden ist gesund, im O. dagegen in Folge der herrschenden Fieber zumal für Europäer tödtlich. Im Uebrigen ist die Insel mit vielen Naturproducten gesegnet; von Mineralien finden sich Silber, Kupfer, Eisen, Steinkohlen und Salz. Die Vegetation ist besonders in der Küstenzone äußerst üppig und tropischer Natur; in den höher gelegenen Gegenden gedeihen die Pflanzen der gemäßigten Zone neben jenen der Tropenländer. Doch gilt diese Schilderung nicht für die unermeßlichen Strecken im S., die nur eine weite sandige, schattenlose Ebene sind; wenn also die Natur all' ihre Schätze verschwenderisch über gewisse Gebiete der Insel ausschüttete, so hat sie dafür andere vernachlässigt. Das Thierreich ist reich, ohne Elephanten, Rhinocerosse oder die

Digitized by Google

großen Raubthiere aufweisen zu können; an der O.-Küste besitzt Madagascar eine eigene Fauna, namentlich ausgezeichnet durch Reptilien und 28 Gattungen von Halbaffen.

Die Malagassen oder Malgaschen genannten Bewohner Madagascars sind eine besondere Race, welche nicht im mindesten mit den Afrikanern zusammenhängen. Die Malagassen sind vielmehr ein malayisches Volk und befolgen malayische Bräuche. Einige unter ihnen weisen auch den malayischen Gesichtsschnitt, denselben Typus der Augen und des Haares auf. Ihre in viele Dialecte zerfallende Sprache hat ganz den Charakter der malayischen Idiome. Die Malagassen zerfallen in die drei großen Stämme der Betsimasarakas, der Sakalavas und der Hovas, welch letztere die Beherrscher der Insel sind. Die von früheren Reisenden ungemein überschätzte Bevölkerung dürfte (nach Mullens) auf 2,500,000 Köpfe zu beziffern sein.

Der malayische Charakter der Hovas ist seit jeher anerkannt, weniger jener der übrigen schwarzen Völker der Insel, welche an Gesittung und Anlagen von den numerisch schwächsten Hovas weit übertroffen werden. Die Hovas wohnen am Centralplateau, in der Provinz Ankova (auch Imerina genannt), in der auch die königliche Residenz mit der Reichshauptstadt Tananarivo oder Antananarivo mit etwa 75,000 Einwohnern liegt; die Betsimasarakas haben den O., die Sakalavas hingegen den W. der Insel inne. Viehzucht ist neben Ackerbau die Hauptbeschäftigung der Bewohner. Die Industrie hat ihren Sitz zumeist in den Städten, worunter aber nur der Hafenplatz Tamatave (7000 Einwohner) Erwähnung verdient, und auf den pflanzenarmen Hochebenen, und besteht in Verfertigung von Schmucksachen, Eisenwaaren und schön gefärbten Kleidungsstoffen aus Palmenfasern, ferner in Seiden-Woll- und Teppichweberei. Madagascar bildet ein unabhängiges Königreich unter der Herrschaft einer Hova-Dynastie und verhielt sich lange dem europäischen Einflusse gegenüber ungemein feindlich, obwohl oder vielleicht auch weil christliche Missionäre dort schon seit langen Jahren thätig waren. Noch die letzt verstorbene Königin war eine eifrige Heidin. Ihr folgte die gegenwärtige Königin Ranavalona, bei deren Krönung alle Abzeichen des Götzendienstes verbannt waren, wogegen sie zu ihrer Rechten die Bibel liegen hatte. Im folgenden Jahre wurde sie getauft und am 8. September 1869 wurden die Götzenbilder des ganzen Volkes auf ihren Befehl den Flammen übergeben. So ging der Same auf, den die Londoner Missionäre siebzig Jahre früher ausgestreut. Ein so gründlicher und plötzlicher religiöser Umsturz ist wohl auf keinem anderen Erdenpunkte zu verzeichnen.

An der NW.-Küste Madagascars haben die Franzosen sich in der Bali-Bay und weiter nördlich auf der Insel Nossi-Bé festgesetzt, welche jetzt in ihren Händen eine blühende Colonie geworden; von dort bringt uns ein kurzer Schritt nach der Insel Mayotte, welche 1841 die Franzosen einem Häuptlinge abgekauft und gleichfalls in eine Colonie umgewandelt haben. Sie gehört zu dem Archipel der Comoren, welcher mitten im Canal von Moçambique, am nördlichen Eingange desselben zwischen der afrikanischen O.-Küste und der westlichen N.-Küste Madagascars, in 11—13° s. Br. liegt und aus vier größeren, sehr hohen Eilanden besteht: Angadziza oder Groß-Comoro, Mohely oder Mohilla, auch Klein-Comoro, Andschuan,

Digitized by Google

fälschlich Johanna genannt, und das erwähnte Mayotte. Groß-Comoro trägt einen 2500 M. hohen Vulcan und leidet starken Mangel an süßem Wasser; wichtiger ist Mohilla. Die glückliche Lage und der lebhafte Verkehr mit Madagascar, Sansibar, Moçambique und dem übrigen Festlande erheben Mohilla zu einem der wichtigeren Punkte in den Inselgruppen längs der O.-Küste.

Die Insel ist 35 Km. lang, 30 Km. breit und im Innern gebirgig, wie ihre Comoroschwestern. Die einzige Stadt der Insel liegt an der W.-Seite und besitzt außer dem Palaste der Königin, den Moscheen, einem halbverfallenen Fort und einigen massiven arabischen Häusern nur roh von Lehm aufgeführte Gebäude in Rechteckform, die mit Makutistroh gedeckt sind. Mohilla ist da, wo die Bodenverhältnisse es ohne Mühe gestattet haben, gut angebaut, doch genügt die gewonnene Frucht nicht, um die Bedürfnisse zu decken; denn man hält es im Allgemeinen für rentabler, Reis, Mthamakorn, Tabak und Früchte von der Küste her einzutauschen, als sich mit der mühsamen Bearbeitung des von Korallen durchzogenen Bodens zu quälen. Die Handelsartikel vom Festlande bestehen vor Allem in Sklaven, die allerdings nur heimlich ausgeführt werden; ferner in Elfenbein, Rhinocerushörnern, Häuten, Copal, Sesamöl, Orseille, Reis, Mthamakorn und Vieh. Von Madagascar werden Ebenholz, Fett, Cocos- und Sesamöl ausgeführt und von Sansibar Gewürznelken und Tauschartikel. Mohilla hat 6—7000 Einwohner, aber es dürfte sehr schwer sein, unter diesen einen Stamm der Eingebornen nachzuweisen, wenn ein solcher überhaupt jemals existirt hat. Die heutigen Bewohner der Insel sind Nachkommen früher eingewanderter Araber, Suaheli, Sakalaven von Madagascar und Leute von dem benachbarten Moçambique, die sich zum Theil vollständig vermischt haben: aber alle sind strenggläubige Muhammedaner. Nach ihrer eigenen Angabe wollen sie theilweise von Persern und Indern, die sich vor Zeiten als Kaufleute auf Mohilla niedergelassen hatten, abstammen, und es lassen sich allerdings in dem Körperbau, der Religion, den Sitten und Gebräuchen Einzelner hin und wieder Anhaltspunkte finden, die diese Behauptung zu bestätigen scheinen. In dem Charakter der Comoroleute finden sich, sagt Richard Brenner — wie stets bei Mischlingen — schlechte Eigenschaften vorherrschend vertreten. Sie zeichnen sich durch Schlauheit, Unternehmungsgeist und ein großes Talent zum Handel und Schacher aus. Deßhalb wird den jungen heranwachsenden Männern die schmale heimathliche Insel sehr bald zu klein, sie gehen in die Welt hinaus und kehren, wenn es ihnen gut geht, niemals wieder zurück.

Nordöstlich von den Comoren und nördlich von Madagascar liegen die geschwisterlichen Gruppen der Almiranten und Seychellen (spr. Sehtschellen), welche britisches Besitzthum sind; die ersteren sind alle kleine, nur 6—8 M. über der Meeresfläche erhobene Koralleneilande, letztere sind granitisch, ruhen aber gleichfalls auf einer Korallenbank. Die größte der Seychellen, welche etwa 7—8000 Menschen bewohnen, ist Mahé; alle besitzen treffliche Häfen und sind mit einer üppigen Vegetation, hauptsächlich mit Palmen bedeckt, worunter die Dattelpalme das wichtigste Gewächs ist. Nur auf den Inseln Praslin, Curieuse und Rotonde dieser Seychellen-Gruppe wächst die nutzbare Lodoicea Seychellarum oder doppelte oder Meeres-Cocos, ehemals als ein unerklärtes Wunderproduct in hohem Werthe gehalten.

Zum Archipel der Mascarenen, welcher im O. und in ziemlicher Entfernung von Madagascar dem Meere entsteigt, gehören nur drei kleine, durch nicht unansehnliche Zwischenräume, von einander getrennte Eilande, welche in ab-

Digitized by Google

steigender Größe auf einer ziemlich geraden Linie von W. gegen O. hin liegen: Réunion oder Ile Bourbon, Mauritius oder Ile de France und das sehr gesunde und überaus fruchtbare Rodriguez. Die östlichste und größte dieser drei Eilande, Réunion, ist französisch, auf den beiden anderen herrschen die Briten.

Réunion ist der einzige Besitz, dessen Frankreich sich in der Gruppe der Mascarenen noch in der Gegenwart erfreut. Diese Insel wiegt aber manche andere durch ihre günstige Lage, ihre merkwürdige physische Beschaffenheit und den Reichthum ihrer Producte auf. Zwei Vulcane, deren einer — der Piton de la Fournaise — noch in Thätigkeit, verrathen den plutonischen Ursprung des Eilands, welches dermalen eine Bevölkerung von 215,000 Einwohnern, darunter 60,000 Kulis, Chinesen und Inder, 70,000 Creolen und 85,000 Farbige, Neger oder Mestizen, trägt. Mehrere beträchtliche Städte, wie Saint-Denis, Saint-Pierre, Saint-Paul, mit beziehungsweise 40, 30 und 25,000 Seelen zeugen von dem Wohlstand der Bevölkerung. Der nach allen Richtungen zerklüftete und aus vulcanischem Alluvium bestehende Boden endlich ist dem Bau des Zuckerrohrs, des Kaffee's, des Zimmets, sowie der seit 1776 eingeführten Gewürznelken, der Muskatnüsse und des Cacao äußerst günstig, während das gesunde Klima der Insel das Wohlsein all der verschiedenen Völkerstämme, die sie bewohnen, in gleichem Maße befördert.

Das britische Mauritius hingegen ist berühmt wegen der paradiesischen Reize seiner Landschaften, welche jene von Tahiti in der Südsee noch übertreffen sollen. Die Insel ist durchaus vulcanisch, wird von einer Korallenbank mit 11 Durchlässen umzogen und trägt drei schön bewaldete Berge, worunter der Peterbotte der bekannteste ist. Das Hauptproduct ist auch hier wie auf Réunion Zucker, weßhalb man beide mitunter auch die Zuckerinseln nennt; doch werden auch Reis, Kaffee, Indigo, Baumwolle und Gewürze mit Erfolg gebaut. In den an Thierleben reichen Waldungen wachsen mannigfaltige kostbare Hölzer, und der durchaus tropische Charakter der Insel prägt sich in der Flora wie in der Fauna aus; doch fehlen letzterer, sowie auf Madagascar, die Riesengestalten des afrikanischen Festlandes. Die Bevölkerung ist wie auf Réunion zusammengesetzt und mag 340,000 Menschen betragen, welche zu einem Drittel sich mit Ackerbau beschäftigen. Mauritius besitzt nur zwei nennenswerthe Städte: die Hauptstadt Port Louis mit 26,000 Einwohnern und Mahebourg oder Grand Port.

Schluß des ersten Bandes.

Digitized by Google

Sphinx.

Digitized by Google

Die wichtigsten Ströme und Flüsse Nordamerika's.

Namen des Stromes od. Flusses.	Länge in Km.	Ursprung.	Wichtigste Nebenflüsse.		Mündet in:
			Rechts.	Links.	
Alabama	1650	Vereinigung des Coosa u. Talapoosa.	—	—	Mexican. Golf bei Mobile.
Altamaha	224	Vereinig. d. Ocone u. Ocmulgee in Georgia.	—	Ohopee	Atlant. Ocean.
Androscoggin	252	Vereinigung des Margalloway u. d. Ausflusses des Umbagog-See's in New-Hampshire.	—	—	Kennebec R. bei Merry Meating Bay in Maine.
Appalachicola	—	Vereinigung des Chattahoochee u. Flint R. in West-Florida.	—	—	S. George Sund, am mexicanisch. Golfe.
Arkansas	2200	Im Felsengebirg, nördl. der Sierra Mojada.	Red Fork of Arkansas Canadian R.	Verdigris Neosho R.	Mississippi, oberhalb Bolivar, in Arkansas.
Assiniboin	650	51°40' nördl. Br., 105° w. L. Gr.	Qu'appelle oder Calling Souris od. Mouse River	Rapid oder Little Saskatchewan R.	Red River of the North bei Fort Garry.
Athapasca	960	Rocky Mts. in 52° 10' n. Br., 116° 30' w. L. v. Gr.	—	—	Athapasca-See.
Bear River	640	Uintah-Gebirge.	—	—	Großer Salzsee in Utah.
Bravo, Rio, del Norte	2750	37—38° n. Br. in den Rocky Mts.	Rio Puercos — Conchas } in — Salado } Mexico — Meteros }	Rio Pecos	Mexican. Golf.
Brazos, Rio	1200	Am Llano estacado in Texas.	—	—	Mexican. Golf bei Velasco.
Colorado R.	1200	Am Llano estacado in Texas.	—	—	Mexican. Golf, in die Matagorda Bai.
Colorado, Rio	2000	Vereinigung des Green u. Grand River in SO.-Utah in 38° nrdl. Br., 110° w. L. v. Gr.	Dirty Devil } Utah Escalante } Paria } Arizona Tapeat } Kanab }	S. Juan (in Utah) Colorado Chiquito Bill Williams-fork } Arizona Gila	Californischer Meerbusen.
Columbia oder Oregon R.	1930	Otter-See in den Rocky Mts., 50° 30' n. Br., 116° w. L. v. Gr.	Nehvialpitkwu Okinagan Yakama Cowlitz	Kootenay od. Mc. Gillivray oder Flatbow Clarke oder Flathead R. Spokane Lewis' Fork oder Snake River od. Saptin Umatilla John Days R. Des Chuttes Williamette	Stiller Ocean in 46° 15' nrdl. Br., 124° w. L. v. Gr.

(Forts. s. nächste Seite.)

Tabelle 1.

Digitized by Google

Die wichtigsten Ströme und Flüsse Nordamerika's. (Fortsetzung.)

Namen des Stromes od. Flusses.	Länge in Km.	Ursprung.	Wichtigste Nebenflüsse.		Mündet in:
			Rechts.	Links.	
Connecticut	610	An den Hochlanden zwischen Canada und New-Hampshire, in 490 M. Seehöhe.	Passumpsic, Wells, White, Williams } in Vermont; Deerfield, Westfield } in Massachusetts; Farmington in Connecticut	Ammonoosuck (in New-Hampshire); Miller's, Chicopee } in Massachusetts	Long Island Sund des atlantischen Oceans bei Saybrook.
Coppermine R.	670	Providence Lake, 65° n. Br., 112° w. L. v. Gr.	—	—	Nördl. Eismeer b. Duke of York's Archipel.
Delaware	480	Vereinigung des Oquago und Popacton an den Catskill Bergen.	Lehigh, Schuylkill	—	In die Delaware-Bai des atlant. Oceans bei Philadelphia.
Des Moines	—	Shetek-See in Minnesota, 513 Meter Seehöhe.	Racoon River, White Breast R.	East Fork, Boone R.	Mississippi bei Keokuk in Jowa.
Fish River, Great (Großer Fischfluß)	—	—	—	—	Nördl. Eismeer in 67° n. Br.
Fraser's R.	1200	Rocky Mts. in 52° 25′ n. Br., 118° 40′ w. L. v. Gr.	Harrison, Lillooet	Thompson R.	Charlottensund d. Stillen Oceans.
Gila, Rio	—	Sierra Madre in New-Mexico in 1520 M.	Rio Nutroso, — Prieto, — Salado	S. Domingo, S. Pedro	Rio Colorado bei Fort Yuma.
Hudson	480	Adirondack-Berge in Newyork in 1220 M.	Mohawk	Hoosac	Atlant. Ocean bei New-York.
James	624	Alleghanies in Virginien (Vereinigung d. Jackson und Cowpasture R.)	Appomator	Chickahominy	Atlant. Ocean.
Illinois	580	Aus der Vereinigung des Kankakee u. Iroquois R. in Illinois.	—	—	Mississippi, bei Graston in Illinois.
Kansas	390	Aus der Vereinigung des Smoky Hill Fork u. des Republican R.	—	—	Missouri b. Kansas City in Kansas.
Kennebec	241	Moosehead-See in Maine.	Dead R. Androscoggin	—	Atlant. Ocean in Sheepscott Bay.
Klamath	400	Lower Klamath Lake in Oregon, Rocky Mts.	—	—	Stiller Ocean in 41° 30′ n. Br.
Kupferminenfluß, s. Coppermine.					
Lehigh	150	Bei Wilkesbarre i. Pennsylvanien.	—	—	Delaware bei Easton.

(Forts. s. nächste Seite.)

Digitized by Google

Die wichtigsten Ströme und Flüsse Nordamerika's. (Fortsetzung.)

Namen des Stromes od. Flusses.	Länge in Km.	Ursprung.	Wichtigste Nebenflüsse.		Mündet in:
			Rechts.	Links.	
St. Lorenzstrom	550	Abfluß des Ontario-See's.	Richelieu	Ottawa Saguenay	St. Lorenzbusen d. atlant. Oceans.
Mackenzie	2300	Groß. Sklavensee.	—	—	Nördl. Eismeer.
Merrimack	—	Vereinigung aus Pemigewasset u. Winipiscogee b. Franklin i. New-Hampshire.	—	—	Atlant. Ocean bei Newburyport.
Meshickemaw	—	Meshickemaw See in Labrador.	—	—	Eskimo-Bai des atlant. Oceans.
Mississippi	4930	Itascasee in Minesota in 512 M. Seehöhe.	S. Peters River Hokah R. Upper Iowa R. Mucotety Wadesipinicon Red Cedar R. Shunk Inyan Shasha od. Moingonan oder Keosauqua, gewöhnl. Des Moines genannt. Missouri S. Francis R. Arkansas Red River	Ste. Croix Wisconsin Rock R. Illinois Kaskaskia Ohio Yazoo	Mexican. Golf südl. von New-Orleans.
Missouri	4200	Bei Gallatin in den Rocky Mountains aus d. Vereinigung des Jefferson, Madison und Gallatin R	Teton oder Mokatis R. Marias od. Bear River Milk R. James oder Dacota R.	Yellowstone R. Little Missouri Big Sheyenne od. Wapka Washie (Good R.) Wapka Shicha (Bad R.) White R. Niobrara R. Nebraska oder Platte Kansas Osage	Mississippi gegenüber von Alton, in Missouri.
Nebraska oder Platte River.	2000	Aus zwei Armen am Ostabhange d. Felsengebirge.	—	—	Missouri südlich von Omaha in Nebraska.
Ogechee	—	In Georgia.	—	—	Atlant. Ocean.
Ohio	1700	Aus d. Vereinig. des Alleghany u. Monongahele b. Pittsburg.	Muskingum Hocking Seibto Great Miami R. Wabash	Little Kanawha Great Kentucky R. Cumberland Tennessee	Mississippi bei Cairo in Kentucky.
Ottawa	800	Temiscamang in Canada.	—	—	St. Lorenzstrom oberh. Montreal.
Peace Riv. (Friedensfluß) oder Unchagaw	—	Rocky Mountains, an deren Ostseite.	—	—	Großer Sklavensee.
Pearl River	310	In Mississippi.	—	—	Durch den Lake Borgne bei New-Orleans in den Golf v. Mexico.
Penobscot	250	Chesuncook-See in Maine.	—	—	Penobscotbai des atlant. Oceans.

(Forts. s. nächste Seite.)

Digitized by Google

Die wichtigsten Ströme und Flüsse Nordamerika's. (Fortsetzung.)

Namen des Stromes od. Flusses.	Länge in Km.	Ursprung.	Wichtigste Nebenflüsse.		Mündet in:
			Rechts.	Links.	
Potomac	670	Alleghanies.	Shenandoa	—	Chesapeak-Bai d. atlant. Oceans.
Rappahannok	—	Virginien.	—	—	Chesapeak-Bai d. atlant. Oceans.
Red River	2130	Am Llano estacado in Texas.	—	Washita R.	Mississippi in Louisiana.
Red River of the North	700	Minnesota, Coteau des Gr. Bois.	—	Assiniboin R.	Winipeg-See.
Roanoke	—	Alleghanies	—	—	Albemarle-Sund des atl. Oceans.
Sacramento R.	750	Sierra Nevada in Californien.	—	Pitt River Feather R. Yuba R. American R. S. Joaquin.	San Francisco-Bai des Stillen Oceans.
Santee	—	Vereinig. des Saluda u. Catacoba R. in Südcarol.	—	—	Atlant. Ocean.
Saskatchewan	2450	In großen Armen in d. Rocky Mts.	—	—	Winipeg-See.
Savannah	742	Blue Ridge der Alleghanies.	—	—	Atlant. Ocean.
Shenandoah	300	Alleghanies.	—	—	Potomac, b. Harpers Ferry.
Snake River (Schlangenfluß)	—	Rocky Mountains in 44° nrdl. Br., 110° 30′ w. L.	R. Malade R. Lapierre R. aux Roches R. Boisé Payettes R. Wafer R. Lewis R.-Branch oder Salmon R.	Smoke R. Owaiht (Fish) R. Walschlimo (R. aux malheurs)	Columbia River.
Susquehanna	720	Bei Sunbury aus dem O. u. d. W. Susquehanna.	Juniata Conedoawinit	—	Chesapeakbai des atl. Oceans bei Havre de Grace.
Tennessee	1900	Am Picken's Rose in d. Blue Mts. der Alleghanies in Nordcarolina.	Chinch R. Duck R.	—	Ohio bei Paducah in Kentucky.
Tombeckbee	—	In Mississippi.	—	—	Bei Mobile in den mexican. Golf.
Umpqua	—	Cascade-Geb. bei Mt. Mac Loughlin.	—	—	Stiller Ocean bei Point Umpqua in Oregon.
Unchagaw siehe Peace.					
Wabash	890	In Indiana.	—	—	Ohio, a. d. Grenze von Indiana und Illinois.
Yazoo	—	In Mississippi.	Tallahachee Sunflower	—	Mississippi oberhalb Vicksburg in Mississippi.
Yellowstone	1400	Im Yellowstone Park der Felsengebirgei. 2264 M.	Big Horn R. Powder R.	—	Missouri bei St. Union an der Grenze v. Montana u Dacota.
Yukon	2000	Vereinig. v. zwei Strömen (d. aus den Rocky Mts. kommen) unter 63° n. Br. u. 172° 10′ w. L. v. Gr.	—	—	Berings-Meer.

Digitized by Google

Kurze Uebersicht der Geschichte der Vereinigten Staaten.

Jahres-zahl.	Reihenfolge der Präsidenten.	Wichtigste Ereignisse.
1776.		Am 4. Juli 1776 Erklärung der Unabhängigkeit der 13 Colonien vom Mutterlande. September bis Dezember 1776 mißliche Lage und Rückzug Washington's hinter den Delaware.
1777.		Am 2. Jänner siegt Washington bei Princeton über die Engländer unter Cornwallis. Ausgezeichnete fremde Offiziere kommen in Amerika an.
1778.		11. Sept. Niederlage Washington's am Brandywine. 4. Okt. „ „ bei Germantown. 13. Okt. Sieg des General Gates bei Saratoga über die Engländer unter Bourgoyne. Im Dezember Landung eines britischen Corps unter Campbell in Georgia. Krieg in Süd-Carolina.
1779.		Washington in Westpoint. — Finanznoth und Uneinigkeit der Colonien.
1780.		Clinton, engl. General, unterwirft Süd-Carolina. 12. Mai Capitulation Charleston's. Juli. Ankunft von 6000 Mann französ. Hilfstruppen unter Rochambeau.
1781.		Einschließung Newyork's. 17. Oktober Capitulation des Generals Cornwallis.
1782.		30. November Abschluß der Friedenspräliminarien.
1783.		3. September Definitivfrieden zu Versailles. England anerkennt die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten. 25. November räumen die Engländer Newyork.
1787.		März. Generalversammlung der Deputirten aller Staaten in Philadelphia. Ausarbeitung der Verfassung.
1789.	George Washington 1789—1793 und 1793—1797.	1. Februar Wahl Washington's zum Präsidenten. 1789 Eintritt Rhode-Island's 1791 „ Vermont's } in die Union. 1792 „ Kentuck's 1793 Wiederwahl Washington's. 10. November 1794 Handels- und Freundschaftsvertrag mit England. 1795 Handels- und Freundschaftsvertrag mit Spanien. 1797 Eintritt Tennessee's in die Union.
1797.	John Adams 1797—1800.	Januar 1798 Bruch zwischen Frankreich und der Union.
1800.	Thomas Jefferson 1800—1809.	1802 Eintritt Ohio's in die Union. 1803 Erwerbung Louisiana's. 1805 Wiederwahl Jefferson's. 1806 Mißhelligkeiten mit England. 2. Juli 1807 Sperrung der amerikanischen Häfen für alle britischen Schiffe. 1. März 1809 Non intercourse-act.
1809.	James Madison 1809—1817.	1811 Wiedereröffnung der Unionshäfen für englische und französische Schiffe. Eintritt Louisiana's in die Union. — Besitznahme von Ostflorida. Deßwegen Krieg mit England bis 1815. 1813 Wiederwahl Madison's. 31. März 1814 Aufhebung der Embargo- u. Non intercourse-act. 24. August 1814 Besetzung Washington's durch die Engländer. 24. Dezember 1814 Friedensschluß zu Gent. 3. Juli 1815 Handelsvertrag mit England. 1816 Eintritt Indiana's in die Union.

(Forts. s. nächste Seite.)

Digitized by Google

Kurze Uebersicht der Geschichte der Vereinigten Staaten. (Fortsetzung.)

Jahres-zahl.	Reihenfolge der Präsidenten.	Wichtigste Ereignisse.
1817.	James Monroe 1817–1825.	1817 Eintritt Mississippi's 1818 „ Illinois' 1819 „ Alabama's 1820 „ Maine's } in die Union. . . . Erwerbung d. beiden Florida's. 1821 Wiederwahl Monroe's. Besitznahme des westl. Missouri-Gebietes. 21. März 1822 Einverleibung Florida's in die Union. 24. Juni 1822 Handelsvertrag mit Frankreich. 17. April 1824 Vertrag mit Rußland über den Nordwesten. 1824 Eintritt Missouri's in die Union und Aufstellung der Monroe-Doctrin.
1825.	John Quincy Adams 1825–1829.	Handelsverträge mit den fremden Staaten.
1829.	Andrew Jackson 1829–1837.	Beginn des Haders zwischen den Pflanzer- und Ackerbaustaaten des Südens und den nördlichen Industriestaaten wegen der Zölle und der Sklavenfrage. Demokraten und Republikaner (Whigs). 1833 Wiederwahl Jackson's. 1836 Eintritt von Arkansas und Michigan.
1837.	Martin von Buren 1837–1841.	Fortsetzung der Politik Jackson's.
1841.	William Henry Harrison 4. März bis 4. April 1841.	Föderalist, stirbt schon nach einem Monat.
1841.	John Tyler 1841–1845.	9. August 1842 Vertrag mit England wegen Ausrottung des Sklavenhandels. Oregon-Frage. 1845. Einverleibung von Texas und Eintritt Iowa's in die Union.
1845.	James Polk 1845–1849.	Krieg mit Mexico 1846–1848. 2. Februar 1848 Friede zu Guadalupe Hidalgo. 1848 Eintritt Wisconsin's in die Union.
1849.	Zachary Taylor 1849–1850.	9. Juli 1850 stirbt der Präsident.
1850.	Millard Fillmore 1850–1853.	Eintritt Californiens in die Union. 7. September 1850 Missouri-Compromiß.
1853.	Franklin Pierce 1853–1857.	31. Mai 1854 Annahme der Nebraska- und Kansas-Bill.
1857.	James Buchanan 1857–1861.	1858 Eintritt Minnesota's und Kansas' 1859 „ Oregon's } in die Union.
1861.	Abraham Lincoln 1861–1865.	Der Secessionskrieg kommt zum Ausbruch und füllt die ganze Präsidentschaft Lincoln's aus. 1864 Wiederwahl Lincoln's. 14. April 1865 Ermordung Lincoln's durch Booth.
1865.	Andrew Johnson 1865–1869.	Reconstruction der Südstaaten. Differenzen zwischen Präsidenten und Congreß. Anfang 1867 Gewährung des Neger-Stimmrechtes. 20. Februar 1868 Eintritt Nebraska's in die Union. 25. Februar 1868 Impeachment des Präsidenten, 26. Mai Freisprechung.
1869.	Ulysses Sidney Grant 1869–1876.	Mai 1869 Vollendung der Pacific-Bahn. Verfehlte Politik gegen den Süden. Umsichgreifen einer unerhörten Corruption. 1872 Wiederwahl Grant's.

Digitized by Google

Tabelle über das Wachsthum der Bevölkerung in den Vereinigten Staaten.

Censusjahr.	Wirkliche Bevölkerung.	Positiver Zuwachs.	Zuwachs in Procenten ausgedrückt.	Bevölkerung nach Watson.	Watson's Irrthum.	Bevölkerung nach De Bow.	De Bow's Irrthum.
1790	3,929,214	—	—	—	—	—	—
1800	5,294,390	1,365,176	34,74	—	—	—	—
1810	7,215,858	1,921,468	36,31	—	—	—	—
1820	9,600 783	2,384,925	33,05	9,626,734	— 8,068	—	—
1830	12,820,868	3,220,085	33,54	12,833,615	— 32,375	—	—
1840	17,619 641	4,798,773	37,43	17,116,526	+ 47,073	—	—
1850	23,067,232	5,447,621	30,92	23,185,368	— 6,508	—	—
1860	31,443,321	—	—	31,753,824	+ 310,503	—	—
1870	38,558,371	—	—	42,328,432	+ 3,550,061	42,813.726	+ 4,255,355
1880	—	—	—	56,450,241	—	58,171,009	—
1890	—	—	—	77,266,989	—	79,036,950	—
1900	—	—	—	100,355,985	—	100,337,408	—

Die fünfzig wichtigsten Plätze der Vereinigten Staaten.

Name.	Staat.	Meereshöhe in Meter.	Bevölkerungsmenge nach dem Census von 1870.	Name.	Staat.	Meereshöhe in Meter.	Bevölkerungsmenge nach dem Census von 1870.
Albany	New-York	26	69,422	Milwaukie	Wisconsin	190	71,440
Alleghany	Pennsylvania	232	53,180	Mobile	Alabama	6	32,034
Baltimore	Maryland	18	267,354	Newark	New-Jersey	10	105,059
Boston	Massachusetts	12	250,526	New-Haven	Connecticut	13	50,840
Brooklyn	New-York	12	396,099	New-Orleans	Louisiana	3	191,418
Buffalo	"	177	117,714	New-York	New-York	11	942,292
Cambridge	Massachusetts	6	39,634	Paterson	New-Jersey	85	33,579
Charleston	Süd-Carolina	2,44	48,956	Philadelphia	Pennsylvania	11	674,022
Charlestown	Massachusetts	9,14	28,323	Pittsburgh	"	244	86.076
Chicago	Illinois	176	298,977	Portland	Maine	25	31,413
Cincinnati	Ohio	173	216,239	Providence	Rhode Island	19	68,904
Cleveland	"	190	92,829	Reading	Pennsylvania	79	33,930
Columbus	"	213	31,274	Richmond	Virginia	15	51,038
Dayton	"	229	30,473	Rochester	New-York	83	62,386
Detroit	Michigan	177	79,577	Saint-Louis	Missouri	145	310,864
Fall River	Massachusetts	15	26,766	San Francisco	Californien	15	149,473
Hartford	Connecticut	10	37,180	Savannah	Georgia	6	28,235
Jersey City	New-Jersey	10	82,546	Scranton	Pennsylvania	225	35,092
Indianapolis	Indiana	207	48,244	Syracuse	New-York	121	43,051
Kansas City	Missouri	213	32,260	Toledo	Ohio	182	31,584
Lawrence	Massachusetts	21	28,921	Troy	New-York	13	46,465
Louisville	Kentucky	137	100,753	Utica	"	137	28,804
Lowell	Massachusetts	24	40,928	Washington	Columbia	14	109,199
Lynn	"	34	28,233	Wilmington	Delaware	10	30,841
Memphis	Tennessee	79	40,226	Worcester	Massachusetts	146	41,105

Tabelle 3.

Digitized by Google

Die wichtigsten Berghöhen Nordamerika's.

Name.	Lage.	Höhe in Met.	Name.	Lage.	Höhe in Met.
Adams Mt.	Cascade-Geb. Washington	2916	Kittington Peak	Green Mts. Vermont	1300
			Laramie	Rocky Mts. Wyoming	3050
Athapasca Portage	Britisch Amerika	2300	Little Fort Paß	" Brit. Amer.	2116
Audubon	Rocky Mts. Colorado	4085	Lone Peak	Wahsatch Mts. Utah	3265
Bache Mt.	Coast Range. Californien	1155	Long's Peak	Rocky Mts. Colorado	4280
Baker Mt.	Cascade-Geb. Washingt.	3383	Lyell, Mt.	Sierra Nevada. Californ.	4030
Bald Spot	Bald Mts. Nord-Carolina	1690	Mac Loughlin	Cascade-Geb. Oregon	2730
Blak Dome	Blue Ridge. "	2045	Marcy Mt.	Adirondact Mts. New-Yk.	1640
Blue Mt.	Maine	823	Nachez Paß	Cascade-Geb. Washingt.	1490
Brown Mt.	Rocky Mts. Brit. Amerika	4570	New Paß	S. Bernardino Range. Californien	964
Cajon Paß	S. Bernardino Range Californien	1390	Nobles Paß	Sierra Nevada. Californ.	1850
			Olympus Mt.	Olympic Range. Washgt.	2480
Castle Peak	Sierra Nevada. Californ.	3962	Oso Mt.	Coast Range. Californien	1030
Charleston Peak	Vega's Range. Nevada	3114	Otter Peak	Blue Ridge. Virginia	1220
Checolsum	Rocky Mts. Idaho	1740	Pairy "	Rocky Mts. Colorado	4000
Chuchchehum Mt.	Cascade-Geb. Washingt.	3565	Pikes "	" "	4333
Clingman's Dome	Blue Ridge. Nord-Carol.	2030	Pilot "	Sierra Nevada. Californ.	2285
Cloud Peak	Rocky Mts. Montana	2225	Pinos Mt.	Coast Range. Californien	2895
Constance Mt.	Olympic Range. Washgt.	2370	Pisgah "	Blue Ridge. Nord-Carol.	1755
Coo-che-to-pa Paß	Rocky Mts. Colorado	3059	Pitt Peak	Cascade-Geb. Oregon	2730
			Rainier Mt.	" Washington	3767
Dawe Peak	Uintah Mts. Utah	4060	Red Butte	Rocky Mts. Montana	3047
Diablo, Mt.	Coast Range. Californien	1180	Ripley Mt.	Coast Range. Californien	2285
Eagle Peak	Rocky Mts. Montana	2285	Roan High Knob	Iron Mts. Nord-Carol.	1920
Elias Mt.	Coast Range. Aljaska	4280	Saddleback Mt.	Maine	1127
Emigrant Peak	Rocky Mts. Montana	3240	Shasta Mt.	Sierra Nevada. Californ.	4400
Engel's Bluff	" "	2130	Skahalum Mt.	Rocky Mts. Washington	2255
Fairweather Mt.	Coast Range. Aljaska	4492	Skiotah Peak	" Montana	2072
Fisher Peak	Raton Mts. Colorado	2185	Skome-kan Mt.	Cascade-Geb. Washingt.	2560
Forbes Mt.	Cascade-Geb. Brit. Amer.	4500	Sonora Paß	Sierra Nevada. Californ.	2194
S. Francisco Mt.	Francisco Forest. Arizona	3670	Stevens Peak	Rocky Mts. Idaho	2255
Fremont Peak	Rocky Mts. Wyoming	4135	Tah-ee-chay-pah-Paß	Sierra Nevada. Californ.	1005
Gaß Mt.	Vega's Range. Nevada	1890	Tejon Paß	" "	1610
Gilbert Peak	Uintah Mts. Utah	4020	Three Sisters Mt.	Cascade-Geb. Oregon	3138
Grandfather	Blue Ridge. Nord-Carol.	1706	Truckee Paß	Sierra Nevada. Californ.	2194
Gray Peak	Rocky Mts. Colorado	4345	Tschopat Mt.	Rocky Mts. Washington	2190
Hastings Paß	Humboldt Mts. Nevada	2085	Turner's Paß	S. Bernardino Range. Californien	840
Hayden Mt.	Uintah Mts. Utah	4120	Wachusett Mt.	in Massachusetts	845
St. Helens Mt.	Cascade-Geb. Washingt.	2970	Walker Paß	Sierra Nevada. Californ.	1615
Hood, Mt.	Cascade-Geb. Oregon	2880	Washburne Mt.	Rocky Mts. Wyoming	3224
Hum-pah-na-mup Paß	Sierra Nevada. Californ.	1630	Washington Mt.	White Mts. New-Hampshire	1980
Jackson, siehe Mt. Pitt.			Whitney Mt.	Sierra Nevada. Californ.	4541
Inyan Kara	Black Hills. Wyoming	2011	Wißner Peak	Rocky Mts. Idaho	2133
St. Johns Mt.	Coast Range. Californien	2440	Yakima-Paß	Cascade-Geb. Washingt.	1056
Kananaeki-Paß	Rocky Mts. Brit. Amer.	1950	Yalloballey-Mt.	Coast Range. Californien	2438
Kiishnehna Mt.	" "	2612			

Digitized by Google

Die wichtigsten Seen in Nordamerika.

Name.	Lage.	Meereshöhe in Meter.	Tiefe (wenn ermittelt) in Meter.	Größe (wenn ermittelt) in □ Km.	Bemerkungen.
Albert-S.	Oregon	—	—	—	
Asturagamikuk	Nord-Ost Canada	—	—	—	
Athavaśca	Brit. Amer. 58° 43′ n. Br., 111° 48′ w. L. v. Gr.	213	—	—	{ 32 Km. breit, 370 Km. lang.
Bären-S., großer	Brit. Amer. 65—67° n. Br., und 117—123° w. L.	13	26	1036	{ Größte Länge 240, größte Breite 192 Km.
Beaver L.	New-York	432	—	—	
Eaß L.	Minnesota	430	—	—	
Cat L.	Britisch Amerika	—	—	—	
Cayuga L.	New-York	118	—	—	{ 1,5 — 5,5 Km. breit, 61 Km. lang.
Charles L.	Louisiana	6,71	—	—	{ 200 Km. lang, 24 Km. größte Breite.
Champlain-S.	Vermont	28,35	—	—	
Chesumbrook	Maine	—	—	—	
Chluben S.	Aljaska	—	—	—	
St. Clair	Michigan	174	—	—	
Clear L.	Californien	—	—	—	
Clearwater	Labrador	—	—	—	
Clouds, Lake of the	New-Hampshire	1525	—	—	
Coeur d'Alene	Idaho, in den Rocky Mts.	655	—	—	Quelle d. Spokane River.
Colden L.	New-York	869	—	—	
Deer L.	Brit. Amerika	—	—	—	
Dog L.	" "	—	—	—	
Doobannt L.	" "	—	—	—	
Eagle	Californien	—	—	—	
Echford L.	New-York	545	—	—	
Erie	Canada u. Ver. Staaten	172	62	28,357	
Flathead	Montana, in den Rocky Mts.	553	—	—	{ 58 Km. lang. 0,60 bis 6,5 Km. breit.
George L.	New-York	98,76	120	—	
Goose L.	Californien	—	—	—	
Grizzly Bear L.	Brit. Amerika	—	—	—	
Gule L.	Minnesota	351	—	—	
Harney L.	Oregon	—	—	—	
Henderson L.	New-York	500	—	—	
Honey L.	Californien	—	—	—	
Humboldt L.	Nevada	1300	—	—	
Huronen-See	Canada u. Ver. Staaten	176	208	54,347	
Jäsna-S.	Aljaska	—	—	—	
Josephs L.	Brit. Amerika	—	—	—	
Itaska S.	Minnesota, 47° 10′ nrdl. Br., 95° w. L.	466	—	—	Quelle des Mississippi.
Kabikomeg	Minnesota	363	—	—	
Kalispelm	Idaho	628	—	—	
Kaniapaska	Labrador	—	—	—	
Kaniskuesahkwub	Idaho, in den Rocky Mts.	740	—	—	
Klamath, Upper	Oregon	1260	—	—	
" Lower	"	—	—	—	
" Marsh	"	—	—	—	
Lacroix	Brit. Amerika	359	—	—	
Mahopac L.	New-York	200	—	—	
Manikugan	Brit. Amerika	—	—	—	
Manitoba	Canada, 51° n. Br., 99° w. L.	—	—	3579	190 Km. lg., 40 Km. br.
Martin	Brit. Amerika	—	—	—	
Meshickamaw	Labrador	—	—	—	
Michigan	Michigan u. Wisconsin.	176	305	57,963	
Miniwakan	Dacota	450	—	—	
Minnetonka	Minnesota	302	—	—	
Miskassiny	Canada	—	—	347	
Mono	Californien	—	—	—	
Moosehead	Maine	312	—	—	56 Km. lg., 5—20 Km. br.
Nipaschi-S.	Brit. Amerika	—	—	—	
Nipigon	" "	—	—	—	
Nipissing	" "	—	—	—	
Northlined L.	" "	—	—	—	
Oberer See, siehe Superior.					
Okee-cho-bee	Florida	—	—	—	
Oneida	New-York	—	—	—	

(Schluß s. nächste Seite.)

Digitized by Google

Die wichtigsten Seen in Nordamerika. (Schluß.)

Name.	Lage.	Meereshöhe in Meter.	Tiefe (wenn ermittelt) in Meter.	Größe (wenn ermittelt) in □Km.	Bemerkungen.
Ontario	Canada u. Ver. Staaten	71	1104	16,354	
Owens L.	Californien	—	—	—	
Pend d'oreille, siehe Kalispelm					
Pleasant L.	New-York	520	—	—	
Pyramid L.	Nevada	—	—	—	
Oui parle, Lac	Dacota, 46° nördl. Br., 76° westl. L. v. Gr.	288	—	—	
Quinsigamand L.	Massachusetts	110	—	—	
Rainy L.	Brit. Amerika	—	—	—	
Red L.	" "	—	—	—	
" "	Minnesota	—	—	—	
Rosingval	Nova Scotia	—	—	—	
Salt Lake	Brit. Amerika	—	—	—	
Salzsee, großer	Utah	1280	—	4700	
Sandford L.	New-York	556	—	—	
Seneca	"	113	—	—	
Sheteck	Minnesota	481	—	—	
Shoodik	Maine	—	—	—	
Side L.	Minnesota	403	—	—	
Silver L.	Oregon	—	—	—	
Simcoe L.	Canada	215	—	—	
Slavensee, großer	Brit. Amer., 91—101° w. L.	—	—	18,491	
Superior	Brit. Amer. u. Ver. St.	—	—	83,420	
Summer L.	Oregon	—	—	—	
Swan L.	Brit. Amerika	—	—	—	
Tahoe L.	Californien	—	—	—	
Tennscanning L.	Canada	192	—	220	
Travers, L.	Dacota	292	—	—	
Trinity L.	Brit. Amerika	—	—	—	
Tulare	Californien	—	—	—	
Umgenangquam	Maine	—	—	—	
Utah L.	Utah	1310	—	520	
Walker L.	Nevada	—	—	—	
Winipeg, großer	Brit. Amerika	256	—	25.163	
" kleiner	" "	—	—	6222	
Winipigus	" "	—	—	—	
Winnebago	Wisconsin	228	—	550	
Winnipiseogee	New-Hampshire	158	—	—	
Wollaston	" "	—	—	2698	
Woods, Lake of the	" "	—	—	—	
Yellowstone	Wyoming	2264	—	—	

Digitized by Google

Die Indianer der Vereinigten Staaten.

Stamm.		Wohnsitz.	Staat oder Territorium.
Alseas	108	Alsea Reserve	Oregon.
Apaches			
16 Stämme mit in Sa.	14280		Wyoming.
Arapahoes, North	1092	Red Cloud Ag'y	Indian Ter.
" South	1644	Cheyenne Agency	Arizona.
Aravipais	200	Camp Grant	Dakota.
Arickarees	1646	Fort Berthold	Montana.
Assinaboines	4698	Milk River Ag'y	Idaho.
Bannocks	600	Fort Hall Reserve	Wyoming.
"	1200	Shoshone Reserve	Montana.
Blackfeet	1500	Blackfeet Agency	Montana.
Bloods	1500	Blackfeet Agency	Indian Ter.
Cadoes	521	Wichita Agency	Washington.
Cakoktams	85	Chehalis Reserve	Oregon.
Calapooias	24	Grande Ronde	Washington.
Calispells	114	Fort Colville	California.
Cancons	149	Round Valley	New-York.
Cayugas	143	Cattaraugus	New-York.
"	22	Tonawanda	Oregon.
Cayuses	385	Umatilla Reserve	Oregon.
Chasta-Scotons	200	Malheur Reserve	Washington.
Chehalis	212	Chehalis Reserve	Indian Ter.
Cherokees	17217	Völkerschaft	Georgia u. Tenn.
"	300	N.-Carolina	Wyoming.
Cheyennes, North	1202	Red Cloud Ag'y	Indian Ter.
" South	2250	Cheyenne Reserve	Indian Ter.
Chickasaws	6000	Völkerschaft	Arizona.
Chilions	400	Camp Apache	Arizona.
Chimehuevas	450	Colorado River	Washington.
Chinocks	250	Chehalis Reserve	
Chippewas			Michigan.
20 Stämme mit in Sa.	24810	Umherziehend	Indian Ter.
Choctaws	16000	Völkerschaft	Oregon.
Cladamas	57	Grande Ronde	Washington.
Clastops	138	Chehalis Reserve	Oregon.
" Coast	28	Grande Ronde	Oregon.
Coahuilas	800	Klamath Reserve	Arizona.
"	150	Colorado River	California.
Cocopahs	800	Fort Zjabell	Arizona.
"	108	Colorado River	Idaho.
Coeur l'Alenes	1349	Coeur d'Alene	Washington.
Colvilles	1100	Fort Colville	Indian Ter.
Comanches	2643	Kiowa Agency	Indian Ter.
" Penelethka	345	Wichita Agency	Oregon.
Coosas	123	Alsea Reserve	Washington.
Cowlitz	210	Chehalis Reserve	Oregon.
Cow Creeks	28	Grande Ronde	Indian Ter.
Creeks	13000	Völkerschaft	Montana.
Crows, Mountain	3000	Mountain Crow	Montana.
" River	1200	River Crow Reserve	Montana.
" Other River	1240	Milk River Ag'y	Indian Ter.
Delawares	30	Kiowa Agency	Indian Ter.
"	81	Wichita Agency	Washington.
D'Wamishes	400	Dulalip Reserve	Montana.
Flatheads	471	Flathead Reserve	Indian Ter.
Foxes, Mississipi	374	Quapaw Reserve	Nebraska.
" Missouri	43	Great Nemaha	Dacota.
Gros Ventres, Dakota	600	Fort Berthold	Montana.
" " Oregon	1100	Milk River Ag'y	Washington.
Hamptolops	97	Chehalis Reserve	Washington.
Hohs	73	Quinaielt Reserve	California.
Hoonsoltons	113	Hoopa Valley	California.
Hoopas	304	Hoopa Valley	Arizona.
Hualpais	620	Colorado River	California.
Humboldts	130	Hoopa Valley	Indian Ter.
Jonies	85	Wichita Reserve	Nebraska.
Iowas	226	Great Nemaha	Washington.
Kahmiltpahs	100	Yakame Reserve	

(Forts. s. nächste Seite.)

Tabelle 5.

Digitized by Google

Die Indianer der Vereinigten Staaten. (Fortsetzung.)

Stamm.		Wohnsitz.	Staat oder Territorium.
Kansas or Kaws	523	Kansas Reserve	Indian Ter.
Kaskaskias	30	Quapaw Reserve	Indian Ter.
Keawahs	117	Tule River Reserve	California.
Kechies	106	Wichita Reserve	Indian Ter.
Kickapoos	621	Sac und Fox Reserve	Indian Ter.
Kings River, lower	175	Tule River Reserve	California.
„ „ upper	410	Tule River Reserve	California.
Kiowas	1700	Kiowa Reserve	Indian Ter.
Klamaths	550	Klamath Reserve	Oregon.
Klikatats	200	Yakama Reserve	Washington.
Klinquits	200	Yakama Reserve	Washington.
Koo enays	471	Flathead Reserve	Montana.
Kowwaysayes	600	Yakama Reserve	Washington.
Little Lakes	469	Round Valley	California.
Lipans	400	Zerstreut	Florida.
Luckamukes	23	Grande Ronde	Oregon.
Makahs	558	Makah Reserve	Washington.
Manaches	211	Tule River Reserve	California.
Mandans	450	Fort Berthold	Dacota.
Maricopas	300	Maricopa Reserve	Arizona.
Mary's River	32	Grande Ronde	Oregon.
Menomonees	1480	Green Bay Reserve	Wisconsin.
Methows	626	Fort Colville Reserve	Washington.
Miamies	97	Quapaw Reserve	Indian Ter.
„	345	Zerstreut	Indiana.
Miscolts	216	Hoopa Valley	California.
Missourias	371	Otoe Reserve	Nebraska.
Modocs	147	Quapaw Reserve	Indian Ter.
„	100	Klamath Reserve	Oregon.
Mohaves	1540	Colorado River	Arizona.
Mollalas	66	Grande Ronde	Oregon.
Molels	57	Grande Ronde	Oregon.
Moquis (Pueblos)			
„ Me-chong-a-na-we	225		
„ Orrybe	526		
„ Se-cho-ma-we	209	7 Dorfschaften	Arizona.
„ She-powl-a-we	125		
„ Shung-a-ha-we	196		
„ Tay-wah	291		
„ Tual-pis	190		
Muckleshoots	100	Muckelshoot Reserve	Washington.
Munsees	111	Munsee Reserve	Wisconsin.
Navajoes	9068	Navajoe Reserve	New-Mexico.
„	2000	Ziehen umher	Arizona.
Nehalims, coast	36	Grande Ronde	Oregon.
Nespectums	100	Fort Colville Reserve	Washington.
Nestucalips	200	Grande Ronde	Oregon.
Nez-Perces			
„ Kamai	900	Nez-Perce Reserve	Idaho.
„ Lapwai	850	Nez-Perce Reserve	Idaho.
„ Snake	420	Nez-Perce Reserve	Idaho.
„ Upper Snake	627	Nez-Perce Reserve	Idaho.
Nez-Tuccas, coast	58	Grande Ronde	Oregon.
Nisqually	230	Nisqually Reserve	Washington.
Ochecholes	100	Yakama Reserve	Washington.
Okanagans	411	Fort Colville Reserve	Washington.
Omahas	951	Omaha Reserve	Nebraska.
Oncidas, New-York	198	Oneida Reserve	New-York.
Oncidas, Wisconsin	1279	Oneida Reserve	Wisconsin.
Onodagas	99	Alleghany Reserve	New-York.
„	46	Catterauga Reserve	New-York.
„	58	Onodaga Reserve	New-York.
Oregon	48	Grande Ronde	Oregon.
Osages			
„ Beaver	237	Osage Reserve	Indian Ter.
„ Big Chiefs	698	Osage Reserve	Indian Ter.
„ Big Hills	936	Osage Reserve	Indian Ter.
„ Black Dog	511	Osage Reserve	Indian Ter.
„ Clamore	239	Osage Reserve	Indian Ter.

(Forts. s. nächste Seite.)

Digitized by Google

Die Indianer der Vereinigten Staaten. (Fortsetzung.)

Stamm.		Wohnsitz.	Staat oder Territorium.
Osages Little	696	Osage Reserve	Indian Ter.
„ Half Breed	277	Osage Reserve	Indian Ter.
„ White Hairs	362	Osage Reserve	Indian Ter.
Otoes	323	Otoe Reserve	Nebraska.
Ottowas	3975	Lake Superior	Michigan.
„ Blanchard Fork	1036	Lake Superior	Michigan.
„ „ „	142	Quapaw Reserve	Indian Ter.
„ Roche de Beuf	150	Quapaw Reserve	Indian Ter.
Owen Rivers	4789	Tule River Reserve	California.
Papagoes	6000	Papago Reserve	Arizona.
Palouses	400	Yakama Reserve	Washington.
Pawnees	360	Wichita Reserve	Indian Ter.
„ Chowees	759	Pawnee Reserve	Nebraska.
„ Kitkahoet	550	Pawnee Reserve	Nebraska.
„ Pet howerat	508	Pawnee Reserve	Nebraska.
„ Skedee	630	Pawnee Reserve	Nebraska.
Pend d'Oreilles	1026	Flathead Reserve	Montana.
Peorias	47	Quapaw Reserve	Indian Ter.
Pinkeshaws	40	Quapaw Reserve	Indian Ter.
Piegans	2450	Piegan Reserve	Montana.
Pimas	4000	Pima Reserve	Arizona.
Pisquoses	200	Yakama Reserve	Washington.
Pitt Rivers	64	Round Valley	California.
Poncas	730	Ponca Reserve	Dacota.
Porter Valleys	293	Round Valley	California.
Pottowatomies			
„ Huron	60	Lake Superior	Michigan.
„ Indian Ter.	1600	Potowatomie Reserve	Indian Ter.
„ Kansas	400	Potowatomie Reserve	Kansas.
Pueblos	9500	19 Dörfer	New-Mexico.
Puyallups	579	Puyallup Reserve	Washington.
Quapaws	236	Quapaw Reserve	Indian Ter.
Qui-leh-utes	234	Quinaielt Reserve	Washington.
Qui-nai-elts	117	Quinaielt Reserve	Washington.
Quits	95	Quinaielt Reserve	Washington.
Redwoods	235	Hoova Valley	California.
„	71	Round Valley	California.
Renegades	900	Ziehen umher	Oregon.
Rouge Rivers	34	Grand Ronde	Oregon.
Sacs, Mississippi	376	Sac und Fox Reserve	Indian Ter.
„ Missouri	45	Great Nehama	Nebraska.
Saint Regis	683	Saint Regis Reserve	New-York.
Salmon Rivers	49	Grande Ronde	Oregon.
San Pools	127	Fort Colville Reserve	Washington.
Santaims	71	Grand Ronde	Oregon.
Seapeats	300	Yakama Reserve	Washington.
Senecas	941	Alleghany Reserve	New-York.
„	1470	Cattarauga	New-York.
„	632	Tonawanda	New-York.
„	207	Quapaw Reserve	Indian Ter.
Seminoles	2438	Seminole Reserve	Indian Ter.
„	300	Zerstreut	Florida.
Shastas	47	Grande Ronde	Oregon.
Shawnees, Eastern	90	Quapaw Reserve	Indian Ter.
„ Absentee	688	Sac und Fox Reserve	Indian Ter.
Shoalwater Bays	197	Shoalwater Bay	Washington.
Shoshones			
12 Stämme mit in Sa.	8045	. . . . .	. . . . .
Shucks	400	Yakama Reserve	Washington.
Sias	127	Hoova Valley	California.
Siaymas	200	Yakama Reserve	Washington.
Sioux (Dakotas)			
22 Stämme mit in Sa.	46984	. . . . .	. . . . .
Sinselaws	68	Alsea Reserve	Oregon.
Skinpahs	300	Yakama Reserve	Washington.
S'Klallams	575	Madison Reserve	Washington.
Skokomishes	291	Madison Reserve	Washington.
Spokanes	900	Fort Colville Reserve	Washington.
Squaxins	150	Squaxin Reserve	Washington.

(Schluß s. nächste Seite.)

Digitized by Google

Stamm.		Wohnsitz.	Staat oder Territorium.
Snakes			
" Wal-pah-pa	98	Klamath Reserve	Oregon.
" Yahooskin	267	Klamath Reserve	Oregon.
"	1200	Ziehen umher	Oregon.
Stockbridges	130	Stockbridges	Wisconsin.
Towacanies	125	Wichita Agency	Indian Ter.
Tejons	2200	Tule River Reserve	California.
Terrinos	56	Warm Spring Reserve	Oregon.
Tillamooks	168	Grande Ronde	Oregon.
Timpanagos	318	Mu'dy Valley Reserve	Nevada.
Tonkawahs	200	Zerstreut	Florida.
Towoccaroes	127	Wichita Reserve	Indian Ter.
Tules	1500	Tule River Reserve	California.
Tuscaroras	448	Tuscarora Reserve	New-York.
Twanas	275	Madison Reserve	Washington.
Ukies	181	Round Valley	California.
Umatillas	302	Umatilla Reserve	Oregon.
Umpquas	44	Alsea Reserve	Oregon.
Utes	131	Grande Ronde	Oregon.
62 Stämme mit in Sa.	32006		
Wacoes	140	Wichita Reserve	Indian Ter.
Walla-Wallas	201	Umatilla Reserve	Oregon.
Wappata Lakes	61	Grande Ronde	Oregon.
Warm Springs	304	Warm Spring	Oregon.
Wascoes	320	Warm Spring	Oregon.
Washoes	500	Ziehen umher	Nevada.
Weas	43	Quapaw Reserve	Indian Ter.
Wenatchepums	200	Yakama Reserve	Washington.
Wichitas	299	Wichita Reserve	Indian Ter.
Wichumnies	113	Tule River Reserve	California.
Winnebagoes			
" Nebraska	1462	Winnebago Reserve	Dacota.
" Wisconsin	860	Ziehen umher	Wisconsin.
Wishams	300	Yakama Reserve	Washington.
Wyandottes	239	Quapaw Reserve	Indian Ter.
Wylackies	47	Round Valley	California.
Yakamas	400	Yakama Reserve	Washington.
Yamhills	35	Grande Ronde	Oregon.
Yavapais	4000	Ziehen umher	Arizona.
Summa	316000		

Digitized by Google

Die Einwanderung in die Vereinigten Staaten seit 1825.

	England.	Irland.	Schottland.	Total der Britischen Inseln.	Britisch Amerika.	Deutschland.	Preußen.	Holland.	Schweden und Norwegen.	Frankreich.	Schweiz.	Italien.	Total.
	1,702	3,614	268	6,024	209	984	20	49	3	371	31	25	8,385
	3,073	1,518	293	4,728	184	365	17	56	12	370	93	62	9,127
	856	1,267	198	3,488	204	139	9	51	10	351	110	32	6,911
	851	1,908	180	3,008	167	179	4	19	1	460	47	32	6,354
	713	2,345	275	3,609	155	224	6	40	9	377	253	41	7,912
5	1,002	4,888	113	6,983	314	448	2	37	4	515	166	58	10,196
6	1,459	5,408	230	7,727	223	495	16	176	16	545	245	50	10,837
7	2,521	9,766	460	13,952	165	425	7	245	13	1,280	297	35	18,875
28	2,735	12,488	1,041	17,840	267	1,806	45	263	10	2,843	1,592	30	27,382
29	2,149	7,415	111	10,594	409	582	15	169	13	582	314	16	22,520
30	733	2,721	29	3,874	189	1,972	4	22	3	1,174	109	8	23,322
31	251	5,772	226	8,247	176	2,395	18	175	13	2,038	63	28	22,633
32	944	12,436	158	17,767	608	10,168	26	205	313	5,361	129	2	60,482
33	2,966	8,648	1,921	13,564	1,194	6,823	165	39	16	4,682	634	1,693	58,640
34	1,129	24,474	110	34,964	1,020	17,654	32	87	42	2,989	1,389	103	65,365
35	468	20,927	63	29 897	1,193	8,245	66	124	31	2,696	548	56	45,374
36	420	30,578	106	43,684	2,814	20,139	568	301	57	4,443	445	107	76,242
37	896	28,508	14	40,726	1,270	23,036	704	312	290	5,074	383	36	79,340
38	157	12,645	48	18,065	1,476	11,369	314	27	60	3,675	123	82	38,914
39	62	23,963	—	34,234	1,926	19,794	1,234	85	324	7,198	607	76	66,069
40	318	29,430	21	42,043	1,938	28,581	1,123	57	55	7,419	500	28	84,066
1841	147	37,772	35	53,960	1,816	13,727	1,564	214	195	5,006	751	166	80,289
1842	1,743	51,342	24	73,347	2,078	18,287	2,083	330	553	1,504	483	93	104,565
1843	3,517	19,670	41	28,100	1,502	11,432	3,009	330	1,748	3,346	573	108	52,496
1844	1,357	33,490	23	47,843	2,711	19,226	1,505	184	1,311	3,155	839	79	78,615
1845	1,710	44,821	368	64,031	3,195	33,138	1,217	791	928	7,663	471	63	114,371
1846	2,854	51,752	305	73,932	3,855	57,010	551	979	1,912	10,583	698	88	154,416
1847	3,476	105,536	337	128,838	3,827	73,444	837	2,631	1,307	20,040	192	160	234,968
1848	4,455	112,934	659	148,093	6,473	58,014	451	918	903	7,743	319	219	226,527
1849	6,036	159,398	1,060	214,530	6,890	60,062	173	1,190	3,473	5,841	13	208	297,024
1850	6,707	164,004	860	215,089	9,376	78,137	759	684	1,569	9,381	325	406	309,980
1851	5,306	221,213	966	272,740	7,438	71,322	1,160	352	2,424	20,126	427	423	379,466
1852	30,007	159,548	8,148	200,247	352	143,575	2,343	1,719	4,103	6,763	2,788	297	371,603
1853	28,867	162,619	6,006	200,225	5,424	140,653	1,293	600	3,364	10,770	2,748	267	368,045
1854	48,901	105,931	4,605	160,253	6,891	206,054	8,955	1,534	3,531	13,317	7,953	984	427,833
1855	38,871	56,382	5,275	97,199	7,761	66,219	5,699	2,588	821	6,044	4,133	1,024	200,877
1856	25,904	59,008	3,297	29,007	6,493	63,807	7,221	1,395	1,157	7,246	1,780	962	200,436
1857	27,804	70,211	4,182	112,840	5,670	83,798	7,893	1,775	1,712	2,397	2,080	632	251,306
1858	14,638	34,410	1,946	55,829	4,603	42,291	3,019	185	2,430	3,155	1,056	889	123,126
1859	13,826	43,709	2,293	61,379	4,193	39,315	2,469	290	1,091	2,579	833	765	121,282
1860	13,001	60,692	1,613	78,374	4,514	50,746	3,745	351	298	3,971	913	770	153,640
1861	8,970	33,274	767	43,472	2,069	30,189	1,472	283	616	2,326	1,007	764	91,920
1862	10,947	35,859	657	47,990	3,275	24,945	2,544	432	892	3,142	643	541	91,987
1863	24,065	96,088	1,940	122,799	3,464	31,989	1,173	416	1,627	1,838	690	637	176,282
1864	26,096	89,442	3,476	116,951	3,636	54,379	2,897	708	2,249	3,125	1,396	497	193,416
1865	15,038	77,370	3,037	112,237	21,586	80,797	2,627	779	6,109	3,583	2,889	923	249,061
1866	2,770	83,894	672	131,620	32,150	110,440	5,452	1,716	12,633	6,855	3,823	1,298	318,494
1867	—	108,857	—	125,520	6,014	121,240	12,186	2,223	7,055	5,237	4,168	1,612	298,358
1868	11,107	59,957	1,949	107,582	10,894	111,776	11,567	652	20,420	3,936	3,261	1,402	297,215
1869	55,046	79,030	12,415	147,716	30,921	124,776	22	1,360	41,833	4,118	3,488	2,182	395,922
1870	59,488	75,544	11,820	151,089	53,340	91,168	611	970	24,365	3,586	2,474	2,840	378,796
1871	61,174	61,463	12,135	143,934	39,939	107,201	—	1,122	22,966	5,780	2,824	2,927	367,789
1872	72,810	69,761	14,565	157,905	40,288	155,595	—	2,006	24,992	13,782	4,031	7,239	449,483
1873	69,600	75,848	13,008	159,355	29,508	133,141	—	4,640	29,458	10,813	3,223	7,473	437,004
1874	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	140,041
1875	10,893	10,893	—	—	—	25,550	—	—	5,905	2,367	864	2,575	81,560

Tabelle 6.

Digitized by Google

Dominion of Canada.

Provinzen.	Flächenraum in □Km.	Einwohner (1871.)	Einwohner auf 1□Km.	Zahl der Indianer.	Katholiken.	Hauptstadt mit ihrer Einwohnerzahl.	Repräsentanten im Föderalparlament.	Wichtigste Plätze.	Wichtigste Produkte und Haupterwerbszweige.
Ontario (ehem. Ober-Canada)	279,139	1,620,851	5,8	keine	274,162	Ottawa 29,000	82	Toronto (56,000 Einw.), Kingston (12,400 E.), Hamilton (26,316 E.), London (15,926 E.)	Ackerbau, Viehzucht, Jagd, Fischerei, Holzschlag und Bergbau (Gold, Kupfer, Salz und Petroleum).
Quebec (ehem. Unter-Canada)	500,769	1,191,516	2,4	keine	167,000	Quebec 62,000	65	Montreal (107,000 E.),	Ackerbau und Holzschlag.
Neu-Braunschweig	70,762	285,594	4,0	2000	96,016	Fredericton	15	St. John (40,000 E.), St. Andrew (6000 E.)	Holzschlag, Fischerei, etwas Ackerbau, Schiffsbau.
Neu-Schottland	56,280	387,800	6,9	einige 100	102,000	Halifax	19	Dartmouth, Liverpool (9000 E.), Annapolis (1500 E.), Pictou, Chester, Lüneburg.	Landbau, Viehzucht, Fischerei, Steinkohlen, Gold.
(Cape Breton-Insel) . . .	8,094	56,000			?	Sydney			Steinkohlen, Holz, Fischerei.
Prinz Edwards Insel . . .	5,628	94,021	16,7	300	?	Charlottetown	?	Georgetown, Princetown.	Ackerbau, Fischerei.
Manitoba	36,061	11,963	0,16	538		5000 Garry	4	—	Etwas Ackerbau, Rinderzucht.
Britisch-Columbia, etwa . .	551,650	42,000	0,07	40—50,000		New-Westminster	6	Hopetown, Yale, Langley.	Waldungen, Gold am Fraserflusse und in Cariboo.
(Vancouver-Insel)	32,700			18,000		Victoria		Esquimault, (Minenort).	Cerealien, Nutzholz-Wälder, Steinkohlen, Gold.
(Königin Charlotte Insel) .				5000					Schiefer, Kupfererz, Steinkohle.
Nordwest-Territorium, etwa	7,599,000	85,000	0,01	95,000		La Chine		Fort William.	Pelzthiere.
Summa	9,099,000	3,718,745	0,4		1,492,029				
Neufundland	104,124	146,536				St. Johns		Placentia (7000 E.), Harbour-Grace, Trinity-Harbour.	Waldungen, Steinkohlen, Pelzthiere, Fischfang.

Digitized by Google

Abkürzungen: **B. L.** = Indianer-Reservation. **N** od. **N.** = Nord. **O** od. **O.** = Ost. **S** od. **S.** = Süd. **W** od. **W.** = West. **E.** = Einwohner. **M.** = Männer über 16 Jahre. **Fr.** = Frauen über 15 Jahre. **Fr.°** = Fr[illegible]21 = Nicht Schreibekundige über 21 Jahren. — Die Länge ist auf Greenwich bezogen.

Namen der Staaten. Abkürzung und Etymologie der Namen. Volksthümliche Benennung.	Bestel[illegible] Organ[illegible] Staat[illegible] genomm[illegible]	Hauptproducte und Gewerbe.	Fabriken, Mühlen ꝛc.					
			Zahl.	Beschäftigte Arbeiter			Dampf-Maschin.	Wasser-Kraft-M.
				M.	Fr.°	K.		
Alabama (Ala) (Indianisch, bedeutet: hier rasten wir).	170[illegible]: flaches, fruchtbares Mittelland, franz. — Hauptströme: wo j[illegible] aus dem Alabama Mob[illegible] entstehend und der [illegible]ee, bilde in den [illegible]rico mündend; der als T[illegible] in den Ohio mündim nördlichen Theile toria[illegible] gesund, im Süden erzeugend. 181[illegible]	Baumwolle, Mais, Weizen, Tabak, Zuckerrohr, Sorghum. Holz. Terpentin. Plantagenbau, Küstenhandel, Seefahrt.	2,201	8,349			291 mit 7,640 Pferdekr.	736 mit 11,608 Pferdekr.
				7,204	605	390		
Arkansas (Ark) (Name eines ausgestorbenen Indianerstammes; nach Webster aus Kansas u. dem franz. arc). Bear-State.	168[illegible]r dreiten Alluviat von [illegible]en Mississippi — [illegible]ississippi, Arsose, [illegible] River — St. [illegible]0 Kilom. lang) und 181[illegible]0 Kilom. lang; als T[illegible] Quarz Geb. und toriu[illegible] gentröge der Mississippi — Dichte Wälder [illegible]Rollende Prairien 188[illegible]en daher gelegenen [illegible]at und gesund, an [illegible]sund.	Kohlen und Anthrazit in Menge längs des Arkansas; Eisenerze im Quarz, sehr viel Zink und Onyx; silberführender Bleiglanz, Manganerz, Gold, Salz; ferner: Baumwolle, Mais, Tabak, Bataten, Melonen, Pfirsich, Trauben. Hauptausfuhrartikel: Baumwolle, Mais, Wolle, Häute und Holz. Landwirthschaft.	1,364	4,452			300 mit 6,980 Pferdekr.	134 mit 1,509 Pferdekr.
				M.	Fr.°	K.		
				4,143	9	271		
Californien (Ca) (Spanisch: Einmologie unsicher). Golden State.	165[illegible]are Ebene zwischen [illegible]e und der Sierra von [illegible]urrhische Sacra- Jesus[illegible]em Jurassic Ame- [illegible], und der San [illegible]dem Merced. Im 184[illegible] See als T[illegible] Tag verschieden, toriu[illegible]tal. Drei Monate [illegible]ernter. 185[illegible]	Gold (seit 1848 bis jetzt über 1000 Mill. Mark), aber auch Silber, dann Quecksilber in Neualmaden und Neuidria; sehr viel Kupfer. Im Süden tropische Producte, in den Thälern die Früchte und Kornarten der gemäßigten Zone; Weizen, Roggen, Buchweizen, Bohnen, Weine. Auch Baumwolle, Zuckerrohr und Mandelbäume gedeihen. Land- u. Weinbau, Goldproduction, Handel, Viehzucht.	3,981	25,392			604 mit 18,493 Pferdekr.	251 mit 6,877 Pferdekr.
				M.	Fr.	K.		
				21,010	873	479		
Colorado (Col) (Spanisch: roth oder gefärbt).	185[illegible]en vom Felsengebirge. Die westliche Re- [illegible]. hoch; theilweise 186[illegible] Waldland; vom als T[illegible]r, braunen Fluß toriu[illegible] bewässert. Die 187[illegible] von Westen gezogenen [illegible]Alpen; Parks ge- [illegible]ebirge in der Nähe [illegible]n d. Meere. Die [illegible]kontinents ebenes [illegible]n Süd. Platte [illegible]ains durchzogen. [illegible]0 ft., Mont Lincoln [illegible]ft. 4663 M. und die Kontinentalklima.	Bergbau, namentl. auf Gold und Silber. Ackerbau, Viehzucht. Bauholzgewinnung.	250	876			49 mit 1,443 Pferdekr.	31 mit 792 Pferdekr.
				M.	Fr.	K.		
				?	?	?		

Tabelle 7.

Digitized by Google

Namen der Staa Abkürzung Etymologie Namen. E thümliche nennun	Charakter des Landes: wichtigste Berge. Flüsse und Seen. Klima.	Hauptproducte und Gewerbe.	Fabriken, Mühlen ꝛc. Zahl.	Beschäftigte Arbeiter. M.	Fr.	K.	Dampf-Maschin	Wasser-kraft-M.
Connecticut, (Indiani „Qunni-ut-", das am lan-, Fluß) Nutmeg Free St. State 3	Von N. nach S. von mehreren Reihen Hügeln (nicht über 300 M hoch) durchzogen; im O. von der Thames, in der Mitte vom Connecticut u. im W. vom Housatonic bewässert. Der Quinepiak mündet im Hafen von New Haven. Felsen-, Sand-, Wiesen- und Ackerboden. Klima gesund, rasche Witterungswechsel.	Sandstein, Granit, Marmor, Steinkohle, Eisenerze, Blei, Kupfer, Kobalt, Heu, Mais, Hafer, Roggen, Buchweizen, Kartoffeln, Tabak, Ahornzucker ꝛc. Wiesencultur vorherrschend, Ackerbau, Viehzucht, Fischerei, Eisen- und Textil-Industrie.	5,128	89,523			711 mit 25,979 Pferdekr.	1,988 mit 54,395 Pferdekr.
				61,684	20,810	7,029		
Delaware, (nach Lor la Warre-nannt). Bluehn- od. Diam, Stat	Der nordöstliche Theil der Halbinsel zwischen der Chesapeake- und Delaware-Bay; flach, nur im N hügelig; Küste sumpfig und niedrig, ohne natürliche Hafen. Flüsse: Delaware, Brandywine und einige z. Th. schiffbare Creeks. Der Cypreß-Swamp, ein 20 Km. langer Sumpf. Klima: mild, im Norden gesund.	Feld- und Gartenproducte, Wein. Ackerbau, Viehzucht. Eisen- u. Holzindustrie (Wagenfabriken). Fischerei, Schifffahrt.	800	9,710			164 mit 4,313 Pferdekr.	234 mit 4,220 Pferdekr.
				7,705	1,190	806		
Florida (Von Po er Leon 151 Ostersom t [ivan. Pe florida] deckt und nach ben Peninsi Stat	Umfaßt die Halbinsel (O.-) Florida und einen Theil der N. Küste des mexican. Meerbusens (W.-Fl.); flach, nur unbedeutende Bodenerhebungen. Zahlreiche Flüsse (St. John's Rv., Suwannee, Apalachicola, Escambia). Seen (L. Okeechobee, L. George) und Sümpfe (Everglades). Eigenthümlich das plötzliche Verschwinden und Hervortreten von Flüssen aus dem Boden; Erdfälle (Sinks). Fruchtbare Oasen (Hammaks), Savannen. Die Küste ist mit zahlreichen Inseln und Sandbänken (Keys und Tortugas) umgeben. Klima: warm, im Winter von Brustkranken aufgesucht.	Reis, Mais, Baumwolle, Rohrzucker, Tabak, Bataten und andere tropische Producte. Landbau und Viehzucht.	659	2,749			126 mit 3,172 Pferdekr.	79 mit 528 Pferdekr.
				2,670	20	59		
Georgia (Zu Ehren Georgs I. England nannt).	Drei Regionen: 1) eine untere, 160—250 Km. breite Küstenregion, flach, im Süden sumpfig. 2) eine mittlere, 40—60 Km breite Zone von Sandhügeln; und 3) eine bergige Region, von den südl. Ausläufern des Blue Ridge's gebildet, im NW. des Staates. Mit Ausnahme der mittleren Region größtentheils sehr fruchtbar. Der Savannah und Chattahoochee (Grenzflüsse); Ognochen, Flint River und Altamaha. Klima: untere Region heiß und ungesund, nur für Neger. Berg Region: mild und gesund.	Baumwolle, Reis, Mais, Rohrzucker, Weizen, Roggen, Hülsenfrüchte, Sorghum, Honig, Butter, Waldproducte, Wein, Wolle. Plantagenbau und Viehzucht, Küstenhandel. Der Baumwollenbau gegen früher sehr zurückgegangen (1860: 701,840 Ballen à 400 Pf. und 1870 nur 47,395 Ballen).	3,836	17,871			405 mit 10,826 Pferdekr.	1,729 mit 27,417 Pferdekr.
				15,078	1,498	1,295		

Digitized by Google

Namen der Staaten. Abkürzung und Etymologie der Namen. Volksthümliche Benennung.	Besied… Organi… Als … Staat … genomm…	…r des Landes; …erge, Flüsse und … Klima.	Hauptproducte und Gewerbe.	Fabriken, Mühlen ꝛc. Zahl.	Beschäftigte Arbeiter. M.	Fr.	K.	Dampf-Maschin	Wasserkraft-M.
Illinois (Ill.) (Vom Indianischen illini [Männer] durch ois französirt). The Prairie oder Sucker State.	168… von fr… Canadi… — 178… als NW… Terri… rium… — 1818	…nach N. ansteigende … N. etwas hügelig. …ung über den Golf …7 M.; früher wahr…oden. Prairieland …raswuchs. Missis…d Wabash (Grenz…ern: Rock, Illinois, …ꝛc. Continental…r gemäßigt.	Steinkohlen, Eisen, Blei, Salz, Weizen, Mais, Hafer, Gerste, Kartoffeln, Heu, Klee- und Grassamen, Hopfen, Tabak, Wolle, Sorghum, Flachs, Butter, Käse, Honig ꝛc. Landbau und Viehzucht. Berg- und Maschinenbau.	12,597	82,979			2,330 mit 73,091 Pferdekr.	528 mit 12,593 Pferdekr.
					M.	Fr.	K.		
					73,045	6,717	3,217		
Indiana (Ia) (Von Indian = Indianer.) Hoosier State.	170… von fr… Canadi… — 180… als Te… torium… Illinoi… schiede… — 1816	…n Ohiothale zu ca. …ansteigendes Tafel…sserscheide), von den … des Wabash und …er in einen nörd… und südlichen Theil …usnahme der wal… Region vorzugs…. Neben den ge…n ist noch der St. …mee und Kankakee …m nördlichen Theile …Seen. Klima: durch …hnelle Witterungs…risirt, im Sommer …Winter sehr kalt.	Steinkohlen, Eisen. Weizen, Mais, Hafer, Roggen, Kartoffeln, Tabak, Wein, Heu, Abornzucker, Sorghum, Butter, Flachs. Ackerbau und Viehzucht. Maschinenbau. Landwirthschaftliche Industrie.	11,817	58,852			2,881 mit 76,851 Pferdekr.	1,090 mit 23,518 Pferdekr.
					M.	Fr.	K.		
					54,412	2,272	2,168		
Iowa (Jo) (franz. Form eines indian. Wortes, welches, der Schläferige' bedeutet; ferner der Sioux-Name des Pahoja- [Grauer Schnee] Stammes). The Howkeye State.	178… von fr… Canadi… — 183… als Te… toriu… — 1846	…ig hohes Tafelland, …lem Ufer zu den … Prairie- u. Acker …om Mississippi, im …uri begrenzt, wird …ichen Nebenflüssen …Red Cedar, Noda…ptströme bewässert. …sund, im Sommer …u Winter sehr kalt.	Steinkohlen, Kalkstein, Sandstein, Blei. Weizen, Mais, Gerste, Kartoffeln. Heu, Sorghum, Butter, Käse. Landwirthschaft, Viehzucht. Bergbau. Landwirthschaftl. Industrie.	6,566	25,032			899 mit 25,298 Pferdekr.	726 mit 14,249 Pferdekr.
					M.	Fr	K.		
					23,395	951	686		
Kansas (Kan) (Indianisch: rauchiges Wasser; gute Kartoffel). Garden of the West.	1854 als Te… toriu… — 1861	…geliges Land, von … bis zu 1000 M. …; wird von den …nsas und Arkansas …hen, mittleren und …heil zerlegt; von …nflüssen des Arkan… bewässert. Klima …und; im S. zur …ur geeignet. Vom …Regenzeit; Winter	Steinkohlen. Weizen, Mais, Tabak. Viehzucht, Ackerbau.	?	18,126			?	?
					M.	Fr.	K.		
					17,403	723	—		

*) Anmer…

Digitized by Google

Name der Staaten, Abkürzung, Etymologie, Namen, Hauptstädte, Flüsse, Gebirge	Charakter des Landes; wichtigste Berge, Flüsse und Seen. Klima.	Hauptproducte und Gewerbe.	Fabriken, Mühlen ꝛc.					
			Zahl.	Beschäftigte Arbeiter.			Dampfmaschinen. Wasserräder.	
				M.	Fr.	K.		
Kentucky, (Indianischer Name, Anfang, Fluß des Südens, the dark and bloody ground)	Auf der Ebene im W. liegt das Land an einem welligen und hügligen, niederen Oberlande entweder, das in seinen höchsten Punkten, in den Hügeln der Ausläufer des Cumberland-Gebirges, die Höhe von 1000 F. nicht übersteigt. Ausgedehnte Waldungen, fruchtbares Ackerland. Der Ohio, die nördl. Grenze, nimmt zahlreiche Nebenflüsse auf: Big Sandy, Licking, Kentucky, Green, Cumberland u. Tennessee R. Im Mississippi grenzt es an St. Klima: warm, angenehm.	Steinkohlen, Eisen, Kalk, Holz, Weizen, Mais, Hafer, Tabak, Flachs, Hanf, Kartoffeln, Heu, Wolle, Honig, Wachs, Ahornzucker, Oehl, Wein, Butter, etwas Baumwolle. Landwirthschaft und landwirthschaftliche Industrie.	5 309	30.636			1 147 mit 31.926 Pferdekr.	452 mit 7.640 Pferdekr.
				27.687	1.159	1.790		
Louisiana, (Benannt zu Ehren Louis' XIV. Erste Ansiedelung)	Die südliche Hälfte Tiefebene, die nördliche etwas hügelig, nicht über 100 F. Seehöhe. Die S. Küste von Salzmarschen eingenommen. Mit Ausnahme dieser Marschen und der Prairien im Innern ist das Land außerordentlich fruchtbar. Flüsse: Mississippi und Red River mit vielen Nebenflüssen. Zahlreiche kleine Seen. Klima: heiß und ungesund.	Baumwolle, Zuckerrohr, Reis, Mais, Tabak. Plantagenbau. Landwirthschaftliche Industrie.	2 557	30,071			887 mit 21.924 Pferdekr.	23 mit 412 Pferdekr.
				23.637	4.210	2.221		
Maine (Nach d. Provinz zu Ehren d. Königin, Henrietta, so benannt Lumpen Pine-Staat)	Eben an der reichgegliederten Küste; im Innern hügelig; im NW. Ausläufer der White Mountains mit dem 1642 M. hohen Katahdin. Reich bewässert; Thäler fruchtbar; Hohen steril. Flüsse: Penobscot, Kennebec, Androscoggin u. Saco. Von den zahlreichen Seen der Moosehead der größte. Klima: heiße Sommer, strenge Winter; jedoch nicht ungesund.	Eichen Holz, Weizen, Hafer, Gerste, Kartoffeln, Buchweizen, Wolle, Käse, Ahornzucker, Heu, Hopfen, Gartenerzeugnisse. Wein. Landwirthschaft, Holzsägerei und Schiffsbau, Handel.	5 550	49.180			384 mit 9.465 Pferdekr.	2.766 mit 70.108 Pferdekr.
				34 310	13.446	1.422		
Maryland (Zu Ehren d. engl. Königin Henrietta, Gemahlin Karl's I. benannt)	Der auf der Halbinsel gelegene Theil flach und sandig, wenig fruchtbar; der westliche Theil hügelig und fruchtbar, vom Blue Ridge und anderen Zügen des Alleghany-Gebirges durchzogen. Flüsse: Potomac (Mündung in Chesapeak-Bay). Patuxent, Susquehanna, Choptank und Nanticoke. Klima: gemäßigt, im Tieflande an der Chesapeak-Bay fieberisch.	Steinkohlen, Eisen, Kupfer, Chrom, Marmor. Weizen, Mais, Hafer, Tabak, Kartoffeln, Wein, Butter, Wolle. Landwirthschaft, Bergbau u. Fluthenbetrieb, Schifffahrt und Handel.	3 412	44.860			531 mit 13.961 Pferdekr.	937 mit 18.401 Pferdekr.
				34.061	8.278	2.521		
Massachusetts (Massachusetts Indianischer Name, Land in der Nähe des Hügels, Bay)	Im SO. sandiges Küstenland, im übrigen Theile hügelig und bergig; im W. von den Taghkannic und Hoosic Ridges durchzogen; höchster Berg derselben der Saddle Mountain (1706 M.); in der Mitte Ausläufer der White Mountains mit dem 914 M. hohen Massadum setts Mt. Mit Ausnahme der Thäler, wenig fruchtbar. Flüsse: Housatonic, Connecticut, Merrimack. Klima: an der Küste sehr veränderlich, im Innern gleichmäßiger; warme Sommer, sehr kalte Winter.	Blei, Eisen, Weizen, Mais, Kartoffeln, Hafer, Butter, Käse. Handel, Industrie, Landwirthschaft.	13.212	279,380			2.396 mit 78.502 Pferdekr.	3.157 mit 100.864 Pferdekr.
				179.032	86.229	14.119		

Digitized by Google

Namen, der Staaten. Abkürzung und Etymologie der Namen. Volksthümliche Benennung.	Besied. Organi. Als Staat genomm.	r des Landes; erge, Flüsse und . Klima.	Hauptproducte und Gewerbe.	Fabriken, Mühlen ꝛc.					
				Zahl.	Beschäftigte Arbeiter.			Dampf. Maschin.	Wasser-kraft.
					M.	Fr.	K.		
Michigan (Michod. Mn) (Indian.; bedeutet: Fischfalle (Reuse), mit welcher der Michigan-See Aehnlichkeit haben soll). Lake od. Wolverine State.	Mitte 17. Ja hunde mit fr Handels poste 180 als Te torium 183	heiden vom Oberen-, d Huron-See be- nseln und die Isle nördliche Halbinsel veral-Range), theils theils Sandfläche; die in der Mitte von n einer ca. 200 M. ung (Wasserscheide) he fruchtbar. Außer nd St. Clair-River ahlreiche meist kleine , Kalamazoo-, Mas- Klima: continental innenstaaten, durch s gemildert.	Die nördliche Halbinsel reich an Steinkohlen, Eisen und Kupfer. Die südliche liefert landwirthschaftliche Producte: Weizen, Mais, Hafer, Gerste, Buchweizen, Kartoffeln, Hopfen, auch Wein, Ahornzucker, Sorghum. Bergbau, Landwirthschaft und Fabrikindustrie.	9,455	63,694			2,215 mit 70,956 Pferdekr.	1,500 mit 34,895 Pferdekr.
					38,347	2,941	2,406		
Minnesota (Minn) (Ind.: weißliches, wolkiges Wasser).	183 von An kauer 184 als Te torium 1858	ttleren Teehöhe von h das Land als den der nordamerikan- ar und ist für die chiede zwischen dem und dem Meerbusen den Hügeln der nd" erreicht es seine on 510 M. Flüsse: nnesota. Red River Zahlreiche Seen. ods. Red- u. Leech- n. Klima: gesund; kalte Winter.	Kupfer. Weizen, Hafer, Mais, Gerste, Kartoffeln, Heu, Hopfen, Butter, Ahornzucker, Wolle, Sorghum. Honig, Flachs. Landwirthschaft.	2,270	11,290			241 mit 7,065 Pferdekr.	434 mit 13,054 Pferdekr.
					10,892	259	139		
Mississippi (Mi od. Miss) (Ind.: Großer und langer Fluß).	1698 von Fr zosen 1798 als Te torium 1817	u. SW. geneigte, ge Fläche, theils ald, theils frucht- theils Sumpf. ississippi (Brenz- en fahlreichen Re- Pearl und Pasca- den Golf mündend. chmäßig, warm.	Baumwolle, Weizen, Mais, Kartoffeln, Reis. Zuckerrohr, Hülsenfrüchte. Butter. Wolle, Sorghum. Plantagen- und Ackerbau, Viehzucht.	1,731	5941			384 mit 10,019 Pferdekr.	225 mit 2,453 Pferdekr.
					5,500	191	250		
Missouri (Mo) (Indianisch: „schmutzig", auf die Trübheit des Missouri-Flusses Bezug habend). The Bullion State.	Zu Anf d. 18. Ja hunder 180 als Dis Louisia u. 1812 Territ Miss 1821	in einen nördl. zerlegt; ersterer, dehnten Prairien, letzterer ein huge- es Oberland, vom einen vereinzel- hohen Sand- ogen; am Missis- wie, im übrigen Prairie. Von den nflüssen des Mis- ouri sind und Osage- tendiken. Klima: e Sommer, kalte	Steinkohlen, Blei, Eisen, Kupfer. lithographischer Kalkstein. Weizen, Mais, Kartoffeln, Roggen, Hafer, Gerste, etwas Baumwolle, Sorghum, Heu, Butter, Honig, Wein, Wolle. Landwirthschaft und Bergbau. Fabrikthätigkeit.	11,871	65,354			1,608 mit 48,418 Pferdekr.	388 mit 7,644 Pferdekr.
					53,904	3,884	3,566		

Digitized by Google

Name der Sta Abkürzung Etymologi Namen. thümliche nennu	Charakter des Landes; wichtigste Berge, Flüsse und Seen. Klima.	Hauptproducte und Gewerbe.	Fabriken, Mühlen ꝛc. Zahl.	Beschäftigte Arbeiter. M.	Fr.	K.	Dampf-Maschin	Wasser-kraft-Pf.
Nebra i, (Na od. (Indian Wasser seichter	Eine von O. nach W. zu ca. 1000 M. Höhe ansteigende hügelige Fläche; theils sandiges, theils fruchtbares Prairieland. Von dem aus einem nördlichen und südlichen Zweig hervorgehenden Platte-Fluß in eine nördliche u. südliche Hälfte getheilt; letztere ist reich an Steinkohlen. Der Missouri, der einzige schiffbare Fluß, bildet die Ostgrenze. Klima: ausgesprochen continental.	Steinkohlen, Salz, Weizen, Mais, Hafer, Kartoffeln, Heu, Gerste, Butter, Sorghum, Wolle. Viehzucht, Ackerbau.	670	2,665			63 mit 1,865 Pferdekr.	67 mit 1,446 Pferdekr.
				2,558	81	26		
Nevada on (Span schneeig E. die Be so ben Sierra vada haben	Zwischen dem Felsengebirge und der Sierra Nevada gelegen, besitzt das Land eine mittlere Seehöhe von 1500 M. Von N. n. S. wird es von zahlreichen 300–2600 M. hohen Gebirgszügen durchzogen; Charleston-Peak, im S. 3305 M. Grasige Prairien, Sandwüsten, große Strecken mit Salzauswucherungen charakterisiren den Boden. Die meist kleinen Flüsse münden mit wenigen Ausnahmen in Seen und Moräste (Pyramid-, Walker- u. Humboldt-See). Alkali- und Salzseen, heiße Quellen. Klima: gemäßigt, continental.	Silber, Gold (van 1861 bis 1874 für 724 Mill. Mark Silber und 252 Mill. M. Gold), Kupfer, Antimon, Quecksilber, Achat, Opal, Marmor, Salz, Gerste, Weizen, Hafer, Kartoffeln, Mais, Heu, Wolle, Butter. Bergbau, Viehzucht.	330	2859			120 mit 6,007 Pferdekr.	34 mit 2,538 Pferdekr.
				2856	3	—		
New-H ck, shire E. (Nach d lischen ck, schaft E., shire ge Gra St	Das Land ist mit Ausnahme des ebenen Küstengebietes bergig, und steigt von S. nach N. zu den White Mountains auf; höchster Gipfel derselben der Mount Washington (1917 M.). Im südlichen Theile Ackerland, im Allgemeinen nicht sehr fruchtbar; im N. Waldungen. Von größeren Flüssen ist außer dem Connecticut (Grenze gegen Vermont) noch der Merrimack zu nennen. Klima: continental, gesund; warme Sommer, sehr kalte Winter.	Eisen, Kupfer, Zink, Blei, Beryll, Turmaline, Graphit, Kartoffeln, Weizen, Mais, Hafer, Gerste, Buchweizen, Roggen, Hopfen, Wein, Ahornzucker, Butter, Wolle, Wagen-, Schuh- und Holzwaaren-Fabrikation. Viehzucht, Landwirthschaft.	3,342	40,783			280 mit 8,787 Pferdekr.	2,312 mit 68,201 Pferdekr.
				25,829	12,775	2,179		
New-J (N. (Zu Eh E. Georg ter et's heren neurs Jersey nannt)	Eben; im N. hügelig, von Ausläufern (bis zu 170 M. Seehöhe) des Blue Ridge durchzogen. Die atlantische Küste vielfach zerrissen, Bayen und Haffe bildend; Küstensümpfe an der Delaware-Bay. Der Boden ist im Allgemeinen nicht sehr fruchtbar. Außer dem Delaware und Hudson (Grenzflüsse) zahlreiche kleine Flüsse, u. A.: Passaic, Hackensack, Egg Harbor River. Klima sehr verschieden: im N. kühler als im S.: in den Sumpfgegenden fieberisch; an der Seeküste gesund.	Eisen, Kupfer, Zink, Glassand, Mais, Kartoffeln, Hafer, Weizen, Roggen, Buchweizen, Heu, Hopfen, Butter, Wolle, Obst, Gartenprodukte, Sorghum, Wein. Eisen-, Glas-, Textil-Industrie, Handel, Landwirthschaft, Garten- und Obstbau.	6,636	75,552			984 mit 32,302 Pferdekr.	1,132 mit 28,832 Pferdekr.
				58,115	11,198	6,239		

Namen der Staaten. Abkürzung und Etymologie der Namen. Volksthümliche Benennung.	Besiedl… Organis… Als Staat a… genomm…	…des Landes; …erge, Flüsse und Klima.	Hauptproducte und Gewerbe.	Fabriken, Mühlen ꝛc. Zahl.	Beschäftigte Arbeiter. M.	Fr.	K.	Dampf-Maschin.	Wasserkraft-M.
New-Mexico (N. M.) (Aztekisch: Mexitli, der Kriegsgott der Azteken).	1537 von Spanie… — 1850 als Te… torium… — 1876	…. v. 1000 zu 2000 M. …ende, von mehreren …sengebirges durchzo… Diese Gebirgszüge, …tliche Erhebung ü. d. …M. beträgt, erreichen …neebedeckten Gipfeln …(im N.) die Höhe von …t Taylor i. d. Sierra … Mit Ausnahme der …er, meist Prärieland. …de del Norte mit dem …adian River. Zahl…en u. kleine Salzseen. …n; im S. heiß, im …egenzeit; im N. kühl.	Kupfer, Gold, Blei, Eisen, Steinkohlen. Mais, Weizen, Gerste, Hafer, Obst, Wein, Heu, Sorghum. Wolle. Viehzucht, Acker- und Bergbau.	182	427 ?	?	?	13 mit 252 Pferdekr.	42 mit 659 Pferdekr.
New-York (N. Y.) (Zu Ehren des Herzogs von York, d. Bruders Karls II. von England so benannt). The Empire und Excelsior State.	1614 von H… länder… — 1664 als ne… engl. P… vinz. — 1788 *	… bergiges Land, von … von drei Bergzügen. … Ridge- u. des Alleg…chzogen; der östlichste, …u 600 M. Erhebung. …elland des Hudson. …ndack Mountains mit …en Mt. Marcy. Der … Cultur der Pflanzen … Zone sehr geeignet. … vielfach mit Wasser… …it dem Mohawk. Os… …Nordgrenze), Alleg…na. Delaware, Nia…e). Eine große Zahl … Seen: Champlain, … continental, an den …	Eisen, Kupfer, Blei, Marmor, Sandstein. Petroleum. Alle Arten von Feld- u. Gartenfrüchten, Heu, Obst, Tabak, Ahornzucker, Butter, Käse, Wolle, Leder ꝛc. Fabrikindustrie jeder Art. Handel, Ackerbau, Viehzucht.	36,206	351,806 267,378	63,795	20,627	4,664 mit 126,107 Pferdekr.	9,011 mit 208,256 Pferdekr.
Nord-Carolina (N.C.) (Zu Ehren Karls I. von England so benannt.) The old North oder Turpentine State.	1585 von Er… länder… — 1663 als Pr… vinz Ca… lina. — 1789 *	…: 1) eine 120 bis 160 …- und Sumpfregion, … Sumpf (gr. u. kl. …); zum Theil für d. …llen-, Tabak- und …ustig; 2) eine hüge… …Mittelregion u. 3) ein …0 M. hohes Hochland. …e Ridgeu. den Great …Mountains. Höchster …e Ridge: der Black … Zahlreiche Flüsse: …ke, Neuse, Tar, Had…e, welche mit langge…. Pamlico- u. Albe…hließt, ist ihrer Sand…hiffahrt sehr gefähr…ch Lage verschieden; … und feucht, in den	Eisen, Kupfer, Blei, Zink, Gold, Steinkohle, Glimmer, Korund. Süße Kartoffeln, Tabak, Mais, Weizen, Hafer, Reis, Sorghum, Zuckerrohr, Honig, Wachs, Baumwolle, Terpentinöl, Butter, Flachs, Wein. Plantagenbau, landwirthschaftl. Industrie. Bergbau. Waldindustrie.	3,642	13,622 11,339	1,422	861	306 mit 6,941 Pferdekr.	1,825 mit 56,211 Pferdekr.
Ohio (O.) (Indian.: schön, auf den Ohio-Fluß bezughabend.) Buckeye State.	Gege… Ende d… 17. Ja… hunder… von Fr… zosen. — 1799 … Territ… — 1803	… über dem Erie-See …2 M. über d. Meere) …es Plateau; ein nie… durchzieht dasselbe … ist die Wasserscheide …-See und dem Ohio. …hbar, dem Getreide…tig. Die Nebenflüsse …n 60—100 M. tiefen …uf nehmend, sind: …n-gum, Hockhocking, …l. Miami. Die Zu… …meist nur auf kurze … Continentalklima;	Steinkohlen, Eisen, Thon, Gyps, Salz, Torf, Petroleum, Kalk, hydraul. Kalk, Mais, Weizen, Hafer, Tabak, Flachs, Kartoffeln, Obst, Wein, Ahornzucker, Butter, Wolle. Landwirthschaft, Industrie jeder Art, Handel.	22,773	137,202 119,686	11,575	5,941	4,586 mit 129,577 Pferdekr.	2,157 mit 44,746 Pferdekr.

*) Siehe A…

Digitized by Google

Na… der St… Abkürzu… Etymole… Namen. … thümlic… nenn…	Charakter des Landes; wichtigste Berge, Flüsse und Seen. Klima.	Hauptproducte und Gewerbe.	Fabriken, Mühlen ꝛc. Zahl.	Beschäftigte Arbeiter. M.	Fr.	K.	Dampf-Maschin.	Wasser…
Ore… (Or o… (Etym… unsich… Nam… Schiff… Entd… (R. … des Co… Flusse… vom sp… orega… wilder… ran, … im … sehr … te	Von den 1300–3300 M. hohen Cascade Mountains (Mt. Hood 3700 M.) in O.- u. W.-Oregon getheilt, letzteres v. Coast-Range, Calapooya-Umpqua- u. Siskiyou-Mountains in 4 Regionen (theils Berg-, Hügel-, Prairie- und Küstenland) geschieden. O.-Oregon ist ein welliges Tafelland, von NO. nach SW. von den 1600–2300 M. hohen mehrfach verzweigten Blue Mountains durchzogen. Tief eingeschnittene Wasserläufe u. plötzlich aus der Ebene hervortretende abgestumpfte Bergkegel charakterisiren diesen Theil des Staates. Im S. Sandwüste z. Th. mit Salbei bedeckt, in O.-Oregon große Lavastrecken; in den Flußthälern fruchtbares Ackerland. Flüsse: Columbia mit dem Willamette, des Chuttes, John Day, Snake River. Ferner: Umpqua-, Rogue- u. Klamath-River. Im SW. mehrere große Seen: Upper Klamath, Klamath-Marsh, Albert-See. Klima: im W. feucht und gleichmäßig warm, im S. trocken und veränderlich.	Gold, Silber, Kupfer, Lignit, Blei, Eisen, Kohlen, Salz. Weizen, Hafer, Kartoffeln, Gerste, Mais, Heu, Flachs, Wolle, Butter, Honig. Landwirthschaft, Bergbau.	969	2,884			88 mit 2,471 Pferdekr.	2[illegible] mit 5,8[illegible] Pferdekr.
				2,753	67	64		
Penn… (E… (Zu … Willia… so be… sylv… W… Key… St…	Das Land steigt aus der Ebene im NW. u. SO. nach der Mitte zu dem nordost-südwestlich streichenden 5–800 M. hohen Alleghany-Gebirge (Alleghany Mountains und Blue Ridge) empor. Im N. vorherrschend Weideland, im O., S. und W., ebenso in den Thälern des Gebirges sehr fruchtbarer Ackerboden. Flüsse: Delaware (Grenzfluß gegen O.) mit dem Lehigh u. Schuylkill, Susquehanna mit dem Nord- und Westzweig und dem Juniata, Ohio mit dem Alleghany und Monongahela River. — Gemäßigtes Continental-Klima.	Steinkohlen, Anthracit, Petroleum, Eisen, Blei, Kupfer, Chrom, Nickel, Salz, Marmor, Terpentin. Hafer, Mais, Weizen, Kartoffeln, Roggen, Buchweizen, Gerste, Tabak, Flachs, Heu, Butter, Wolle, Honig, Sorghum und Ahornzucker. Landwirthschaft, Bergbau, Eisen- und Fabrikindustrie. Handel.	37,200	319,487			6,230 mit 221,936 Pferdekr.	7,[illegible] mit 141,[illegible] Pferdekr.
				256,543	43,712	19,232		
Rhode… (R… (Weg… ange… Aehnl… Insel… Islar… Rhod… ben… Little…	Hügeliges, wenig fruchtbares Tiefland, von der Narragansett-Bay in zwei ungleiche Theile geschieden; die Küste theilweise sumpfig. Die Bay enthält mehrere Inseln, u. A. die Rhode- und Canonicut-Insel, welche treffliche Hafenplätze bieten. Die Flüsse sind wenig zahlreich und unbedeutend. Der Providence River ist ein Arm der Narragansett-Bay; er nimmt den Pawtucket- u. Blackstonefluß auf. Seeklima.	Steinkohlen, Eisen, Marmor, Terpentin. Kartoffeln, Mais, Hafer, Gerste, Roggen, Wolle, Butter. Textil-Industrie, Schifffahrt, Fischerei, Handel und Viehzucht.	1,850	49,419			402 mit 23,546 Pferdekr.	450 mit 18,481 Pferdekr.
				28,804	14,752	5,861		
Süd… lina (Zu … Karle… Fran… ben… Pal… S…	Drei Regionen: 1) eine flache, theils sandige, theils sumpfige, ca. 160 Klm. breite Küstenregion, für Reis, Baumwolle u. Mais sehr fruchtbar. 2) eine mittlere, hügelige Region, von mäßiger Fruchtbarkeit, und 3) eine Bergregion, welche im NW. in dem ca. 1300 M. hohen Cäsar's Head, einem Gipfel des Blue-Ridge, ihre höchste Höhe erreicht. Flüsse: Savannah (Grenzfluß gegen Georgia), Edista, Santee, Great Pedee. Die Küste ist mehrfach gegliedert, bietet aber wenig gute Hafen. Klima nach Lage verschieden, im Allgemeinen warm.	Eisen, Gold, Marmor, Porzellan-Thon, Berg-Saife, Dünger-Phosphate. Mais, Baumwolle, Reis, Rohrzucker, Kartoffeln, Weizen, Hafer, Hülsenfrüchte, Sorghum, Butter, Wein. Plantagenbau, Viehzucht, landwirthschaftl. Industrie. Handel.	1,584	8,141			210 mit 4,537 Pferdekr.	700 mit 10,[illegible] Pferdekr.
				7,099	578	464		

Digitized by Google

Namen der Staaten. Bedeutung und Etymologie der Namen. Volksmenge der Bevölkerung.	Besiedelung. Organisation des Landes; Als Staat aufgenommen	Flüsse und Klima.	Hauptproducte und Gewerbe	Fabriken, Mühlen ꝛc. Zahl.	Beschäftigte Arbeiter.	Dampfmaschinen. Wasserräder.
Tennessee (Tenn) (Indianisch: Fluß mit einer weiten Biegung). The big bend State.	1756 von Angl. Amerika. nern. — 1790 mit Ken tucky als Territo rium. — 1796.	[illegible] ne bergige, d. u. den Sümpfen besetzt, wenig bar. Zu einer hüge n. zwischen der Tennessee- [illegible] dem letzteren, ne westliche, eben- und West Tennessee, [illegible] (Cumberland) Ten- [illegible] Ridge, beide [illegible] Flüsse: Cum- [illegible] und mit Ausnahme der [illegible] im Allgemeinen	Eisen, Kupfer, Steinkohle, Marmor, Blei, Weizen, Baumwolle, Tabak, Kartoffeln, Hülsenfrüchte, Obst, Reis, Rohrzucker, Sorghum, Mais, Roggen, Ahornzucker, Honig, Wein. Landwirthschaft, Industrie, Bergbau und Handel.	5.317	19.412 M. 17.663 | Fr. 1.089 | K. 660	732 mit 18.467 Pferdekr. | 1.340 mit 19.540 Pferdekr.
Texas (Tex. oder Ts). (Soll der Name eines Indianerstammes, oder ein indianischer Freundschaftsausdruck sein.) The lone Star State.	1687 von Franzose — 1835 als selbst ständige Republik — 1845.	[illegible] ne flache Küstenge- [illegible] n im Inlande mit- [illegible] eine Höhe von 1200 M. [illegible] Theil von d. großen [illegible] nie, i. Th von der [illegible] Staked Plain ent- [illegible], zwischen dem Rio [illegible] rde, mehrere von [illegible] lende Gebirgszüge [illegible] ische Mountains, [illegible] Blanca ꝛc., die [illegible] erheben sich nicht über [illegible] Rio Grande. Der [illegible] nehme der Sand- u. [illegible] den grasigen Prai- [illegible] dbar. Flüsse: Ga- [illegible] Sabine, Trinity, [illegible] do, Guadalupe, [illegible] Grande und dem [illegible] zahlreichen Neben- [illegible] durch Bayous, Lagu- [illegible] s mit. Klima je [illegible] im Allgemeinen	Braunkohle, Eisenerze, Blei, Steinsalz. Baumwolle, Mais, Kartoffeln, Hafer, Weizen, Reis, Rohrzucker, Sorghum, Honig, Heu, Wolle, Butter, Tabak, Wein, Viehzucht, Plantagen und Ackerbau.	2.399	7.297 M. 7.140 | Fr. 157 | K. 320	340 mit 11.219 Pferdekr. | 116 mit 1.830 Pferdekr.
Vermont (Vt) (Vom franz vert mont, Grüner Berg.) Green Mountain State.	1724 von Eu ländern — 1760 als The von Neu Hampshi — 1791.	[illegible] und, von d. [illegible] ne östliche und [illegible] Vorwiegend [illegible] theil nach in Vorber- [illegible] Grünen Mountains [illegible] bohen Mt. Mansfield (4430 [illegible] Abschnitte zwischen [illegible] Champlainsee im N. [illegible] See, beiden Zuflüsse [illegible] mündend. Sonst	Eisen, Mangan, Marmor Serpentin, Kartoffeln, Hafer, Mais, Weizen, Buchweizen, Gerste, Roggen, Bohnen, Flachs, Ahornzucker, Honig, Butter, Käse, Wolle, Heu. Landwirthschaft	3250	18.686 M. 16.301 | Fr. 1.872 | K. 513	186 mit 6.425 Pferdekr. | 1.964 mit 14.897 Pferdekr.
Virginia (Va) (Zu Ehren der „Virgin Queen" Elisabeth von England so benannt). Old Dominion oder The Mother of States.	1607 von Eu ländern — 1619 als Colo mit Voll vertretu — 1788*)	[illegible] 1 Tages der reich [illegible] nach und Fruchtbarkeit [illegible] [illegible] Theile weite) [illegible] am 22. Februar [illegible] Jahr der Allegh [illegible] 1. White Top [illegible] Peak 1243 M. [illegible] n. in d. ebenso [illegible] Shenandoah, Nort [illegible] Potomac, Rap [illegible] und River. Klima: [illegible] r, niederschl.; im den [illegible] mäßigt und gesund.	Eisen, Steinkohle, Kupfer, Blei, Gold, Marmor, Portlandkalk, Salz, Mais, Weizen, Hafer, Kartoffeln, Roggen, Tabak, Heu, Wolle, Butter, Ahornzucker, Honig, Hülsenfrüchte, Flachs, Wein, Baumwolle. Landwirthschaft und Waldindustrie.	3.931	26.971 M. 22.173 | Fr. 2.250 | K. 2.548	396 mit 8.410 Pferdekr. | 2.229 mit 14.202 Pferdekr.

*) Siehe A

Digitized by Google

Na der S Abkürzu Etymol Namen. thümli nenn	Charakter des Landes; wichtigste Berge, Flüsse und Seen. Klima.	Hauptproducte und Gewerbe.	Fabriken, Mühlen ꝛc. Zahl.	Beschäftigte Arbeiter. M.	Fr.	K.	Dampf-Maschin.	Wasser-kraft-M.
West-V (W	Von den Alleghany-Mountains, welche mit mehreren Parallel-Ketten in nordost-südwestlicher Richtung den östl. Theil des Staates durchziehen, fällt das Land als eine hügelige, wellige Fläche nach W. gegen den Ohio ab. Der Boden ist meist für Getreidebau sehr geeignet, doch bietet er noch viel Wald und weite Grasflächen. Flüsse: Ohio (Grenze im NW.), mit mehreren Nebenflüssen, als: Sandy-, Guyandotte-, Groß- u. Klein-Kanawha, Monongahela River.	Eisen, Steinkohlen, Petroleum, Salz. Mais, Weizen, Hafer, Kartoffeln, Roggen, Buchweizen, Tabak, Flachs, Sorghum, Ahornzucker, Honig, Wein, Wolle, Butter. Landwirthschaft und Wald-Industrie.	2,444	11,672			500 mit 17,136 Pferdekr.	683 mit 10,105 Pferdekr.
				10,728	287	657		
Wisc Wis od (India wilder, der C The Wis St m	Eine 2—500 M. über dem Meere gelegene wellige Ebene, welche im N. von O. nach W. von einer niederen Hügelkette, der Wasserscheide zwischen dem Oberen See u. dem Mississippi, durchzogen wird; theils Wald, theils Prairie, theils fruchtbares Acker- u. Marsch-Land. Flüsse: Mississippi (südwestl. Grenze), mit dem St. Croix, Chippewa, Black u. Wisconsin River, u. der Fox River. Zahlreiche, meist kleine Seen, davon der größte d. Winnebago-See. Alte Erdwälle u. künstliche Hügel, Stein- u. Thongeräthe in großer Zahl. Klima im nördlichen Theile: bereits nördlich; kurze heiße Sommer, lange, strenge Winter, im S. gemäßigt.	Blei, Eisen, Kupfer, Zink, Marmor, Gyps, Achat. Weizen, Hafer, Mais, Kartoffeln, Gerste, Roggen, Buchweizen, Hopfen, Flachs, Tabak, Heu, Butter, Käse, Wolle, Ahornzucker, Sorghum, Wein. Landwirthschaft und Montanindustrie.	7,013	43,910			926 mit 30,509 Pferdekr.	1,286 mit 33,714 Pferdekr.
				40,296	2,114	1,500		

Na d Terri	Charakter des Landes; wichtigste Berge, Flüsse und Seen. Klima.	Hauptproducte und Gewerbe.	Fabriken, Getreide-Wasser-Mühlen ꝛc. Anzahl.	Arbeiter.	Dampf-Maschin.	Wasser-kraft-M.
Aljaskrch- Wal fen-	Bis jetzt noch wenig erforscht. Ein von Ausläufern des Felsengebirges gebildetes Plateau, mit zahlreichen, theils noch thätigen Vulcanen. Längs der S.-Küste der Coast- oder Elias Range mit dem vulcanischen Mount St. Elias (ca. 4,800 M.) und dem Fairweather (4492 M.). Flüsse: Yukon, Kuskoquim, Atna oder Kupferfluß, Suschilna, Rikine oder Francis River. Klima: an der Küste verhältnißmäßig mild, für den Pflanzenwuchs aber nicht geeignet; im Innern Polarklima.	Holz, Pelzthiere. Jagd und Fischfang.				
Ariz San (Spa Sand. O E. ado.	Ein 900—2400 M. hohes, von NW. u. SO. v. Bergrücken (S. Francisco Mount 3664 M.) vielfach durchzogenes Hochland. Zahlreiche vulcanische Kegel erheben sich bis zu 760 M. Höhe ü. d. Ebene. Tiefe, bis nahe zum Niveau des Meeres hinabreichende Spalten mit Wasserläufen (Canons) durchfurchen den Boden. Vorherrschend Wüste, Prairie u. Wald; in Folge Wassermangels nur in den Flußthälern fruchtbar. Flüsse: Rio Colorado mit dem Rio Gila, William-River u. Kleinen Colorado. Ringwälle u. andere Alterthümer lassen auf eine frühere starke Bevölkerung mit höherer Cultur schließen. Continentalklima, gesund.	Gold, Silber, Kupfer, Blei, Eisen, Diamanten. Weizen, Mais, Gerste, Tabak, Baumwolle, Zuckerrohr. Landwirthschaft und Bergbau.				

Digitized by Google

Namen der Territorien.	Besitzer des Landes; Orga[illegible]rge, Flüsse und Seen. Klima.	Hauptproducte und Gewerbe.	Fabriken, Getreide-Wasser-Mühlen ꝛc. Anzahl.	Arbeiter.	Dampf-Maschin.	Wasserkraft-M.
Columbia (D.C.) (Zu Ehren Columbus so benannt).	179[illegible] Bunde[illegible] von M[illegible] und [illegible] abget[illegible] von geringer natürlicher Flüsse: Potomac mit dem [illegible]m Anacostia od. Ostzweig [illegible]d warm; im Sommer und	Feld- und Gartenproducte. Handel, Industrie, Land- und Gartenwirthschaft.				
Dakota. (Indian.: verbündet, auf die verbündeten Stämme der Sioux-Indianer Bezug habend).	18[illegible] [illegible]ach W. von 300 bis 1000 [illegible] Tafelland, im SW. von [illegible] hohen Black Hills über[illegible]ahme der „Mauvaises Ter[illegible] Lands" im S. und NW., [illegible]chtbares Prairieland, zum [illegible]eignet. Flüsse: Missouri [illegible]. White-, Bigshyenne-River [illegible]e Nebenflüsse; Red-River. [illegible] Im O. zahlreiche Seen. [illegible]vakan der größte. Conti-	Gold, Silber, Eisen, Kupfer, Steinkohle, Salz. Weizen, Mais, Kartoffeln, Hafer, Heu. Landwirthschaft.				
Idaho.	18[illegible] von Gol[illegible] 18[illegible] [illegible]0 M. hohe, von mehreren [illegible] unterbrochene Hochebene, [illegible] von den zahlreichen Rücken [illegible]es durchzogen. Große un[illegible]enen wechseln ab mit Weide[illegible]Flüsse: Clarke Torke, Koote[illegible]ne, St. Joseph's, Koos[illegible]rwater-, Snake mit dem [illegible]m SO. der Bear River. [illegible] od. Pend d'Oreille, Kanisku [illegible]ne. Klima: In den Thälern [illegible]ge rauh.	Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Kohlen, Salz, Hafer, Weizen, Gerste, Kartoffeln, Mais, Butter. Bergbau und Landwirthschaft.	101	265	11 mit 311 Pferdekr.	16 mit 295 Pferdekr.
Indian Territory.	N[illegible] besi[illegible] N[illegible] orga[illegible] [illegible]. ansteigende Ebene, vom [illegible]in eine nördliche und süd[illegible]heilt. Nur letztere zeigt [illegible]en: im SW. die Wichita[illegible] im SO. Ausläufer der [illegible]ita Mountains. Größten[illegible]; im NO. Wald; die Thä[illegible]Flüsse: Arkansas mit dem [illegible]; ferner der Red River als [illegible]ontinentalklima.	Steinkohle, Eisen, Marmor, Mais, Kartoffeln, Weizen, Heu. Jagd, Ackerbau und Viehzucht.				
Montana.	18[illegible] [illegible]ilfte ein 6—800 M. hohes [illegible]lland vom Missouri mit [illegible] River und anderen Neben[illegible]wässert. Continentalklima. [illegible]heil wird von NW. nach [illegible]lreichen Gebirgsrücken der [illegible] (Emigrant Peak 3230 M., [illegible]M., Eagle Peak 2280 M. u. [illegible]n und vom Clarke's Fork [illegible]flüssen des Columbia be[illegible]are Thäler; Gebirgsseen [illegible] M. u. d. Meere). Ge-	Gold, Silber, Eisen, Blei, Kupfer, Antimon, Quecksilber, Zinn, Graphit. Weizen, Hafer, Gerste, Kartoffeln, Heu, Butter. Landwirthschaft, Bergbau.	201	701	33 mit 822 Pferdekr.	46 mit 795 Pferdekr.

Digitized by Google

Ter	Charakter des Landes; wichtigste Berge, Flüsse und Seen. Klima.	Hauptproducte und Gewerbe.	Fabriken, Getreide-Wasser-Mühlen ꝛc. Anzahl.	Arbeiter.	Dampf-Maschin	Wasser-kraft M.
ity, (Ne, gleich Inweit Stam nannt ific- bew	Eine 13—1800 M. hohe Hochebene, von N. nach SW. von den Wahsatch Mountains (Lone Peak 3262 M.) und im NO von O. nach W. von den Uintah Mountains (Hayden Peak 4113 M. und Dawe Peak 4052 M.) durchzogen. Vormals Meeresboden, im NW. durch die große Salzwüste charakterisirt, besitzt das Land nur in den unteren Thälern fruchtbaren Ackergrund, im Uebrigen aber, von den Gebirgswäldern abgesehen, Wüste und Prairien. Flüsse: Rio Colorado, Bear und Sevier River. Seen: Großer Salzsee (1280 M. über dem Meere) und Utah-See (süßes Wasser). Hochlandklima.	Eisen, bituminöse Kohle, Gold, Silber, Kupfer, Blei, Zink, Marmor, Alaun, Salz, Schwefel, Petroleum, verschiedene Edelsteine. Weizen, Mais, Hafer, Kartoffeln, Wein, Sorghum, Butter. Viehzucht, Acker- und Bergbau.	533	1,534	21 mit 331 Pferdekr.	192 mit 2,169 Pferdekr.
Waset- (Zu Geo der shing be uget- Co-	Vom Cascade-Gebirge (Mount Rainier 3760 M., Mount Baker 3380 M. und Mount St. Helens 2970 M.) in eine größere Ost- und eine kleinere Westhälfte getheilt. Erstere, mit dem Felsengebirge (Mount Skalahum 2254 M.) im N. und O., den Blue Mountains im S. und dem Cascade Range im W., stellt sich als ein großer Kessel dar, dessen Boden die ausgedehnte 150—200 M. hohe Columbia-Ebene bildet; mit Ausnahme weniger Striche unfruchtbar u. vegetationsarm. Continentalklima. Der westliche Theil, vorwiegend mit Wald bedeckt, ist namentlich im Becken des reichgegliederten Puget-Sundes, sehr fruchtbar. Längs der Pacific-Küste zieht sich der Coast-Range und an der Küste der Fuca-Straße der Olympic-Range hin. Flüsse: Columbia mit zahlreichen Nebenflüssen (darunter der Lewis Fork oder Snake River), ferner der Chehalis, White- u. Sbagit River u. A. m. Chelann See. — Seeklima.	Eisen, Steinkohle, Gold, Silber, Holz, Hafer, Kartoffeln, Gerste, Mais, Heu, Butter, Wolle. Landwirthschaft, Fischerei, Holzhandel.	269	1,026	38 mit 1,411 Pferdekr.	52 mit 1,412 Pferdekr.
Wycific- (In Man wama der C	Ein 1500 bis 2300 M. hohes Hochland, von den Big Horn Mountains, Windriver-Range (Fremont Peak 4135 M.) Laramie-Range (Laramie Peak 3047 M.) und anderen Zügen des Felsengebirges in nordwest-südöstl. Richtung durchzogen. Vorherrschend Wald und Weideland, sehr fruchtbar. In der Nordwestecke der Yellowstone National Park, ein merkwürdiges durch heiße Springquellen ausgezeichnetes Gebiet. Flüsse: Big Horn River, Nördlicher Plattefluß u. Green River. Gebirgsklima.	Steinkohlen, Petroleum, Eisen, Silber, Kupfer, Blei, Kartoffeln, Weizen, Wolle, Butter. Viehzucht und Ackerbau.				

Digitized by Google

Die wichtigsten Flüsse Mexico's.

Namen der Flüsse.	Ursprung.	Wichtigste Nebenflüsse.		Mündet in:
		Rechts.	Links.	
A. Dem Golf von Mexico zuströmend.				
Alvarado, Rio (früher Papaloapam) bei Quiotepec, Rio-Quiotepec und in seinem oberen Laufe Rio de S. Juan genannt.	Gebirge von Oaxaca.	Salado, Rio, Vueltas, Rio de los.		Laguna de Alvarado.
Antigua, Rio de la,	Rio de Cuatepec, vom Cofre de Perote kommend. Rio de Chichiquila, dem Orizaba entquellend.			Golf von Campeche unter 19° 18′ 41″ n. Br.
Atopan, Rio, od. S. Juan Angel, in seinem Oberlaufe Rio Jedeno genannt.	Am 4090 M. hohen Cofre de Perote oder Nauhcampatepetl.			Golf von Vera-Cruz.
Blanco, Rio.	Bei Acuizingo (1820 M.) a. Fuße des Orizaba.	Rio Metlaque (aus der Sierra negra).		Laguna de Alvarado.
Blanco, Rio.	Staat Nuevo Leon.			Laguna Madre.
Bravo del Norte, Rio, s. Rio Grande.				
Cajones, Rio de los.	Nordöstl. Abhang d. Sierra Madre (in Vera-Cruz).			Golf von Vera-Cruz.
Cachalacas, Rio.	Bei Xalapa.	Rio del Plan.		Golf von Vera-Cruz.
Chiapas, s. Rio de Grijalva.				
Chilteper, Rio seco de, ein Arm des Grijalva, vormals wahrscheinlich das Hauptbett.				Golf von Campeche, westl. von den Mündungen des Grijalva.
Chiroy, s. Rio Uzumacinta.				
Coatzoqualco, Rio, s. Rio Coazacoalco.				
Coazacoalco, Rio, auch Coatzoqualco, oder Guasacualco.	Tarisa-Gebirge der Landenge von Tehuantepec, unter 16° 58′ n. Br. u. 93° 59′ w. L. v. Gr.	R. Chicolote, R. Chalchicalpa, R. Guazapa od. R. del Paso, Rio Uspanapan.	Rio Chichihua (vereinigt sich mit d. R. Guelaqueza oder Almolayan zum R. Alaman, od. Malpaso), Rio Sarabia, R. Lurumuapa oder la Puerte, R. Zaltepec od. de los Mixes, R. Tlacozalpan, Rio de los Calzadas u. Rio Huasuntan.	Mit zwei Armen in den Golf von Campeche. (der größere unter 18° 8′ 27″ n. Br. und der kleinere als Rio de la Tierranueva die gleichnamige Insel bildend.
Comitlan, Rio, s. Rio Grijalva.				
Conchas, Rio.	Staat Nuevo Leon.			Laguna Madre.
Conchos, Rio.	Sierra Madre unter 28° 30′ n. Br.	Rio Florido.	Rio de Chihuahua, mit dem Tanachi.	Rio Grande, oberhalb von Presidio del Norte.
S. Fernando, Rio.	Staat Nuevo Leon.			Laguna Madre.
Grande, Rio, auch Bravo del Norte und Red River, Grenzfluß gegen die Vereinigten Staaten.	Felsengebirge unter 40° 30′ n. Br.	R. Conchos (s. d.), R. Sabinas, Rio S. Juan mit dem Meteros.		Golf von Mexico, unter 25° 55′ n. Br.

(Forts. s. nächste Seite.)

Digitized by Google

Die wichtigsten Flüsse Mexico's. (Fortsetzung.)

Namen der Flüsse.	Ursprung.	Wichtigste Nebenflüsse		Mündet in:
		Rechts.	Links.	
Grijalva, Rio de, auch R. de Tabasco, Chiapas oder Guichula und theilweise auch R. Comitlan genannt.	Cuchumatanes-Gebirge in Guatemala.	Rio Tres Brazos, Idolos, Macuspana, Zapote, Sauzos, Tacotalpa, Blanquillo, Teapa, Chilapula, Chilapa u. Tabancillo.	Rio Tabasquillo.	Nach Abzweigung des Rio Secco de Chiltepec mit dem Rio Uzumacinta vereint, in mehrere Arme getheilt, bei Puerto de Tabasco, in den Golf von Campeche.
Guasacualco, Rio, ſ. Coazacoalco.				
Guichula, Rio, ſ. Rio de Grijalva.				
Iglesias, Rio de, (Kirchenfluß).	Staat Tamaulipas.	R. Purificacion.		Golf von Mexico, u. v. d. Laguna Morales.
Irmiquilpan, Rio, localer Name des Rio Panuco, ſ. d.	–			
Jamapa, Rio.	Am Orizaba (Citlaltepetl).	Rio Otoyac mit zahreichen Nebenflüſſen.	R. Tenejapa, Huatusco, Tlamatoca, Rio de los puantes, Totolapa.	Golf von Vera-Cruz.
S. Juan, Rio de, oberer Lauf des Rio Alvarado, ſ. d.				
S. Juan Angel, Rio de, ſ. Rio Nopan.				
S. Juan de Mexico, Rio de, ſ. Rio Panuco.				
Lacandon, Rio, localer Name des Rio Uzumacinta, ſ. d.				
Largo, Rio.	Provinz Tamaulipas.	—	—	Laguna Madre.
Macuspana, Rio, localer Name des R. Tulija, ſ. d.				
Maria de la Torre, Rio de, Name des oberen Theiles des Rio Nautla, ſ. d.				
Moctenzoma, Rio, (Montezuma), localer Name des Rio Panuco, ſ. d.				
Nautla, Rio.	In der Gegend von Tefuitlan.			Bei Nautla in den Golf.
Negro, Rio, localer Name des Rio Uzumacinta.				
Pacaitun, Rio, od. Paicutun.	Wahrſcheinlich im Innern Yucatan's.			Laguna Chaco (hängt zuſammen mit der Laguna Terminos.
Palizada, Rio de la, öſtl. Arm des Rio Uzumacinta.				Laguna Terminos.
Panuco, Rio, fr. Quetzalatl, local: Rio Tula (Tollanatl). Izmiquilpan, Moctezoma u. S. Juan de Mexico genannt.	N.-weſtl. d. Stadt Mexico aus mehreren Bächen entſtehend.	Rio Oro, Tesquisquiac Amajaque mit dem Mextitlan.	Rio Pate, Tampaon mit dem R. de la Villa u. dem R. de Valles.	Vereinigt ſich bei Tampico mit dem Tameſi und bildet den Rio de Tampico.
Papaloapan, Rio, (Schmetterlingsfluß), vormalig. Name des Rio Alvarado, ſ. d.				
Quetzalatl, (blaues Waſſer), aztekiſcher Name des Rio Panuco, ſ. d.				

(Fortſetzung ſ. nächſte Seite.)

Digitized by Google

Die wichtigsten Flüsse Mexico's. (Fortsetzung.)

Namen der Flüsse.	Ursprung.	Wichtigste Nebenflüsse.		Mündet in:
		Rechts.	Links.	
Quitotepec, Rio, localer Name des Rio Alvarado, s. d.				
Sabinas, Rio.	Staat Coahuila.	Rio Toya.	Rio de los Alamos, R. Salado.	Rio Grande, unweit von Revilla.
Sacapulas, Rio, localer Name des Rio Uzumacinta, s. d.				
Tabasco, Rio de, Name des unteren Laufes des Rio Grijalva, s. d.				Vereinigt sich bei Tampico mit dem Rio Panuco und bildet den Rio Tampico.
Tamesi, Rio.	Am Fuße d. Cerro Altamira in Zacatecas.		Rio Limon.	
Tampico, Rio.	{Rio Panuco, {Rio Tamesi.			Golf v. Mexico, etwa unter 22° 15′ n. Br.
Tecolutla, Rio, s. Rio Xalalpan.				
Tierranueva, Rio de la, ein westlicher Arm des Rio Coazacoalco, s. d.				Golf von Campeche.
Tollanati (Wasser v. Tula), aztek. Name des Rio **Tula**, die locale Benennung des oberen Rio Panuco, s. d.				
Tulthá oder Tulija, Rio, in einem Theile auch R. Macuspana genannt.	Oestlich von S. Cristobal.			Mit dem Grijalva vereint in den Golf von Campeche.
Turpan, Rio de, in seinem oberen Laufe Rio Binasco genannt.	Sierra Madre in Vera-Cruz.	Zahlreiche kleine Nebenflüsse.	Zahlreiche kleine Nebenflüsse.	Bei Turpan in den Golf.
Uzumacinta, Rio, bis zu seiner Vereinigung mit dem Rio Pasion, auch Rio Sacapulas, Rio Grande, Rio negro, Rio Lacandon oder Chizon genannt.	Im Cuchumatanes-Gebirge, nach Anderen, im Panajachel-See im Petengebirge Guatemala's.	Zahlreiche Nebenflüsse, darunter: R. Cdicutal u. R. de la Pasion mit dem Guatelupe (alle drei in Guatemala) R. de S. Pedro.	Zahlreiche Nebenflüsse, darunter: Rio Catasaha mit dem R. Zeldaks, Chatlan, Dolores, Ocozingo u. Michol.	Nach Abzweigung des Rio de la Palizada mit dem R. Grijalva vereint, in mehrere Arme getheilt in den Golf von Campeche.
Vinasco, Rio, s. Rio Turpan.				
Xalalpam, Rio, oder Tecolutla.	Sierra Huachinango, am Fuße des Cerro de Cempoaltepec.	Rio Apaplan, R. S. Pedro, R. de Zempsala.		Bei Tecolutla in den Golf.
Zedeno, Rio, localer Name des Rio Atopan, s. d.				

B. Dem Stillen Ocean zuströmend.

Balzas, Rio, od. Rio de Zacatula, früher Mexcala, in seinem oberen Laufe auch Zahuapan u. R. Atoyac genannt.	Nördlich v. Tlaxcalla.	Rio de Zitacuaro, R. de Huetamo, R. de Churumuco. Rio del Marquez mit d. Cupaltzio.	Rio Atoyac.	Bei Zacatula in den Stillen Ocean.
Caborca, Rio.	—	—	Rio S. Ignazio.	Golf von Californien.
Colorado de California, Rio.	Als Rio S. Rafael in der Sierra de los Grullas im Territorium Neu-Mexico.	New River, alle anderen Nebenflüsse auf Unionsgebiet.		Golf von Californien, unter 32° 30′ n. Br.

(Schluß s. nächste Seite.)

Digitized by Google

Namen der Flüsse.	Ursprung.	Wichtigste Nebenflüsse.		Mündet in:
		Rechts.	Links.	
Culiacan, Rio, in seinem oberen Laufe Sauceda genannt.	Staat Durango, nördlich von der gleichnamigen Hauptstadt.			Golf von Californien, unter 24° 48′ n. Br.
Espiritu Santo, Rio del, frühere span. Benennung des Rio Yaqui, s. d.				
Fuerte, Rio de.	Gebirge von Batopilas u. Uruachi in Chihuahua.	Zahlreiche kleine Nebenflüsse.	Zahlreiche kleine Nebenflüsse.	Golf von Californien, unter 27° 5′ n. Br.
Hiaqui, s. Rio Yaqui.				
Huehuetan, Rio.	Sierra Madre in Vera-Cruz.			Unterhalb Huehuetan in den Stillen Ocean.
Lerma, Rio, oberer Lauf des R. Santiago, s. d.				Chapala-See.
S. Iago, Rio de, s. Rio Grande de Santiago.				
Mayo, Rio.	Sierra Madre in Sonora.			Golf von Californien bei Guitivis.
Mercala, früherer Name des R. Balzas, s. d.				
Santiago, Rio Grande de, od. Tololotlan, in seinem oberen Theile Rio Lerma genannt.	Bei Salamanca aus (R. Bondo de Lerma und Rio Laxa.	R. de Maravatis, R. de Angangueo, R. Guichipila, R. de Bolanos.	R. de Tlalpurahua mit dem Arollo de Tepetongo.	Bei San Blas in den Stillen Ocean.
Sonora, Rio de, auch Rio Ures genannt.	Nördl. v. Arispe, in Arizona.	R. de S. Pedro od. S. Miguel.		Golf von Californien gegenüber der Insel Tiburon.
Sauceda, Rio, Name des oberen Laufes des Rio Culiacan, s. d.				
Tololotlan, s. Rio Grande de Santiago.				
Yaqui, Rio, oder Hiaqui, früher von den Spaniern Rio del Espirito Santo genannt.	Im Territorium Arizona.	Rio Grande de Babispe, Rio Opofura.	Rio Chico.	Golf von Californien, unter 27° 37′ n. Br.
Zacatula, Rio de, und Zahuapam, s. Rio Balzas.				

C. Binnenflüsse.

Andabazo, Rio.	Sierra Madre, bei Cerro Gordo in Durango.			Verliert sich im Bolson de Mapimi.
Buenaventura, Rio, oder Santa Maria.	Sierra Madre, in Chihuahua.			Lago Sta. Maria.
Carmen, Rio del.	Sierra Madre, in Chihuahua.			Lago de Patos.
Casas grandes, Rio de las, oder Rio Coralitos, oder S. Miguel.	Sierra Madre, in Chichuahua.			Lago de Guzman.
Grande, Rio.	In Zacatecas.			Wahrscheinlich in den See von Parras.
Nasas, Rio.	Sierra Madre, in Durango.		Rio Zuanabal.	Laguna del Cayman, im Bolson de Mapimi.

Digitized by Google

Liste der wichtigsten Berghöhen in Mexico.

Name des Berges.	Lage.			Höhe in Meter.
	Staat.	Nördliche Breite.	W. L. v. Gr.	
Popocatépetl	Mexico	19° 59′ 47″ n. Br.	98° 33′ 6″	5391
Orizaba (Citlaltepetl)	Veracruz	19° 2′ 17″ „	97° 4′ 6″	5295
Iztaccihuatl	Mexico	—	—	4785
Toluca, Nevado de	„	19° 16 „	99° 21′	4440
Perote, Cofre de	Veracruz	19° 28′ 57″ „	67° 8′ 36″	3088
Malinche, Sierra	Puebla	—	—	4060
Colima, Volcan de	Colima	19° 20″ „	103° 33′	3668
Cempoaltepec	Oaxaca			3397
Ajusco, Cerro de	Mexico			3375
Quinceo, Pico de	Michoacan			3324
Tancitaro, „ „	Colima			3210
Beta Grande	Zacatecas			2800
Bufa, La	„			2618
Jesus Maria	Chihuahua			2511
Mercado, Pico del	Durango			2415
Soconusco, Volcan de	Chiapas			2400
Tabacotes, Cerro	Chihuahua			2359
Prieto, Cerro	„			2121
Sueitepec	Chiapas			2015
S. Martin Turtla, Volcan	Veracruz			1374
Cebaruco, Volcan	Jalisco			1358
Torullo	Michoacan	19° 9′ 0″ „	99° 1′ 36″	1300

Mittlere Jahreswärme einiger Orte in Mexico.

Name des Ortes.	Tierra.	Nördliche Breite.	Höhe über dem Meere in Meter.	Mittlere Jahrestemperatur in R°.
Acapulco	caliente	16° 15′ 29″	0	20°,96
Veracruz	„	19° 11′ 52″	0	20°,32
Port Antonio	„	18° 15′	?	20°,2
S. José de Guaymas	„	27° 40′	0	19°,1
Mazatlan	„	23° 15′	0	18°,40
Cordoba	templada	—	851	17°,06
Bentana	„	—	—	16°,39
Mexico	fria	19° 25′ 45″	2276	13°,3
Guanaxuato	„	21° 0′ 15″	2083	12°,86
Tlalpujahua	„	19° 45′	2556	12°,5
Betagrande	„	22° 50′	2608	11°,3
Guchilaque	„	—	2441	6°,4
Toluca	„	19° 16′ 19″	2688	4°,8

Mittlere Monatstemperatur einiger Plätze Mexico's in R°.

Monat.	Mexico.	Mazatlan.	Cordoba.	Veracruz.		
				Mittlere Monatstemp.	Maximum.	Minimum.
Januar	9°,11	12°,56	14°,19	18°,15	20°,7	15°,6
Februar	10°,83	12°,60	15°,59	18°,60	21°,4	15°,8
März	12°,95	—	16°,79	20°,45	22°,7	18°,2
April	13°,77	18°,51	18°,01	20°,95	23°,6	18°,3
Mai	15°,18	19°,84	18°,96	23°,00	24°,8	21°,3
Juni	14°,84	—	18°,81	23°,30	25°,4	21°,2
Juli	14°,82	21°,20	17°,93	22°,4	24°,7	20°,1
August	14°,64	22°,87	18°,44	22°,95	24°,7	20°,1
September	14°,36	22°,88	17°,96	22°,50	24°,4	20°,6
Oktober	12°,54	20°,53	17°,43	22°,05	24°,5	19°,6
November	10°,60	18°,18	15°,98	20°,60	23°,6	17°,5
December	8°,91	14°,89	15°,00	18°,90	23°,3	13°,5

Tabelle 9.

Digitized by Google

Republik Mexico.

Staaten.	Flächenraum in Quad.-Kil.	Einwohnerzahl			Hauptstadt.		Bemerkungen.
		Census 1857	1869	1871	Name.	Einwohnerzahl.	
Aguascalientes	5741	86,329	139,115	140,630	Aguas Calientes	31,800	Früher z. Staate Yucatan gehörig.
Campeche	67,552	—	80,366	80,366	Campeche	15,000	
Chiapas	43,432	167,472	193,987	193,987	S. Cristobal	7,700	
Chihuahua	272,705	164,073	179,971	179,971	Chihuahua	12,000	
Coahuila	152,591	67,590	93,150	98,397	Saltillo	8,000	
Colima	6,197	62,109	48,649	63,333	Colima	20,000	
Durango	110,440	144,331	173,402	185,077	Durango	26,600	
Guanaxuato	28,825	729,103	874,073	87,4073	Guanaxuato	63,000	Bedeut. Städte: Celaya, 37,000 E. Leon, 90,000, Allende, 35,000 und Salvatierra 28,000
Guerrero	62,740	270,000	241,860	300,029	Tixtla	6,500	
Hidalgo	21,922	—	404,207	404,207	Pachuca	12,000	Erst seit Kurzem v. Staate Mexico abgetrennt.
Mexico	24,857	1,029,629	599,296	650,663	Toluca	12,000	
Michoacan	55,967	554,585	618,072	618,240	Morelia	25,000	
Morelos	4,915	—	121,098	150,384	Cuernavaca	9,000	
Nuevo Leon	37,201	213,369	174,000	174,000	Monterey	13,500	
Oaxaca	70,836	525,938	601,850	646,725	Oaxaca	25,000	
Puebla	30,459	658,609	688,788	697,788	Puebla	75,000	
Querétaro	8,883	165,155	153,286	153,286	Querétaro	48,000	
S. Luis Potosi	48,923	397,189	368,319	376,500	S. Luis Potosi	33,000	
Sinaloa	67,150	160,000	163,095	163,095	Culiacan	9,000	
Sonora	209,838	147,133	108,211	109,388	Ures	8,000	
Tabasco	32,933	70,628	83,707	83,707	S. Juan Bautista	6,000	
Tamaulipas	74,223	109,673	108,778	108,788	Ciudad Victoria	6,000	
Tlaxcala	3,879	90,158	117,941	121,665	Tlaxcala	3,400	
Veracruz	71,046	349,125	441,501	459,262	Veracruz	10,000	Orizaba 37,000 E.
Xalisco	126,829	804,058	924,580	924,580	Guadalaxara	75,000	
Yucatan	84,280	668,623	422,365	422,365	Merida	35,000	Maya-Indianer. Viele indianische Ruinenstädte.
Zacatecas	69,052	296,789	389,644	397,945	Zacatecas	30,000	
Territor. Unter-Californien	152,889	12,000	21,000	21,645	La Paz	500	
Föderaldistrict Mexico	0,22	269,534	275.996	275,996	Mexico	200,000	
Total:	1,972,575	8,287,413	8,812,855	9,176,082			

Digitized by Google

Uebersicht der klimatischen Regionen in Mexico.

Tierra.	Höhe ü. d. Meer in Meter.	Mittlerer Jahr-Temp in R°.	Vegetationszonen.			Länderstriche.	Flora.	Fauna.	Krankheiten.	Wichtigste Orte.
			Charakteristische Pflanzen.	Höhe üb. d. Meer in Met.	Mittl. Jahres-Temp. R°.					
calidas.	0 – 1216 M.	20° – 20°,8.	Palmen und Bananen.	0 – 580 M.	21°,6 – 24°	Küsten von Tabasco, Veracruz, Tamaulipas i. O. – von Sonora, Sinaloa, Xalisco, Michoacan, Guerrero, Oaxaca und Chiapas im W., dann Yucatan.	Chamerops Mocini; Corypha nana bei Mazatlan. Hæmatoxylon campechianum in Yucatan, Tabasco. Agave sisalana in Yucatan. Saccharum officinarum bis 830 m., Coffea arabica bis 970 m., Quercus xalapensis v. 756 m. an. Cactus. — Vanilla planifolia. Theobroma cacao. — Myroxylon peruiferum.	Ateles Belzebuth; A. Frontata, Mycetes Ursten. Felis Onça, F. discolor, F. pardalis, F. Yaguarundi. Cervus mexicanus. Bradypus tridactylus nur an d. O.-Küste. Canis jubatus. Calogenys paca. Dasyprocta agutl. — Penelope cristata und Crax alector bis 650 m.	Vomito prieto (Schwarzbrechen). Gelbes Fieber. Wechselfieber in Tabasco. Faulfieber in Michoacan. Quiricua dto. Kröpfe dto.	Veracruz, Tampico, Campeche, Merida, S. Juan Bautista, Tehuantepec, Acapulco, Manzanillo, Mazatlán.
templada.	1216 – 2436 M.	13°,5 – 16°,8.	Baumartige Farren und Ficus-Arten.	620 – 970 M.	18°					
			Myrten und Lorbeeren.	970 – 1850 M.	16 – 17°					
			Immergrüne Laubhölzer.	1850 – 2470 M.	13°,6	Hochland von Chiapas und Tabasco, O.-Abhang von Veracruz u. Tamaulipas. Nuevo Leon. Coahuila. Theil v. Durango. Chihuahua. Gebirgsgegenden von Sonora, Sinaloa, Xalisco, Michoacan, Guerrero u. Oaxaca.	Quercus xalapensis. Q. crassipes. Pinus Montezuma von 1130 m. an. Citrus aurantium b. Xalapa. Vitis vinifera; Gossypium album. Cactus coccinilifer. Anona Cherimolia in 1620 – 1950 m. Ipomea Purga bei Xalapa in gleicher Höhe.	Cervus mexicanus bis 1560 m. Canis lupus. C. vulpes.		Orizaba, Cordoba, Xalapa.
			Zartblättrige Laubhölzer.	2470 – 3080 M.	11°					
frias.	2436 – 4270 M.	12°,8.	Nadelhölzer. (Coniferen.)	3080 – 3640 M.	8,3	Hochland von Anáhuac: Mexico, Puebla, Tlaxcala. Höchster Theil von Veracruz und Michoacan. Querétaro. Zacatecas, Guanaxuato. Gebirge von San Luis Potosi.	Pinus pseudostrobus; P. occidentalis; P. Montezuma bis 3700 m. am Perote. Taxodium distichum bis 2270 m. Cheirostemon platanoides bis 2700 m., Rosa Montezuma in 2845 m., Salix-Arten in 2600 m ; Quercus xalapensis bis 3155 m. am Perote. Cactus bis 2600 – 3050 m. Tillandsia in 3050 m. Habrothamnus in 2920 m. Vegetationsgrenze in 4160 m. bilden Cnicus nivalis und Chelone gentianoides.	Lepus brasiliensis. Ascomys mexicana in Maisfeldern.	Lungenkrankheiten, besonders in d. trockenen Jahreszeit bei Südwind. Blatternepidemien.	Mexico, Querétaro.
			Alpensträucher.	3640 – 4300 M.	5°,5					
			Alpenkräuter.	4300 – 4660 M.	2 – 3°					

Digitized by Google

Die Staaten Central-Amerika's.

Name.	Geographische Lage.		Flächenraum in □ Km.	Einwohnerzahl.	Hauptstadt.					Wichtigste Plätze.	Hauptprodukte und Ausfuhrartikel.
	Nördliche Breite.	Westliche Länge von Greenwich.			Name.	Einwohnerzahl.	Meereshöhe in Met.	N. Br.	Westl. L. von Gr.		
Guatemala	13° 50′ bis 18° 15′	88° 14′ bis 93° 12′	105,610	1,195,000	Guatemala	60,000	1512	14° 41′	90° 35′	Quesaltenango. 20,000 E., Coban, 12,000. Amatitlan, 10,000. Santo Tomas, Hafen am Pacific.	Cochenille, Kaffee, Zucker, Indigo, Weizen, Mais, Färbe- und Bauhölzer.
Honduras	13° 10 bis 16° 5′	83° 12′ bis 89° 47′	121,961	352,000	Comayagua	8000	609	14° 27′	87° 39′	Omoa 1500 E., Freihafen. Truxillo. Tegucigalpa, 12,000. Juticalpa, 4000.	Gold und Silber, Bau- u. Färbehölzer. Große Rinderzucht.
San Salvador	13° bis 14° 10′	86° 59′ bis 89° 59′	19,517	600,000	San Salvador	20,000	701	13° 39′	89° 13′	San Miguel, Accajutla, La Union, La Libertad, Hafenplätze am Pacific.	Indigo, Zucker. Baumwolle, Kaffee.
Nicaragua	10° 45′ bis 14° 55′	83° 15′ bis 87° 38′	150,652	400,000	Leon	25,000	?	12° 32′	86° 54′	Managua, 10,000. Realejo. Concordia oder San Juan del Sur.	Gold und Silber in Chontales.
Costarica	8° 11′ bis 11° 8′	82° 26′ bis 85° 45′	55,668	200,000	San José	25,000	?	9° 56′	83° 52′	Cartago, 10,000. Punta Arenas. Limon, Freihafen.	Kaffee.
Belize oder British Honduras	15° 45′ bis 18° 30′	88° bis 90° 30′	35,075	25,700	Belize	5000	0	17° 32′	88° 20′	Port Stephan. Port Louis. Corozal, 5000.	Mahagoniholz, Cochenille, Indigo.

Tabelle 10.

Digitized by Google

Verzeichniß der wichtigsten Berge Central-Amerika's.

Name.	Lage.	Höhe in Meter.	Name.	Lage.	Höhe in Meter.
Acatenango, Volcan	Guatemala		Mombacho, Volc.	Nicaragua	1500
Agua, Volcan de	Guatemala 14° 28' n. Br. 90° 55' n. L. v. Gr.	4000	Momotombo, Volc.	Nicaragua	2130
Amilpas, Volcan	Guatemala		Omotepec, Volc.	Nicaragua	1510
Apaneca, Volcan	S. Salvador		Orosi, Volc.	Costarica	1584
Barba, Volcan	Costarica	2570	Orota, Volc.	Nicaragua	
Blanco, Pico, auch Nemú genannt.	Costarica	3580	Pacaya, Volc.	Guatemala	
Boqueron, Volc. el	Honduras		Parasmino, Cerro	Costarica	355
Chinameca Volc.	S. Salvador		Pilas, Volc.	Nicaragua	
Chingo, Cerro de	S. Salvador		Poas, Volc.	Costarica	2595
Chiripo, Cerro	Costarica		Poyas, Pico	Honduras	1127
Chiriqui, M.	Chiriqui	3430	Rincon de la Vieja, V.	Costarica	
Cockcomb, Mt.	Belize	1220	Rovalo, Pico	Costarica	2137
Conchagua, V.	S. Salvador		Salvador, Volc. San	S. Salvador	
Congrehoy, Pico	Honduras	2133	Tajamulco, Volc.	Guatemala	
Coseguina, Volcan	Nicaragua		Tecapa, Volc.	S. Salvador	
Cuipilapa Miravalles, V.	Costarica	1432	Telica, Volc.	Nicaragua	1070
Encantado, Cerro	Honduras	610	Tenorio, Pico	Costarica	1432
Fuego, Volcan de	Guatemala	3960	Teupacente, Pico de	Honduras	914
Guanacaure, V.	Nicaragua		Turrialba, Volc.	Costarica	3150
Guaymaca, Volcan	Honduras	800	Usculatan, Volc.	S. Salvador	
Irazú, Volcan	Costarica	3305	Vatos, Volc. de los	Costarica	3000
Isalco Volcan,	S. Salvador	600	Viejo, Volc.	Nicaragua	1696
Madeira, Volc.	Nicaragua	1280	Vicente, Volc. San	S. Salvador	
Miguel, Volc. San	S. Salvador				

Digitized by Google

A. Große Antillen.

Namen der Inseln.	Geschichte.	Natürliche Beschaffenheit.	Lage und Größe.	Bevölkerung.	Wichtigste Städte.	Haupterzeugnisse und Erwerbszweige.
Cuba, (Name bei den ursprünglich Eingeborenen.) Anfangs Juana und später Ferdinanda u. Santiago genannt.	1492, den 28. Okt. von Colombo entdeckt. — 1511 von den Spaniern colonisirt und seitdem — mit einer kurzen Unterbrechung 1762 — immer im Besitze derselbengeblieben; zerfällt in ein westliches, ein centrales und ein östliches Departimento. In Folge verkehrter Verwaltung und Abneigung der Creolen gegen die spanischen Machthaber herrscht seit 1868 ein blutiger Aufstand auf der Insel.	Eine v. Festlande abgetrennte, v. O.S.O. nach W.N.W. gestreckte Insel von 1150 Kil. Länge und 50—180 Kilom. Breite. Ein niederer Höhenzug, die Wasserscheide zahlreicher, meist unschiffbarer Flüsse (Rio Canto, N. Soza 2c.) theilt das Land in eine kleinere nördliche und eine größere südliche Hälfte. Von eigentlichen Gebirgen sind im N.W. die Sierra de los Organos und im S. und S.O. die Sierra Maestra, Imias, Cristal u. a. mit Gipfeln bis zu 2400 M. Höhe, zu erwähnen. Die größtentheils flache und sumpfige Küste ist vielfach mit Korallenriffen und kleinen Inseln umsäumt, unter letzteren die Isla de Pinos die größte. Der bestellbare Boden ist äußerst fruchtbar, jedoch nur zum fünften Theile (1/5) der ganzen Insel) bebaut. Cuba wird die „Perle der Antillen" genannt. — Klima: heiß, im Sommer ungesund; mittlere Jahrestemperatur im Innern = 23°, in Havana = 25° und Santiago = 27° C.	19° 50′ — 23° 17′ n. Br. 74° 10′ — 84° 58′ w. L. 115,630 □ Kilom., mit den vorliegenden kleinen Inseln 118,833 □ Kilom.	1,414,508 E. (1867) davon: 730,894 Creolen, 21,420 Spanier, 8,298 Deutsche, Amerikaner 2c. 1,500 Yucatekken, 50,000 Chinesen, 236,843 freie Schwarze, 365,553 Negersklaven.	A. An der Nordküste: Havana (Christoval de), 196,000 E., großer Hafen, bed. Handels- u. Fabrikstadt (Cigarren u. Chocolade). Universität, Sitz der Regierung. Matanzas (Carlos de) 40,000 E., nach Havana, der größte Handelsplatz d. Insel. Cardenas, a. d. gleichnam. Bai, 5000 E. Nuevitas (S. Fernando de), 6000 E., der Hafen für Puerto Principe. B. Im Innern: Puerto Principe, Hauptstadt des Centraldepartements, 39,000 E. Bayamo (S. Salvador de), 12,000 E. Espiritu Santo, 11,000 E. C. An der Südküste: Santiago de Cuba, 36,750 E., ält. Stadt d. Insel (1514 erbaut), Handel, Sitz d. Erzbisch. Trinidad, 10,000 E., Hafen. Jagua, od. Cienfuegos, an einer schönen Bucht, in welcher mitten im Salzwasser eine süße Quelle aus dem Meeresboden aufsprudelt. Nueva Gerona, an der Nordküste, der Hauptort der Insel. Alqueria, Pflanzung an der Südküste.	Im Jahre 1865 wurden producirt: Zucker, Melasse, Rum, zusammen für 268 Mill. M., Tabak 68 Mill. M., Cacao, Baumwolle, Reis, Arrow-root, Indigo, Bananen, Kartoffeln 52 M. M., Kaffee 10 Mill. M., Früchte, Holz 2c. Kupfer, Steinkohle. — Plantagenbau, Handel u. Vieh-, namentl. Schweinezucht. Alle Hausthiere sind eingeführt, da die einheimischen Säugethiere nur in wenigen Nagern u. Fledermäusen vertreten waren.
Pinos, Isla de (span.: Tanneninsel) mit den	1494 von Colombo entdeckt.	Bildet annähernd ein durch eine 28 Klm. lange Halbinsel gehörntes Quadrat von 55 Klm. Seitenlänge. Der flache südliche Theil ist durch einen Sumpf von dem gebirgigen nördlichen getrennt, in welchem die Sierra de Caballos u. de las Casas an der Nordküste und die Sierra de la Canada mit dem Cerro de la Siguanea zu nennen sind.	21° 22′ — 21° 55 n. Br. 82° 20′ — 83° 12′ w. L. ca. 900 □ Klm.	800.		Tannen- u. Mahagonyholz. Viehzucht, Holzschlagen.
Jolas de Mangles und **Jolas de las Jardines, y Jardinillos bei Rey y de la Reyna.**	Gehören zum Generalcapitänat Cuba.	Erstrecken sich als eine ca. 60 Klm. lange Kette von der N.O.-Ecke von Pinos in nordwestlicher Richtung. Schließen sich als ein etwa 115 Klm. langer Archipel kleiner Koralleninseln im Osten an Pinos an.	21° 40′ — 22° 8′ n. Br. 82° 20′ — 82° 47′ w. L. 21° 28′ — 21° 43′ n. Br. 81° 2′ — 82° 16′ w. L.		—	—

Tabelle 11.

(Forts. s. nächste Seite.)

Namen der Inseln.	Geschichte.	Natürliche Beschaffenheit.	Lage und Größe.	Bevölkerung	Wichtigste Städte.	Haupterzeugnisse und Erwerbszweige.
Haiti, (bedeutet gebirgig) od. San Domingo, früher Española u. Hispaniola.	1492, den 6. Dec. von Columbo entdeckt. Anfangs im alleinigen Besitz d. Spanier, wurde Haiti 1697 erst theilweis und 1795 ganz an Frankreich abgetreten, welches die Insel jedoch schon 1803 a. d. aufständischen Neger überlassen mußte. Vom neuentstandenen schwarzen Kaiserreich trennten sich 1808 der östl., früher spanische Theil als Republik ab. Nachdem beide Staaten v. 1820 ab als eine einzige Republik vereinigt waren, trat 1843 abermals eine Trennung ein, aus welcher nach mehreren blutigen Kriegen und Umwälzungen die beiden heute bestehenden Neger-Republiken Haiti und San Domingo oder Dominica hervorgingen.	Derselben Ursprungs wie Cuba und die übrigen Inseln der großen Antillen, erscheint Haiti als ein von Gebirgszügen gebildetes, vielfach durch Halbinseln u. Vorgebirgen gegliedertes Eiland, das sich bei einer größten Breite von 267 Kil. in ostwestl. Richtung auf 638 Kil. ausdehnt. Die bedeutendsten Erhebungen sind: die Sierra de Moute Christi, an d. N.-Küste, mit Gipfeln bis zu 1220 M. Höhe, das südl. Küstengebirge mit d. 2715 M. hohen Mont la Selle und das zwischen beiden sich erhebende und von ihnen durch breite Thäler getrennte centrale Hochland mit d. Pico del Yaqui, 2955 M., u. der Loma Tina, 3140 M., beide zur Sierra del Cibao gehörig. Mehrere Seen: L. Enriquillo, L. Dulce 2c. Das durch zahlreiche, jedoch wenig mächtige Flüsse (R. del Gran Yaqui, R. de l'Artibonite, R. Ozama 2c.) gut bewässerte Land ist äußerst fruchtbar u. prangt in tropischer Vegetation, weshalb Haiti „der Garten Westindiens" genannt wird. Klima: heiß und feucht; mittlere Jahrestemperatur in S. Domingo = 25,7° C. und in Port-au-Prince = 27,1° C.	17° 37' — 19° 58' n. Br. 68° 20' — 74° 31' w. L. 76,020 □ Kilom. Einschließlich der benachbarten kleinen Inseln Tortuga, Gonave 2c.: 77,253 □ Kilom., davon Haiti = 23,911 □ Kil. und San Domingo = 53,313 □ Kilom.	708,500 E., davon auf Haiti 572,000 Neger, der Rest Mulatten und Creolen) und auf S. Domingo 136,500 E., 1/3 Neger, die Uebrigen Creolen und Mulatten).	Port-au-Prince, Hauptstadt v. Haiti, Hafen a. d. Gonavebai, 21,000 E. Cap Haitï, an der N.-Küste, der beste Hafen der Insel, 12,000 E. Port de la Paix, a. d. N.-Küste. Jacmel, an der S.-Küste. S. Domingo, Hafenplatz u. Hauptstadt d. Republik S. Domingo, 15,000 E. Santa Barbara, an der Samana-Bai. Santiago, am R. del Gran Yaqui, 14,000 E. La Concepcion de la Vega, ebenfalls im Innern, 9000 E.	Kaffee, Cacao, Zucker, Indigo, Baumwolle, Tabak, Hölzer. Vieh. Guano. Eisen, Silber, Gold, Zinn, Steinkohle. Der Werth der Ausfuhr betrug 1871 für Haiti 3/4 für S. Domingo 14 Mill. M. Plantagenbau, meist im westlichen Theile, sonst sehr zurückgegangen. Der Handel ist ganz in den Händen der Engländer und Amerikaner.
Gonave oder Gonaive.	Gehört zur Republik Haiti.	Liegt v. d. Bai v. Port-au-Prince, ist 56 Klm. lang, 13—14 Klm. breit u. stellt sich als eine hohe, bewald. Insel dar, welche sich durch die Abwesenheit fließend. Gewässer auszeichnet. Höchste Erhebung 762 M.	18° 41' — 18° 58' n. Br. 72° 47' — 73° 15' w. L. 743 □ Klm.	Nicht bewohnt.	—	Hölzer und Schildkröten.
Cortuga, (spanisch: Schildkröten-Insel).	Im 17. Jahrhundert der Mittelpunkt eines Flibustierstaates. Gehört zur Republik Haiti.	Eine an den Küsten flache, in der Mitte hohe Insel, von 41 Klm. Länge bei einer größten Breite von 11 Klm.; nur an der Südküste ein guter Ankerplatz, sonst mit Bänken und Riffen umgeben.	20° 1' — 20° 8' n. Br. 72° 35' — 72° 57' w. L. 303 □ Klm.	Nicht bewohnt.	—	Schildkröten.
Jamaica, (Name bei den Eingeborenen, bedeutet Quellen-Insel.) Von Columbo San Iago genannt.	1494, im Mai von Columbo entdeckt. 1510 von den Spaniern colonisirt, ging 1655 in den Besitz der Engländer über und ist seitdem d. Hauptstützpunkt der englischen Macht in den westindischen Gewässern. Die Insel zerfällt in die Grafschaften Middlesex, Cornwall und Surrey.	Die v. O.-S.-O. nach W.-N.-W. auf 163 Klm. sich ausdehn. Insel besitzt eine größte Breite v. 89 Klm. u. stellt sich als ein bewaldetes, v. vielen Thälern zerrissenes Gebirgsland dar, welches i. d. 2488 M. hoh. Cold Ridge der Blue Mountains seinen höchsten Gipfel erreicht. Die meist flache Küste, besonders die südliche, ist von Bänken und Riffen umgeben, daher die zahlreichen Hafenstellen nur schwer zugänglich. Von d. über 100 zählenden Bergflüssen ist nur d. Black River schiffbar. Klima: sehr heiß; die mittlere Temperatur beträgt zu Kingstone im Sommer 27, i. Winter 22° C., in 1200 M. Höhe 16 u. 13° C.	17° 44' — 18° 30' n. Br. 76° 11' — 78° 22' w. L. 10,859 □ Klm.	506,154 (1871), davon: 13,101 Weiße, 160,346 Mulatten und Chinesen. 392,707 Neger.	Spanish Town od. San Jago de la Vega, am Rio Cobre, unweit der Südküste; Sitz d. Regierung; 7000 E. Kingston, an der Südküste, großer Hafen; 34,500 Einw. Port Royal, ebenfalls an d. Südküste. ehem. Hauptstadt, Hafen; 15,000 E. Montego, an der gleichnamigen Bai der Nordküste, Hafen und Handelsplatz, 6000 E.	Zucker, Kaffee, Reis, Tabak, Cacao, Rum, Arrowroot, Gewürze, Farb-, Eben- und andere Hölzer, Chinarinde. Blei, Kupfer, Silber. Zink, Antimon, Eisen, Mangan. — Der Werth d. Ausfuhr bezifferte sich 1871 auf 25 Mill. M. Plantagenbau u. Handel; ersterer seit Aufhebung der Sklaverei, 1832, bedeutend zurückgegangen.

(Forts. s. nächste Seite.)

Namen der Inseln.	Geschichte.	Natürliche Beschaffenheit.	Lage und Größe	Bevölkerung.	Wichtigste Städte.	Haupterzeugnisse und Erwerbszweige.
Caymans-Inseln. Cayman, Groß-	Werden von Jamaica aus verwaltet.	Eine 31 Klm. lange, 7—13 Klm. breite und ca. 12 M. hohe, mit Cocosbäumen bewachsene Insel, von Jamaica in nordwestl. Richtung 311 Klm. entfernt. Die umliegenden Riffe und Bänke gestatten nur im Westen einen Zugang zu einer Hafenstelle.	19° 16′ — 19° 25′ n. Br. 81° 12′ — 81° 27′ w. L.	2.360.	George Town, Hafen an der W.-Küste. Boddertown, an der Ostküste.	Cocosnüsse und Schildkröten. Die Bewohner der Insel sind meistens Lootsen und Matrosen.
Cayman, Klein-		Eine 16 Klm. lange, 1—2 Klm. breite und 14—17 M. hohe Insel, mit Klippen umgeben.	19° 39′ — 19° 41′ n. Br. 79° 59′ — 80° 8′ w. L.	Nicht bewohnt.	—	—
Cayman Brac.		Eine 18 Klm. lange u. 2 Klm. breite, mit Cocospalmen bestandene Insel mit einem Plateau von 40 M. Höhe, welches an der Ostküste steil abstürzt.	19° 40′ — 19° 45′ n. Br. 79° 43′ — 79° 54′ w. L. zusammen: 5840 □ Klm.	30—40	—	—
Puerto Rico oder Porto Rico, (span.: reicher Hafen.)	1493 von Colombo entdeckt, 1509 von den Spaniern besetzt und seitdem unter der Herrschaft derselben verblieben, bildet mit den östlich und westlich vorliegenden kleinen Inseln Vieques, Culebra, Mona, Monica und Desecheo, 8 Departimientos.	Die Insel, in Gestalt eines Rechtecks, ist 178 Klm. lang und 66 breit und wird in ihrer Längenrichtung von O. nach W. von einer, bis 1132 M. hohen, bewaldeten Gebirgskette durchzogen, von der zahlreiche Küstenflüsse zum Meere gehen. Die meist hohe Küste umgeben auf der Südseite Riffe und Klippen. Klima: sehr warm, gesund; mittlere Temperatur in San Juan 27° C. Die Südküste leidet an Regenmangel.	17° 57′ — 18° 29′ n. Br. 65° 37′ — 67° 18′ w. L. 9,144 □ Klm.	656,328 (1867), davon: 309,801 Sklaven.	San Juan de Puerto Rico, befestigter Hafen a. d. Nordküste, Sitz des General-Capitäns u. d. Bischofs, 19.238 E. Arecibo, Hafen an der Nordküste. Mayagnez, a. d. West-, Ponce u. Guyama a. d. Süd-, u. Humacao, a. d. Ost-Küste. S. German, unweit d. Küste i. S.W., 10,000 E.	Zucker, Kaffee, Tabak, Baumwolle, Hölzer, Häute, Rum, Vieh, Salz, Kupfer, Eisen, Blei, Gold, Kohle. — Die Ausfuhr betrug 1871 36 Mill. M. — Plantagenbau, Viehzucht, Bergbau u. Handel.
Mona.	Gehört zum Generalcapitänat Puerto Rico.	Liegt zwischen Haiti und Puerto Rico in der 111 Klm. breiten Mona-Passage, ist 11 Klm. lang, 3½ Klm. breit und 25—53 M. hoch. Vulkanischen Ursprungs; durch seine ausgedehnten Tropfsteinhöhlen, seine Fossilien und seine Strandmuscheln naturwissenschaftlich interessant.	18° 5′ — 18° 9′ n. Br. 67° 52′ — 67° 58′ w. L. 26 □ Klm.	Nicht bewohnt.	—	Wilde Ziegen u. Schweine. Vögel und Schildkröten. Düngermasse in großer Menge in den Höhlen.

B. Kleine Antillen im Winde.

Anegada, oder Ile noyée, gehört zu den Virgin- oder Jungfern-Inseln.	1494 von Colombo entdeckt, kam 1666 in englischen Besitz, nachdem die Insel bis dahin eine Flibustier-Station gewesen.	Eine 20 Klm. lange, 2—4 Klm. breite und 9 M. hohe Koralleninsel. Im Innern große Salzsee. Die Vegetation besteht aus niederem Schlaghol, etwas Getreide u. Hülsenfrüchten. Die Korallenbank, auf welcher die Insel sich erhebt, veranlaßt zahlreiche Schiffsunfälle.	18° 45′ — 18° 49′ n. Br. 64° 8′ — 64° 22′ w. L. 38,5 □ Klm	350	—	Seesalz. Fischfang und Schifffahrt.

(Forts. s. nächste Seite.)

Namen der Inseln.	Geschichte.	Natürliche Beschaffenheit.	Lage und Größe.	Bevölkerung.	Wichtigste Städte.	Haupterzeugnisse und Erwerbszweige.
Anguilla oder **Snakes-Island.** (Schlangeninsel nach der Gestalt so benannt.)	Seit 1650 im englischen Besitz.	Eine 26 Klm. lange, 3—5,5 Klm. breite und 9—65 M. hohe Koralleninsel. Im Innern ein großer Salzsee. $\frac{1}{2}$ Klm. nordöstl. das kleine 9 M. hohe Eiland Angillita, öde und unbewohnt. Ebenfalls in nächster Umgebung: Blowing Rock, Dowling-, Dog- und Seal-Island.	18° 13′ — 18° 19′ n. Br. 63° 0′ — 63° 14′ w. L. 91 □ Klm.	2,500 (1871), davon 100 Weiße.	Nur einzelne Pflanzungen.	Salz, jährl. 60,000 Ctr. Kalkphosphat. Vieh, Ponies und Gartenprodukte. Landwirthschaft, Salzgewinnung.
Antigua, (nach der Kirche Santa Maria de la Antigua in Sevilla, genannt.)	1493 von Colombo entdeckt, seit 1668 englische Colonie.	Die hüglige Insel erhebt sich auf einer, nördlich die über Barbuda sich ausdehnenden Korallenbank, ist 24,5 Klm. lang, 16,6 Klm. breit und erreicht im Pik Boggy die Höhe von 406 M. Die buchtenreiche Küste enthält mehrere sichere Häfen. In Ermangelung fließender Gewässer nur Cisternenwasser zum Trinken. Klima: heiß und ungesund. Häufige Orkane. Zahlreiche kleine Inseln und Bänke umgeben die Küste; von ersteren seien folgende genannt: Green-, York-, Shpstern-Island, Ling Ales, Hawk's Bill, Sisters-, Sandy-, Diamant-, Long und Grand Bird-Island.	17° 0′ — 17° 7′ n. Br. 61° 39′ — 61° 54′ w. L. 279,7 □ Klm.	35,557 (1871), davon ca. 2000 Weiße.	St. Johns, Freihafen an der Westküste; 16,000 E. English Harbour, großer sicherer Hafen, ebenfalls a. d. Westküste. Falmouth, an der Ostküste. Parham, an der Nordküste.	Zucker, Rum, Baumwolle. Werth der Ausfuhr 1871: ca. 5 Mill. M. Plantagenbau.
Aves, (Vogelinsel) nicht zu verwechseln mit den gleichnamigen Inseln an der Nordküste von Venezuela.		Eine westlich von Dominica einsam gelegene Koralleninsel von 1,5 Klm. Länge, 540 M. Breite und 3 M. Höhe; ist mit Guano bedeckt.	15° 42′ n. Br. 63° 37′ 40″ w. L. 0,75 □ Klm. (Mitte d. Insel.)	Nicht bewohnt.	—	Schildkröten und Vogeleier.
Barbadoes.	Wurde bereits 1528 erwähnt, blieb jedoch lange unbekannt. 1625 von Engländer Dean colonisirt. Seit 1605 im Besitz Englands.	Von birnenförmiger Gestalt, mißt die Insel 33 Klm. in der Länge, 22 in der größten Breite und strigt von W. und S. nach N.O. zu einer Hügelkette an, welche im Mount Hillougby die Höhe von 349 M. erreicht. Ein tiefes Thal scheidet eine größere nördliche Hälfte von einer kleineren südl.; der nördl., westl. und südl. Theil der Insel besteht aus Korallenkalk, der östl. aus Kalk- u. eisenhaltigem Sandstein, in welchem Bimsstein und andere vulkan. Schlaken, sowie Petroleum vorkommen. Mehrere kleine Flüsse und eisenhaltige Quellen. Die mittlere Temperatur schwankt zwischen 23,9° u 30,5°. Häufige Orkane. Klima ungesund.	13° 4′ — 13° 20′ n. Br. 59° 25′ — 59° 43′ w. L. 430 □ Klm.	162,042 (1871), davon 16,560 Weiße, der Rest Farbige und Neger.	Bridgetown, befestigte Hafenstadt an d. Südwestküste Sitz d. Gouverneurs; 35,000 E. Holetown oder James und Speightstown, beide Häfen an der Westküste.	Zucker, Arrow-root, Aloe u. Baumwolle. Der Werth der Ausfuhr betrug 1871: 24 Mill. M. Plantagenbau.

(Forts. s. nächste Seite.)

Namen der Inseln.	Geschichte.	Natürliche Beschaffenheit.	Lage und Größe.	Bevölkerung	Wichtigste Städte.	Haupterzeugnisse und Erwerbszweige.
Barbuda.	1493 von Colombo entdeckt. 1636 von den Engländern besetzt und seit 1674 angebaut. Steht unter dem Gouverneur von Antigua.	Die 26 Klm. lange und bis 13 Klm. breite Insel liegt mit Antigua auf derselben Korallenbank. Die Nord-, West- u. Südküste ist flach und niedrig, die Ostküste erhebt sich bis zu 63 M. In der westl. Niederung ein großer Salzsee. Das Innere des Eilands ist gut bewaldet. Klima gesund.	17° 34′ — 17° 46′ n. Br. 61° 49′ — 62° 0′ w. L. 194 □Klm.	813, davon ca. 200 Weiße.	Vereinzelte Häuser; an der West- und Südküste je ein Hafenplatz.	Holz, Vieh, Pferde, Kartoffeln und Früchte. Viehzucht und Landbau.
Culebra oder Passage, gehört zu den Jungfern-Inseln.	1493 von Colombo entdeckt, gehört zu den span Besitzungen und steht unter dem Generalcapitän von Puerto Rico. Engländern und Dänen ist das Holzfällen und Fischen vertragsmäßig gestattet.	Eine unregelmäßig gestaltete 11 Kilom lange und bis 7 Klm. breite Insel von 167 M. Höhe. Obgleich bewaldet, besitzt sie kein Quellwasser. Die reichgegliederte Küste, vielfach mit Korallenriffen u. -Bänken umgeben, gewährt nur auf ihrer Ostseite zwei gute Hafenplätze. In unmittelbarer Nähe (nordöstl.) liegt die kleine Insel Culebrita oder Little Passage.	18° 16′ — 18° 25′ n. Br. 65° 17′ — 65° 24′ w. L.	Unbewohnt.	—	Holz.
Desirade oder **Deseada,** (spanisch: die Ersehnte.)	1494 von Colombo entdeckt; seit 1728 französisch, steht unter der Regierung zu Guadeloupe.	Eine 7 Klm. östlich von Guadeloupe gelegene, 10 Klm. lange, ca. 3 Klm. breite Insel, welche in einem, aus einer vulkan. Bergkette gebildeten Plateau die Höhe von 280 M. erreicht. Nur an der Nordostküste süßes Wasser.	16° 16′ — 16° 20′ n. Br. 61° 0′ — 61° 6′ w. L. 27 □ Klm.	1,639.	La Grande Anse, Hafen an der Südostküste; wegen Korallenriffen schwer zugänglich.	Etwas Baumwolle. Fischerei.
Dominica oder **Dominique,** (nach d. Entdeckungstage benannt.)	1493 d. 3. Nov. von Colombo entdeckt, wurde im 17. Jahrhundert von den Franzosen besetzt. 1756 v. den Engländern und 1778 wieder von den Franzosen erobert, gelangte 1783 endgültig in engl. Besitz; gehört zur Confideration der Leewardinseln.	Eine 50 Klm. lange und 3—13 Klm. breite Insel; wird in der Mitte von N. nach S. von einer bewaldeten, vulkanischen Bergkette durchzogen, welche in den Trois Pitons und im Morne Diablotin die Höhe von 1,424, bez. 1,447 M. erreicht. Die fruchtbaren Thäler sind gut bewässert, man zählt etwa 30 kleine Flüsse. Schwefellablagerungen und heiße Quellen werden vielfach angetroffen. Die mittlere Temperatur schwankt zwischen 24° und 32° C. Bedeutender Regenfall.	15° 12′ — 15° 38′ n. Br. 61° 16′ — 61° 31′ w. L. 754 □Klm.	27,585 (1871).	Roseau, befestigter Hafen an der Westküste, 4,697 Einw. Charlottetown, S. Joseph u. Portsmouth, ebenfalls Häfen an der Westküste. S. Andrews, an der Nordostküste.	Rum, Zucker, Cacao, Kaffee. Werth der Ausfuhr i. Jahre 1871: 1,200,000 M. Plantagenbau und Industrie.
Grenada.	1498 von Colombo entdeckt. 1650 von Franzosen colonisirt; seit 1763 englischer Besitz.	Eine 33 Klm. lange u. bis 15 Klm. breite Insel; wird von N. nach S. von einer bewaldeten Bergkette durchzogen, in welcher die beiden vulkanischen Kegel St. Catherine (839 M.) und Sinai (701 M.) die höchsten Punkte. Mehrere große Kraterseen, einer in der Höhe von 536 M. Zahlreiche kleine Flüsse, Schwefel- und Eisenquellen. Klima verhältnißmäßig gesund; mittlere Temperatur 28°,3 C. — In nächster Nähe der Küste liegen: Sandy-, Green-, Adam-, Hog- und Glover-Island, alle klein und nur für die Schiffahrt wichtig.	11° 55′ — 12° 13′ n. B. 61° 36′ — 61° 45′ w. L. 345 □Klm.	31,248, davon ca. 1/10 Weiße.	Georgetown, Hauptstadt und befestigter Hafen an der Westküste, 4,567 E. Charlotte, kleiner Hafenplatz, ebenfalls an d. Westküste. Grenville, Hafen an der Ostküste.	Zucker, Kaffee, Rum, Cacao, Baumwolle. Werth der Ausfuhr im J. 1871: 30¼ Mill. M. Plantagenbau und Industrie.

(Forts. s. nächste Seite.)

Digitized by Google

Namen der Inseln	Geschichte.	Natürliche Beschaffenheit.	Lage und Größe.	Bevölkerung.	Wichtigste Städte.	Haupterzeugnisse und Erwerbszweige.
Grenadinen, eine Gruppe v. zahlreichen Klippen u. 30 Inseln, v. welchen folgende d. wichtigsten:	1498 von Colombo entdeckt, sind seit 1763 in englischem Besitz.	Liegen mit Grenada und wahrscheinlich auch mit St. Vincent auf demselben unterseeischen Plateau und bilden eine Kette von 111 Klm. Länge; die höchste vorkommende Erhebung beträgt 336 M. Sie sind vulkanischen Ursprungs, wasserlos, aber nicht unfruchtbar.	12° 17′ — 13° 7′ n. Br. 62° 3′ — 61° 30′ w. L. 86 □Klm.	6,400.		Holz, Zucker, Baumwolle, Getreide. Plantagen- und Ackerbau, Fischerei.
Carriacu,		Die größte der Grenadinen, ist 12 Klm. lang, 4,3 Klm. breit und 298 M. hoch. Mehrere den Schiffen Schutz bietende Buchten.	12° 23′ — 12° 30′ n. Br. 61°25′-61°30′ w L	3,071 (1861).		Holz, Zucker, Baumwolle.
Union,		5,5 Klm. lang, bei einer größten Breite von 3,7 Klm.; 307 M. hoch.	12° 33′ n. Br. 61° 27′ w. L.	477 (1861).		Getreide, Baumwolle.
Mayera,		Von mehreren Klippen umgeben; 2,4 Klm. lang, 1,8 breit und 113 M. hoch.	12° 34′ n. Br. 61° 20′ w. L.	260.		Gemüse. — Fischerei.
Cannouan,		6 Klm. lang, 2,7 Klm. breit, 260 M. hoch.	12° 40′ n. Br. 61° 19′ w. L.	407.		Getreide, Baumwolle, Vieh.
Pajaros,		4 Klm. lang, 3 Klm. breit und 151 M. hoch.	12° 50′ n. Br. 61° 10′ w. L.	?		
Sequia.		12,5 Klm. lang, 1,8—2,7 Klm. breit und 268 M. hoch.	13° 4′ n. Br. 61° 14′ w. L.	875.		Die Bewohner betreiben keinen Erwerbszweig.
Guadeloupe, (wegen der Aehnlichkeit seiner Berge mit d. Sierra Guadelupe in Spanien, so benannt). Caraibisch: Karukera.	1493 von Colombo entdeckt. 1635 von französ. Flibustiern in Besitz genommen. 1759—63 unter engl. Herrschaft, dann wieder französisch. 1810—13 von den Engländern besetzt. 1813—14 unter schwedischer, **1814 — 15 unter französischer, 1815—16 unter englischer und seit 1816 wieder unter französischer Herrschaft.**	Besteht aus zwei durch einen schmalen Meeresarm (Rivière Salée) getrennten Inseln. Die südwestl., Basse Terre genannt, das eigentliche Guadeloupe, ist 46 Klm. lang und 28 Klm. breit und nur auf der Nordostseite eben und sumpfig, sonst der Länge nach von einer vulkanischen, bewaldeten Bergkette durchzogen, welche in dem noch thätigen Vulkan La Soufrière die Höhe von 1,484 M. erreicht. Von den Flüssen sind nur der Rivière Goyave und la Lézard für kleine Barken schiffbar. Zahlreiche Schwefel-, Salz- u. Eisenquellen. Die nordöstl. Insel, Grande Terre, besteht aus Korallen u. Muschelkalk, ist 48 Klm. lang, 16—19 Klm. breit und erreicht in einem im nordöstl. Theile sich erhebenden Bergzuge die Höhe von 115 M. Obgleich ohne Quellen, so ist doch Grande Terre durchaus bebaut u. fruchtbar. Klima: heiß, feucht u. ungesund; mittlere Jahrestemperatur 26° C. Häufige Orkane. Die buchtenreiche Küste wird v. einer großen Zahl Riffen, Bänken u. kleinen Inseln umsäumt, unter letzteren: Ilet du Gozier, - à Cochus, - à Manroux, les Frégates, Mouchoir-Carré, Mouton-vert, Ilet à Kahonanne ꝛc.	15° 55′ — 16° 21′ n. Br. 61° 10′ — 61° 49′ w. L. 1,644 □Klm., Mit den vorliegenden Inseln Marie Galante les Saintes, Petite Terre und Desirade ca. 1800 □Klm.	149,525 (1871), davon: 3/4 Farbige.	Basse Terre, an der W.-Küste, Hauptstadt und Hafen, 6,757 E. Capesterre, 8,330 E. Petitbourg, wie letzterer Hafenort an der Ostküste von Basse Terre. Auf Grande Terre: Pointe à Pitre, an der Westküste, gr. Hafen, 13,786 E. St. Anne, 7,584 E. u. Port St. François, 5,664 E., beide an der Südküste. Le Moule, an der Ostküste, 9,837 E. Port Louis, an der Nordküste, 4,927 E.	Zucker, Kaffee, Rum, Cacao, Baumwolle, Farbhölzer, Gewürze, Südfrüchte, Vieh. Werth der Ausfuhr im Jahre 1869: 21 Mill. M. Plantagenbau und Industrie. Viehzucht, Schifffahrt.

(Forts. s. nächste Seite.)

Digitized by Google

Namen der Inseln.	Geschichte.	Natürliche Beschaffenheit.	Lage und Größe.	Bevölkerung.	Wichtigste Städte.	Haupterzeugnisse und Erwerbszweige.
Marie Galante.	1493 von Colombo entdeckt, seit 1648 französisch, bildet einen Theil des Gouvernements von Guadeloupe.	Eine 27 Klm. südlich von Guadeloupe (Grande Terre) gelegene, 18 Klm. lange u. bis zu 18 Klm. breite Insel. Ein nördliches 100 M. hohes Plateau wird durch zwei Flußläufe, welche die sog. „Barre de l'Ile" einschließen, von einem südlichen ca. 200 M. hohen Plateau getrennt. Die Bodenbeschaffenheit ist dieselbe wie auf Grande Terre.	15° 50′ — 16° 0′ n. Br. 61° 12′ — 61° 20′ w. L. 149 □Klm.	11,367 (1871).	Le Grand Bourg an der Südwestküste, Hafen u. Hauptstadt. 6,533 E. St. Louis, guter Hafen, an der Nordwestküste, 4,060 E. La Capesterre, a. d. Ostküste, 3,772 E.	Zucker. Plantagenbau, hauptsächlich nur in westlichen, gegen den Ostpassat geschützten Theilen.
Martinique, bei den Eingeborenen Madiana genannt.	1493 von Colombo entdeckt und 1635 auf der Südseite von Franzosen colonisirt. Die eingeborenen Caraiben wurden 1758 nach St. Domingo und St. Vincent übergesiedelt. Von 1794—1802 u. 1809—1815 unter englischer, und seitdem unter französischer Herrschaft.	Eine 65 Klm. lange u. 13—30 Klm. breite, von einer vulkanischen, bewaldeten Bergkette durchzogene Insel, welche in den spitzen Kegeln der Pitons du Carbet (1207 M.) und in dem durch einen Kratersee ausgezeichneten Mont Pelée (1,350 M.) die höchste Erhebung besitzt. Von 75 Wasserläufen sind nur zwei schiffbar. Zahlreiche Mineralquellen. Regenzeit von Juli bis Oktober. Mittlere Jahrestemperatur 26° C. — Vor der Küste, welche mehrere Halbinseln und tiefeingeschnittene Buchten enthält, liegen zahlreiche Bänke und kleine Inseln, u. A.: St. Anbin, Ramville, Thierryen.	14° 23′ — 14° 52′ n. Br. 60° 48′ — 61° 15′ w. L. 988 □Klm.	153,927 (1870).	Fort de France, befestigter Hafen an der Südwestküste, Sitz des Gouverneurs, Handelsplatz, 11,748 E. Saint-Pierre, Haupthandelshafen, an der Westküste, 25,270 E. Le Havre de la Trinité, an der Nordostküste, 7,097 E. Le Havre du Robert, sicherer Hafen an der Ostküste, 6,556 E.	Zucker, Rum, Kaffee, Cacao, Baumwolle, Cassia- u. Farbhölzer. Werth der Ausfuhr i. Jahre 1871: 10 Mill. M. Plantagenbau und -Industrie, Handel.
Montserrat, wegen der Aehnlichkeit mit dem catalonischen Berge Montserrat so benannt.	1493 von Colombo entdeckt. 1632 von Irländern colonisirt. 1712—46 französisch, dann englisch; steht unter dem Gouverneur von Antigua.	Eine 16,6 Klm. lange und 9 Klm. breite, bewaldete, gebirgige Insel, welche sich steil aus dem Meere erhebt und in einem der beiden vulkanischen Kegeln, eine Höhe von über 900 M. erreicht. Die Thäler sind gut bewässert und fruchtbar. Klima: gesund. 13 Klm. nordwestl. die kleine 183 M. hohe unbewohnte Insel Redonda.	16° 40′ — 16° 48′ n. Br. 62° 10′ — 62° 18′ w. L. 122 □Klm.	8,693.	Plymouth, a. d. Südwestküste, einziger Hafen der Insel, 1,500 E.	Zucker, Mais, Baumwolle, Kaffee, Indigo. Werth der Ausfuhr im Jahre 1871: 750,000 M. Plantagenbau.
Nevis oder **Nieves.**	1498 von Colombo entdeckt. 1628 von Engländern colonisirt, danach französisch und seit 1783 englisch. Steht unter dem Gouverneur von Antigua.	Eine 13 Klm. lange, 10 Klm. breite, gebirgige Insel. In der Mitte erhebt sich ein erloschener Vulkan von 1,095 M. Höhe. Mehrere im Sommer meist trockene Wasserläufe. Heiße Quellen, bis 70° C. Schwefelablagerungen.	17° 12′ — 17° 18′ n. Br. 62° 29′ — 62° 37′ w. L. 113 □Klm.	11,735 (1871.)	Charlestown, an der Südwestspitze der Insel, Freihafen.	Zucker. Werth der Ausfuhr im Jahre 1871: 750,000 M. Plantagenbau.
Petite Terre.	1493 von Colombo entdeckt. Gehört politisch zu Guadeloupe.	Zwei niedrige, durch einen schmalen Kanal getrennte Coralleninseln, von 5 Klm. Gesammtlänge und 1—2 Klm. Breite und etwa 12 M. Höhe. Die eine heißt Terre de Haut, die andere Terre de Bas. Wegen der vielen Riffe und Bänke für die Schifffahrt zwischen Marie Galante und Destrade sehr gefährlich.	16° 10′ 17″ n. Br. 61° 5′ 57″ w. L.	?	—	Cocospalmen. Fischerei.

(Forts. s. nächste Seite.)

Tabellarische Uebersicht über die wichtigsten westindischen Inseln. (Fortsetzung.)

Namen der Inseln.	Geschichte.	Natürliche Beschaffenheit.	Lage und Größe.	Bevölkerung.	Wichtigste Städte.	Haupterzeugnisse und Erwerbszweige.
Saba.	**Holländische Besitzung.**	Eine vulkanische, fast kreisrunde Insel von etwa 4 Klm. Durchmesser. Die beinahe senkrecht aus dem Meere zu 1,103 M. Höhe ansteigende Felsenmasse wird von mehreren tiefen Schluchten durchzogen. Heiße Quellen. Keine trinkbaren Quellen, nur Cisternenwasser. Die Küste ist schwer zugänglich.	17° 39′ n. Br. 63° 15′ w. L. } Nordwestspitze. ca. 13 □ Klm.	1,936 (1870.) Die Bevölkerung spricht englisch.	**Le Fond**, an der Südwestküste, in einem Thale 292 M. über dem Meere gelegen.	Geflügel, Gemüse und Bataten. Schiffsbau.
St. Barthélemy oder St. Barts.	**1648 von Franzosen colonisirt. Nach mehrfachen Herrschaftswechseln, seit 1785 schwedisch.**	Eine von O. nach W. auf 9 Klm. Länge sich ausdehnende, 1,8—3,6 Klm. breite und bis 302 M. hohe felsige Koralleninsel. Der meist unfruchtbare Boden gestattet nur in den Thälern den Anbau von Gemüsen. Kein trinkbares Wasser, nur Salzteen und -Sümpfe. Die Küste ist durch vorliegende kleine Inseln und Bänke schwer zugänglich.	17° 53′ — 17° 55′ n. Br. 62° 46′ — 62° 52′ w. L. 21 □ Klm.	2898.	**Gustavia** oder **Gustaf**, an der Südwestküste, Freihafen, befestigt, 905 E.	Bemüse. Fischerei und Gemüsebau.
St. Christoph oder St. Kitts.	1493 von Colombo entdeckt und San Cristoval genannt. 1623 und 1627 von englischen und franz. Flibustiern colonisirt. Bis 1713 im gemeinschaftlichen Besitz der Engländer und Franzosen, seitdem englisch.	Eine vulkanische, aus zwei durch eine schmale Landzunge verbundenen Theilen bestehenden Insel von 33 Klm. Länge und 0,4—9 Klm. Breite. Unter den zahlreichen Gipfeln, welche das Plateau der in der Mitte der Insel sich erhebenden Gebirgsfette überragen, ist der erloschene Vulkan Misery (1,496 M.) als der höchste zu nennen. Plateau und Thäler meist fruchtbar. Die Küste bietet keine Häfen, nur Rheden.	17° 16′ — 17° 28′ n. Br. 62° 40′ — 62° 55′ w. L. 176 □ Klm.	28,169 (1871.)	**Basse Terre**, an der Südwestküste, Freihafen, befestigt. **Old Road**, kleiner Platz an der Westküste.	Zucker, Rum, Kaffee, Arrow-root, Bataten, Indigo, Salz. Werth der Ausfuhr im Jahre 1871: 5 Mill. M. Plantagenbau.
St. Croix oder Santa Cruz. Gehört zur Gruppe der Jungfern-Inseln.	**1498 von Colombo entdeckt. Seit 1733 dänisch.**	Eine auf Korallenbänken sich erhebende 35 Klm lange und bis 9 Klm. breite, wenig bewaldete Insel. In der Längenrichtung von O. nach W. dehnt sich ein niederer Höhenzug aus, welcher im Mt. Eagle die Höhe von 355 M. erreicht. Die Südküste ist flach, die Nordküste steil u. buchtenreich. Das Vorgebirge der Ostspitze der dreieckigen Insel ist 201 M. hoch und hat die Form eines Zuckerbrods (»Hut). Zur Regenzeit zahlreiche kleine Flüsse. Unter den die Insel umgebenden kleinen Eilanden ist nur Ile Buck, welche am Ostende vor der Nordküste liegt, wegen seines guten Ankerplatzes erwähnenswerth.	17° 42′ — 17° 50′ n. Br. 64° 35′ — 64° 55′ w. L. 155 □ Klm.	22,760 (1870.) 23,124 (1860.)	**Christianstead**, in einer Bucht an der Nordküste, Hafen und Sitz des dänischen Gouverneurs, 6000 E. **Frederichstead**, an der Westküste, Hafen; 3000 E.	Zucker und andere Plantagenprodukte. Plantagenbau, Schifffahrt.

(Forts. s. nächste Seite.

Namen der Inseln	Geschichte.	Natürliche Beschaffenheit.	Lage und Größe.	Bevölkerung	Wichtigste Städte.	Haupterzeugnisse und Erwerbszweige.
St. Jean oder **St. John.** Gehört zur Gruppe der Jungfern-Inseln.	1494 von Colombo entdeckt; seit 1717 dänisch.	Eine unregelmäßig gestaltete, mehrfach durch Halbinseln gegliederte Insel, von 15 Klm. Länge und 1—7 Klm. Breite. Ihre höchste Erhebung erreicht sie in dem 378 M. hohen Camelberg und im Mt. Bordeaux von 389 M. Höhe. Die meist steile Küste enthält mehrere größere u. kleinere Buchten, unter welchen die Korallen- oder Crawl-Bai an der Ostküste die wichtigste.	18° 18′ — 18° 25 n. Br. 64° 42′ — 64° 50 w. L. 33 □ Klm.	1,054 (1870) 1,574 (1860)	Einige kleine Ortschaften.	Zuckerrohr. Schifffahrt.
Sta. Lucia.	1498 am Sta Luciatage (13. Dec.) von Colombo entdeckt. 1640 von Franzosen besetzt. 1713 für neutral erklärt. 1739—62 gemeinsamer Besitz der Engländer und Franzosen; fiel 1765 ganz an Frankreich und 1814 an England.	Die nach N. sich zuspitzende gebirgige Insel ist vulkanischen Ursprungs, 46 Klm. lang, 13—28 Klm. breit und erreicht im S.W. in den beiden Sugar loaves genannten Kegeln die Höhe von 914 und 1220 M. Zwischen diesen Gipfeln befindet sich ein Schwefeldämpfe ausathmender Krater. Dem durchaus bewaldeten Gebirge entspringen zahlreiche Wasserläufe, welche sich, Sümpfe bildend, im sandigen Tieflande der Küste verlieren und deshalb hier das Klima sehr ungesund. Die von mehreren kleinen Inseln umgebene Küste enthält nur an ihrer Westseite Buchten, treffliche Ankerplätze bietend.	13° 39′ — 14° 8′ n. Br. 61° 5′ — 60° 52′ w. L. 642 □ Klm.	31,611 (1871.)	Port Castries, großer Hafen, an der Nordwestküste, Hauptstadt, 3,500 E. Oft Fort, an der Südwestküste, großer Hafen, wegen seiner Schildkröten berühmt. La Soufriere, in einer Bai der Südwestküste, am Fuße des gleichnamigen, erwähnten Kraters, 1800 E.	Cacao, Kaffee, Zucker. Rum, etwas Baumwolle, Hölzer, namentlich Acajou. Früchte. Werth der Ausfuhr 1871: ca. 3 Mill. M. Plantagenbau u. Schifffahrt.
Saintes, Les.	1493, am Allerheiligentage, von Colombo entdeckt. Seit 1647 im französischen Besitz; gehören zu Guadeloupe.	Eine 11 Klm. südlich von Guadeloupe gelegene, aus zwei größeren (Terre de Haut und T. de Bas) und mehreren kleinen Inseln (Ilet à Cabrit, Grand Ilet, la Coche, les Augustins) bestehende Gruppe, vulkanischen Ursprungs, wasserlos und kahl. Klima sehr gesund. Terre de Haut ist ca. 4 Klm. lang, 2—3 Klm. breit und in einem der zahlreichen 8 Gipfel 316 M. hoch. Terre de Bas ist von quadratischer Gestalt von etwa 3 Klm. Seitenlänge und ist 284 M. hoch.	15° 47′ — 15° 52′ n. Br. 61° 34′ — 61° 40′ w. L.	1,430 (1873.)	Einige Marine- u. Militair-Anstalten.	Baumwolle, Kaffee. — Schifffahrt und Fischerei.
St. Eustache oder **Statia** bei den Eingeborenen.	1635 von den Niederländern besetzt, ist nach mehrmaligem Herrschaftswechsel wieder holländisch geworden und steht unter der Regierung von St. Martin.	Eine 5,7 Klm. lange und 2—3,5 Klm. breite, gebirgige Insel, welche durch ein fruchtbares, wohl angebautes breites Thal in zwei Theile geschieden wird. Den südöstlichen nimmt ein vulkanischer Kegel von 594 M. Höhe ein, während der nordwestliche von steil ansteigenden 152—292 M. hohen Felsen gebildet wird. Die wenigen vorhandenen Quellen sind nicht genießbar, zum Trinken nur Cisternenwasser.	17° 29′ — 17° 33′ n. Br. 63° 2′ — 63° 7′ w. L. 20 □ Klm.	2,049 (1870), davon 859 Männer und 1190 Frauen. Die Bewohner sprechen englisch.	Orangetown, an der Westküste, mit einem Fort und einer Rhede. Die Stadt liegt 39 M. über dem Meere. Früher Freihafen mit bedeutendem Handel.	Ignamen, Bataten, Zucker, Rum, hydraulisches Mörtelgestein. Plantagenbau, Schifffahrt.

(Forts. s. nächste Seite.)

Namen der Inseln.	Geschichte.	Natürliche Beschaffenheit.	Lage und Größe.	Bevölkerung.	Wichtigste Städte.	Haupterzeugnisse und Erwerbszweige.
St. Martin.	Seit 1638 von Franzosen und Niederländern gemeinsam angebaut. Der nordwestl. Theil ist französisch, der andere holländisch.	Die Insel von Gestalt ein gleichseitiges Dreieck von 13 Klm. Seitenlänge, ist vulkanischen Ursprungs, gebirgig, und erreicht in der, fast in der Mitte von N. nach S. sich erstreckenden Bergkette, die Höhe von 415 M. Die Thäler und sonstiges Tiefland sind fruchtbar und durchaus angebaut. Mehrere Salzquellen und Salzseen, Trinkwasser nur in Cisternen. Die buchtenreiche Küste bietet mehrere sichere Häfen. 3,5 Klm. nordöstlich liegt die unbewohnte, 2,7 Klm. lange, 1 Klm. breite und 27 M. hohe Korallen-Insel Tintamarre.	18° 1′ — 18° 7′ n. Br. 63° 3′ — 63° 11′ w. L. 98,5 □ Klm. Davon: 51.7 in franz. und 46.8 in holländ. Besitz.	6,021 (1870), davon 3,171 im französischen und 2,850 im holländischen Theile.	Marigot, großer, befestigter Hafen an der Nordwestküste, Sitz des französischen Gouvernements. Die Bewohner sind Protestanten. Philipsbourg, an der Südostküste, großer Hafen, Hauptstadt des holländischen Gebietes.	Baumwolle, Zucker, Salz. Plantagenbau, Salzgewinnung und Schifffahrt.
St. Thomas. Gehört zur Gruppe der Jungfern-Inseln.	1493 von Colombo entdeckt, wurde 1671 von einer dänischen Handelscompagnie besiedelt und seit 1755 mit einer kurzen Unterbrechung im Besitz Dänemarks.	Die von O. nach W. auf 22 Klm. sich ausdehnende, 2—3,6 Klm. breite Insel, wird in ihrer Länge von einer bis zu 471 M. hohen Bergkette durchzogen. Der Boden ist wenig fruchtbar, wasser- und holzarm. Die Temperatur schwankt zwischen 18,1 u. 33,2°. Die jährliche Regenmenge beträgt 1,5 bis 1,175 M. Heftige Wirbelstürme und oftmalige Erdbeben. Klima sehr ungesund. — Die buchtenreiche Insel ist von einer großen Zahl kleiner Inseln, Riffen und Bänken umgeben: Insel Buck, die Triangle-, Hans Lollik-, Savana- und Braß-Inseln 2c.	18° 20′ — 18° 25′ n. Br. 64° 53′ — 65° 5′ w. L. 62 □ Klm.	14,007 (1870.) 13,463 (1860.)	Charlotte-Amalia od. Port St. Thomas, an der Südküste, Freihafen u. Hauptstadt, 1867 durch einen Sturm theilweise zerstört, 12,000 E.	Zucker, Rum. Handel und Schifffahrt.
St. Vincent	1498 am 22. Jan., dem Vincentius-Tage von Colombo entdeckt. Ist mit einer Unterbrechung von 1779—1783 im englischen Besitz geblieben.	Die Insel bildet ein Oval von 26 Klm Länge und 15 Klm. Breite und wird von S. nach N. von einer sich mehrfach abzweigenden Bergkette durchzogen, welche in dem an der Nordwestküste sich erhebenden Vulkan La Soufrière die Höhe von 914 M. erreicht. Der Krater dieses Berges enthält einen See. Die Thäler sind gut bewässert und sehr fruchtbar. Die Küste ist steil und felsig.	13° 7′ — 13° 22′ n. Br. 61° 13′ — 61° 23′ w. L. 339 □ Klm.	35,686 (1871), davon 2,344 Europäer, 24,705 Schwarze afrikanische, 1,485 Asiaten, 431 Cariben, 6,721 Mischlinge.	Kingstown, befestigter Hafen an der Südwestküste, 5,400 E. Princestown u. Calligna, ebenfalls an der Südwestküste. Georgetown, an der Ost- und Chateaubelair an der Westküste.	Zucker, Rum, Cacao, Baumwolle. Mehl, Arrowroot, hydraulischer Kalk. Werth der Ausfuhr 1871: 5 Mill. M. Plantagenbau. Handel, Fischerei.
Sombrero.	—	Eine 1,6 Klm. lange, 270 M. breite, an der Küste 6 und in der Mitte 12 M. hohe, kahle Koralleninsel.	18° 35′ 45″ n. Br. 63° 27′ 40″ w. L.	Wird nur von einigen Schiffern bewohnt.	—	Kalkphosphat. Schifffahrt und Fischerei.

(Forts. s. nächste Seite.)

Digitized by Google

Namen der Inseln.	Geschichte.	Natürliche Beschaffenheit.	Lage und Größe.	Bevölkerung.	Wichtigste Städte.	Haupterzeugnisse und Erwerbszweige.
Tabago, auch Tobago. (Soll nach der von den Eingeborenen tabacco genannt. Pfeife zum Rauchen des Cohiba-Krautes benannt worden sein.)	1498 von Colombo entdeckt. 1632 von Holländern und später von Curländern colonisirt. 1677 bis 1763 unter französischer und seit 1814 unter englischer Herrschaft.	Die von N.O. nach S.W. auf 42 Klm. sich ausdehnende Insel, ist bis zu 12 Klm. breit und wird etwa auf $^2/_3$ ihrer Länge von einer Bergkette durchzogen, welche in einigen abgerundeten, keineswegs vulkanischen Charakter verrathenden Gipfeln, die Höhe von 570 M. erreicht. Der südwestliche Theil der Insel ist flach. Die Thäler sind gut bewässert und fruchtbar. Keine Orkane. Die Küste ist vielfach durch Buchten gegliedert. Unter den vorliegenden kleinen Inseln und Riffen: Klein-Tabago und Richmond.	11° 7′ — 11° 23′ n. Br. 60° 33′ — 60° 53′ w. L. 311 □ Klm.	17,051 (1871.)	Scarborough, an der Südostküste. Sitz der Regierung, seit 1872 Freihafen. 1200 E. Georgetown, an der Südost- und Milfordtown und Plymouth an der Nordwestküste.	Zucker, Rum. Werth der Ausfuhr im Jahr 1871: 18 Mill. M. Plantagenbau.
Trinidad,	i. Kl. Antillen unt. d. Winde.	—	—	—	—	—
Cortsla. Gehört zur Gruppe der Jungfern-Inseln.	1493 von Colombo entdeckt. Seit 1666 englisch, früher niederländisch.	Eine 18 Klm. lange, bis zu 6,5 Klm. breite, gebirgige, wasserarme Insel, welche im Mt. Sage die Höhe von 541 M. erreicht. Die Küste ist vielfach ausgebuchtet.	18° 25′ — 18° 30′ n. Br 64° 35′ — 64° 46′ w. L.	6,051 (1868.)	Road Harbour, an der Südostküste. Freihafen.	Zucker, Rum, Kaffee ꝛc. Plantagenbau und Schifffahrt.
Virgin Gorda, auch Penilton und Spanish Town genannt. Gehört zur Gruppe der Jungfern-Inseln.	1494 von Colombo entdeckt; seit 1666 in englischem Besitz.	Eine hakenförmig gestaltete, von S. nach N. auf 9 und von N. nach O. auf 10 Klm. sich ausdehnende ca. 2 Klm. breite Insel. Der von niederen, etwa 36 M. hohen Hügeln gebildete östliche Arm und der südliche, mit Höhen von 76—137 M., vereinigen sich in dem ca. 5 □ Klm. enthaltenden mittleren Theile, in welchem sich ein allmählich ansteigender, 418 M. hoher Berg erhebt. Trotz reichlichen Waldes nur wenig Quellen. Die mehrere Buchten darbietende Küste gewährt stellenweise in den hier u. da unterliegenden ‚Ruinen von Jerusalem' genannten großen Granitblöcken einen charakteristischen Anblick. Von den unmittelbar benachbarten kleinen Inseln sind folgende zu nennen: Necker-, Eustatia-, Prickly Pear-, Mosquito-, Dog-, George-, West-, Seal- und Scrub-Insel.	18° 27′ — 18° 33′ n. Br. 64° 21′ — 64° 30′ w. L.	761.	Spanish Town, an der Bai St. Thomas der Südküste.	Viehzucht und Kohlenbrennerei.
Virgin Islands oder Jungfern-Inseln, franz.: Iles Vierges.	1493 u. 94 von Colombo entdeckt. gehören politisch zu Spanien, England und Dänemark.	Die Gruppe schließt sich östlich an Puerto Rico an und besteht aus etwa 70 größeren und kleineren Inseln und einer großen Anzahl von Klippen und Bänken. Dieselben erheben sich auf einer einzigen großen Korallen- und Felsenbank.	17° 41′ — 18° 50′ n. Br. 64° 19′ — 65° 46′ w. L. 694 □ Klm.	17,700 (meist Schwarze) davon: 6,426 (1871) auf den engl., 37,821 auf den dänischen u. 3431 auf den spanischen Inseln.	—	Zucker, Rum, Gewürze. Baumwolle, Tabak, Indigo, Salz. Plantagenbau u. Viehzucht (Schafe, Ziegen, Schweine).

(Forts. s. nächste Seite.)

Tabellarische Uebersicht über die wichtigsten westindischen Inseln. (Fortsetzung.)

Namen der Inseln.	Geschichte.	Natürliche Beschaffenheit.	Lage und Größe.	Bevölkerung.	Wichtigste Städte.	Haupterzeugnisse und Erwerbszweige.
Die nennenswerthen Eilande sind folgende:						
Anegada.	Englisch.	Siehe oben.	S. oben.	S. oben.	S. oben.	S. oben.
J. Buck.	Dänisch.	2,7 Klm. südlich von St. Thomas, klein und unbedeutend, 37 M. hoch, mit Gesträuch bewachsen, besitzt einen Ankerplatz.	18° 18′ n. Br. 64° 50′ w. L.	—	—	—
J. Buck, oder Goat.	Dänisch.	1½ Klm. nördlich von St. Croix, 1,8 Klm. lang, 0,9 breit und 101 M. hoch, hat einen guten Hafen.	17° 50′ n. Br. 64° 39′ w. L.	—	—	—
J. Cooper, oder J. du Tonnelier.	Englisch.	Ein 162 M. hoher Felsen, zwischen J. Ginger und St. Peter.	18° 25′ n. Br. 64° 32′ w. L.	—	—	—
Culebra und Culebrita od. Groß- und Klein Passage.	Spanisch.	Siehe oben.	S. oben.	S. oben.	S. oben.	S. oben.
J. Ginger.	Englisch.	Einige Kilometer südwestlich von Virgin Gorda, bildet mit J. Cooper den Caravelle-Canal. Die Insel ist 1 Klm. lang, 152 M. hoch und wird durch große, umherliegende Granitblöcke (Ruinen von Jerusalem) charakterisirt.	18° 24′ n. Br. 64° 28′ w. L.	—	—	—
J. Goat, s. Buck.	—	—	—	—	—	—
Hans Lollik.	Dänisch.	1 Klm. nördlich von St. Thomas, ist ein 2,3 Klm. langer, 1,4 Klm. breiter u. 219 M. hoher Felsen.	18° 25′ n. Br. 64° 57′ w. L.	—	—	—
Norman.	Englisch.	ca. 2 Klm. südlich von St. Peter, ist etwa 3 Klm. lang, 0,5 Klm. breit und 134 M. hoch, besitzt mehrere Buchten zum Ankern.	18° 24′ n. Br. 64° 36′ w. L.	—		
J. Pierre od. St. Peter.	Englisch.	3,5 Klm. von Tortola, besteht aus zwei, einen Winkel bildenden Armen, von welchen der eine von N. nach S. 2,7 Klm. lang und 164 M. hoch, und der andere von O. nach W. 4,5 Klm. lang und 134 M. hoch ist.	18° 24′ n. Br. 64° 37′ w. L.	—	Werden von einigen Schiffern bewohnt.	—
St. Croix.	Dänisch.	S. oben.	S. oben.	S. oben.	S. oben.	S. oben.
St. Jean oder St. John.	Dänisch.	S. oben.	S. oben.	S. oben.	S. oben.	S. oben.
St. Thomas.	Dänisch.	S. oben.	S. oben.	S. oben.	S. oben.	S. oben.

(Forts. s. nächste Seite.)

Namen der Inseln.	Geschichte.	Natürliche Beschaffenheit.	Lage und Größe.	Bevölkerung.	Wichtigste Städte.	Haupterzeugnisse und Erwerbszweige.
Tobago, Gr. od. Tabagos.	Englisch.	3,6 Klm. westlich von Jost van Dyck, ist 1,4 Klm. lang, 0,9 Klm. breit und 165 M. hoch. 1,8 Klm. südwestl. liegt Klein-Tobago.	18° 29′ n. Br. 64° 52′ w. L.	—	—	—
Tortola.	Englisch.	S. oben.	S. oben.	S. oben.	S. oben.	S. oben.
Van Dyck, Jost.	Englisch.	6,4 Klm. von der Nordwestküste von Tortola entfernt, ist 6,4 Klm. lang, 2 Klm. breit und bis 323 M. hoch. Oestlich von dieser Insel, durch einen 185 M. breiten Canal getrennt, liegt das 1,8 Klm. lange, 0,9 Klm. breite und 112 M. hohe Eiland Klein Jost van Dyck.	18° 29′ — 18° 31′ n. Br. 64° 45′ — 64° 49′ w. L.	—	—	—
Vieques oder Krabben-Insel.	Spanisch, gehört politisch zu Puerto Rico.	Die Insel ist 33 Klm. lang, 3—7 Klm. breit und wird von O. nach W. von einer Kette niederer Hügel durchzogen, aus welchen einige Bäche hervorgehen. Die Küste ist mehrfach eingebuchtet.	18° 8′ — 18° 14′ n. Br. 65° 16′ — 65° 27′ w. L.	ca. 1000.	Isabella Segunda, an der Nordküste, ca. 1000 E.	Zuckerrohr.
Virgin Gorda.	Englisch.	S. oben.	S. oben.	S. oben.	S. oben.	S. oben.

C. Kleine Antillen unter dem Winde.

Aruba oder **Oruba.**	1527 entdeckt, ist eine niederländische Besitzung.	Wie alle die Nordküste von Süd-Amerika begleitenden Inseln, ist Aruba als ein vom Festlande abgetrennter Theil zu betrachten; Das Eiland ist 26 Klm. lang und bis 8 Klm. breit, gebirgig und bewaldet; nur für kleine Schiffe zugänglich.	12° 23′ — 12° 35′ n. Br. 70° 2′ — 70° 13′ w. L. 165 □ Klm.	4,525 E.	Oranjestad, an der Westküste.	Holz und Cochenillen.
Aves- oder **Birds-Islands.**	Früher niederländisch, seit 1856 von Venezuela in Besitz genommen.	Vier kleine von Klippen umgebene Felsen-Inseln, die Wohnplätze unzähliger Schaaren von Vögeln.	11° 56′ — 12° 4′ n. Br. 67° 31′ — 67° 47′ w. L.	Nicht bewohnt.	—	Guano.
Blanca, Isla-, oder **Blanquilla.**	Gehört zu den Venezuelischen Besitzungen.	Die Insel besitzt annähernd die Gestalt eines Dreiecks, ist 10 Klm. lang und bis zu 7 Klm. breit.	11° 50′ — 11° 56′ n. Br. 64° 40′ — 64° 44′ w. L.	?	—	—
Buen Ayre oder **Bonaire.**	Niederländische Besitzung.	Eine bewaldete, nach S.W. sich abdachende, gebirgige Insel, von 40 Klm. Länge und 5 bis 8 Klm. Breite.	12° 2′ — 12° 19′ n. Br. 67° 20′ — 68° 32′ w. L. 330 □ Klm.	4,246 E.	El Puerto, Hafen an der Westküste.	Salz, Cochenillen, Bauholz.

(Forts. s. nächste Seite.)

Namen der Inseln.	Geschichte.	Natürliche Beschaffenheit.	Lage und Größe.	Bevölkerung.	Wichtigste Städte.	Haupterzeugnisse und Erwerbszweige.
Coche.	Gehört zu Venezuela.	Eine zwischen der Insel Margarita und der Halbinsel Araya gelegene 14 Klm. lange und bis 5 Klm. breite, bergige Insel.	10° 44′ — 10° 48′ n. Br. 63° 59′ — 64° 6′ w. L.	?		
Cuagua oder Cubagua.	Gehört zu Venezuela.	Liegt wenige Klm. südlich von Margarita, ist etwa 10 Klm. lang und 3—5 Klm. breit; war früher wegen seinen reichen Perlenbänken von Wichtigkeit.	10° 48′ — 10° 51′ n. Br. 64° 15′ — 64° 21′ w. L.	?	—	—
Curaçao.	1627 von den Spaniern in Besitz genommen. 1634 von den Holländern erobert u. ist mit Ausnahme der unter englischer Herrschaft verbrachten Jahre von 1798—1801 u. 1807—1814 holländisch geblieben.	Eine 4—13 Klm. breite, von S.O. nach N.W. auf 56 Klm. Länge sich ausdehnende kahle Felseninsel, auf welcher nur durch großen Fleiß der Anbau tropischer Gewächse ermöglicht wird.	12° 4′ — 12° 22′ n. Br. 68° 49′ — 69° 18′ w. L. 550 □ Klm.	22.345 E.	Willemstad, an der Südküste, Sitz des Gouverneurs, 8.400 E. Santa Cruz, an der Westküste.	Zucker, Baumwolle, Tabak, Maniok, Mais, Bananen, Cacao, Vieh, Pferde. Salz. Liqueur. Plantagenbau, Viehzucht, Salzgewinnung, Branntweinbrennerei.
Los Hermanos.	Gehören zu Venezuela.	Eine Gruppe von 4 kleinen Inseln, unter welchen Orquilla mit ca. 2 Klm. Länge und Breite, die größte.	11° 48′ — 11° 52′ n. Br. 64° 30′ — 64° 34′ w. L.	Unbewohnt.	—	—
Los Roques.	Gehören zu Venezuela.	Eine Gruppe von etwa 20 kleinen, von zahlreichen Riffen umgebenen Inseln; unter letzteren Cayos Grande die größte; sie bildet ein gleichseitiges Dreieck von ca. 12 Klm. Seitenlänge.	11° 45′ — 12° 0′ n. Br. 66° 37′ — 70° 1′ w. L.	Unbewohnt.	—	—
Margarita oder Nueva Sparta.	1498 von Colombo entdeckt; ging aus spanischem in venezuelischen Besitz über.	Die Insel besteht aus zwei durch eine niedere, schmale Landenge verbundenen Theilen und besitzt eine Längenausdehnung von ca. 80, bei einer größten Breite von 27 Klm. Der im westlichen Theile zu 1352 M. Höhe sich erhebende Cerro Macan ist der höchste Punkt der größtentheils bergigen Insel. Die steile, vielfach gegliederte Küste enthält einige gute Häfen.	10° 51′ — 11° 11′ n. Br. 63° 55′ — 64° 31′ w. L. 1145 □ Klm.	30.983 E. (1871.)	Asuncion, oder Asumption, 2.758 E., mit dem Freihafen. Pampatar, an der Ostküste. Norte, an der W.-Küste. Sabana Grande, im Innern des östlichen Theiles.	Zucker, Kaffee, Cacao, Bananen. Mais. Plantagenbau, Schifffahrt, Perlenfischerei (nicht von Belang).
Orchilla.	Gehört zu Venezuela.	Eine als Dreieck gestaltete, 12 Klm. lange und 3 Klm. breite, von zahlreichen Riffen umgebene, bergige Insel.	11° 48′ — 11° 51′ n. Br. 66° 11′ — 66° 18′ w. L.	?	—	—
Tortuga.	Gehört zu Venezuela.	Eine 25 Klm. und bis 13 Klm. breite, bergige Insel.	10° 55′ — 10° 59′ n. Br. 65° 17′ — 65° 30′ w. L.	Unbewohnt.	—	Schildkröten.

(Forts. s. nächste Seite.)

Digitized by Google

Namen der Inseln.	Geschichte.	Natürliche Beschaffenheit.	Lage und Größe.	Bevölkerung.	Wichtigste Städte.	Haupterzeugnisse und Erwerbszweige.
Trinidad.	1498 von Colombo entdeckt, 1543 von den Spaniern besetzt, seit 1797 englisch.	Gehört der Lage nach zu den kleinen Antillen „im Winde", theilt jedoch nicht mit denselben die klimatischen Eigenthümlichkeiten. Die Insel bildet ein durch 3 Halbinseln gehörntes Viereck von 77 Klm. Länge und 60 Klm. Breite. Drei Ketten von hohen Hügeln, die Fortsetzungen der Küstengebirge von Venezuela, scheiden die Insel in 2 breite Thäler, in welchen mehrere, zum Theil schiffbare Flüsse nach O. und W. ihren Lauf nehmen. Die nördlichste Kette längs der auf 93 Klm. sich ausdehnenden Nordküste, ist mit dem ca. 1000 M. messenden Tucuche die höchste. Die südlichste Kette an der 109 Klm. langen Südküste ist die niedrigste. Das Innere der Insel ist eine Waldwildniß. Merkwürdig sind der Asphaltsee (s. Text) und die Schlammvulkane. Die Insel ist als orkanfreie Flottenstation wichtig. Die Temperatur schwankt zwischen 21 und 30° C.	10° 2′ — 10° 50′ n. Br. 60° 55′ — 62° 0′ w. L. 4544 □ Klm.	109,638 E. (1871.)	Puerto España, oder Port of Spain, oder Spanish Town, am Golf von Paria, schöner, befestigter Hafen, 20,000 E. Anna Parima, S. Fernando, Hafen am genannten Golf. S. José de Oruna, im Innern, ehemalige Hauptstadt.	Zucker, Kaffee, Cacao. Baumwolle, Indigo, Tabak, Asphalt. Werth der Ausfuhr: 25 Mill. M. Plantagenbau, Schifffahrt.

D. Die Bahama- oder Lucayischen Inseln.

Namen der Inseln.	Beschaffenheit der Insel, wichtigste Plätze.	Lage, Größe und Einwohner.	Produkte und Gewerbe.
Die Gruppe der Bahama- oder Lucayischen Inseln.	Die Bahama-Inseln, die ersten Eilande, welche Colombo auf seiner ersten Reise 1492 entdeckte, wurden 1629 von Engländern colonisirt, 1641–1697 von den Spaniern und dann bis 1703 wieder von den Engländern in Besitz genommen. Unter der nun folgenden französischen Herrschaft waren die Inseln ein Sammelplatz der Flibustier, bis 1718 eine geordnete Regierung eingesetzt wurde. 1781 an Spanien abgetreten und 1782 vorübergehend von den Amerikanern besetzt, gingen sie 1783 in englischen Besitz über und sind in demselben verblieben. — Die Gruppe besteht aus 12 großen, 661 kleinen Inseln (Keys oder Cayos) und 2387 aus der See hervorragenden Klippen und Bänken. Alle diese Eilande erheben sich an den Rändern großer Korallenbänke und charakterisiren sich, aus felsartig gewordenem Korallenkalk bestehend und durch mehr oder weniger deutlich Fischhakengestalt ausgezeichnet, als in ihrem Bau unvollendete Korallen-Inseln. Sie sind meist unter 30 M. hoch, manche nur wenige Decimeter, während die höchsten sich bis zu 122 M. erheben. — Der Boden ist meist sandig und felsig und eignet sich nur für Baumwuchs, Mais und Hülsenfrüchte. Quellen sind selten, zum Trinken Cisternenwasser. Auf vielen Inseln große Salzseen, welche mit der Ebbe und Fluth fallen und steigen. Klima warm und gesund; im Winter 15–21° und im Sommer 24–30° C. Häufige Wirbelstürme. Die Schifffahrt in dem durch seine Durchsichtigkeit ausgezeichneten Wasser dieses Inselmeeres ist der vielen Klippen und Bänke wegen sehr gefährlich.	19° 52′ *) — 27° 22′ n. Br. 68° 48′ — 80° 35′ *) w. L. *) Südspitze der Navidad Bank. *) Westrand des Salt-Key 15,580 □ Klm. 39,162 E. (1871), davon 5,500 Weiße, 32,662 Farbige.	Salz, Südfrüchte, besonders Ananas und Orangen. Baumwolle, Mais, Bataten, Manioc, Melonen, Arrowroot; Kork-, edle Tischler- und Schiffsbauhölzer. Seeschwämme, Schildkröten. Werth der Ausfuhr im Jahre 1871: 4 Mill. M. Schifffahrt, Salzgewinnung. Holzschlagen, Schildkrötenfang, Fischerei. Obst- und Hülsenfruchtbau, Viehzucht. (Schafe und Schweine.)

(Forts. s. nächste Seite.)

Namen der Inseln.	Beschaffenheit der Insel, wichtigste Plätze.	Lage, Größe und Einwohner.	Haupterzeugnisse und Erwerbszweige.
Abaco, Groß- oder Lucaya.	Die wichtigsten der Inseln sind: Auf der Ostseite der Kleinen Bahama-Bank, ist 130 Klm. lang, in der Mitte 28 Klm. breit und erreicht an der Südostküste die Höhe von 27 M. Carleton, erste englische Niederlassung auf den Bahama-Inseln.	25° 47′ — 26° 47′ n. Br. 77° 4′ — 77° 40′ w. L. 1540 □ Klm. 1.900 E., einschließl. Kl. Abaco	
Abaco, Klein-.	Die durch einen schmalen Kanal getrennte nordwestliche Fortsetzung von Gr. Abaco; ist etwa 42 Klm. lang und 8 Klm. breit.	26° 48′ — 26° 56′ n. Br. 77° 35′ — 77° 59′ w. L.	
Acklin.	Liegt mit Crooked Island auf ein und derselben Bank, ist bei einer Richtung von N. nach S. und S.W. 83 Klm. lang und 1,8—13 Klm. breit. Im mittleren Theile erhebt sich ein Hügelzug von 60 M. Höhe. Unweit der Südwestspitze das kleine Castle-Island.	22° 10′ — 22° 47′ n. Br. 73° 52′ — 74° 7′ w. L. 400 E.	Salz.
Andros-Inseln.	Eine Gruppe niederer bewaldeter Inseln, welche nur durch schmale Wasserläufe von einander getrennt, sich als Theile eines 166 Klm. langen Eilands darstellen. Den nördlichen 18—70 Klm. breiten Theil bildet die Insel Andros, den südlichen, etwa 36 Klm. in der Breite messenden, die Insel Espiritu Santo. In einem Dünenzuge der Ostküste, welche von dem 200 Klm. tief in die große Bahama-Bank eintretenden Golf von Providence bespült wird, erreicht das Eiland seine höchste Erhebung von 21—27 M. Im Innern große Salz- und Süßwassersümpfe.	23° 42′ — 25° 10′ n. Br. 77° 37′ — 78° 31′ w. L. ca. 800 E.	Cedernholz, Schwämme, Schildkröten.
Bahama.	Auf der Südseite der kleinen Bahama-Bank gelegen, ist 120 Klm. lang, 9—13 Klm. breit und 12—15 M. hoch; sehr bewaldet. Niederlassungen nur an der Südküste.	26° 28′ — 26° 47′ n. Br. 77° 43′ — 79° 4′ w. L. 908 □ Klm. ca. 1,000 E.	
Bemini-Inseln.	Zwei kleine, etwa 11 Klm. im Umfang messende, 12 M. hohe Sandinseln. Sie liegen mit Gun-, Beaks-Cay, Riding-Rocks und Orange-Cay am Westrande des nordwestlichen Endes der großen Bahama-Bank.	25° 42′ u. Br. 79° 20′ w. L.	Schwämme.
Berry-Inseln.	Eine halbkreisförmig angeordnete Gruppe kleiner bewaldeter 15—18 M. hoher Cays, am Ostrande des nordöstlichen Endes der großen Bahamabank. Die größte dieser Inseln ist Great Harbour, welche etwa 10 Klm. lang und 2 Klm. breit ist.	25° 19′ — 25° 48′ n. Br. 77° 45′ — 78° 10′ w. L.	
Caicos-Inseln.	Erheben sich als eine Kette langgestreckter, schmaler 10—30 M. hoher Inseln am Nordrande der Caicos-Bank. Sie sind bewaldet; wenig bewohnt. Die wichtigsten der Inseln sind: Ost-, Groß-, Nord-Caicos, Providenciales- und West-Caicos.	21° 17′ — 22° 0′ n. Br. 71° 28′ — 72° 30′ w. L.	Südfrüchte, Mais.
Cat-Island oder falsche San Salvador.	Eine hakenförmig gestaltete Insel von 78 Klm. Länge in nordwest-südöstlicher und 28 Klm. in ostwestlicher Richtung. Ihre Breite beträgt 5—7 Klm. und ihre Höhe 61—122 M. Das Eiland ist sehr fruchtbar, gut angebaut und nicht sumpfig. Wurde fälschlicher Weise für Colombo's San Salvador gehalten.	24° 6′ — 24° 43′ n. Br. 75° 18′ — 75° 49′ w. L.	
Conception.	Eine 5 Klm. lange, 3 Klm. breite und 27 M. hohe Insel, auf einer mit gefährlichen Riffen besetzten Bank zwischen Watlings- und Long-Island.	23° 51′ n. Br. 75° 7′ w. L. Unbewohnt.	
Crooked Island.	Erhebt sich am Nordrande einer großen, dreieckförmigen Bank, deren Ostseite die Acklin-Insel einnimmt. Die nach ihrer mehrfach gebrochenen, gekrümmten Längenrichtung „Crooked" genannte Insel, besitzt eine Länge von 52 Klm. bei einer bis zu 9 Klm. anwachsenden Breite und erreicht in einem Hügelzuge die Höhe von 60 M. An der Westküste Pittstown mit Hafen.	22° 43′ — 22° 52′ n. Br. 74° 3′ — 74° 25′ w. L. 192 □ Klm. 680 E.	Salz, Hülsenfrüchte.

(Forts. s. nächste Seite.)

Tabellarische Uebersicht über die wichtigsten westindischen Inseln. (Fortsetzung.)

Namen der Inseln.	Beschaffenheit der Insel, wichtigste Plätze.	Lage, Größe und Einwohner.	Haupterzeugnisse und Erwerbszweige.
Eleuthera.	Am Nord- und Ostrande eines nach NO. halbinselartig hervortretenden Theiles der großen Bahama-Bank gelegen, dehnt sich die 1–9 Klm. breite Insel von S. nach N. auf 59, dann nach NW. auf 31 und endlich nach SW. auf 26 Klm. Länge aus; höchste Erhebung ein 9—15 M. hoher Dünenzug. Der Boden ist fruchtbar. Mehrere Häfen: Rock Sound, an der Westküste, 500 E. Governor Harbour, eben daselbst, Savannah Sound, an der Ostküste 300 E.	24° 40′ — 25° 33′ n. B. 76° 10′ — 76° 54° w. L. etwa 260 □ Klm. ca. 4,000 E.	Ananasbau.
Exuma-, Groß-	Am Ostrande der großen Bahama-Bank ist 46 Klm. lang, 2–9 breit und an der Nordküste 9—30 M. hoch. Bewaldet, ohne Salzsee, nur die flache Südküste sumpfig. Die Nordküste mit zahlreichen kleinen bewaldeten Inseln und Riffen umgeben. — Exuma, Hafen an der Westküste.	23° 28′ — 23° 45′ n. Br. 75° 41′ — 76° 3′ w. L. 250 □ Klm. 2,000 E.	Holz und Früchte.
Exuma, Klein-	Die durch einen schmalen Kanal getrennte südöstliche Verlängerung der letzten Insel, ist 15 Klm. lang und etwa 2 Klm. breit; enthält einen Salzsee. Südöstlich schließt sich die kleine Insel Hog an.	23° 26′ — 23° 30′ n. Br. 75° 35′ — 75° 41′ w. L. 160 E.	Salz.
Fortune-Island.	Am Westrande der Crooked-Island-Bank. 16 Klm. lang, 0,5—2 Klm. breit und an der Ostküste 33 M. hoch; enthält einen Salzsee.	22° 35′ — 22° 42′ n. Br. 74° 20′ — 74° 25′ w. L. 350 E.	Salz.
Harbour-Island.	Die südlichste der die Nordspitze von Eleuthera im Osten umlagernden Inseln, ist 5,5 Klm. lang, 1 Klm. breit und in den Dünen 15 M. hoch. An der Westküste ein Hafen mit Stadt, welche als die gesundeste der Bahama-Inseln gilt.	25° 31′ n. Br. 76° 41′ w. L.	Salz.
Inagua, Groß-	Eine 83 Klm. lange und in der Mitte 33 Klm. breite Insel mit einer nach NO. sich erstreckenden 18 Klm. langen Halbinsel. An der Ost- und Südküste mehrere 9–40 M. hohe, mit Gesträuch und Zwergpalmen bedeckter Hügel. Das Innere der Insel ist flach und wird von Salzseen eingenommen. Mehrere Häfen. Mathew Town, an der Westküste, 944 E. Bedeutender Salzhandel.	20° 55′ — 21° 22′ n. B. 73° 2′ — 73° 42′ w. L.	Salz.
Inagua, Klein	9 Klm. nördlich von der Halbinsel von Groß-Inagua, bildet nahezu ein Rechteck von 15 Klm. Länge von O. nach W. und 9 Klm. Breite. An den Küsten Hügelketten von 18 M. Höhe.	21° 27′ — 21° 33′ n. Br. 72° 55′ — 73° 5′ w. L. Nicht bewohnt.	
Jumentos Cays.	Erheben sich als eine Kette niedriger kleiner Inseln am Rande einer Einbuchtung im südöstl. Theile der großen Bahama-Bank. Ragged Island, Racoon-, Flamingo- und Water-Cay sind die größten dieser Inseln, die vorletzt genannte ist mit 39 M. Höhe die höchste. Sie werden durch Salzlagunen ausgezeichnet.	22° 8′ — 23° 10′ n. Br. 75° 26′ — 75° 57′ w. L.	Salz.
Long-Island oder Yuma.	Am Ostrande der großen Bahama-Bank, ist 105 Klm. lang und 2–6 breit und erreicht an der Ostküste die Höhe von 15 M. Die Insel enthält 14 Salzseen. In einer Einbuchtung der Ostküste der Hafenort Clarence mit 140 E.	22° 51′ — 23° 41′ n. Br 74° 50′ — 75° 25′ w. L. 2,571 E.	Salz.
Mariguana.	Eine bewaldete 46 Klm. lange, 3–11 Klm. breite und bis 27 M. hohe Insel. Die Bewohner sind in der Beisy-Bay an der Westspitze angesiedelt.	22° 16′ — 22° 25′ n. Br. 72° 45′ — 73° 10′ w. L. 30 E.	Holz.
New Providence.	Die wichtigste der Bahama-Inseln ist von ovaler Gestalt, 30 Klm. lang und 11,5 Klm. breit. Länge der Nordküste und in der Mitte der Insel erheben sich niedrige Hügelzüge von 24–40 M Höhe. Der südliche Theil ist flach und mit Salzsümpfen und mit Fichtenwald bedeckt. Die Küste enthält mehrere Buchten. Nassau, an der Nordküste, großer Hafenplatz und Sitz der Regierung. Adelaide und Moß, an der Südwestküste.	24° 58′ — 25° 5′ n. Br. 77° 19′ — 77° 35′ w. L. 440 □ Klm. 8,000 E.	Holz. Bedeutender Handel.

(Schluß s. nächste Seite.)

Digitized by Google

Namen der Inseln.	Beschaffenheit der Insel, wichtigste Plätze.	Lage, Größe und Einwohner.	Haupterzeugnisse und Erwerbszweige.
Plana Cays.	Zwei kleine zwischen Mariguana und Acklin gelegene Inseln; die östliche mißt 9 Klm. in der Länge, 0,6 Klm. in der Breite und bis zu 21 M. in der Höhe. Die westliche ist 5 Klm. lang, 2,5 Klm. breit und 13 M. hoch.	22° 35′ — 22° 37′ n. Br. 73° 29′ — 73° 38′ w. L.	
Providenciales.	Zwischen Nord- und West-Caicos am Nordwestrand der Caicosbank gelegen, stellt sich dar als ein gleichseitiges Dreieck von 10 Klm. Seitenlänge, vergrößert um eine nach Osten gerichtete, schmale, etwa 8 Klm. lange Halbinsel.	21° 45′ — 21° 52′ n. Br. 72° 11′ — 72° 22′ w. L.	
Royal Island.	Die größte der die Nordspitze von Eleuthera im Westen umlagernden Inseln, ist 8 Klm. lang, sehr schmal und in einigen bewaldeten Hügeln etwa 22 M. hoch. Von den anderen Inseln dieser Gruppe sind noch Groß- und Klein-Egg-Island zu nennen.	25° 32′ n. Br. 76° 48′ — 76° 52′ w. L.	
Rum Cay.	Von Ost nach West 17 Klm. lang, im W. 3,7 und im O. 9 Klm. breit und 27 M. hoch. An der Südküste der befestigte Hafen Nelson.	900 E.	
Samana oder Atwoods Cay.	Eine 16 Klm. lange, 2,7 Klm. breite und ca. 30 M. hohe, hügelige Insel.	23° 5′ n. Br. 73° 41′ — 73° 50′ w. L. Unbewohnt.	
San Salvador, s. Watlings Island.			
Turk-Inseln, nach der turbanähnlichen Form der auf den Inseln vorkommenden Cacteen so benannt.	Die östlichste Gruppe der Bahama-Inseln besteht aus 9 auf einer gemeinschaftlichen Bank sich erhebenden Cays. Sie enthalten Salzlagunen, sind unfruchtbar und nur mit niederem Gesträuch und Cacteen bedeckt. Die größte der Inseln, Grand Turk, ist von N. nach S. 10 Klm. lang, etwa 2 Klm. breit und 24 M. hoch. An der Westküste die Hauptstadt der Gruppe.	21° 10′ — 21° 31′ n. Br. 71° 5′ — 71° 15′ w. L. 4,723 E. (1871.)	Salz.
Watlings-Island oder Guanahani, oder San Salvador.	Die erste Insel der neuen Welt, welche Colombo auf seiner ersten Entdeckungsreise, am 12. Oct. 1492 betrat, ist von N. nach S. 12 Klm. lang und 9—13 breit. Im Innern mehrere Salzseen, durch 30—42 M. hohe, bewaldete Hügelketten von einander geschieden. Die Insel gilt als die fruchtbarste der Bahama-Gruppe.	23° 56′ — 24° 7′ n. Br. 74° 28′ — 74° 36′ w. L. 500 E.	Salz. Salzgewinnung, Schafzucht und Obst- und Gemüsebau.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google